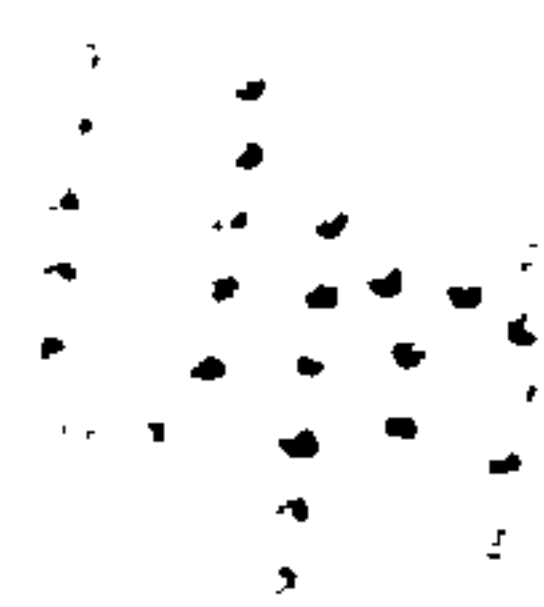


# Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.



Dreiundachtzigster Band.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

1913

die Zeit

Wurass.

4-23-31

23211

# Inhalt.

Agadir, vor f. Berlin-Paris.	Deutsche Staatspapiere f. Krisis.
Aktionärrechte . . . . . 165	Diamanten f. Luzzuwerth.
Amerikanische Eisenbahnen f. Fünfprozentige.	Dienstpflicht, dreijährige, in Frankreich f. Spektakel.
Amerikanische Geschichte . . . . 153	Disraeli . . . . . 82
Amerikanische Handelsverträge f. U. G. U.	Dreißig Jahre deutscher Dichtung 290
Aesthetik f. Cohens.	Edikt f. Konstantinisches.
Balkan f. Moriz und Rina f. a. Mummenschanz.	Einheit und Fortschritt f. Mummenschanz.
Balkankrieg f. Ursachen f. a. Weidlicher Hengst.	Eisen f. Scheidung.
Balkan-Memorial . . . . . 171	Elektroindustrie f. Scheidung.
„ II . . . . . 205	Erscheinung . . . . . 349
„ III . . . . . 239	Felix Austria? f. Balkan- Memorial II.
Bankenkartell . . . . . 406	Frankreichs Wehrmacht f. Berlin-Paris.
Banknoten f. Kapitalsteuern.	Frißengedichte . . . . . 300
Berlin-Paris . . . . . 103	Fünfprozentige . . . . . 296
Bethmann-Hollweg im Reichs- tag f. Weidlicher Hengst.	Für Schlesien . . . . . 169
Bismarck, nach f. Berlin- Paris.	Gefahr für die Geisteswissen- schaften, eine . . . . . 16, 421
Botschafterreunion f. Balkan- Memorial II.	Geisteswissenschaften f. Gefahr f. a. Lamprecht.
Briefe . . . . . 429	Geldpolitik . . . . . 338
Bulgarien f. Balkan-Me- morial.	Genschow & Co. f. Aktionär- rechte.
Bürgermeister f. Juristen.	Geschichte f. Amerikanische.
Büßer . . . . . 189	Gold f. Luzzuwerth.
Cabinen f. Moriz und Rina.	Gossudar aller Glaven, f. Mummenschanz.
Chinesische Anleihen f. Fünf- prozentige.	Goethes Naturbetrachtung . . . 358
Clemenceau f. Spektakel.	Heeresvermehrung für Schlesien f. Für Schlesien.
Cohens Aesthetik . . . . . 123	Hochzeitschüsseln, kalte f. Spe- takel.
Dante als Politiker . . . . . 341	Jahrhundertfestspiel in Bres- lau f. Mummenschanz.
Deutsche Botschaft, die, in Petersburg . . . . . 259	Jahrhundertswellern f. Mum- menschanz.
Deutsche Dichtung f. Dreißig Jahre.	



Jubiläumthaler f. Moriz und Rina.		Redl f. Trigeminus.	
Juristen als Bürgermeister . . . . .	28	Referendarßjammer . . . . .	305, 373
Kanada-Aktien f. Krisis.		Reichstag f. Petits Fours.	
Kapitalsteuern . . . . .	65	Reichstagsfränzchen f. Weidlicher Hengst.	
Königsohn, der . . . . .	145	Religion f. Russische.	
Konstantinisches Edikt und Papstthum . . . . .	226	Rentenkapital . . . . .	437
Krisis? . . . . .	369	Russische Finanzen f. Geldpolitik.	
Krupp & Co. f. Spektakel.		Russische Religion . . . . .	88
Kunst und Wissenschaft f. Petits Fours.		Scheideweg?, am . . . . .	99
Lamprecht, Karl, an . . . . .	230	Schewket Pascha f. Mummenschanz.	
Lazzi f. Balkan-Memorial II.		Schiffahrt f. Scheideweg.	
Liebe, die große . . . . .	284	Schlesien f. Für Schlesien.	
Londoner Friede f. Trigeminus.		Siebenschläfer . . . . .	409
Luftschiffahrt f. Wissenschaftliche.		Skutari . . . . .	137
Luxuswerth . . . . .	134	Slava f. Balkan-Memorial III.	
Macédoine f. Trigeminus.		Spektakel . . . . .	273
Moden f. Moriz und Rina.		Stadtbahn f. Petits Fours.	
Morgan, f. Kapitalsteuern.		Starker Tabak . . . . .	25
Moriz und Rina . . . . .	1	Synopsis f. Balkan-Memorial III.	
Mummenschanz . . . . .	375	Tabak f. Starker.	
Nancy f. Berlin-Paris f. a. Petits Fours.		Telepathie . . . . .	130
Nemes, der Sammler . . . . .	322	Tigers Zahn, des f. Spektakel.	
Nicola f. Balkan-Memorial II.		Trigeminus . . . . .	307
Oesterreichische Staatsanleihen f. Orientalia.		Ursachen des Balkankrieges, die	48
Orientalia . . . . .	196	U. G. U. . . . .	269
Orientbahnen f. Orientalia.		Verse . . . . .	15, 265
Ozanam . . . . .	335	Vita vecchia . . . . .	397
Papstthum f. Konstantinisches.		Waffen und Munition . . . . .	234
Petits Fours . . . . .	69	Wehrsteuer f. Moriz u. Rina.	
Philippe, Charles-Louis . . . . .	50	Weidliche Hengst, der . . . . .	35
Pius X. f. Petits Fours.		Weltanschauung der Halgebildeten, die . . . . .	388
Polnischen Bauern, die . . . . .	144	Wilson, Woodrow . . . . .	199
Recht, daß, auf den Tod . . . . .	294	Wilson f. a. Petits Fours.	
		Wissenschaftliche Luftschiffahrt .	350
		Ziel, daß f. Balkan-Memorial I.	



Berlin, den 5. April 1913.

## Moriz und Rina.

Kressin, Quasimodo 1913.

Freundwillig lieber Herr Bruder!

Daß Deine Reden mit eisernem Griffel auf Blei geschrieben, zu ewigem Gedächtniß in einen Fels gehauen würden! — Paßt auf den unheiligen Moriz nicht schlechter als auf den Frommen aus Uz, den kein Eliphas zum Heuchler frumm hämmern konnte. Und als ich in aller Herrgottsfrühe gelesen hatte, stand der Entschluß fest, meinen Knick zu machen. Ohne Komplimentirerei: Bist bei mir obenauf. Wurscht (comme dit l'autre)? Nie bezweifelt. Hindert aber nicht, daß auf die alten Tage mein gläubiges Herze dem Bruder zuwächst. Wo es um Staatliches geht; nicht, versteht sich, im Hinterpommern meines Glaubens, daß längst die Hoffnung aufgab, Dir, als reuig Heimkehrendem, je noch ein Kalb zu schlachten. Im Weltlichen: auf höchster Mittagshöhe. Trotz Magengefahr möchte herunterschlucken, was, Jahre lang, an Widerspruch über die Zähne kam. Rein behaglicher Zustand. Bis in aschgraue Unendlichkeit klüger schienst mir stets; doch ich saß warm in tröstender Zuversicht, freute mich mit alternen Augen an der grünen Hecke und dachte: Allzu viel Scharfsinn verfehlt die Kerbe. Aus. Grinsest freilich und meinst, ich sei, wie (toute proportion gardée) der Einzige von übermorgen, bis ins Bahrtuch dem Teutonenteufel verschrieben und dürfe deshalb



nicht in Frommheit paradiren. Vielleicht; muß so verbraucht werden. Und stöhne selbst, weil er mich fester als jemals an der Rinnfette hat. Seit dem Hochzeitspektakel. War für abgetragene Nerven wohl ein Bißchen zu viel. Die ganze Bude umräumen, Hekreise nach Berlin, um alles Nöthige, Hals über Kopf, selbst zu besorgen, vier Tage lang das Häußchen dick voll und die Seele nicht gerade in Meeresstille: Das setzt sich nicht in die Kleider. Wenn Mieke nicht Rüche, Dein gräßlich sachkundiger Schwager Keller abgenommen hätte, wär's nicht gegangen. Ihr wolltet ja, nett wie immer, Alles machen und riefet: A Berlin! Da wäre aber, erstens, nähere und weitere Verwandtschaft des Herrn Geheimen Kommerzienrathes (Geheimrath ist für mich was Anderes und soll's bleiben) nicht abzuwimmeln gewesen; und man mußte, zweitens, doch zeigen, daß man sich nicht lumpen läßt. Ueberstanden; gut: da sogar der Freundwillige mit Worten streichelte. Mindestens ohne lauten Mißklang. Danach aber schwachmatt. Sechs Wochen nur Familiäres ist auch für mütterliche Gemüther happig. Weißt noch, wie mich in NW ausspottetest, weil nicht der geringste Hang mehr, für's Römische Reich zu sorgen? Der verhuzelt, wenn Aufgebot, Herberge, Uhung, Plaisir zu bereiten und fünfzig Verwöhnte in einer Landflitsche anständig zu amüsiren sind. Die Ruhe schmeckte. Gesellschaftlich Verpflichtendes war im Ramsch abgethan oder mit einleuchtendem Vorwand wegzuschieben. Von beiden Paaren kamen muntere Berichte und die Seligkeit des Jungen. (dessen Luisechen schon in Portosino die Beschwerden des family way zu spüren beginnt) half durch die Winterzeit am stillen Herd. Die, obendrein, für Adolf, weil wenig Kälte, die beste seit Jahren war. Daß, so zu sagen, Innerste schrie aber nach Labe. Ein milder Februar in Paris wäre nicht schlecht gewesen. Nach Hochzeit und vor Vermögensabgabe nichts für arme Leute. Da trieb Heißhunger sacht wieder ins Allgemeine. Leider. Denn nun ist die Stimmung so gründlich verbagelt, daß der Mann Deiner Wahl seine Freude dran hat und selbst der unwahrscheinlich frühe Lenz keine Heiterkeit aus den Knollen zaubert. Ostern war draußen hübsch, drinnen ohne helles Geläut und auferstehende Hoffnung. Und jetzt blickt das Auge auf Aurifel und Anemone (im März!), auf junges Grün und Rastanienknospen, als käme in Nebeln schon der grämliche Herbst angeschlichen und murmelte zwischen schwarzen Freß-



stümpfen: Dießmal, Cippshaft, giebt's nur 'ne grüne Coullisse; wirfst Du um die Frühlingblust ohne Erbarmen geprellt.

Daß Jahr konnte so schön sein. Trotz Türken und Balkanwütherichen ernsthafte Freude bringen. Ein Fest, daß jeder christliche Preuße mitfeiern konnte, und einen Stolz, der nicht aus großem Mund zu reden braucht. Scharnhorst, Gneisenau, Blücher, Stein, Nord: selbst der kressiner Hausherr wird fast andächtig, wenn er die Namen nennt. Hörst noch Vater erzählen? Mit dem letzten Brand in den armen Zehen wurde er dann wieder jung. Und immer der Schluß: „Daß bleibt uns.“ Ist's geblieben? Merke nichts. Pakke hatte sich einen Jubelthaler verschafft; mit dem geprägten Bild und der Aufschrift: „Der König rief und Alle, Alle kamen.“ Ob der Vers von Schiller sei. Adolf, auf allen Verstandeshufen beschlagen, trabte los. Schiller? Wohin solche Rutscherseele denkt! Von Claren ist der Kram; von einem der eßligsten Geschmacksverderber, die Deutschland je erdulden mußte; von einem Kerl, den der sanfte Hauff schon, wegen platter Gemeinheit und schleimiger „Pifanterie“, an den Pranger geschnürt hat. „Den sucht uns Herr Bethmann aus. Der, nicht etwa Schiller oder Kleist, muß das Motto fürs Feiertag liefern. Warum? Weil der Rujon den Staatsanzeiger redigirt hat; und weil aus seinen Worten Unwissende schließen könnten, der König habe wirklich gerufen. Ist ihm nicht eingefallen. Der König hat die besten Männer, Stein, Scharnhorst, Nord und manchen Andern, spottschlecht behandelt, sich, so lange es irgend ging, gegen den Entschluß zum Krieg gesträubt und erst gerufen, als Stummheit auf dem Thron nicht mehr möglich war und die Russen auf ihrem tauroggener Schein standen. Für den Geldmacher Heun, der seinen Quark unter dem Decknamen Claren ins Breite spedirte, war der über die Futterkrippe verfügende König der glorreichste Held. Drum prangt der Mimiklacker jetzt auf königlich preußischer Münze. Ein kleiner Skandal, der in dem großen, täglichen ungerochen mitschwimmt.“ Ein Auszug nur; kannst Dir das Ganze allein vorstellen. Auch, daß ich's nicht glauben wollte. Stimmt aber. Viele Sommer sind hin, seit Hauff's „Mann im Mond“ uns ergözte; doch den Krach, den's gab, weil die magere Lise Claren geschmökert hatte, werden nie vergessen. Heute: Nationaldichter für die höchsten Feiertage. Muß denn durchaus Alles verefelt werden? Die Leute sind nicht mehr pfahlblind und



stodtlaub wie donnemals; und wenns Fragen regnet, schämt Unser-  
 eins sich die Augen aus dem Kopf. Du alte Preußenherrlichkeit!  
 Kann nicht länger mit. Da war die Verlobung der jungen Prin-  
 zessin. Jeder freute sich. Ein schwarzer Stein weniger auf unserer  
 Brettseite. Warum aber nicht im Elternhaus, wie sonst in guten Fa-  
 milien? Warum, ohne Vater Welf und Mama Dänin, in Karls-  
 ruhe, Braut und Mutter dann nach Gmunden und der lange März  
 ohne Gegenbesuch? Empfindlichkeiten schonen: gehört sich; darf  
 aber nicht aussehen, als müsse Entschuldigung erbeten und die  
 unfassbare Auszeichnung mit Resignation bezahlt werden. Auch  
 die Photographie, für die sich die Braut auf den Gartentisch gesetzt  
 hatte, wäre im Engsten besser aufgehoben gewesen. Späße fröh-  
 licher Jugend; in Wochenblättern als offizielles Bild der verlobten  
 Kaisertochter: nicht mein Fall. Dann Cabinen. Hier, wo Verhält-  
 nisse und Personen halbwegs bekannt, von Herrschaft und Gesinde  
 einen Monat lang durchgehechelt. Jetzt heißt's, daß in Ordnung  
 kommt; dem angeblich wegen Untauglichkeit „'rausgeschmissenen“  
 Pächter auf sein Immediatgesuch vom fünfzehnten Februar eine  
 huldvolle Antwort gegeben, hohes Schmerzensgeld und die Krone  
 Bierter auf die Wunde gepappt wird. Ein wahrer Segen; nur  
 etwas spät. Schafft auch die Thatsache nicht aus der Welt, daß  
 man den Allerdurchlauchtigsten falsche Ziffern und unbegründete  
 Kränkung aussprechen und durch die Druckmaschine verbreiten  
 ließ. Des Herrn Kanzlers Excellenz stand daneben und blieb, wie  
 Aphrodite vor Paris, stumm. Wenn Adolf, auch nur vor Nach-  
 barschaft, über ein lebendiges Hausmöbel so geredet hätte, wäre  
 Deine Schwester dazwischen gesprungen. Weil sie nicht fleht und  
 sich die Berwegenheit erst mit dem Althem abgewöhnen wird. Holl-  
 weg will bleiben und, wenn geschieden sein muß, nach Straßburg  
 (die Pension langt nicht fürs Standesgemäße); nicht also zu Allem.  
 „Lasset mir den Ehdorf in Ruhe!“ Das hat, mehr als einmal, die  
 festesten Westpreußen eingeschüchtert. Trotzdem der Hinweis, daß  
 es irgendwo hapern müsse, wenn ein Kaiserlicher Bevollmächtigter  
 im Kreis eine so schlechte Stellung habe, schließlich nicht den Kopf  
 kosten konnte. Wer aber riskirt noch das Kleinste? Von gutem  
 Preußenadel kam Heiterkeit, Beifall, Dank für die Roggenrede.  
 Habe das Blatt in Vaters Bibel. An Bußtagen nachzulesen.

Das Europäisch-Türkische so durchsichtig wie eine biß an den



Pfropfenhaß volle Tintenflasche. Wenn nicht Neujahr voraus-  
 gesagt hättest, man werde, um Oesterreichs Schwikur zu ver-  
 längern, die Sache bis ins Frühjahr hinziehen, sände mich gar  
 nicht zurecht. Raum noch lesbar. Bombensicher nur, daß für uns  
 kein Bröckchen abfällt und daß gegen unsere Türkenchwärmerei  
 kein Kraut gewachsen ist. Habe für Serben, Kroaten und ähnliche  
 Pflanzen nichts übrig. Besser als Haremsgelichter sind sie aber,  
 fürs Erste auch nicht auszujäten; und schlagen sich, daß sogar der  
 Marineeidam salutiert. Wir? Zeigen die kalte Schulter und  
 schimpfen. Feinde, sagte Bismarck bei Geflügelpurée, muß man  
 totschlagen oder zu Freunden machen. War einmal. Kannst mir  
 verrathen, was uns die Loblieder auf Herrn Schüfri (oder wie der  
 Pascha sonst heißt) eintragen? Keine Ahnung, ob seine Pflicht er-  
 füllt hat oder ein Stoeßel war, murmelt Adolf; meint, daß auch  
 die Schreiber davon nichts wissen können und daß mit dem Schwert  
 jedenfalls nicht so weit gekommen ist wie mit dem Mund. „Rein  
 Stein bleibt auf dem anderen; ehe ich die Festung dem Feind lasse,  
 sprengte ich mich mit ihr in die Luft. Die Stadt steht noch, hatte noch für  
 eine Weile Lebensmittel; und der General sitzt bei Ferdinand im  
 Hotelzimmer.“ Soldatenblut mußte diesmal für die Bulgaren sein.  
 Felssteinwälle erklettern und eine Festung im Sturm nehmen: Daß  
 war lange nicht. Und wer dafür das Leben einsetzt, weil er die Er-  
 oberung eigener Kraft, nicht fremder Gnade verdanken will, darf  
 allerlei Hochachtung fordern. Noblesse ist aus der Mode. Auch auf  
 das kleine Montenegro wird von allen Seiten eingehauen; weil es  
 nicht schlapp ist. Mit diesem Geist hätten wir vor hundert Jahren  
 nicht gesiegt. Würden auch morgen nicht; denn die dreizehnhundert  
 Millionen machen zwar Kahl fett, bringen aber keinen Willen ins  
 Mark. Uebrigens das Tollste, was je erlebt. Früher wurde Welt-  
 untergang angedroht, wenn für die Armee zweihundert verlangt  
 waren. Jetzt werden wir ermahnt, höchst dankbar zu sein. Für die  
 Versäumniß, die sich nun so bitter rächt, oder für den Muth, der  
 tief in Anderer Taschen greift? Ob nöthig, hoffe, von Dir zu hören.  
 Daß Avancement bis hoch über die Stabsdecke hinaus besser wird,  
 könnte mich freuen, wenn der Junge noch den Rock des Königs  
 trüge. Vorbei. So hat man nur die neue Last, die wieder zwingt, mit  
 anständigem Genuß zu knausern. Ist bei Euch der Enthusiasmus  
 für die Sache wirklich so groß, wie man liest, dann wärs nützlich,



ein paar Fuhren auß Land zu schicken. Hier blüht die Primel-  
 forte nicht. Jeder schüttelt den Kopf, sieht schlechte Zeit und är-  
 gere Leutenoth voraus und bietet die Wette, daß Ordentliches  
 doch nicht drauß werde. Am Meisten verdrießt das unernste  
 Gehabe mit 1813 und die ewige Predigt, Opfer zu bringen. Der  
 Landwehrmajor: „Den Vortritt hat das Königreich. Ich bin  
 nicht der Nächste dazu und warte das gute Beispiel von oben ab.  
 Angeborene Bescheidenheit hindert, mich vorzudrängen. So lange  
 das werthe Reich wie ein Verschwender wirthschaftet und der Un-  
 terthan auß seinem Blättchen erfährt, daß der Kaiserliche Hofstaat  
 für achttägigen Aufenthalt nach Homburg fünfzig Pferde und sech-  
 zehn Automobile mitgenommen hat, kann kein Vernünftiger glau-  
 ben, die Zeit sei wiedergekehrt, wo man das silberne Tischzeug fürß  
 Vaterland hingeben mußte.“ Die Tonart ist nicht vereinzelt. Und  
 oft frage ich mich, was schrecklicher sei: die tiefe Mißstimmung, die  
 man überall fühlt, oder die Heuchelei, die sie verbirgt und sofort  
 stramm steht, wenn ein nicht ganz Zuverlässiger hereinplatzt. Das  
 gabß bei uns noch nie, seit ich mitlaufe. Nicht drei Duzend bekä-  
 mest für den geplanten Aufruf zum Treubund. Und doch ist Einem,  
 als müßte der Mann, der von der richtigen Stelle auß und im rich-  
 tigen Ton spräche, die ganze Schaar der Guten hinter sich haben.  
 Schwindel wirkt nicht mehr; und Zorn schläft nicht fester als ein Hüh-  
 nerhund. Vielleicht erlebenß die Kinder. Wir? Mich überläußtß,  
 wenn von der „ernsten Zeit“ und den „gewaltigen Entscheidun-  
 gen“ höre. Als ob wir danach lebten! Als ob es zu Entscheidun-  
 gen langte! Hochzeit (König und Königin von England, hieß es  
 gestern hier, kommen und Bethmännchen sieht den Himmel voll  
 Geigen), Jubiläum, Kieler Woche etc. pp., im Herbst die Krümel  
 der Jahrhundertfeier. Das ist unsere Welt. Das heißt eine Welt!

Hörst auß Alledem heraus, wie gern fröhlich würde, dann ist  
 dieser von Greisentrübsinn und Märzhize verhunzte Brief nicht  
 ganz umsonst. Lotte will, soll und muß einen besseren haben. Die  
 ist zu beneiden: nicht etwa um den Gefährten, der länger als Ni-  
 non einsig bleibt, sondern um ruhige Zuversicht. Möchte den La-  
 den kennen, wo sie zu kaufen ist. Gratis von Moritz? Verpflichte  
 mich, die Trostrede zu ewigem Gedächtniß in Fels zu hauen. Bitte  
 aber: bald. In mir istß öd und die Necksucht selbst slügelahm. Hast  
 Recht behalten. Zu sehr. Dennoch großt Dir nicht

Rina.



Berlin, Bismarcktag 1913.

Liebste!

Like Niobe, all tears? Und fein Fünfchen alter Munterkeit in der lieben Epistel, die trotzdem mit verwandtem Herzschatz erquickt? Daß darf nicht dauern. Wird nicht. Die Hitzwelle hatz auch Dir angethan. Wie Allen. War vorgestern drauf und dran, ausführlich zu schreiben. Nicht Politisches, daß ja nur nach Herausforderung noch möglich. Ueber berliner Frühling und Moden. Der letzte Märzsonntag hatte es in sich. Ein Gewimmel, wie sonst kaum im Mai, wenn die Knospen springen. Volksthümlich bis in die Heiligen Hallen, wo schlechter Kaffee dreißig Pfennige kostet und Kuchenpakete niemals entwickelt werden dürfen. Gättest, wie Manrikoß Kolorierende, unter Thränen gelächelt. Ubertausend Verkäuferinnen und sonstwie Angestellte in Lenzmontur. Kurze und lange, fette und magere, scheue und fecke. Manche noch mit der Freundin, viele schon mit dem Freund innig gepaart. Alle in fest geschnürtem Nieder, dessen Dehnung nach unten so schwer zu begrenzen scheint wie Nordalbanien. Auf allen Köpschen (denen Ponysträhnen wieder erlaubt sind) Töpschen oder Psännchen aus Stroh mit Deckel oder Schleife aus bunter Seide; wenn der Reiter noch unerschwinglich ist. Acht von Zehn in dunkelblauem Rammgarn oder Cheviot; kurzer Jacke, kürzerer Rock. Unter dessen Saum gabelt sich. Oft sieht man noch die hochhackigen Lackschuhe und durchbrochenen Strümpfe, in denen die Herzenslust hier bei sechs Grad Kälte herumwippte und die von Naturrecht wegen doch erst jetzt an den Tag kommen mußten. Was aber auf Stil hält, hat Lackstiefel mit weißem oder hellgrauem Einsatz an; und gönnt den Wandelnden den Anblick wunderholder Bazarwaare. „In allen Preislagen“. (Stiefel, versteht sich; was moine Sie denn?) Die Weiblichkeit, derz noch irgendwie erreichbar ist, preßt sich ins Ewig-Kindliche zurück. Stellst Dirz vor? Augen, in denen ein Blockberg sich spiegelt; zwischen Stahl und Fischbein, auf beiden Fronten, Alles, was einst Männerbegehr war; dazu Lackschühchen mit breiter Seidenschleife und Strümpfe, durch deren Garnfenster die Beinhaut schimmert. Schön ist Häßlich; foul is fair. Daß Bachfischchen (nach Kurzzetteljargon) offenbar „gefragt“ und die Zeit fern, wo alle Pulse nach Lebendgewicht klopften. Der Volkswirth freut sich des Wohlstandes, der solchen Massenaufputz



gestattet. Alles lag ja, mit Spitzenjabot und Bulgarenfragen, bereit, als die Sonne uns plötzlich mit Maistrahlen foppte; und der Schäfer deutscher Gediegenheit darf nicht zweifeln, daß nicht Jedem sofort Sichtbares an Quakität und Reine dem Sichtbaren gleicht. Eher, ob der Drang ins Uniforme auf die Liste löblicher Eigenschaften zu setzen sei. Den guten Kindern ist abzumerken, daß sie sich unglücklich fühlen, wenn von Kopf zu Fuß nicht Alles ist, wie die Mehrheit es trägt. Zwei Stunden könnte man laufen, ohne Eine zu finden, die sich nach ihrer Fassion kleidet. Was, trotz den occasions der Waarenhäuser (die für die Revolution deutscher Großstadtkleidung verantwortlich sind), nicht einmal stets theurer wäre; aber selbständigen Geschmack und ein Stückchen Persönlichkeit voraussetzt. Darüber wollte Allerlei plaudern. Kalchas und Adolf wissen, warum. Da rief die lieblichste Uraune in schwerere Pflicht. Viel schwerere: weil der Docht meiner Hoffnung noch tiefer herabgebrannt ist als in Rinas glühendem Lämpchen. Aber der Kiebiß hat sich gesputet und nach der Suppe kam der Forster, dem unser Fürst so gern abends Reverenz erwies. Zu gastronomisch? Auch gut. Also: an einem ersten Apriltag bepackten sie Frik von Preußen mit der Reichsacht; wollte Napoleon sich durch die Hochzeit mit Marie Luise in Deutschland verankern; mußte sein Bassano dem pariser Senat Preußens Kriegserklärung vorlegen; wurde Bismarck geboren. Da darf kein Rabe krächzen. Gebiete Deinen Thränen! Zwischen Penthesilea und Lore Prohaska, die als August Renz unter den schwarzen Lützowern focht, ist Dein Platz, nicht im Spital nassen Jammers. „Ehrenvoll oder nie siehst Du mich wieder“, schrieb das tapfere Mädel an den Bruder. Und verrieth sein Geschlecht erst, als eine Franzosenkugel ihm an der Göhrde den Schenkel zerschmettert und den Lebensfaden zerrissen hatte. Woraus der Gentleman der berliner Wektanzsäle schließen mag, daß diese Eleonore im Format für die Mode unseres herrlichen Tages taugte; der nicht so Zeitgemäße Andereß. Erlasse mir in Gnaden Saekularvergleiche. Sinken sämmtlich; und wirken meist sakrilegisch. Nicht mal Friedrich Wilhelms dresdener Aprilwort läßt sich unter unserem Mond brauchen: „Anderen ihr Privateigenthum zu nehmen, ist niemals meine Manier gewesen.“

Jetzt wird, zum ersten Mal, dieses Eigenthum auf Reichsbefehl angetastet. Nur mit unserer Zustimmung. So lügen sie alle



Tage. Reichstag und Presse müssen zustimmen. Und können's kaum abwarten. Natürlich. Wenn ich Kanzleiräthe zusammenrommle und ihnen sage, für unsere Veteranen müsse endlich Durchgreifendes geschehen und deshalb Jedem, der hundert Tausendmarkscheine hat, einer weggenommen werden, giebt's ein Jubelgewitter. Wahrscheinlich sofort dann den Antrag, lieber zwei oder drei von den braunen Lappen in die Staatskiste zu legen. Enthusiasmus? Suche mit der Laterne Einen, der im Kämmerlein nicht zugiebt, daß plumper und leichtfertiger noch nirgend's ein Dilettant gehaust hat und der Entwurf, politisch, volkswirthschaftlich, steuertechnisch, alle Fehler vereint, die in der Eile zu erdenken waren. Seine nicht mal verschämte Ungerechtigkeit riecht man auf Schritt und Tritt. Wer ein Menschenalter lang gespart und für den Spätabend achttausend Mark Zinsen erübrigt hat, muß vom Kapital tausend geben; Leute ohne Vermögen, aber mit hoher Pension oder Einnahme (bis zu fünfzigtausend Mark), bleiben unbelastet. Auch wenn der Rentner sechs Kinder zu füttern hat und der Pensionär Junggeselle ist. Ein Gesetz gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen der Kapitalbildner. Auch gegen die Selbständigkeit und Zukunft der Bundesstaaten und Kommunen. Daß wittert Jeder. Die Verehrlichen, die darüber schreiben, kostet das Späßchen aber nichts. Vermögen über zehn-, Einkommen über fünfzigtausend Mark sind da das Karste vom Raren. Also wird jedes Vernunftbedenken wie Landesverrath behandelt. Die Hohe Finanz, der eine fette Aussichtsrathsstelle mehr ausschwikt, als der Extrabote abholen kann, stemmt sich mit aller Kraft gegen Anleihen. Der Abgeordnete, auch selten ein auf dem Geldsack Sitzender, hängt nicht an den Stimmen der paar Wohlhabenden des Wahlkreises und kann sich als Crispin'sjünger aufspielen, wenn Alles ohne Konsumsteuer und „Belastung der schwachen Schultern“ in's Reine gebracht worden ist. So liegt's. Daß ist die „freudige Zustimmung der Nation.“ Wer ein Wort dagegen wagt, ist ein Filz, will nichts desertiren und läßt das theure Vaterland in der Patsche.

Meinst, hier sei dem Unsinn die Welt schon mit Brettern vernagelt? Nee, Liebefen: die reicht viel weiter. Stehst am Brandenburger Thor und sollst auf gerader Straße bis nach Döberitz. Mußt Dich zunächst in den Entschluß strecken, daß Gesamtpländchen großartig, gewaltig, grandios (zu gefälliger Auswahl) zu nennen.



Weil nur ein Löwenhirn so Ungemeines aushecken konnte. Die Erinnerung, daß es allen Zeiten caesarischer Wirthschaft gemein war und daß Bülow, wenn er dahinaus wollte, auf der Schlitterbahn der Nachlaßsteuer nicht sein rechtes Bein zu verstauchen brauchte, schärft sich nicht ein. Gewaltig und Opfer: die Pfanne ist ausgeschmiert und über hellem Feuer wird's im Handumdrehen gar. Die allersaftigsten Fehler sind, von Bismarck's Entlassung über die Burendepesche und das lothringer Wahlrecht bis nach Algadir, bei uns immer mit dröhnendem Hurra gefeiert worden. Wer aber sein Sekci mit allen primeurs des Lenzes garniren will, Der muß auch für die Freiheit noch ein Bißchen Torf abbrennen. Weißt denn nicht, wo uns der Schuh drückt? „Die Staatsgewalt ist in den Händen einer kleinen, aber mächtigen Klasse“; der Junker, versteht sich, die uns Delbrück, Liske, Kühn, Solz, Kraetke, Tirpitz, Lenze, Breitenbach, Sydow, Beseler und andere Uradelssprossen auf den Hals gehegt haben. Dazu kommt „die ungesekliche Wahlkreisgeometrie im Reich und das ungerechte Wahlgesetz in Preußen“. Schnell also her mit dem einzig wahren, bewährten, allgemeinen, gleichen, direkten Wahlrecht und mit einem Mandatar für je hunderttausend Wähler; dann wird der Liberalismus zwar stimmlos, in beiden Hohen Häusern der Reichshauptstadt herrscht die rothe Genossenschaft, aber unser Weltgeschäft giebt for ever die üppigsten Dividen den. Was für Adolf; lacht sich aus Zipperlein auf den höchsten Afrika zienast. Solches Blech ist heute noch abzusetzen. Trotzdem alle Erfahrung der Erdgeschichte lehrt, daß Machtmehrung meist nur zu erlangen war, wenn zuvor Einer den Massenwillen geduckt oder in Schlaf geschwakt hatte; und trotzdem mit des Blinden Krückstock zu fühlen ist, daß wir, weil als Reich noch nicht satt und als Nation noch nicht einig, auf Demokratie und anderen „Komfort der Neuzeit“ noch für eine Weile verzichten müssen. Ohne Umschweif: weil wir mit Krieg zu rechnen haben, darf das dazu nöthige Stück Barbarenthum nicht aus dem Pöfel. Frei, gleich, brüderlich waren 1813 die Franzosen; sie hatten die höhere Kultur, die ganz beträchtlich größere Menschenrechtsportion und ihr Staatszustand bot dem Sohn des Gassenlehrers die Möglichkeit, Marschall, Minister, Präsident oder Kaiser zu werden. Trügt mein Gedächtniß nicht, so sind sie dennoch geschlagen worden. Eines Provinzjuristen gekrönter Sohn von dem groben Junker Blücher.



Zurück ins Tempelreich des gewaltigen Opfers. Was ist? Ihre (Manche schelten: Jahrzehnte) lang ist für das Heer nicht gethan worden, was gethan werden mußte. Aus Angst; um den Nachbar oder den Mann auf der deutschen Straße nicht zu ärgern; weil die Panzerschiffe oder Rinkerliichen zu viel verschlangen. Schlimm genug. Wer Nothwendiges aufschiebt, bis der Bedarf nur durch plötzlichen Riesenaufwand zu decken ist, müßte vom Sitz des Geschäftsleiters herunter. Doch die Schuldfrage mag noch ruhen. Die allgemeine Wehrpflicht soll wieder Wahrheit und jedes Loch in der Rüstung ausgefüllt werden. Schön. Deutschlands Volk und Wirthschaft kanns leisten. Je leiser, desto wirksamer. Verständig bedachte Steuern; Vertriebsmonopole; wo Ungeheures vertrunken, verpußt, verlüdert wird, kann auch der Konsum dem Staat noch mehr zinsen. Da man das Häuflein der Reichen nicht bis zur Entkräftung melken kann, bleibt hienieden aller Steuerweisheit letzter Schluß: Für die Dauer sind große Summen nur aus dem nicht unentbehrlichen Verbrauch der Masse zu holen. Die sorgt, Gott und den Rothen sei Dank, selbst dafür, daß der Druck nicht zu hart wird und von der Lohnhöhe Linderung kommt. Nüchterne Rechnerei; wir brauchen für die nächsten drei Jahre je eine halbe Milliarde über den Vorausschlag; woher ohne Schinderei nehmen? Wissen Finanzminister und Reichsschatzsekretär keine Antwort, dann haben sie ihren Beruf verfehlt und sollen sich mit der Reparatur von Regenschirmen fristen. Der über ihnen steht, braucht aber den Muth zum Wollen und darf nicht in Angstschweiß und andere Feuchtigkeit gerathen, wenn langwierige Fehde mit dem Parlament nicht zu vermeiden ist. Wofür wird er bezahlt? Jeder muß mal durch. Kanns, wenn was geleistet hat. „Unsere Hoffnung, die Wehrausgaben beschränken zu können, ist leider nicht haltbar geblieben. Wir können auf die Hunderttausende, die, trotz voller Tauglichkeit, bisher nicht eingestellt wurden, nicht länger verzichten. Oesterreich-Ungarn ist durch die Wandlung der Territorialverhältnisse in Südosteuropa ernstlicher als während der Türkenverfallzeit bedroht und könnte nur mit verringerter Stoßgewalt neben uns fechten. Wir fordern, was nothwendig ist, nicht eine Mark mehr; und werden nicht weich, bis das Verlangte dem Reich sicher ist.“ Ohne Genie und Titanenkraft zu machen. Bei uns? Theater. Der Schlaf der Welt wird gestört, von Opferpflicht und



Schicksalswende geschwafelt und mit dem Scherslein der Bundesfürsten gewimpelt. Da ist der Gipfel. Aber ich traue unseren Reichsboten kaum den Nerv zu, aus dem die Antwort käme: „Wir danken verbindlichst. Den Bundesfürsten ist Steuerfreiheit verbürgt; wollen sie sich des Privilegs begeben und, wie andere Sterbliche, ihren Besitz deklariren: alle Achtung! Auf Abfall und Almosen ist das Reich nicht angewiesen. Jeder bleibe hübsch im Gehäuse seines Rechtes.“ Der Aktluß könnte verpuffen. Wir sind nicht arm, nicht im Gemeineigenthum gefährdet und können, bei umsichtiger Vorsorge, alles Nöthige anschaffen. Doch wir mimen: „1813“. Neu einstudirt; bei festlich beleuchtetem Haus. Die Noth pocht an's Thor! Gebet Gold für Eisen! Kein würdeloses Feilschen und Knickern! (Nach der Politik in Bildern eine in Ausrufzeichen.) Der Feind blickt Euch mordgierig ins Weiße des Auges! (Läßt sich nicht, wie der Rosenduft von Rerikya, auch Pulvergeruch über's Orchester spritzen?) Der Feind ist eher verdukt; rasch aber aufgeheitert. „So schwer nehmen die Deutschen selbst den Verlust ihres Türkentumpfes? Jamos. Anleihen und Normalsteuern erträgt ihr Reich nicht mehr? Gestern zwei starken Ländern felsenfest verbündet, Erbsfreundschaft mit Rußland, zärtlichste Intimität mit England: und heute muß das Privatvermögen an's Messer, weil ringsum Feindschaft dräut und nur auf das eigene Schwert Verlaß ist? Dann pfeifen sie, wenn in West und Ost noch ein Halbdugend Doppeldreadnoughts gepanzert wird, bald auf dem letzten Loch.“ Nein, liebe Nachbarn; noch lange nicht auf dem vorletzten. Die Sache ist, wirklich, ganz einfach. Die Banken wollen endlich wieder mit Nutzen emittiren und scheuen den Wall der Staatspapiere. Die Abgeordneten wollen dem geliebten Mittelstand, dessen Stimme sie wählt, Bier, Branntwein, Salz, Zucker nicht um ein Zehntel des Betrages vertheuern, den der Produzent oder Zwischenhändler morgen zuschlagen kann. Der Kanzler will nicht in den Kugelregen noch durch Massengemurr in die Jubiläumsgala. Die Straße soll jauchzen. So stichhaltige Gründe wirken zusammen. Ueber alle hilft ein Theaterspiel glimpflich hinweg.

Wenn Noth an's Thor pochte, würden wir sparen. Thun wir's? Reich, Staat, Kommunen leben wie Prasser. Ueberall ist das Theuerste kaum gut genug. Bahnhöfe, Kasernen, Post- und Rathhäuser, anderes Behördenobdach. Für's Marineamt wird



aufwerthvollstem berliner Westboden ein Sandsteinpalast gebaut, der einer Kaiserpfalz ähnelt. Ist der Schiffbauerdamm und sein Umkreis zu weit und billigerer Baustoff zu simpel? Neue Kasernen sehen wie Prunksanatorien oder Bäderkasinos aus und werden von einer zur anderen Dämmerung in Lichtfluthen getaucht. Weil der „Titanic“, unfertig und mit einem Handwerkerheer im Bauch, sich an einem Eisberg zerschligt hat, muß die „Hohenzollern“ in's alte Eisen. „Zu gefährlich.“ Dann dürfte der höchste Reichsrepräsentant sie nicht einmal mehr zu einer Fahrt nach Helgoland betreten. Der Ersatz kostet achtzehn Millionen. „Alle Kaiser, Könige, sogar Präsidenten haben solche Schiffe.“ Die Liste, mit Stapellaufdaten und Kostenangabe, wird höflich erbeten; weil Irren menschlich ist. In allen Bezirken des Reichshaushaltes sind Millionen zu ersparen. Oft wird das Geld verknault, damit nichts übrig bleibt und die Reichstagskommission etwa quengelt, man habe den Etat zu hoch angesetzt. Spielraum für die Ressorts; die Erlaubniß, Rationengelder, wenn's nöthig wird, für Waffen zu verwenden: Alles athmet auf und die Markstücke bringen Nutzins. Wenn Noth an's Thor pochte, müßten wir unsere ganze Lebensweise umstülpen; oben und im Mittelstock viel einfacher werden. Pocht aber nicht. Wir spielen nur, weil's ohne Theater nicht geht, vor Europa: 1813.

Ein gefährliches Spiel. Aber dem Herrn Kanzler ist das Geständniß nicht zuzumuthen: „Ich habe meine Sache so schlecht gemacht, daß wir, trotz Allem, was wir bieten können, ohne zulänglichen Bündnißschutz sind und, außer einem Wehrbudget von zweitausend Millionen, diesmal ein Extraordinarium von einer Milliarde brauchen.“ In anderen Ländern geht's wie in der Manege: abgeheulte oder lahrende Säule verschwinden und dem gestriegelten, mit frischem Behang hereinhüpfenden Pferd sieht von der Galerie Reiner an, daß es vor anderthalb Stunden im Spanierschritt gestolpert ist. Bei uns wird nach sichtbaren Unfällen das Personal nicht gewechselt. Was bleibt dem Mann übrig, der ungeahnte Forderung mit Nimbus vertreten soll und sich nicht der Schwachheit oder Fahrlässigkeit anklagen darf? Er muß thun, als werde spätestens übermorgen die Welt untergehen, wenn nicht morgen sein Wunsch erfüllt ist. Zu Haus kann's nützen; draußen muß es schaden. Weil man sich da nicht abgewöhnt, zu fürchten, daß der Grimasse die That folgen werde. Ob Frankreich die dreijährige Dienstzeit



beschließt oder nicht: lange kann's nicht halten. Da flattert nur der Wille eines stolzen Volkes auf, daß die Großmachtstellung um jeden Preis bewahren möchte und nun entsetzt sieht, daß der Rival ihm um fünfundzwanzig Millionen Menschenköpfe voraus ist. Aber Rußland kann, einstweilen mit fremdem Geld, noch viel weiter. Gute Politik brauchen wir, starke und klare; so lange wir passiv sind, ändert keine Ziffernserhöhung die Relation zur Macht der verbündeten Gegner. Das Heer allein thut's nicht. Wir kommen zu Land in die selbe Klemme wie zu Wasser. Weil wir rüsten, entsteht der Glaube, daß wir erobern, uns dehnen wollen. Je lauter das Leugnen, desto fester der Glaube. Erhebt sich im Restaurant Einer zu der Bethuerung, er wolle unter allen Umständen friedfertig bleiben und weder dem Wirth noch den Gästen Maulschellen geben, dann gilt er als Bluffer oder als Rowdy; als Jahrmakts-herkules ohne Muskeln oder als Strolch, der Roheit vorbereitet. Einem Quartaner müßte einleuchten, woher unsere Schwierigkeit kommt. Wir sind, längst schon, kräftig genug, um jeden Angriff abzuwehren. Schreien jeden Tag, daß wir nur diese Abwehrgewißheit wollen. Waffnen uns aber so, daß auch Offensive den Sieg bringen könnte. Stoßen alle dadurch Gefährdeten in Koalition. Und beschwören die Angriffsgefahr, die abgewehrt werden sollte, herauf.

Wir haben die günstigste aller Hochkonjunkturen (Mann und Junge erklären den Ausbruch) verpaßt. Dennoch: Gebiete den Thränen! In einem Lande, das so dicke Dummheiten gesund überstanden hat, ist nicht aller Tage Abend. Mein Trost nach Wuthanfällen. Wir stellen fast neunhunderttausend Mann (mit Intendantur und Zubehör) in Friedenspräsenz und hätten nicht nöthig, zu thun, als müsse die Nation sich deshalb ein Bein ausreißen. Keine Kleinigkeit. Vor solcher Front stehe sich Politik machen, die sich gewaschen hat. Saubere; höllisch starke und himmlisch ruhige. Frik und Bismarck hatten's nicht so leicht; mußten das Volk erst aus dem Boden stampfen und zurechtbrillen, daß die Milliarden verdient. Beide wußten aber, was sie wollten (weil sie's wollen mußten), und hielten Zunge und Arm still, bis zu Rede und Handlung die Stunde kam. Lernen wir's niemals wieder? Gute Nacht!

Moriz.





## Verse.

**N**un ist zur Nacht gekommen  
Ein reicher Frühlingstraum,  
Der letzte Schein verglommen  
An blauer Berge Saum.

Die weißen Wolken zogen  
Der Sonne scheidend nach  
Und hoch am Himmelsbogen  
Wird Stern an Sternlein wach.

Wenn so in tiefem Dunkel  
Gefangen liegt die Welt,  
Von zaubrischem Gefunkel  
Das Firmament erhellt:

Dann zieht wie Muttersegen  
Der Friede bei mir ein  
Und meiner Seele Regen,  
Das leiseste, ist Dein.

→

Mein Lied, das sangen goldne Sterne mit  
In blühenden verträumten Sommernächten,  
Sie gingen langsam und mit leisem Schritt,  
Als ob auch sie an Kuß und Liebe dächten.

Sie gingen hin am Himmel wie im Traum  
Und sangen zitternd meine junge Weise.  
Und wie sie sangen, merkten sie wohl kaum  
Auf ihrer Höhen blaue Weggeleise.

Und so hat einer auf der Himmelsbahn,  
Von meinem Lied und seiner Liebe trunken,  
Sich selbst vergessend falschen Schritt gethan  
Und ist verleuchtend in die Nacht gesunken.

→

Nun kehrt' ich heim. Wie leer mein traut Gemach!  
Der Mondenschein nur grüßt mich an der Schwelle?  
Wie ruht in seiner silberblauen Helle  
So still das Haus vom Garten bis zum Dach!

Verschwiegner Sehnsucht unerschöpfte Quelle,  
Nun wirst Du wieder mir im Busen wach.  
Den schnellen Wolken ziehn die Wünsche nach;  
Ich selber, baumgleich, wurzle an der Stelle.

Ein Wort, ein Wort nur! Nur nicht stumm ertragen,  
Was jezt an Schmerz durch meine Seele zieht!  
Die bange Ahnung, daß mein Glück entflieht . . .  
Ach könnten Dir es diese Worte sagen.

Neustadt a. H.

E. Schwangart.

→



## Eine Gefahr für die Geisteswissenschaften.

**V**or einiger Zeit wurde in wissenschaftlichen Kreisen die folgende Erklärung versandt:

„Die unterzeichneten Dozenten der Philosophie an den Hochschulen Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz sehen sich zu einer Erklärung veranlaßt, die sich gegen die Besetzung philosophischer Lehrstühle mit Vertretern der experimentellen Psychologie wendet.

Das Arbeitsgebiet der experimentellen Psychologie hat sich mit dem höchst erfreulichen Aufschwung dieser Wissenschaft so erweitert, daß sie längst als eine selbständige Disziplin anerkannt wird, deren Betrieb die volle Kraft eines Gelehrten erfordert. Trotzdem sind nicht eigene Lehrstühle für sie geschaffen, sondern man hat wiederholt Professuren der Philosophie mit Männern besetzt, deren Thätigkeit zum größten Theil oder ausschließlich der experimentellen Erforschung des Seelenlebens gewidmet ist. Das wird zwar verständlich, wenn man auf die Anfänge dieser Wissenschaft zurückblickt, und es war früher wohl auch nicht zu vermeiden, daß beide Disziplinen von einem Gelehrten zugleich vertreten wurden. Mit der fortschreitenden Entwicklung der experimentellen Psychologie ergeben sich jedoch daraus Uebelstände für alle Betheiligten. Vor Allem wird der Philosophie, für welche die Theilnahme der akademischen Jugend beständig wächst, durch Entziehung von ihr allein gewidmeten Lehrstühlen eine empfindliche Schädigung zugefügt. Das ist um so bedenklicher, als das philosophische Arbeitsgebiet sich andauernd vergrößert und als man gerade in unseren philosophisch bewegten Zeiten den Studenten keine Gelegenheit nehmen darf, sich bei ihren akademischen Lehrern auch über die allgemeinen Fragen der Weltanschauung und Lebensauffassung wissenschaftlich zu orientiren.

Nach diesem Allen halten es die Unterzeichneten für ihre Pflicht, die Philosophischen Fakultäten sowie die Unterrichtsverwaltungen auf die hieraus erwachsenden Nachtheile für das Studium der Philosophie und Psychologie hinzuweisen. Es muß im gemeinsamen Interesse der beiden Wissenschaften sorgfältig darauf Bedacht genommen werden, daß der Philosophie ihre Stellung im Leben der Hochschulen gewahrt bleibt. Daher sollte die experimentelle Psychologie in Zukunft nur durch die Errichtung eigener Lehrstühle gepflegt werden und überall, wo die alten philosophischen Professuren durch Vertreter der experimentellen Psychologie besetzt sind, ist für Schaffung von neuen philosophischen Lehrstühlen zu sorgen.“

Dringt man in dieser sehr geschickten Erklärung durch Fell und Fleisch bis zum Skelet vor, so ergiebt sich, daß von der sogenannten reinen Philosophie gegen die selbständige Entwicklung der Psychologie innerhalb des Rahmens der philosophischen Wissenschaften Front gemacht wird. Die Situation wird noch klarer, wenn



man die inzwischen erschienene Schrift „Die Psychologie im Kampf ums Dasein“ von Wilhelm Wundt, dem Altmeister der deutschen Psychologie, heranzieht. In ihr zeigt Wundt mit unwiderleglichen Gründen, daß die Folge des in der „Erklärung“ vorgeschlagenen Verfahrens die Abschiebung der experimentellen Psychologie in den Betrieb der Naturwissenschaften, speziell in den Thätigkeitsbereich der medizinischen Wissenschaften sein würde. Der in dieser Richtung gelieferte Beweis darf um so sicherer gelten, als in den Kreisen der reinen Philosophie vielfach die selbe Meinung vorherrscht und auch aus ihr keinerlei Hehl gemacht wird. Darüber freilich, daß unter den mehr als hundert Unterzeichnern, welche die Erklärung gefunden hat, Viele sind, die die soeben vorgetragenen Folgen keineswegs wünschen, besteht wohl auch schwerlich ein Zweifel. Doch nicht darum handelt es sich, ob jeder Unterzeichner die Konsequenzen seiner Handlung richtig ermessen hat, sondern ganz allein darum, welche Folgen unter allseitiger Erwägung der Umstände dadurch zu erwarten sind: wenn nicht etwa eben die Aufdeckung dieser Folgen die Bewegung hemmen und bewirken sollte, daß man sich wenigstens der engen Zusammengehörigkeit von Philosophie und Geisteswissenschaften auf der einen und Psychologie auf der anderen Seite bis zu dem Grade wieder bewußt wird, daß man ganz allgemein die Ausgestaltung einer der Philosophie und den Geisteswissenschaften unbedingt zugerechneten Psychologie, und zwar der Experimental- wie der Völkerpsychologie, ins Auge faßt.

Den Laien wird im Uebrigen bei der ganzen Angelegenheit wohl zunächst interessiren, daß hier der Versuch gemacht wird, eine nach der Auffassung der „Erklärung“, wie auch gewiß nach der allgemeinen Meinung aller Sachverständigen, aufkommende geistige Bewegung, die der reinen Philosophie, dadurch zu fördern, daß man eine Anzahl von Lehrstühlen an den deutschen Universitäten für sie reklamirt und zu reserviren sucht. Man darf ruhig sagen, daß Dies ein nie gesehener Vorgang ist. Gewiß hat es in Deutschland geistige Bewegungen von der Stärke und Größe gegeben, daß sie, zumal auf dem Gebiet der Besetzung der philosophischen Lehrstühle der Universitäten, alsbald darin zum Ausdruck gelangten, daß diese hauptsächlich Vertretern der neuen Bewegung zufielen. In dieser Weise hat eine Weile Wolffs Philosophie über die philosophischen Katheder Deutschlands geherrscht; dann wurden, seit dem Beginn etwa des neunzehnten Jahrhunderts, fast alle diese Lehrstühle unter dem Einfluß nicht der Person, wohl aber des Systems Kants, des „Allzermalmers“, kantisch; später, in



den zwanziger und dreißiger Jahren, in den Zeiten der ausgehenden Romantik und des spekulativen Idealismus, sind sie bekanntlich hegelsch geworden. Dabei hat Hegel persönlich sehr viel dafür gethan, daß Geschlecht der Hegelianer und Hegelingen auf deutschen Rathedern unterzubringen. Daß ist ihm aber mit Recht im hohen Grade verdacht worden; und auch spätere Versuche hervorragender deutscher Universitätslehrer, sei es auf dem Gebiet der Philosophie, sei es auf dem Gebiet anderer Wissenschaften, ihre Meinung und ihren Anschauungsreis auf dem Wege der Offupation der Lehrstühle durch Schüler über die Zeit ihres eigenen Lebens hinaus zu fristen, wie man sie bis in die jüngste Zeit wahrnehmen kann, sind immer dem Verdicht der Fachgenossen und erst recht der Laienwelt verfallen. Denn noch gilt in wissenschaftlichen Kreisen das alte idealistische Wort des Protestantismus: „Daß Wort sie sollen lassen stahn“; und noch ist die Meinung nicht verschwunden, daß geistige Bewegungen allein aus sich heraus Kraft und Geschmeidigkeit ihrer Fortpflanzung erhalten müssen, nicht durch äußere Mittel.

In dem in der „Erklärung“ empfohlenen Vorgehen ist charakteristisch, einerlei, wie man sich im Uebrigen die Besetzung der philosophischen Lehrstühle denkt, daß überhaupt die Besetzung dieser Lehrstühle in die Frage nach der Fortentwicklung einer geistigen Bewegung in irgendeinem Sinn hineingezogen werden kann. Daß ist in dieser offenen Aussprache neu; und gänzlich unerhört ist, daß eine Erklärung dieses Inhaltes die Unterschriften nicht weniger größerer und kleinerer Gelehrten im Bereich der philosophischen Berufsthätigkeit finden konnte. Es läßt sich nicht umgehen, offen auszusprechen, daß hier ein Ueberschlagen der Idee der Machtpolitik in Daß, was man Universitätspolitik nennen könnte, hinein von einer bisher nicht gekannten Offenheit vorliegt. Zur Entschuldigung oder vielmehr zur Erklärung läßt sich anführen, daß in einer Zeit ganz überwiegender Förderung materieller Interessen die Willensäußerungen der Nation so sehr auf grobe Mittel und rücksichtslose Geltendmachung dieser Mittel geschult worden sind, daß sich selbst die höchsten geistigen Interessen diesem Einfluß nicht mehr ganz entziehen können. Zu welcher Veräußerlichung das Eindringen einer solchen Denkweise namentlich deshalb, weil es unbewußt erfolgt und daher zunächst fast nur dem sondirenden Historiker klarer entgegentritt, führen muß, kann man daran sehen, daß auf dem Gebiet der Geisteswissenschaften seit der inneren geistigen und seelischen Entwicklung der jüngsten Vergangenheit immer mehr die Neigung auftritt, überhaupt nur das Gehäuse



großer seelischen Erscheinungen noch zu untersuchen: im Gebiet der Religionsgeschichte werthet man nach den Ergebnissen der Kirchengeschichte, in der Entwicklung der großen materiellen Faktoren des Lebens nach der Verfassungsgeschichte; und nun soll uns wohl gar noch eine Werthung der allgemeinen Kulturentwicklung nach den Deduktionen irgendwelcher reinen Philosophien aufgezwungen werden.

Mit den letzten Bemerkungen treten wir dem eigentlichen Sinn näher, der in der Forderung der „Erklärung“ enthalten ist.

Man weiß, daß die Psychologie früher ein Theilgebiet der sogenannten Metaphysik bildete. Diese entstand, indem aus irgendwelchen Voraussetzungen erkenntnistheoretischer oder sonstiger kulturegeschichtlicher Natur, wie sie einem bestimmten Zeitalter eigen waren und günstigen Falls dessen innerste Meinung in glücklich zusammenfassender Weise wiedergaben, eine Begriffsdichtung gebildet wurde, deren Ganzes die großen Probleme der Weltanschauung, des Verhältnisses der Einzelperson zu den Gesammtercheinungen, des Charakters der Strebungen und Willensäußerungen, der Vorstellungen von einer letzten schöpferischen Ursache der Welt und Aehnliches mehr lösen sollte. So sind in den Zeiten nach der großen geistigen Befreiung der Persönlichkeit, die mit der Reformation eingeleitet wurde, die metaphysischen Systeme von den Pantheisten des sechzehnten Jahrhunderts über Descartes hinab bis auf Leibniz einander gefolgt; und noch einmal hat die deutsche Philosophie in den Zeiten der Romantik von Fichte über Schelling bis auf Hegel eine Begriffsdichtung größten Stils mit dem Anspruch auf Gemeingiltigkeit entwickelt.

Der damit gegebenen Nothwendigkeit, die Lehre von der menschlichen Seele als einen Untertheil einer allgemeinen Begriffsdichtung zu entwickeln, stellten sich nun aber seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts in steigendem Maß Widerstände entgegen. Hier kann nicht ausgeführt werden, aus welchen vollkommen einleuchtenden kulturegeschichtlichen Ursachen seit dieser Zeit unausrottbar und in immer höherem Grade bis zur Gegenwart, ja, eben diese Gegenwart völlig beherrschend, sich das Bedürfnis geltend machte, das menschliche Seelenleben empirisch für sich allein aus den induktiv erkennbaren Gegebenheiten seines Daseins heraus zu untersuchen und zu entwickeln. Genug, daß seit etwa Creuzers Versuch über die Seele (1754) eine Bewegung begann, welche auf die immer stärkere Verselbständigung der Psychologie als einer besonderen Wissenschaft hinauslief. In eben der Zeit nun, in denen die letzten großen Systeme der Begriffsdichtung



entstanden sind, gelangte diese psychologische Bewegung zum ersten Mal zu einem bestimmteren Abschluß. Die Untersuchungen von Bencke und Herbart kamen und versuchten, obgleich noch vielfach metaphysisch durchtränkt, dennoch eine mit den Thatsachen der Erfahrung übereinstimmende Lehre von den Grunderscheinungen des Seelenlebens zu geben. Von da aus ist dann eine unendlich reiche Entwicklung bis zur Gegenwart erfolgt. Grundlegend für diese Entwicklung wurde schließlich die experimentelle Psychologie; aus der Physiologie her entwickelt, aber längst vornehmlich durch die Forschungen von Wundt selbständig geworden, untersucht sie diejenigen Vorgänge unseres Seelenlebens, welche sich mit voller Sicherheit experimenteller Behandlung unterziehen lassen. Daneben aber meldeten sich auch schon früh andere Zweige einer rein empirischen Psychologie, so die Völkerpsychologie, welche vornehmlich den sozialpsychischen Erscheinungen menschlicher Gemeinschaften nachgeht, und neuerdings vor Allem die Kinderpsychologie, welche in die Entwicklungsgeschichte des menschlichen Seelenlebens einführt.

Nun versteht sich von selbst, daß die Geisteswissenschaften, die der Erkenntnis des Wesens und des Verlaufes der großen seelischen Vorgänge innerhalb der menschlichen Entwicklung gewidmet sind, zu diesen Versuchen, eine selbständige Psychologie zu begründen, die engsten Beziehungen haben. Trat Das in den Anfängen der experimentellen Psychologie und selbst der Völkerpsychologie nicht so vollkommen, augenscheinlich und besonders im praktischen Betrieb der Geisteswissenschaften nicht völlig evident hervor, so lag der Grund darin, daß die neue Wissenschaft vornehmlich auf experimentellem, aber selbst noch auf völkerpsychologischem Gebiet zunächst so elementare Prozesse des Seelenlebens der Erkenntnis näher zu führen hatte, wie sie für die Untersuchungen auf geisteswissenschaftlichem, philologischem, historischem, juristischem, theologischem Gebiet zunächst kaum zur Beobachtung gelangten. Zwischen dem Betrieb der Geisteswissenschaften und der aufkommenden Psychologie war also die Kluft oder Distanz noch so groß, daß auf beiden Seiten von einander nicht Notiz genommen zu werden brauchte und daß von Kurzsichtigen sogar die Meinung ausgesprochen werden konnte, beide Entwicklungslinien würden einander niemals berühren. Dieser Zeitpunkt ist aber inzwischen längst überwunden. Vor Allem gilt Das für die Völkerpsychologie, deren Einfluß auf die Völkerkunde als die Geschichtswissenschaft der primitiven Kulturen, wie selbst schon auf das Gebiet der eigentlichen, älteren Geschichtswissenschaft, die man jetzt als



Die Geschichtswissenschaft der höheren Kulturen bezeichnen muß, schon vollkommen evident ist: nein, selbst schon die Ergebnisse oder wenigstens die Methoden der experimentellen Psychologie kommen für die methodische Durchbildung der Geisteswissenschaft in hohem Grade in Betracht. Ein Historiker, zum Beispiel, in dessen Schülerkreis sich Personen befinden, die sich eingehend mit experimenteller Psychologie beschäftigt haben, wird bald bemerken, um wie ein Außerordentliches rascher und tiefer das geschichtliche Verständnis dieser Personen sich entwickelt als das derjenigen, die, neben ihnen stehend, die selbe historisch-methodische Ausbildung genießen, aber nicht psychologisch vorgebildet sind. Ueber all diese Dinge und Zusammenhänge besteht nicht der geringste Zweifel. Von Tag zu Tag deutlicher erscheint die Psychologie als eine propädeutische Wissenschaft für den tieferen Betrieb der Geisteswissenschaften.

Nun kommt die zuvor abgedruckte Erklärung daher und läßt, wenn nach ihr verfahren würde, am wissenschaftlichen Horizont Konsequenzen erscheinen, die nach dem Urtheil der Sachverständigen ein Abdorren der selbständigen Entwicklung der Psychologie und ganz besonders ihres Einflusses auf die Fortentwicklung der Geisteswissenschaften bedeuten würden; und sie sucht den sicheren Eintritt dieser Folgen dadurch zu erreichen, daß sie den Fakultäten und Ministerien ein bestimmtes Verfahren in der Besetzung gewisser Lehrstühle der Universitäten empfiehlt.

An dieser Stelle wird vielleicht mancher Leser lächeln und an die bekannten Vergleiche und Redensarten über Versuche mit untauglichen Mitteln erinnert werden. Gemach! Es wird sich darum handeln, was denn die reine Philosophie, deren Verbreitung man wünscht, an die Stelle setzen könnte und was der heutige Betrieb der Geisteswissenschaften etwa fähig wäre, von diesem Ersatz aufzunehmen.

Wir wissen Alle (und der Schreiber dieser Zeilen ist so glücklich, es mit am Frühesten verkündet zu haben), daß wir seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts steigend einer Zeit des Idealismus entgegengehen, deren volle Entwicklung nur durch immer wieder aufsteigende Naturalismen, die aus der ständigen Fortentwicklung unseres Wirthschaftslebens herkommen, gestört wird. Daß mit diesem wieder aufsteigenden Idealismus, der sich zuerst auf dem Gebiete der Phantasiethätigkeit geltend machte, auch die hohe Zeit einer neuen reinen Philosophie kommen mußte und muß, war selbstverständlich. Ja, noch mehr; wir Alle, die wir seit Jahren sehnächtig nach der vollen Entwicklung dieses Idealismus aus-



schauen, wie sie heute auch durch den politischen Ernst der Zeiten nahegelegt wird, wir sehnen uns nach einem System neuer Weltanschauung, das da die neugebildeten sittlichen Werthe unserer Zeit zu einem Ganzen entwickele und hinaus über alle Alltäglichkeiten des Daseins den Dom einer gesammten Anschauung von Gott und Welt wölbe, und wir begrüßen mit heller Freude jeden Versuch in dieser Richtung. Hier liegen die starken Verdienste Nießscheß, der nur der Johannes dieser Bewegung war; und dankbar verneigen wir uns und ehrfurchtvoll vor den ersten vollkommeneren Systemen, mögen sie, wie das Euckens auch noch, wie entwicklungsgeschichtlich durchaus nothwendig, einen mehr populär-philosophischen Anstrich zeigen: und wir harren des Mannes, dem es gelingen soll, das Chaos der heutigen Bewegung auf allen Gebieten der Strebungen und der Willensäußerungen unter einige sichere Formeln zu bannen und uns die Sicherheit der Persönlichkeit und des Gewissens in so manchen Konflikten des heutigen Daseins zu verbürgen.

Aber was hat die reine Philosophie, über die bisher soeben geschilderten Versuche hinaus, die nothwendiger Weise, weil der Masse zugewandt, Versuche des Predigers und des Propheten sein müssen, für die verlangte Fortentwicklung geleistet? Für weitere Kreise der wissenschaftlichen, insbesondere der geisteswissenschaftlichen Forschung maßgebend ist nur Rickerts System der Werthurtheile entwickelt worden. Aber freilich: ist es wirklich entwickelt worden? Rickert glaubt daran, daß in der Sittengeschichte der Menschheit Werthe nachzuweisen seien, die einen absoluten Charakter besitzen und sich deshalb zur Aufstellung von Werthmaßstäben, die zur Beurtheilung aller Zeiten gleichmäßig brauchbar sind, eignen. Er glaubt daran; aber er hat weder eine Tafel solcher Werthe aufgestellt und eingehend begründet noch hat er auch nur für einen einzigen der ihm unklar vorschwebenden Werthe den Beweis geliefert, daß er zu allen Zeiten der selbe gewesen sei. Allerdings finden sich bei ihm Versuche, einen solchen Beweis wenigstens für einen der fraglichen Werthe zu liefern, nämlich für den der Wahrhaftigkeit, aber sie sind nur erkenntnistheoretischer Natur und also selbstverständlich in die Voraussetzungen der heute gerade praktizirten Erkenntnistheorie eingeschlossen. Der Historiker aber kann, was Rickert auf diesem Gebiet gesagt hat, durch einen völlig empirischen Nachweis aus dem Quellenbestand ausgehender Urzeiten der Völker wie ein Kartenhaus umblasen; und schon die Einsicht, zum Beispiel, in die sittliche Begriffswelt der angelsächsischen Quellen genügt, um den strikten Nachweis zu le-



fern, daß Wahrhaftigkeit zu verschiedenen Zeiten etwas sehr Verschiedenes gewesen ist. Man muß schon ein so unhistorischer Kopf wie Rickert sein, um überhaupt gegenüber den zahlreichen Gegenbeweisen, die die Geschichte liefert, den Gedanken absoluter Werthe als einer dem Menschenleben aller Zeiten inhärenten Kraft fassen zu können.

Ich höre hier (in Parenthese sei Dies gesagt) den Vorwurf einer Lehre des sittlichen Relativismus ertönen. Man wird mir sagen, wenn es keine absoluten Werthe gebe, so höre am Ende jede Sittlichkeit auf und ich sei mit dem Vortrag meiner Anschauungen zum Mindesten ein Verführer der Jugend. Diesen seit zwanzig Jahren öfter als einmal gehörten Einwurf lasse ich mit stillem Lächeln an mir abgleiten. Gewiß giebt es keine jedem Zeitalter menschlicher Entwicklung in gleicher Weise eigene absolute Werthe, wohl aber giebt es für jedes einzelne Zeitalter solcher absoluten Werthe genug und die Söhne eines solchen Zeitalters müssen sich in ihrem Handeln diesen Werthen beugen, wollen sie nicht in Sittenkonflikte gerathen, die in den meisten Fällen zum Verbrecherthum und nur in Ausnahmementen zum Heldenthum führen werden. Freilich: wer die großen sozialpsychologischen Einflüsse menschlichen Gemeinschaftslebens nicht kennt und in jenem wunderlichen Individualismus hinlebt, der sich heute in der alleinigen Anerkennung des Singulären und in einer philiströsen Heldenverehrung äußert, Der wird nicht in der Lage sein, sich die absolute Gewalt kulturzeitlich gebundener Sittenbegriffe auch nur vorstellen zu können, wie es denn für ihn auch aussichtslos sein wird, solche Vorgänge wie die heutige militärische Begeisterung in Frankreich und zu gleicher Zeit den in dem Milliardenopfer hervortretenden zähen Widerstandssinn Deutschlands zu begreifen.

Rehren wir aber zu der Frage nach den absoluten Werthen Rickerts zurück und nehmen wir jetzt einmal an, daß diese Lehre von den absoluten Werthen über die bisher gezeigte Impotenz hinaus zur Fortbildung eines Gesamtsystems, dann selbstverständlich metaphysischen Charakters, gelangte; stellen wir einmal den Gedanken auf, daß es aus der reinen Philosophie heraus zu einer neuen großen metaphysischen Begriffsdichtung käme: was würde dann wohl, unter der Voraussetzung, daß gleichzeitig die Psychologie in die Rolle einer Spezialwissenschaft der Naturwissenschaften oder gar bloß der Medizin abgeschoben wäre, die weitere Entwicklung der Geisteswissenschaften sein? Es ist gar keine Frage: sie würden dieser neuen Begriffsdichtung mit Haut und Haar verfallen.



Demjenigen, der zweifelt, mag entgegengehalten werden, daß jetzt schon die Anfänge einer solchen Entwicklung deutlich erkennbar sind; und Derjenige, der da meint, der einzelne geisteswissenschaftliche Forscher werde doch niemals so thöricht sein, auf ein vom Standpunkte der empirischen Forschung her so abstruses Gebilde wie das einer Werthmetaphysik sich auch nur einzulassen, mag auf die Ausführungen Nießscheß über das Verhältniß der Einzelwissenschaften zur Philosophie verwiesen werden. Der einzelne empirische Forscher, der sich um Philosophie nicht kümmert, glaubt zwar allerdings, von deren Einwirkungen frei zu sein. Daß in Wahrheit das Gegentheil der Fall ist und daß er vielmehr Einflüsse, die er nicht sieht, selbstverständlich auch nicht abzuwehren in der Lage ist, fällt ihm dabei in seiner Gottähnlichkeit nicht ein. Siegt die reine Philosophie, so gehen wir einer erneuten Beherrschung der Geisteswissenschaften durch ein metaphysisches System entgegen und die Zeiten Hegels werden sich erneuern. Darüber kann kein Zweifel sein. Zwar werden sich einige klarer sehende Köpfe dieser Herrschaft entziehen, wie sich Ranke in seiner Zeit der Herrschaft Hegels entzogen hat und von diesem Punkte selbst im hohen Alter nicht ohne noch sehr lebhafteste Affectäußerung sprach, im Ganzen aber wird man ohne Schwierigkeiten, weil vielfach gänzlich unbewußt, unter das Raudinische Joch der neuen Metaphysik gehen. Für die Zuversicht, mit der man diese Entwicklung auf der Seite der reinen Philosophie erwartet, ist eben das machtpolitische Document der „Erklärung“ ein lehrreiches Zeugniß.

Du siehst nun, verehrter Leser, daß es sich bei den besprochenen Dingen, die auf den ersten Augenblick so harmlos erscheinen können, nicht eben um Kleinigkeiten handelt. Die Naturwissenschaften haben in Deutschland in den ersten Jahrzehnten des neunzehnten Jahrhunderts unter der Beeinflussung vornehmlich durch Schellings Philosophie ein sogenanntes Zeitalter der Naturphilosophie erlebt. Gewiß blieb auch diese Zeit nicht ohne Früchte. Im Ganzen aber muß von ihr gesagt werden, daß sie noch heute bei den Sachverständigen in übelstem Andenken steht, da sie den freien Wettbewerb der deutschen empirischen Naturwissenschaft im Bereich des Denkens der europäischen Nationen für Deutschland um mindestens zwei Jahrzehnte unterbunden hat. Unter dem Joch eines deduktiven Systems der reinen Philosophie würden die Geisteswissenschaften in Deutschland einer ähnlichen Entwicklung verfallen. Dies um so mehr, als sie an sich noch längst nicht in dem Grade wie die Naturwissenschaften gefestigt sind, um den Einflüssen einer außer ihnen stehenden Gedankenwelt widerstehen zu können.

Leipzig.

Professor Dr. Karl Lamprecht.

\*\*\*



## Starker Tabak.

**I**m Mai 1911 fällte das Bundesobergericht in Washington über den Tabaktrust, die American Tobacco Company, ein Kompromißurtheil, das man nach der schroffen Verurtheilung durch die Erste Instanz, das newyorker Kreisgericht, nicht erwartet hatte. Dem Trust wurde befohlen, sich in einen neuen Rock zu stecken. Er sollte sechs Monate Zeit haben, um eine neue Form zu finden, die mit dem Sherman-gesetz vereinbar sei. Und die Tobacco Company nißte doch in Monopolmacht. Aus der Vereinigung von drei Gesellschaften war, im Schatten des Antitrustgesetzes, ein Riese von 400 Millionen Dollars Kapital aufgewachsen. Durch die neue, vom Gericht geforderte Verfassung sollte das Monopol gebrochen werden. Die Tobacco Company veröffentlichte ihr neues Programm erst am letzten Fristtag. Es war nicht ganz einfach, die verschiedenen Werthpapierarten, die der Trust umschloß (40 Millionen Dollars Stamm- und 79 Millionen Vorzugsaktien; 48 Millionen vier- und 53 Millionen sechsprozentige Bonds), so zu behandeln, daß sie das Eindringen von Outsiders verhinderten. Die bemühten sich, einen Theil des Trustkapitals für sich zu gewinnen. Schließlich wurde der Trust in vier Theile zerlegt, die angeblich unabhängig von einander sein sollten: die American Tobacco, die R. J. Reynolds Tobacco, die Liggett and Myers und die P. Lorillard Co. Der Plan wurde genehmigt. Um seine Wirkung zu fördern, befahl das Gericht, die vier Gruppen in Untergesellschaften zu theilen.

Hat der Tabaktrust nun kein Monopol mehr? Percival C. Hill, der Präsident der American Tobacco Co., sagt: Nein; die unabhängigen Fabrikanten und Händler der Neuen und Alten Welt sind anderer Meinung. Hill hat sich in einer Erklärung an das Publikum gewendet, um zu beweisen, daß die Einzelgesellschaften, die nach dem Richterspruch geblieben sind, einander wüthende Konkurrenz machen. Er bestreitet, daß die American Tobacco Co. noch immer das ganze Geschäft an der Strippe habe; ein gesetzwidriges Einvernehmen der getrennten Gruppen sei unmöglich, weil die Aktien der einzelnen Gesellschaften gut vertheilt seien. Aber man glaubt diesen Versicherungen nicht, weil der Augenschein gegen sie ist. Der Tabaktrust ist eben so wenig tot wie die Standard Oil Co. Man macht gegen ihn mobil, wie gegen den Oeltrust. Beide leben und setzen die Welt in Schrecken. Die American Tobacco Co., von der Generalanwalt Widderham sagte, sie sei „im Schmutz erzeugt und in Sünde geboren“, wird in Amerika und in Deutschland befehdet. Der alte Trust hat 75 Prozent der Rauchtabakfabrikation, 80 Prozent der Cigarettenproduktion, 90 Prozent des Schnupftabakgeschäfts kontrollirt. Und die Macht der neuen Tobacco Co. ist nicht geringer geworden. Einer der schlauesten amerikanischen Trustmänner, Henry C. Frick, der „Mann mit dem Rock“, hat sich an die Spitze einer Tobacco Products Corporation gestellt, die das Monopol des alten Trust brechen soll. Vielleicht will der Geschäfts-



mann Frick die Außenseiter zu einer neuen Combine zusammen-schweißen; als Trustfeind wird er von der Regierung begünstigt.

Die American Tobacco Co. wird sich hüten, im eigenen Lande das Gesetz zu verletzen. Die neuen Herren lassen nicht mit sich spaßen. Die Company zeigt also die weiße Weste. Verbirgt sie schwarze Pläne gegen die Alte Welt? In England ist der amerikanische Trust allmächtig. Gemeinsam mit der Imperial Tobacco Co., einer britischen Gesellschaft mit 18 Millionen £ Kapital, ist die British American Tobacco Co. gegründet worden. Ihr Regent wurde James B. Duke, der Gründer und Präsident des alten Tabaktrust. Unter einem so erfahrenen Leiter gedieh der englische Ableger über Erwarten rasch und gut. Nachdem England die Flagge gestrichen hat, kommt Deutschland an die Reihe. Fünf große Cigarettenfabriken sind schon Glieder des Trust. Die Firmen leugnen ihre Zugehörigkeit, können aber gegen überzeugende Indizien nichts ausrichten. Für die Cigarre interessieren sich die Yankee nicht: weil die Tradition da schwer zu überwinden wäre. Die Cigarette hat über Zoll und Steuern gesiegt. In Deutschland wurden 1911 ungefähr 10 Milliarden Stück geraucht. Der Konsum steigt jährlich um 1000 Millionen. Die Amerikaner haben die Psychologie des Cigarettengeschäfts richtig erfaßt. Der Cigarettenraucher, der die ihm liebste Sorte begünstigt, macht ihren Namen populär. Im Cigarrenreich hat nur die Importe einen bekannten Namen; alles Uebrige wird nach dem Preis klassirt. Der Cigarettenraucher ist unabhängig, so lange er freie Wahl unter den Marken hat und hinter den verschiedenen Namen und Emblemen nicht ein einziger Produzent steht. Um den Gedanken an solchen Verlust des Rechtes zur „Selbstbestimmung“ nicht aufkommen zu lassen, wehrt sich jede Fabrik, die mit dem Trust in Verbindung gebracht wird.

Ein „Verband zum Schutz der deutschen Tabakindustrie“ ist entstanden; und in Köln gab es in der Karwoche eine große Versammlung, die alle Raucher zum Kampf gegen den Trust rief. Nicht den Staat. Der wurde gar nicht erwähnt. Vielleicht schreckte das Beispiel des Petroleummonopols. Wie sollte der Staat auch helfen? Höchstens durch eine Regie, die fremden Tabak verarbeitet. Denn Eigenprodukt giebt es nur in der Pfalz; und davon schweigt des Sängers Höflichkeit. Also ein casus, in dem die Staatsgewalt nicht helfen kann. Ein Verbot, deutsche Fabriken dem amerikanischen Trust zu verkaufen, wäre eine Polizeimaßregel, die schlimmerem Eingriff praejudiziren könnte. Auch giebt es ja Strohmänner, die jede Nationalität decken. Die Fabrikanten und Händler glauben, daß sie sich selbst helfen können. Ob aber die Raucher gegen Trustfabrikate mobil zu machen sind? Der persönliche Geschmack müßte dem Bewußtsein einer nationalen That weichen. Verschlechterung der Qualität und Vertheuerung des Preises wären stärkere Motive. So weit ist es noch nicht. Die American Tobacco Co. hat zu Haus den Preis weder erniedrigt noch erhöht. Auf die Frage, warum die angeblich freie Konkurrenz die Verkaufspreise nicht her-



unterdrücke, antworten die Trustmänner: „Der Wettbewerb treibt den Preis des Rohmaterials in die Höhe (eine verschämte Empfehlung des Trustprinzips), deshalb können wir den Verkaufspreis nicht senken. Außerdem pflegt das Publikum gegen billige Cigaretten mißtrauisch zu sein.“ Die Trustdiplomaten verstehen, Menschen und Dinge richtig in ihre Rechnung zu stellen. Der Kampf gegen ein Monopol ist volksthümlich, wenn die Sache dem Volk an die Nieren geht, wie bei Petroleum und Getreide. Der Kampf um die Cigarette kann nur mit volkswirthschaftlichen Gründen geführt werden. Rücksicht auf Fabrikanten und Händler; die Früchte des Volksvermögens sollen nicht ins Dollarland wandern. Das läßt sich hören. Wenn aber der Trust Handel und Gewerbe nicht schädigt? Der Ruf, amerikanische Uebermacht abzuwehren, findet stets Widerhall. Nur muß eben die Zwingherrschaft nachgewiesen werden. Die deutsche Tabakindustrie ist ein blühender Gewerbezweig, der Hunderttausende nährt. Deutsche Fabriken verarbeiten im Jahr mehr als 700 000 Doppelcentner überseeischen Rohmaterials. Das ist ein Objekt von 120 bis 130 Millionen Mark. Sogar für Amerikaner also der Mühe werth. Noch aber herrschen sie nicht an den bekannten Straßenecken. Und Europa zittert noch nicht.

Der Trust geht auf's Ganze. Er interessirt sich auch für die türkische Tabakregie. Wenn sie den türkischen Tabak in die Hände bekämen, wären die Yankee's ein gutes Stück weiter. Man muß auf die Aktion am Bosporus achten. Die Konzession der türkischen Tabakregiegesellschaft läuft am vierzehnten April 1914 ab. Von der europäischen Türkei wird nach dem Frieden kaum noch Etwas übrig bleiben; und der Tabak, der auf ihrem alten Gebiet wächst, wird nicht mehr türkisch sein. Die Dollarmänner können, da Alles noch unklar ist, leicht im Trüben fischen. Sie haben einen fetten Köder ausgeworfen. Da ohne Zustimmung der Dette Publique Ottomane über das Schicksal der Tabakregie nicht verfügt werden kann, ist es wichtig, sich dieses Faktors zu versichern. Der Tabaktrust ließ deshalb der türkischen Staatsschuldenverwaltung für die Konzession eine Summe bieten, die den Ertrag der Regie um wenigstens 3 Millionen Mark im Jahr übersteigt. Die Gesellschaft zahlt der Staatsschuldenverwaltung für das Tabakmonopol eine Jahrespacht von 750 000 Türkenpfund und einen Theil vom Jahresgewinn. Im letzten Jahr waren's 98 000 Pfund. Die Amerikaner bieten mindestens 200 000 Pfund mehr; und die alte Pachtsumme würde, wenn es bei der Regie bleibt, noch verringert werden, weil der Bereich des Tabakmonopols engere Grenzen erhielte. Die Tabakregiegesellschaft ist ein internationales Aktienunternehmen, das liquidiren muß, wenn es keine neue Konzession bekommt; an seine Stelle könnte die British-American Tobacco Co. treten. Natürlich müßte sie die Vermögensbestände der Regie übernehmen; besonders die Tabakvorräthe, Grundstücke und Maschinen. Die Aktionäre der alten Gesellschaft haben kein Interesse an einem Vertrag, der ihnen die Rente kürzt. Allzu üppig war die Verzinsung des



Kapital schon bisher nicht. Die türkische Regierung, die an den Ueberschüssen der Regie, so weit sie Pachtsumme und Vordividende übersteigen, betheiligt ist, drängt auf Uenderung des Vertheilungsmodus. Man kann ihr den Wunsch nach höheren Einnahmen nachfühlen. Auf dem verarmten Boden muß jede Frucht, die noch Saft giebt, bis auf den letzten Tropfen ausgepreßt werden. Die türkische Regierung wird sich um die Antitrustbewegung nicht kümmern; und die Dette Publique wird in der britischen Hälfte der Tobacco Co. eher einen Reiz als ein Hinderniß erblicken. Denn in der türkischen Staatsschuldenverwaltung wiegt Englands Stimme schwer. Der Plan, aus der Türkenpleite den Tabak zu angeln, war nicht der dümmste der Trusthäupter. L ad on.



## Juristen als Bürgermeister.

I. **D**ie Darstellung in den Hefen 19 und 22 der „Zukunft“ scheint mir mehrfach über das Ziel hinauszuschießen. Juristen und Ingenieure müssen zusammen arbeiten. Statt die beiden Stände noch weiter zu spalten, möchte ich diese Gelegenheit benützen, um ein Wort der Versöhnung zu sprechen. Die Juristen wissen, was die Techniker leisten und geleistet haben (sie brauchen ja nur auf eine Zeitperiode von wenigen Jahrzehnten zurückzublicken), und die Techniker dürfen nicht verkennen, was die Juristen leisten. Freilich werden die modernen Wissenschaften ihrem Wesen nach von manchen Juristen nicht tief genug erfaßt und darum auch ihrem Werth nach selten ganz richtig beurtheilt. Auch bin ich der Meinung, daß in Verwaltungen die juristische Arbeit nicht immer entscheidend ist, sondern die gesunde Wirthschaft Zweck und oberstes Ziel jeder wirthschaftlichen Verwaltung, gemeindlich, staatlich oder privat, sein muß. Große Unternehmungen sind möglich und gedeihen prächtig, auch wenn kein Jurist an der Spitze steht. Daraus ist zu schließen, daß auch in der Gemeindeverwaltung der Techniker berechtigt ist, an die Spitze zu treten und sich von einem Juristen in Rechtsfragen berathen zu lassen. Die Formalien, deren Kenntniß der Jurist voraus hat, kann der Techniker sich leicht aneignen, während der Jurist sich in die Materie der Wirthschaft und Technik meist schwer einarbeitet. Die Zeiten, in denen der Techniker ein „Nur-Techniker“ war sind längst vorbei. Die Technik hat die Wirthschaft schaffen helfen und mit auf die heutige Höhe gehoben. Der Jurist tritt von der Schule aus ins Bureau, also von einem Internat ins andere; der Techniker aber tritt von der Schule ins Wirthschaftsleben ein und ist dabei noch im Bureau thätig. In steter Berührung persönlicher und geschäftlicher Art mit vielen oder allen Volksschichten und deren Bedürfnissen wird er mit dem Denken und Fühlen des Volkes vertraut. Wenn er einige Jahre im Volk gelebt und mit ihm gearbeitet, wenn er nur



einen Eisenbahnbau oder Aehnliches ausgeführt oder ein Werk geleitet hat, dann weiß er von der Praxis des Wirthschaftlebens mehr, als der Stubengelehrte in seinem ganzen Leben lernen kann. In den Städten, die zwei Bürgermeister haben, wäre wohl das Vernünftigste, einen Juristen und einen Techniker anzustellen. Die Stadt wird dann besser und billiger verwaltet werden als eine, die zwei juristische Bürgermeister hat. Wenn hier gefragt wurde, ob man einen Ingenieur, einen Architekten oder einen Maschineningenieur nehmen solle, dann ist darauf zu antworten, daß jeder dieser Männer von der Wissenschaft und Praxis des anderen immer noch mehr versteht, als der Jurist, dem die Grundlage fehlt, in jedem einzelnen Fall in Wochen langen Studien sich von einer technischen Sache aneignen kann. Auch von den sozialen Aufgaben der Stadtverwaltungen war die Rede. Die praktische Sozialpolitik darf nicht in Worten ausklingen, sondern in Werken. Warum sollte auf diesem Gebiet der Techniker weniger leisten als der Jurist? Wer mitten im praktischen Leben steht, sieht die sozialen Verhältnisse doch klarer als der ins Bureau Gebannte. Wächst die Sozialpolitik aus dem Recht oder aus der Wirthschaft? Auch der Unternehmer ist mehr, als mancher Jurist glaubt, ein nützlicher Wirthschaftsfaktor; und wenn er seine Wirthschaft mit höchstem Nutzen betreiben kann, so kann er sicherlich auch als Beamter die besten Dienste leisten. Zur Durchführung der Sozialpolitik braucht man in allererster Linie Geld. Das muß zuerst verdient werden. Kaufmännischer Geist ist wirthschaftlicher Geist. Er wird sozial, wenn er die Vortheile der rationalen Wirthschaft nicht allein einheimst, sondern auch der Allgemeinheit zukommen läßt. Daß Verwaltungsjuristen viel Gutes geleistet haben, ist mit Recht betont worden. Aber die Leistung der Verwaltungstechniker ist nicht geringer. Cavour, Freycinet, Carnot sind aus dem Ingenieurstand hervorgegangen. Dr. Honjel und Dr. Gnauth haben als Finanzminister Vorzügliches geleistet. Das Verwaltungs-genie haftet also nicht am juristischen Studium. Leider sind auch die besten Ingenieure in Deutschland über die Stellung eines Ersten juristischen Hilfsarbeiters bis heute kaum je hinausgekommen.

München.

Dr. Z i n ß m e i s t e r.

II. Die Frage, ob das Haupt der Stadtverwaltung ein Jurist sein müsse, wird selbst von hervorragenden Juristen verneint. Professor Dr. Piloty sagt: „Der Jurist kann kein guter Verwaltungsbeamter sein, weil er rechtsbefangen ist. Er verquickt die Verwaltungssachen, die in erster Linie nicht aus dem Recht, sondern aus dem Leben und seinen Aufgaben beurtheilt werden müssen, mit den Fragen der Zuständigkeit, Zulässigkeit. Unter dieser Rechtsbefangenheit muß das feinere und sichere Gefühl für den eigentlichen Lebensnerv der Verwaltung, für die Hebung und Steigerung der Leistung, verkümmern. Wo den Verwaltungsjuristen kein Paragraph stützt, ist es öd und leer um ihn. Ein gewisses Maß von Rechtskenntniß muß ja auch der Verwaltungsbeamte haben; aber er darf es nur beihelfend, nicht bestimmend und leitend



gebrauchen. In den meisten Zweigen der öffentlichen Verwaltung tritt das Recht überhaupt in den Hintergrund.“ Piloth will die Thätigkeit des Juristen vorzüglich auf das Richteramt oder auf die Zweige der Verwaltung (Polizei, Steuer) einschränken, wo das Zwangsmoment entscheidet. Aber das Eigenthümliche unserer juristischen Verwaltung ist gerade, daß sie sich in erster Linie durch das Zwangsmoment behauptet. Der Verwaltungszweck fordert den richtigen Ausbau und Gebrauch der Rechtsformen und Rechtsmittel zur bestmöglichen Leistung der Verwaltung, ihrer Zweige, Abtheilungen, Stellen, Organe. Aber die Juristen haben (Das ist der Grundfehler der juristischen Verwaltung) diese Mittel zum Selbstzweck erhoben und auf diese Weise von je her einen den bestmöglichen Leistungen und Fähigkeiten gemäßen Ausbau der Verwaltung verhindert; vielmehr alle ihre Kräfte und Mittel in den Dienst der herrschenden Gewalten gestellt. Die in neuerer Zeit von den Technikern ausgehende Bewegung gegen die Vorherrschaft der Juristen in der Verwaltung ist darauf zurückzuführen: daß die juristisch-bureaukratische Verwaltung nicht nur, als veraltet, den neuzeitlichen technischen Errungenschaften und Umwälzungen auf allen Arbeit- und Lebensgebieten unangemessen ist und deshalb den Technikern die Stellen entzieht, die zu ihren aus solchen Umwälzungen erwachsenden neuen großen Aufgaben, überhaupt zu richtigem Betrieb und Gebrauch ihrer Organisationen, Organe und Werke für die Allgemeinheit nöthig sind, sondern auch in ihrem Geist, System und Prinzip denen der technischen Auffassung widerstreitet. Die angedeuteten Grundfehler der juristisch-bureaukratischen Verwaltung sind organisch-technische; sie widersprechen dem energetischen Grundgesetz, das die technische Entwicklung bisher bestimmte und weiter bestimmen wird: sowohl beim organischen wie beim physischen Bauen, also auch beim Bau der Verwaltungsorganisationen, müssen die Formen und Mittel nach Maßgabe ihres Sachinhaltes und Zweckes oder der Kräfte und Fähigkeiten zu ihrem Gebrauch gestaltet, verarbeitet, verwendet und verwerthet werden. Auch die Verwaltungsorganisationen von Städten, besonders die technischen, müssen nach dem selben Gesetz und System wie physische Bauwerke, im systematischen Zusammenhang ihrer Zweige, Abtheilungen, Stellen, Organe, ausgebaut werden. Hierzu sind aber vor Allem Techniker nöthig. Solche Techniker sind aber jetzt nicht an Diplomaten und Doktoraten Technischer Hochschulen, die selbst die Organisationstechnik, deren Prinzip und System im Lehrbetrieb, in der Ausbildung und Prüfungsauslese vernachlässigen, sondern nur an ihren selbstständigen Leistungen zu erkennen.

München.

Ingenieur C h r i s t i a n J u n g f u n z.

III. Gestatten Sie einem alten Baubeamten einige Worte. Einer der Verfasser hat gesagt, das für die wirthschaftliche Ausbildung Wichtigste müsse die Praxis bringen. „Eins aber ist sicher: daß die technischen Studien diese wirthschaftliche Bildung noch weniger vermitteln als die Rechtsstudien.“ Dieser Satz ist beweislos hingestellt, also schwer



zu widerlegen; aber die Studien sollen ja auch die Ausbildung gar nicht verschaffen; die Praxis soll es thun. Wenn man, wie ich, in verantwortlicher Stellung wirthschaftliche Werthe, Bauten im Werth von etwa zwanzig Millionen Mark, geschaffen hat, wird man diese Behauptung schwer verstehen. Also die Thätigkeit eines Juristen, der vielleicht sein Leben lang über gestohlene Taschentücher und Aehnliches zu Gericht sitzt, sichert höhere „wirthschaftliche Bildung“? Weiter. „Die Studien gewähren keinen tieferen Blick in das menschliche Leben.“ Nein: die „Studien“ allein nicht, welcher Art sie auch sein mögen. Aber die technischen Studien ermöglichen die Weiterbildung für das wirthschaftliche und damit menschliche Leben; Palast und Hütte bieten mir keine Geheimnisse; mit dem General spreche ich über Dies, mit dem Arbeiter über Jenes; eine größere Vielseitigkeit, als sie die Stellung eines im öffentlichen Leben stehenden höheren Baubeamten bietet, dürften nicht viele Aemter verbürgen; die des Juristen gewiß nicht. „Es handelt sich um einen Konkurrenzkampf in der Bureaucratie.“ Ja: es handelt sich um den berechtigten Wettbewerb um Verwaltungsstellen, die jetzt dem Techniker, obwohl er die Hauptaufgaben zu bewältigen und die Hauptarbeit zu leisten hat, entzogen werden. Dann hieß es: „Nicht der erfahrene, erfolgreiche Techniker ist es, der sich die Geltung in der kommunalen Verwaltung erkämpfen will, sondern der Techniker, der nur mit einseitiger Schulbildung ausgestattet ist.“ Hier wären Namen anzuführen gewesen, die den Satz erhärten könnten. Behauptung reiht sich an Behauptung; Beweise fehlen. Was heißt schließlich „einseitige Schulbildung“? Die Schulen, die der Techniker besucht, sind doch die selben, durch die der Jurist gegangen ist. Auf der Schule wird weder der Eine noch der Andere zum Fachmann erzogen. Das ist ja nicht die Aufgabe der Schule. Warum soll die hier zu erwerbende Vorbildung also einseitig sein? „Die Forderung: ‚Die Technik dem Techniker‘ ist gerecht; jede weitergehende Forderung aber sollte sorgfältig geprüft werden.“ Sicherlich. Die Gerichtsstube dem Juristen! Jede weitergehende Forderung (Anstellung als Stadtrath oder Bürgermeister) sollte sorgfältig geprüft werden. Ein anderer Herr schrieb: „Der Jurist wird in der Schule und in der Praxis zur Verwaltung systematisch erzogen, der Techniker nicht.“ Was die Schule mit der Verwaltung zu thun hat, bleibt unklar; mir scheint: gar nichts. Woher die Annahme kommt, der Techniker werde nicht „zur Verwaltung erzogen“, ist ebenso unverständlich. Des Räthsels Lösung scheint der Hinweis auf „Technikum und Handelshochschule“ zu bringen. Die Handelshochschule fordert gar keine, das Technikum eine geringe Vorbildung; dem Schreiber ist offenbar gar nicht bekannt, daß die Vorbildung der Baumeister auf einer Technischen Hochschule, dann durch mehrere Vorbereitungsjahre erworben und in Staatsprüfungen erwiesen wird; er verwechselt ganz einfach Baumeister, Zeichner und Handwerker. Ein Dritter schrieb: „Die ergiebige Brotstelle braucht sich der Jurist nicht nehmen zu lassen, so lange die bessere oder nur gleiche Eignung Anderer für diesen Be-



ruß nicht erwiesen ist.“ Gemeint ist selbstverständlich nicht der „Beruf“ des Juristen, sondern die Wahl zum Bürgermeister. So lange nichts erwiesen ist! Aber wie soll es erwiesen werden, wenn jede Möglichkeit der Probe mit hartnäckigem Widerstreben und mit Angst vor einem Vergleich verhindert wird? Unwillkürlich drängt sich mir der treffliche Ausspruch weiland Seiner Excellenz des Herrn Verkehrsministers von Nagler auf, der erklärte: „Da wollen sie nun eine Eisenbahn von Berlin nach Potsdam bauen! Solch ein Blödsinn! Gestern bin ich in der zwölfsitzigen Postkutsche gefahren und war ganz allein. Wie soll sich nun eine Eisenbahn bezahlt machen?“ Auch heute noch hält die Verkehrsverwaltung allzu gern an dem Satz fest: „So lange nicht erwiesen ist...“ Alter Herr von Nagler: zählen Sie, bitte, mal von der Himmelshöhe die Köpfe der heute täglich von Berlin nach Potsdam reisenden Fahrgäste! So lange nicht erwiesen ist... Ohne den Bahnbau war's nicht zu erweisen. Nein, die Sache ist ja klar genug ausgesprochen: „Vetterchen, Onkelchen haben mir zu der Stellung verholfen; ich selbst bin ja auch nicht abgeneigt, Neffen oder Schwiegersohn ähnlichen Dienst zu erweisen. Aber da darf kein Anderer hereinreden.“ An der Quelle saß der Knabe... In einen Nachruf für meinen zu früh verstorbenen Schulkameraden Schustehrus wurde ihm, dem Oberbürgermeister von Charlottenburg, besonders nachgerühmt, was er bei Neubauten des Rathhauses, des Elektrizitätswerkes, des Bürgerhauses, der Brücken, Schulen, der Bismarckstraße, in der Kranken- und Armenpflege geleistet habe. Geht daraus etwa die Nothwendigkeit juristischer Studien hervor? Auch in der Krankenpflege (Unterkunft) dürfte sich der Techniker besser mit dem Arzte theilen (Heilung, Verpflegung) als mit dem Juristen. Ich schließe mit dem Wunsch, daß bei neuen Wahlen ein fröhlicher Wettbewerb tüchtiger Kräfte aus mancherlei Gebieten ermöglicht werde und nicht Brotneid und übermäßige Verehrung vor dem Formelwesen sich vereinen, um dem Herrn Juristen das Gebiet der städtischen Verwaltung als ihm allein gebührendes Bethätigungsfeld auf die Dauer zu erhalten.

Magdeburg.

Königlicher Baurath S c h i r m a c h e r.

IV. Die Frage ist von einem ungenannten Verfasser, von den Herren Dr. Rübel, Professor Loos und Magistratsyndikus Langer erörtert worden. Der ungenannte Verfasser vertritt den Standpunkt des Technikers, eben so Professor Loos, während Dr. Rübel und Langer den des Juristen vertreten. Die Frage der „Juristen als Bürgermeister“ ist ein Ausschnitt aus der Frage der Unterdrückung der akademisch gebildeten Nichtjuristen. Mögen sie Techniker Mediziner, Philologen, Mathematiker, Theologen sein: in letzter Linie ist es die juristische Einwirkung, die ihren Lebensgang, ihre fachliche Bedeutung, den Rahmen ihrer Thätigkeit durch Gesetz und Verordnung regelt und ihre Ausbildung beherrscht. Der letzte Punkt weist auf die ganze Misere der Nichtjuristen. Sie werden auf den Hochschulen, während ihrer praktischen Ausbildung und ihrer amtlichen Thätigkeit gerade von



Dem ferngehalten, dessen Kenntniß ihnen leitende Stellungen in der Verwaltung und im öffentlichen Leben sichern würde. Das zeigt deutlich der geringe Einfluß, den sie, sicher zum Schaden des Staates, im politischen Leben haben. Sie kommen selten über die undankbare Stellung eines Rathgebers hinaus, dessen man sich, je nach den Umständen, leicht entledigen kann. Viele kommen freilich, vielleicht zu ihrem eigenen Besten, nicht zur Erkenntniß ihrer überaus traurigen und beschämenden Lage. Die Wohlfahrt des Staates fordert gebieterisch, daß solche kulturwidrige Zustände enden; auch der mächtigste Staat kann auf die Dauer nicht ertragen, daß Ubertausend hochgebildete Männer von der leitenden, lebendigen Mitwirkung am öffentlichen, staatlichen und kommunalen Leben (allerdings nicht durch zwingende Gesetzesvorschriften, aber thatsächlich) ausgeschlossen werden. Der Staat beraubt sich selbst seiner Kräfte und seine beengte Auslese ist um so gefährlicher, weil die Zahl Derer, die studirt haben, sich nicht aus der allgemeinen Intelligenz, sondern aus einer kleinen besitzenden Oberschicht rekrutirt und aus ihr die von Natur Begabten sich im Allgemeinen nicht dem Juristenstand, sondern dem Baufach, der Philologie, Mathematik und anderen Fächern zuwenden. Herr Langer sagt: „Es muß betont werden, daß die logische Durchbildung, die eine unerläßliche Nothwendigkeit für die Thätigkeit der Verwaltung ist, in der Regel nur zwei Berufsgemeinschaften eigen ist: den Mathematikern und den Juristen.“ Nach Langers Ansicht sind also die Abiturienten, die besondere Begabung für Mathematik zeigen, in erster Linie für die Thätigkeit in der Verwaltung geeignet. Für die Architekten trifft Das in fast allen Fällen zu; für die Juristen nur im Ausnahmefall. Das Studium des Baufaches erfordert ein eingehendes Studium der reinen und der angewandten Mathematik, zusammen mindestens vier Semester, denen drei Examina folgen. Langer weist also, ohne es zu wollen, des Technikers Befähigung für die Verwaltung haarscharf nach. Dann werden Verwaltungszweige angeführt, in denen der Techniker sich angeblich nicht zurecht finden kann. „Was versteht der Techniker von der Steuergesetzgebung, dieser über die Maßen schwierigen Materie?“ Um meinen Beruf zur Beantwortung dieser Frage zu erweisen, muß ich anführen, daß ich über das Steuerrecht der Gemeinden mehrere Werke herausgegeben habe. Ich kann ruhig sagen, daß man sich in das Steuerrecht sehr bald einzuarbeiten vermag; von einer „über die Maßen schwierigen Materie“ habe ich bisher nichts bemerkt. Ein intelligenter Mann, Jurist oder Techniker, kann sich im Zeitraum von drei Wochen, bei verständiger Anleitung, so tief in das Steuerrecht der Gemeinde einarbeiten, daß er als Bürgermeister in der Stadtverordnetenversammlung Diskussionen auf diesem Gebiet nicht zu scheuen braucht. Um das Steuerrecht als Spezialfach zu beherrschen, braucht man natürlich Jahre der Vorbereitung; aber eine solche Spezialkenntniß fordert Niemand von dem Oberhaupt einer Stadt. Aehnlich liegen die Verhältnisse auf dem wichtigen Gebiet des Baupolizei-



rechtes. Auch hier kann man nicht verlangen, daß der Bürgermeister in allen polizeirechtlichen Fragen als Spezialist, sondern nur, daß er gründlich genug vorgebildet ist, um in schwierigen Fällen auf Grund des ihm Vorgetragenen richtig zu entscheiden. Weiter sagt Langer: „Das Wesen der Stadtverwaltung beherrscht nur Einer, der juristisch vor- und durchgebildet ist; jeder Athemzug, den die Kommune thut, ist ‚rechtserheblich‘, erfordert die sichere Direktive des Juristen.“ Das ist Uebertreibung. Mit dem selben Recht könnte man fordern, daß die Leiter aller gewerblichen Betriebe Juristen seien: denn deren Thätigkeit ist auch „rechtserheblich“ in Langers Sinn. Der Gerichtsassessor bringt bei seinem Eintritt in die städtische Verwaltung Wissen auf dem Gebiet des Verwaltungsrechtes nicht oder nur in kleinem Umfang mit, weil er in ganz einseitiger Weise für die Richterlaufbahn erzogen worden ist. Nach seinem Uebertritt in die Verwaltung ist er ein Neuling, wie jeder Andere, sei er Techniker oder sonst was. Thut er seine Pflicht, so findet er sich in die Materie hinein; bleibt er ein Stümper, so geht es ihm genau wie jedem anderen Sterblichen. Die „Athemzüge“ der Kommune sind durch die Anwendung der Verwaltungsgesetze und ihre Auslegung bedingt. Der Staat überläßt nun die Rechtsprechung in Verwaltungsangelegenheiten, die in ihrer Bedeutung wesentlich höher steht als die Verwaltung einer Kommune, in Erster und Zweiter Instanz sogar Gerichtshöfen mit starker Laienbesetzung und sieht ein Interesse hierdurch nicht gefährdet; aber der städtische Jurist, der Mann der Selbstverwaltung, sperrt dem hochgebildeten Techniker die Leiterstellen in der Verwaltung. Im Grunde handelt sich eben nur um eine Machtfrage. Die Technik hat Deutschland groß und reich gemacht. Jeder hat Vortheile hiervon. Stolz kündigt man auf Kongressen, das Leben der Nation stehe im Zeichen der Technik; in den Stadtverwaltungen giebt es kaum eine Statposition, die nicht irgendwelche Beziehungen zur Technik hat. Aber man fürchtet offenbar, daß der Techniker, wenn er Raum zur Bethätigung erhält, sich das ganze Feld erobern könnte. Deshalb gilt die Losung: Principiis obsta! Diese Sperre wirkt auf die Unbefangenen wie eine Parodie auf die vielgerühmte Selbstverwaltung, deren Bedrohung von der Staatsseite aus immer einen großen Entrüstungsturm bewirkt; aber die Selbstverwaltung in der eigenen Verwaltung zu pflegen, im Sinn des genialen Stein, dessen Namen man bei jeder Gelegenheit im Munde führt: Das ist Etwas ganz Anderes. Das Streben Steins und seines Mitarbeiters Freg ging dahin, schlummernde Kräfte im Volksleben zu wecken. Von solchem Streben ist nichts mehr zu merken. Das beste Zeugniß hierfür ist der Ausschluß der Techniker, Aerzte und anderer Tauglichen aus dem wichtigen Amt des Bürgermeisters zu Gunsten der Juristen. Der Entschluß dazu stammt aus einem antisozialen Gedanken, der nur auf Kosten wirthschaftlicher, moralischer und politischer Kräfte der Nation ausgeführt werden kann.

Berlin-Mariendorf.

Gemeinde-Baurath Karl Sak.

---

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. —  
Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.





Berlin, den 12. April 1913.

## Der weidliche Hengst.

Die Berichte aus einem der Reichstagsfränzchen, die man jetzt „vertrauliche Sitzungen“ nennt (um ins Hirn des schlichten Bürgers den Trost zu pflanzen, dort werde, dort wenigstens über das internationale Reichsgeschäft manchmal irgendwie Betrachtliches gesagt), hatten mich um den Schlaf gebracht. Das Haupt des Auswärtigen Amtes sollte da, nach mühsämliger Wiederholung schimmelnder Leitartikel, von der Entstehung des Balkankrieges geplaudert und erzählt haben, die Thatsache, daß die Diplomatie vom Ausbruch und Ziel des Krieges überrascht worden sei, gebe kein Recht zum Tadel, weil in Sofia, Belgrad, Athen, Cetinje die Entscheidung lange geschwankt habe und bis in die letzten Tage hinein ungewiß gewesen sei, ob der Balkanbund die Türkei an seine Spitze stellen oder bekämpfen werde. Das stand im Zeitungsbericht. Nirgend, daß einer der Herren, die für einen Tagelohn von zwanzig Mark (und bald wohl für die Erlaubniß, in sämtlichen Eisenbahnzügen, von Lenz zu Lenz, den edlen Leib im Abtheil Erster Klasse zu rädeln) das deutsche Volk vertreten, widersprochen und die Aussage denen der Herren von Bethmann und von Riederlen konfrontirt habe. Nirgend. Der neue, besten Willensvolle Staatssekretär kommt aus Rom, kennt auch, aus eigener Anschauung, nur Rom und die Wilhelmstraße gründlich und hat, nach der Gast seines berliner Balkangesichtstudiums, die Zei-



ten verwechselt. Vielleicht wußte er Etwas von dem (1904 von Ricciotti Garibaldi und dem Serbokroaten Trefitsch Pawitschitsch begonnenen, 1909 von den Ministern Iswolskij und Tittoni fortgesetzten) Versuch, einen italo-slavischen Balkanbund zu stiften und, als Wall gegen österreichischen Dehnungstrieb, das unabhängige Albanien zu schaffen, nach dem Oesterreich-Ungarn sich jetzt, in seine Freunde betrübender Blindheit, sehnt. Vielleicht hatte er die Rede gelesen, die Talaat Bey im August 1910 in Saloniki hielt und in der dieser jungtürkische Minister des Inneren die Behauptung wagte, die Gefahr eines antitürkischen Bundes spuke nur durch lichtlose Hirne. „Die wiener Regierung hat uns versichert, daß sie jedes uns bedrohende Bündniß hindern werde; und sie hat die dazu ausreichende Macht. Von Griechenland ist nicht das Geringste zu fürchten. Serbien ist ganz auf uns angewiesen. Montenegro freut sich seiner Unabhängigkeit und wird sich niemals in tollkühne Abenteuer stürzen. Den Bulgaren, dem einzigen Faktor, der für uns zählt, werden wir kleine Konzessionen machen, im Wesentlichen aber feste Entschlossenheit zeigen. Von all diesen Staaten droht uns also keinerlei Gefahr.“ Vielleicht hat der Staatssekretär aus dem rasch überfüllten Gedächtnißschrein in Verhörstoth die Erinnerung an den kurzen Hoffnungsgrausch gezupft, der dem ungeahnten Jungtürkensieg folgte und auf dem Balkanboden, besonders in Serbien, die Bündnißpläne der Michael und Milan, Garaschanin und Pirotshanak noch einmal erwachen ließ. Zum letzten Mal. Seit die unmenschliche und unsaubere Wirthschaft der Jungtürken sichtbar geworden war, seit Dschawid Pascha wie ein Henker aus der Gräuelfage in Albanien gehaust hatte, war an ein Bündniß christlicher Balkanvölker mit der Türkei nicht mehr zu denken. Der Verdacht schon, ihr Streben suche solchen Bund, hätte die Könige Ferdinand, Georg, Peter Krone und Kopf gekostet. Muß der Deutsche, der, trotz allem Irrlichteliren unfluger Regierung, seines Reiches Macht gemehrt und gesichert hat, denn immer wie ein Kind behandelt und, wenn er wissen will, mit Märchen gefüttert werden? Die deutsche Diplomatie ist, obwohl sie von einzelnen (mit Riederlens Hohn dafür belohnten) Zunftvertretern gewarnt worden war, vom Ausbruch des Balkankrieges überrascht und von allzu fest verankertem Irrwahn dann auf die falsche Seite getrieben worden. Wie Louis Napoleon im Jahr 1866 auf Oester-



reichs Karte setzte und seine ganze Politik von der Zuversicht auf den Sieg des habsburgischen rothen Löwen stimmen ließ, so hat im vorigen Spätherbst die berliner (und die wiener) Staatsmannschaft blind und taub auf den Sieg der Türken geschworen und auf allen Eisensträngen der Politik die Weichen so gestellt, als könne dieser Glaube nicht trügen. Weßhalb gesteht sie nicht endlich? Bebürdet Riderlen, von Rechtes wegen, mit der Schuld falscher Weichenstellung, die der gescheite, als Staatssekretär aber psychisch erkrankte Mann in jedem wichtigen Fall seiner Amtsarbeit auf sich geladen hat? Hätte der Hemmunglose sie nicht inß Dicksicht seiner von Dünsten umnebelten Vorstellungswelt verführt, dann wäre ihr Unterlassen unverzeihlich. Wußte sie, daß der Krieg nah und die Niederlage der Türkei immerhin denkbar sei, erwog sie auch nur, daß auf den Graten der Politik hundertmal schon das den Thalsassen Unwahrscheinliche (weil für das Wahrscheinliche auf allen Seiten vorgesorgt war) Ereigniß geworden ist, dann mußte sie in Konstantinopel und, zuvor noch, in Wien eindringlich warnen; die Türkei zu Nachgiebigkeit stimmen, den Oesterreichern die Sicherung des Sandtschafwegeß nach Saloniki empfehlen, die Balkankönige mit der Gefahr bewaffneter Intervention schrecken. Sie mußte; und verrieth, wenn sieß nicht that, wider Pflicht und Gewissen die deutschen, die, im Sinn des Volksthumes, nicht des Staatsrechtes, gesamtdeutschen Interessen, die nach Kirkkilisse, Lüle Burgas, Rumanowo ebenso wenig noch wirksam zu schützen waren wie nach Königgraeß-Sadowa die der bonapartischen Dynastie. Der Irrthum nur, die Knospe am Knüppelholz des Glaubens an den Türkensieg, kann unsere Geschäftsführer von wissentlicher Pflichtverletzung entschuldigen. Und gerade diesen Irrthum leugnen sie; wollen sie mit rastlos erneuter Wortmacherei bestreiten.

Weiter im Text. Während in Sofia und Belgrad die Stimmung noch schwankte, habe König Nikola, „gegen die Absicht der ihm Verbündeten“, den Krieg begonnen. Gibt es im Reichsdienst einen Gesandten, der solchen Unsinn berichtet? Ich kannß nicht glauben. Auch nicht, daß in das feine Köpfchen des Staatssekretärs die kindische Meinung sich einnisten konnte, ein Mann vom Schlag Ferdinandß (bester koberger Schloßabzug von der Sonnenseite) hänge sein Schicksal und seines Landes an die Laune des weißhaarigen Hixkopfes vom Schwarzen Berg. Warum Nikola



zuerst schlug? Der Frage ist die Antwort nicht leicht zu finden. Nur die Türken sind überzeugt, sie längst gefunden zu haben. „Montenegro ist in steter Geldflemme. Das Wehrbudget bringt dem König im Jahr kaum mehr als zweihunderttausend Mark. Damit ist ein Krieg nicht zu führen. Und in Petersburg nicht immer zu pumpen. Nikola hat sich drum nicht nur den slavischen Brüdern und finischen Vettern verbündet, sondern, heimlich, auch einer wiener Bankfirma noch älteren Stammes; mit ihr eine Börsenspekulation, à la baisse, versteht sich, vorbereitet, die nur gelingen konnte, wenn sie den Markt überraschte. Sie gelang, weil Nikola's Fanfare unter fast noch heiterem Himmelschall und, wie Josua's Halljahrsposaunen die Mauern von Jericho, die steile Spitze des wiener Rursthurmes umblies; und brachte Seiner Majestät vier Millionen Mark (den reicheren Sozien das Fünffache) ein, die den ersten Kriegsbedarf deckten. Um solche Konjunktur zu schaffen und auszunützen, begann Montenegro den Kampf.“ So wispern die Türken, die von Hilmi Pascha das Geheimniß des Schottenringes erlauscht haben könnten. So kann's gewesen sein. Und wenn Josua die Hure Rahab, als die Herbergerin seiner Rundschaster, zu schonen befohl und dennoch in der Glorie des frommen Helden am Berge Gaaß ruht, durfte der Nefse des Wladika Danilo, ohne den Ruhm zu schmälern, aus der Hausschhoffnung spielsüchtiger Balletmädelfreunde für sein darbendes Volk Tribut pressen. Harmlosere Erklärung ist möglich. Vom First des cetinjer Klosters hat der Dichter Nikola Petrowitsch Njegos einst gerufen: „Klinge, geliebte Glocke, töne weit hinaus ins Land und zeuge für unseren heiligen Glauben, für den so ungeheure Ströme serbischen Christenblutes geflossen sind! Grüße Kara Georg, grüße Danilo und melde mit sanftem Gedröhn den Helden: Je größer die Musulmanenmacht, desto höher der Ruhm meines Volkes, an dessen Willen sie zerschellen muß.“ Der Sänger dieses Bardenliedes, der 1877, noch vor den Russen, für die serbischen Herzegowzen das Schwert gezogen hat, wollte auch jetzt nicht um den Nimbus des ersten Rufers zum Türkenkrieg geprellt sein. Doch Spekulation oder Ruhmsucht: die Mär, Nikola habe mit feckem Streich den friedlichen Sinn der Bundesgenossen überrumpelt, taugt in den Hörbereich des Töchteralbums.

Ist aber noch nicht die lustigste, die dem Reichstagsfränzchen eingelöffelt worden sein soll. Denn auf dem selben Blatt steht, Un-



terstaatssekretär Zimmermann habe gesagt, in der Mongolei sei Deutschlands Stellung nicht um eines Haars Breite schlechter als die russische. Ist vorstellbar? Die Russen herrschen heute in der Aeußeren Mongolei; ihr Resident Korostowek liefert, von Urga aus, den Mongolen Drillmeister, Waffen, Munition und besinnt schon den Plan, allen Gelben die Grenze zu sperren. Fraglich ist nur noch, ob die schwache Chinesenrepublik den Raub ruhig dulden oder mit Japans (heimlicher oder sichtbarer) Hilfe sich in das Wagniß eines Feldzuges stürzen wird. Das muß der fleißige Unterstaatssekretär wissen. Ihm fehlt Ader und Nerv des Politikers und seine besten Freunde sähen ihn gern in dem angenehmsten Generalkonsulat, durch das Weltmeer von der Hochwarte strategischer Entscheidung getrennt. Doch gewissenlos ist er nicht; dazu wäre auf solchem Posten immerhin Talent nöthig. Trotzdem er die Balkanslaven heute noch Hammeldiebe schilt, also nicht ahnen kann, was diese Menschheit gestern geleistet hat und morgen leisten wird, ist unmöglich, daß ein von Knappe Erzogener, von Holstein ins Vertrauen Zugelassener dem Reichstag erzählt habe, in der Mongolei sei unsere Stellung nicht schlechter als Rußlands, in China genauso günstig wie Englands (daß seit dem März auch in der Salzverwaltung nun Sitz und Stimme hat). In schwarzen Lettern steht es auf gräulichem Holzpapier? Das erweist nicht die Wahrheit. Der für den Bericht gemiethete Volksvertreter muß sich verhört, muß die beiden Sekretäre mißverstanden haben. Was er sie sprechen ließ, konnte niemals über ihre Lippe kommen. Hätten sie so gesprochen, dann wäre den Abgeordneten, die Solches ohne Zorn und Gelächter hinnähmen, nur zu rathen: Rümmert Euch, brave Männer, nie wieder um Internationales; pfuschet und flicket getrost an den Gesezentwürfen herum, die fürsorgliche Regierungweisheit in ganzen Geschwadern dem Bürger beschert; doch verirret von Leisten und Ahle Euch nimmermehr in die Werkstatt der Staatsmannskunst. Wurden die Säge, die seit Wochen wachsendes Entsetzen bestaunt, wirklich vorgebracht und vom Ohr der Wahlweiheträger geschluckt? Helios, der alles Irdische bescheint, schmunzelt stumm durchs graublaue Fliegenfenster. Das Kränzchen tagt hinter verriegelter Thür; und ich stieg nie aus der Zettelkiste. Aber am siebenten Aprilmittag schlägt die Stunde der Wehrvorlage. Die, sprach ich zu mir, mußt Du im Reichstag erleben.



Zwischen Zweifel und Hoffnung klemmt sich der Weg durch. Die Berichterstattung muß trügen. Die selbe Budgetkommission, der eines Klippschülers Uberglauben nachgesagt ward, hat den Verbündeten Regierungen ja höheren Sold für Botschafter und Gesandte angetragen. Die wird, da sie sich zu solchem (hier seit einem Jahrzehnt empfohlenen) Vorschlag aufgerafft hat, endlich auch die Geheimfonds bewilligen, die dem Reichswohl wichtiger sind als Luftschiffe, die vom Wind zerbrochen oder vom Nebel in Feindesland verführt werden. Doch warum hat der Chef des Auswärtigen Amtes nicht schnell zugegriffen? Ihm müßte dran liegen, daß er die Plätze der Bourtales, Tschirschky, Rex, Hinzke und anderer Fälligen auch Männern geben könne, die aus Privatmitteln nichts zuzusetzen haben. Warum will er „die Sache im Auge behalten“, statt die Brise flink in seine Segel zu fangen? Vielleicht redet der Kanzler heute davon; hämmert die Mehrheit an den schwarzen Schafst des Centrumsvorschlages. Er hat unter diesem Aprilhimmel so leicht wie niemals ein für das Reich Verbender. Eine ungeheure, unerträumte Wehrforderung, die ernstlich gar nicht bekämpft wird. Kein Widerstand, der zu Gefahr werden könnte. Keine Fraktion hat das zu Wahlschlachten nöthige Geld; und die Sozialdemokratie muß vor der Reichstagsauflösung zittern, die ein Viertel, ein Drittel der hundertzehn Mandate kosten könnte. Dazu von Antivari bis Urga, von Panama bis Tibet ein Chaos, aus dem ein Schöpferkopf ein neues Weltbild zu gebären vermag. Nie war solche Gelegenheit einem Staatsmann zu neiden. Der Erfolg liegt auf der Straße und jeder Kraftgestus winkt ihn ins Hohe Haus. Aber auch fortzeugende Wirkung ist heute zu erzwingen; tiefere, rascher nützbare noch als mit Bismarcks berühmtester Russenrede. Denn Europa ist heute führerlos und Asien schöpft, nach schmerzlichen Wehen und enttäuschendem Abortus, aus dem siechen Leib Alhem. Wie ein Evangelium würde jedes durchs Dunkel weisende Wort bejauchzt. Aller Augen warten, Aller Ohren auf diesen Kanzler, der fünfundsechzig Millionen Menschen, morgen fast neunhunderttausend junge Soldaten hinter sich hat und für ein Land mit nie und nirgend auf Europäerboden erreichter Vermögenmehrung spricht. Für ein Menschheitjahr kann er auf dem Zifferblatt der Erduhr die Zeiger stellen. Leuchtet aus seiner Rede majestätischer Menschenverstand, dann befiehlt er



daß für Deutschlands Zukunft Unentbehrliche und sichert sie, nicht bis zur nächsten Nachtdämmerung nur, wider schleichende Gefahr. Weißer, was er in dieser großen Stunde wollen darf? Seit Wochen zereifert er sich in Regiemühsal. Jedem Hauptmund einer Fraktion ward ein biß an den Rand voller Honignapf hingeschoben. Zu Petro Spahn zirpte es: „Auf des Glaubens Sonnenberge siehst Du Jesu Fahne wehn. Unser Schuldbuch sei vernichtet! Ausgesöhnt die ganze Welt!“ Die Alldutschen, die dem durch den Kongo-sumpf Stolzirenden schlimmer als Pestfliegen schienen, werden zärtlich getätschelt. Der nationalliberale Hamlet (mit beschränkter Haftpflicht) hört, daß an seiner Wimper des Reiches Schicksal hänge. „Freude funkelt in Pokalen; in der Traube goldnem Blut trinken Sanftmuth Kanibalen.“ Am Eßtisch des peacemaker Dernburg sitzen in Eintracht der Kanzler des Deutschen Reiches und der Leiter des größten Demokratenblattes (sammt dem Resforthüter des „fluchwürdigen preußischen Wahlunrechts“). „Groll und Rache sei vergessen; unserm Totfeind sei verziehn. Keine Thräne soll ihn pressen, keine Reue nage ihn.“ Solche Kunststücke sind weder dem Barbier von Sevilla noch dem menschenfundigeren Besitzer der Villa Malta je eingefallen. Wer nannte Bülow's Erben schwerfällig und ungelenk? Was, nach der Frühlingsleistung, Herrn von Bethmann zugetraut wird, lehrt das schwirrende Gerücht, er habe an den Abgeordneten Ernst von Heydebrand, den er im November 1911 öffentlich eines heuchlerischen Parteischachers mit nationaler Leidenschaft geziehen hat, einen Brief geschrieben, der, den Adressaten zu versöhnen, auf ein damals durch Gemüthsbewegung und allzu kurze Nachtruhe getrübtet Bewußtsein, als auf einen die Schuld mildernden Umstand, hinweise. Das Gerücht muß lügen (der Schreiber dieses Briefes wäre nicht nur durch den Fluch der Lächerlichkeit getötet); zeigt aber, was mündige Männer jetzt für möglich halten. Thut nichts. Die Weltwende naht deutschem Empfinden. Glimmt dem Kanzler nur ein Fünfchen unter dem Schädeldach, dann umglänzt ihn, wenn diese Sonne sinkt, der Triumph. Bleibt über das Verhältniß zu Freund und Feind, über Germaniens Willen der ärgsten Bosheit kein Wort mehr zu sagen. Alle Trümpfe sind diesmal in einer Hand. Eines, der ausschließ, hofft jeder Deutsche. Reichstagsplatz. Portal V. Dieses Haus ist des Reiches Abbild. Alles ist pomphast, ohne



den Reiz leise gewachsener Kultur, zwischen Brunkdampfer und Luxuswaarenhaus, aber solid und theuer; um's Doppelte mehr Aufseher, als nöthig wären: und doch (oder just deshalb) plumpe Mißgriffe. (Ein gelber Botschafter wird wie ein Zudringling behandelt und muß eine halbe Stunde auf Einlaß harren.) Die Tribünen sind voll. Diplomaten, Adjutanten, Hofgesellschaft, Neugierige aller Sorten. Viele Frauen. Politiker, Künstler, Gelehrte, Köpfe der Industrie und Kaufmannschaft? Außer den abgeordneten sehe ich keinen. Getuschel, Geflüster, Flirt; nirgend's die winzigste Spur leidenschaftlicher Spannung. Geh's, im Ernst, um die Reichsmacht und um dreizehnhundert Millionen? Noch nicht Zwei; Zeit, in den Drucksachen zu blättern. „Durch die Ereignisse, die sich auf dem Balkan abspielen, sind die europäischen Machtverhältnisse verschoben worden.“ Im Winter laß man's anders. „In Folge der eingetretenen Verschiebungen (schreibt so noch ein rüstiger Kanzleirath?) ist es heute mehr denn je unsere oberste Pflicht, den Schutz unserer Grenzen so stark zu gestalten, wie unsere Volkskraft es zuläßt.“ Warum wurde die oberste Pflicht nicht gestern erfüllt? „Die Jahrhundertfeier der politischen Erhebung und Wiedergeburt Preußens und Deutschlands weckt die Erinnerung an die Bethätigung selbstloser Vaterlandliebe und beispiellosen Opfersinnes.“ Beispiellosen: Das durfte im neuen Berlin nicht fehlen. Von Lykurg's Spartanern bis auf die bulgarischen Pflugschärführerinnen haben auch andere Völker Allerlei für die Heimath gethan. Und 1813 regte in Preußen sich der Opfersinn doch wohl nicht, weil ein Türkenkrieg die Machtverhältnisse Europas verschoben hatte. Maschinennaht; wo man es angreift, reißt's wie Theaterplunder. Nennt sich stolz aber: „Begründung“.. Die Glocke tönt. Aus den Bundesrathsräumen dringt buntes Gewimmel hervor. Beamte aller Rangklassen; Offiziere aus dem Landheer und der Marine. Auf den Stühlen der Minister und Staatssekretäre ist jetzt Alles (seit Bülow und Rheinbaben; also: beispiellos) gut angezogen. Rein dem Volksgefühl innerlich Naher. Rein Auge, das in Herzen einleuchtet; kein Kopf, dessen Wesenslinie im Gedächtniß haftet. Beamte. Vor dem Präsidentenstuhl der alte Herr Raempf. Fast immer starr aufrecht. Schwarz, mit weiß wallendem Bart, stahlfarbig funkelnder Brille und bis an den Wirbel kahler Stirnhaut, die wie Messing aus Urahn's Hausrath blinkt. Gespenstisch feierlich.



Von Weitem sieht er aus wie auf kleinen Schaubühnen der spielende Dänenkönig; „höchst schaudervoll“. Spricht auch so: mit hohler Stimme, die lange schon eingeurnt war und nur Mord zur Ordnung rief. Kein Wort ist zu verstehen. Aber rechts von ihm hebt sich vom Stuhl. Der Reichskanzler hat das Wort.

Er sieht nicht schlecht aus. Gar nicht mehr fränklich. Braune Wangen. Die Farbe eines Landbauers. Den zerreibt der Dienst nicht. Der Erste, der sich als Kanzler erholt hat. Für den langen Rumpf ist der Kopf zu klein. Zwischen Haar und Bart Alles wie zerknittert; als könne es so schief und stumpfwinkelig nicht immer gewesen sein. In den Aughöhlen lebt nichts; sieht es, wenn der Blick die Notizblätter absucht, genau so öde aus wie über dem Mund, der die großen Gegenstände der Volkheit bespricht (bis sie schrumpfen). Die Haltung wie einer von leisem Abendwind bewegten Pappel; rechtwärtz, linkwärtz nun neigt sich der Wipfel. Etwas Schwankes, Unfestes; als wäre im Wurzelboden die Hauptfaser durchschnitten und nur ein Bündelchen dünner Fasern hielte den Stamm. Als trüge nur ein Bein immer, in allmählich komisch wirkendem Wechsel, die Last. Die Geberde kommt nicht aus innerer Nöthigung, sondern soll ungezwungene Selbstsicherheit erweisen. Kann aber nicht. Der rechte Arm ruht auf der Magengrube; zeigt den Handteller; sinkt; kriecht in die Hosentasche. Der linke macht nach. Der Gestus paßt niemals zum Wort. Und dieses Wort, meist deutlich und fast dialektlos, ist ohne jeden Persönlichkeitsklang. Von der Amtspflicht verlangtes Geräusch, nicht nothwendiger Wollensausdruck. Ein Ton wie von Blech unter der Büchsen-scheere, die Konserven lüftet; dann wieder nasale Kommandolaute, in die ein Genirter sich rettet, um auf einem Bewußtseinsbügel zu scheinen. So groß hatte ich mir die Enttäuschung nicht gedacht. Doch wird, werden Spuren eifernden Mühen nachtastet, manchmal auch wieder von menschlichem Mitleid gerührt. Dieser Mann möchte so gern mehr sein als einer der „buchgelehrten Buralisten“, in denen Stein Preußens Unglück und „den Geist unserer geistlosen Regierungsmaschine“ verkörpert sah; „die, es regne oder scheine die Sonne, die Abgaben steigen oder fallen, ihren Gehalt aus der Staatskasse erheben, im stillen, mit wohlverschlossenen Thüren versehenen Bureau schreiben, schreiben, schreiben und ihre Kinder wieder zu gleich brauchbaren Schreibmaschinen erziehen.“



Er hat (der Sprachenlarver Mauthner kann lachen) fromm geglaubt, die Herrschaft über die Terminologie, die Berufsredeweise einer Kopfschmerzmittelkunst sichere dem Erwerber den Gildemeisterbrief: und spricht nun über Staatschicksal, Volksdrang, Machttrieb, wie erß von grauen Routiers der Diplomatie erlauscht hat. Nur, leider, wie ein von dieser Willenswelt durch Siriusfernen Geschiedener. Wie der mit unbändiger Beifallsucht ins Cheffabinet verschneite Jurist, der mit den Motti der Wechselstube den abgebrähten Bankdirektor mimen möchte. Wie der emsige Altphilologe, der zwei Nächte durchbüßelt hat, weil er vor dem Schulrath den franken Physislehrer vertreten soll. Man horcht, könnte jeder Wendung der Rede (auch der von der Wucht des Volksthumes und der nüchtern als Geschäft zu treibenden Politik) einen Herkunftszettel anleben; merkt aber bald, daß hier ein Blinder über Lichtfülle und Farbenreize dozirt. Wer fremd, ohne Kenntniß der Platzprivilegien, im Saal säße, wäre gewiß, daß da oben ein Stellvertreter spreche, ein Kommissar, dem sein Pflichtpart wacker eingetrichtert worden ist. Der tröpfelt nun sacht durch das Papier, auf dem die Stichwörter stehen. In solcher Stunde eines Reichsleiters Rede? Nicht der schüchternste Versuch zu äußerer oder gar innerer Architektur. Nicht des flüchtigsten Glanzes Schimmer. Nirgendß auch nur das dürftigste Bild, das nur dieser Seele aufstieg. Die Sätze zerbröckeln oder zerren sich wie mürbes Leder. Kein Wort blüht auf; jedes ist in duftlosen Papierbeeten hingekümmert und längst nun so schäbig blank wie von hunderttausend Schwighänden abgegriffene Nickelmünze. Zwanzigmal, wenn der Gedächtnißwirn durchgeschauert ist: „Meine Herren!“ Dreißigmal. Und wieder eingespeicheltes Papier. In solcher Stunde. Des Reiches Kanzler. Der da redet, ärgert sich leicht und flackert dann in Rienholzhiße. Leidenschaft hat ihn nie brünstig umfassen. Diesen dürrn Seelenboden hat nie eine Vision wärmend bestrahlt noch je Humor getränkt. Der Mann giebt, was er hat, und glaubt, was er sagt. Auf anderem Sitz würde solche Armuth Erbarmen.

Die Augenblickswirkung? Null. Lasset Euch durch das gebotene oder geschenkte Wohlwollen der Stenographen nicht täuschen. Die setzen, wenn drei persönlich Verpflichtete oder vier von dem echolosen Wortgetröpfel Erschreckte „Bravo!“ murmeln, als Beamte, Patrioten, Meinungsförderer in den Bericht: „Lebhafte



Zustimmung“. „Lebhafter Beifall“. Gehts irgendwie, auch, mindestens einmal: „Stürmischer Beifall“. Stürmisch! Wie Landregen unter stillem, graubraun verhängtem Himmel sickert es in den Saal. Der einzig Verantwortliche, ohne dessen Mitwirkung des Kaisers Recht erlischt, spricht über die Sicherheit, Macht, Ehre des Reiches. Das banalste Wort weckt, vor Fremden, Auslandsvertretern, Widerhall aus deutschen Herzen. (Heute nur das banalste. „Wir wollen frei und stark sein.“ „Ihre Heiterkeit, meine Herren von der Sozialdemokratie, beweist nur, daß ich im Recht bin.“ „Wenn uns Jemand Haus und Hof bedroht, stehen wir bereit bis auf den letzten Mann.“) Sanft Bernhard! Ringsum ein Chaos wie vor neuem Schöpfungstag. Drinnen ein Aufgeböt völkischer Kraft, wie es an keinen Rechtsgenossen hing je noch ergangen ist. Und nicht eine Minute, die Sturmesgewalt auch nur ahnen ließe. Nicht eine, die den Schauer, nur den frisson kurzer Gemüthsbrandung durchs Haus schickt. (Trotz allen Bismarckcitataten, die, seit Wilhelms Rathedervorgang, wieder erlaubt sind.) Nach bestem Wissen und Gewissen Eines, der nur Ohr dort, nicht Richter sein wollte: nicht eine. Langeweile, der Höflichkeit die Allure würdiger Andacht leiht. Zweimal wird laut gelacht; zweimal höhnisch. Ueber den Redner, der die Friedenspräsenziffer ins Unerhoffte erhöht und die rage du nombre doch, den Glauben an die Siegbürgschaft hoher Heeresziffern, als Uberglauben wehmt. Dann über Montenegro, dessen „herausfordernder Widerstand“ mit steif aufgeredtem Magisterfinger gerüffelt wird. Ist ein kleines, bettelarmes Volk lächerlich, weil es sein Leben, die Zeugerkraft seiner Mannheit, an seines Wollens Ziel setzt? Selbst wenn dieses Ziel eines Lustschlosses Zinne wäre? Und ist den erlauchten Reichsboten wirklich eingeschwaht worden, Montenegro groß Handeln sei nicht nur, weil es die Grenze des Landeskraft zu übersteigen trachtet, unvernünftig, sondern auch widerrechtlich? Montenegro ist noch im Kriege gegen die Türkei; für dessen Dauer die Großmächte ihm Neutralität verheißen haben. Seit Monaten belagert seine Miliz die Festung Skutari. Als vor den Mauern dieser Stadt achtzehntausend Montenegriner gefallen sind, bläst aus London das Konzert der Großmächte: „Das Ganze Halt! Skutari wird zu Albanien geschlagen; also fehlt dem Gemekel der Zweck.“ Die selbe Europäervorsehung hat im Dezember verfügt: „Adrianopel wird



bulgarisch. "Hat sie Mohammeds General gezwungen, die Stadt zu räumen, Ferdinand, von der Belagerung abzustehen? Nein; sondern in Engelsgeduld den Ostermond erwartet und das (schlimmere) Gemetzel nicht zwecklos gefunden. Denn (erstens) den Oesterreichern, denen ein ganzes Hoffnungsfuder ins Adigaiemeer weggeschwommen ist, mußte endlich ein Angelföder hingehalten werden. Denn (zweitens) Bulgariens Feindschaft scheut Jeder, Montenegro's Reiner. Plärrt nicht von verletztem Recht! Von Rechts wegen hat Europa in den Krieg des Vierbundes gegen die Türkei überhaupt nicht dreinzureden. Also auch nicht über Ungebühr zu stöhnen, weil dieser Bund oder eins seiner Glieder den Friedensschluß nur unter den Bedingungen will, auf die es den Anspruch erfochten, erblutet zu haben glaubt. Wo Streit herrscht, siegt die Stärke; die bereite Schlagkraft, nicht verbrieftes oder vom Himmel geweihtes Recht der Großmächte. Wenn hier höhnisch zu lachen ist, so, dünkt mich, nur über Europen, die sich von strammen Lämmeln ein Halbjahr lang jede Willfür gefallen ließ und an einem zerlumpten Knirps nun, um wieder ansehnlich zu scheinen, heroische Dummheit hart strafen will. Statt dem verflatterten Nikola aus Sobereigns, Goldrubeln, Zwanzigfrancsstücken, habsburger Münzdufaten eine Rückzugsbrücke über den Skutarisee zu bauen, sperrt sie ihm die Häfen und bedroht sein bunt geflicktes Elend mit Schiffsgeschütz. Weil er eine von Albanern bewohnte Stadt noch immer begehrt. Und Herr von Bethmann, der Preußens Wifingergeschichte und Zollerns Wagenleistung doch ein Bißchen kennen mußte, nennt Nikola's Widerstand „herausfordernd“.

Der Vortrag macht nicht dieses Redners Glück. Und über den Inhalt der Rede bleibt nichts zu sagen. Wir sind allen Mächten befreundet; deshalb: dreizehnhundert neue Millionen für das Heer; das ja auch heute nicht schwach ist. Zu Rußland sind die „Beziehungen offen, vertrauensvoll, freundschaftlichst“ (lichst); kein Interessenzwist; keine Gefahr, daß aus dem Rassenzwiespalt die Kriegesflamme auflodere. Keine; deshalb: schnelle Modernisierung, theure Panzerung von Königsberg und Graudenz. Englands Ziel in Südosteuropa und Kleinasien ist unseres: deshalb die „eingetretenen Machtverschiebungen“, die wider Englands Willen nicht möglich wurden, dem Einfluß germanischer Wirthschaft und Kultur das Aegäische und das Schwarze Meer ver-



schließen und Deutschlands Völker in ungeheure Aufwands-  
 erhöhung zwingen. Und so weiter. Mit Allen in wolkenloser Eintracht;  
 aber weiß überall schlechte Menschen giebt (die man daheim als  
 Patrioten preist, draußen als Chaubins, Panславisten, Jingo's  
 oder unter anderem Efelnamen verschreit), gegen Alle, für den  
 Nothfall, in Waffen. Der Dreibund ist (wer erräth's?) „so fest wie  
 je.“ So fest, daß in der Stunde, die uns franko-russischen Angriff  
 brächte, Oesterreich-Ungarn sich mit Russen, Serben, Rumänen  
 und (in Südtirol, Istrien, Nordalbanien) Italienern zu balgen  
 hätte und kein Giolitti mächtig genug wäre, um die Bersaglieri  
 über die Seealp zu schicken. Alles, Lesern und Hörern zu Leid, in  
 unzähligen Artikeln und Reden erörtert und widerlegt. Der tau-  
 sendmal beschnüffelte und beleckte Brei, von dem ein verwöhntes  
 Rätzlein auch in Hungerspein nicht mehr fräße. Kein Duzendre-  
 dakteur, kein Mächler nationaler Provinzwahlen bleibt in seiner  
 Leistung darunter. Das ewige Leiergelöbniß: Friedenswacht,  
 Bündnistreue, Beschränkung auf Defensiv. Nirgend's ein Halm-  
 chen, aus dem neuen Denken, neuen Schöpferwillens Frucht zu  
 dreschen wäre. Wunschloß und bieder. Auf dem Erdrund glaubt's  
 nicht Einer dem Reich, daß in jedem Jahr fortan zweitausend Mil-  
 lionen an die Waffe wendet. Doch der letzte Zweifel flieht: Das wird,  
 Alles, wirklich im Reichtag gesagt. In solcher Stunde sogar. Vom  
 Kanzler, der uns weißlich, auf leuchtende Firngipfel, geführt hat.

Dem Kriegsminister, der allerlei memorirten Lehrstoff be-  
 händig von sich gab, hat von den Vierhundert nicht Einer zugehört.  
 Auf der Tribüne war, vorn, kein Wort zu erfassen. Einerlei. Die  
 allgemeine Wehrpflicht wird endlich wieder Wahrheit; wird vom  
 Volkswillen so ernst gefordert, daß selbst eine bethmännische Em-  
 pfehlung ihr nicht den Anhang zu schmälern vermag. Frankreich's  
 Rente sinkt; die dreiprozentige hat seit Neujahr fast achthundert  
 Millionen Francs am Kurswerth verloren, die vierprozentige steht  
 nur noch um eine Prozentstufe höher als unsere. Und die Haupt-  
 macht unseres Vermögens düngt das Erdreich heimischer Indu-  
 strie. Kehrt der Schlaf, mit tröstendem Mohnsaft, zurück? Vom  
 Wahl her lächelt Luther: „Deutschland ist ein schöner, weiblicher  
 Hengst, der Futter und Alles genug hat, weiß er bedarf, dem aber  
 ein Reiter fehlt“. Täglich durchtrabt Theobaldur den Thiergarten.





## Die Ursachen des Balkankrieges.

Auf dem Berliner Kongreß unseligen Angedenkens hatten es die Vertreter der europäischen Großmächte für gut befunden, nicht auf die Stimme der Menschlichkeit, sondern auf die ihrer groben Selbstsucht zu hören, und so hatten sie von den Russen nach blutigen Kämpfen befreite und von den Türken im Präliminarvertrag von San Stefano aufgegebenen Gegenden mit überwiegend christlicher Bevölkerung wieder unter eine kaum zwei Jahre vorher auf der Konstantinopeler Konferenz von den selben Diplomaten scharf gebrandmarkte Herrschaft zurückgeworfen. Diese Elite der europäischen Staatskunst wußte genau, welche Folgen ihr Beschluß für die christliche Bevölkerung in der Folgezeit haben würde. Hatten doch die hervorragendsten unter den Staatsmännern, die auf dem Berliner Kongreß eine neue Ordnung auf der Balkanhalbinsel zu schaffen hatten, den Stab über die türkische Regierung gebrochen; Fürst Bismarck selbst sagte, daß „Europa auf eine wirksame Art ein besseres Loß der Bevölkerung im Orient verbürgen müsse“, und Lord Salisbury erklärte: „Wenn die Mächte nicht durchsetzen, daß eine dauerhafte und kräftige Verwaltung in diesen Gegenden eingeführt wird, so tragen sie die Verantwortung für das unvermeidliche Erneuern der Leiden, die ein so allgemeines Mitleid in Europa weckten und die Ursache so wichtiger Ereignisse wurden.“

Um dieses bessere Loß zu verbürgen (oder um Sand in die Augen der europäischen Oeffentlichen Meinung zu streuen), ward in den Berliner Vertrag ein Artikel eingeschoben, der für die noch unter türkischer Herrschaft belassenen christlichen Gegenden Reformen vorsah, ohne aber für ihre Durchführung irgendeine Bürgschaft zu sichern, trotzdem Fürst Gortschakow von solchen papiernen Anordnungen gesagt hatte, „daß sie nie erfüllt worden sind und niemals die Mißbräuche und thatsächlichen Uebelstände abgeschafft haben“. Dann entwarfen die Herren Diplomaten noch ein Statut für die künftige Verwaltung der christlichen Provinzen der Europäischen Türkei; aber kaum war dieses Statut, ein papiernes Dokument mehr in der Geschichte der türkischen Reformkomödien, ausgearbeitet worden, als die Diplomatie vor den Schwierigkeiten der Durchführung zurückschrak und die christlichen Völker ihrem eigenen Schicksal, also türkischer Willkür überließ.

Die Gebrechlichkeit der neuen Ordnung zeigte sich schon wenige Jahre nach dem Berliner Kongreß. Eine der schwierigsten und kunstvollsten Schöpfungen dieses Kongresses, deren Zweck die



Schwächung des bulgarischen Volkes schien (zu dessen Befreiung hauptsächlich der Krieg unternommen worden war), wurde im Jahr 1885 über den Haufen geworfen. Und gerade die Mächte, die auf dem Kongreß am Meisten für die Schaffung von Ost-rumelien gewirkt hatten, wurden nun die eifrigsten Vertheidiger der Vereinigung dieses Ost-rumelien mit dem Fürstenthum Bulgarien und später die nachdrücklichsten Schirmer der Selbständigkeit des vergrößerten Bulgariens.

Inzwischen wurde immer deutlicher, welche gute Gelegenheit zu wirthschaftlicher Ausnützung das Osmanische Reich manchen Großstaaten Europas bot. Diese Aussicht änderte nun gründlich ältere Ansichten, die in dem berühmten Ausspruch des Fürsten Bismarck, daß die Orientalische Frage nicht die Knochen eines pommerischen Grenadiers werth sei, ihren prägnanten Ausdruck gefunden hatten. In diesen veränderten Umständen, besonders, seit wegen der wirthschaftlichen Entwicklung mancher europäischen Staaten ein scharfer Antagonismus zwischen einzelnen Großmächten entstanden war, fand das Osmanische Reich, welches unaufhaltsam, wenn auch langsam, seinem Verfall entgegenging, eine kräftige Stütze. Hierdurch gewann auch die Türkei die Möglichkeit, weiter ungestraft ihre bekannte Mißherrschaft über die ihr übrig gelassenen christlichen Völker auszuüben. Und als diese Völker, vom Geist der neuen Zeit, der so frisch von den neugeschaffenen Balkanländern zu ihnen herüberwehte, angehaucht, begannen, sich gegen die Mißherrschaft aufzulehnen, wurden sie mit grausamen Mitteln daran gemahnt, daß es ihnen nicht so leicht fallen werde, eine Besserung ihres schrecklichen Loses zu erwirken, und daß jedes gewaltsame Auflehnen gegen dieses Loß unbarmherzig gezüchtigt werden würde. Besonders die Bulgaren Makedoniens zeigten sich in dieser Hinsicht nicht willig, ihr Schicksal auch weiter mit Geduld (die nicht ihre Tugend ist) zu ertragen. Eine Stütze fanden sie in der starken Emigrantengolonie, die sich im Lauf der Zeit im Fürstenthum Bulgarien gebildet hatte. Bald nach dem Berliner Vertrag waren nämlich viele Bulgaren aus Makedonien nach Bulgarien übergesiedelt, wo sich ihrem außergewöhnlichen Unternehmungsgeist ein weites Feld allseitiger Thätigkeit eröffnete. Sie bethätigten sich nicht nur als Maurer, Krämer, Zwischenhändler, Unternehmer aller Art, sondern auch als Lehrer, Professoren, Beamte, Offiziere, Journalisten, Politiker. Als Offiziere wurden sie die eifrigsten Verfechter der Idee der Befreiung Makedoniens im Schoß der bulgarischen Armee, die ohnehin die Befreiung dieses Schwesterlandes von der Türkenherrschaft als



eine ihrer ersten Pflichten betrachten mußte. Als rührige Journalisten und Politiker trugen sie, besonders bei dem großen Einfluß, welchen in Bulgarien Journalistik und Parteileben nach und nach gewonnen hatten, diese Idee in die gesellschaftlichen und politischen Kreise und mußten auch, da fast in allen Parteien irgendein Makedone eine wichtige Stelle einnahm, das politische Leben stark beeinflussen. So ist der Chef der Stambulowisten, der bekannte Advokat Genadiew, einer der besten Redner Bulgariens, ein Makedone; in der Partei der Demokraten ist Lioptschew, Minister im Kabinet Malinow, der in Konstantinopel die finanziellen Verhandlungen bei der Anerkennung der Unabhängigkeit Bulgariens führte. In der Partei der Zankowisten war einer der einflußreichsten Männer, der ehemalige Minister im Kabinet Karawelow-Danew und einer der besten Advokaten Bulgariens, Dr. Radew, der leider vor etwa anderthalb Jahren nach einer Operation in Wien starb und von ganz Bulgarien tief betrauert wurde, Makedone. Eben so ist der rührige bulgarische Gesandte in Rom, Herr Rizow, und einer der besten Journalisten Bulgariens, Simeon Radew, der sofianer Korrespondent des „Temp“.

Unter solchen Umständen ist begreiflich, daß Alles, was in Makedonien geschah, in Bulgarien ein sehr starkes Echo fand. Aber die heillose türkische Verwaltung ging ruhig ihre Wege und ahnte nicht, daß sie dadurch die Dinge zu einem unausweichlichen Zusammenstoß mit Bulgarien trieb. Die türkische Mißwirthschaft, die Gesetzlosigkeit in der Verwaltung, die Unsicherheit im Leben und Eigenthum der christlichen Bevölkerung zwang die intelligenteren Bulgaren Makedoniens, eine Organisation zu schaffen, die sich zur Aufgabe machte, eine Besserung der Lage der christlichen Bevölkerung durch Gewaltmittel, da es anders nicht möglich war, zu erlangen. Diese Organisation, die im Jahre 1893 entstand, erstrebte eine Selbstverwaltung Makedoniens, wie sie in groben Umrissen im Artikel 23 des Berliner Vertrages vorgesehen worden war. Die Leiter der Organisation wußten, daß solche Selbstverwaltung ohne europäische Kontrolle nicht möglich sein, die Diplomatie aber nur durch Gewaltmittel zu zwingen sein werde, aus ihrer Passivität gegenüber der türkischen Mißwirthschaft herauszutreten. Das Schreckgespenst eines türkisch-bulgarischen Zusammenstoßes, der ihre Interessen bedrohen konnte, sollte sie zum Einschreiten nöthigen. Deshalb wurde beschlossen, durch allerlei Attentate auf Eisenbahnen und auf öffentliche Institute, mit denen Interessen der Großmächte verbunden waren, und durch kleine Putzche eine ständige Unsicherheit im Lande zu schaffen. Man



wußte ja, daß die Türken, ohnmächtig gegen solche Handlungsweise der Revolutionäre, sich an der friedlichen Bevölkerung vergreifen und dadurch die Oeffentliche Meinung Europas gegen sich aufbringen, die Großmächte also zum Eingriff zwingen würden.

Die türkische Regierung bekam bald Wind von dieser Organisation. In ihrer Unfähigkeit, der Bewegung Herr zu werden, nützte sie ihr durch Gewaltmaßregeln, die, wie erwartet, die friedliche Bevölkerung trafen und den Revolutionären zuführten. So breitete sich die Organisation bald über das ganze Land aus und wurde von der bulgarischen Bevölkerung als eine Beschützerin gegen die Willkür der türkischen Behörden empfunden; denn sie vermochte in manchen Fällen Willkürakte der Behörden und besonders einflußreicher türkischer Begs grausam zu ahnden. Die Attentate und Aufstandsversuche des Frühjahr 1903 bewirkten denn auch die Intervention der Großmächte und die Einführung der im Münzsteger Programm geforderten Reformen.

Die türkische Verwaltung, an deren Spitze in Makedonien der schlaue Hussein Hilmi Pascha (jetzt Botschafter in Wien) gestellt worden war, wußte den von den europäischen Großmächten eingesetzten Organen entgegenzuarbeiten und so die europäische Kontrolle fast unwirksam zu machen. Die Türken versuchten, das bulgarische Element, das sich als lebenskräftig erwiesen und die Einmischung der Großmächte herbeigeführt hatte, möglichst zu schwächen. Zu diesem Zweck wurde von Hilmi Pascha auch die Propaganda der Griechen und Serben begünstigt. Auch andere Mittel wurden angewandt, um die Bulgaren aus dem Lande zu treiben. Dadurch und durch die empörende türkische Mißwirtschaft wurden besonders England und Rußland veranlaßt, sich für eine bessere Verwaltung Makedoniens einzusetzen. So kam es im Anfang des Jahres 1908 zu dem englischen Vorschlag, die Rechte der christlichen Bevölkerung zu erweitern und die europäische Kontrolle zu stärken. Dieser Grundsatz wurde im Abkommen von Reval auch von Rußland angenommen.

Die jungtürkische Revolution vom Juli 1908 wurde in Bulgarien und von den Bulgaren Makedoniens im Allgemeinen mit unverfälschter Freude begrüßt. Das bulgarische Volk war plötzlich von einem quälenden Albdruck befreit worden, da es gerade in einem Augenblick ziemlicher Entmuthigung die Hoffnung schöpfen durfte, daß nun auf friedliche Weise das Loß der christlichen Bevölkerung in der Europäischen Türkei sich bessern werde. Die Bulgaren des Fürstenthums waren dieser unaufhörlichen Sorge ohnehin schon überdrüssig; und wenn sie sich auch auf einen



Wassengang mit den Türken vorbereitet hatten, so waren sie doch im Innersten ihres Herzens nicht sehr kriegerisch gestimmt und mochten sich nicht gern den schrecklichen Gräueln eines unsicheren Krieges aussetzen. Die Bulgaren Makedoniens waren doppelt froh in der Erwartung, daß der eingetretene völlige Umschwung in der Türkei nun auf eine friedliche Art bessere Tage bringen werde. Sie begrüßten um so freudiger die Wendung, als sie auf diese Weise auch die Aussicht bekamen, ihre Nationalität gegenüber den fremden Ansprüchen leichter unverfehrt zu erhalten. Im Taumel ihrer Freude kamen auch die bulgarischen Revolutionäre von ihren Bergen herunter und ergaben sich freudig den neuen Behörden, die in der That in den ersten Tagen ihnen ein löbliches Entgegenkommen zeigten.

Leider sollte aber dieser Freudentaumel von sehr kurzer Dauer sein. Die Führer der makedonischen Bulgaren merkten sehr bald, daß die jungtürkischen Machthaber das bulgarische Volk noch schlimmer behandelten als die Werkzeuge Abd ul Hamids. Schon in den ersten geheimen Zusammenkünften mit einflußreichen Jungtürken merkten die Makedonen, daß sie nichts Gutes von den neuen Männern zu erwarten hatten, die sich als Vertreter einer herrschenden Rasse fühlten und noch weniger als ihre Vorgänger gewillt waren, von ihren alten Rechten abzuweichen. Die Bulgaren Makedoniens hatten, um sich in den politischen Kämpfen, die im neuen Verfassungsleben bevorstanden, auf gesetzlichen Boden zu stellen, die Organisation der „Konstitutionellen Klub“ geschaffen, deren Ziel war, das Volk für das neue Verfassungsleben des Reiches vorzubereiten und es für die Wahlen zu schulen. Diese Organisation, die sich bald über das ganze Land verbreitet hatte und nach der Meinung kundiger Leute\*) berufen sein konnte, die politische Erziehung aller Völker Makedoniens zu fördern, wurde jedoch von den neuen türkischen Machthabern, denen es gar

---

\*) Hier sei mir gestattet, auf das ausgezeichnete Buch des „Begründers der Islamwissenschaft“, des Professors Martin Hartmann, „Unpolitische Briefe aus der Türkei“, hinzuweisen. Der Verfasser, der jedenfalls keiner besonderen Sympathien mit den Bulgaren bezichtigt werden kann, sagt auf Seite 35: „Daneben steht in der Türkei die Konstitutionelle Partei, die eine sehr energische und geschickte Thätigkeit ausübt und auf deren vom zweiten bis zum neunten September (1909) in Saloniki abgehaltenem Kongreß in einer die gespannte Aufmerksamkeit aller anderen Völker-elemente auf sich ziehenden intelligenten und sachlichen Weise verhandelt wurde. So werden durch die Bulgaren hier wirksame Elemente in die Bevölkerung geworfen.“



nicht um ein wirkliches Verfassungleben zu thun war (weil es eine freie nationale Bethätigung und vollkommene politische Gleichheit voraussetzt), durch ein Sondergesetz aufgelöst. Das war einer der verhängnißvollsten Schritte der jungtürkischen Regierung, der, wie die späteren Ereignisse bewiesen, den Zusammenbruch der Europäischen Türkei herbeiführten sollte. Durch die Auflösung dieser Organisation, deren gesetzliche Bethätigung dem neuen Regime nur von Nutzen sein konnte, da sie mit der Zeit das bulgarische Volk von jeder revolutionären Thätigkeit abgezogen hätte, wurden die Bulgaren von Neuem daran gemahnt, daß sich die Verhältnisse im Lande auch in der neuen Aera nicht sonderlich geändert hatten und daß sie, wollten sie ein menschenwürdiges Dasein sich erwirken, wieder zu der erprobten geheimen revolutionären Thätigkeit zurückkehren müßten.

Das Volk wurde ärger als je bedrückt und die jungtürkischen Behörden, die das Wiederaufleben der revolutionären Bewegung fürchteten, trachteten, dem Volk die versteckten Waffen durch die grausamsten Gewaltmaßregeln zu entziehen; sie erließen das mittelalterliche Gesetz über die Banden und versuchten, besonders die jungen Leute entweder aus dem Leben oder wenigstens aus dem Lande zu schaffen. Diesem Zweck diente die Bildung von besonderen türkischen Banden, die Einsetzung von Kriegsgewerkschaften, die Ermordung der bekannten ehemaligen Revolutionäre, die nach der Proklamirung der neuen Verfassung vertrauensselig von den Bergen heruntergekommen waren und sich friedlichen Beschäftigungen hingegeben hatten, die Vertreibung der besitzlosen Pächter von den türkischen Gehöften und deren Ersetzung durch hauptsächlich aus Bosnien herbeigezogene und von den Behörden unterstützte mohammedanische Einwanderer, die sich nicht als sehr arbeitsam und friedfertig zeigten. Durch die Heranziehung von Mohammedanern (auch aus Rußland, Rumänien und Bulgarien) und durch die Verschleichung der bulgarischen Einwohner wollten die Jungtürken das ihnen ungünstige numerische Verhältniß der Bevölkerung ändern. Dr. Nazim Bey, einer der Ideologen der jungtürkischen Umwälzung, hatte in einer Interview offen gesagt: „Die Ansiedlung muslimanischer Einwanderer ist für uns eine Lebensfrage. Alle makedonischen Schwierigkeiten drehen sich um den numerischen Einfluß. Hinter allen Streitigkeiten um Kirchen und Kirchtürme verbergen sich politische Absichten. An dem Tag, wo es eine Million Musulmanen mehr in Makedonien geben wird, kann Niemand uns noch das Uebergewicht bestreiten.“ Ein anderer Wortführer der Jungtürken, Hussein Dschahid Bey, der



Chefredakteur des „Tanin“, erkühnte sich zu schreiben, daß „andert-halb Millionen türkischer Bayonnettes bereit seien, Bulgarien, Montenegro und Serbien zurückzuerobern und noch einmal vor den Thoren von Wien zu erscheinen, um dem Westen das osmanische Gesetz zu diktieren“. So weit ging die Verblendung.

Die Ueberfülle grausamer Maßregeln zwang endlich die alte revolutionäre Organisation, ihre Thätigkeit wieder aufzunehmen. Schon im Lauf des Jahres 1911 begannen die Banden ihr altes Handwerk von Neuem. Und damit man ja nicht im Unklaren über die Urheber der Gewaltaakte in Makedonien sei, übergab die Organisation am einunddreißigsten Oktober 1911 den Konsuln der Großmächte in Saloniki ein „mémoire“, worin sie ihnen die Verschlechterung der Lage der christlichen Bevölkerung Makedoniens zur Kenntniß brachte und offen erklärte, daß sie den Kampf gegen die türkische Herrschaft wieder aufnehmen müsse und nicht eher die Waffen niederlegen werde, als bis sie ihr früheres Ziel, die Autonomie Makedoniens unter der Kontrolle der Großmächte, erreicht habe. „Indem wir öffentlich verkünden“ (so schloß diese Schrift des „Centralkomitees der Makedonischen Inneren Revolutionären Organisation“), „daß die Attentate, die Zusammenstöße der Revolutionäre mit der türkischen Armee im Verlauf dieses und des vergangenen Jahres nebst anderen revolutionären Rundgebungen als die Handlungen der Inneren Organisation angesehen werden müssen, sind wir gezwungen, zur Kenntniß der civilisirten Welt zu bringen, daß wir auch in Zukunft, wie in der Vergangenheit, mit allen erreichbaren Mitteln zu kämpfen entschlossen sind, bis das Ziel, die Autonomie Makedoniens, erreicht ist.“

Die türkische Regierung ließ sich von ihrer verhängnißvollen Politik der Bedrückung und Verfolgung nicht abbringen. Statt diese Anzeichen künftiger Ereignisse zu verstehen und solchen Ereignissen durch eine versöhnliche Politik vorzubeugen, bewirkten die Behörden in ihrer argen Verblendung wahre Mezeleien; ihr Werk war das denkwürdige Gemekel von Schtip, das gerade den Plänen der revolutionären Organisation entsprach. Während in Bulgarien seit etlichen Monaten das friedlichste und türkenfreundlichste Ministerium die Geschäfte führte, glückte es den Revolutionären, durch ein Bombenattentat in der im nördlichen Makedonien, nicht sehr weit von der bulgarischen Grenze gelegenen Stadt Schtip, die sich immer als sehr revolutionär gezeigt hatte, die türkischen Behörden zu gräuelvollen Ausschreitungen zu bringen und so die friedfertige und gegenüber der Türkei allzu nachgiebig gestimmte Politik der bulgarischen Regierung zu durch-



kreuzen und das Ministerium Geschow daran zu mahnen, daß alle seine Bemühungen, auf friedlichem Wege das Loß der makedonischen Bevölkerung zu verbessern, umsonst bleiben werden. Daß Gemekel von Schtip (am vierten Dezember 1911), bei dem fast dreitausend Menschen getötet und verwundet wurden, rief, wie die Bombenverschwörer erhofft hatten, eine ungeheure Aufregung in Bulgarien hervor. Noch versuchte das Ministerium Geschow, in der Hoffnung, durch eine friedliche Politik die Türken für ein milderes Regiment zu stimmen, sich der Volksbewegung entgegenzustellen und auf Personen, die sich an der Bewegung beteiligten (darunter auch auf den Schreiber dieser Zeilen, der auf dem Protestmeeting in Sofia, am vierundzwanzigsten Dezember, die Rede hielt), einschüchternd zu wirken; aber ein scharfsichtiger Beobachter konnte schon damals bemerken, daß dieses Gemekel auch der türkenfreundlichen Politik des Ministeriums den Todesstoß versetzt hatte. Noch ein letztes Mal sträubte sich die Regierung, aus der veränderten Volksstimmung die Konsequenzen zu ziehen. Als sich im Lauf des Winters die Verfolgungen und Missetaten häuften, hatte die Organisation beschlossen, zwei Makedonen, Professoren an der Universität in Sofia, die schon vor Jahren eine ähnliche Mission übernommen hatten, als Delegirte in die europäischen Hauptstädte zu senden, um die Aufmerksamkeit der Großmächte auf die wieder unerträglich gewordene Lage der christlichen Bevölkerung zu lenken und ihnen den festen Entschluß der Organisation zur Kenntniß zu bringen, nicht eher zu ruhen, als bis sie die Autonomie unter europäischer Kontrolle erreicht hätten. Die Delegirten sollten auch das Interesse einflußreicher Politiker und Publizisten in den Hauptstädten für Makedonien und für die Ziele des neuen Kampfes ansprechen. Diesen Zweck hatte unsere Rundreise (ich war einer der Delegirten) im vorigen Frühjahr; wir gingen nach Petersburg, London, Paris und Rom. In Wien und Berlin, wo wir uns auch einige Tage aufhielten, unternahmen wir nichts, was mit unserer Mission zusammenhing, da wir fürchteten, dort kein Entgegenkommen zu finden. Diese Mission, die wir bis zur Abreise aus Sofia geheim hielten, war der Regierung sehr unbequem. Sie konnte uns aber nicht hindern, unsere Pflicht zu erfüllen, da wir als Professoren unserer vollkommen autonomen Universität gegen eine Maßregelung geschützt waren (die uns übrigens auch nicht sehr hart getroffen hätte).

Die Jungtürken erkannten rasch die Bedeutung unserer Rundreise und suchten deshalb sofort durch eine besondere Deputation, bestehend aus zwei hochgestellten Persönlichkeiten, unter



denen Schufri Bey, jetzt Minister des Unterrichts im Rabinet Mahmud Schewket Paschas, war, mit Leitern der makedonischen Bewegung in Sofia in Fühlung zu kommen; sie zeigten sich aber so ungeschickt, daß ihr kläglicher Mißerfolg unserer Mission nur förderlich war, da wir nun darauf hinweisen konnten, daß auch die türkische Regierung der revolutionären Organisation eine große Bedeutung zuschreibe und mit ihr in direkte Verhandlungen zu treten suche. Wir erreichten, was von der Reise erwartet worden war. Freilich war das Ausland noch immer nicht im Klaren über die Gefahr, die sich in der makedonischen Bewegung barg. Die wuchs nun mit der Zahl der von den Türken verschuldeten Gräuel und zwang endlich die Regierung, gegen ihren Willen rasche Vorkehrungen zu treffen, um von den Ereignissen nicht unvorbereitet ereilt zu werden. Da der Krieg unvermeidlich schien, trachtete sie, ihn politisch vorzubereiten und sich der Mitwirkung der anderen Balkanstaaten zu versichern. Zwar hatte mancher dieser Staaten, welcher Bulgariens schnelle Entwicklung und Kräftigung mit scheelen Augen sah und eine Vergrößerung des jungen Königreiches nicht zulassen mochte, bis zuletzt mit den Türken geäugelt und ihnen Schergendienste in Makedonien geleistet; aber nun zeigte sich diesen Staaten die Aussicht, mit Hilfe Bulgariens nicht nur die Provinzen der Türkei sich anzueignen, die von ihren Konnationalen bevölkert sind, sondern auch Theile Makedoniens zu erhalten, die ihnen bisher Bulgarien hartnäckig verweigert hatte. Deswegen hatte ja bis jetzt auch keine Verständigung zwischen den Balkanstaaten zu Stande kommen können. Nun war Bulgarien in einer Lage, die es zu Konzessionen zwang, damit es nicht genöthigt sei, allein gegen die Türkei den Krieg zu führen. Die anschwellende kriegerische Volksströmung zwang die Regierung, trotzdem sie sich, wie ich bestimmt weiß, mit aller Macht gegen einen kriegerischen Zusammenstoß mit der Türkei stemmte, fast mit Ueberstürzung die Bündnisse für ein gemeinsames Vorgehen mit den anderen Balkanstaaten zu schließen, wofür sie sogar wichtige nationale Interessen opferte, zu deren Preisgebung sich keine andere Regierung entschlossen hatte. So wurde in aller Eile schon am dreizehnten März 1912 das Bündniß für ein Zusammengehen gegen die Türkei mit Serbien geschlossen, am neunundzwanzigsten Mai mit Griechenland und um die selbe Zeit auch mit Montenegro. Alles ging in solcher Hast, daß keine Zeit für detaillirte Besprechungen mit manchem dieser Staaten blieb und das Bündniß nur in allgemeinen Umrissen festgelegt werden konnte.

Inzwischen ereigneten sich die neuen Gräueltthaten von Rot-



schani, einem kleinen makedonischen Städtchen dicht an der bulgarischen Grenze. Am ersten August, an einem Markttag, plakten zwei Bomben auf dem belebtesten Platze des Marktes und töteten und verwundeten etliche von den dort angesammelten Türken und bulgarischen Bauern. Sofort warfen sich die türkischen Soldaten, Polizisten und irregulären Baschibozuks auf die friedlichen Bewohner und in drei Stunden richteten sie im Städtchen ein schreckliches Blutbad mit allen möglichen begleitenden Nebengräueln an. Nun schäumte der Volkszorn in Bulgarien auf und keine Regierung konnte wagen, die Bewegung noch hemmen zu wollen. In den öffentlichen Versammlungen wurden unverhohlen sogar Drohungen gegen hohe Personen laut, da man sie in dem (falschen) Verdacht hatte, gegen den Krieg zu sein. Unmittelbar nach diesem allgemeinen Aufbrausen beschloß denn auch der Ministerrath unter dem Vorsitz des Königs, am sechszwanzigsten August, den Krieg gegen die Türkei; trotzdem militärische Sachverständige den Waffengang gern bis ins nächste Jahr aufgeschoben hätten, da noch nicht Alles zum Krieg bereit war.

Was man im Ausland gar nicht erwartete, einen Spätherbstfeldzug, erzwangen unsere Verhältnisse. Keine bulgarische Regierung konnte den Krieg beginnen, ehe alle Feldfrüchte eingeheimst waren, da für unser Land dieser Umstand wichtiger ist als die Witterung. Für einen europäischen Agrikulturstaat ist die beste Kriegszeit der Spätherbst und der Winter. Unser Volk jubelte; Groß und Klein war des Sieges gewiß, seit man wußte, daß wir im Rücken gesichert seien und fast unsere ganze Kraft auf den thrakischen Kriegsschauplatz werfen konnten. Selten wohl ist ein Krieg mit so allgemeiner Zuvorsicht und Freudigkeit begonnen worden. Wir, die den Niedergang des türkischen Kriegergeistes in der Nähe (besonders in den makedonischen Kämpfen und in den häufigen Grenzzusammenstößen mit den Türken, wo oft einzelne Soldaten ganzen türkischen Grenzposten Stand hielten) beobachten und gleichsam fühlen konnten, waren über den Ausgang des Krieges nicht im Zweifel; auch nicht darüber, daß die Entscheidung schon in den ersten Kämpfen fallen werde. Und so geschah es auch. Die wichtige Festung Kirkkilisse wurde sechs Tage nach der Kriegserklärung von unseren draufgängerischen Truppen überrumpelt und nach vier Wochen war die türkische Armee auf's Haupt geschlagen und hinter die befestigte Stellung von Tschataldscha geworfen, wodurch eigentlich das Kriegsschicksal entschieden war. Was darüber hinaus geschah, war nur die Folge des Uebereifers eines jungen und allzu thatkräftigen Heeres. Aber dieses Heer hat dann die Festung Adrianopel erstürmt.

Sofia.

Professor Dr. J. G h e o r g o w.



## Charles-Louis Philippe.\*)

J'aime toutes les choses, mais  
j'aime surtout ce qui souffre.

Philippe: „Lettres de Jeunesse“.

Wäre Charles-Louis Philippe ein Rittersmann gewesen, so hätte er die vorangestellten Worte als Wahlspruch in seinem Wappenschild führen können; denn sie enthalten ganz und gar den Kern seines Wesens. Er hing mit heißer Inbrunst am Leben und all dessen Erscheinungen; mit Himmel und Erde, mit Allem, was athmet, wächst und sich regt, fühlte er sich verwandt und zu der weichen Lust eines blauen Sommertages, zu dem im gelben Herbstlaub raschelnden Wind und zum herabsinkenden Abenddunkel redete er wie zu Seinesgleichen. Aber weil er das Leben so sehr liebte, weil er wußte, wie unendlich reich die Quellen der Lust und der Schönheit in ihm strömen, hat er auch so tief an ihm leiden müssen. Denn wie in des edlen Florian Geher's Herz floß in dem seinen ein „brennend Recht“ und wie ein Stachel wüthete in seinem Innern der Gedanke, daß es Menschen gab, die hungern und frieren mußten, die gefnechtet und ausgebeutet wurden und denen die Thore der Freude für immer verschlossen waren. Die stillen Frauen, die ihn durch so viele Jahre seines Lebens begleitet, schreiten auch durch seine Werke und ihre dunklen Schatten ruhen auf allem Geschehen. Armuth und Sorge gehen immer Hand in Hand und singen schwermüthige Lieder. Und wenn sie auch den Blicken für eine Weile entschwinden, so hallt doch ihre traurige Weise noch lange nach und mahnt daran, daß sie bald wiederkehren werden.

Schon vor Philippe hatten französische Schriftsteller (Flaubert, Zola, Maupassant sind die bekanntesten) das einfache Volk geschildert. Sie hatten sein Leben, seine Gewohnheiten beobachtet, seine Anschauungen, seine ganze Art, zu denken und zu fühlen, studirt. Sie waren aber immer nur von außen an diese ihnen im Grunde fremden Menschen herangetreten; ein Letztes und Tiefstes ihrer Seele hatte ihnen daher verborgen bleiben müssen. Philippe jedoch war unter ihnen aufgewachsen, er hatte ihre spärlichen Freuden und ihre reichlichen Leiden getheilt, hatte durchmachen müssen, was auch sie durchgemacht hatten. Von der endlosen Reihe seiner Vorfahren her, die in drückendsten Verhältnissen gelebt, hatte sich das schwere Blut der Armen auf ihn vererbt, und so wußte er genau, wie es um sie bestellt war und was in ihren unruhvollen, bedrängten Herzen vor sich ging. Und wie er mit

---

\*) Aus Philippes „Gesammelten Werken“, die (herausgegeben und eingeleitet vom Dr. Südel) bei Egon Fleischel & Co. in Berlin erscheinen werden. Sechs Bände: die Novellensammlung „Die kleine Stadt“ und die Romane „Bübü“, „Der alte Perdrig“, „Marie Donadieu“, „Croquignole“, „Mutter und Kind“. Den Lesern der „Zukunft“ ist der Dichter kein Fremdling.



ihnen fühlte und an ihren Leiden litt, so liebte er sie auch. Er hätte gar nicht anders gekonnt; denn tief lag es in seinem Wesen begründet, die Schwachen, die Hilflosen, die vom Schicksal Hintangesetzten lieben zu müssen. Und immer wieder finden wir in seinen Werken Menschen, die lange und hart um ein bißchen Lebensglück gekämpft haben, die das erkämpfte Glück gleich wieder hingeben müssen und die der Dichter uns lieben lehrt.

So leidenschaftlich und kompliziert, so reich an Erlebnissen, Wechselfällen und dramatischen Vorgängen sein inneres Leben war, so einfach und bescheiden spielte sich seine äußere Existenz ab. Er hatte viele lodende Pläne; er sehnte sich in die Welt hinaus, wollte in weite Fernen führende Reisen machen, am bunten Glanz fremder Länder sich erfreuen. Aber aus Alledem hat nie Etwas werden können. Das Schicksal nahm weder auf seine Wünsche noch auf sein hohes Künstlerthum Rücksicht: in seinen besten Jahren sperrte es ihn in die trockene und langweilige Sphäre einer Kanzleistube; und als es endlich etwas heller um ihn wurde, als sein amtliches Pflichtenmaß sich verringerte und ihm so mehr Zeit für sein dichterisches Schaffen ließ, riß es ihn nach kurzem Kranksein aus dem Leben. Er wurde nur fünfunddreißig Jahr alt. Am vierten August 1874 wurde er in Cerilly in der Landschaft Bourbonnais als Sohn eines Holzschuhmachers geboren. Er besuchte bis zu seinem zwölften Lebensjahr die Volksschule seiner Vaterstadt und setzte dann seine Studien auf den Gymnasien in Montluçon und, seit dem Jahr 1891, in Moulins fort. Seine Bemühungen, an der Ecole Polytechnique in Paris Aufnahme zu finden, scheiterten; doch erhielt er, nachdem er eine Weile Beschäftigung in der „Pharmacie centrale du service de santé militaire“ gefunden hatte, Anstellung in der pariser Stadtverwaltung. Nach kurzem Krankenlager starb er am einundzwanzigsten Dezember 1909 an einem Nervenfieber.

Das Produzieren fiel ihm nicht leicht. Die Worte flossen ihm nur langsam aus der Feder und er feilte unablässig an seinen Sätzen. Sein Schreiben war ein zäher, hartnäckiger Kampf mit der Sprache. Wie er bei seinem Schaffen gerungen, was für Qualen er gelitten, erfährt man aus den nach seinem Tode veröffentlichten Briefen an seinen Freund Henri Baudeputte. Das alberne Geschwätz der Bureaukollegen, das er während des ganzen Tages über sich ergehen lassen mußte und das noch lange peinvoll in ihm nachklang, machte es ihm unendlich schwer, sich in den Abendstunden zu einer ruhigen, produktiven Stimmung zu sammeln. Oft ist er so mürrisch und zerschlagen, daß er weder zu schreiben noch ein gutes Buch zu lesen fähig ist, daß er Paris verwünscht und sich nach einem bescheidenen Handwerkerdasein in einer friedlich stillen Provinzstadt sehnt. Doch diese Verstimmungen dauern nicht. Er hat zwar unter vielerlei Mißgeschick zu leiden, sein armjähiges Gehalt zwingt ihn zu allerbescheidenster Lebenshaltung; aber er lernt doch ein großes Glück kennen: den Rausch des Schaffens. In einem seiner Briefe an Baudeputte spricht er von einem gemeinsamen Bekannten,



einem wohlhabenden jungen Schriftsteller, der von schönen Kunstwerken umgeben sei und ein elegantes, sorgloses Leben führe. Und dann meint er, daß sie doch keine Ursache hätten, ihn zu beneiden, denn sie führten ein stärkeres Innenleben, ihre Bücher würden von ihrem Charakter bestimmt sein und durch ihre innere Erregung würden sie gut und stark werden. Jetzt brauche man Barbaren. Kraft sei nöthig, Wuth sogar und ein tiefes Erschauen des Lebens. Man müsse Gott ins Antlitz geschaut haben. Die Zeit der Leidenschaft beginne jetzt wieder.

Von der strömenden Lebenskraft und der starken Sinnlichkeit, die Philippe für den Roman fordert, sind nun seine Werke übertoll. Was ihn ergriffen und erregt, was Stürme von Troß und Zorn durch sein Blut gejagt, was sein Mitleiden geweckt, ihm die Tage verdunkelt und ihn in schlaflosen Nächten gequält, hat er mit leidenschaftlicher Gluth wieder in seine Bücher hineingegossen. Und so spiegelt sich in der flimmernden Schönheit seiner Sprache das Feuer seiner inneren Ekstasen und durch seinen Stil klingt der kraftvolle Rhythmus seines Blutes. Menschen, Stimmungen, Geschehnisse weiß er mit der selben suggestiven Kraft zu veranschaulichen. Eine außerordentliche Fähigkeit zur Assoziation ermöglichte ihm, scheinbar ganz fernliegenden Dingen das ihnen Gemeinsame zu finden und geheimnißvolle, bisher nie erkannte Beziehungen zwischen ihnen aufzudecken. Glücklich vereinigten sich in ihm ein kraftvoll gesunder Realismus, der auch vor derben und brutalen Situationen nicht zurückschreckte, und ein tief in die Dinge eindringendes visionäres Schauen, das ihre transszendentale Bedeutung und ihr Verhältniß zum Weltganzen ahnungvoll fühlte. Er war einer von den großen Neugierigen, die immer tieferen Erkenntnissen zustreben und die es vor Allem reizt, verborgene und dunkle Zusammenhänge zu verstehen und zu enthüllen. So versenkt er sich voll mystischer Gluth in die Geheimnisse des Weltgeschehens und in heißem Forscherdrang taucht er in die Untergründe menschlicher Seelen, um das unsicher Glackernde, das schwankende Auf und Ab ihrer Zustände zu belauschen. Bei diesen Versuchen, kaum noch zu entziffernde und darstellbare Regungen uns anschaulich zu machen, versteigt sich der Dichter oft zu einer Sprache von allzu überladener Bilderpracht. Man fühlt und genießt mit Entzücken den zarten Chrysmus, der durch die Zeilen bebt, und voll Wohlbehagen läßt man sich von der Worte holdem Klange wiegen; doch nicht immer vermag der nachprüfende Verstand dem Flug des Dichters in seine phantastischen Traumreiche zu folgen; zu nebelhaft mystisch webt sich dort Alles durcheinander.

Philippe's Stil ist in seinen früheren Werken, besonders in „La mère et l'enfant“, von einer prachtvollen Knappheit. Die Sätze sind stark und wuchtig und durch die häufige Wiederholung mancher Worte scheinen lange Satzreihen wie durch ein gemeinsames Band fest zusammengehalten. Einem Trupp Krieger gleichen sie, die mit hellem Spiel und siegesgewiß ins Feld rücken. Doch des Dichters Drang nach immer tieferer menschlicher Erkenntniß, sein Bemühen, auch die schattenhaf-



ten Zwischentöne der Seele zu malen und Unfaßbarem den Schein des Lebens zu leihen, verlangte eine Modelung seines Stils. Die Sätze werden breiter, verwickelter; mit leisem, singendem Rauschen fließen sie dahin. Es ist, als ob des Dichters erregte, schaffenstrunkene Seele nicht immer die Macht besessen habe, die Fülle seiner Visionen zu bändigen, die Fluth der ihn bedrängenden Bilder einzudämmen. Vielleicht hat Philippe selbst empfunden, daß ihm seine frühere einfache und wuchtigere Ausdrucksweise stärkere künstlerische Wirkungen ermöglichte; denn in den Novellen, die er in den letzten Jahren seines Lebens schrieb, und in den wunderbaren Fragmenten des Romans „Charles Blanchard“ ist er wieder zu ihr zurückgekehrt.

Wie sich des Dichters Existenz in seinen Werken spiegelt, zeigt deutlich ihre vergleichende Betrachtung. Tief blicken wir, wenn wir in seinen Büchern lesen, in die Geschichte seines Lebens hinein. Wir erfahren aus ihnen, wie seine Kinder-, seine Jünglings- und seine Mannesjahre beschaffen waren. Wir lernen Männer kennen, die er seiner Freundschaft gewürdigt, mit denen er in der Dämmerzeit plaudernd im Kaffeehause saß und mit denen er (was er besonders gern that) an dienstfreien Tagen über Land gewandert ist. Die Seelen von Frauen enthüllen sie uns, die er geliebt, durch die er Glück erfahren und tiefen Schmerz erlitten, von denen er sich endlich befreit oder denen er nach langer Trennung wieder hilfreich zur Seite gestanden hat. Und viele von den Kleinbürgern der Heimathstadt, deren Art ihm von den Tagen der Jugend her in lebendiger Erinnerung geblieben war, und von anderen, deren Wesen sich ihm im Getriebe der Weltstadt für einige flüchtige Tage erschloß, hat er mit ein paar kräftigen, suggestiven Strichen festgehalten.

Die Zeiten, die der Dichter nach Beendigung seiner Gymnasialjahre im Hause der Eltern und in schlechten pariser Quatieren verbrachte, bis er schließlich nach langem Suchen und Harren einen bescheidenen Posten in der Stadtverwaltung fand, gehören zu den schmerzlichsten seines Lebens. Seine Thätigkeit in der Mairie des vierten Stadtbezirkes entsprach zwar weder seinen Fähigkeiten noch seinen Kenntnissen; er hatte aber jetzt wenigstens festen Boden unter den Füßen und brauchte nicht länger zu besorgen, eines Tages verhungern zu müssen. Rein Zufall ist's, daß Philippes erster pariser Roman, „Bubu de Montparnasse“ (1901), in der Sphäre der sozial niedrigsten Menschenklasse, der Dirnen und Zuhälter spielt. Tief in seinem Wesen war begründet, daß er gerade diesen verachteten Geschöpfen zunächst seine ganze Antheilnahme zuwandte; glaubte er doch, in ihnen die Aermsten der Armen zu sehen. Immer wieder liest man in seinen Briefen, wie lebhaft ihn das Problem der Prostitution bewegt und beschäftigt hat, wie er sich bemühte, die Ursachen, die so viele junge Menschenleben in Krankheit, Laster und Verbrechen verkommen lassen, zu ergründen.

Ein persönliches Erlebnis gab ihm die Möglichkeit tieferer Ein-



blicke in das Wesen und Treiben dieser Kreise. Er machte die Bekanntschaft einer jungen Blumenarbeiterin, die, außer Stande, sich durch ihrer Hände Arbeit zu erhalten, zur Dirne geworden war. Dieses kleine sanfte Geschöpf, das in trüben Stunden Schutz bei ihm gesucht, das er bei sich aufgenommen und in Tagen der Krankheit gepflegt und getröstet hat, ist die Heldin seines ersten Romans geworden. Philippe hat Berthes gutmüthige, bescheidene, leichtsinnige, von ewig wechselnden Stimmungen hin und her gerissene Seele mit tiefem Verstehen gezeichnet. Und den ganzen Lebensbezirk, dem sie entstammt und in dem sie immer trüberen Tiefen zugleitet, hat er voll visionärer Kraft gebannt: das nächtliche, unruhig bewegte Paris mit den endlos sich hinziehenden Boulevards, auf denen die Dirnen, nach einträgliehen Abenteuern ausspähend, rastlos hin und her wandern; die jungen, noch unverbrauchten, die verführerisch zu blicken und die Männer leicht anzulocken wissen; und die alten, vom Laster zerrütteten, die ihre welken Reize immer wieder vergebens anbieten und schweren Tritts, müde und zer schlagen, durch das Dunkel hintrotten.

Philippe hat Berthe zwischen zwei Männer gestellt, den gütigen, feinfühligen Pierre Hardy und Bübü, den Zuhälter, der sie verführt und später in den Dirnenberuf hineingedrängt hat. Als Bübü wegen eines Diebstahls ins Gefängniß gesteckt wird, wendet sich Berthe, angewidert von ihrem bisherigen Leben, an Pierre um Hilfe. Er nimmt sie bei sich auf, sorgt für sie und es gelingt ihr, wieder Arbeit und ehrlichen Erwerb zu finden. Doch Bübü spürt nach seiner Rückkehr aus dem Gefängniß ihren Aufenthaltsort auf. Nachts bringt er mit Freunden in das Zimmer ein, in dem Pierre und sie weilen, und zwingt sie, zu ihm und damit in ihr unwürdiges Leben zurückzukehren. Wie so viele andere Situationen des Buches hatte Philippe auch diese erlebt; er selbst hatte Berthe in jener Nacht zur Seite geruht. Da er gegen die Uebermacht der Zuhälter nichts ausrichten konnte, mußte er sie ziehen lassen, aufs Tiefste erschüttert von der Erkenntniß, daß alle Bemühungen dieser Mädchen, gegen ihr Schicksal und ihre Unterdrücker anzukämpfen, ganz aussichtslos seien. Erst nach Jahren ist ihm gelungen, Berthe aus den Händen ihres Peinigers zu befreien. Wie die Gestalt des Mädchens ist ihm auch die Bübüs geglückt: es ist ein Kerl, der von Lebensgier und brutaler Energie sprüht, doch auch er kennt die Stunden der Schwäche, der Angst und Verzagtheit. Philippe kann in Bübü auch nur ein nothwendiges Produkt unserer sozialen Verhältnisse sehen, einen Menschen, der nicht schlechter ist als andere, die sich allgemeinen Ansehens erfreuen, weil ein günstiges Geschick besser im Leben für sie gesorgt hat. Auch an ihm entdeckt er gute Regungen, auch er besitzt in seiner Weise Ehrgefühl; und auch ihm bleibt schweres Leiden, schmerzlichste Lebensbitterniß nicht erspart. Und so, aus tiefem menschlichem Begreifen heraus, vermag er mit ihm zu fühlen und zu leiden.

Französische Schriftsteller haben behauptet, daß Philippe sich in den Hauptgestalten seiner Bücher selbst geschildert und ihnen genau



geglichen habe. Das haben seine näheren Freunde nie gesagt; sie kannten ihn zu gut. Philippe hat allerdings diesen Figuren Manches von seinem Charakter mitgegeben, aber sein Wesen darin nicht erschöpft. Er besaß nämlich nicht nur eine große Güte und Sanftmuth, sondern auch Härte und Willenskraft; er war zugleich sentimental und ironisch, nachgiebig und starrköpfig, schüchtern und selbstbewußt. Bei all seiner Sensibilität steckte viel gesunde, unverbrauchte Kraft in ihm und ein starker Hunger der Sinne. Die tiefe Schwermuth, unter der er in den zwanziger Jahren oft so namenlos litt, hatte nicht zum Wenigsten ihren Grund darin, daß er, den es so sehr nach Liebe verlangte, sich unfähig glaubte, eines Weibes Zuneigung erringen zu können. Mit dreiundzwanzig Jahren wünscht er sich nichts sehnlicher als Frau und Kind und schreibt: „Il y a des moments où la vue d'une jeune femme au bras d'un homme me fait du mal comme un coup de couteau.“ Und als er endlich eine kleine Freundin, wie er sie sich gewünscht, findet, meint er resignirt: „C'est une exquisite petite fille, mais je suis trop sincère vis-à-vis de moi même pour croire qu'une femme puisse jamais m'aimer.“ Vielleicht waren es seine kleine unansehnliche Figur, sein keineswegs hübsches, dazu durch eine unschöne Narbe entstelltes Gesicht und seine ärmlichen Verhältnisse, die ihm in dieser Hinsicht so wenig Selbstvertrauen gaben.

Von seiner übergroßen Gefühlsweichheit (immer wieder berichtet er in seinen ersten pariser Jahren von vergossenen Thränen und vom Verweilen in melancholischen Zuständen) sucht er sich bewußt zu befreien. Mit aller Energie kämpft er dagegen an; ihre Ueberwindung bedeutet für ihn einen wichtigen Theil seiner Selbsterziehung. Dostojewskijs Schriften hatten ihn wohl in seinem sentimental pessimistischen und altruistischen Empfinden bestärkt, vermuthlich auch die Soltois, die er eifrig gelesen hat. Anders wirkte Friedrich Nietzsche auf ihn; er erzog ihn zu größerer Wesenshärte, zu einer lebenbejahenden Weltanschauung.

In „Marie Donadieu“ hatte er gezeigt, wie sich der Held nach dem Verlust der Geliebten, der ihn zuerst tief erschüttert, wieder auf sich selbst besinnt, sich von aller unfruchtbaren Empfinderei befreit, um seine ganzen Kräfte auf eine Höherentwicklung seines Menschenthums zu konzentriren. Wieder waren es eigene seelische Erlebnisse, die er hier dichterisch gestaltet hat: „J'ai été la victime d'une femme d'ailleurs extrêmement intelligente, très fine, très femme, mais menteuse par hystérie, maladivement menteuse. J'ai classé, numéroté, épinglé mes documents et maintenant que, dégagé de tout, je suis célibataire à nouveau, je me sens plein de force pour la vie à venir avec du Nietzsche dans mon sac et tout mon tonnerre de Dieu de volonté. Car j'ai bien de la volonté. c'est même un jour sous lequel tu ne me connais pas.“ Und in dem selben Brief betont er noch einmal sehr energisch seines Wesens Wandlung. Ihm ist schmerzlich, daß der Freund, der ihn lange nicht gesehen, ihn noch immer für



einen so sanften und gutherzigen Menschen hält, und so entwirft er, um ihn vom Gegentheil zu überzeugen, mit ein paar kräftigen Strichen ein neues Selbstportrait. Er sei stark, voll Muth und Widerstandskraft, besitze einen leidenschaftlichen Willen, sei nichts weniger als ein „bon type“ und stehe jetzt wahrscheinlich näher bei Nietzsche als bei Dostojewskij. Doch wenn er auch dem Typus des harten Willensmenschen zustreckte, für kraftvolle, brutale, unbekümmerte Naturen Bewunderung empfand und ihnen in seinen Dichtungen stets den Sieg gab, so gehörte seine heimliche Liebe doch den Gütigen und Sanften, den rein und einfach Empfindenden, den innerlich Vornehmen, die nicht so glatt und gewandt mit dem Leben fertig zu werden vermögen.

Nachdem er die ersten, entbehrungsreichen Jahre seiner Beamtenlaufbahn überstanden und seine materielle Lage sich etwas erfreulicher gestaltet hatte, gewann er wieder viel von dem Frohsinn seiner frühen Kinderjahre zurück. Auch wuchs sein Selbstgefühl mit dem Fortschreiten seines Künstlerthums. Außer Nietzsche war es namentlich der französische Dramatiker Paul Claudel, dessen Dichtungen ihn einer helleren Lebensauffassung zuführten. Deutlich tritt in den letzten Werken, in „Croquignole“ und einer Reihe der späteren Novellen, ein heiter strahlender Humor hervor, der sich früher selten gezeigt hatte. Doch sein Leben war voll von Aufregungen und Kämpfen bis in seine letzten Tage hinein. Sein heißes Mitempfinden mit Allen, die unter den sozialen Verhältnissen unserer Zeit zu leiden haben, sein Drang, Anderen hilfreich beizustehen und für Das, was ihm als das Rechte erschien, leidenschaftlich einzutreten, hielten seine Seele ständig in Unruhe; in ewigem Wechsel glitten Lichter und Schatten über sie hin. Die Freude, seine Dichtungen, in denen eine so warme und hingebende Liebe für das Volk glühte, auch in breitere Schichten des Volkes bringen zu sehen, erlebte er nicht mehr. Die vielen neuen, oft schwer verständlichen Gedanken und Bilder, seine Neigung zu Symbolen und Allegorien erschweren geistig ungeschulten Köpfen den Zugang zu ihnen. Da ihm seine Selbstachtung verbot, selbst irgendwie für seine Werke Propaganda zu machen, sich Denen zu nähern, die ihm nützen konnten, so beschränkte sich sein Leserkreis im Wesentlichen auf eine kleine, qualitativ allerdings sehr hochstehende Gemeinde, die seinem Schaffen mit großer Aufmerksamkeit und Bewunderung folgte.

Besonders in den Kreisen der jungen französischen Dichter genießt Philippe heute eine außerordentliche Verehrung. Auch außerhalb Frankreichs sammelt sich um sein Werk eine stetig wachsende Schaar von Bewunderern. Sein Ruhm hat sehr bald nach seinem Tod begonnen. Das glühende, im Zorn gewaltige, leidenschaftliche und doch gütige Herz hat dem Künstler viele Freunde gewonnen. Schon ist sein Werk in viele Sprachen übersetzt und sein Name in allen Ländern den Besten vertraut geworden. Und eines Tages werden gewiß in liegender Verehrung auch die Schichten sich zu ihm wenden, für die er gekämpft und mit denen er gelitten hat.

Wilhelm G ü d e l.





## Kapitalsteuern.

Im Wirthschaftsleben regirt nicht immer die Vernunft. Als in Amerika die Millionäre unter den Sammelnamen „reiche Räuber“ rubrizirt wurden, war die Oeffentliche Meinung von des Gedankens Blässe angefränkt. Als nach Morgans Tod die Flaggen auf Halbmast gesetzt, die Börsengeschäfte auf fünf Minuten unterbrochen wurden (die höchste Ehre, die einem toten Finanzmann erwiesen wird), als in einer Adresse Morgan der „größte Bürger Amerikas“ genannt, also neben Washington und Lincoln gestellt wurde, trug die Oeffentliche Meinung die frische Farbe der Entschließung. Vor wenigen Monaten saß Morgan auf dem Bänken und wurde von dem Herrn Untermher peinlich über die Herkunft seines Geldes befragt. Die Reporter durchforschten sein Minenspiel und kamen zu dem Ergebnis, er habe wie ein verängsteter Löwe ausgesehen, den die Jäger in die Ecke getrieben haben. Noch in den Nekrologen sprach der Eine von Augen, die wie schwarze Höhlen zweier Flintenläufe aussahen, der Andere von kleinen, lebhaften, grauen Auglein. Weder das Aeußere noch das Innere des großen Geldmannes scheint durchsichtig gewesen zu sein. Wie ihn sein Biograph schilderte, erwähnte ich hier schon. Das Größte, was er geleistet hat, war: daß er eine Nation von Geschäftsleuten in den Glauben brachte, mit ihm stehe und falle der amerikanische Reichtum. Er hatte durch die Hingabe von 125 Millionen im Oktober 1907 die Börse gerettet. Jetzt freilich war sein Tod längst erwartet worden. Nach Harrimans Tod war die newyorker Börse Tage lang nervös; Morgans hatte sie escomptirt. Harriman starb als Fünfziger, Morgan wenige Schritte vor der Schwelle ins achtzigste Jahr. Er war geistig nicht vom Wuchsharriman; aber er hat einer Wirthschaftsepoche den Stempel seines Wesens aufgedrückt. Und die Gegner der Trusts dürfen sagen: „Er starb uns sehr gelegen.“ Der Entschluß vom Oktober 1907 hat ihm den dicksten Ruhmesfranz eingebracht. Interessanter war aber sein Kampf gegen Harriman; der Kampf um die Herrschaft über die Illinois-Central-, die Erie-, die Northern-Pacific-Bahn. Der Sieg hat zuerst den Jüngeren, der sich dem Riesen Rockefeller verbündet hatte, dann den Aelteren, der den Präsidenten Roosevelt für sich zu gewinnen verstand, den in der Besitzesfülle Ueberlebenden gekrönt. Vor neunzehn Jahren konnte Morgan höhnisch noch Harriman fragen, wen er (im Eriebahngeschäft) eigentlich vertrete, und geringschätzig die Achseln heben, als die Antwort kam: „Mich.“ Allmählich hat er dann die Persönlichkeit des Gegners richtig sehen gelernt; doch wohl kaum je erkannt, daß Harriman, neben Cecil Rhodes, das stärkste Hirn war, das der englisch sprechenden Menschheit in Jahrzehnten erwuchs.

Das Urtheil über den Reichtum schwankt je nach dem Bedürfnis. Das Deutsche Reich sucht in ein freundschaftliches Verhältniß zu den Höchstbesteuerten zu kommen. „Reiche Räuber? Ihr seid reich und ich, der Fiskus, räubere.“ Als die „Flüssigkeit“ der Vermögen er-



örtert wurde, laß man, die Neubildung des Kapitals vollziehe sich zu langsam; investirt werde mehr bares Geld als produziert. Das Ergebnis dieser Feststellung ist der Versuch, sechs Milliarden Mark zum Besten des Fiskus in Bewegung zu setzen. Eine Milliarde auf den Tisch; dazu die Zinsen von fünf anderen Milliarden. Durch diese Anzapfung soll wahrscheinlich die Produktivität des Volksvermögens gesteigert werden; lehrt nicht alte Erfahrung, daß die Kaufkraft wächst, je höher die Steuern steigen? Und handelt sich nicht um eine weltgeschichtliche That? Vogue la galère! Selbst die Börse ist nachgerade ängstlich geworden. Schließlich stehen ihr die Aktiengesellschaften doch nicht ganz fern; und eine bis ins dritte und vierte Glied reichende Schröpfung ist schlimmer als eine Rotirungssteuer. Der Aktionär muß nach dem Kurswerth seines Besizes zahlen und die Aktiengesellschaft ihr Vermögen noch einmal zur Steueroperation hingeben. Als Trostspende wird der Abzug der Nominalsumme des Aktienkapitals gewährt. Dann bleiben vom Betriebskapital die offenen Reserven und Obligationen. Aber damit ist natürlich der wirkliche Werth des Vermögens einer Aktiengesellschaft nicht erschöpft. Man kann sich auf niedliche Veranlagungen gefaßt machen. Der Streit, ob die „Stillen Reserven“ mit daran glauben müssen oder nicht, ist ziemlich müßig. Da der Aktionär nach dem Kurs besteuert werden soll, wird ja den „Stillen“ alle Ehre erwiesen. Die Aktiengesellschaften erfreuen sich, so meint der Autor der neuen „Finanzreform“, einer hohen Rentabilität. Der Statistiker merkt nichts von allgemeinem Wachsthum. Die neun berliner Aktienbanken hatten 1912 einen Reingewinn von 144 Millionen. An Steuern zahlten sie 12½ Millionen. Das sind 8 Prozent des Gewinnes. Die Liquidität wird nicht größer, sondern kleiner; und die Rentabilität wird durch die Launen der Konjunktur oft genug gestört. Ist unter solchen Umständen die Neubelastung wirklich so harmlos? In der Industrie sieht es noch schlimmer aus. Da steckt das Kapital in Betriebsanlagen, die beschäftigt sein müssen. Die Abhängigkeit von der Konjunktur ist noch enger und das bare Geld wird wie das tägliche Brot gebraucht. In der Gelsenkirchener Bergwerksgesellschaft betrug die Summe der öffentlichen Lasten im vorigen Jahr 13,3 Millionen oder 68 Prozent des Reingewinnes. Die Industrie muß sich durch die Vermehrung ihres Effektenkapitals liquid halten; die Rente durch Verminderung der Unkosten stabilisiren. Dazu braucht man immer wieder Kapital. Die neuen Steuervorlagen vertheuern die Lebensbedingungen; sie ersetzen die alten Aktiensteuern durch einen Stempeltarif. Der Ausgabe-stempel für Aktien beträgt, nach dem geltenden Reichstarif, 3 Prozent vom Nennwerth des Aktienkapitals. Dazu kommt ein landesgesetzlicher Stempel für den Gesellschaftsvertrag, der höchstens 1½ Prozent beträgt. Die beiden Abgaben werden ersetzt durch eine einheitliche Reichsteuer von 4½ Prozent, die aber nicht nach dem Nennwerth, sondern nach dem Ausgabe-kurs berechnet wird. Bei der Gründung einer Aktiengesellschaft soll also der innere Werth



des Kapitals die Grundlage der Besteuerung sein. Werden Vermögen, Grundstücke, Rechte in die Gesellschaft eingebracht, so gilt deren Werth, nicht die von den Gründern aufgestellte Berechnung. Ein Unternehmen, das mit 10 Millionen Mark Aktienkapital gegründet wird, kann einen inneren Werth von 20 Millionen haben. Bei vorsichtiger Bilanzirung wird sich eine solche Differenz stets ergeben. Was thut der Fiskus? Er setzt eine Prämie auf die Solidität. Aber nicht für den Anderen, sondern für sich. Die 10 Millionen hätten nach dem alten Modus 450 000 Mark Stempelsteuer aufzubringen; nach dem neuen 900 000 Mark. Bei Kapitalserhöhungen ist es eben so wie bei Neugründungen. Nun giebt es Bundesstaaten, die überhaupt keine Abgaben für Gesellschaftsverträge haben. Für sie sind die  $1\frac{1}{2}$  Prozent Erhöhung reiner Zuwachs. Jeder kann sich vorstellen, wie Das auf die Struktur des gewerblichen Kapitals einwirken muß. Der Gesellschaften mit beschränkter Haftung nimmt sich der Fiskus besonders liebevoll an. Nach dem preussischen Stempelgesetz sind  $\frac{1}{4}$  bis  $1\frac{1}{2}$  Prozent zu zahlen, je nach dem Stammkapital. Der Gesetzentwurf fordert einheitlich 3 Prozent. Grund? Die G. m. b. H. treten „in immer bedeutenderem Maße an die Stelle von Aktiengesellschaften“. Weil eine Gesellschaftsform sich als brauchbar durchgesetzt hat, muß sie zwölf- bis dreifach besteuert werden. Lacht Jemand? Eine G. m. b. H. mit 20 000 Mark Kapital zahlt 50 Mark; später kostet der Stempel 600 Mark. Zuwachsteuer und Grundstückumsatzstempel sind oft in der Verseufung einer beim Besitzwechsel gegründeten „Grundstückverwerthungsgesellschaft“ verschwunden. Das soll gebüßt werden. 5 Prozent Stempel drauf. Bei 100 000 Mark Stammkapital 5000 Mark statt 250 Mark nach dem alten Tarif. Kein Auge bleibt trocken. Aber der Staat schenkt einen Trost: die 1300 Millionen, die in den nächsten zwei Jahren in Festungen, Kasernen, Flinten angelegt werden, fließen ja der Industrie zu. Alles, was gebraucht wird, muß in deutschen Fabriken hergestellt werden. Die Schornsteine werden rauchen und die Räder werden sich drehen. Aber viele Rohstoffe müssen aus dem Ausland bezogen werden; ein Theil des Geldes rutcht also hinüber. Und einen anderen Theil schicken die fremden Arbeiter nach Haus. Man denkt nicht so weit, sondern ist froh, wenn das Opferfest endlich vorüber ist. Die Minderung der heimischen Kaufkraft wird überhaupt nicht in die Rechnung gestellt. Da bleibt schließlich vom Segen für die Industrie nicht viel übrig. Die Bundesstaaten müssen, zum Besten des Reiches, auf einen Theil ihrer Steuern verzichten. Dafür sollen sie sich „durch Ausbau und Erhöhung“ schadlos halten. Als Surrogat wird ihnen die berühmte Abgabe vom Vermögenszuwachs in Aussicht gestellt. Ein Monstrum, an dessen Geburt man nicht zu denken wagt. Aber das Einkommen, die ergiebigste Quelle des Wohlstandes, wird geschmälert und die Neubildung von Kapital erschwert. Ein *circulus vitiosus*. Wirthschaftskrisen entstehen, wenn die Lebenskraft des Kapitals nachläßt. Aber wenn man ihm zu viel aufbürdet, muß es erlahmen.



Die Vermehrung der Zahlungsmittel wird gefordert. Der Kriegsschatz soll verdoppelt, von 120 auf 240 Millionen gebracht und für 120 Millionen Mark Silber ausgeprägt werden. Die 120 Millionen Gold sollen aus dem Verkehr heraus-, dafür 120 Millionen Mark Kassenscheine zu 5 und 10 Mark hineingepreßt werden. Was die Reichsbank darüber zu sagen hat, las man schon. Es läßt sich hören und wirkt, in diesem Fall, überzeugender als die Gründe der Gegner. Die unbegrenzte Vermehrung kleiner Banknoten besprach ich. Man konnte von dieser Neuerung nicht begeistert sein. Aber die starken Argumente, mit denen die Reichsbank den neuesten Vorschlag stützt, verscheuchen manches Bedenken. Die Reichskassenscheine sind in jedem Sinn unangenehm; doch sie werden gebraucht und sind in die Qualität nicht von den Banknoten zu unterscheiden. Sie tragen ein Kennzeichen, das dem Publikum nicht auffällt: man braucht sie nicht zu nehmen. Die Banknote ist gesetzliches Zahlungsmittel (auch erst seit 1909); sie darf man nicht zurückweisen. Der Kassenschein wird von jeder öffentlichen Kasse genommen; ist aber kein vollwerthiges Geld im Sinn der Währung. Eben so wenig wie das Silber. Die Frage, die als letztes Destillat aus allen Bedenken bleibt, ist: „Steht das Dogma der Währung über den Nothwendigkeiten der Praxis?“ Die Hüter des Schazes sagen: Nein. Zeigt man ihnen sorgenvolle Skepsis, so heißt es: „Wer weiß denn besser als wir von der Reichsbank, was an kleinen Zahlungsmitteln gebraucht wird? Habt Ihr denn eine Ahnung, was allein die Militärkassen in den ersten Tagen nach der Mobilmachung verschlingen?“ Millionen von Silbermünzen und Banknoten sind nicht in acht Tagen geprägt und gedruckt. Das dauert Jahre. Soll man auf den Ernstfall ankommen lassen und dann nicht gerüstet sein? Daß weder Silber noch Kassenscheine gutes Geld sind, geben die Herren von der Reichsbank zu. Nur sagen sie: „Wir brauchen es; und wir machen es zu gutem Geld, indem wir die Qualität der Banknote wahren.“ Ich glaube, die Parteien könnten sich auf eine brauchbare Formel einigen. Zu schärfstem Ausdruck müßte gebracht werden, daß die Silberreserve nur Katastrophen vorbeugen soll. Das Wort „Krisis“ ist zu oft mißbraucht worden, als daß es noch wirken könnte. Scheidemünzen und kleines Papiergeld werden vom Verkehr rasch aufgesogen; und der Bedarf wächst ungeheuer schnell, sobald Gefahr im Anzug ist. Man muß also den theoretischen Widerwillen gegen das ungedeckte Zettelgeld unterdrücken. Präsident Havenstein ist sehr ängstlich. Manche sagen: Zu ängstlich; und denken an seine Mahnreden an die Banken. Aber diese Uengstlichkeit bürgt am Ende auch dafür, daß nichts geschieht, was die Währung schädigt. Der Zwang, eine Reserve zu schaffen, engt die Wahl der Mittel ein. Wer weiß einen glatteren Weg? That is the question. Die Reichsbankherren sagen: „Wir kennen die Fehler unserer Vorschläge, mißbilligen sie aber nicht, weil sie besser sind als alle schönen Theorien, die uns doch nicht helfen.“ L a d o n.

---

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. —

Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Bag & Harleb S. m. b. H. in Berlin.





Berlin, den 19. April 1913.

## Petits Fours.

### Kernmast.

Am siebenundzwanzigsten Juli 1830 hatten, nach dem von Thiers gegen die Ordonnanzen Karls des Zehnten veröffentlichten Aufruf, die Pariser den Straßenkampf begonnen und der Bourbonenregierung die Hölle so rasch geheizt, daß Karl nicht wagte, in seine Hauptstadt zurückzukehren. Er hatte dem Thron entsagt, war schon auf der Flucht nach England, das System der Parlamentsregierung und die Krönung des Herzogs Louis Philippe von Orléans gesichert, als die Kunde vom Ausbruch der Revolution ins stille Weimar kam. Am sechsten Tage nach dem Ereigniß. Eckermann eilt zu Goethe, der dem Eintretenden entgegenruft: „Der Vulkan ist zum Ausbruch gekommen und Alles steht in Flammen! Was denken Sie von dieser großen Begebenheit?“ Bald ergiebt sich, daß der Jünger den Meister mißversteht. Dem ist der Vulkan nicht die französische Volksleidenschaft, sondern der zwischen Cuvier und Geoffroy de Saint-Hilaire entstandene Naturforscherstreit, der am neunzehnten Juli in der Akademie der Wissenschaften zum ersten Mal öffentlich ausgefochten worden ist. „Die Sache ist von der höchsten Bedeutung und Sie können sich kaum vorstellen, was ich empfinde, seit heute der Bericht von der Sitzung hierher kam. Ich juble über den endlich erlebten allgemeinen Sieg einer Sache, der ich mein Leben gewidmet habe und die ganz vorzüglich



auch meine ist.“ Der abgesetzte König? Interessirt ihn nicht. Erst ein Halbjahr danach bespöttelt er Karls spitzen Schädel und spricht lächelnd: „Daß Organ der Religiosität scheint bei ihm sehr entwickelt zu sein; übergroße Frommheit hat ihn wohl auch gehindert, seine Schuld zu bezahlen. Wir aber verdanken seinem Geniestreich, daß Europa so bald nicht wieder zu Ruhe kommen wird.“ Uns schiene der Zustand, den die weimarer Excellenz unruhig und drum unbehaglich fand, einem theokritischen Idyll ähnlich. Mit der Staatsreligiosität wird immer noch gefackelt und geangelt, hitziger sogar als anno 30, wo man die stete Frömmerei und unnützliche Führung des Herrgottsnamens nicht in so ruchloser Geduld hingenommen hätte; und von den wichtigsten Wandlungen der Erkenntniß und technischen Vermögens erfahren wir aus dem Zeitungspapier so wenig, daß heute noch von der künstlichen Synthese unentbehrbarer Nahrungsmittel und von dem Ersatz fester Heizstoffe durch flüssige Millionen nichts ahnen. Jahre könnten, Jahrzehnte vergehen, bis eine Entdeckung vom fortzeugenden Werth der Galvanis in das Bewußtsein unserer Dichter dränge (die viel „weltfremder“ als unsere Richter sind und sich modern dünkeln, wenn sie auf Haecel schwören oder Tolstoi's Skopzengefreisch gegen Wehrpflicht und Volksrüstung wiederholen). Mit „Ereignissen“ aber werden wir gefüttert wie eine Mastgans, deren Leber für eine Pastete bereitet werden soll, mit Maismehlnudeln und Pfeffer. Der Augustmontag, der Eckermann in Hast zu Goethe trieb, hatte, nach stillen Hochsommertagen, zwei bedeutsame Meldungen aus Paris gebracht; deren eine nur Gipfelgeister als für die Menschheit beträchtlich empfanden. Was lasen wir am vorigen Montag auf den drei Textseiten eines Abendblattes? Ein Anarchist, aus der Schule des von deutschen Künstlern und Gelehrten himmelhoch bejauchzten Sennor Ferrer, hat auf den König von Spanien geschossen. (Dieser gescheite und, trotzdem er sich gern und reichlich vergnügt, gewissenhaft arbeitende Monarch, der sich nicht scheut, in freundlich intimem Gespräch das Wollen ernstster Republikaner zu ergründen, hat sich auch in der neuen Fährniß gut gehalten und den Zweiflern bewiesen, daß die Schaar der tapferen Könige, die sich nicht hinter Polizeihecken verkriechen und in Attentaten nur „les petits inconvenients du métier“ sehen, noch nicht ausgestorben ist.) Die Pest will, wieder einmal, nach Europa vorrücken und hat



schon am Rothen Meer ihr fahles Banner in durchglühten Rüstenfelsstein gerammt. Des Papstes Lebenslicht flackert nur leise noch und scheint dem Verlöschen nah. (Daß der zehnte Pius, ein im Herzensgrund gütiger, phrasenlos frommer und durchaus nicht, wie mancher Protestant wähnt, in dumpfe Einfalt geschränkter Mann, nach Menschenvoraussicht nicht mehr lange zu leben habe, wurde schon im vorigen Jahr hier erwähnt; auch, daß damals die Nachfolge des pisaner Kirchenfürsten als wahrscheinlich galt. Für den von vielfarbigem Schmerz gepeinigten Papst und für die Römerkirche wärß besser gewesen, wenn Pius im Herbst das Auge geschlossen und das Konklave auf Petri Stuhl einen kräftig Wollenden und rüstig Handelnden gesetzt hätte. Im Balkankrieg war für Rom viel zu retten; ist ihm viel verloren worden. Daß nie völlig zu verschmerzende Schisma zwischen Rom und Byzanz hat sich, seit der erste Papst Nikolaus die Bulgaren an sich zu fetten trachtete und Photios, der gelehrte Patriarch von Konstantinopel, wider ihn aufstand und den päpstlichen Primat leugnete, noch vertieft; und die Vorstellung, nach dem ungeheuren, so schnell nicht erahnten Slaventriumph vom Weißen, vom Bering- und vom Ochotskij-Meer bis an die Adria, von Wladimostok bis Janina die Orientkirche der Griechisch-Orthodoxen herrschen zu sehen, kann treue Römer nicht heiter stimmen. Weder der friedlich heilige Eifer Gregors des Zehnten noch der bequeme Idealismus Urbans des Zweiten hat die Einung der beiden Kirchen auf die Dauer zu sichern vermocht; und durch den zwischen den zwei Christenheiten, des Westens und des Ostens, klaffenden Spalt sind die Türken in Südosteuropa bis auf den Nachsitz vorgestürmt, der ihnen nun, allen Zunfteseln zum Leid, doch aller Menschheitskultur zum Heil, entrissen ward. Von den im Besitzrecht thronenden Orthodoxen, die von einem neuen Konstantin, Symeon, Duschan träumen, wird, hinter dem thurm hohen Russenwall, Wesentliches nicht leicht zu erlangen sein. Im Herbst und im Winter war ein Bündniß mit Rom aber, auch für die germanische Sache im Südost, wichtiger, als die Fridoline der Wilhelmstraße verstanden, die just in dieser Zeit, um ein Appläuschen zu haschen, ihren Jesuitenquart aufstischten und deren jüngere Spalierzierden von Rom, dem schwarzen, so wenig wissen, daß sie, nach dem netten Diplomatscherz, bei dem Namen Merry del Val ein Papstliebchen im Nachtge-



wand der Borgiazeit, nicht einen hispanisch-würdigen Kardinal-Staatssekretär, mit ihres Geistes Aeuglein erblicken.) Herr Anton von Werner, ein Patriot und in allem Handwerklichen tüchtiger als Mancher, der über den alten Anekdotenmaler die feuchte Nase rümpft, veröffentlicht Erinnerungen an Wilhelm den Ersten, der ihm, nach der Kritik eines Bildentwurfs, bescheiden, der achtzigjährige, mit dem Lorber dreier Kriege geschmückte Kaiser dem Anfänger, gesagt hat: „Ich wollte Ihnen nur erklären, wie ich als Soldat ansehe. Das Künstlerische ist Ihre Sache. Das verstehen Sie besser als ich.“ (Das gab es einmal; im Deutschen Reich; in Preußen; in Berlin.) Neuer Konflikt zwischen Japan und den Vereinigten Staaten; wieder wegen kalifornischer Abwehr des gelben Andrangs. (Da reißt ein Geschwür, das die Japan verbündeten, den Mankees verwandten und benachbarten Briten noch arg schmerzen und vielleicht Kanada kosten wird.) Herr Woodrow Wilson will auch als Präsident der Vereinigten Staaten leben wie andere sterbliche Menschen. Seine Antrittsproklamation hob sich hoch über alles von Europas Potentaten und Ministern Verkündete; seine Absage an das Ceremoniale erquickte jedes nicht höfisch verfettete Herz. Kein Galafram. Kein hungernder Dienerstolz. „Ich habe mich dreiundfünfzig Jahre lang allein an- und ausgezogen und will mich so vernünftigem Brauch nicht entöhnen.“ Keine Guirlande, kein Logenpuß, Massengruß, Orchesterlärm, wenn der Präsident ins Theater kommt. Keine Weisung mehr, daß seinem Wagen andere auf der Straße ausweichen oder Platz machen müssen. „Alle gebildeten und sauberen Menschen sind im Weißen Haus willkommen. Und jede Woche bin ich zweimal zwei Stunden lang für die Journalisten zu sprechen, von denen gewiß oft nützliche Anregung und Warnung gebracht werden wird. Reichen Leuten, die nur Geld zu bieten haben, ist meine Thür verriegelt.“ (Du hast es, Amerika, noch heute besser. Deinem Haupt gilt ein Armour nicht höher als ein Funder neuer Denkpfade.) In Belgien hat der Generalstreik begonnen. Hunderttausende feiern; schon am ersten Ausstandstag. (Wächst die Wucht der Bewegung, dann bringt jeder Streiktag einen Werthverlust von mindestens vier Millionen Francs. Dann wird in Berlin eine Kohlenhausse eben so wahrscheinlich wie in großen Industriegebieten die Lust, aus dem Phantom des Generalstreiks ein greifbares, im



Rampf um politische Rechte brauchbares Schreckgebild zu machen. Dann aber werden aus dem Grubenland von Charleroi und dem Borinage bald Meldungen kommen, die an Germinalgräuel erinnern.) In den Kongostückchen, die der franke Riderlen und der von ihm als „Bedenkenmacher“ (schwäbisch klang's derber; gab die Verdauungsfolgen in deutlicherem Wortbild) gehöhlte Kanzler den Franzosen abgedrückt haben und die jetzt Neu-Kamerun heißen, wird unsere Schutztruppe von eines Kriegerstammes tückischer List bedrängt. (Daß ist, wie man, nach der Schilderung Ortskundiger, fürchten muß, leider erst ein schüchterner Anfang. Ganz andere Schwierigkeit ist vorauszu sehen und ohne einen sehr hohen Millionenhaufen wird das üble Land nicht halbwegs zu saniren, nicht, wenigstens an den Rändern der Verkehrswege, zu pazifiziren sein. Hoffentlich verzaudert der Ewig-Unschlüssige die Geldforderung nicht wieder, bis das Sumpfwasser den Kolonialpionieren dicht an die Kehle geht.) In Nancy sollen Deutsche beschimpft, geschlagen, bespien, zum Kniefall gezwungen worden sein. (Sollen. Noch wird nicht einmal der Name der nach der Angabe schuldlos Mißhandelten genannt. Vielleicht ein Zwist Ungezechter, in den ein Häuflein des Sonntagspöbels hineinplärrte. Daß französische Offiziere der Belästigung einer Frau ruhig, aus fröhlichem Auge, zusahen, wird ohne bündigen Beweis kein Unbefangener glauben. Schmählich, daß in großen Zeitungen der Bericht prompt zu einer Franzosenheze ausgebeutet wird. Was würden wir sagen, wenn auf dem schwanken Grund vager Gerüchte pariser Schreiber sich zu der Behauptung erfrechten, dem Deutschen fehle jedes Anstandsgefühl und der deutsche Offizier lächle wonnig, wenn drei Schritte vor ihm einer Frau von einer wüthenden Horde die Pelzstola und das Stirnhaar bespußt wird? Erwiesener Schimpf würde ernste Sühnung fordern; und, gerade unter Pichon, der ein gutes Verhältniß zu Deutschland wünscht, schnell finden. Muß aber die täppische Dummheit des Preßtheiles, der ein Großmaul für das Wesenszeichen der Tapferkeit hält, immer wieder dem Weizen unserer Feinde in Blüthe helfen? Wartet still; wer vor dem Abschluß unparteiischer Untersuchung ein Urtheil fällt, hat nicht das Recht, über Anstandsfragen mitzureden.) König Nikola von Montenegro giebt dem Staatssekretär des Gossudars aller Reussen eine lustig schroffe Antwort und erbietet sich zu dem Beweis, daß



die Hohe Excellenz wissentlich Unwahres behauptet habe. (Rußland, dessen Wirthschaft in Tropenüppigkeit prangt, braucht, nach langer Pause, Geld. Will endlich die siebenhundert Millionen sibirischer Eisenbahnpapiere, für die der fluge Dawidow vorgesorgt und deren Aufnahme Herr Poincaré schon als Ministerpräsident zugesagt hat, in Paris unterbringen. Wünscht also die für solche Emission nöthige Ruhe. Raschen Friedensschluß, der den Bulgaren die Versuchung erspart, über Tschataldscha auf dem von ihrer nun frei gewordenen Feldartillerie leicht zu bahnenden Weg nach Konstantinopel zu marschiren. Heischt von den Tschernagorzen blinden Gehorsam und wird grob, weil sie ihn weigern. Ueber die Nothwendigkeit, den Widerstand des gekrönten Stipendiaten Nikola zu brechen und den Sibirerschuldscheinen die pariser côte zu sichern, ist Iswolskij mit seinem petersburger Statthalter eines Sinnes. Aber Herr Sasonow, der, wie alle Kränklichen, eher brutal als stark sein kann, wollte zugleich die wogende Fluth des allslavischen Empfindens dämmen und seinen Zaren, dessen Wille nicht aus Bronze ist, so fest an ein öffentlich sichtbares Staatsdokument binden, daß die Töchter und Schwiegeröhne des Montenegriner's ihn nicht loschnüren können. Deshalb das plump zupackende Communiqué, das dem Urheber aus Europa Lorber und Hymnen eintrug, in Rußland aber, am Hof und im Volk, bittere Pein schaffen wird. Und den strammen Greis Nikola nicht einen Tag lang einschüchtert. „Daß Ihr uns Getreide geschenkt habt, giebt Euch noch nicht das Recht, die Tschernagorzen gegen ihren König aufzuheken und Europa vorzulügen, er habe Euch in den Krieg hineinzuzerren versucht.“ Familienzank; in dem Nikola Petrowitsch um's Tausendfache mehr Glaven hinter sich hat als Nikolai Alexandrowitsch. Das hilft ihm freilich nicht in den Besitz von Skutari. Doch das Rumpf-Albanien, das mit Zangen aus dem Türkenleib geholt ward, wird, weil der unter österreichischem Feuer zu haltende Theil zu klein ist, sich bald in Italiens Sphäre neigen und den Papa oder Bruder Elena's freundlich anblicken. Der erhält auch Land und Geld. Für's Erste ist die Hauptsache: die Sibirer können endlich ans Licht.)

All diese Thatsachen und Gerüchte (nicht ihre Deutung) stehen auf den drei Seiten eines Abendblattes. Madrid, Athen, Rom, Berlin, Tokio, Montreal, Franzisko, Washington, Charleroi, Djalong, Nancy, Cetinje, Petersburg, Paris: nicht einem Hoch-



schulfuchß nur würde von Alledem so dumm, als ging' ihm ein Mühlrad im Kopf herum. Was davon nach vier Wochen noch Ereigniß sein oder scheinen wird? Die Antwort hängt am Blick des Betrachters. Als Goethe mit dem Reichsfreiherrn vom Stein im Lahnthal gewesen und von Koblenz nach Köln gefahren war, dankte er ihm „für die genußvollen und lehrreichen Tage“ in einem Brief, der in die Säge mündet: „Ich finde mir eine neue Ansicht des Lebens und der Erkenntniß eröffnet, indem ich durch Dero Vertrauen hellere Blicke in die uns zunächst umgebende moralische und politische Welt richten und eine freiere Uebersicht über Fluß und Landgegenden gewinnen konnte. Hinzu kommt noch, daß die schönen Stunden, die mir in Ihrer Nähe gegönnt waren, Vorboten eines höchst bedeutenden Ereignisses geworden sind.“ Ein paar Wochen nach Ligny und Belle Alliance; wenige Tage nach Napoleons Verzicht auf den Thron und dem zweiten Preußeneinzug in Paris. Was war dem Faustdichter damals ein höchst bedeutendes Ereigniß? Nicht die Wendung in einem Forscherstreit, sondern: „ein ehrenvolles Handschreiben des Fürsten von Metternich Erlaucht“, daß dem greisenden Poeten die Verleihung des Kommandeurkreuzes vom Kaiserlichen Leopold-Orden ankündete. Stein, der nach dem Empfang des Rothen Adlers geschrieben hatte: „Ich bin also bebändert“, mag gelächelt haben, da er laß, worin der Genius deutscher Volkheit ein höchst bedeutendes Ereigniß sah. An sich ist nichts klein oder groß; Umfang und Werth wird von dem betrachtenden Auge ermessen. Wer weiß? Die Vorgänge, deren Widerhall ein Abendblatt uns zutrug, dünken einen auf seine besondere Weise für Freiheit, Gleichheit, Bürgerrecht Schwärmenden vielleicht nicht politisch so höchst bedeutend wie das Gerücht, unterm Jubiläums- und Brachmond solle Herr Karl Johannes Raempff Excellenz werden.

#### Apollini et Musis.

Die preußischen Staatsminister haben lange schon gute Tage. Die Kabinettsordre vom achten September 1852, mit deren Aufhebung vor dreiundzwanzig Jahren, um den lästig gewordenen Bismarck aus dem Amt zu scheuchen, gedroht wurde, gilt de facto nicht mehr. Dennoch brauchen die Ressortminister nicht zu fürchten, daß ihr König sie allzu oft zu Arbeit heranziehen, zu Vor-



tragen nöthigen werde. Sie sehen ihn selten; viel seltener als die russischen Reichssekretäre den Zaren. Auch einen Ministerpräsidenten, der wirklich den Entschlüssen präsidiert und die ganze Verwaltung, ihr Oben und Unten, mit seinem Willen durchdringt, mit seinem Geist durchleuchtet, haben sie längst nicht mehr über sich. Die Zeit, da der König dieser (nach dem Sinn der Verfassung mit Geschäftspflichten überbürdete) Präsident sein konnte und wollte, liegt hinter uns; und der Kanzler ist auf den Firnen seiner Weltallpolitik den preußischen Dingen entfremdet und kann sich höchstens noch um die Gegenstände bekümmern, die Zufallswind ins „Allerhöchste Interesse“ gewirbelt hat. (Auch um die berliner Stadtbahn? Die soll elektrifiziert werden. Weiß der König wünscht. Weil die großen Elektroconcerns noch höhere Einnahme ersehnen. Weil der Geheime Baurath Wittfeld, wie jeder klug und zäh Wollende, sein System durchsetzen möchte. Nothwendig? Die Industrie hat dem Staat, umsonst, zur Probe, eine Lokomotive geliefert, die eine ungemein erhöhte Fahrgeschwindigkeit sichert. Die Elektrische Lokomotive, mit der des neuen Systems Erfinder rechnet, sah bis heute weder sein noch irgendeines anderen Sterblichen Auge. Durch Kurzschluß, sabotage, Wagengeknäuel, Gleisperrung könnte, gerade auf dieser Strecke, die Mobilmachung arg gefährdet werden. Und schließlich würde die unnöthige Ausführung eines unfertigen Phantastenplanes zweihundert Millionen kosten. Das ist in einer Zeit verschämt beginnender Vermögenskonfiskation kein Pappenstiel. Die berliner Stadtbahn fährt langsam, ist unbequem und theuer. Ihr Gleisbezirk ist um drei Fünftel zu klein; mit ihren langen Eingangstunneln und hohen Treppen wird sie nur von Denen benutzt, die keine bessere Verkehrsmöglichkeit haben. Auch unter der Dampfherrschaft kann viel für sie geschehen. Die Elektrische Lokomotive müßte erst im Fernbetrieb bewährt sein, ehe man's auf dieser empfindlichen Stelle mit ihr, als einem Ersatz des alten Dampf- und des neuen Triebwagen-systems, wagen dürfte.) Die Ressorthäupter haben also ein selbstherrliches Leben. Ein Stein, auch nur ein Hardenberg zupft sie nicht am Ohrläppchen, Weitaußschauendes wird nicht unternommen oder schleppt sich (Verwaltungsreformplan) wie eine ewige Krankheit fort; und ist ihr Etat „im Landtag durch“, dann sind sie wieder für ein Jährchen Kleinkönige mit unbeschränkter Herrsch-



gewalt. So kommt Glend zu hohen Jahren. Beseler, Dallwig, Lenke, Sydow, Trott zu Solz: „So viel der Helden, tapfer, deutsch und weise; ein stolzer Eichwald, herrlich, frisch und grün.“ Jeder von eigenen Gnaden ein Schöpferkopf. Der köstlichste Nährstoff, den Borussia in die Pfanne zu werfen hat. Was könnte in diesem täglich vom Fleiß bereicherten Land, in dessen leicht regirbarem Volk die Neuerungsucht endemisch ist, wohlthätig geschehen!

Was geschieht, lehrt uns, schneller und schmerzloser als die Betrachtung der Hauptaktionen, ein Blick ins Kapitel der Pflege von Wissenschaft und Kunst. Kultusminister in Preußen: Daß müßte ein souverainer Kopf sein. Einer, den Einfalt und Klüglerverstand als überlegenen, von den großen Zeichen der Zeit geweihten Hüter der Volkskleinodien empfänden. Herrn von Trott zu Solz wirbt eine sichtbare Lebensleistung nicht solches Vertrauen. Er läßt die Dinge sacht an sich kommen und waltet dann „wohlwollend“ des Amtes. So lange Schmoller, als Wirthschaftshistoriker und Lehrer ein Mann von selten erreichtem Wuchß, in der Sonne stand, verfügte er über die Ratheder der Staatswissenschaft; seit ihn die Ungnade der Ministerialen beschattet, werden, wo es irgend geht, seine Gegner auf wichtige Lehrstühle gehoben. Im weiten Reich Bildender Kunst gebietet, noch immer mit Tyrannenmacht, Excellenz Bode. Die Erinnerung an sein großes Verdienst ist durch gehäufte Mißgriffe und häßliche Vertheidigungsmittel nicht ausgelöscht worden. Jetzt sucht und findet er an der Spree Maecene und Donatoren, in deren für alles Musische entflammten Herzen der Sinn für Titel, Orden, Kaiserbesuche nicht erstorben ist; läßt renoviren und firnissen, was ihm allzu verrunzelt scheint (und tauscht, wie der Volkswitz sagt, in dem Gneißbecken vor dem Alten Museum Schinkels die Bilder und Büsten; „Rembrandt soll man Dich heißen und Dich Leonardo“). Was ihm nicht schmeckt, kauft er nicht; und wenn es so billig wäre wie vor drei Jahren noch der Greco. Einem geschenkten Magnasco aber leuchtet der Weise nicht in die Valeur. Der Minister beschränkt sich auf die Wahrung der heiligsten Güter. Beispiel: „Während der Gottesdienststunden dürfen die Museen nicht geöffnet sein.“ Siebteß im dunkelsten Dorfe einen Pastor, der meint, die Gottesdienststunde werde durch den Anblick von Kunstmeisterwerken entweiht? Anno 1913? Die Galerie-diener haben gewiß, sämmtlich, den unzählbaren Drang, an jedem



Sonntag mit ihrem Gott im Kirchenschiff Zwiesprache zu halten ich unterschätze ihr metaphysisches Bedürfnis nicht, daß am Ende sogar der Versuchung durch eine Feiertagszulage trohen würde. Hunderttausende aber, die nie dran dachten noch je denken werden, in eine Kirche zu gehen, können, weil sie zwischen Zwölf und Drei ihre Eß- und Nachtischzeit behaglich, einmal in sieben Tagen, auskosten möchten, nur die Gottesdienststunde zu Museenbesuchen nützen. Räth Vernunft, ihnen die Kunsthallen zu sperren? Die selbe Unkenntnis großstädtischer Lebenspulse, die an kirchlichen Buß- und Trauertagen die Theater schließt, Konzerte, Lichtspiele, Vorträge verbietet und die nach bunter Lust gierige Menge in den Dunst und Lärm der Kneipen treibt. Wenn Herr von Trotz zu Solz gesehen hätte, wie es am Karfreitag, zwischen Sieben und Elf, in der Friedrichstraße zuing, würde ihm vor dem Segen solcher Verbote vielleicht bang. Muß bei uns jeder Zopf erst versilzen, ehe er abgeschnitten wird? Zweites Beispiel kunstpoltischer Erwägung: „Daß Meisteratelier für Architektur ist allerdings seit einiger Zeit unbesezt; aber die Wahl will reiflich überlegt sein und man darf die Behörde nicht deshalb tadeln, weil sie, um eine falsche Wahl zu vermeiden, bisher gezögert hat.“ (Regirte dieser Grundsatz in allen Staatsstockwerken, dann wäre mancher Ministerstuhl „seit einiger Zeit unbesezt“.) Daß Parlament, daß danach nicht laut lacht, verdient den Ruhm der chambre introuvable. Hat aber mehr innerlich ernsthafte, selbständig denkende Mitglieder als daß beliebtere Produkt des allgemeinen Wahlrechtes. Der Abgeordnete Strosser, ein alter Offizier, hat schon oft durch menschenverständige, nicht auf fraktionellen Gemeinplätzen gewachsene Rede erfreut (und ist drum, natürlich, verschrien). Dießmal erzählte er, was den meisten Berlinern neu war: daß Preußens Hauptstadt die schönste Sammlung von Musikinstrumenten besitzt. „Ungefähr dreitausend Instrumente im Werth von fast fünf Millionen Mark; darunter viel aus dem Nachlaß großer Komponisten.“ Eine dem Staat gehörige Sammlung, die kaum Einer kennt und um die sich Niemand zu kümmern scheint. „Ich bin erstaunt über die Art, wie die Instrumente aufbewahrt werden. Drei, vier stehen in engen Räumen über einander. Siebenzig werthvolle Klaviere, darunter Geschenke preußischer Könige, mußten auf den Oberboden gebracht werden. Unter den dreitausend Instrumenten finden Sie kaum ein



einziges, daß noch nicht gesprungen oder sonstwie beschädigt ist. Geht es so weiter, dann ist in fünf Jahren die ganze Sammlung ruinirt. Und viele der in diesen unzulänglichen Räumen verdorbenen Instrumente hatten sich Jahrhunderte lang in gutem Zustand erhalten.“ In dem Sitzungbericht fand ich keine Antwort des Ministers, keine des Dezerntenen. „Die Etatpositionen für Kunst und Wissenschaft werden bewilligt.“ Wozu der Lärm? Die Herren der Ministerien haben nachgerade allzu bequem. Kein wachsam thätiges Präsidium; kein Widerstand in einem der beiden Häuser des Landtages; und nirgends das Schreckgespenst der Schadensersatzpflicht. Phoibos verstaubt; die Neun äugeln mit Traugott.

### Konfortium.

Jubilate: stand unter der rothen Ziffer des Kalenderblattes; und die Fröhlichkeit währt in die vierte Woche nach Ostern fort. Waffenstillstand auf der Linie Enos-Midia. Fürst Lichnowsky hat wieder öffentlich bejauchzt, daß der deutsch-britische Verkehr in unerträumte Intimität gediehen ist; zum dritten oder zum vierten, hoffentlich aber zum letzten Mal. Denn eines Tages muß ihm „eröffnet“ werden, daß solche Feststellung dem Wirth, nicht dem Gast, ziemt und daß Leute, die Einem nach nüchterner Geschäftsberedung treu ins Auge schauen, bieder die Hand schütteln und der Freude über die so schnell erreichte „Innigkeit der Beziehungen“ zärtlichen Ausdruck geben, über die Achsel angesehen werden. (Britanien steht, trotz dem Krieg, in einem Jahr üppigsten Clearing- und Exportgewinnes und will vor der vollen Schüssel nicht gestört sein. Deutschland hat sich ihm in allem Wesentlichen gefügt. Zu fürchten war, daß es entweder den Türken helfen oder sich am Aegaeischen, Marmara- und Schwarzen Meer für den Bulgarenanspruch einsetzen und zwischen Nord und Süd des Slavenglobus einen harten Reil treiben werde. Nichts davon ward versucht. Michel hat seinen Türkentrumpf verloren und sieht den einzigen Kampfgenossen in neuer Gefahr. Die Slavenmacht wird riesenstark, bleibt für's Erste unter dem Kreuzzepter des Weißen Zaren, der in der Mongolei und der Küstenprovinz, in Persien und im Franzosencredit verwundbar ist, zwingt Germanien in festere Rüstung und lenkt ihren Blick einstweilen von den Weltmeeren weg. Die Mondichel schrumpft in Europa; doch jeder Türke weiß, daß er Konstanti-



nopel sammt dem Dardanellenschlüssel, dem Marmarameer und dem Inselrest fortan den Briten verdankt und auf ihr Wohlwollen angewiesen ist. Und der Khalif bleibt unter der Dreizackdrohung des British Empire, dessen musulmanische Bewohner an Kopfszahl dem deutschen Reichsvolk gleichen. Wozu also jetzt grollen? Ueber den Frieden wird in London, über Rumäniens Dehnungswünsche in Petersburg, über das münzbare Osmanenerbe in Paris verhandelt. Triple Entente. Deutschland giebt für Wehrmittel, die keine Flanke Englands bedrohen, in einem Hui fünf Viertelmilliarden aus. Gründe genug zu britischer Freude. Nur ein blizdummes Kind würde unter solchen Umständen den artigen Nachbar mit Steinen bewerfen. Wollen im Deutschen Reich die Wachen nicht endlich erkennen, warum, „biß auf Weiteres“, das Verhältniß zu Britannien leidlicher geworden ist?) Im Reichstag herrscht die schönste Ordnung. Herr von Bethmann stolziert als Triumphator. Herr von Jagow liest allerliebste Säckelchen vor (leider auch, ehe über den Studentenunfug aus Nancy irgendwelche zum Urtheil berechtigende Klarheit gekommen ist, Rügen des französischen Chauvinismus, die, acht Tage nach den unnöthigen Dankdepeschen im Trauerfall Zeppelin-Lunéville, doppelt schrill tönen). Und der ins Olympische wachsende Herr Zimmermann spielt den Bismarck, dessen von Feindesblut dampfende Branke den präsidentalen Einspruch wie eine lästige Mücke zerknickt. Jeder Zoll ein König aus eigenem Recht. Jubilate! In Nachthränen ist wenig Salz.

Der Reichstag, der das Alles, in Engelsgeduld, hinnimmt, der ernsthaft glaubt, die Durchführung allgemeiner Wehrpflicht sei erst im November nothwendig geworden, der nicht fragt, ob man mit so ungeheurem Kapital in der Konjunktur des Orienthandels überhaupt noch schlechtere Geschäfte machen könne, als unseres war, und der jedesmal wiehert, wenn ein würdiges Mitglied über das darbende, für Staatsehre blutende Montenegro und dessen immerhin kühnen König schnöde wickelt, — dieser Reichstag schluckt auch die neuen Steuern wie junge Spargelstangen. Vielleicht schneidet er die holzigsten Stücke zuvor ab. Technisch, wirtschaftlich, politisch ist der ganze Steuerplan ja eine Mißgeburt ohne gleichen; und hohe, sehr aktive Reichsbeamte knirschen, außer den Bankparagrafen dürfe kein einziger in Gesetzeskraft durchschlüpfen. Thut nichts: „Der Grundgedanke ist ein außerordentlich glück-



licher“, spricht der fünfte Kanzler. Der vierte hat diesen Grundgedanken (die Rüftung von der Vermögenssubstanz der Bürger zu zahlen) frivol genannt und, vor dem selben Stuhl, auf dem jetzt sein Adorant von 1908 thront, gesagt: „Der Wunsch, die breiten Massen gar nicht zu den neuen Steuern heranzuziehen, ist unerfüllbar. Jede Steuer, soll sie einigermaßen ergiebig sein, muß auch die Genußmittel der Allgemeinheit treffen. Diese Erwägung mußte die Verbündeten Regierungen in erster Linie auf die indirekten Steuern führen. Für sie sprach aber auch die Reichsverfassung, welche die direkten Steuern den Einzelstaaten vorbehalten hat und vorbehalten muß, wenn die Lebensfähigkeit dieser Staaten, ihre Leistungsfähigkeit, die Grundlage des Reiches, nicht gefährdet werden soll.“ Damals: „Bravo!“ „Sehr richtig!“ Jetzt? Der Vorschlag einer Kopfsteuer, die ins Mittelalter oder in verscharrte Anfänge des geistlosesten Kommunismus zurückweist. Ein Ausnahmegesetz gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen des Kapitalbesizers. Auch des winzigsten. Witwen, Sieche, Krüppel müssen zahlen, wenn sie zehntausend Mark auf der Sparkasse haben und damit bis ans fühle Grab auskommen sollen. Wer nichts erspart hat, aber auf eine Jahreseinnahme von neunundvierzigtausend Mark rechnen darf, zahlt keinen Pfennig. Eine Parzelle, deren Werth seit dem Kauf gesunken ist und die nur Geld kostet, muß zum Wehrbeitrag steuern. Wer, um der neuen Zinspflicht zu entweichen, sein Vermögen in Diamanten, Perlen, Bildern, Skulpturen, Rennpferden, Gobelin, Meißener oder Limoges anlegt, bleibt von der Steuer frei. Der kleine Landwirth, der sich auf fruchtloser Suche einer Zweiten Hypothek die Hacken wund rennt, muß an die Steuerkasse. Der Junggeselle mit vierzigtausend Mark Gehalt lehnt sich ungeschoren in seinen Klubessel. Das sind nur Zufallsproben. Ward solcher Unsinn je einem Parlament zugemuthet? Dennoch: die Verständigung kommt. Vielleicht, via Schiffer-Westarp, ein neues Blöckchen (an dem sich die Wogen der Landtagswahl brechen) Der Grundgedanke, jeden Deutschen, Knecht und Kaiser, nach seinem Vermögen zahlen zu lassen, wäre ja nicht ein so „außerordentlich glücklicher“; würde nicht von Uebermillionen gepriesen, die nun, ohne Beitragspflicht, aus entzücktem Sinn ins „Opferjahr“ blicken. Zu den in Wallots Saal innig Gesellten aber spricht des Dichters Mund: „Behaltet einander; Ihr seid einander werth.“



## Disraeli.

**B**enjamin Disraeli ist eine so unwahrscheinliche Persönlichkeit, daß sie als Romanfigur von der besonnenen Kritik abgelehnt werden würde. Ein getaufter Jude, der auf sein Judenthum so stolz ist, daß er zwei Drittel der aragonesischen Hidalgo's für Judensproßlinge erklärt, dabei aber ein gläubiger Christ, der die Freigeisterei verabscheut, die Hochkirche stützt, persönlich der niederkirchlichen (freieren) Richtung nahe steht und sich einen Katholiken ohne Papst nennen kann; und mit Alledem seiner eigenen Ueberzeugung nach ein echter Engländer. Ein phantastischer Romanschreiber und ein Dandy, der die londoner Klubs und die englischen Mittelmeergarnisonen mit papageifarbig gestickter Gewandung, schwarzen Locken und einem Rinnbart, wie ihn sonst Niemand trägt, verblüßt, auf den Jonischen Inseln in der Tracht der griechischen Piraten glänzt, im Orient „auf wollüstigen Divans ruht, köstliche Pfeifen raucht und sich täglich den Luxus eines Bades erlaubt, daß zu seiner Vollkommenheit ein halbes Duzend Diener verlangt“; in London mit der weniger korrekten Gesellschaft verkehrt, wo er Abenteurer und Verbannte wie Louis Napoleon trifft, so daß er als Parteiführer seinen jungen Anhängern raten muß: Haltet Euch zu Lord Northcote; Der repräsentirt in unserer Partei die Respectability; ich selbst bin niemals respectabel gewesen. Und der mit solcher Abstammung, einer solchen Jugend, solchen Sitten, in Schulden erstickend (bis ihm die Vermählung mit einer reichen Witwe zur Grundlage einer bürgerlichen Existenz verhilft), im Lande der Korrektheit, der Respectability und des stolzeſten Adels Premierminister wird, Ideale seiner Romanhelden (wie die Annerion von Cypern) verwirklicht, im Grenium der erlauchten Nobility als Earl of Beaconsfield Platz nimmt und mit seiner Lebenswürdigkeit die korrekteste aller Königinnen bezaubert. Als junger Rechtsanwalt wurde er von einem Gönner, der ihm behilflich sein wollte, Lord Melbourne, gefragt, was er zu werden gedente. „Prime-Minister!“ Der Lord rieth ihm ernstlich ab und bewies ihm die Ausſichtlosigkeit seines Strebens.

Diese märchenhafte Persönlichkeit nun führt uns Oskar A. H. Schmitz vor (Die Kunst der Politik. Lord Beaconsfield. Benjamin Disraeli. Berlin bei Meier & Jessen, 1911), nicht in einer chronologisch geordneten Biographie, sondern in einer Reihe schöner Essays, welche die verschiedenen Seiten des Mannes und seines Wirkens darstellen. Dem Darsteller half ein Vortheil, den kein anderer Staatsmann seinen Biographen bietet: Disraeli hat sein po-



litische Herz in seinen Romanen ausgeschüttet; seine Helden und Heldinnen verrathen alle seine Ansichten und Pläne: und es ist klar, daß diese Art der Selbstdarstellung zuverlässiger ist als die in Parlament- oder Ministerreden, wo der Politiker kaum je ganz wahr sein, jedenfalls niemals die volle Wahrheit sagen darf. Die öffentliche Wirksamkeit des großen Tory konnte also mit seinen literarischen Bekenntnissen illustriert werden.

Nach seinem Eintritt in die politische Laufbahn dauerte es ein Weilchen, ehe er in den festen Kurs hineinsand. Das Torythum, bekannte er einer Vertrauten, hat sich überlebt; und ein Whig zu werden, kann ich mich nicht entschließen. Nach und nach kam er mit sich ins Reine; er gründete eine Jungenglandpartei zur Verjüngung des Torythums. Dieses war erstarrt, hatte weder Ideale noch Ziele mehr, wurde von den Whigs tot gesagt und glaubte an seinen Tod. Es sah das Wesen konservativer Gesinnung darin, daß man Alles beim Alten lasse, ja, es gab Tories, die sich einbildeten, ein Tory habe gar nicht das Recht, Etwas zu verändern und zu verbessern; Neuerungen und Fortschritt müsse es freilich geben, aber dafür zu sorgen, sei die Sache der Liberalen. Disraeli mühte sich, sie vom Gegentheil zu überzeugen; gerade sie seien zu Führern des Fortschritts berufen; nur aus der machtvollen Autorität eines herrschenden Standes könne die Kraft zu Neuschöpfungen erwachsen.

Sein Konservatismus entsprang einer doppelten Wurzel. Die eine war sein ästhetisches Gemüth, eine Frucht der Kreuzung des jüdischen Blutes mit einigen Tropfen Arierblut. Das Leben des englischen Landedelmannes erschien ihm als der Boden, auf dem am Ehesten die Kalokagathie gedeihe. Alle Gleichmacherei ist ihm verhaßt. Die Armen, die Kleinen sind ihm nicht gleichgiltig, noch weniger verachtet er sie, aber statt nach radikaler Manier die Großen auf das Niveau der Kleinen herabzuziehen, will er die Kleinen heben und den Hervorragenden annähern, ohne den Unterschied zu verwischen. Statt Privilegien abzuschaffen, fordert er neue Privilegien. Das Wahlrecht soll nicht das allgemeine gleiche sein, sondern ein Privileg für die Tüchtigen. Wenn er die Judenemanzipation empfiehlt, so geschieht es nicht mit der den Liberalen geläufigen Begründung, daß auch der Jude ein Mensch sei; vielmehr sollen dem Juden die höchsten Würden zugänglich sein, gerade weil er ein Jude ist, einer ausgezeichneten vornehmen Rasse angehört. Der englische Adel, der bekanntlich keine Rasse ist, sondern sich durch die Entlassung der jüngeren Söhne in den Bürgerstand und durch die Aufnahme von reichen und verdienten Bürgerlichen beständig



verjüngt, erschien ihm als das Ideal einer Aristokratie. Diese Eigenthümlichkeit sei zu pflegen, für die aus anderen Ständen auftauchenden Talente und Charaktere seien immer wieder neue Adelsprivilegien zu schaffen. Deshalb dürfe auch das Parlament kein sogenanntes Volkshaus sein; so, wie es in England sei, als eine Vertretung des herrschenden Standes, sei es gut; so habe es auch in Preußen der Freiherr vom Stein gemeint. Und es sei in der Ordnung, daß daneben das Oberhaus stehe, in dem nicht gewählte Vertreter des herrschenden Standes, sondern die Mitglieder der höchsten Schicht dieses Standes in Person sich versammeln. Der Sinn dieser Institution sei, daß die endgiltige Entscheidung über die Gesetze in den Händen von Männern liege, die nicht von kleinlichen Interessen abhängen. Die ästhetische Forderung, daß den Gesellschaftsbau ein Stand der Schönen und Guten kröne, deckt sich mit Dem, was politische Weisheit gebietet.

Diese ist die andere Wurzel von Disraelis konservativer Gesinnung. Man kann sie auch historischen oder Wirklichkeitsinn nennen, Sinn für das Werden und Wachsen, für das auf natürlichem Wege Gewordene und Gewachsene. Dieser Sinn ist dem Engländer angeboren und charakterisirt das englische Leben im Gegensatz zum französischen. Der Franzose ist Theoretiker, ein zum Radikalismus neigender Doktrinär. Nach seiner Doktrin soll sich die Wirklichkeit richten, nach ihr will er sie modeln; in einem Tag macht er eine Staatsverfassung, während die Natur Jahrhunderte braucht, eine wirkliche, lebendige und lebensfähige Verfassung zu schaffen. Nach der großen Revolution in England eindringend, nahm dort dieser Doktrinismus vom gröberen Bestandtheil der englischen Eigenart den Charakter des Utilitarismus an; als ideale Staatsverfassung galt die, bei der sich am Meisten Geld verdienen läßt. Indem die Whigs, die bis dahin nur ein Klub großer Familien gewesen waren (während die Torypartei das Groß der gewöhnlichen Landedelleute, der Junker, enthielt), sich mit den radikalen Utilitariern bürgerlicher Abkunft verbündeten, entstand die Partei, die sich nach der schlechten Mode des Kontinents die liberale nannte. (Ganz wie ich findet Schmitz den Namen schon deshalb verhängnißvoll, weil er eine Herzens Eigenschaft bezeichnet. Eben so gut, habe ich, freilich nach Bismarck, gesagt, könnte man eine politische Partei der guten Menschen oder der Freigiebigen oder der Reuschen gründen; die verkehrte Benennung steigert den Zwang zur Lüge, den alles politische Parteiwesen mit sich bringt, ins Groteske. Vom englischen Liberalismus unterscheidet sich der deutsche dadurch, daß in ihm Ideale, die sich über das englische



Ideal des Schachernutzens erheben, eine Rolle spielen; Ideale freilich, die entweder nebelhaft sind oder durch den Doktrinarismus, mit dem ihre Verwirklichung erstrebt wird, zur Unwirklichkeit verurtheilt bleiben.) Sofern der neue Parteiname ernst genommen und als politisches Ziel die Freiheit proklamirt wurde, verspottete Disraeli ihn mit der Bemerkung: unter der Herrschaft des Liberalismus dürfe sich Alles frei ausbreiten, besonders auch der Hunger und das Elend.

Die Bekämpfung des Elends machte er zu einer Hauptaufgabe des Jungtorhythums und trat deshalb energisch für Sozialreform ein, entschuldigte sogar die Chartisten. So sind die Tories eine sozialreformerische Partei geworden, während die Whigs durch ihr Bourgeoisanhängsel gezwungen wurden, Arbeiterschutzgesetze abzulehnen. (Meine Erwartung, man werde über die Beziehungen Disraelis zu den Christlich-Sozialen, der Seele der Sozialreform, Näheres erfahren, wurde getäuscht; nur ganz flüchtig werden diese Orforder einmal gestreift.) Die Arbeiter haben sein Wirken anerkannt und ihm ihre Dankbarkeit durch manche Ovation gezeigt. Ein Hauptvorwurf, den er den Liberalen machte, war der, daß ihre Parlamentsreform (die erste von 1832; die zweite, von 1867, war sein Werk) antidemokratisch, nur für das Großbürgertum zugeschnitten sei. Diese Reform hatte sogar dem aussterbenden Bauernstand vollends den Rest gegeben, indem sie etwa fünfzigtausend kleinen Freibauern, die bis dahin als Grundbesitzer stimmberechtigt gewesen waren, durch den zu hohen Censur das Stimmrecht nahm, was ihren Untergang beschleunigte.

Als warmer Freund des ländlichen Grundbesitzes war Disraeli auch Schutzvöller. Er protestirte gegen die Behauptung Peels, daß England aufgehört habe, ein Agrarstaat zu sein; dieses Ziel werde erst von den Freihändlern erstrebt; es sei unverantwortlicher Leichtsin, die moralischen Werthe, die sich in einem Ackerbau treibenden Volke beständig erneuerten, der Bereicherung durch die Industrie zu opfern. Die neue Schicht der Plutokraten erstrebe die Beherrschung des Weltmarktes durch Verbilligung der Waaren, die nur bei niedrigen Arbeitlöhnen möglich sei, was wiederum die Verbilligung der Nahrungsmittel voraussetze. Er prophezeite, wohin Das führen werde. Die Landwirthe müssen verarmen und von der Scholle weichen; das Land werde in das Eigenthum von nicht residirenden Besitzern übergehen, die es als Luxusgegenstand behandeln, gleich einer gewöhnlichen Waare kaufen und verkaufen, das Band des patriarchalischen Verhältnisses zwischen Landvolk und Herrschaft nicht kennen und so die Feindschaft zwischen Arm



und Reich aus der Stadt auf's Land hinaustragen würden. (Meine Kenntniß der englischen Geschichte reicht nicht hin, mich zu einer kritischen Prüfung dieser Darstellung zu berechtigen. Doch glaube ich, mir die Bemerkung erlauben zu dürfen, daß Peel wahrscheinlich gegen Disraeli Recht gehabt hat. Disraeli's Versuch, die englische Landwirthschaft zu retten, kam zu spät; England war damals wirklich schon industrialisirt und es blieb nichts übrig als der Versuch, sein Heer von Industriearbeitern durch die Einfuhr wohlfeiler Lebensmittel vorm Hungertod zu schützen. Auch darf nicht übersehen werden, daß die Lords selbst den Industrialisierungsprozeß eingeleitet haben, als sie von den Stiftsgütern die Pächter vertrieben und der rentableren Wollproduktion wegen den Acker in Schafweide verwandelt hatten. Endlich, daß die selben Lords mit der Auffassung des ländlichen Grundbesitzes als einem angenehmen Luxus den Anfang gemacht hatten, was dem Kampf des radikalen Plond George gegen sie Berechtigung verleiht. An eine wichtige Wahrheit mahnt der folgende Satz aus einer Unterhausrede Disraeli's: „Freihandel entwerthet die Arbeit, weil das ungeschützte Land mehr Arbeit hergeben muß im Austausch mit den Produkten des geschützten Landes; so wird, an der Arbeit gemessen, das fremde Produkt, und damit auch Gold und Silber, die eingeführte Produkte sind, theurer.“ Ganz abgesehen von Freihandel und Schutzzoll, erschließt weiteres Nachdenken über das angedeutete Verhältniß des Arbeitswerths zum Waarenpreis die Einsicht, daß ein Volk, welches seine Lebensmittel mit exportirten Industriewaaren bezahlen, diese darum wohlfeiler als seine Konkurrenten liefern muß, für andere Völker Sklavenarbeit verrichtet.) Vom Liberalismus wird dann noch gesagt, daß er, weil die Menschen von liberaler Gesinnung nicht zahlreich genug für eine Parteibildung sind, darauf angewiesen ist, mit allerlei demagogischen Mitteln Anhänger zu werben. Er sammelt alle Unzufriedenen, die ja durch Versprechungen, durch Reformprogramme jederzeit leicht zu gewinnen sind. Schmitz zeigt bei dieser Gelegenheit, wie die französische Revolution der Doktrin Macht verliehen hat, indem sie den Grundsatz zur Geltung brachte, daß sich die Wirklichkeit nach der Doktrin richten und vor der Doktrin rechtfertigen müsse, während doch das Bestehende eben durch sein Bestehen gerechtfertigt sei. (Zu dieser hegelischen Ansicht ist allerdings ein Fragezeichen zu machen.) Die Doktrine: aber werden seitdem zu Reformprogrammen verwendet, denen parteibildende Kraft innewohnt. Denn Jedermann sieht genau, was ihn drückt, und glaubt gern Dem, der ihn vom Druck zu befreien verspricht; dagegen sieht er nicht, was das Reformpro-



gramm Undurchführbares und Schädliches enthält. Daß hat erst die Zukunft zu enthüllen. Schmitz meint, während auf dem Kontinent die Regirungen sich abgemüht haben, die Hydra Revolution mit Gewalt zu vernichten, dieser aber für jeden abgeschlagenen Kopf ein paar neue Köpfe gewachsen seien, bis sie endlich die drohende Gestalt der Sozialdemokratie angenommen habe, sei es in England dem Juden Disraeli gelungen, den Tories zur Erkenntniß ihrer Aufgabe zu verhelfen, die darin bestehe, daß sie als Herrschende berechtigt Forderungen der Beherrschten zur rechten Zeit bewilligen, das Neue, das werden will, aus seinen Reimen entwickeln und dem noch lebensfähigen Alten anpassen; dadurch habe er England vor einer Revolution bewahrt. (Das Hauptverdienst dafür kommt wohl dem englischen Volksscharakter und gewissen englischen Zuständen zu, die oft dargestellt worden sind; diese Eigenthümlichkeiten und Zustände weise benützt zu haben: darin wiederum besteht das eigentliche Verdienst Disraelis.) Dieser Jude war ein Phantasiemensch, der erkannte, daß ein Mann ohne Phantasie kein großer Staatsmann sein, keine großen Pläne konzipiren könne, und er begriff, wie wichtig es für die Erhaltung der englischen Herrschaft in Asien sei, auf die Phantasie der Orientalen zu wirken. Der Titel einer Kaiserin von Indien, den er der Königin Viktoria empfahl, war ein Mittel solcher Einwirkung, und die prunkvolle Kaiserkrönung des fünften Georg zeigt, wie diese Mahnung heute noch beherzigt wird.

Das Buch ist eine Tendenzschrift; Schmitz will sein eigenes Ideal des konservativen Fortschritts oder fortschrittlichen Konservatismus an dem englischen Staatsmann demonstrieren; und man muß ihm lassen, daß er kein dazu geeigneteres Objekt finden konnte. Der Vergleich mit Bismarck lag nah und wird in geschickter Weise durchgeführt. Auch sonst enthält das Buch schätzenswerthe Beiträge zur Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts, vor Allem einen guten Abriß der neueren Geschichte Englands, seines Parlaments, seiner Parteien (zum Theil in Anlehnung an Ranke) und Charakteristiken englischer Staatsmänner; die schönsten sind die von Gladstone und Palmerston. Von den Nukleuswendungen auf unsere deutschen Verhältnisse möchte ich besonders eine der Beachtung empfehlen: die Forderung der vollkommenen Gleichstellung der Juden, begründet mit dem Nachweis der konservativen Natur des Judenthums.

Meisse.

Karl Jentsch.





## Russische Religion. \*)

Wer, vom Abendland herkommend, zum ersten Mal einen Gottesdienst der Griechischen Kirche besucht, Der mag zu einer Aufgabe, wie wir sie uns gestellt haben, leicht den Kopf schütteln. Die äußeren Formen, in denen sich dort die Religion darstellt, sehen zunächst so gar nicht danach aus, als ob sie Lebenskräfte, vollends kulturschaffende Kräfte in sich bergen könnten. Fremd muthet uns an schon die Einrichtung des Gotteshauses, die Abscheidung des Schiffes vom Altarraum durch eine hohe, mit Bildern geschmückte Wand; noch räthselhafter erscheinen die Vorgänge an dieser Bilderwand selbst: das Öffnen und Schließen der Thüren, das Heraustreten und Wiederhineingehen des Priesters, dazwischen hinein das endlose „Herr, erbarme Dich unser“, die langgedehnten Gebete, das Sichniederwerfen und Befreuzigen der Gemeinde. Das Alles macht auf den ferner Stehenden fast den Eindruck, als ob hier nur eine Art feierlichen Spieles vorgeführt würde. Und wenn die aufrichtige und tiefe Ergriffenheit der Gemeinde auch den Zweifler zu der Anerkennung nöthigen mag, daß in diesem Gottesdienst wirklich eine Seele vorhanden ist, so scheint doch diese Seele mehr einem Gespenst aus der Vergangenheit als einem lebendigen Gebilde der Gegenwart zu gleichen. So völlig jenseits der uns vertrauten Wirklichkeit, so außer allem deutlichen Zusammenhang mit der Welt, die uns umgiebt, spielt sich der ganze Vorgang ab.

Man rührt in der That an die tiefste Frage, um die es sich für das heutige Rußland handelt, wenn man sich darauf besinnt, wie weit diese Religion geistige Kräfte von bleibendem Werth in sich birgt und in welcher Beziehung sie etwa zu den Aufgaben unserer Zeit stehen. Ohne Frage hält die Kirche in Rußland ein großes Stück Kultur aufrecht, die alte Kultur von Byzanz, deren Fortleben man zumal in Moskau und Kiew überall mit Händen greifen kann. Aber ist die Verbindung zwischen Kultur und Kirche, die dort dem Beschauer entgegentritt, nicht nur eine äußerliche, nur in dem zufälligen geschichtlichen Verhältniß zu Byzanz begründete und ist nicht diese ganze Kultur heute eine Rückständigkeit, ein Hinderniß für den wirklichen Fortschritt des Lebens? Muß nicht Beides, ererbte Kultur und Kirche, mit einander fallen, wenn Rußland den Anschluß an unsere Zeit gewinnen soll? Oder wäre es wirklich denkbar, daß auch hier die Religion Kräfte in sich enthält, die dem russischen Volk ermöglichen, aus dem Eigensten heraus Gegenwartwerthe zu schaffen?

Wenn man durch die äußere Form einer Religion zu ihrem in-

---

\*) Fragmente aus dem werthvollen Band „Rußlands Kultur und Volkswirtschaft“, den (im Auftrag der Vereinigung für staatswissenschaftliche Fortbildung) Herr Professor Max Sering in der Göschenschen Verlagsbuchhandlung herausgibt und der über Rußlands Religion, Kultur, Recht, Wirtschaft wichtige Auskunft bringt.



neren Leben hindurchdringen will, so gilt es überall, zunächst die Gottesvorstellung zu erfassen. Sie ist in der Russischen, wie in der Griechischen Kirche überhaupt, ihrer Art nach näher bestimmt durch den Gegensatz, der dort zwischen einer oberen, der geistlichen, und einer unteren, der sichtbaren Welt aufgerichtet wird. Das Verhältniß, in das diese beiden Welten zu einander gesetzt sind, erinnert an den platonischen Gegensatz zwischen Ideenwelt und Erscheinungswelt. Und es erinnert nicht nur daran: platonischer Schwung und platonische Sehnsucht leben thatsächlich in dieser Anschauung der Griechischen Kirche fort. Das Diesseits der Ort des Lastenden und Drückenden, des Dunkels und der Unvollkommenheit, des Streits, des Uebels und des Bösen; hoch darüber die obere Welt als die Stätte des Friedens, der Ruhe, der Eintracht, des Glanzes, des Glückes und der Freude.

Die Vorstellung dieser oberen Welt ist aber für den Russen nicht nur eine Häufung gestaltloser Wünsche, sie wird als Anschauung und damit als Wirklichkeit erfaßt in der Form eines lebendig sich aufbauenden Bildes. In der höchsten Höhe droben thront Gott als Herrscher in dem Reich des Lichtes. Um ihn her stehen als seine Diener die Engel in bestimmt festgesetzter Rangordnung; in dreimal drei Stufen steigt ihre Reihe durch Engel, Erzengel, Herrschaften, Gewalten, Mächte bis zu ihm empor. Es unterliegt keinem Zweifel, daß hier das byzantinische Herrscherbild in das Religiöse hinübergewirkt hat. Wie der Kaiser umgeben ist von einer peinlich abgestuften Beamtenhierarchie, in deren Zahl und mannichfacher Gliederung seine Größe sich spiegelt, so meint man, auch Gott sich denken zu müssen. Hier wie dort ist die lange Reihe der Zwischenglieder das Mittel, um die Erhabenheit des Herrschers und den Abstand von ihm dem Menschen gewissermaßen sinnlich fühlbar zu machen. Oft genug haben die Prediger in rednerischer Ausschmückung dieses Bild den Gläubigen vor Augen geführt. Wer Gott in Gedanken erreichen will, Der muß hinausgehen über das Sichtbare, hinaufsteigen über die Gestirne, über Engel und Erzengel; weit über ihnen noch, hoch über Allem, was er geschaffen, thront Gott.

Auf diesem Hintergrund empfindet der griechische Christ die Tiefe des christlichen Erlösungsgedankens. Jene beiden Welten, die sonst durch eine breite Kluft geschieden sind, sind einmal thatsächlich zusammengekommen; Himmel und Erde haben sich einmal wirklich berührt. Das war in der Erscheinung des Gottmenschen. Nur durch ein Gotteswunder ward hier das Unmögliche möglich, aber zugleich nur vermöge einer unsagbaren Menschenfreundlichkeit Gottes. (Menschenfreundlichkeit sagt man nach altgriechischem Sprachgebrauch öfter als Liebe.) So tief hat sich der Höchste geneigt, daß er den Menschen zu Liebe bis in die Sichtbarkeit, ja, bis ins Leiden herabstieg.

Erhabenheit und herablassende Güte, die gleichzeitige Erinnerung daran, wie hoch Gott über dem Menschen steht und wie nah er sich doch zu ihm begeben hat: Das sind die beiden Züge, die das griechische Gottesbild seinem Wesen nach ausmachen. Die Spannung, in der sie zu einander stehen, bildet den Hebel der griechischen Frömmigkeit.



In der Auffassung der Erhabenheit Gottes liegt es begründet, daß hier die Religion zunächst verstanden wird als eine heilige Ordnung. Die Griechische Kirche ist außerordentlich reich an Satzungen. Mit dem künstlerischen Geschmaç, der den Griechen niemals ganz abhanden gekommen ist, haben sie das Einzelne im Lauf der Jahrhunderte gestaltet. Schon der Aufbau des Kirchenjahres ist sinnvoll gefügt. Jeder Tag ist mit einem Heiligen besetzt. Das bedeutet: die ganze Zeit soll für eine heilige Zeit erklärt werden. Aber aus der gleichmäßigen Reihe der heiligen Tage heben sich kräftig die großen Festzeiten heraus. Sie sind dadurch ausgezeichnet, daß ihnen ein längeres Fasten (das bedeutendste ist das vierzigtägige Fasten vor Ostern) vorausgeschickt wird. Die Fastenzeit dient dem Doppelzweck, die Einkehr des Menschen in sich selbst zu fördern und gleichzeitig die Spannung zu steigern auf die zu erwartende Offenbarung. Denn nach altchristlicher (und jüdischer) Anschauung ist Fasten die Vorbereitung auf eine Offenbarung. Und wie eine jetzt, in diesem Augenblick, neu an den Menschen ergehende Offenbarung soll der Grundgedanke des Festes jedesmal vom Volk aufgenommen werden.

Für jedes Ereigniß von der Geburt bis zum Tod, für jede schwierige Lage hat die Griechische Kirche ihre Weihe. Sie steigert aber den Eindruck ihrer heiligen Handlungen, indem sie die einmal festgesetzte Form unabänderlich festhält. Damit erweckt sie die Vorstellung, daß in der heiligen Handlung etwas in sich selbst Fertiges, etwas Göttliches, von dem zufälligen Vertreter Unabhängiges an den Menschen herankäme. Alle ihre Ordnungen, zumal die Mysterien (so nennt sie die Sakramente), aber auch der Gottesdienst und das Dogma gelten ihr bis in die Kleinigkeit des Wortlautes hinein als unverbrüchliches Gesetz. Nicht nur die amtliche Kirche hält streng darauf, daß in Alledem die hergebrachte Ordnung befolgt wird; auch die Gemeinde überwacht in diesem Stück ihre Priester sorgfältig. Man darf nicht vergessen, daß der Gottesdienst in der östlichen Kirche in der Muttersprache gehalten und dadurch dem Volk eine viel lebhaftere Betheiligung am Gottesdienst ermöglicht wird als bei uns in der abendländisch-katholischen Kirche. Wie peinlich gerade die Masse auf die Beobachtung auch der kleinsten Kleinigkeiten achtet, Das hat das bis zum heutigen Tage noch fortdauernde Schisma der Altgläubigen in Rußland geschichtlich bezeugt. Denn um was für Dinge hat es sich dabei gehandelt? Nicht nur darum, ob die alte, überlieferte Form der Kirchenbücher beibehalten werden sollte; auch um Unterschiede wie die, ob man das Kreuz mit zwei oder mit drei Fingern schlagen, ob man den Namen Jesus Issus oder Jissus aussprechen müsse, hat damals der große Streit begonnen.

Auf diese Eigenthümlichkeit der östlichen Kirche gründet sich nun bei uns der Eindruck, daß ihr ein starrer gesetzlicher Zug anhafte. Allein die Empfindung, mit der der griechische Gläubige diesem Ganzen von Vorschriften und Bräuchen gegenübersteht, ist doch innerlich freier, als es auf den ersten Blick erscheint. Die peinliche Einhaltung



aller dieser Formen gilt ihm als eine Huldigung, die er Gott darbringt; an Gott als seinen Gebieter denkt er bei diesem Dienst, so wie er ihn etwa von dem Gewölbe der Kirche in dem Bilde des „Pantokrator“ auf sich herniederblicken sieht. Denn von Gott stammen zuletzt alle diese Einrichtungen her, die die Väter geschaffen haben. Sie sind nichts Anderes als das Ceremoniell, mit dem er sich umgiebt. Die reiche Fülle der Satzungen gehört zur Sache; je höher der Herrscher, desto umfassender muß auch die Ordnung sein, mit der er das Einzelne regelt. Die echt griechische Freude an einem Kosmos, an der Herrschaft der Form über den plumpen Stoff, schlägt an dieser Stelle auch beim Russen noch durch. Dadurch verliert aber die Unterwerfung unter das strenge Gesetz für sein Bewußtsein alles Erniedrigende und Beflemmende. Im Gegentheil: er fühlt sich dadurch gehoben, wie Der sich gehoben fühlt, der die Form beherrscht. Ja, man muß noch mehr sagen: er fühlt sich dadurch geheiligt und begnadigt. Gerade wenn er sich ängstlich an die göttliche Regel hält, so empfindet er zugleich seine Zugehörigkeit zu einem höheren, der Welt überlegenen Reich, sieht er sich getragen und umhegt durch die Majestät, vor der er sich beugt. Auch die uns so übermäßig „byzantinisch“ anmuthenden äußeren Bezeugungen erscheinen dem Russen von seiner Grundauffassung aus nur als selbstverständlich: das Sichniederwerfen, das lange sich Dehnende Beten mit dem immer wiederholten „Herr, erbarme Dich“, das Anrufen der Fürsprache der Heiligen. So schickt es sich, daß man mit dem Herrscher, daß man insbesondere mit Gott verkehrt. In den Staub muß das Geschöpf sich beugen, wenn es vor seinen Schöpfer tritt. Niemand darf erwarten, daß der in der Höhe Thronende auf seine Bitten rasch eingeht. Darum muß man oft und lange beten, und wer bei dem Herrscher ankommen will, thut gut daran, sich durch einen Freund des Herrschers (Das ist der Heilige) bei ihm empfehlen zu lassen.

Tiefer hinein in das innere Empfinden führt uns die andere Seite des Gottesgedankens: die Vorstellung von der Güte Gottes. Hier fühlt man erst den eigentlichen Herzschatz der griechischen Frömmigkeit. Der Satz, daß Gott dem Menschen in Christus nahe gekommen ist, wird innerhalb der Griechischen Kirche in ganz wörtlichem Sinn verstanden. In der Person Christi sind Kräfte der oberen Welt, Kräfte des Lebens und der Unsterblichkeit in die Sichtbarkeit hineingetragen worden. Sie wirken fort in den heiligen Handlungen. Das heißt: in den Mysterien. So erscheint denn jene von Gott gesetzte Ordnung zugleich als ein Ganzes von Kräften und Segnungen, das sich vom Himmel herab auf die Erde herniedersenkt. In jedem Stück dieser Ordnung ist eine geheimnißvolle Wirkensmacht verborgen. Die Anschauung, daß die heilige Handlung Trägerin einer übernatürlichen Kraft und daß diese Gabe die Gabe der Religion ist, hat das alte griechische Christenthum aus den Mysterienreligionen übernommen. Wenn wir, von unserem Standpunkt aus, eine solche Auffassung materialistisch nennen, so nimmt man dort diesen Ausdruck ohne Bedenken auf. Man er-



klärt uns, darin zeige sich eben die ganze Größe des göttlichen Erbarmens, daß Gott bis ins sinnlich Faßbare, bis ins stofflich Greifbare heruntersteige; hätte er Das nicht gethan, so wäre die ganze Erlösung nur ein Gedankending, also nach ihrer Anschauung etwas Lustiges, etwas Unwirkliches gewesen.

Auf dieser Ueberzeugung ist vor Allem auch der ganze griechische Gottesdienst aufgebaut. Dort wird nicht, wie bei uns, in erster Linie geredet (was nützt das viele Reden?), sondern die Sache selbst wird vorgeführt. Das heilige Geheimniß der Verbindung des Göttlichen mit dem Sichtbaren wird in der Liturgie vor den Gläubigen und für die Gläubigen, wie der bezeichnende Ausdruck lautet, „vollzogen“. Darin liegt für den Griechen der Sinn des Gottesdienstes. Die Handlung selbst verläuft in höchst lebendiger Spannung. Stimmung schaffend wirkt für den Griechen schon die uns befremdliche Einrichtung des Gotteshauses. Von den Wänden und den Pfeilern herab grüßen ihn die Bilder der Heiligen und der Engel und die erhabene Gestalt des Pantokrator. Das bedeutet für den Griechen: beim Eintritt in das Gotteshaus fühlt er sich unmittelbar aufgenommen in eine Gemeinschaft, die hinausreicht über diese sichtbare Gemeinde, fühlt er sich versetzt in einen himmlischen Kreis, der mit ihm das große Ereigniß feiert. Aber auch die Bilderwand (ein Stück, das die Griechische Kirche in Justinians Zeiten aus dem alten Theater herübergenommen hat; sie entspricht dem Proskenion des griechischen Theaters) bedeutet für den Griechen etwas Besonderes. Sie entzieht den Altarraum den Blicken des Gläubigen und macht ihn dadurch zum Adyton. Von dort her muß sich das Geheimniß offenbaren. Allmählich, stufenweise wird die Gemeinde zu ihm emporgeführt. Den Anfang des Gottesdienstes (ich rede vom Standpunkt der Gemeinde aus und übergehe den Theil des Gottesdienstes, den der Priester für sich hinter verschlossenen Thüren verrichtet) bilden lange sich hinziehende Bittgebete. Dann folgt mit dem sogenannten kleinen Einzug die Eröffnung der eigentlichen Feier. Der Priester verläßt, das Evangelienbuch tragend, den Altarraum durch die nördliche Thür, geht in das Schiff etwa bis in die Nähe der Zuhörer, biegt dort um und kehrt durch die mittlere, die „königliche“ Thür wieder in den Altarraum zurück. Der Umgang soll (so will es die heutige, seit dem Mittelalter aufgekommene Deutung) Christus darstellen, wie er das Evangelium in der Welt verkündet. Daran schließt sich die Schriftverlesung; die Lehre (Das ist dabei der Gedanke) soll den Grund legen für die eigentliche Handlung. Mit dem zweiten, dem „großen“ Einzug hebt der Weiheact im engeren Sinn an. Der Priester geht wieder den selben Weg von der nördlichen Thür aus in die Nähe der Gemeinde, dann zurück zur mittleren Thür; nur trägt er diesmal das Brot auf dem Diskus und den Kelch. Denn jetzt soll er Jesus auf seinem Leidensweg darstellen. Vor dem Altar bleibt er stehen; er spricht dort eine Reihe von Gebeten, mit denen er die Gemeinde auf das Letzte vorbereitet. Sie münden aus in die Epiklese, in die Anrufung des



Heiligen Geistes. Der Priester hebt das Brot und den Wein hoch und ruft den Heiligen Geist an, daß er herniederfahren und sich mit den Elementen verbinden möge. Das ist der Höhepunkt der Feier. Nun ist Gott sichtbar gegenwärtig in der Gemeinde. Jetzt kann Alles zum Wort kommen, was man auf dem Herzen hat; unmittelbar kann man Gott alle seine Anliegen vortragen. Diesen Sinn haben die Gebete, die auf die Epistle folgen.

Man hat ein Gotteswunder erlebt, man hat Gott selbst in der Nähe gespürt, ja, geschaut. Darin faßt sich für den Griechen die Bedeutung des Gottesdienstes zusammen. Wie in diesem Fall die Offenbarung Gottes für die Empfindung den Kern der ganzen Feier bildet, so auch in jedem der vielen anderen heiligen Mysterien. Sie sind, jedes einzelne, eine Ausstrahlung der Kraft des Heiligen Geistes.

Unter diesem Gesichtspunkt wird aber namentlich auch das Erbauungsmittel erfaßt, das in der öffentlichen wie in der persönlichen Gottesverehrung die größte Rolle spielt, nämlich das Bild.

Das Bild gilt dem Russen nicht als etwas von Menschen nach ihrem Belieben Gefertigtes, sondern als eine Erscheinung des Heiligen selbst. Man glaubt an eine innere Beziehung zwischen dem Bild und der dargestellten Person. Philosophisch haben im neunten Jahrhundert die Vertheidiger der Bilderverehrung diesen Zusammenhang zwischen Bild und dargestellter Person begründet, thatsächlich freilich nur die neuplatonische Theorie über das Götterbild in das Christenthum hinübertragend. Ich brauche wohl nur das Wort Sympathie auszusprechen, um den Grundgedanken des Beweises anzudeuten. Wo das Bild ist, ist darum auch der Heilige selbst gegenwärtig. Er sieht aus dem Bild heraus, was vorgeht, und ist als Freund und Helfer, aber auch als Warner und Rächer überall, wo sein Bild hängt, zur Stelle. Darum kann man mit dem Bild verkehren wie mit einer lebenden Person, man kann es anreden, kann es küssen, kann ihm Weihrauch spenden: und man ist dabei gewiß, daß der Heilige selbst diese Huldigung empfindet. Heiligenverehrung (man darf nicht Heiligenanbetung sagen, dagegen hat sich das siebente Konzil verwahrt) ist hier so viel wie Bilderverehrung. Mit einer gewissen Zärtlichkeit übt der Russe diesen Dienst. Kein Haus, kein Zimmer, vollends keine Kirche, worin sich nicht ein Heiligenbild befände. Dadurch bekommt der Raum für den Russen erst etwas Trauliches, etwas Geweihtes. Nicht alle Bilder stehen dem Rang nach einander gleich, so wenig wie alle Heiligen sich auf der gleichen Stufe befinden. Am Höchsten gelten die wunderbar entstandenen Bilder, die vom Himmel gefallen oder vom Apostel Lukas gemalten, die Achiropiiten. Ihre Zahl ist naturgemäß beschränkt; aber auch Nachbildungen schreibt man oft eine ähnliche Kraft zu wie dem Urbild. Das berühmteste Bild in Rußland, das Bild der iberischen Gottesmutter in Moskau, ist nur die Nachbildung eines Bildes im Tironkloster auf dem Athos. Aber dieser Nachahmung wird vom Volk ganz der gleiche Werth beigelegt wie dem Urbild und selbst das für



Ausnahmefälle bereit gehaltene Ersatzstück genießt in der allgemeinen Schätzung das selbe Ansehen wie die ursprüngliche Wiedergabe.

Aber so weit auch der Glaube an das Bild gehen mag: gewisse Rücksichten und Grenzen werden bei der Darstellung und Verehrung doch innegehalten. Gott selbst abzuschildern, ist streng verboten. Das hieße den Unendlichen menschlicher Beschränktheit unterwerfen. Bilder der Dreieinigkeit, wie wir sie im Abendland so häufig haben, könnte der Grieche und der Russe nur mit Abscheu erblicken. In die Lücke tritt für sie die Darstellung Christi als des Pantokrator. Aber auch die Werke der Bildenden Kunst sind aus der Kirche verbannt. Die Bildsäule erscheint als ein Göze; sie könnte dazu verleiten, daß das Bild selbst angebetet würde, während dem Lehrsatz nach die Verehrung doch nur dem Heiligen selbst gelten soll. Und auch für die allein zugelassenen gemalten und Mosaikbilder gelten gewisse beengende Regeln. Jedem Beschauer fällt sofort die Starrheit, der Mangel an Tiefe der Auffassung vor russischen Heiligenbildern auf. Gerade die berühmtesten Heiligenbilder stehen im Kunstwerth nach unserer Auffassung am Allerniedrigsten. Das liegt nicht etwa am Unvermögen des Künstlers, sondern beruht auf bestimmter Sägung und Absicht. Der Künstler darf nichts von Eigenem in das Bild hineinlegen; damit würde er es verfälschen und entwerthen. Er muß den Heiligen so darstellen, wie er (der Ueberlieferung gemäß) wirklich ausgesehen hat. Wie könnte denn sonst der Heilige in dem Bilde da sein? Je alterthümlicher, je fremdartiger ein Bild erscheint, desto glaubhafter dünkt es den Russen. Eben so wenig darf der Künstler sich beifallen lassen, irgendetwas von Bewegung in die Züge des Heiligen hineinzutragen; denn (der alte stoische Gedanke wirkt hier nach): jede Bewegung führt letztlich auf Gemüthswallung, auf ein πάθος, zurück. Aufregung ist aber Etwas, das vom göttlichen Wesen ausgeschlossen ist. Die feierliche Ruhe ist die allein für den Heiligen geziemende Haltung.

Die heilige Ordnung, die in den Einrichtungen der Kirche zur Erscheinung kommt, ist, als Ganzes gewürdigt, Gnade; Gabe, mit der Gott zu den Menschen herabsteigt. Ihr muß nun antworten das Aufstreben des Menschen zu Gott. Diese Seite der Frömmigkeit hat innerhalb der Griechischen Kirche das Mönchthum kräftig entwickelt. Sein Vorbild zieht die übrige Masse nach sich. Denn der Mönch gilt seit alten Zeiten im Orient als der Christ; und diese Auffassung steht in Rußland noch heute fest. Dort hat das Mönchthum im Unterschied von anderen Gebieten der Griechischen Kirche (die Türkei, Das heißt: den Athos ausgenommen) noch seine alte Art und seine alte Ehrenstellung behauptet. Die Natur des Landes leistet dabei Vorshub. Abgelegene, unwirthliche Gegenden, wie das Weiße Meer, haben für das russische Mönchthum eine ähnliche Bedeutung erlangt wie in alten Zeiten und in anderen Gegenden etwa die Wüste. Von dort her, von der Gegend des Weißen Meeres, tauchen immer wieder, auch in neuester Zeit noch, Gestalten auf, die uns ganz an die großen Heiligen der früheren Jahr-



hunderte in Egypten und in Palästina erinnern. Rußland hat sogar noch eine eigenartige Fortbildung des Mönchthums hervorgebracht, den ruhelos wandernden Mönch, den „Strennij“. Deutlich kommt darin, wie auch in der Vorliebe für ausgedehnte Pilgerfahrten, der alte Gang zum Nomadenleben im russischen Volk wieder zum Durchbruch.

Das griechische Mönchthum unterscheidet sich stark von dem uns aus der abendländischen Kirche bekannten. Vor Allem: im griechischen Mönchthum gab und giebt es keine Orden, keine umfassende Organisation. Jedes Kloster steht rechtlich auf sich. Es giebt auch keinen Zwang für den Einzelnen, in dem Kloster, in das er einmal eingetreten ist, bis an sein Lebensende zu bleiben. Er kann, wenn er den Trieb in sich spürt, als Gereifter das Kloster verlassen, um ganz einsam zu leben. Denn bis heute noch hat sich die alte Anschauung erhalten, daß erst der Einsiedler, der Anachoret, das mönchische Ideal ganz verwirklicht. Damit hängt zusammen, daß das orientalische Mönchthum grundsätzlich keinen Beruf in der Welt sucht. Für die Welt will es nur tot sein; es kennt kein anderes Ziel als das, die Seligkeit der eigenen Seele zu schaffen. Aber diese Aufgabe hat es (freilich nur in den ausgeprägtesten Vertretern; die Masse bleibt überall stumpf) mit ganzer Anspannung erfaßt. Es gilt, die Sinnlichkeit, die niedrigen Leidenschaften in sich niederzukämpfen, damit der Geist frei werde, Gott zu schauen und in ihm zu leben. Diese Aufgabe füllt das ganze Leben. Hier offenbart die Spannung, die in dem griechischen Gottesgedanken liegt, erst ihre ganze, Seelen bewegende Kraft. Dem Gott, der sich so tief zu den Menschen herabgelassen hat, kann man durch unablässige Arbeit an sich selbst nah kommen. Man kann ihn fassen in Augenblicken der Erhebung; doch der eben so ganz nah Geschaute entweicht sofort wieder in unermessliche Fernen. Denn er steht zu hoch, um jemals von Menschen ganz begriffen zu werden. So hebt das Ringen immer von Neuem an. Gerade in dem Wechselspiel zwischen Austauchen und Wiederentschwinden des Zieles liegt aber der Antrieb und die Möglichkeit zu einem ins Ewige sich erstreckenden Fortschreiten. Im unendlichen Streben nach dem unendlichen Gott kann der Mensch selbst ins Unendliche wachsen. Jeder muß fühlen, wie stark dieser Gedanke auf Solstoi und auf seine Auffassung von der Religion gewirkt hat.

Ohne daß das Mönchthum eine Thätigkeit in der Welt gesucht hat, oder vielleicht gerade, weil es sie nicht gesucht hat, ist ihm eine zugefallen. Sie kam ihm schon daher, daß die Griechische Kirche selbst das Ideal des Mönches, das Verlangen nach Vereinigung mit Gott, als das höchste Ziel der Frömmigkeit anerkennt. Wer die Welt nicht verlassen kann, Der bemüht sich wenigstens, in eifrigem Besuch der Kirche und der heiligen Stätten, in persönlicher Steigerung des Fastens, der Wohlthätigkeit, des Gebets innerhalb seiner Verhältnisse etwas Aehnliches zu verwirklichen wie der Mönch.

Aber die Weltleute suchten auch seit alten Zeiten den Mönch auf als ihren geistlichen Führer und Berather. Denn der Mönch besaß



und besitzt im Unterschied vom Priester persönliches Ansehen. Der Priester gilt nur so lange Etwas, wie er die Gewänder anhat und am Altar steht. Ist der Gottesdienst vorüber, so ist er ein gewöhnlicher Mensch. Anders ist es mit dem Mönch. Er erscheint dem Volk als der Erfahrene in geistlichen Angelegenheiten. Von ihm glaubt man, daß ihn Gott auch in Dingen erhört, wo dem gewöhnlichen Menschen seine Bitte abgeschlagen wird; denn er ist, wie der stehende alte Ausdruck lautet, „ein Freund Gottes“, einer, der freien Zugang zu ihm hat. Noch heute ist es in Rußland so wie vor Jahrhunderten, daß man in allen Fällen, wo persönliches Vertrauen erforderlich ist, sich nicht an den Priester, sondern an den Mönch wendet.

Durch die eigenthümliche Gestaltung der Coelibatsvorschriften hat das Mönchthum in der Russischen Kirche die herrschende Stellung erlangt. Die Griechische Kirche verlangt seit Justinian (oder seit dem Trullanischen Konzil von 692) nur vom Bischof vollkommene Ehelosigkeit. Dem Priester und dem Diakon ist zwar nicht gestattet, nach der Weihe noch eine Ehe einzugehen, wohl aber, eine vor der Weihe geschlossene Ehe fortzusetzen. Von der Freiheit, die damit gegeben ist, wird regelmäßig Gebrauch gemacht. Es giebt nur verheirathete Popen. Nun wäre es an und für sich kirchenrechtlich möglich, daß ein Pope zum Bischof aufstiege, unter der Bedingung, daß er seine Frau entläßt, die dann in ein entferntes Kloster gehen muß. Aber aus naheliegenden Gründen wird davon niemals oder so gut wie niemals Gebrauch gemacht. Es ist einfacher, die höheren Stellen Denen zu übertragen, die ehelos sind. So ist innerhalb der russischen Geistlichkeit der Unterschied zwischen dem „schwarzen“ und dem „weißen“ Klerus entstanden. Schwarz, das Zeichen der Trauer und Buße, ist die Farbe des Mönchsgewandes. Die Bezeichnung „weißer Klerus“ für die Weltgeistlichkeit ist freilich mehr uneigentlich; denn thatsächlich ist das Sticharion des russischen Priesters in der Regel nicht weiß, sondern braun oder blau. Der schwarze Klerus, das Mönchthum, stellt die Oberschicht dar. Er regirt die Kirche.

... Auch in Rußland ist die Frömmigkeit nicht überall gleichartig. Wenn man von Denen absieht, die an der Grenze der Kirche stehen oder über sie hinausgetreten sind, von den Sektirern in ihren verschiedenen Verzweigungen, von modernen Freigeistern und Gottesleugnern oder von Prophetengestalten wie Tolstoi, so sind doch auch auf dem Boden der kirchlichen Frömmigkeit noch mannichfache Abtönungen möglich. Das Christenthum der Schiffer auf der Wolga und das der Samojeden, das der bäuerlichen und das der städtischen Bevölkerung weist eigenartige Züge auf. Immerhin drücken in Rußland die Formen der Kirche so stark, daß man mit mehr Recht als irgend anderswo das ganze Volk als eine Einheit schildern kann.

Wenn man nun die seelische Haltung des russischen Volkes gegenüber der Kirche und der Religion darzustellen unternimmt, so muß man den Satz voranstellen, daß der Russe seine Kirche wirklich liebt.



Er gehorcht ihr nicht aus Zwang; es zieht ihn selbst zu ihr hin. Denn in der Kirche findet er vor Allem eine Zufluchtstätte, in der er ausruhen kann von der Mühe des Daseins, auch von dem harten Druck, mit dem der Staat auf ihm lastet. Die Kirche tritt ihm in erster Linie und fast allein als Trösterin und Helferin gegenüber. In ihrem Bereich fühlt er sich in eine höhere Welt versetzt, fühlt er sich umfassen von Wärme, von Zärtlichkeit, von Güte. Durch die Kirche kommt etwas Freudiges, etwas Festliches in das eintönige Grau seines Lebens hinein. Ihre Feiern sind darum dem Volk am Meisten ans Herz gewachsen; und diese Stimmung wirkt auch bei Solchen noch nach, die mit dem Kirchenglauben zerfallen sind.

Aber die Eindrücke gehen beim Russen noch tiefer. Der griechische Gottesdienst ist darauf eingestellt, in dem Schauer, den er zunächst erwecken soll, zugleich Rührung zu bewirken. Die Menschenfreundlichkeit des Allmächtigen wird hier im Abendmahl erlebt; dort spürt es der Einzelne, wie sie ihn, ja, gerade ihn meint. Und der Russe ist empfänglich für dieses Gefühl. Man muß die Gemeinde sehen, wie sie in dem Augenblick, wo das Sacrament ihr nah gebracht wird, bis zu Thränen ergriffen ist. Es ist nicht slavische Weichheit, was hier zum Ausdruck kommt, sondern allgemein griechische Empfindung. Auf griechischem Boden ist zuerst der Ausdruck „Thränengnade“ geprägt worden. Dort hat man angefangen, die geistige Feinfühligkeit nach dem Maß der vergossenen Thränen (Freudenthränen sind gemeint) zu beurtheilen. Aber man darf vielleicht sagen, daß nirgends in der Griechischen Kirche dieser Zug so in seiner ganzen reinen Kindlichkeit stehen geblieben ist wie in Rußland. Man würde jedoch dem russischen Volk schweres Unrecht thun, wenn man aus der heftigen Erregung schließen wollte, daß das Gefühl sich dann auch in diesem Ausdruck verbraucht. In der Rührung während des Gottesdienstes schmilzt thatsächlich Hartes in den Herzen und werden Antriebe gesetzt, die in den Alltag hinüberreichen. Die Gemeinsamkeit des ergreifenden Erlebnisses, in dem Jeder sich als unwürdig Begnadeten empfindet, schafft zunächst ein starkes Gefühl für die Zusammengehörigkeit des Menschen mit dem Menschen. Die gewohnten Anreden „Brüderchen“, „Väterchen“ sind nicht bloße Redensarten. Die natürliche Gutmüthigkeit des Russen ist unter dem Einfluß des christlichen Gedankens gesteigert und vertieft. Man würde es in Rußland sich übel nehmen, wenn man gegenüber einem menschlichen Unglück stumpf bliebe; mag der Betroffene sein, wer er will, auch ein Verbrecher. Und man würde es eben so als unverzeihliche Härte betrachten, wenn man die Hand nicht öffnete, um einen Nothleidenden zu unterstützen. In allen christlichen Kirchen ist anerkannt, daß nirgendwo die Wohlthätigkeit so frei, so als selbstverständliche Pflicht geübt wird wie gerade in Rußland. Hier steht der Grundsatz noch ungebrochen in Kraft, den das älteste Christenthum aufgestellt hat, daß das Almosen gegeben werden müsse ohne Verzug und ohne daß der die Gabe Heischende erst



auf seine Würdigkeit geprüft wird. Ist er es nicht werth, heuchelt er nur eine Noth, so trägt er die Verantwortung. Der Christ hat nur ohne Besinnen die Pflicht zu erfüllen, die die sich bietende Gelegenheit von ihm fordert: „Nimm das Gute, wirf es ins Meer; sieht es der Fisch nicht, so sieht es der Herr.“

. . . Uns Westeuropäern treten gerade an den schönen Zügen des russischen Christenthums zugleich auch seine Schranken ins Bewußtsein. Das Mitgefühl mit dem Unglück wird dort leicht zur Schwäche; es stumpft die Schärfe des sittlichen Urtheils ab. Der Verbrecher, der seine Strafe abbüßt, ist in den Augen des Volkes eben nur ein Unglücklicher. Bezeichnend dafür ist vielleicht Dostojewskijs Rascholnikow. Er hat einen doppelten Mord auf dem Gewissen. Aber was von ihm in sittlicher Hinsicht verlangt wird, ist nur, daß er seine Schuld bekennt. Sobald er sich dazu herbeigelassen hat, ist Alles, die Freunde, das Publikum, selbst der Richter nur darauf bedacht, ihm zu helfen. Daß er trotz seinem Geständniß noch ein Befleckter ist, ward vergessen.

Nicht anders verhält es sich mit der russischen Wohlthätigkeit. Wir achten die edle Gesinnung, die in dem Augenblick, wo eine Noth sich zeigt, sofort auch die Willigkeit zur Abhilfe erschwingt; und wir verstehen die Gründe, um deren willen das alte Christenthum die Prüfung des die Wohlthat Heischenden verbot. Aber wir verlangen von Dem, der wirklich helfen will, doch mehr. Wir machen Den, der giebt, allerdings verantwortlich für Das, was er mit seinen Almosen anrichtet; und wir wollen nicht nur eine Hilfe von Fall zu Fall, sondern eine durchgreifende Besserung der Zustände, die die Noth verursachen. Jedoch dieser Gedanke einer planmäßigen Hilfe fällt beim Russen überhaupt aus. Auf die gleichen Grenzen stößt man beim russischen Vorsehungsglauben. An ausharrender Geduld wird Uebermenschliches geleistet. Aber daß man im Vertrauen auf Gott auch Etwas wagen könnte, daß man die Verhältnisse im Ganzen umgestalten könnte, wird nicht als eine Forderung des Glaubens empfunden. Ja, die Stimmung der Frömmigkeit schließt einen solchen Aufschwung geradezu aus. Die Erde ist nun einmal nicht darauf eingerichtet, den Menschen vollkommenes Glück zu gewähren. Es hieße Gott meistern wollen, wenn man sich mit großartigen Weltverbesserungsplänen abgeben wollte. Oder wo, wie bei Tolstoi, aus dem Gewissensdrang ein leidenschaftlicher Wille zur Neugestaltung hervorbricht, da setzt sich der Glaube kühn über die Bedingungen der Wirklichkeit hinweg. Die Befolgung der Gebote des Evangeliums soll von selbst und unmittelbar alle Nothe beenden. Der Gedanke, durch absichtvolle Arbeit an Menschen und Dingen allmählich eine Höherentwicklung herbeizuführen, wird hier erst recht abgelehnt. Die religiösen Kräfte, die das russische Christenthum erzeugt, sind mehr auf das Ertragen als auf das Schaffen angelegt. Sie verleihen die Fähigkeit, sich in die Welt zu schicken, aber sie enthalten keinen Antrieb, in sie einzugreifen.

Charlottenburg.

Professor Dr. Karl Holl.





## Am Scheideweg?

Die deutsche Roheisenindustrie verzeichnet Glanzleistungen. In einem Jahr acht Rekorde. Das bringt der beste Steepler nicht fertig. Der März gab 1,63 Millionen Tonnen; wieder einen Gipfel. Wer bestreitet, daß es der Eisenindustrie noch so gut geht wie vor dem Kriege? Man merkt ein Nachlassen der Aufmerksamkeit für Ereignisse, die sonst sehr wichtig genommen wurden. Der essener Roheisenverband, der bis Ende 1915 fest gemacht war, ist um zwei Jahre verlängert worden; ein gewichtiges Syndikat. Zehn bis fünfzehn Zeilen, dann: Schwamm drüber. So war es früher nicht. Heute werden alle Empfindungen von der Politik aufgesogen, wie Tinte vom Löschpapier. Angst verengt das Gesichtsfeld; und Kurzsichtigkeit hat der Wirthschaft noch nie Heil gebracht. Der neue Roheisenverband war kein Geschenk des Zufalls. Er entstand aus der Noth und hatte dann noch lange sich mit Außenseitern (im Siegerland und in Luxemburg) herumzuschlagen, bis er lückenlos war. Nun ist er uns bis Ende 1917 sicher. Schlimm wäre, wenn der Konjunktur am Scheideweg neue Syndikatkonflikte sich aufgedrängt hätten. Weiß man doch nicht, wie es werden wird. Im Gebälk des englischen Roheisenhandels knistert es schon seit Wochen. Ende Februar gab es einen Preissturz in Eisen-Warrants, auf dessen Ursprung der Schleier des Geheimnisses lag. Fachleute leugneten, daß die Konjunktur unterhöhlt sei. Gelockert ist sie jedenfalls. Die Ausfuhr von Eisen und Stahl ist im März schwächer geworden. Sie betrug 389 000 Tons gegen 506 000 im März 1912. Die Eisenindustrie Großbritanniens scheint nicht mehr ganz up zu sein. In Deutschland gehts dem Rohmaterial noch gut; fertiges Fabrikat wird nicht mehr so lebhaft verlangt. Die Verbraucher scheinen zu zögern.

Schlecht steht es um Stabeisen und Träger. Dort der Mangel eines gut organisirten Marktes, deshalb Preisunterbietungen; hier der unmittelbare Einfluß der Baukrisis. Die Stabeisennoth zeigt, welche Mängel bei der Erneuerung des Stahlwerkverbandes geblieben sind. Der bindet nur Halbzeug, Träger und Schienen. Das Andere, Stabeisen, Walzdraht, Bleche, Röhren, blieb frei. Vor einem Jahr wehrte sich die Ueberzeugung gegen das Eingeständniß eines Risikos. Was produziert wurde, verschlang der Markt. Wo sollte eine Gefahr sein? Später werde man für Syndikate sorgen. Nun ist es so weit; aber die Syndikate? Fehlen. Wie schwer es ist, die Produzenten zu binden, lehrt die Geschichte des Walzdrahtverbandes. Verhandlungen bis zum Ueberdruß; aber keine Gewißheit, daß das Kartell erneuert wird. Den Kohlenleuten macht die Zukunft ihres Verbandes keine Sorge; die hohen Preise beglücken und an das Schicksal wird keine Frage gestellt. Die Kohlenzechen dürfen mit ihrem Ertrag zufrieden sein. Seit dem ersten April gelten die im Oktober 1912 erhöhten Preise. Vielleicht hatte die leidende Partei gehofft, das Syndikat werde, mit Rücksicht auf den Balkankampf und die Einschüchterung des Geschäftes,



die (unter anderen Verhältnissen beschlossene) Preiserhöhung wieder streichen. Aber was man hat, hält man. Polen ist noch nicht verloren; und das Kohlenyndikat ist konservativ. Wer wird sich jetzt, wo die Wehrsteuer droht, die Einnahmen schmälern? Beschwerzt fühlen sich ja nur die „Außenseiter“. Die großen Universalwerke sitzen im Fett. Daß in Nordfrankreich und Belgien die Kokspreise erhöht wurden, gilt als Friedenssymptom. Der Hüttenindustrie kann es nicht schlecht gehen, wenn man ihr eine neue Vertheuerung des Brennmaterials zumuthet. Die Besteuerung der französischen Kohle bringt dem ausländischen Bergbau eine Chance. Jede Tonne versandter oder verkaufter Steinkohle wird künftig mit einem halben Franc besteuert. Das bringt dem Importeur eine eben so große Minderung des Einfuhrzolles; denn der französische Produzent wird seinen Preis natürlich um den Betrag der neuen Steuer erhöhen. Deutschlands Kohlenausfuhr nach Frankreich umfaßt etwa 10 Prozent des Gesamtexportes.

Was der amerikanische Reformtarif dem deutschen Eisen- und Stahlgewerbe bescheren wird, hängt von der Entscheidung des Kongresses ab. Die Solinger scheinen vergnügt zu sein. Der Entwurf will für Stahlwaaren aller Art die Zollsätze im Durchschnitt halbiren und Bemessungschancen abschaffen. Wenns dabei bleibt, wird die bergische Kleineisenindustrie ihre Messer, Gabeln und Scheren, Nägel und Nieten, Fahrradtheile und Schirmgestelle bequemer in Amerika absetzen. Aber die neue Zollaera ist nicht für den Importeur gemacht, sondern will den amerikanischen Fabrikanten zu höchster Konkurrenzfähigkeit stacheln. Alle Bestimmungen sind auf das Wohlergehen der Amerikaner zugeschnitten. Das versteht sich von selbst. Aber das Ausland wird sich, zum Beispiel, wohl gegen die Bestimmung wehren, daß allen Waaren, die in amerikanischen Schiffen landen, noch eine fünfprozentige Zollermäßigung bewilligt wird. Sehr schlau; denn die Frachten, die der Nankee sich dann holt, gleichen die Extraprämie reichlich aus. Die deutschen Rheder sind gerade jetzt auf Amerika nicht gut zu sprechen. Die Canadian Pacific hat den Frieden des nordatlantischen Pools gestört und einen Schatten auf die hellen Zukunftsbilder geworfen. Ein Ratenkampf entstand aus der neuen Taktik der Kanadierin. Die Eröffnung einer Dampferlinie von Triest nach den kanadischen Häfen leitete den Krieg ein. Die Canadian Pacific setzte den Passagepreis so tief herunter, daß von irgendwelchem Nutzen nicht mehr die Rede sein kann. Die Austro Americana, als unmittelbar betroffene Rivalin, mußte folgen. Die englische Cunard Line kam hinterdrein; und die deutschen Gesellschaften dürfen nicht zurückbleiben; sie haben schon im Januar die Rate um 30 auf 140 Mark erniedrigt. Daß gerade die Canadian Pacific der Störenfried ist, macht den Kampf zur Tragikomödie. Deutsches Geld und deutsche Begeisterung sind in ansehnlichen Quantitäten für die Aktien der Kanadabahn aufgebracht worden. Der Kurs der Kanada-Aktie hat manchmal die Tendenz der Börse bestimmt. So wurde die Schlange am Busen genährt. Die Aus-



wanderung nach Kanada nimmt zu. In den ersten drei Monaten des Jahres wurden über Hamburg 35 500 Auswanderer befördert (23 400 im Vorjahr). Und an dem Zuwachs hat der Verkehr nach Kanada beträchtlichen Antheil. Die Zeit der Minimalzölle scheint drüben vorbei. Wilson will Maximalsätze, die nur da herabgesetzt werden, wo dem amerikanischen Handel eine Konzession gemacht wird. Wer sich des Umschwunges freut, darf aber nicht vergessen, daß nicht erleichterte Einfuhr nach Amerika das Ziel ist, nein: Kräftigung der amerikanischen Produktion durch einen Wettbewerb, der sie so stark macht, daß sie nicht nur im eigenen Land über alle Eindringlinge siegen, sondern sich auch weiter ausdehnen und fremde Märkte erobern kann.

Das Glück der deutschen Schifffahrt ist ein wesentlicher Faktor in der Wirthschaftsrechnung. Die Konjunktur schien höchst günstig, bevor die Kanadier Ballins Diplomatenkunst auf eine harte Probe stellten. Der „Imperator“ darf kein Schattenkaiser werden; er kostet ungefähr 40 Millionen; drei Kaiser dieser Sorte verschlingen also eine Summe, die beinahe die ganze Breite des Stammkapitals einnimmt. Da darf mit den Abschreibungen nicht geknausert werden und der Gewinn muß wachsen, damit die Dividende keinen Schaden nimmt. Wären auf drei Titanen im Jahr 15 Millionen abzuschreiben, so müßte der letztjährige Gewinn um mehr als 25 Prozent in die Höhe schießen. Sonst stimmt's nicht. Für die Europareisen der Amerikaner, auch der Sonderklasse aus der Fünften Avenue, wäre die Herabsetzung der Luxuszölle ein Reizmittel gewesen. Aber diese Zölle bleiben und werden vielleicht noch erhöht. Sogar die Einfuhr von Reiherfedern soll verboten sein. Ein Glück, daß die pariser Modedynasten dem Reiher abgesagt haben. Die Dollarkönigin findet neue Schöpfungen der französischen Modegenies; doch die Strenge der Zollbehörden, die schon manche Lach in arge Verlegenheit brachte, wird sich verschärfen; denn Schmuck, Spitzen, Bilder, Edelsteine müssen ersetzen, was andere Gegenstände nicht mehr bieten. Und wenn dem reichen Amerikaner der Einkauf von Preziosen in Europa verleidet wird, schwächt sich ihm der Reiz des alten Kontinentes, den er ja nur als „Sehenswürdigkeit“ und Kaufhaus nimmt.

In newyorker Blättern stand neulich, amerikanische Eisenbahnschares, insbesondere aber die Aktien der Canadian Pacific, seien in den Tagen der deutschen Geldnoth in gute Dollars umgetauscht worden. Die Ordres seien einander rasch gefolgt; aber man habe genommen, was herübergekommen sei. Ein Loblied, das nicht einmal übertrieben ist. Nur fehlt als Einleitung die Nachricht, daß Deutschland fähig war, sich Geld in Amerika zu machen, weil es vorher so viele Nankees-Werthe aufgenommen hatte. Geld ist dicker als Blut. Michel und Jonathan sind die besten Freunde, weil die Liebe bei ihnen durchs Portemonnaie geht. Im Uebrigen sind die fetten Zinsen, die man in Deutschland findet, nicht zu verachten. Ein Weilchen wird's wohl noch dauern; nach dem Quartalsultimo sind die hoch getriebenen Ansprüche freilich zurückgegangen. Die Reichsbank plant noch keine Diskonter-



mäßigung; wahrscheinlich wird die Bank von England den Vortritt haben. Nur an einer Stelle sah man, daß der ärgste Druck der politischen Sorge nachzulassen begann: die Banken setzten den Zinsfuß für täglich kündbares Geld von 4 auf  $3\frac{1}{2}$ , dann auf 3 Prozent herunter. Vielleicht hing damit eine kleine Schwenkung zum Rentenmarkt zusammen. Wo  $4\frac{1}{2}$  und 5 Prozent Zinsen winken, fehlt's nicht an Zulauf. Die neuen Schuldertobligationen sind schnell abgesetzt worden.

Nun geht es in der Elektroindustrie weiter. Die Gesellschaft für elektrische Unternehmungen in Berlin, zum Loeweconcern gehörig, erhöht ihr Aktienkapital von 50 auf 60 Millionen; im Bereich von Siemens & Halske werden neue Obligationen ausgegeben von der Schweizerischen Gesellschaft für elektrische Industrie in Basel (5 Millionen Francs); aber allerlechte Neuheit sind fünfprozentige Obligationen der AEG. Das Bankenkonsortium, das die Stücke zu  $97\frac{1}{2}$  Prozent übernahm, beim Verkauf zum Parikurs also  $2\frac{1}{2}$  Prozent verdient, hatte mit flugem Vorbedacht einen besonders reizvollen Zinsfuß gewählt. Diesmal handelt sich um 30 Millionen, die zur Finanzierung der neuen Hoch- und Untergrundbahn Gesundbrunnen-Neukölln dienen sollen. Später wird eine besondere Bau- und Betriebsgesellschaft gegründet werden; denn mit den 30 Millionen sind die Kosten des Baues nicht gedeckt. Die werden auf 85 Millionen, bei siebenjähriger Bauzeit, veranschlagt. Die AEG hat dieses große Objekt in eigene Regie bekommen. Sie darf also mit ihren Zinsbedingungen für neues Geld freigiebig sein, da der Bau sich lohnen wird. Aber man sieht, wie sich die Dimensionen der durchzuführenden Aufgaben auf das eigene Anlagekapital übertragen. Die AEG hat erst im vorigen Jahr ihr Grundkapital auf 155 Millionen erhöht. Nun wächst sie auch mit ihren Obligationen in die Hochgebirgsregion. Durch den Zuwachs werden es 110 Millionen. Die fünfprozentige Verzinsung soll übrigens nur für fünf Jahre bestehen bleiben. Dann senkt sich der Zinsfuß auf  $4\frac{1}{2}$  Prozent. So hat der Käufer des Papiers eine  $2\frac{1}{2}$ prozentige Prämie in Ansatz zu bringen und darf sagen, daß er eine  $4\frac{1}{2}$ prozentige AEG-Obligation zu  $97\frac{1}{2}$  erworben hat. Zu so niedrigem Preis giebt es nichts Aehnliches. Daß die Ausführung von Riesenprojekten Geld kostet, ist klar; eben so, daß die Industrie sich ihrer freuen muß. Der Geldbedarf ist also nicht zu vermeiden; wie man ihn deckt, hängt von der allgemeinen Konstellation ab. Ein allgemeiner Wechsel von  $4\frac{1}{2}$  auf 5 Prozent ist nicht zu erwarten; er würde das Obligationenkapital entwerthen. In diesem einen Fall ist der Bankstratege, der den Aufmarsch leitete, als Sieger heimgekehrt. Das war vorauszusehen. Die Obligationen sind wie warme Semmel weggeholt worden. Die Nachbarschaft klagte freilich, daß Karolus Fürstenberg ihr die Preise verderbe. „AEG zu 5 Prozent! Unerhört!“ Der Bedarf aber und die rasche Abnahme beweisen, daß es großen Provinzen der deutschen Wirthschaft, trotz allen Unkenrufen, noch recht gut geht.

L a d o n.





Berlin, den 26. April 1913.

## Berlin=Paris.

Nach Bismarck.

Als von der Zinne des berliner Auswärtigen Amtes nach Paris, an die Excellenz des Deutschen Botschafters, die Weisung gelangt war, am Quai d'Orsay grimmig zu blicken und Herrn Pichon die Igelstacheln fühlen zu lassen, mag Freiherr von Schoen sich seufzend gefragt haben, warum, immer wieder, gerade sein sanfter Muth außersehen sei, zwischen den von Lucanus behaupteten furor teutonicus und die von Bouchet gepriesene francisque fureur eingeklemmt zu werden. Auf allen Sprossen der Ehrenleiter; als Botschafter in Paris (Agadir), Staatssekretär (Mulen Hafid=Manneßmann), Botschafter in Petersburg (Algesiras). Nancy: Der fünfte Streich. Den ersten trennen zweiundzwanzig Jahre von unserem Jubellenz. Sah der Freiherr sich, als jungen Botschaftsrath, mit Münster und dessen Tochter, Lord Lytton, deutschen und britischen Botschaftssekretären in der ersten Stunde des neunzehnten Februartages 1891 auf dem pariser Nordbahnhof zu feierlichem Empfang der Kaiserin Friedrich vereint? Deren Ankunst war erst sechsunddreißig Stunden zuvor dem Grafen Münster gemeldet worden. Welcher Zweck trieb sie nach Paris? Bismarck, den der junge Kaiser nur „verschnaufen lassen“ wollte, war endlich weggeschafft; und was er nicht zu erlangen vermocht hatte, sollte nun blickschnell erworben werden: die Freundschaft Frankreichs. Die zur Internationalen Arbeiterschulkonferenz aus Frankreich Ab-



geordneten wurden durch besondere Zeichen kaiserlicher Huld geehrt. Auf dem Alerztekongreß hat Virchow (wie rasch ist der unermüdlische Organisator seines Ruhmes vergessen worden!) die französischen Kollegen, den Nachhall alten Haders aus dem Gedächtniß zu tilgen. Alles mußte sich, wie in Uhlands Frühlingsglaubenslied, nun wenden. „Die Welt wird schöner mit jedem Tag; man weiß nicht, was noch werden mag.“ Zunächst: eine Internationale Kunstausstellung in Berlin. Die hatte Bismarck nicht gewünscht; weil er den Parisern die Pein der Betheiligung, die nicht geringere der Ablehnung ersparen wollte. Jetzt aber weht Maienluft aus dem Wasgenwald. Wilhelm sagt fröhlich: Ja; er bietet sich sogar zum Protektorat. Davon rath Herr Anton von Werner ab (ders in seinem bei Mittler erschienenen Buch „Erlebnisse und Eindrücke“ erzählt). „Eure Majestät muß weit aus der Schußlinie bleiben.“ Abgemacht. Des Kaisers Mutter wird Protektorin sein. Der Vorsteher der berliner Stadtverordneten spricht, sachlich, frei, sinnig: „Wenn die Kaiserin Friedrich bei der Sache ist, bewilligt die Stadt, was Sie wollen.“ Bewilligt, die sonst so amüsische Gemeinde, wirklich hunderttausend Mark. Alles in bester Ordnung. Der Kaiser wird die Ausstellung eröffnen. Der Botschafter Herbette will seine Regierung, Herr von Schoen in Paris die Künstler dem Plan günstig stimmen. Ihnen werden die besten Säle vorbehalten. Am letzten Januartag schreibt Herbette an Herrn von Werner (der in seinem Buch diesen wichtigen Brief leider nicht erwähnt): „Die Regierung der Republik ist von der freundlichen Mittheilung angenehm berührt worden; wenn sie auch nicht offiziell in eine Privatangelegenheit eingreifen kann, wird sie doch mit Vergnügen hören, daß die Künstler Ihrem Ruf zu folgen bereit sind.“ Il ne peut intervenir officiellement dans une entreprise privée: Daß war so deutlich, wie Freycinet's Händchen zu schreiben vermochte. Nicht deutlich genug für die Firma Caprivi-Marschall. Statt zu verstehen, daß die pariser Regierung, so kurze Zeit nach der Auflösung der Patriotenliga und der Verurtheilung des General's Boulanger, aus dem Spiel bleiben und die Ausstellung als eine (unpolitische) Angelegenheit der Künstlerschaft betrachtet haben wollte, ließ Marschall den Brief Herbettes in die Norddeutsche Allgemeine Zeitung setzen. Daß genügte noch nicht. (Herr Pierre Albin, der die amtlichen Akten



benutzen durfte, hat den Hergang in der Revue de Paris erzählt.) Um Tag des Briefdatums ist Meissonnier gestorben. Generaladjutant Graf Wedel (jetzt Statthalter in Straßburg) muß im Auftrag des Kaisers an Herbette schreiben; ihm und der pariser Akademie der Schönen Künste aussprechen, welchen Schmerz der Tod des großen französischen Armeemalers Seiner Majestät bereitet habe. Auch dieser Brief wird, weil der Kaiser es wünscht, veröffentlicht. Und Freycinet, der die höfliche Handlung nicht unerwidert lassen will, ernennt Helmholz zum Großoffizier der Ehrenlegion. „Seht Ihr nun, wie glatt wir, ohne Bismarcks Rüraffierstiefel, auf dem Weg nach West vorwärts kommen?“ Für den zwölften Februarabend sagt Wilhelm sich bei Herbette zum Essen an; bringt Bruder und Schwägerin, Caprivi und Marschall, den Fürsten Radziwill und Herrn von Werner mit; und schwelgt im Lob der französischen Malerei (von Watteau bis zu Meissonnier, Detaille und der süßen Schwachheit des Bouguereau; Frankreich grand crû, Manet und seine Schaar, ist ja verpönt). Noch nicht genug. Friedrichs Wittwe, Dilettantin in allen Künsten und Kunstgewerben, wird selbst nach Paris fahren und, als Patronin, die Künstler zur Ausstellung einladen. Ihr kann Keiner widerstehen. Solcher Huldaufwand muß den Galliergroll entwaffnen; die letzte Spur der Erinnerung an den Schnaebelstreit und den Weltausstellungszank aus den Herzen harken. Und haben wir die Franzosen erst in Berlin, dann bezaubert sie der Kaiser und ein Völkerfrühling ist uns gewiß. „Der alte Nörgler im Sachsenwald wird sich quittegelb ärgern!“ Herrn Herbette, der nicht gefragt, nur von der Absicht informirt worden ist, überläuft's. Er kennt sein unberechenbares, durch jeden Rochefort oder Déroulède aufzuregendes Paris; auch im neuen Berlin das Klima gut genug, um zu wissen, wie plötzlich da Sturm hellstem Sonnenschein folgt. Drum empfiehlt er jede mögliche Vorsicht. Und tröstet sich schließlich mit dem Gedanken, daß die Kaiserin incognito, als Gräfin von Lingen, reist, als Zweck der Fahrt den Kauf von Kunstgegenständen für ihr Schloß Cronberg angeben läßt und in der Republik allen Inhabern staatlicher Aemter und Würden fern bleiben wird.

Aber: sie wird feierlich, von deutschen und englischen Diplomaten, empfangen, wohnt in der Deutschen Botschaft, ladet der Britenbotschafter in die Rue de Lille, fährt mit Münster nach E.



Cloud (wo 1815 Blücher und Wellington die Kapitulation von Paris unterzeichneten, 1870 das Schloß Ludwig's des Vierzehnten durch das Feuer der Festungsgeschütze in Brand gerieth), frühstückt in Versailles dicht neben dem Palast, in dessen Spiegelsaal 1871 die Proklamation des Deutschen Reiches verlesen ward. Und offiziöse Stimmen rufen aus Berlin, die Reise der Kaiserin-Witwe sei ein „historisches Ereigniß“, ein unüberbietbares Zeichen versöhnlichen Sinnes und müsse die Franzosen zum Verzicht auf rachsüchtige Wünsche zwingen. So ist gemeint? Die Atelierbesuche sind nur Vorwände, die den Gimpelfang dem Auge verbergen sollen? Schnell umwölkt sich der Himmel. Im Wagramsaal beschließen die Häupter des Patriotenbundes, das Denkmal des im Krieg gefallenen Malers Henri Regnault zu kränzen; und die zur Huldigung Erwählten vereinen sich vor der Statue der Stadt Straßburg zum Weihegruß. Paul Déroulède mahnt, in einem hitzigen Brief, seinen Freund Detaille an die Pflicht, der berliner Lockung zu widerstehen; und der Maler antwortet: „Ich bin überrumpelt worden, gehe aber nicht hin.“ Die von Herbet gewarnte Regierung läßt den Kranz wegnehmen. Wilhelm's Mutter ist in einem mit dem Wappen der Deutschen Botschaft geschmückten Wagen durch den Park von Saint-Cloud gefahren. Unerhört! „In welchen Kinnstein soll die Knechtseligkeit dieser Regierung uns noch schleifen?“ Freycinet und Floquet (der Kammerpräsident) erwirken von Déroulède die Zurücknahme einer Interpellation, die zu gefährlicher Erörterung Anlaß gäbe; verpflichten sich aber, den Kranz wieder vor's Regnault-Denkmal legen zu lassen. Zu spät. Die Presse der alten „boulange“ tobt. Im Helliot'saal fordert Herr Francis Laur die Pariser auf, durch den Ausdruck ihres Unmuthes über die Anwesenheit der Mutter zugleich dem Sohn einen Backenstreich (un soufflet) zu geben; und drückt den Beschluß durch: „Die Patrioten werden nicht dulden, daß Wilhelm der Zweite, Kerkervermeister von Elsaß-Lothringen, nach Paris komme.“ Vierundzwanzigster Februar. Nun hagelt's aus den Ateliers Absagen. Am siebenundzwanzigsten reist, morgens, die Kaiserin Friedrich still nach London ab. Ein paar Stunden danach hört Freycinet, der Kaiser sei in höchstem Zorn und habe am Vorabend mit dem Generalstabschef Grafen Waldersee ein langes Gespräch gehabt, nach dessen Schluß für den Fall der



Mobilmachung Befehle an die Corpskommandos ergangen seien. Am Abend kommt von Herbette ein Bericht über seinen Empfang im Auswärtigen Amt. Nie hat Bismarck so schroff zu einem Vertreter der Republik gesprochen. Marschall, gestern noch zuckersüß, spricht nun alle Säure aus, die sein Magen gespeichert hat. „Was von einer starken Regierung zu erwarten wäre, kann man von den pariser Machthabern ja freilich nicht verlangen; aber unsere Geduld hat ihre Grenzen.“ Der Botschafter betont mit ruhigem Nachdruck, daß seine Regierung, deren Meinung über den Reiseplan nicht erfragt worden sei, alles ihr zum Schutz der Kaiserin Mögliche gethan und sich sogar dem Verdacht schwächerer Nachgiebigkeit ausgesetzt habe; doch weder, wie man in Berlin wisse, für Versammlungen noch für die Presse über eine Praeventivcensur verfüge. Umsonst. Der Staatssekretär rügt und droht; der Botschafter wird steif und geht nach kaltem Gruß. Zwei Schüsse folgen: und Papierkugeln fallen ins Land. Havas muß melden, daß die Regierung der Republik den Reiseplan der Kaiserin Friedrich nicht gekannt und nie einem Künstler zugeredet habe, nach Berlin zu gehen; W. T. B. darauf hinweisen, daß Frankreichs Oeffentliche Meinung, selbst unter einer Regierung, die man für stark hielt, durch Schreihälse vom Schlag eines Déroulède und Laur zu stimmen, nur von dieser Westseite aus also der Friede gefährdet sei. Kein französischer Künstler stellt in Berlin aus. Im Mai läßt Freycinet fünfzehn russische Nihilisten in Paris verhaften und aburtheilen. Im Juli hört Alexander der Dritte, als Gast des vor Kronstadt ankernden französischen Geschwaders, entblößten Hauptes die Marseillaise („Que veut cette horde d'esclaves, de traîtres, de rois conjurés?“). Iswolskij's Bemühung bei Rampolla wird von der französischen Diplomatie unterstützt. Am zweiundzwanzigsten August in Paris der erste franko-russische Vertrag unterzeichnet. Am dreiundzwanzigsten Januar 1903 sagt Ribot in der Kammer: „Unmittelbar nach der Abreise der Kaiserin Friedrich hat Kaiser Alexander uns die Anerbietungen gemacht, die wir angenommen haben.“ Zwischen der Republik und dem Deutschen Reich ist die Luft tiefer als je seit der Stunde, da dieses Reiches Krone im Feuer des großen Krieges geschmiedet ward. Und Frankreich, das so lange in Einsamkeit schmachtete, hat im Osten die Freundschaft gefunden, die schon Nikolai Pawlowitsch ihm, für den Fall deutscher Einung, vor Tocqueville's Gesandten, verheißen hatte.



## Vor Ugadir.

Nach Sedan, als das Kaiserreich gestürzt und Trochu der erste Herr der Dritten Republik geworden war, wurde, am sechzehnten September, im Journal des Débats ein Offener Brief veröffentlicht, den Ernest Renan an David Friedrich Strauß geschrieben hatte. Dessen Hauptsätze sind heute noch lehrreich. „Das große Unglück der Welt ist, daß Frankreich Deutschland, Deutschland Frankreich nicht versteht; und dieses Mißverständniß wird sich jetzt nur noch verschlimmern. Im Jahr 1866 haben wir (ich spreche im Namen einer kleinen Gruppe wahrhaft liberaler Männer) mit aufrichtiger Freude gesehen, daß Deutschland sich als eine Macht ersten Ranges zu konstituiren begann. Wir glaubten, wie wahrscheinlich auch Sie, daß geeinte Deutschland werde Preußen, dem es diese Einheit zu danken hatte, in sich auflösen; nach einem allgemein geltigen Gesetz verschwindet der Sauerteig ja in der Masse, die er in Gährung gebracht hat. An die Stelle des anmaßenden und engherzigen Pedantismus, der uns an Preußen manchmal mißfällt, wird, so dachten wir, allmählich und für die Dauer der deutsche Geist treten und mit seiner wundervollen Weite, seiner philosophischen und poetischen Sehnsucht uns erquicken. Doch unserem Traum ist der Anblick harter Wirklichkeit gefolgt. Wie groß man die Fehler unserer Regierung darstellen möge: auch das Verfahren der preußischen Regierung muß getadelt werden. Bismarck's Pläne sind 1865 dem Kaiser Napoleon mitgetheilt worden, der ihnen im Allgemeinen zustimmte. Wenn diese Zustimmung dem Glauben an die historische Nothwendigkeit deutscher Einigung entstammte, dem Wunsch, diese Einigung möge sich in freundschaftlichem Einverständniß mit Frankreich vollziehen, dann hatte der Kaiser tausendmal Recht. Einen Monat vor dem Beginn des Krieges von 1866 glaubte (wie ich weiß) Napoleon an Preußens Sieg; wünschte ihn sogar. Das Zaudern, die Neigung, gestern Gesagtem heute zu widersprechen, hat dem Kaiser auch bei dieser Gelegenheit, wie bei so vielen, Unheil gebracht. Der Sieg von Königgrätz kam: und nichts war vereinbart. Unfaßbarer Wankelmuth! Der Kaiser, dem die Großsprecherei der Kriegspartei und die Vorwürfe der Opposition den Blick trübten, ließ sich verleiten, in einem Ereigniß, das er gewollt und herbeigeführt hatte und das er als einen Sieg betrachten mußte, eine Niederlage zu sehen. Wir Philosophen sind



so naiv, zu glauben, daß der Erfolg nicht Alles rechtfertigt und auch der Sieger Unrecht gethan haben kann. Auch ohne Vereinbarung schuldete Preußen dem Kaiser und Frankreich Dank und Sympathie. Ihr berliner Ministerium dachte darüber anders; es ließ sich von einem Stolz leiten, der eines Tages üble Folgen haben wird. Gebietserweiterungen sind für ein Volk von dreißig oder vierzig Millionen Menschen gewiß nicht allzu wichtig. Die Erwerbung von Savoyen und Nizza hat uns mehr Last als Nutzen gebracht. Dennoch darf man bedauern, daß die preußische Regierung in dem luxemburger Handel die Strenge ihrer Ansprüche nicht gemildert hat. Durch die Ungliederung Luxemburgs wäre Frankreich nicht größer, Deutschland nicht kleiner geworden; aber diese unbeträchtliche Konzession hätte die aus flüchtiger Impression entstehende Meinung beschwichtigt, die in einem Lande allgemeinen Wahlrecht geschont werden muß, und unserer Regierung gestattet, ihren Rückzug zu maskiren. Der Krieg, den wir jetzt erleben, war nicht unvermeidlich. Frankreich wollte ihn durchaus nicht. Diese Dinge darf man nicht nach Zeitungphrasen und Boulevardgeschrei beurtheilen. Frankreich liebt im tiefsten Herzen den Frieden; es will sich mit der Aus schöpfung seiner ungeheuren Reichthumsquellen beschäftigen, will den Fragen der demokratischen und sozialen Zukunft die Antwort suchen. Die Schwäche unserer konstitutionellen Einrichtungen, der unheilvolle Rath, den ruhm süchtige und beschränkte Offiziere, unwissende und eitle Diplomaten dem Kaiser gaben: da haben Sie die wirklichen Ursachen des Kriegeß; die einzigen. Zwei Meinungen sind jetzt in Frankreich hörbar. „Lasset uns diesen widrigen Handel so schnell wie möglich enden; Alles, was verlangt wird, abtreten: Elsaß und Lothringen; jeden Friedensvertrag unterzeichnen; dann aber: tödtlicher Haß, rastlose Rüstung, Bündniß mit Jedem, derß haben will, schrankenlose Erfüllung aller russischen Wünsche; als einziges Ziel und allein treibende Kraft des nationalen Lebens: Vernichtungskrieg gegen die germanische Rasse!“ So spricht eine Partei. Die andere sagt: „Wir müssen Frankreichs Integrität retten, unsere Verfassung bessern, unsere Fehler ablegen und, statt von Rache für einen von uns als ungerechten Angreifern begonnenen Krieg zu träumen, mit Deutschland und England einen Bund schließen, der die Menschheit auf den Wegen freier Gesittung vorwärts zu



führen vermag. 'Welche Politik Frankreich wählen wird: Das hängt von Deutschlands Verhalten ab; und damit wird zugleich auch über die Zukunft der Civilisation entschieden werden. Der Friede kann nur das Werk Europas sein; und diese Europa will nicht, daß ein Glied ihrer Familie allzu sehr geschwächt werde. Mit gutem Recht fordern Sie eine Bürgschaft gegen die Wiederkehr ungesunder Träume; die stärkste Bürgschaft hätten Sie, wenn Europa die heute geltende Grenzregulirung bestätigte und Jedem verböte, die durch alte Verträge geschützten Marksteine zu verrücken. Jede andere Lösung öffnet endloser Rachsucht das Thor. Wir brauchen die Centralmacht vereinigter Staaten.' (So alt ist der holde Traum.)

Strauß antwortete am zweiten Oktober. „Wenn von einem Dank geredet werden soll, so gehörte für eine bloß negative Unterstützung (im Jahr 1866) auch nur negativer Dank: wenn Napoleon einmal Lust empfand, etwas Aehnliches auszuführen, durfte Preußen ihm nicht in den Weg treten. Und dieses Negative hatte ihm ja Preußen schon im Voraus geleistet, indem es der Einverleibung von Savoyen und Nizza in das französische Kaiserreich keinen Widerstand entgegengesetzt hatte. Wir hätten durch die Abtretung Luxemburgs der französischen Regierung den Verzicht auf weitere Forderungen erleichtern sollen? Der König von Preußen hatte sich auf den Platz der alten Kaiser gestellt. Durfte er als Minderer des Reiches debutiren? Nachdem er soeben mehrere deutsche Provinzen für sich erobert hatte: durfte er in die verrufenen Spuren der habzburgischen Kaiser dadurch treten, daß er dagegen, wie sie so oft gethan, eine deutsche Provinz, die ihm nicht gehörte, an Frankreich kommen ließ? . . . . Liebenswürdig ist auch uns, den preußisch gesinnten Süddeutschen, das spezifisch preußische Wesen nicht. Aber als ‚politisches Thier‘ ist der Preuße dem Süddeutschen überlegen. Ohne den preußischen Kriegsplan, der sie leitete, ohne die preußische Heereseinrichtung, der sie sich anschließen konnten, würden die Süddeutschen mit all ihrem guten Willen, all ihrer Stärke und Mannhaftigkeit doch nichts gegen die Franzosen ausgerichtet haben. Wir rechnen auf einen Siegespreis und glauben nicht, daß wir Frankreich durch eine schonende Behandlung verfühnen könnten. Ein Volk, das für Sadowa, also für eine ihm ganz fremde Niederlage, Genugthuung haben wollte, wird für Wörth und Metz, für Sedan und Paris zehnfach um Rache schreien, wenn



wir ihm auch weiter nichts zu Leid thun, als daß wir es so oft geschlagen haben. Da wir von seinem guten Willen unter keinen Umständen Etwas zu erwarten haben, müssen wir darauf bedacht sein, daß sein übler Wille uns fortan nicht mehr schaden kann. Die Festungen, die Frankreich bisher benutzt hat, um von ihnen aus in unser Land einzufallen, werden wir ihm wegnehmen; nicht, um von ihnen aus künftig das französische Land anzugreifen, sondern, um unser deutsches Land zu sichern. Durch die Vermittlung der neutralen Mächte wollen wir unser Zerwürfniß mit Frankreich nicht schlichten lassen; bei dem letzten Schiedsgericht dieser Art, das uns mit Frankreich ins Gleiche setzen sollte, dem Wiener Kongreß, sind wir zu schlecht gefahren. Wir werden das Schwert, das wir nur nothgedrungen ergriffen haben, zwar nicht eher aus der Hand legen, als bis der Zweck dieses Krieges erreicht ist; aber wir werden es auch keinen Tag länger in der Hand behalten.“

Am einundzwanzigsten März 1871, als in den versailer Präliminarien die deutsche Zukunft der umstrittenen Provinzen gesichert war, sprach im Weißen Saal des Zollernschlosses Kaiser Wilhelm zum Deutschen Reichstag: „Wir haben erreicht, was seit der Zeit unserer Väter für Deutschland erstrebt wurde: die Einheit und deren organische Gestaltung, die Sicherung unserer Grenzen, die Unabhängigkeit unserer nationalen Rechtsentwicklung. Möge dem deutschen Reichskrieg, den wir so ruhmreich geführt, ein nicht minder glorreicher Reichsfriede folgen und möge die Aufgabe des deutschen Volkes fortan darin beschloffen sein, sich in dem Wettkampf um die Güter des Friedens als Sieger zu erweisen. Das walte Gott!“ Noch einmal, im Herbst (Thiers war schon zum Präsidenten der Republik gewählt), schrieb Renan an Strauß. Der Friede war längst unterzeichnet, für Frankreich nichts mehr zu erwirken; und die Bitterniß des Besiegten schwingt in dem Ton des Briefes. Strauß hatte den Briefwechsel in einer Brochure veröffentlicht, deren Ertrag einem deutschen Invalidenhaus zufließen sollte. Dadurch fühlte der Franzose sich verletzt. „Wenn Sie mir erlaubt hätten, von Ihnen Geschriebenes zu veröffentlichen, wäre mir nie, unter keinen Umständen, der Einfall gekommen, den Ertrag unserem Invalidenhaus zuzuweisen. So grundverschieden sind wir. Der Gedanke an den Zweck reißt Sie hin; Leidenschaft hindert Sie, Das zu sehen, was der Muthwille bla-



sirter Leute Geschmack und Saft nennt.“ In dieser Tonart geht's weiter. „Daß Deutschland seinen Gegner vernichtet hat, war ein Fehler; es hat Frankreich behandelt, als ob es nie einen anderen Feind haben könne. Auch im Haß soll man aber bedenken, daß man einst die Bundesgenossenschaft des heute Gehaßten brauchen kann. Lothringen hat zum Germanenreich gehört? Gewiß. Das gilt aber auch für Holland, für die Schweiz, selbst für Italien (bis nach Benevent) und, wenn man über den Vertrag von Verdun hinaus zurückgeht, für ganz Frankreich. Der Elsaß ist, nach Rasse und Sprache, heute ein deutsches Land, war aber, wie ein Theil Süddeutschlands, ein keltisches, bevor die Germanen eindringen. Wir folgern daraus nicht, daß Süddeutschland französisch sein müsse; doch soll man auch nicht behaupten, nach altem Recht müsse Metz und Luxemburg deutsch sein. Wo sollte solche Archäologie enden? Wer die Menschheit mit allzu scharfem Grenzstrich in Rassen scheidet, sündigt nicht nur gegen die Wissenschaft, die lehrt, daß wirklich reine Rassen nur in sehr wenigen Ländern wohnen: er treibt auch zu ‚zoologischen‘ Kriegen, zu Vernichtungskämpfen, wie die verschiedenen Gattungen der Nager und Fleischfresser sie manchmal gegeneinander führen. Im Glanz seines Krieger Ruhmes kann Deutschland seinen wahren Beruf verfehlen. Wir müßten gemeinsam den sozialen Fragen die Antwort suchen. Daß Handeln der preußischen Staatsmänner hat aber bewirkt, daß Frankreich nur ein Ziel vor sich sieht: die Rückeroberung der verlorenen Provinzen. Unsere Lage zwingt uns, den Deutschenhaß der Slaven zu schüren, den Panславismus zu hätscheln und ohne einschränkende Bedingung fortan dem russischen Ehrgeiz zu dienen.“

So war, auf beiden Seiten, vor vierzig Jahren die Stimmung. Die Biographen des Christenheils sprachen besser, fühlten aber nicht anders als ihre gebildeten Landsleute. Wir haben, hieß es in Deutschland, unser Reichthum verschlossen und den Schlüssel in die Tasche gesteckt. Schlüssel und Schloß, wurde aus Frankreich geantwortet, haben zwei Jahrhunderte lang uns gehört; wisset Ihr, die auf Eure Naturforscherleistung so stolz seid, nicht, daß Wesen von straff centralisirtem Lebensbau den Verlust eines wichtigen Gliedes nicht ertragen? Der Gallier verschmerzt nicht, wie Lateiner, Slaven, Germanen selbst, ein ihm angethanes Leid; tröstet sich nicht, wie sie, an dem Gedanken, als ein Tapferer



einem Tapferen erlegen zu sein. Und Gallier ist, trotz aller Infusion römischen und germanischen Blutes, der Franzose geblieben; seit das Fallbeil die Häupter des besten Adels, der fremden Stammes war, gemäht hat, ist der Galliergeist, ein nach den Tagen des großen Juliercaesars kaum veränderter, zur Herrschaft gelangt. Der ruht nicht, bis auf seinem Schilde die Scharte ausgeweht, seiner Kleindientkrone das geraubte Juwel wieder eingefügt ist. Ihr habt uns verkannt. Alles wäre anders gekommen, wenn Euer blinder Bismarck (einen Tollhändler nannte ihn, im Gespräch mit dem feinen Poeten Prosper Mérimée, am biarriger Strand Louis Napoleon) uns in Versailles behandelt hätte, wie Oesterreich in Nikolsburg von ihm behandelt worden war: als ein vom Waffenglück besiegtter Gegner, auf dessen Freundschaft man für die nächste Woche rechnen wollte und durfte . . . Daß hätte der Kanzler gern gethan; gern, nach freiem Willensermessen, über alle Felder des Schachbrettes verfügt. Als die potsdamer Kamarilla ihn des Bonapartismus, also der Sünde wider den Heiligen Geist der Legitimität, verdächtigte, schrieb Bismarck an Gerlach: „Frankreich zählt mir, ohne Rücksicht auf die jeweilige Person an seiner Spitze, nur als ein Stein, und zwar ein unvermeidlicher, in dem Schachspiel der Politik, in welchem ich nur meinem König und meinem Land zu dienen Beruf habe. Ich will nichts weiter als: anderen Leuten den Glauben benehmen, sie könnten sich verbünden, mit wem sie wollten, aber wir würden eher Riemen aus unserer Haut schneiden lassen als sie mit französischer Hilfe vertheidigen.“ Zehn Jahre danach, als er den Dritten Napoleon zum vorletzten Mal sah, sagte, am Tisch des Kaisers, ein Marschall von Frankreich zu ihm: „Eines Tages werden wir die Bayonnettes kreuzen. Der Hahn kann nicht dulden, daß ein anderer Hahn lauter als er kräht; und bei Sadowa habt Ihr gar zu laut gekräht.“ Der Ungeredete hat, mit artigem Lächeln, versprochen, pünktlich beim Rendezvous zu sein; und das Wort des alten batailleur nicht vergessen. Daß es mehr war als die weindunstige Zufallsrede eines Draufgängers, lehrte ihn, Jahrzehnte lang, jeder Vorgang erkennen. Ob Frankreich nur den Elsaß oder, nach dem Wunsch der Hofgenerale, auch das französische Lothringen verlor, ob es die Grenzen von 1815 behielt oder sich gar wieder im Besitz der Landstrecken von Landau und Saarlouis sonnen durfte: der Verlust des Primates



würde wie die ärgste Schmach schmerzen und kein Mittel unversucht bleiben, daß Rache für die in dem gegen Ludwig und Richelieu's Schatten geführten Krieg erlittene Niederlage verhieß. Auch in Deutschland blieb kein Mittel unversucht, von dem eine Linderung des Gallierschmerzes zu hoffen war. Vor jedem Handeln, jedem Verzicht auf Handeln bedachte der Kanzler die Wirkung auf Frankreich. Das schlechte Verhältniß der beiden Nachbarländer war ihm das „Geschwür von Europa“; ohne gewaltsamen Chirurgeneingriff, durch Erweichung, Enteiterung, Deutschlands Westflanke von diesem lähmenden Uebel zu befreien, hat er lange getrachtet. Als von Ost her den Geschlagenen eine neue Morgenröthe mit rosigem Finger winkte, ward von deutschen Augen das Taggestirn begrüßt, als bringe es auch dem jungen Leib Germaniens das Heil aus dem Meer herauf. Ein Kolonialreich ersehnt Ihr Franzosen? So groß, wie Ihr's wollt und erlangen könnt, soll es Euch werden. Marokko? Wir geben Euch Blankovollmacht; sichern jedem Antrag, den Ihr in Madrid stellt, unsere Unterstützung. Indochina? Unsere besten Wünsche geleiten Euch und wir sind bereit, gegen britischen Einschüchterungsversuch unsere Stimme für Euch hören zu lassen. Nicht auf die Schwächung Frankreichs war's abgesehen. Jede Expansion war ihm gegönnt. Nur in Europa sollte es sich in den Grenzen des Frankfurter Friedens bescheiden. Das wollte es nicht. Die berliner Regierung ist für den französischen Anspruch auf Tunis eingetreten und hat der Republik den Ertrag des franko-chinesischen Krieges gesichert. Vergebens. In der deutschen Bereitschaft zu kolonialpolitischer Hilfe witterte zorniger Argwohn den Mausfallenspeck. Nicht ein neues Frankreich, riefen Ferrys Feinde über den Rhein, erwünschen wir, sondern den Wiederaufbau des alten; was Ihr erreichen möchtet, merken wir: je weiter wir uns dehnen, desto empfindlicher wird unser Centrum, daß von keiner Gefährdung der Peripherie unberührt bleiben kann. Das Mißtrauen schien unausrottbar und der für das deutsche Reichsgeschäft Verantwortliche mußte sich, nach jeder Enttäuschung, wieder sagen, daß der Narbenbrand, die Erinnerung an die Niederlage und den Verlust funkelnder Praestigia, Frankreich stets den Mächten gesellen werde, denen es die Kraft zur Ueberwältigung Deutschlands zutraute. Was blieb zu thun? Manche Probleme, mahnte Renan, sind nur dadurch zu



lösen, daß man die Lösung nicht erst versucht; manche Konflikte nur durch geduldiges Warten auszugleichen. Auch wir mußten warten; in ruhiger, stetiger Höflichkeit jedem Franzosenherzen die Gewißheit einpflanzen, daß nur des Siegers Schwert den frankfurter Friedensvertrag zerlegen könne. Wir lieben das schöne Land und das streitbare Volk, das scharfen Verstand mit Phantasie, Grazie mit Tüchtigkeit, witzige Flinkheit mit lyrischer Schwunggewalt paart. Wir gönnen ihm jeden Ruhm, wünschen ihm jede Mehrung seiner überseeischen Macht (der einzigen, die seine Zukunft zu sichern vermag) und werden seinem Thatendrang, wenn er nicht unser enges Haus bedroht, nie uns entgegenstemmen. Wir ehren auch den Schmerz, der heute noch das Empfinden seiner Kinder färbt, achten das Gefühl, das die Trübung nationalen Glanzes nicht verwinden kann, und wollen es weder mit Drohung noch mit Zärtlichkeit reizen. Dann findet es eines Tages sich still mit dem historisch Gewordenen ab und lernt auch in dem lange leidenschaftlich gehaßten Preußen das nützliche Glied der Menschheitsfamilie erkennen; in einem Preußen sogar, das nicht, nach Renans Wunsch, wie Hefe in die Teigmasse aufgegangen, nicht, wie die Urbes der Römer, vom Weltreich aufgezehrt worden ist. So haben verständige Deutsche stets gedacht; redliche Schätzer der französischen Kultur, der die wichtigsten Provinzen des Germanengeistes Unerseßliches danken. Frankreich verlernt mählich wohl die Hoffnung auf einen Sieg der Rachsucht. Die Wirthschaft der Republik blühte üppig, ihr mohammedanisches Reich wurde zum Land der Verheißung und in der Wärme des Wohlstandes konnte die alte Wunde endlich nun verharschen. Im Frieden ist nichts zu erschmeicheln noch zu erpressen; vom Krieg nichts zu erwarten. Hinter dem Rhein wimmelt ja nicht mehr die Horde dumpfsinniger Barbaren, aus der nur ein Häuflein weltfremder Dichter und Denker vorragt. Durch Germaniens massigen Körper rieselt längst ein feines Feuer, dessen Widerschein den Wasgenwald durchglüht. Jeder sah es; und konnte nur fragen: Wann schlägt die Stunde, die zwei einander im Raum und im Geist so nahen, so wohlthätig einander ergänzenden Völkern eine dem Recht und der Ehre genügende Verständigung gestattet? Wann wird Europa von dem alten Geschwür befreit und zwischen zwei starken und tapferen Völkern gleichen Rechtsanspruches der unerträgliche Zustand geendet?



Unerträglich ist geworden. Mittäppischer Werbung haben wir erwirkt, daß eingefärgte Hoffnung den Deckel sprengte und, blinzeln zunächst, wieder ins Licht lugte. Mit Nadelstichen, mit Demüthigungen, denen keine Schwächung des Nachbars folgte, haben wir den Gallierdünkel im Brennpunkt verwundet. Soll es so weitergehen? Nach jedem Vorsprung französischer Kolonialpolitik der Lärm und das ewig fruchtlose Diplomatengezänk sich erneuen? Schon ist das unbedachte Wort eines deutschen Zeitungsschreibers Anlaß zu pariser Protestversammlungen, in denen Deutschland beschimpft, zu marseiller Meetings, in denen das Bild des Deutschen Kaisers verbrannt wird. Bleibt gerecht! Seit wir die Ruhe des Starken verloren und mit einer Nervosität, die zwischen schmeichelnder Zärtlichkeit und plumper Nöthigung schwankte, die Franzosen angesteckt haben, wissen sie nicht mehr, was wir eigentlich von ihnen wollen. „Qu'est-ce que l'Allemagne a voulu?“ Das war schon im Allgeßirajahr, dann während des Deserteurzwistes ihre ärgerliche Frage. Sie müssen erfahren, endlich, was Deutschland will. Nicht eine sanftere, versöhnliche Stimmung. Die nützt uns nicht; lüde dem Reich nur eine Schonungspflicht auf, die an dunklen Tagen höchst lästig werden könnte. Wir wollen nicht länger gelähmt sein; nicht bei jedem Schritt die Gewißheit mitschleppen, daß Frankreich für die erste Stunde deutscher Noth Bundesgenossen zusammenrömmelt. Vorwärts wollen wir; und können es nur, wenn wir Frankreich noch einmal besiegen oder in ein festes, hinterhaltloses Bündniß überreden. Ungemeiner Rhetorenkünste bedarf es zu diesem Zweck nicht; nur der Rückkehr des Glaubens an die deutsche Willensbereitschaft zum Krieg. Herr Grand-Carteret hat in einer Artikelreihe, die sich mehr mit dem Kaiser als mit der deutschen Nation beschäftigt, gesagt, unter seinen Landsleuten sei die Furcht verbreitet, nach dem Ausbruch eines europäischen Krieges werde durch den Vogesenpalt der Ruf schallen: Wer nicht für mich ist, Der ist wider mich. Sicher; Germanien braucht nicht milder zu sein als der von Pharisäern bedrängte Heiland des Matthaeus-Evangeliums. Gelingt eine anglo-deutsche Verständigung, dann schwindet den Franzosen die Aussicht auf Machtzuwachs und der Einfluß ihrer Politik versichert; kommt es zum Krieg, so haften auch sie uns für die Kosten. Wir geben in jedem Jahr jetzt mindestens fünfzehnhundert Millionen Mark für unsere



Reichswehr aus, können mindestens fünf Millionen Mann, feld- dienstfähige Leute, auf den Kriegsschauplatz stellen und haben auch in Strategen und Technikern, Industriellen und Kaufleuten un- übertroffene Kämpfer. Dagegen ist kein Kraut gewachsen; weder die Bourbonenlilie noch ein Spätling vom Stamm des Rorsen könnte helfen. Obß ein Degen der Republik vermag, muß Frank- reich ermessen. Nach vier Jahrzehnten, als die Heimath mündiger Menschen von feinstem Geisteschliff, wissen, ob es noch eine Waf- senprobe wagen oder die Zukunft seiner Großmacht von Deutsch- land verbürgt sehen will, daß ihm mehr geben, mehr nehmen kann als irgendein anderer Staat. Sehet! An zwei Weltmeeren schaaren sich die Angelsachsen zweier Erdtheile zur Einheit des Wollens. Ihnen muß morgen die Hegemonie weißer Rasse zufallen, wenn wir den alten Hader nicht schlichten. Vereint sind wir unüberwindlich; zu Land und zu Wasser, als reichlich mit Gold gedüngtes Wirthschafts- gebiet und als Hüter des Kulturhortes. Wer nicht mit mir sam- melt, Der zerstreut. Zwischen den Nachbarn kannß nicht so bleiben, wie es jetzt ist. Deutschland hat die Wucht, Frankreich die Flamme. Die kann beiden Völkern zu friedlichem Sieg voranleuchten. Die müssen wir in Blut ersticken, wenn sie auch fortan nur den Zorn unserer Feinde higen soll. Morgen. Denn daß vor vierzig Jah- ren verschlossene Haus wird allzu eng. Und jeder deutsche Enkel würde die Folgen spüren, wenn die Ahnen die zur Dehnung des nationalen Machtbereiches ihnen gewährte Frist in ertraglosem, applausfüchtigem Spiel schmäählich vertrödelte hätten. Frankreich braucht den nicht von den Presidios beherrschten Haupttheil von Marokko; Deutschland die Erlösung von vierzigjährigem Uebel; der Kontinent die Möglichkeit, gegen das vordrängende Angelnthum einig zu werden. Die Hilfeleistung Rußlands, dessen große Städte nur die Kerntruppenmacht vor neuen Putzen schützt, wöge fürß nächste Lustrum nicht schwer. Edward ist tot und der Marinekönig zu stockbritischer Puritaner, um die Franzosen lieben zu können; sein Weltreich auch mit Hausarbeit bebürdet, die keinen Aufschub duldet. Die Gunst der Gestirne ruft zu rascher Entscheidung. Die Republik kann einen Freund haben, der ihr allen Glanz der Son- nentage zurückbringt und dessen Same im Schoß ihres Gartens eine neue Blüthe europäischer Menschheit zeugt. Doch auch einen Feind, der, seit sie ihn kennen lernte, nicht entmannt worden ist.



## Heute.

Die Sätze, die dem Nachbar die Nothwendigkeit schneller Wahl zeigen wollten, wurden geschrieben, ehe der „Panther“ die deutsche Drohung nach Agadir trug. Seitdem hat das Verhältniß zu Frankreich für uns nicht mehr das Schwert, das es vierzig Jahre lang gehabt hatte. Die Schneide ist stumpfer geworden. Da wir eine schon beglichene, von uns quittirte Rechnung noch einmal in Paris vorlegten und, mit dräuender Geberde, Nachzahlung heischten, haben wir, zum ersten Mal, den Franzosen Unrecht gethan. Bismarck hätte solchen Vorschlag als das Hirngespinnst eines Tollen abgewehrt. Riederlen war, erstens, als vom Hause Bismarck abtrünnig Gewordener und als dessen zähester Feind in allen Groschpfuhlen Oeffentlicher Meinung beliebt und hatte, zweitens, die Suggestivkraft, die den schillernden Vorstellungen beginnen der Psychose oft schwache Köpfe gewinnt. Ueber ihm ein europäischer Politik völlig Fremder, der gar zu gern dem Erdkreis so unermeslich scheinen möchte, wie er selbst sich findet; unter ihm ein ewig Subalterner; und in der Nation der unklare Wunsch, nach all dem Gesäusel und Irrlichteliren endlich wieder eine kräftige Handlung zu sehen. So geschah, was niemals geschehen war: einer Großmacht (der von uns mit redlichster Gerechtigkeit zu behandeln) wurde im Frieden ein langer Fegen alten Siedlunglandes abgedrückt. Das im point d'honneur empfindlichste Volk wurde gedemüthigt und zugleich (nicht geschwächt, sondern) gestärkt: denn von der Sierra Leone reichte, über kleine Enklaven Portugals und Spaniens hinweg, seine Herrschaft nun bis nach Gabeß. Die Folgen des Panthersprungs und des Rückzuges in den Rongosumpf sind jedem unbefangenen Auge sichtbar geworden. Ohne Agadir noch kein libyscher Krieg; ohne Italiens Sieg über die Türkei kein Vorstoß des Balkanbundes; ohne Kırkkilisse und Rumanowo kein Zwang zu hastiger Heeresvermehrung ins Ungeheure. Neu-Kamerun ist heute schon theurer als das ganze Bündel deutscher Kolonien in Ost- und Westafrika. Nicht so leicht wahrnehmbar wurde die Wandlung der französischen Seele; wer sie spüren will, muß die Zeitung „L'Action Française“, Pinons Buch „France et Allemagne“, Agathon's Berichte über den Geist französischer Jugend, aber auch „Aux écoutes de la France qui vient“ von dem jungen protestantischen Republikaner Gaston Riou lesen. Verschiedene Weltanschauung und Tonart; der selbe Rhythmus.



„In den schmerzlichen Stunden, die hinter uns liegen, durchbebt das ganze Land ein Gefühl“: sagt Herr René Pinon; und schließt sein Buch mit Gortschakow's Mahnung: „Frankreich muß stark und klug sein.“ Das Geschlecht, das sich mit Skepsis und Sozialismus brüstete, in jedem Priester einen Wicht, in jedem General einen Gecken sah, auf Anatole France schwor und sich mit dem Stolz der ganz feinen, ganz freien Geister *décadent* nannte, diese Schaar müder Genießer ist enthronet. Frankreich will wieder glauben: an seine Zukunft und an den Gott, der sie bereiten hilft. Frankreich will wieder handeln: das Gesetz erfüllen, das der Genius der Volkheit an des Himmel'sdome's Alzurfuppel schrieb. Von dem Sektenzwist und der Schachermachei der alten Parteiengarde will die Jugend nichts mehr hören; nur von Frankreich's unverjährbarem Ruhm und von nationaler Macht, die sich würdiger Freiheit gesellt. Dann läuft ihr's feurig durch die Wangen und sie wiederholt das Wort Riou's: „Wir haben gelobt, niemals am Vaterland zu verzweifeln.“ Ihre Heimath soll nicht wehrlos, nicht von fremder Gnade abhängig sein; nicht zum Luxushotel oder Lupanar reicher Müßiggänger werden. Stärke hat wieder Werth und das Heer wird, als eine Hoffnung, umjubelt. Als eine Hoffnung auf Hilfe aus drückender Noth; nicht als das zu Angriff und Sieg sichertaugliche Werkzeug. Die Zahl Derer, die den Krieg gegen Deutschland herbeiwünschen, ist winzig. Vierzig gegen fünfundsechzig Millionen: ein Augenblickserfolg könnte nicht dauern. Doch neuer Demüthigung würde das Land und jeder Einzelne den gefährlichsten Krieg vorziehen. Und das Trachten nach solcher Demüthigung traut man uns zu. Nichts Heroisches (etwa den Wifingerplan, die Champagne und Burgund zu erobern oder aus Toulon ein deutsches Gibraltar zu machen); aber den Willen zu lästigem Uergerniß, das den Vorwand zur Erpressung von „Kompensationen“ liefert. Haben nicht deutsche Thoren geschrien, noch sei über Marokko nicht für immer entschieden und den Zipseln müsse bald die Hauptmasse des französischen Kongobezirkes folgen? Weil er jede Zumuthung dieser Art abzuwehren verhiess, ist Herr Poincaré, wider den Willen des mächtigsten Klüngels, Präsident geworden. „Den Panславismus zu hätscheln und ohne einschränkende Bedingung dem russischen Ehrgeiz zu dienen“: Das scheint wieder, wie Renan den Vätern vorausgesagt hat, Patriotenpflicht.

Rußland erholt sich viel rascher, als irgendwo geahnt worden:



war; seine Industrie blüht üppig auf und die neue Agrarordnung verspricht köstliche Frucht. Die Macht des Slaventhums wächst in drei Monaten über alles Erwarten hinaus. Das Deutsche Reich stemmt sich ihr nicht entgegen; thut aber auch nichts, um sie der austro-ungarischen Monarchie zu versöhnen, und sieht ruhig, als ginge der Handel es nicht an, der Entwicklung zu, die den Oesterreichern wildesten Haß einbringt und Rußland zum Hort der Balkanmenschheit macht. Frankreich jauchzt (leise): sein Schuldner, der Türke, wird, ohne die Last europäischer und afrikanischer Verwaltung, nach der Rückkehr an den anatolischen Krasstuell erst recht ein im Sinn Shylocks guter, zinsfähiger Mann, der obendrein, wenn er im Zahlen säumig wird, in Syrien bequem zu pfänden ist; und Deutschland wagt nicht, für die zwanzig Jahre lang zärtlich beäugte Mondsichel gegen den Dreibund England-Frankreich-Rußland ins Feld zu rücken. Doch in den Freudenbecher sickert Bitterniß: Deutschland erhöht die Heeresziffer in einen Friedenspräsenzstand von fast neunhunderttausend Mann; und Frankreich kann nur auf dem Altpapier des Kriegsministeriums mehr als fünfhunderttausend Mann unter die Tricolore stellen. Hier bleibt keine Wahl. Die männliche Jugend muß die Last dreijähriger Dienstzeit, ohne alle Ausnahmen und Privilegien, auf sich nehmen; sonst gleitet die Republik vom ersten in den zweiten Nachrang hinab. Begeisterung hallt von der Nordsee bis an das Mittelmeer wider; weicht aber schnell mattem Bedenken. Darf man den freien Bürger der Republik in Dienstzeit kertern, die länger ist als des Wasserpolen und des Kroaten? Können wir, die schon jetzt halb Untaugliche einstellen, auf dem Acker und im Gewerbe so viele Männer entbehren? Wäre die Einrichtung haltbar und wie müßte sie auf die Wirthschaft des Staates und Volkes wirken? Im ersten Vierteljahr sind an fünfundzwanzig Milliarden dreiprozentiger Staatsrente beinahe achthundert Millionen Francs verloren worden. Die Regierung muß, zum zweiten Mal in kurzer Zeit, für eine Eisenbahnanleihe vier Prozent gewähren und kann kein Agio dafür fordern. Auch aus französischem Erdreich wächst kein Baum bis in den Himmel. Schlimme Zeit. Der Rebe und dem Enthusiasmus schadet der März frost. Die Kammer verzaudert, verschiebt die Wehrvorlage (die vor der deutschen Gesetz sein sollte). Elsäßer und Lothringer sprechen offen aus, daß sie den Rachefrieg nicht erschauen, nicht an Frankreich zurückfallen, sondern sich das Recht



auf einen selbständigen deutschen Bundesstaat erobern wollen. Der Radikale Sembat rath öffentlich, jeden Gedanken an Rache für 1870 jetzt zu verbannen und mit Deutschland ein Bündniß zu schließen. In der „Action Française“ wird gefragt, ob die Flamme, die der Agadirstreich aus allen reinen Herzen schlug, schon verglommen sei. Da naht den Mißgestimmten Trost; dreifacher. Ein Zeppelinschiff, das sich auf der Probefahrt verirrt hat, dem der Eribsstoff fehlt und das (leider) der Führer nicht opfern will, muß in Lunéville landen; wird, ein paar Stunden nach der höchst officiösen Mahnung, das theure Geheimniß des starren Lustschiffes noch sorgsamer als bisher zu hüten, den Franzosen, zu gefälliger Ansicht, auf einen Ererzirplatz gelegt und hat französischen Soldaten, die es Tag und Nacht im Sturm an Seilen festhalten, sein Leben zu danken; der Koloß scheint einer Windstärke nicht trotzen zu können, die drei pariser Aeroplanen gestattet, durch die Luft auf den Platz der Nothlandung zu kommen. Das alte Gallierlachen heitert die gestern noch trüben Mienen auf. Die unfluge Magisterrede des Reichskanzlers schürt das fast schon von Asche erstickte Feuer der Werbung für dreijährige Dienstzeit. Der freche Unfug einer Nachtbummlerhorde, die in Nancy Deutsche geschimpft und gepufft hat, wird zu einer Staatsaktion aufgebauscht; von der Regierung der Republik aber, nachdem das Wesentliche der ersten Berichte als unwahr erwiesen ist, schnell und anständig gesühnt. (Durchaus anständig; zwei Schuzmänner sind aus dem Dienst gejagt, zwei Kommissare versetzt und dem Präseften ist ein anderes Amt aufgenöthigt worden, das ihm nicht, wie bei uns behauptet wurde, den Sold erhöht und das ihm die Laufbahn des politisch Beamteten sperrt. Mehr konnte nur Trunkenheit fordern.) Was von der eßlen Sache übrig blieb, war nicht zu unseren Gunsten als Saldo zu buchen. Die Landpleute, die sich selbst bescheinigen, daß sie sich „Alles, ohne jeden Widerstand, gefallen ließen“ („sonst wären wir schließlich gar nicht lebend nach Mex retour gekommen“), hätten dem eigenen Interesse und, besonders, dem ihrer Heimath besser gedient, wenn ihre Haltung der des Grafen von Charolais, der bis zum letzten Wanf vor Nancys Mauern Karl der Rühne blieb, mindestens ein Bißchen ähnlicher gewesen wäre. Der Deutsche gilt auch an der Meurthe für einen Mordskerl mit Hörnern und Klauen; zwei junge Deutsche, die sich vor Böbelgefeis ducken, schädigt leicht der Verdacht, daß sie Uebles auf dem



Kerbholz haben und deshalb nicht wagen, derb dreinzuhauen. Unsere Oeffentliche Meinung ist arg entgleist. Daß der Fall benutzt werden sollte, um dem neuen Staatssekretär ein Ansehen zu schaffen, ist ja recht nett; doch konnten Erfahrene Herrn von Jagow und den officiösen Schreibern sagen, daß die der amtlichen Untersuchung vorausfeuchende Rügereide als ein Bruch internationaler Verkehrsitte wirken müsse. Und war's nöthig, im Bereich großer Blätter zu thun, als sei so widriger Nachtsputz, solche Mißhandlung Fremder noch niemals und nirgends erschaut worden, den Franzosen das Anstandsgefühl abzusprechen und das Recht auf den Namen einer ritterlichen Nation höhnisch zu weigern? In Paris leben hunderttausend, auch in Nancy ungefähr fünftausend Deutsche. Niemand belästigt sie, ihre persönliche Freiheit und ihr Gewerbe. Der Ungebühr bezechter Bummel kann selbst die stärkste Regierung nicht vorbeugen; unzulängliche Polizeiorgane die gewissenhaftesten nur streng bestrafen. Daß ist geschehen. Wer zweifelt, daß von Calais bis nach Perpignan der Vorgang als ein Fleck auf Frankreichs Ehre empfunden wird, kennt die Franzosen nicht. Diese Empfindung ist nur durch das häßliche und ganz undeutsche Schimpfgeschrei, das über die Vogesen drang, gelindert worden. War vorbedachter Trebel zu ahnden, dann genügte Rede und Papiernicht. Hatte Nachtgesindel seinen Rausch ausgejohlt, dann war's unsein, die Nation dafür verantwortlich zu machen.

Frankreichs Rechenfehler ist, daß es den Krieg meiden, auf die Grimasse der Kriegsbereitung aber nicht verzichten will; daß es, in der Zuversicht, die Furcht vor deutscher Uebermacht werde ihm stets Helfer werben, den Nachbar mit leiser Drohung zu figeln, mit lauter zu striemen wagt. Wir haben seit 1890 oft lüstern um Frankreichs Gunst gebuhlt, uns, wenn es spröde schien, launisch gezeigt und, wo wir ein Damentemperament witterten, manchmal die im Verkehr mit Dirnchen übliche Umgangssform gewählt. Auf beiden Seiten muß der Mißbrauch rasch enden. Der Kaiser hat zu dem Botschafter der Republik einst gesagt, er sei müde, die Hand auszustrecken, in die der Nachbar nicht einschlagen wolle. Wer rieth ihm, sie auszustrecken? Wir wollen höflich und ruhig sein; Unglimpf weder thun noch dulden. Und auch in der neuen, festen Rüstung nicht vergessen, daß in Nancy Rauniß den Bund geknüpft hat, der einem Preußen ohne Frik das Leben gefährdet hätte.





## Cohens Aesthetik. \*)

Auß dem Nachlaß Konrad Ferdinand Meyers ist ein Gedicht bekannt geworden, das der Abschied von Rom in der Heimath nach sechs Jahren hervorgerufen hat. Die dritte Strophe lautet:

„Nun laß mich scheiden, Stadt der Welt, von Dir  
Und laß mich Dein gedenken früh und spät,  
Daß die Betrachtung thätig werde mir  
Und ruhig meine That.“

Was hier „thätige Betrachtung“ heißt, Das nennt Hermann Cohen „reines Gefühl“. Beim „letzten Strahl der Sonne“ schaut der Dichter „auf das erblichne Rom“. Menschlich erlebte Natur und Weltgeschichte wirken zugleich auf ein Selbst, in einem Selbst; und die Stimmung wird schöpferisch, in der Art, daß Aufnahme des Künstlerischen (im Blick nach der Peterskirche vom hohen Garten aus) und der Vorsatz zu künstlerischer Erzeugung in einander übergehen. Es ist gleich das Klassische, was der Dichter sich vorsetzt: „Den Sinn des Großen raubt mir Keiner mehr“; und solcher Sinn stellt ihn über Tag und Stunde: „Und keine Welle fluthet mehr allein im tiefen Strom der Zeit.“ Aber Wollen und Denken werden in dieser Fluth des Fühlens nicht verspült. Die „ruhige That“ sammelt ihre beste Kraft und „der Gedanken reicher Hort“ ist unversehrt. Erkenntniß und Wille bleiben rein in sich.

Es war ein Wagniß, die Theorie auf Gefühl zu gründen. Gerade auf ihr Gefühl als ein ursprüngliches berufen sich ja Kunstfreunde, um alle Theorie abzuweisen, die über Regeln der Technik und Daten der Kunstgeschichte hinausstrebt. Ist es möglich, das Prinzip der Aesthetik gegenüber den Gebilden der Kunst zart, weit und biegsam zu erhalten und es doch so zu befestigen, daß es in der philosophischen Systematik fruchtbar und in seinem eigenen Gebiete anwendbar wird? Die Reinheit soll das Gefühl dazu befähigen. Rein aber wird das Gefühl durch den systematischen Zusammenhang mit den Prinzipien der Logik und der Ethik und Kraft seiner eigenen Methodik, also durch seine Bethätigung als eine gesetzmäßige. Den Nachweis dieser Gesetzmäßigkeit führt Hermann Cohen in einer vorwärts dringenden Darstellung. Dabei zeigt sich, daß das reine Gefühl als ein geistiges und schaffendes dem Urgefühl nicht fremd ist, zu dem jene Kunstfreunde vor auf-

---

\*) System der Philosophie. Dritter Theil. Zwei Bände. Berlin, bei Bruno Cassirer.



gedrungenen Gesetzen ihre Zuflucht nahmen, daß es ihm verwandt ist bis in die Physiologie hinein, bis zum Temperaturgefühl und zum Tastsinn.

Erkenntniß, Wille und Gefühl wirken in der Kultur zusammen, aber für die Begründung der Logik müssen wir von Willen und Gefühl, für die Begründung der Ethik vom Gefühl absehen. Der Gewinn der reinen Erkenntniß ist Vorbedingung für den Erwerb des reinen Willens; für das reine Gefühl werden reine Erkenntniß und reiner Wille vorausgesetzt. Wie kann dabei „die positive Kraft des Willens auf dem Affekt beruhen“ und wie das Gefühl aus dem Fühlen hervorgehen? In den Fels sind drei Stufen eingehauen; wir gelangen zur zweiten nur über die erste, zur dritten nur über die erste und zweite, aber von jeder Stufe aus reicht das Gestein bis zur Sohle. Die Anlage des Systems in Verbindung und Selbständigkeit der drei Bewußtseinsgebiete mag uns so verständlich werden. Weiter gilt das Gleichniß nicht. Die verschiedene Höhe der drei Stufen bedeutet kein Werthurtheil. Es giebt „mehrere Arten höchster Bedürfnisse des Geistes“ und „keine der drei Einheiten kann die Einheit des Bewußtseins überhaupt sein“. Wir sahen schon die Logik von der Ethik her vertieft und gesichert; und reicher Zuwachs wird den beiden ersten Theilen des Systems aus dem dritten. Bei jeder einzelnen Erörterung scheint das Ganze einen Augenblick zu wanken und die Grundlegungen werden wieder geprüft. So ergeben sich für die Allheit des Raumes neue Einsichten durch die Architektur, die Zeit als Antizipation erschließt sich im musikalischen Rhythmus und die „Tugenden zweiten Grades“ zeigen nun offenkundig ihren ästhetischen Einschlag. Alles ist unaufhörliche, unermüdliche Wechselbeziehung; immer dichter laufen die Fäden, bis das Gewebe als eine Wirklichkeit Form und Farbe annimmt.

Wie das reine Gefühl Logik und Ethik und zwar Jene als Natur-, Diese als Geisteswissenschaft voraussetzt und umsetzt, möchte ich erläutern an dem Erlebnis des „Grünen Heinrich“ in der münchener Universität. Er hört ein Kolleg über physische Anthropologie und hält sich an die „sachliche Form“, an den „geschlossenen Kreis der Thatfachen“, aber zugleich nehmen die Dinge eine „phantastisch typische Gestalt“ an. „Das rührte von der Gewöhnung des malerischen Bildwesens her, die sich jetzt einmischte.“ Er liest Bücher über griechische Geschichte und vergegenwärtigt sich dabei „die schönen Landschaften, die Inseln und Vorgebirge, wenn ihre wohl lautenden Namen genannt werden“. Man beachte wohl, diese Regungen sind ihm zunächst nicht willkommen, er schilt sie



„phantastisch“ und begiebt sich von der Anthropologie zu Reflexionen über die Willensfreiheit, von der Historie zum Nachdenken über die Dauer geschichtlicher Bildungen. Er lernt „Achtung vor dem reinen Erkennen“ und er fragt ernstlich, „in welchem Verhältnisse überhaupt die Summe des moralischen Inhaltes zu dem Rhythmus der Jahrhunderte stehe“. Also Logik und Ethik sind nicht vernichtet oder auch nur abgeschwächt, während die ästhetische Energie sich anmeldet. Daß aber der künftige Dichter sich selbst noch als Maler betrachtet, erhöht den Werth seiner Bekenntnisse: die Einheit der Kunst über den Künsten und in den Künsten verräth sich in dieser Selbsttäuschung. Keller sieht die „typische Gestalt“ noch im Gegensatz zur „sachlichen Form“, weil die ästhetische Stimmung noch umschweift, noch nicht zum Kunstwerk versachlicht ist; ein ungeordnetes Ich wagt sich nur scheu hervor gegenüber einer durchdachten, sittlich gegliederten Welt. Hier beobachten wir das Gefühl in seiner Entwicklung zum reinen Gefühl. Im Zuge der Logik und der Ethik soll uns das Ich als ein individuell erkennendes und wollendes nicht angehen, in der Aesthetik findet eine Rückbeziehung Statt auf das Ich, das reine Gefühl ist Selbstgefühl.

Wir kommen noch einmal zum „Grünen Heinrich“. Die ästhetischen Regungen traten auf, als während der Vorlesung „die Lehre von unserer Menschennatur sich zusehends abrundete“. Sie rundete sich ab; und doch drängte sie zu einer Ergänzung über die Lehre hinaus. Die Natur des Menschen, wie Keller sie meint, kann von keiner Physiologie fertig erklärt werden, auch keine Einsicht in den Sinn von Recht und Staat kann ihr genügen: sie muß sich erfüllen in der Kunst. Die Arbeit und die Ergebnisse der Logik und der Ethik werden stofflich im Rückgang auf den „Ursprung“ (wir erinnern uns wieder an die Sohle unterhalb der Felsentreppe) und nun erfolgt der Aufstieg vom Urgefühl aus. Gelingt es, „unsere Menschennatur“ zu ergreifen, so haben wir, in einem das Ich und die Kunst. Dazu verhilft uns die Liebe als Liebe zum Menschen. Die Liebe „verwandelt sich in das ästhetische Gefühl“. Was will Das sagen? Goethe hat uns gelehrt, daß „Idee und Liebe“ bleibt auch nach dem Hingang der „eigentlichen Lust des Sinnespieles“. Bedarf es denn neben der Idee noch einer besonderen Liebe? Die Idee stammt doch vom Großen, muß also Liebe in sich enthalten. „Man darf wohl gleichnißweise sagen, daß alle systematischen Richtungen des Bewußtseins im Großen, im Künstlergeist des Menschen ihren Ursprung haben.“ Aber diese Liebe innerhalb der Idee führte uns in Höhen und Tiefen; sie



kehrte nicht heim zum Ich. Also die besondere Liebe hat ihren Beruf. In der Aesthetik des reinen Gefühls darf sie selbst zur Macht und Klarheit einer Idee sich erheben. Das Persönlichste wird nun gemeingiltig. Es ist ein stilistisches Zeugniß für diese Aesthetik, wenn Citate aus Goethes Gedichten nicht als Anführungen wirken, sondern in Cohens Prosa als Satzglieder sich einstellen. Unwillkürlich vermittelt die Sprache zwischen dem Geniuss und seinem Interpreten.

Wir lesen im Laokoön: „Wie Manches würde in der Theorie unwidersprechlich scheinen, wenn es dem Genie nicht gelungen wäre, das Widerspiel durch die That zu erweisen“, und in der Hamburgischen Dramaturgie: „Jedes Genie ist ein geborner Kunsttrichter. Es hat die Probe aller Regeln in sich.“ Soll die Aesthetik immerdar durch die Thaten des Genies zugleich bedroht und bestimmt bleiben? Es kommt darauf an, daß wir in den Regeln das Gesekliche erfassen. Das Gesekliche ist nämlich gar nicht ein Roder erstarrter Satzungen, es liegt tiefer als alle Formeln: zwischen den Aussprüchen *de lege lata* und den Aussprüchen *de lege ferenda*; die Griechen haben es gemeint mit dem „ungeschriebenen Gesetz“. Ließe sich dathun, daß die Thaten des Genies die Liebe zur Menschennatur in solcher Geseklichkeit bewähren, so brauchte die Theorie kein Widerspiel mehr zu befahren. Die Geseklichkeit kann in keinem Fall von außen herangetragen, sie muß in jeder Kunst, in jedem Künstler, in jedem Kunstwerk neu gewonnen werden; und jenes Etwas, die Liebe zur Menschennatur, muß dabei immer reichhaltiger und immer durchsichtiger sich herausheben. Das unternimmt Cohen; das Genie wird ihm, wird sich eine dialektische Aufgabe. „Die Eigenart der Originalität Rafaels beruht auf der Eigenart der ästhetischen Problemstellung, die er bildet.“ Die Ehrfurcht ist als solche kritisch; sie gelangt zu besseren Einsichten als die Respektlosigkeit und als der Heroenkult, in dem sich der Bewunderer selbst bewundert. So ringt der Kunstfreund um das Verständniß der Thaten des Genies und das Genie mit seinem Vorwurf. „Ich lasse Dich nicht, Du segnest mich denn!“ Auch hier gilt die „Analogie des Gebetes“. Cohen prüft das Genie an jener Liebe und jene Liebe am Genie; die Darstellung hält sich in einem schwebenden Gleichgewicht ohne Verzagen, ja, recht eigentlich in ihrem Element beim stärksten Ausschlag des Pendels, da, wo es um die Humanität des Aristophanes oder um die Rechte der Liebe und der Ehe in den „Wahlverwandtschaften“ geht oder wo an den Grenzen einer Kunst das Lächeln der Mona Lisa Deutung verlangt. Hier, in der Aesthetik des rei-



nen Gefühl, reißt sichtbar die Ernte der Logik der reinen Erkenntnis; jenes tiefste Durchpflügen des Bodens trägt sich aus. Bewußtsein und Bewegung sind Wechselbegriffe. In der Bewegung als einer beharrlichen ist die Ruhe eingeschlossen. Wie das Suchen nach der Wahrheit unsere Wahrheit selbst ist, so darf angesichts des Kunstwerkes die Tendenz zur Vollendung der Vollendung selbst gleichgesetzt werden: *energon* und *energeia* flingen zusammen wie in der Sprachphilosophie Wilhelms von Humboldt. Die biographische Bedingtheit des genialen Künstlers durch den gesellschaftlichen Zustand und die Machtverhältnisse seiner Epoche, seine Bindung durch Schule und Herkunft und die Aufträge, die eine nach politischen Bedürfnissen formulirte Religion erteilt, sie können doch dem reinen Gefühl nichts anhaben. Eine „ideale Aufhebung der Zeitunterschiede“ macht den israelitischen Prophetismus einem Michelangelo in der Sistine und Beide uns gleichzeitig. Giotto's Frömmigkeit bleibt unbefangen gegenüber Franz von Assisi; ihn ergreift die „sittlich-soziale Bewegung“, nicht die eingezäunte Heiligkeit der Kirche.

Als „Idee“ wird die „Gestalt“ zur „Trägerin des tiefsten Inhalts der Seele“. So wollte es „das Schicksal der Sprachvernunft“. An diesem Schicksal webt Cohen selbst. Wir haben bemerkt, daß der Terminus des Gefühls zu Ehren kommt und daß doch der Wortsinne nicht verschoben, sondern geschärft wird. Das „Erfühlen“ ist viel tragfähiger als das „Einfühlen“; es schafft sich seinen Gegenstand. Der Humor aber gelangt in dieser Aesthetik zuerst zum wirklichen Leben, weil er befreit wird von der Zugabe der Melancholie und dem Beisatz der Satire und dennoch das menschlich Weitherzige bewahrt. Der Humor ist als *humour physiologique* und sogar *pathologique* Abkunft und trachtet dabei nach dem Geistigen und Gesunden. Die ausgelassene und doch trübe Laune des Tristram Shandy schien uns immer der Rückschlag unterbundenen Shakespeareschen Geistes gegen den Puritanismus. Jetzt galt es nur, den Humor in seiner Freiheit wiederzufinden in Shakespeares Ineinander von Tragoedie und Komödie und rückwärts bis zum griechischen Drama mit seiner Ergänzung durch das Satyrspiel. Diese Freiheit offenbart sich eben nicht in „Sonderwerken des Humors“, sie steht in Wechselwirkung zum Erhabenen. Das Erhabene und der Humor ergeben sich aus dem Verhältniß des reinen Gefühls zu den systematischen Vorbedingungen. Im Erhabenen überwiegen die Logik und die Natur, im Humor die Ethik und der Mensch. Die Wage wird von der Schönheit gehalten. Das Schöne ist Aufgabe und Ideal, nicht



gegebenes Maß; unter diesem Ideal erfolgt die „Vermittelung zwischen dem Subjekt des Selbst und dem Objekt des Kunstwerkes“. Wir verstehen jetzt, wie diese Vermittelung, und zwar nach beiden Seiten und für das Selbst des Künstlers sowohl als des Kunstfreundes, zugleich Erzeugung ist; das Selbst und das Kunstwerk werden erst in ihrer Relation zu einander vollendet.

Die Schönheit hat in der Aesthetik eine ähnliche Funktion wie die Wahrheit in der Ethik und die Richtigkeit in der Logik. Das Schöne leuchtet über dem Streben nach Vollendung und behütet die Nacktheit, „das Werkzeug der Liebe für die Entdeckung des Menschen“ vor dem Verdachte der Lüsternheit, den Grob vor dem Rückfall in den Sathr. Aber auch das Ueberschwanke in's Barock erweist sich unter diesem Gesichtspunkte für Michelangelo und Beethoven und Beider Würdigung als falscher Schein. Der Humor triumphirt, wenn er das Häßliche eben in seiner Körperlichkeit vergeistigt und so dem Schönen einverleibt. Rembrandt, nicht unwerth seines Landsmannes Hinghens, hat für seine Kunst die Energieform des Lichtes behauptet; vor Allem aber ist er der Maler des echten, weil nicht herablassenden Mitleids mit dem Häßlichen und der „theodizeischen Kraft“ dieses Mitleids. Rafael konnte nicht zum Hofmaler werden. Er betheiligt durch einen Zug der Sinnlichkeit seinen Leo den Zehnten an der Schwäche alles Menschenthums. Es ist ja dieses selben Menschenthums Stärke, daß es seine Schwäche nicht verkennet.

In der Schwebe des Erhabenen und des Humors erschafft das reine Gefühl seine Gestalten als Liebe zur Natur des Menschen; Das will auch heißen zu seiner Würde. Diese Sorge für die Menschenwürde eignet aller hohen Kunst in allen Zeitaltern, aber erst in der unserer Gegenwart näheren Zeit darf die Achtung vor jedem Menschenantlitze sich unverhohlener bezeugen, erst Meuniers Standbilder der Arbeit erklären uns, was Michelangelo sagt mit den „Sklaven“. Auf dem Weg zur Natur des Menschen findet sich auch der Mensch der Natur und beseelt Millets Landschaft, athmet sein Selbstgefühl in den Bauern von Leibl und Israels. „In seiner Klarheit und Geradheit“ steht Homer am Eingang der europäischen Poesie, er wirkt über die „Komplikationen der Kulturrichtungen“ hinweg, „die den Menschen aus ihrem Verhältniß zu den Göttern entstehen“. Mir scheint es bedeutsam, daß Werther in Wahlheim den Homer liest und nicht etwa den Theokrit. Aus der Idylle schöpfen nach einem Wort Jean Pauls „die Großen nur eine matte Idee von dem Landmann“; und Locke nennt das Idyll „ein menschenwürdiges Dasein, wo es Eins und Alles



sein soll“. So wendet sich die Kunst wieder zum Epos; und jetzt wird die Staffage ein gleichberechtigter Theil des Bildes. Dabei ist es wichtig, daß die Malerei von ihrer Technik, von ihrer Berührung mit der Physik aus dahin gewiesen wurde, Helden nicht mehr, wie einst, zunächst in den Größen der Weltgeschichte zu suchen.

Cohen bekennt sich in der Vorrede zu einem „methodischen Rationalismus“. In seiner Aesthetik vernehmen wir den Ton der „unbestochenen, von Vorurtheilen freien“ Menschenliebe. Wie aber in der „Menschennatur“ der Mensch nach den selbstlosen Anstrengungen der reinen Erkenntniß und des reinen Willens wieder leibt und lebt, so verleugnet des Autors „reines Gefühl“ nicht die Verwandtschaft mit dem Urgefühl. Sie enthüllt sich in der Triebkraft seines Pathos, in den zartesten und den stärksten Schwingungen seiner Perioden da, wo er in funkelnder Prägnanz oder in ausgiebiger herzlicher Aussprache die „unbegreiflich hohen Werke“ schildert. Er „durfte sich der Vivisektion nicht entziehen, von seinen Lebenserfahrungen an den großen Kunstwerken bekenntnißfreudig zu berichten“. Ist Das Subjektivität, so verdient sie Lob. Denn die Aesthetik kehrt ja zurück zum Ich, wenn sie auch der Erkenntnißmittel sich bedient, wenn sie auch bis ins Einzelne der Korrelationen die stetige Begegnung des reinen Gefühls und der beiden systematischen Vorbedingungen beachtet; in ihr senkt sich doch Erkennen und Wollen zum Erleben ein und dieß Erleben dürfen wir am Ziel des Weges wieder unmittelbar und ursprünglich nennen. Dieses Ich ist das edelste Wir, die Aesthetik die Probe auf die Verbindung der Philosophie mit dem persönlichen Dasein. Das Recht auf solche Subjektivität hat sich Hermann Cohen durch objektive Strenge in den beiden ersten Theilen des Systems und wahrhaftig nicht zuletzt in dieser Aesthetik selbst verdient.

Gießen.

Dr. Robert Fricke.



Was wissen wir denn und wie weit reichen wir denn mit unserem Wiß? Der Mensch ist nicht geboren, die Probleme der Welt zu lösen, wohl aber, zu suchen, wo das Problem angeht, und sich dann in der Grenze des Begreiflichen zu halten. Die Handlungen des Universums zu messen, reichen seine Fähigkeiten nicht hin; und von seinem niedrigen Standpunkt aus Vernunft in das Weltall bringen zu wollen, ist ein vergebliches Bestreben. Die Vernunft des Menschen und die Vernunft der Gottheit sind zwei sehr verschiedene Dinge. Höhere Maximen sollen wir nur aussprechen, wenn sie der Welt zu Gut kommen; andere sollen wir bei uns behalten, aber sie mögen und werden auf Das, was wir thun, wie der milde Schein einer verborgenen Sonne ihren Glanz breiten. (Goethe.)





## Telepathie.

Auf dem Portiertisch in der Nische des Empfangsraumes liegen Briefe und Zeitungen. Der Hotelportier hat gegessen und hält nun in seinem Stuhl Mittagsruhe.

Ausgestorben ist das Haus. Ein prachtvoller Tag. Kein Sommergast anwesend. Große Stille herrscht und Schwüle. Nur die schwarzgeahmte runde Uhr an der mit Fahrplänen und bunten Reklamebildern behangenen Wand tickt.

Verdrießlich, des Expresweges halber, radelt der Postbote die heiße Straße aus dem Dorf zum Hotel hinauf. Er muß absteigen, das Rad schieben; der Weg ist steil. Dann geht er ins Haus, wirft gleichgiltig die Depesche auf den Tisch und radelt, etwas erleichtert, ins Dorf hinunter. Der Portier hats nur mit einem Auge gesehen und es wieder geschlossen, um weiter zu schlafen.

Aus ihrem Versteck guckt eine Maus, läuft schnell unter den Tisch, holt sich Krümel und verschwindet flink hinter der Fußbodenleiste.

Leichter Luftzug spielt mit den wenigen rothblonden Haaren am sommersprossigen Schädel des Portiers, der vom kühlen Hauch erwacht und mit seinen wässerig blauen Augen nun auf die vor ihm liegende Depesche stiert. Lange blickt er, wie im Traum, auf das zusammengefaltete, mit dem schwarzgelben Papiersiegel versehene Telegramm. An: Dr. Franz Welten. „Hm! Morgen, nein, übermorgen kann er zurück sein“, denkt er. Der Hochkofel ist nicht leicht und das Thal bis zum Aufstieg lang... Was mag in der Depesche stehen?... Das geäitete Papier liegt unschuldig vor ihm. Ob ichs aufmache? Das noch feuchte Siegel löse? Seine Neugier wächst. Ob ich... Aus Langeweile hält er das Telegramm wägend in der flachen, plumpen Hand, dann läßt er es tanzen, wie einen Federball.

Ei was! Ich schau' nach!...

Unter dem Treppenpodest in der Nische verschwindet er. Dort schläft nachts der wachhabende Hausdiener, dort steht auch das Waschbecken. Vorsichtig löst er das Siegel, entfaltet das Blatt und liest: „Ew. Wohlgeboren Mutter ist heute gestorben; kommen gnädiger Herr doch schnell. Joseph.“

Ganz gegen seine Erwartung, die sich auf Anderes gespitzt, war Das. Er ist nicht befriedigt. Aber behutsamer noch als zuvor faltet er das Blatt an den Knissen wieder zusammen, pickt das schwarzgelbe Siegel darauf und legt es auf den Tisch, separat, an die freie Ecke. Als Ordnung liebender Mann beschwert er es mit einem Stein.

Vom Inhalt weiß ich mal nichts, Das ist gewiß, und verrathen werd' ich mich... Da reißt ihn die Telephonklingel aus seinen Gedanken; er springt auf, eilt zum Apparat.

Hallo! Hier Hotel Obergrain... Ja! Hotel Obergrain... Nein! Doktor Welten ist auf den Hochkofel... Hochkofel... Ja!... Nein! Keine Unterkunftshütte, auch kein Telephon... Wie, bitte? ... Mor-



gen oder übermorgen... Unmöglich... Dringend? ... Ja! Bitt' schön... Ist Etwas passiert, bitte?... Die Nummer, wie, bitte?... Zweiundachtzig, dreiundvierzig interurban, römische Zehn... Ja, bitte!... Werde sofort Herrn Doktor bei Rückkehr ersuchen... Nicht Telegramm... telephonische Verbindung... Ausgeschlossen... Danke! ... Bitt' schön, Herr Primar... Ganz verlässlich, ungenirt... Tot-sicher... Auch nachts... Absolut... hab' d' Ehre, Herr Primar... Obergrain... Schluß!

Befriedigt, sogar etwas stolz, nimmt er höchst wichtig das Telegramm vom Tisch und steckt es, als wüßte er vom Inhalt gar nichts, in die Seitentasche seines Portierrockes.

Nachmittag kommen neue Gäste zugereist. Gegen Abend kehren die Ausflügler zurück. Das Hotel ist nicht wieder zu erkennen. Aus der Stille über Mittag hat sich ein lustiges, lautes Treiben entwickelt. Der Portier ist an allen Ecken und Enden beschäftigt, wie Kellner und Mägde.

Spät erst wird es endlich ruhiger; allmählich, bis das letzte Paar Stiefel im obersten Stockwerk auf den Korridor gepoltet ist.

In der Nische flimmert über der Namenverzeichnis-tafel spärliches Licht... Dr. Franz Welten, Zimmer Nr. 7... ganz im Dunkel.

---

„Schranz! Heut steig' ich mich leicht!“

„Habs scho g'merkt, Herr Doktor; was hats denn?“

„Famos geschlafen! Wie ich froh bin, daß ich frei ward... Nimmer fehr' ich zurück!“

„Singen kennens a, Herr Doktor?“

„Hier loben muß man ja singen, in dieser herrlichen Luft. Schranz! Sie wissen gar nicht, wie glücklich ich in meinen Bergen bin.“

„Meiner Seel' i glaub's; s'ist wahr, in der Stadt drunten ist's böß!“

„Wie lange haben wir noch, Schranz, bis zum Grat?“

„Ja mei! Wanns so fort radeln, Herr Doktor, in 'ner Stund, leicht!“

Wie die Katzen klettern Schranz, der Führer, und Doktor Welten den steilen Felsen hinan. Und wirklich: kaum eine Stunde verrinnt, so stehen die Beiden hoch oben am Grat, den sie kühn, mühelos und sicher passiren. Dann noch zum Spiz, der gleichfalls glatt genommen wird. Schranz macht Alles zum Morgenimbiß bereit. Der junge Welten sieht in die Runde und ist entzückt von der Prachtaussicht. Kalter Thee, Speck, Brot, Eier. Das schmeckt da droben nach sechsstündigem Aufstieg in der freien, leichten Luft.

„Wie war der Winter, Schranz?“

„Müld, Herr Doktor, weng Schnee; ja mei! Winter... Winter, wie früher, giebt's ja nimmer. D' Welt hat 'n Riß kriegt, sich verschoben... und d' Menschen a!“

„So?“



„Meiner Seel! Auto fahrens wie die Wülden, in d' Luft fahrens umanand, unterm Wasser schnüffeln; aber laufen, Berg steigen will halt Kaner mehr. Drunten treibens tollen ‚Winterport‘, d' Jungen: I mog nit ... Ueberhaupt, Herr Doktor, i seh' mi zur Ruh! ... Wüll ka Masfarad! Bin 3' alt!“

„Über Schranz!“

„Ja, Du Gott! Mal muß der Mensch sei Ruh' haben. Gehens Herr Doktor! I bin jetzt zweiundsechzig; mit zwanzig hab' i scho geführt. Das ist halt gnug, mein' i. D' Leut frein mi a nit mehr. Dös Jahr führ i mei letztes!“

„Schranz, Das haben Sie im vorigen Jahr auch gesagt!“

„Wohl, wohl, Herr Doktor, aber heuer ist's gwiß!“

Eine Pause. Sie ließen sichs gut schmecken. Der junge Welten saß, von der Sonne beschienen, gegen einen Felsstein gelehnt und sah immer wieder in die klare Ferne. Schranz, etwas abseits, beobachtete ihn und hatte so Gedanken aus seiner Jugendzeit; dann fragte er: „Sagens, Herr Doktor, was habens da für 'nen Fleck auf der Backen?“

„Ein Muttermal, Schranz, kennens Das nicht?“

„Kennen scho, aber wie mans heißt, wißt i nit ... Nämli ... Herr Doktor, i hab' selber ans; aber, man siehgt's halt nit, weils am Rücken sitzt. Möchten mir tauschen, gelt, Herr Doktor?“

„Das genirt mich gar nicht, Schranz, im Gegentheil: ist ja eine Auszeichnung der Mutterliebe, und wenn ich nach Italien komme, wird es als Schönheitsfleck bewundert. Mutterjöhnchen ... ja wohl!“

„So? Lebt d' Mutter noch, Herr Doktor?“

„Freilich! Bald siebenzig, rüstig und fidel, immer gesund und gut, sag' ich Ihnen, ... so gut!“

„Mei Mutter selig hab i gar nit kennt. Grad' wie i an d' Welt kommen, ist's gestorben. I' Grund gangen ist's an mir, weil i so a Starfer war.“

„Nun sind Sie immer noch stärker und so riesig groß geworden. Die Uniform muß Sie famos gekleidet haben.“

„Uniform? I war nie beim Militär!“

„Sie, untauglich? Kann es mir nicht denken. Wo hat es denn gefehlt?“

„Eigentli feilt's nix, Herr Doktor, aber hier d' zwei Fingerispiz ...“

„Das habe ich, weiß Gott, noch nicht bemerkt; die rechte Hand?“

„Wohl. Derfrozen ... sehens! Und ..., übrigens ... 's Militär! Daderzu hätt' i scho nimmer g'paßt! Wissens, Herr Doktor, a Zorn krieg' i, wann i's seh! E' gputzes Delend! ... Und a Göld kostts! Das mir zahlen müssen! ... Andreas Hofer hat ka Militär braucht, um die Pagasch n' aus zu schmeißen, daß d' Feken gflogen san ... Aber nacha, in Mantua, sakrament, da habens das Militär ghabt, um ihn zu der-schießen!“

„Das war damals, Schranz; heute ist es doch ganz anders geworden, Gott sei Dank!“



„I frieg a Zorn, wann i's seh!“

„Schranz, ich muß lachen!“

„I lach' ja a, aber grandig, wissens . . . Das ist halt mei Blut, da kann man nix machen.“

„Sie möchten immer so frei sein wie hier oben. Das glaub' ich!“

„Wohl. Unten aber a, freili! Warum denn nit? Das ginget scho! Wanns halt anders wär'!“ Dabei fängt er an, seinen Rucksack zu packen. Der junge Welten versteht das Zeichen.

Noch einen langen, langen Fernblick in die Runde; dann teilen sie sich zum Abstieg bei der Nordwand an.

Absteigen ist immer schwieriger, besonders, wenn es so steil geht, Felsstücke und Geröll sich lösen. Da heißt es: Vorsicht, Geistesgegenwart und kaltes Blut. Das haben Beide.

Wenn auch die Perlen auf der Stirn stehen und über die Nase auf die entblößte Brust tropfen: es geht abwärts, Schritt vor Schritt.

Vorsichtig prüft Schranz jeden Tritt; dann erst wird fester Fuß gefaßt. Bei einer Drehung scheint die Sonne auf den Schnee, der in der Scharte liegt. Schranz bleibt stehen, zieht das Seil ein Wenig nach und wirft einen prüfenden Seitenblick auf den Doktor, der frisch und froh mit seinen jungen Augen in die Weite schaut.

„Jetzt langsam, Herr Doktor!“

„Jawohl, Schranz!“

Der Wind pfeift über den Schnee.

„Schranz, hören Sies?“

„Was?“

„Wie es pfeift!“

„'s wird ander' Wetter geben.“

Immer stärker jagts dahin; unheimlich tönt es.

„Hallo!“

Da fliegt der Hut vom Kopf des Doktors über den Schnee. Schranz bemerkt es unwillig. Macht nichts. Nur weiter. Bald ist der schützende Ramin erreicht . . .

„Schranz, hören Sies?“

Schranz, der keine Unterbrechungen liebt und abergläubig ist, antwortet nicht.

„Schranz, hören Sie nicht, wie es ruft?!“

Schranz bleibt stumm und arbeitet sich weiter im Schnee, Schritt vor Schritt.

„Schranz!“ schreit plötzlich wie toll der Doktor, „es ruft, es ruft mich, . . . Die Mutter!“

Ein Fehltritt; er stürzt, kann sich nicht halten, reißt den zitternden Schranz, dem der Rucksack in das Genick schlägt, mit sich: und Beide sausen in die Tiefe.

Scharfling am Mondsee.

Paul Ralich.





## Luxuswerth.

Die nach demokratischen Grundsätzen zu behandelnde Tarifrevision in den Vereinigten Staaten soll die hohen Zölle auf Luxusartikel (Edelsteine, Gold- und Silberwaaren, Spitzen, Kunstgegenstände) unverändert lassen. Der Amerikaner weiß, daß Bevölkerung und nationaler Besitz sich im geeigneten Lande der Sterne und Streifen rascher vermehren als in der älteren Kulturzone; deshalb stellt er die Einfuhr von Luxuswaaren als sicheren Faktor in die Rechnung. Draußen dürfte man zufrieden sein, wenn die Prognose sich als richtig erweist; denn an der Kaufkraft der Amerikaner hängt ein Theil des Schicksals aller Luxusindustrien. Der Edelsteinhändler kann ein Lied davon singen. Von den 8 Millionen Karat Diamanten (im Werth von 200 Millionen Mark), die jährlich produziert werden, kaufen die Yankees den größeren Theil. Die südafrikanischen Gesellschaften hätten, ohne die Regsamkeit Amerikas, viel kleineren Gewinn. Die Premier Diamond Mining Co. schloß ihr Geschäftsjahr mit einer Förderung im Werth von 2 Millionen £ (gegen 1,43) ab und gab ihren Aktionären 440 000 £ (267 000), nachdem der Staat seinen Antheil von 403 000 £ erhalten hatte. Die gute Organisation des englischen Diamantenhandels sichert schon einen Theil des Erfolges. Die Waare ist so theuer, daß nur mit zahlungsfähigen Händlern das Geschäft zu machen ist. Das scheint von denen, die eine neue Verfassung für den deutschen Diamantenhandel wünschen, manchmal vergessen zu werden. Den Kampf der Hanauer gegen die Diamantenregie habe ich im vorigen Jahr geschildert. Trotz der Opposition kam es zu einem neuen Abschluß mit dem bewährten antwerpener Händler Syndikat, das der Regie eine Million Karat abnahm. Wenn dieses Geschäft erledigt ist, muß weiter für die südwestafrikanische Ausbeute gesorgt werden; und schon jetzt wird mit Eifer gegen eine Wiederholung der alten Methode gearbeitet. Die Antwerpener sollen, wenn es geht, ausgeschaltet werden.

Eine öffentliche Ausschreibung soll den deutschen Händlern die Gelegenheit bieten, ihre Offerten zu machen, die dann zu prüfen wären. Ob für die Produzenten mehr herauszuholen ist, scheint nicht so wichtig wie die Sorge für die deutschen Händler und Schleifer. Die Diamantenregie hat nun nicht etwa eine unbegrenzte Macht; sie wird kontrollirt, damit die Diamantensförderer ganz sicher sind, daß auch sie wirklich gefördert werden. Trotzdem fließen die Redeströme noch immer in dem behaglich breiten Delta der Vorurtheile und Schlagwörter zusammen. Wie aber hätte der Diamantenmarkt ohne die antwerpener und londoner Syndikate in der Kriegsatmosphäre ausgesehen? Luxus und politische Sorgen sind schlecht mit einander zu vereinen. Daß die Diamantenpreise auf der Höhe blieben, dankten sie nur den starken Händen, die sie hielten. Will man riskiren, daß sie ins Bodenlose fallen? Deutsch-Südwest hat neue Chancen bekommen: die Steuer, die an das Reich zu zahlen ist, wurde geändert und dadurch ermäßigt;



neue Felder sind in Abbau genommen worden. Statt der hohen Abgabe vom Bruttowerth der Diamanten wird seit dem ersten Januar (das Gesetz hat auf ein Jahr rückwärts wirkende Kraft) die Steuer vom Reingewinn erhoben. Der Fiskus bringt mit dieser Aenderung zunächst ein Opfer, für das ihn aber die vermehrte Produktion entschädigen wird. Die Produzenten, denen die Unkosten über den Kopf gewachsen waren, werden durch die Verminderung der Steuerlast neuen Muth bekommen. Aber das Steigen der Förderung ist ohne die Sicherheit des Absatzes ein fruchtloses Vergnügen. Nach der Steuerreform braucht man erst recht zahlungsfähige Händler. Vor acht Monaten wurde die Pomona-Diamanten-Gesellschaft gegründet, der man eine schöne Zukunft prophezeit. Die auf ihren Feldern gefundenen Steine sind größer als die anderen und könnten eher mit denen aus Südafrika konkurriren. Was der Boden Südwestafrikas bisher lieferte, war meist Mittelwaare, die den Karatgewaltigen der Debeers nicht gefährlich wurde. Tritt die Pomona aber mit großen Steinen in den Wettbewerb, so kann sie Einfluß auf die Taktik der Engländer gewinnen. Aber man darf nicht vergessen, daß nur der Bund mit dem Starken reizt. Wer solche Möglichkeit sieht, muß wünschen, daß der deutsche Diamantenbergbau nicht unsicheren Reformversuchen ausgesetzt werde.

Bei dem Umsatz der Edelsteine sind die wirthschaftlichen Beziehungen des Luzus deutlich sichtbar; nicht so leicht bei den Edelmetallen, besonders beim Gold. Als es noch keine Goldwährung gab, war das Wesen des Goldes als einer Waare klarer erkennbar. Man sah in ihm ein werthvolles Material, das dem Luzus diente; und der Standard des privaten und allgemeinen Reichthums wurde an dem Besitz goldener Schmuckgegenstände gemessen. In den Prunkzeiten Roms und Venedigs, in den Tagen, da der Kaufmann König war, galt der Luzus als Krongut der Reichen und Vornehmen und der Goldschmied gehörte zur höheren Kaste. Heute giebt es eine Goldwaarenindustrie; und der Begriff des Luzus hat sich verengt. Man müßte feststellen, ob das Gold als Münzstoff oder als Luzusgegenstand größeren Einfluß auf die Menschen gehabt hat. Trotzdem die Statistik über die Arten des Goldverbrauches keine ganz zuverlässigen Ziffern liefert, ist doch sicher, daß die Industrie einen beträchtlichen Antheil am Goldkonsum hat. Goetbecker schätzt die Goldproduktion von 1493 bis 1912 auf 62 Milliarden Mark; und man darf annehmen, daß Kunst und Gewerbe die Hälfte davon aufgenommen haben. Heute, unter der Herrschaft der Goldwährung, verbraucht die Industrie im Durchschnitt wohl nur ungefähr 25 bis 30 Prozent der Gesamtproduktion. Daß die Vereinigten Staaten an der Spitze marschiren, ist ein natürliches Ergebniß ihres Reichthums. Deutschland kommt hinter Großbritannien und Frankreich. Die Unterschiede sind nicht sehr groß und in mancher Zeit wäre vielleicht die deutsche Goldverarbeitung vornan zu finden. Von dem Ueberschuß der deutschen Goldbilanz von 1912 (sie wird auf 200 bis 225 Millionen geschätzt) ist nur der kleinere Theil in die Reichsbank und in die



Münze gekommen; den Löwenantheil verschlang die Industrie. Kunst und Handwerk können als Verarbeiter von Gold die Kreise der Währung nur stören, wenn der industrielle Verbrauch in ein Mißverhältniß zur Produktion geräth. Die Goldlager sind nicht unerschöpflich.

Im Lauf der Jahrhunderte sind neue Schatzkammern an die Stelle der alten getreten, die hergegeben hatten, was sie enthielten. Spanien, Nordafrika, Mexiko, Brasilien: da sind die Goldquellen entweder ausgetrocknet oder ihr sichernder Ertrag ist ohne Bedeutung für den Weltmarkt. Eine neue Aera begann, als vor siebenzig Jahren das Gold aus Kalifornien kam; und bald darauf wurden die australischen Minen entdeckt. Doch Amerika und Australien kommen gegen Transvaal nicht auf. In nicht zu ferner Zeit wird Australien nicht viel mehr liefern als Brasilien; und schließlich wird aller Golddurst aus den Quellen Südafrikas gestillt werden. Noch wächst der Ertrag der Transvaalminen von Jahr zu Jahr. Seit 1905, wo der Werth der Ausbeute 415 Millionen Mark betrug, hat sie sich fast verdoppelt. Und ihr Antheil an der Weltproduktion ist von 22 (1904) auf 40 Prozent gestiegen. Schlimm ist, daß der Ruf des südafrikanischen Goldbergbaues durch die Börsenspekulation geschädigt wurde. Die Kränkung der Kapitalisten hat sich gerächt. Die Goldminenindustrie muß jetzt mit ihren eigenen Mitteln auskommen; neues Geld kann sie nur schwer erlangen. Die Konsolidirung ist nützlich. Aber Arbeitermangel und hohe Löhne bereiten große Schwierigkeiten. Schade, daß die Finanzirung der südafrikanischen Minen nicht in bedachtsamer Ruhe durchgeführt worden ist.

Gold hat das Silber verdrängt. Die Silberproduktion bringt dem Werth nach nur den vierten Theil der Goldsumme (nach dem Bericht einer londoner Metallfirma hatte das 1912 produzierte Silber einen Werth von 28, das Gold einen von 100 Millionen £); die der Qualität förderliche Eigenschaft der Seltenheit fehlt aber; denn Silber wird in größeren Mengen produziert als Gold. 1912 waren es etwa 900 000 Kilo gegen rund 750 000 Kilo des gelben Metalls. Unsere Deutsche Reichsbank suchte bisher das Silber in ihrem Metallbestand auf einen möglichst schmalen Raum zu drängen. Im Etat für 1913 waren zur Ausmünzung in Gold 86, in Silber nur 19 Millionen (gegen 24) bestimmt. Im Ganzen können noch 290 Millionen in Silbermünzen ausgegeben werden; daß dieser Betrag niemals erreicht werden wird, ist sicher. Gebrauchsgegenstände aus Gold sind immer Luxus; silberne nur unter bestimmten Umständen. Die währungspolitische Aufgabe des Luxus, an die man noch kaum gedacht hat, ist nur auf Gold, nicht auf Silber eingestellt. Gold ist das beste Währungsmetall, weil es relativ selten und im Werth beständig ist. Wenn die Notenbanken den Goldüberfluß in ihre Keller einsperrten, wäre die Wirkung der eines amerikanischen Corners ähnlich. Daran ist im Ernst nicht zu denken. Und vor Goldüberfluß schützt der Luxus, dessen Werth für die Volkswirtschaft noch immer, gerade in Deutschland, unterschätzt wird. L a d o n.





Berlin, den 3. Mai 1913.

## Skutari.

Unter der goldenen Kreuzkrone spreitet, im rothen Feld, ein Doppeladler, dessen blauer Brustschild einen gepardelten, auf grünem Grund rechtwärtz ausschreitenden Goldlöwen zeigt, stolz die Silberschwingen. Montenegro's Wappenbildadler. Seit dem dreiundzwanzigsten Aprilmorgen schwebt er über den Wällen der Festung Skutari. Hier hat, im alten Skodra, einst der Illyrer-könig Gentius geherrscht; hier, zwischen dem fast dreihundert-achtzig Quadratkilometer großen See, dem Drin und der Bojana, wurde im Morgengrau des vierten nachchristlichen Jahrhunderts dem Kaiser Diocletianus Jovius gehuldigt; haben danach die Banner des Basileus von Byzanz, des Zaren von Serbien, der Republik Venedig, des Türkenkultans geweht. Ein Pascha von Skutari hat bewirkt, daß die Hand des Zaren von Rußland heute bis an die Adria-küste blinden Gehorsam erwinke kann. Zweimal waren, 1623 und 1687, die Türken nach Montenegro vorgedrungen; hatten das Kloster von Cetinje zerstört und hunnisch in dem kleinen Ländchen gehaust. Danilo, der erste Wladika (Fürst-Bischof) aus dem Stamm Petrowitsch Njegos, rief die Tschernagorzen zum Aufstand und erreichte die Erlösung aus dem Türkenjoch. Noch einmal aber gelingt, 1714, dem Pascha von Skutari die Ueber-rumpelung der Bischofsresidenz Cetinje; noch einmal verbrennt seine Horde das allen Südslaven heilige Kloster des Schwarzen



Iwan. Danilo's Kraft ist erschöpft. Doch thront im fernen Norden nicht ein großmächtiger Kaiser, der verheißen hat, alle im Glauben an's Griechentheil Geeinten zu schirmen und die wimmelnde Slavenchaar zum Sieg über die Mondichel der Osmanen zu führen? Danilo rafft sich zu dem Entschluß, in Rußlands Hauptstadt selbst um Hilfe zu bitten. Zar Peter („der Große“) empfängt ihn huldvoll, schenkt ihm zehntausend Silberrubel und gelobt der darbenden Tschernagora seinen allgewaltig scheinenden Schutz. Daß Karstvolk, daß mit den Venezianern, dann mit Russen und Oesterreichern gegen die Türken kämpft, wird frei; bleibt fortan aber, an goldener Kette, unter russischer Vormundschaft und jeder Wladika muß in Petersburg erst die Weihe erschmeicheln, ehe er den Bauernvolksgegnossen als der Investitur Würdiger gilt. Peter Petrowitsch schlägt 1796 bei Krusa den Pascha Kara Mahmud von Skutari (daß der Türke Ischodar, der Slave Skadar nennt) und gliedert daß östliche Bergland (Brda) seinem winzigen Reich an. Mit den Russen ficht er gegen das Heer Bonapartes, daß Ragusa und die Cattaromündung besetzt hat. Napoleons Genie, daß die Vernichtung Rußlands besinnt, ahnt von Weitem die Gefahr allslavischer Verbrüderung und möchte die Freundschaft des Bergvölkchens mit hohem Preis bezahlen. Am ersten September 1807 schreibt der Kaiser an Eugen Beauharnais, den Vicekönig von Italien, General Lauriston müsse die Liebe der Montenegriner gewinnen („les gagner et s'en faire aimer“). Daß ist nicht so leicht, wie der ferne Imperator träumt. Peters Krieger meßeln die Franzosen und benutzen deren Schädel zum Regelspiel. Als Marmont in Cattaro diesen Barbarenbrauch vor dem Wladika rügt, den er endlich geschlagen hat, antwortet Peter gelassen: „Ja, unser Volk köpft die Gefangenen; aber Ihr Franzosen habt ja öffentlich sogar Euren angestammten König geköpft.“ Und sagt ihm, eben so ruhig: „Rußlands Feind ist unser Feind; ist der Feind aller Slaven. Denn die Russen sind unsere Brüder und von ihnen, die dem selben Stamm und dem selben Glauben angehören, erwarten alle Slaven daß Heil.“ Noch giebt Napoleon die Hoffnung nicht auf. Warum, fragt er, „reden Sie mir nie von den Montenegrinern? Nur sich da nicht steif und hochmüthig zeigen! Man muß Agenten hinschicken und die Volksführer versöhnen.“ Daß es nicht gelang, vergißt er nicht; noch 1811 schreibt er, der doch von der Feindschaft größerer Mächte



bedroht ist: „Ich muß, früh oder spät, die Macht des montenegrischen Bischofs brechen.“ 1813 vertreibt Peter, dem freilich die Britenflotte hilft, die Franzosen aus den Bocche di Cattaro; wird von den Oesterreichern aber gezwungen, den lange sehnlich begehrten Zugang ans offene Meer wieder herauszugeben. Trotz dem Widerspruch der serbischen Kattaresen, die, als Bertrand, Bonapartes Statthalter in Illyrien, nach den Niederlagen der Großen Armee zum Rückzug genöthigt war, einstimmig die Einverleibung in die Etschernagora gefordert hatten. Wo Rom, Byzanz, Venedig, Normannen und Serben, Magyaren und Franzosen geboten, herrscht seit 1814 wieder Habsburg-Lothringen. Nicht unter dem fast achtzehnhundert Meter hohen, von Montenegro heute stark befestigten Lovtschengebirg, dessen Batterien die Stadt, den Kriegshafen, das ganze Becken von Cattaro unter Feuergefähr halten. Wer die Schlangenwindungen der Bergstraße, hinauf, hinab, Kreide und Humus-oasen, hinter sich hat, sieht das Dorf Njegos, die Geburtsstätte der Dynastie. Zwölf Griechenkirchen: auf je fünfzig Einwohner eine. Hier wurde, in einem Bauernhaus, von einer Bäuerin, die Eier und gehacktes Buchenholz über den felsigen Lovtschen auf den Markt von Cattaro schleppte (und deren Enkelin jetzt die Krone des Königreichs Italien trägt), dem Dorfschulzen Mirko Petrowitsch am siebenten Oktober 1841 der Knabe Nikola geboren, der nun König von Montenegro heißt. Auch Cetinje, die Residenz, die ein hoher Schwarzer Berg von Njegos trennt, ist nur ein großes, sauberes Dorf, das, in einer Felsenthalmulde, rings um das 1478 erbaute Zwanzkloster entstanden ist. Das Biribi, die Hammelfleischhölle europäischer Diplomaten, die, wenn sie nach des Tages Last und Hitze Erquickung suchen, vom Belvedere (bei Rijeka) auf den Skutari-See niederblicken. Alle Noth der armen, tapferen Etschernagorzen wird ihrem Auge dort sichtbar. Der gute Boden der Ebene von Skutari: gestern türkisch, morgen vielleicht einem Königreich Albanien unterthan. Cattaro: österreichisch. Als 1876 Franz Josef die ihm zur Ehre auf dem Lovtschen geschichteten Holzstöcke ihren Flammengruß ins Becken hinabsenden sah, sprach er zu dem Fürsten der Schwarzen Berge: „Mein Herr Bruder wohnt da recht hoch.“ Und hörte aus Nikola's flinkem Munde die Antwort: „Die Türken nahmen mir die Erde, die Oesterreicher das Meer; nur der Himmel ist mir geblieben.“



Damals hatte der Fürst dem Kaiser für diplomatische Unterstützung im Kampf gegen den Türkendrang zu danken; und sein Generalissimus Martinowitsch sagte dem (mit dem Kaiser aus Venedig nach Rattaro gekommenen) Freiherrn von Beck, Montenegro sei bereit, einem in die Herzegowina einrückenden österreichischen Corps die Flanke zu decken, und schloß den Antrag mit der alten Formel: „Wir Tschernagorzen sind klein an Kopfszahl, doch groß an Willenskraft.“ Solche Stunden austro-montenegrischer Freundschaft waren aber selten. Fast immer galt in der Steinwüste der Schwarzen Berge neben dem Türken, den er seit Metternichs Zeit begünstigte, der Oesterreicher als der Erbfeind, wider den nur Rußland das Karstvölkchen schützen könne. Als Danilo, der Nefse des zweiten Wladika Peter, aus dem Bisthum ein Fürstenthum machen und den Titel Gospodar annehmen will, erbittet er, 1851, von dem Zaren Nikolai Pawlowitsch die Erlaubniß. Dessen Gunst verliert er, weil er im Krimkrieg neutral bleibt; wird in Paris aber, 1857, von Louis Napoleon ungemein gnädig empfangen und, da er, nach seinem Sieg bei Grahovo (den die Gebirgsbarden als die Rache fürs Umselfeld preisen), von der türkischen Ueberzahl bedrängt ist, durch Frankreichs Geschwader an der Adriaflüste, durch Frankreichs Intervention in Konstantinopel unterstützt. Im Sommer 1860 mordet ihn in Rattaro ein Albaner. Auch sein Nefse und Nachfolger, der auf dem pariser Lyceum Louis-Grand erzogene Nikola, sieht sich zunächst auf Frankreichs Hilfe angewiesen. Rußland hat, als Omer Pascha in die Tschernagora einbricht, mit den Polen zu thun, Palmerstons England stellt sich auf die Türkenseite und der Friede von Skutari erspart dem von Louis Napoleon begünstigten Ländchen zwar die Rückpferchung ins Joch, giebt aber dem Sultan das Recht, auf montenegrischem Boden Festungen zu bauen. Ehe es zur Ausführung kommt, hat Frankreich den „Tirolern des Balkans“ Weizen und Mais geschickt; hat der Minister Fould eine Loterie genehmigt, aus deren Ertrag Nikola die Darbenden speisen, neue Flinten und Munition kaufen kann. In dem Türkenkrieg, der im Juli 1876 beginnt, führt er wider die Mondschel den ersten, den letzten Streich. (26 000 Montenegriner wehren 117 000 angreifende Türken ab, töten 18 000, verwunden 23 000, nehmen 4 000 in Gefangenschaft; ihr eigener Verlust ist: 1360 Tote, 3400 Verwundete, ein Gefangener.) Und lehrt Ruß-



land das kleine Kriegervolk richtig schätzen. Dem wird im Friedensvertrag von San Stefano, weil Ignatiem darauf besteht, nicht nur bosnisches und albanisches Land und als Ostgrenze der Limfluß, sondern auch Skutari zugesprochen. Das nimmt ihm der Berliner Kongreß wieder; giebt ihm aber, außer herzegowzischen Bezirken und einem Theil des Skutariseeufer, den Adriahafen Antivari und, am oberen Lim, Gusinje und Plava. Mehmed Ali, der Zweite türkische Bevollmächtigte, protestirt: „Von musulmanischen oder katholischen Albanern bewohnte Landstriche den Montenegrinern auszuliefern, wäre im höchsten Grade ungerecht.“ Noch im selben Jahr wird er, in Diafowa, von Albanern getötet. Der mit Osmanengold gestiftete und genährte Albanerbund hindert Nikola, bis an den oberen Lim oder ins Gebiet der katholischen Stämme seine Herrschaft zu dehnen. 1879. Europa ist für Montenegro und gegen Albanien. Flottendemonstration vor Dulcigno; Drohung, der Türkei, wenn sie nicht schnell für Montenegro Sorge, Smyrna zu nehmen. Am sechsundzwanzigsten November 1880, fast dreißig Monate nach dem Schluß des berliner Kongresses, wird Nikola endlich, durch Europas Gnade, von dem ihm abgezackten Limgebiet entschädigt: im Hafenbezirk von Dulcigno darf er, wie am Ufer des Skutarisees, seine Flagge hissen und herrscht nun vom Lowschen bis an die Bojanamündung. Ueber Krieger. Jeder Tschernagorze ist vom achtzehnten bis ins sechzigste Lebensjahr wehrpflichtig, jeder will Soldat sein; Ackerbestellung, Lastträgerei, Handel ist Weibersache. Der Mann verdingt sich, wenns sein muß, als Steinflopper; athmet aber auf, sobald der Feldherr ihn zu neuem Kampf ruft. Seit 1879 hatte er nur noch in Scharmügeln gegen Albanerbanden gekämpft. Ist Nikolai in Sanstmutz befehrt? Im Jahr 1883 besucht er, von dessen junger Hand so viele Türken fielen, den Sultan im Mildiz Rioß. Fünf Jahre danach scheint seine ganze Sorge der Einführung des (im Westen laut gepriesenen) Bürgerlichen Gesetzbuches zu gelten, das, im Auftrag des zweiten Zaren Alexander, der aus Ragusa stammende russische Staatsrath Bogischitsch den Tschernagorzen geschenkt hat. 1905 gewährt er dem Land eine Verfassung und Volksvertretung. 1907 wird er in Berlin vom Kaiser empfangen, sieht den österreichischen Admiral Montecuccoli als Gast bei sich und schickt, den Erzherzog Franz Ferdinand zu begrü-



ßen, seinen Aeltesten nach Dalmatien. Während des Zweikampfes zwischen Uehrenthal und Iswolstij fürchteter, in dem Krieg, dessen Ausbruch sicher scheint, im Rücken von den Albanern angegriffen zu werden. Sein Konsul hat aus Skutari gemeldet, Oesterreich werbe die albanischen Malissoren nicht nur mit Gold, sondern auch mit dem Versprechen, ihnen nach dem Sieg Dulcigno zurückzugeben. Von Gewissensstrupeln war Mirkow's Sohn nie geplagt. Er läßt einen Malissorenhäuptling nach Cetinje laden und wie einen Fürsten bewirthen; und schickt, in den letzten Märztagen des Jahres 1909, den Feldmarschall Wutotitsch nach Skutari, wo er also spricht: „Ein aufgezwungener Kampf wird uns den Türken, den größten Helden der Weltgeschichte, verbündet finden. Unter den geeinten Zeichen des Kreuzes und der Mondsichel werden wir den Sandschak und unser Bergland vertheidigen.“ Gegen Oesterreich; im Allslavenbund mit der Türkei. Italien und die Triple Entente erwirkt die Befreiung Antivari's von österreichischer Vormundschaft. Am Neujahrstag 1910 kann Nikola dort den französischen Contreadmiral Pivet „als ersten Gast in dem freien Hafen“ und als Kommandanten eines stattlichen Geschwaders begrüßen. Im August feiert er seine Goldene Hochzeit und krönt sich zum König. Hussein Hilmi Pascha vertritt bei diesen Festen den Sultan. Der wird zwei Jahre danach von Nikola angegriffen. Am dreiundzwanzigsten April 1913 hebt Montenegro's Wappenbildadler sich über die Wälle von Skutari. Und der Befehl über die Stadt wird dem selben Marschall Wutotitsch anvertraut, der vier Jahre zuvor dort sich den Türken verbrüdet hat.

Skutari ist eine albanische Stadt, in die ein Slavenhäuflein eingewandert ist. Noch reiner prägt das Albanerthum sich in der von den katholischen Hoti und Grudi besiedelten Stadt Diakowa aus: die dennoch, auf Rußlands Wunsch und, leider, auf Deutschlands drängenden Rath, den Slaven zugesprochen worden ist. Fordert irgendein Lebensinteresse Oesterreichs, daß Skutari den Tschernagorzen gesperrt werde? Nein. Graf Berchtold könnte sich erinnern, daß sein Kollege San Giuliano die Schulkinder in Skutari die italienische Königshymne singen und der Majestät Victor Emanuels Hochrufe schmettern hörte; daß die uralte Skodra der Ulyrer heute Italiens albanischer Hauptmarkt (auf dem Oesterreichs Absatz schnell sinkt), der sicherste Untergrund römischer Hoffnung auf die Umflammerung der Adria geworden ist.



Italien weiß, warum es, so gern sein Volk dem Vater der Königin jede Machterweiterung gönnte, sich für ein selbständiges Albanien einsetzt. Oesterreich, das doch nun einmal kein deutscher Staat ist, könnte eines nicht fernen Tages bereuen, daß es nach Skutari und San Giovanni di Medua den Slaven nicht lieber als den Italienern den Weg geöffnet hat. Ehre steht auf dem Spiel, seit zwischen Petersburg und Wien der Paß Diakowa-Skutari geschlossen wurde? Mag sein. Jeder redliche Freund Oesterreich-Ungarns muß aber wünschen, daß die ehrwürdige, doch im Innersten nicht ganz wetterfeste Monarchie nicht, wie von Piemont aus Italien und von Preußen aus dem Deutschen Bund, von einer slav-italischen Koalition aus der Balkanzukunft gedrängt werde. Die gerühmte „Verständigung“ mit Rom, die alte Wünsche Italiens der Erfüllung nähert, verleitet in ein neues Schleswig-Holstein und belastet, um die Serben Peters und Nikolaß abzuhalten, das Grundbuch der östlichen Adriaküste mit einer italienischen Hypothek. Oesterreich-Ungarn hat Grund genug, sich aus dem londoner Konzert zu lösen; hat Kraft genug, ehe die letzte Gelegenheit ihm entgleitet, das vom Irrthum Verlorene zurückzuerobern. Aber es müßte zu stolz sein, um für Albanernewer, zu klug, um für eine Negation („Skutari nicht den Montenegrinern!“) zu sechten: statt für seine Position auf dem Weg nach Saloniki. Da es nicht wünschen kann, daß Wuth oder Hunger die Tschernagorzen zum Anschluß an das Königreich Peters treibt, bleibt ihm nur die Wahl, die Serbenmacht zu brechen oder sich zu befreunden. Zum Verhängniß müßte ihm werden, wenn es aus der Türkenmasse nur den Haß aller Rajahvölker heimbrächte und dem Weißen Zaren noch einmal auf den Thron der Slavenhoffnungshülfe. San Giuliano, der den Schwiegervater seines Königs nicht bändigen darf, überließe dieses undankbare Geschäft gern einem österreichischen Armeecorps. Dessen Sieg brächte der in Racconigi geweihten Politik italo-russischer Balkaneintracht reichen Ertrag: den Oesterreichern, die sechs Monate lang jedem Starken nachgiebig waren, den Ruf des kleinlich grausamen Bedrängers der Schwächsten und den Allslavenzorn, der das lockere Reichsgefüge zersfressen muß. Glaubt Oesterreich, sich zu Entschluß und Handlung fähig zeigen zu müssen, dann mag es, statt Italiens Büttel und Wegbahner zu werden, im Sandschat den zwei Serbenstaaten die Möglichkeit der Einung vermauern. Skutari? Eines Pyrrhus Sieg





## Die polnischen Bauern. \*)

In vierbändiger Roman ist nichts für die an die rasende Flucht wechselnder Wandelbilder gewöhnten Hirne von heute. Aber die „polnischen Bauern“ sind auch kein Roman, obwohl von einer Romanfabel durchflochten, die nichts spezifisch Polnisches hat, da sie im Bauernleben aller Länder nicht selten spielt: der alte Witwer heirathet eine junge Frau und entzweit sich dadurch mit seinen erwachsenen Kindern; daß ein verheiratheter Sohn einer der Liebhaber der schönen Stiefmutter ist, komplizirt den Fall. Aber die novellistischen Episoden haben Bedeutung nur als Bestandtheile einer Schilderung des polnischen Bauernlebens; sie ist von überzeugender Naturwahrheit. Wir sehen sie leibhaftig vor uns, diese Bauern eines Dorfes in Russisch-Polen, wie sie in den vier Jahreszeiten kümmerlich leben und mühsam arbeiten. Wir beobachten ihr Thun und Treiben, beinahe jeden ihrer Handgriffe in Haus und Hof, in Stall und Scheuer, auf dem Acker und im Wald; ihr intimstes Familienleben und ihre Seelen liegen aufgedeckt vor uns. Bei aller Armseligkeit und Mühsal kein Stumpf-sinn, keine Verkümmernng: Menschen voll Feuer und Geist, mit reicher Phantasie begabt, sangesfroh, jede Arbeit mit einem Liede begleitend, wilde Tänzer, gegen Nothe, gegen Widersacher zornmüthig aufbegehend, in der Leidenschaft jeder Unthat fähig; mit einem grausigen Kollektivverbrechen, einem Akt der Lynchjustiz an der Heldin des Romans, schließt der letzte Band. Diese Menschen denken nach über die Ereignisse und über ihre eigene Lage. Sie erkennen, daß sie von den Adelligen zu Revolutionen aufgehetzt und dann im Stich gelassen werden; auch dem Pfarrer stehen sie, bei aller Frömmigkeit, kritisch gegenüber. Sie beklagen ihre Unwissenheit; gern würden sie Opfer bringen für eine Schule, aber gegen die russische, die man ihnen aufdrängen will, sträuben sie sich: wenn die Gans brüllen wird wie ein Ochs, werden wir eine Schule bezahlen, in der nicht unsere Sprache geredet wird. Den tiefsten Eindruck hat auf mich das Walten des katholischen Glaubens in diesem Volke gemacht. Dieser Glaube versetzt die Seelen aus der drückenden, häßlichen Wirklichkeit in eine Phantasiwelt, in der sich die Heilige Geschichte und das Volksmärchen in Eins verweben. Dieser Glaube unterbricht das harte Alltagsleben mit Festen, an

---

\*) Die polnischen Bauern von W. G. Reymont. I. Herbst. II. Winter. III. Frühling. IV. Sommer. Berechtigte Uebersetzung aus dem Polnischen von Jean Paul d'Ardeschah. Eugen Diederichs Verlag in Jena.



denen eine weihvolle Stimmung auch die Rohsten ergreift und schon das friedliche Familienmahl zur heiligen Kommunionfeier erhoben wird. Dieser Glaube erhält auch im Verbrecher noch das Gewissen lebendig, macht gütig gegen Menschen und Thiere und erfüllt das Herz des alten Bettelweibes mit einem Reichthum edler Gefühle, um den sie ein Morgan beneiden könnte. Ist es nicht ein trauriges Verhängniß, daß zwei benachbarte Völker, die einander so schön ergänzen könnten, Deutsche und Polen, einander hassen? Karl Jentsch.



## Der Königssohn.

**I**m Palast zu Schebedze herrschte Bestürzung. Als die Großen des Reiches sich in des Königs Schlafgemach begeben hatten, um nach Brauch und Sitte dem Leber beizuwohnen, lag der König erschöpft in den Kissen und sein wie Ebenholz glänzendes Antlitz drückte Qual aus, die wulstigen Lippen zitterten, die breiten, unförmigen Hände streckten sich in kindischer Geberde ihnen entgegen.

Und doch näherten sich die Männer behutsam, langsam und fahenhaft; die Furcht, die der König ihnen einflößte, schien nur noch zu wachsen, da sie ihn so seltsam verändert vorfanden. Dämmerung und Rühle herrschten in dem Gemach, das bunte Rolläden vor der Gluth des Tages schützten; die goldenen Sterne an der blauen Decke funkelten matt, das bizarre Blattmuster der Tapete verwirrte sich vor den Blicken der Höflinge, die das Auge schweifen ließen, als halte es nicht dem Bilde Stand, das sich ihnen bot. Der schwarze Seidenmantel, den Mancher von ihnen über den weißen Gewändern trug, knisterte, der Athem dieser erschreckten Schaar ging fast hörbar, eine silberne Wanduhr, deren Zifferblatt mit zwölf Edelsteinen verziert war, tickte; sonst aber war jeder Laut verstummt, denn des Königs Lippen zitterten immer noch, als vermöge er kein Wort hervorzubringen, und gaben ihm den Anschein, als wolle er vor diesen Männern in hilflose Thränen ausbrechen. Da plötzlich durchdrang die Stille ein dünner, schneidender Wehlaut, als rühre unkundige Hand an eine Violinseite, und nun erst erblickten die Höflinge ein mißfarbiges Etwas, das auf dem niederen Kissenlager kauerte, dem erhöhten Prunkbett des Königs zur Seite. Sie wichen zurück, doch heftig winkte der Herrscher sie heran, und als sie ihn im Halbkreis umstanden, gewahrten sie, daß es eine verendende Rake war, die neben dem König lag und mit bösen Augen nach ihnen blickte. Es schien ein Räthsel, wie sie hierher gelangt sein mochte, denn Allen war wohlbekannt, daß der Herrscher diese Thiere haßte, an die sich für ihn eine unheilvolle Prophezeiung knüpfte. So



that sich nun auch Jeder hervor, die Rake zu entfernen. Sie faßten sie mit ihren Krückenstöcken an, daß sie zangengleich den zuckenden Thierleib umschlossen, doch entglitt er und fiel schwer auf das Lager zurück. Langsam näherten sie Hände und Arme, aber wie toll schlug das Thier um sich und röchelte schauerlich auf. Da vergrub der König das Haupt und sah nicht, wie der oberste Richter das Thier beherzt auf seinen Schild hob und mit höhnischem Lächeln davontrug, wie auf einem silbernen Teller. Dabei flatterten die rothen und gelben Federchen seines Nacken- und Kopfsputzes, daß Alle, die ihn sahen, nachher aus sagten, ihnen schien, als sei eine Flamme aus des Königs Schlafgemach gedrungen, die sich anschickte, das Reich in Brand zu stecken. Der König aber verließ nicht mehr das Lager, weil er wußte, daß seinem Leben Gefahr drohe, nun das Zeichen mit der Rake eingetroffen war. Er meinte, ihr zu entgehen, umschlossen ihn die vier Mauern seines Gemaches, vor dessen Thüren eine starke Wache aufzog. Auch nahm er kaum Nahrung zu sich aus Angst, Gift könne den Weg über seine Schwelle finden. Uebermannte ihn der Hunger und wurde die Lockung der aufgestellten Speisen zu groß, so befahl er seinen Höflingen, davon zu essen, beobachtete ihre Mienen und machte sich, ausgehungert und wild wie ein Thier, über die Reste her, die er ihnen entriß. Keinen gab es, den er nicht verdächtigte, ihm nach dem Leben zu trachten, denn Einer von ihnen mochte die Rake in den Palast geschmuggelt haben. Weil er die Männer, die er durch seine harte Regirung gegen sich aufgebracht wußte, ängstlich und feig geworden, jetzt nicht persönlich anzugreifen wagte, so hielt er sich an ihre Gefolgschaft. Und aus der Dämmerung der weißen Mosquitoneze, aus der sich des Königs Silhouette schattenhaft hob, drang manch eilig gefertigtes Todesurtheil in die Hallen und Höfe des Palastes, daß es war, als sollte ein Wall abgeschlagener Köpfe des Königs Gemach vor Gefahr hüten. Der oberste Richter war der Vollstrecker dieser wahnwitzigen Urtheile, die sich häuften, daß im Palast kaum mehr eine Familie war, die des Königs Grausamkeit nicht traf. Scheinbar unbewegt, waltete er seines Amtes, aber als der Geruch des Blutes das Volk zu erhitzen begann, auf hohen Hölzern am Marktplatz und vor den Thoren die Geföpften zu Duzenden zur Schau standen, die Aasgeier wie eine Wolke über der Stadt schwebten, da wußte er seine Stunde gekommen, mit entblößtem Schwert drang er furchtlos und allein in des Königs Gemach und hieß ihn sein Lager verlassen. Und nun, in äußerster Gefahr, geschah Seltsames mit dem König.

Die Feigheit fiel von ihm ab, wie die Decken, die seinen zitternden Leib umhüllt hatten. Sein Antlitz wurde starr und bewegungslos. Er erhob nicht einmal die Stimme, die seine Soldaten herbeirufen konnte. „Die Rake?“ forschte er, als schiene ihm Das allein noch wissenswerth. „Die schaffte ich auf Euer Ruhelager“, entgegnete lächelnd der oberste Richter. Der König nickte und wandte sich mit einer trägen und gleichgiltigen Bewegung dem Fenster zu, als wolle er nicht dem Mann in das Gesicht schauen, der nun an ihm Gericht übte. Dabei streifte sein



Blick die silberne Uhr. Dieses moderne Erzeugniß, Geschenk eines europäischen Herrschers, schien plötzlich sein Interesse zu wecken; er hob nochmals den Blick und gewahrte, daß die Spitze des Zeigers auf einen blutrothen Rubin wies. In diesem Moment sank er, im Rücken getroffen, zu Boden. Als die Leute zuströmten, des Königs Leichnam hoben und sich sonst noch zu schaffen machten, um die Spuren der Bluthat zu tilgen, thaten sie demüthig und unterwürfig gegen den Mann, den sie des Königs Mörder wußten; denn sie meinten, er würde sich kraft seiner That zum Herrscher aufwerfen. Aber der oberste Richter schritt ins Frauengemach, zerrte unter dem Gezeter der Weiber den jungen Sohn des Ermordeten vor das Volk und hieß es seinem König huldigen. Der Knabe an seiner Hand war nur die sanften, thierischen Liebkosungen der Frauen gewöhnt, blickte zu Boden und wußte nicht, was diese Schaar, die heulte und brüllte und bei seinem Anblick vor Freude rasend zu werden schien, von ihm wollte. Er spielte mit den bunten Kugeln, an denen er einen Kompaß um den Hals trug, wendete den schlanken Hals wie ein Reh und endlich schlug er die Hände vor das Gesicht, als schämte er sich der Dreistigkeit der vielen Blicke, die auf ihm ruhten. Aber vollends diese Geberde erschien dem Volk, das unter argem Druck geschmachtet hatte, liebenswürdig und hinreißend.

Alle strömten herbei. Jeder wollte den jungen König sehen, anfaßten und sprechen hören, bis das Kind verschüchtert ihnen ent schlüpfte. Schutz suchend vor dem Unbegreiflichen, das die Leute mit ihm vorhatten, war es nach des Vaters Gemach geflohen, das es nur selten betreten hatte, und schmiegte sich verstohlen in einen der langen weißen Vorhänge, die von dem Betthimmel hingen. Und weil der Vater ihn nicht davonwies und auch mit keinem Wort wehrte, sondern stumm und still auf dem Lager ruhte, begann der Knabe, Vertrauen zu fassen und zu dem Vater zu plaudern. Es machte ihn stolz, daß Der so geduldig lauschte; er kramte allerlei Dinge hervor, worüber die spielenden Weiber nicht Bescheid gewußt hätten, that auch manche Frage dazwischen. Daß der Vater schwieg, beirrte ihn nicht, sondern muthete ihn nachdenklich und feierlich an, da er das Lärmen des Frauenhauses gewöhnt war, wo den Tag über ununterbrochen geschwätzt wurde, Musikdojen und Orchestrions spielten und zahme Vögel betäubend krächzten. Auch kam es ihm nicht in den Sinn, daß der Vater schlafe oder tot sein könne, denn wie die Priester auf eine seltsame dreieckige Zeichnung wiesen, die sie Gottesauge nannten und von dem sie aussagten, es durchdringe die geheimsten Gedanken, meinte der Knabe bei sich, auch sein Vater, von dem Blut- und Heldenthaten im Munde der Frauen kreisten, besitze wunderbare und machtvolle Kenntniß von Allem, was sich abspielte, und hinter der weißen Gardine, die er nicht zu verrücken wagte, glaubte er des Vaters mächtiges Auge gottgleich auf sich und Aller Thun gerichtet. Und eben, weil der Vater, vor dem er, wie die Anderen, unbändigen Schrecken empfand, seinem Redefluß nicht wehrte, wuchs und wuchs des Knaben Freude, er empfand stolz und stark die



Gemeinsamkeit mit dem Höchsten im Land und fühlte zugleich solch eine süße Liebe in seinem Herzen für den Vater, daß ihn dieses Gefühl seltsam betäubte. Das Blut freiste lebhafter in seinen Adern, die Augen glänzten und das wollige, runde Haupt lehnte sich vertrauensvoll an die Gardine, als schmiege es sich in des Vaters Umarmung. Als er so benommen saß, denn die Uebermacht der Empfindungen hatte seine flinke Zunge endlich zum Verstummen gebracht, öffnete sich die Thür: und in das stille Gemach ergoß sich ein Menschenstrom. Zoré, der Knabe, drückte sich tiefer noch in sein Versteck; da sah er, wie diese Meute sich an den König heranmachte, die Gewänder ihm vom Leib thaten, ihn in Tücher und Binden wickelten, ohne daß er sich wehrte. Und jetzt erst begann er, nicht zu fassen, warum der König schwieg; auch zu Jenen schwieg. Oder spielte sich etwa eine Cérémonie ab, von der er nicht Kenntniß besaß? Er streckte sich auf den Fußspitzen, schob die Gardinen auseinander, die er umkrampft hielt, mit tiefen Athemstößen hob sich seine Brust, daß die Kompaßnadel an seinem Hals wirbelte, und nun sah er gerade in das Antlitz des Toten. Der Knabe schrie gellend auf und stob wie ein Pfeil durch die Reihen der Männer, die sich vor ihm theilten.

Drei Tage und drei Nächte fand man den Königssohn nicht. Damit das Volk nicht murre und sich erhebe, sorgte man, daß die Nachricht seines Verschwindens nicht aus dem Palast drang. So suchten sie nach ihm erst, wenn Mitternacht war und Schlaf die Stadt umfängen hielt. Da huschten sie aus heimlichen Pforten, hielten die Fackeln in Schonkrügen verborgen und leuchteten vorsichtig die Wege ab, die in die Weite führten, durchsuchten die Euphorbiengebüsche und stiegen in die Höhlen hinab, in denen sie, eine Beute der Raubthiere, die Reste des königlichen Knaben zu finden meinten. Als aber der dritte Tag sich neigte, der rasche Uebergang zur Nacht sich vollzog und das Kreuz des Südens an dem Firmament aufflammte, stand Zoré mitten im Frauengemach, wo die Weiber auf den Teppichen hockten, während häßliche Buhalosklavinnen in ihrem Rücken Fächer an langen Seilen bewegten. Die Weiber stoben empor wie ein Flug bunter Vögel, drängten sich schnatternd an den Wiedergefundenen, überhäuften ihn mit Zärtlichkeit; plötzlich erinnerten sie sich, daß dieses Kind nun ihr König sei, warfen sich zu Boden und spähten demüthig zu ihm empor, während die Zärtlichkeit, die in ihren Zügen stand, sich blitzschnell in einen lauernden Ausdruck von Verschmähtheit wandelte. Des Knaben Mutter trug schwarzgefärbte Gewandung und war zarter und edler gebaut als die anderen Frauen. Ihr junges Antlitz mit dem sanften Blick war beinahe hübsch zu nennen, sie sah wie des Kindes ältere Schwester aus; scheu und hilflos stand sie fern, als wage sie aus irgendeinem Grund nicht, sich dem Sohn zu nähern. Aber Zoré schritt über die Anderen hinweg auf sie zu. Alle erhoben sich mit halbem Leib und die Buhaloweiber zogen die Schnüre der großen lautlosen Fächer und lauschten nach Kräften, was der Knabe sagen werde. Da klang seine



Stimme, die sie Alle kannten wie das Knurren ihrer Aeffchen und das Krächzen der buntgesiederten Vögel, die frei über ihren Köpfen flatterten, die sie kannten wie die Sprache des Windes in den Granatapfelsträuchern und das Surren der rosarothten Heuschreckenschwärme, die wie Schneewolken von den Bergen kamen und über ihre Dächer strichen. Aber es war des Knaben Stimme kaum mehr. Sie war hart und schrill geworden, daß die meisten Weiber erschrocken auf ihren Knien verblieben und die anderen die straffen Puntaschnüre leer in den Händen spielen ließen.

Der Knabe trat beinahe drohend an seine Mutter heran und fragte: „Wer hat meinen Vater, den König, getötet?“ Und Alle wußten, daß es der oberste Richter war; weil aber des Königs Witwe in ihrem Blute Schwäche für den kühnen Mann trug, den sie sich, ehe ihre Witwentrauer abgelaufen war, zum Gatten erkiesen würde, so schwiegen die Weiber und des Knaben Mutter entgegnete: „Blume, die aus meinem Herzen sproß, gieb Dich zufrieden und trachte nicht, Rache zu nehmen! Dein Vater erlag einem hitzigen Fieber. Auf seinem Prunklager ist er gestorben. Hast Du ihn nicht mit den dunklen Sternen Deiner eigenen Augen ruhen gesehen?“ Und hastig fügte sie noch hinzu: „Lag ein Schwert auf der Schwelle und sahst Du Blut aus des Königs Wunden fließen?“ Da hob sich die kleine schlanke Gestalt der Königin zuversichtlicher; ihre Weiber aber neigten sich, weil sie Freude an der Lüge hatten und allen ein grinsendes Lächeln im Antlitz stand. Der Knabe entgegnete nichts mehr. Doch stahl er sich aus dem lauen, duftenden Frauengemach und betrat den Gebäudeflügel, den der Vater bewohnt hatte. Unruhig wanderte er im Schein einer europäischen Moderateurlampe in dem Sterbezimmer auf und nieder, als suche er nach den Spuren des vergossenen Königsblutes, und als seine Glieder ihn nicht mehr trugen (denn in den drei Tagen und Nächten war er wie das gehegte Thier durch die Weite gestreift), warf er sich auf die Galla und entschlummerte. Aber vor des Knaben Thür kauerte die Mutter, die Angst hatte und sich sorgte um ihr Kind und auch um den Mann, der viel bei ihr galt.

Am nächsten Tag war die Bestattungsfeier, der Zoré mit gerunzelter Stirn beiwohnte, als ahne er, man verberge ihm ein Geheimniß. Priester in goldenen Mänteln, die bis an ihre nackten Füße reichten, hielten Prunkschirme über die Bahre, Weihrauchdampf und der Schall einer grellen und betäubenden Musik hüllten alle Geschehnisse in Mystik und Verworrenheit. Als man die Leiche in das Steingrab gesenkt und weiße Tücher über die Fliesen breitete, die in flatternder Bewegung gehalten wurden, um den bösen Blick von dem Toten zu bannen, schien es, als schwänge sich friedlich und schön ein Flug von Tauben aus Dunst und Lärm zum Himmelsblau empor. Nach der Bestattung zog sich der junge König wieder in des Vaters Gemach zurück und Keiner durfte ihm nahen. Manchmal saß er in Thränen und oft brütete er finster vor sich hin. Denn daß ihm der Vater genommen war, daß



er nicht mehr lebend vor ihm lag, als sein Herz laut und sehnächtig zu ihm gesprochen, erfüllte ihn mit tiefer Trauer.

Die Höflinge sahen den seltsamen Gemüthszustand des Knaben mit Sorge, denn niemals noch hatte man Aehnliches an einem von ihnen beobachtet; nur von dem Erbfeind, den Engländern, ging die Kunde, sie wüßten sich oft so in Melancholie zu versenken, daß diese einer Krankheit glich. Sie meinten aber, man müsse nur eine Weile Geduld üben; auch hegten sie, so schwach und hilflos er schien, irgendwie eine geheime Angst vor dem Erben eines Königs, der sie in harter Faust gehalten. Plötzlich und mit Ungeßüm konnte der tote König in seinem Sohn erwachen.

Dem Volk verbarg man, was sich im Palast abspielte. Ihm wurde gesagt, der junge König habe sich zurückgezogen, um weise Ueberlegung zu pflegen, wie es einem Nachkommen Salomons gezieme (eine Abstammung, deren sich das Geschlecht ihrer Könige rühmte); er bedenke die große Aufgabe, die ihm bevorstand, seine einzige Erholung und Zerstreuung bilde das Spiel mit Zinnsoldaten; täglich liefere er den Engländern mörderische Schlachten, Helden- und Kriegsthaten würden dereinst seine Regierung zieren.

Unterdessen flatterten die Zügel der Verwaltung. Die Königin verstand nichts davon und war vollauf mit der Leitung eines Hotels beschäftigt, das sie in der Stadt besaß und das ihre Einkünfte mehren sollte. Ihr Günstling dagegen mied den Vordergrund. Sein Plan, sich des Reiches zu bemächtigen, war listig und weitsichtig angelegt; er harrete, bis man ihn selbst in Drang und Noth berufen würde. In dieser Zeit nun saßen die Fremden festen Fuß in der Stadt. Die Ansässigen erwarben käuflich Land, was ihnen zuvor verwehrt worden war, Handelsverträge wurden geschlossen, die Zölle in lazer Weise eingehoben, so daß ein Zußtrömen von allerlei Handelstreibenden erfolgte und ein Ring von Europäern sich immer enger um die schwarze Bevölkerung schloß. Das Volk ließ es bedrückt geschehen, denn es wußte keinen Führer wider die Feinde, es lebte mühsällig und argwöhnisch dahin, seine Frauen befränzten sich nicht das Haar und die Männer feierten keine Gelage. Das Hotel und Kaffeehaus in der Stadt wurde von den Eingeborenen gemieden und ihr Freudenruf: „Jlililil“, der manchmal Nächte lang zu hören war, wie das Zirpen der Grillen und das Gurren der Holztauben, war nun verstummt.

Im Palast begann sich eine Partei zu bilden, die dem obersten Richter und seinem heimlich gewonnenen Einfluß feindsällig gesinnt waren. Sie bemühte sich, die Melancholie des Königs zu bannen. Da ihr der Zutritt in das einzige Gemach, das den Knaben umschloß, immer noch verwehrt blieb, sandte man seine Mutter zu ihm. Erst weinte sie mit ihm, weil ihr Herz voll Sorge war, oder einfach, weil sie seine Thränen fließen sah; dann schmeichelte und spielte sie um ihn herum, that in der Einsamkeit die Trauergewänder ab und hüllte sich in bunte, leuchtende Stoffe, die ihr wohlgefielen, tanzte, zwitscherte und blies auf



Dem elphenbeinernen Pfeisſchen, das ihr vom Hals hing. Alles, wie ſie ſagte, um den Trübsinn von der Stirn ihres Kindes zu ſcheuchen. Er aber blickte kaum nach ihr hin. Hierauf führten ſie des verſtorbenen Königs Leibroß an den Fenſtern des Gemaches vorbei. Während der Leichenfeier ſollte es hingeſchlachtet werden und ſchon ſaß ihm ein Streich in dem Nacken; das Thier bäumte ſich hoch auf im Schmerz und mit jedem ſeiner ſilberbeſchlagenen Huſe zerſchmetterte es den Schädel eines der Schwarzen, die es hielten. Sein Auge flammte und Dampf entſtieg den Nüſtern wie eine Rauchſäule. Da hatten ſie von ihrem Vorhaben abgeſaſſen und das Thier blieb am Leben. Als es an des Königs Sterbegemach vorbeigeführt wurde, wieherte es heftig. Da zeigte ſich das ſchmale, verweinte Antliß des Knaben am Fenſter; und plötzlich begehrte er, daß man das Roß für ihn ſattle. Er ritt davon in Begleitung nur eines geringen Dieners, der ſeine Waffen trug. Aber auf den flachen Dächern des Palaſtes ſammelten ſich deſſen Bewohner und blickten, wie nach einem Wunder, das ſich begeben, nach der ſchlanken dunklen Silhouette des Kindes, das ſich auf dem Schimmel eilig entfernte. Sie verharrten Stunden lang auf ihrem Späherpoſten. Die Sonne ſank in einen gluthfarbigen Himmel, dann kamm der Mond empor, das Waſſer der großen Ströme rauſchte durch die Nacht und hinter den Stadtthoren hörte man die Hyänen und Schakale heulen. Schon bemächtigte ſich Angst der Leute, die ſich immer dichter ſchaarten und heftig geſtifulirend nach dem Bergland der Ferne und dem Silberſaum der Wüſte wiefen, als das Pochen der Huſe vernehmbar wurde. Der Knabe ſprang vom Roß und in dem ſtarken Mondſchein konnten ſie die breite Narbe am Widerriß gewahr werden, die einen Rubinengeſchmeide glich. Sie konnten auch ſehen, daß in des Dieners Angeſicht ſaſſungsloſes Entſetzen ſtand und des jungen Königs Züge traurig und gequält blieben wie zuvor. Und als ſie ſeinen Begleiter zum Sprechen bewegten, waß ihnen erſt nach dringendem Befragen gelang, erfuhren ſie, daß der Knabe ſich von ihnen wenden und fliehen wollte und ſein Roß deßhalb zu immer behenderer Eile anſpornte. Da hatte der ſchwarze Diener mit Aufbietung aller Kräfte die Verfolgung aufgenommen, das Roß, das wie ein großer ſchimmernder Vogel voranſauſte, erreicht und dem Knaben bedeutet, er müſſe ſich vor deſſen Augen ins Schwert ſtürzen, würde ihm Uebles geſchehen oder wolle er nicht in den Palaſt heimkehren. Jener hatte bloß traurig und ſchweigend nach ihm geblickt und fügsam den Heimweg angetreten.

Aber ſeitdem ritt er nicht mehr.

Nun verſuchten die Höflinge ein letztes Mittel, ſolchen Wahn und Zauber zu zerſtreuen. Sie wählten ein Weib, das in den Offenbarungen ſeiner Schönheit des Königs noch verſchloſſenes Herz einnehmen ſollte. Es war älter als er, von fremder Raſſe und kein jungfräuliches Weib mehr; aber in Verführungskünſten wohlbewandert, ſchamlos und klug zugleich. Die Frauen nöthigten ſie in ihren Kreis, jalbten ihren elphenbeinhellen Leib, daß er wie ein Gewürzſchränklein duſtete,



und die Königin selbst streute Goldplättchen in ihr langes Haar. Ihre Hände zitterten bei dem Geschäft, daß die kostbare Zierath zum Theil auf den Teppich glitt; denn ihr Sinn war von Zwiespalt zerrissen. Sie wünschte nicht, daß ihr Sohn in Stumpfheit verharre; aber der Günstling sollte mit königlicher Macht an ihrer Seite gebieten, die nur ein Spielzeug war in der Hand eines thörichten Knaben. So blickte sie mit Mißtrauen zu der hochgewachsenen Fremden empor, die sich anschickte, ihr den Knaben zu rauben, und vielleicht einen erhitzten Mann ihrer Umarmung entließ, der Allen zum Unheil wurde. Als man dem Weib bedeutete, sie müsse sich hüllenlos dem König nahen, warf sie einen geringschätzigen Blick auf die Rathgeberinnen und barg sich, so dicht sie konnte, in einen Mantel, der neben ihr lag. Es war ein Gewand der Königin. Und hochgehobenen Hauptes schritt sie nach dem Gemach, das man ihr wies. Die Anderen, ihr im Rücken, flüster-ten hämische und böshafte Redensarten, obwohl Manche im Herzen ihr den Weg neideten.

Der König lag auf der Galla und that, als schliefe er, da er das Weib eintreten sah, das er dem Gewand nach für seine Mutter hielt. Die Fremde aber schritt unbekümmert heran und stellte sich, von der Gardine halb verborgen, auf den Platz, von wo das Kind zu seinem toten Vater gesprochen hatte. Dort verharrte sie regunglos; nur ihre Blicke glitten wie sprühende Schwerter über den Ruhenden hin, daß er gleichsam Schmerz zu empfinden begann, blinzelte und plötzlich das Auge voll öffnete.

Und sie sagte: „Da ruht der Schwächling wie ein Saugpüpplein auf dem Lager seines ermordeten Vaters...“ Joré taumelte empor wie von einer Schlange gebissen. Höhnend fuhr das Weib fort: „Seines Vaters Blut, das auf dieser Schwelle floß, ist ihm Haschiß und Balsam zugleich; er träumt wie ein junger Sigwabaum, an dessen Wurzeln schon das Feuer frißt, und weiß nichts davon.“

„Wer sagt, daß mein Vater ermordet wurde?“ schrie der Knabe.

Sie hob die Achseln: „Jeder, den Du befragen magst; nur Deine Mutter und den obersten Richter frage nicht, denn diese Beiden wissen zu gut Bescheid!“

Da brüllte der König auf, daß es gräßlich und triumphirend zugleich klang. Denn alle Schwäche war von ihm genommen, Schaum stand ihm vor dem Mund, seine Augen schossen Wuth und die Haut an Gesicht und Armen glänzte, als bräche aus allen Poren Schweiß.

Und plötzlich war das Weib allein in dem Gemach. Doch ohne Reue sah sie ihre Beute scheiden. Sie hatte den König geweckt. Der Mann harrete noch ihrer und sollte ihr die Krone auf das Haupt setzen. Da hob sie die Arme, als senkte sich nun ein Geschieß über sie herab, nach dem sie begierig langte, die Gewänder glitten nieder und hingerrissen begannen ihre kleinen nackten Füße einen Tanz, lautlos wie der Flug der Schmetterlinge...

Wien. E m a n u e l a B a r o n i n M a t t l - L ö w e n f r e u z.





## Amerikanische Geschichte.\*)

**G**eschichte sollte inmitten des Volkes und des Lebens stehen. Sie hat nicht nur das stolze Amt, ruhmreiche Thaten und glücklich vollbrachte Pläne der Erinnerung zu erhalten. Sie soll auch belehren, soll Altäre errichten und auf ihnen die Leuchten der Erfahrung aufflammen lassen, auf daß sie beschrittene Pfade belichte und auch Bahnen, die zu betreten noch nie versucht wurde. Der Geschichtschreiber ist auch eine Art Prophet. Unsere Erinnerungen führen uns. Sie vermitteln uns die Kenntniß unseres Charakters, lassen uns seine Stärke und seine Schwächen ermessen: und damit gewinnen wir eine Richtschnur für unser Streben, empfangen unsere Warnungen und unsere Fackeln der Hoffnung. Wir erfahren, welcher Art von Volk und Nation wir angehören, und wir ahnen, welche Art von Menschen wir sein sollen.

Das offenbart sich nicht nur in den Geschichten der Nation. Der letzte Kern nationaler Geschichte ist die Lokalhistorie. Wenn Idylle nicht wahr wären, könnte es keine Epen geben, — und keine Vaterlandsliebe, wenn es keine Heimath, keine Nachbarn und keinen ruhigen Kreislauf der bürgerlichen Pflichten gäbe; ich für meinen Theil wundere mich nicht, daß gelehrte Männer, denen ein größeres Wirkungsfeld offen stand, auf dem alle Augen ihre Verdienste gewahrt hätten, doch vorzogen, ihr ganzes Dasein den eintönigen, verworrenen Chroniken irgendeines Landstriches zu widmen, wo es nichts gab als eine alte Kirche und ein armsäliges Dorf. Die Geschichte einer Nation ist nur die mit größeren Buchstaben geschriebene Geschichte ihrer Dörfer. Man wundert sich nur, daß viele Verfasser von Lokalgeschichten in ihrem Stoffe nicht mehr sahen, als sie zu erzählen suchten. In diesen alten Dörfchen, den Vorläufern der Städte, in diesen kleinen Gemeinden, die abseits stehen und doch ihr junges Leben der Nation darbringen, ruhen für wache Blicke Stoffe der Romantik und der Dichtkunst. Dort findet der forschende Blick Liebe, Werben um Liebe und das ernste Leben tiefer Hingabe. Wie viel Kraft, wie viel kühne Anstrengung waltete bei der Ausforstung der Wälder, wie viele Hoffnungen und wie viel Entdeckungsfreude begleitet die erste Erforschung der nächsten Berge; wie viel Sehnsucht kam und ging mit den Schiffen drunten am Ufer, wie viel irdischer Stolz wirkte in dem Ehrgeiz der Gemeinde und wie viele göttliche Gedanken durchschwebten die Stille jener ländlichen Kirche! Den Werdegang vom Dorf zur Stadt konnte nur ein stetig wachsender Strom harter und zäher Bemühungen voll-

---

\*) Fragmente aus dem Band „Nur Literatur; Betrachtungen eines Amerikaners“, der bei Georg Müller (in einer vom Herrn Hans Winand sorgsam und fein hergestellten Uebersetzung) erscheint und das Weltbild und das Strebenziel des Mannes entschleiern, der für das nächste Jahrtausend den Geschicken der Vereinigten Staaten präsidiert.



enden: und dramatischer Kampf tritt in dieses stille Ringen, wenn die Anlage sich dehnt und wächst und Schritt vor Schritt sich zu Staaten erweitert. In den Fäden dieses Gewebes liegen alle tiefen Farben der menschlichen Geschichte verborgen, die lebensvollen Züge der Wirklichkeit und der Spiegel des Volksdaseins.

Lokalgeschichte kann in ihrer Schilderung gewiß tödtlich langweilig gemacht werden. Man hat oft das Gefühl, daß die Männer, die diese Art von Geschichte rekonstruiren, nur mit ausgedörrtem Material bauen; als wäre Das nöthig, um das Werk dauerhaft zu machen. Der Fehler liegt nicht im Stoff. Auch Nationalgeschichte kann schlecht geschrieben werden, wenn der Schreiber darauf bedacht ist, seinen Stoff gründlich auszutrocknen. Das ist vielleicht etwas schwieriger, weil es schwer zu vermeiden ist, in den Annalen nationaler Politik das Walten großer Kräfte zu verhüllen und Strömungen zu verwischen, deren Fluß vielleicht die Atmosphäre ganzer Erdtheile veränderte. Schon die Größe des Maßstabes giebt der Schilderung eine gewisse Würde und Getragenheit. Aber trotzdem bringen es Manche fertig, langweilig zu sein, wenn sie von Schöpfungen des menschlichen Willens sprechen. Die Abfassung lokaler Geschichte ist verhängnißvoll einfach. Manchen Ortsgeschichten fehlt jede Bedeutsamkeit; sie scheinen ohne Horizont und Perspektive. In der Geschichte jeder Gemeinschaft giebt es unzählige Ereignisse, belanglose Einzelheiten des Geschehens, die, sind sie einmal vorüber, keinen Menschen mehr angehen und mit Anstand in Chroniken beerdigt werden können. Die einzige lebensfähige Art von Lokalgeschichte ist eine, die mit offenen Augen geschrieben wurde, die einen Horizont und Perspektive besitzt. Manchmal mag es geschehen, daß in den Annalen einer kleineren Gemeinschaft irgendein seltsames Abenteuer beschlossen liegt, das auf diesem Schauplatz Anfang und Ende erlebte; aber Das ist ein seltener Glücksfall, der inmitten von Milliarden anderer Geschehnisse vereinzelt dasteht und vielleicht Anspruch darauf hat, für sich allein und um seiner selbst willen erzählt zu werden. In der Regel liegt die einzige und tiefere Bedeutung der Lokalgeschichte in dem Umstand, daß sie Theil und Glied eines größeren Ganzen ist. Sie gleicht einem Gasthaus an einer Landstraße, einer Station auf weiter Reise. Sie ist ein Punkt, den die Nationalgeschichte passirte. Die Menschheit hat dort Halt gemacht und kurze Zeit gerastet. Die Bedeutung der Lokalgeschichte im Verhältniß zur Nationalgeschichte ist die Bedeutung eines Theiles im Verhältniß zum Ganzen. Das Ganze kann ohne Theile nicht bestehen und kann nicht verstanden werden, wenn nicht auch die Theile verständlich sind. Lokale Geschichtsschreibung untersteht der Nationalgeschichte nicht anders als jede Seite eines Buches dem Buche selbst. Auf keiner Seite wird man den ganzen Inhalt des Buches finden, aber jede Seite birgt einen Theil des Gesamtinhaltes. Selbst wenn die Geschichte einer einzelnen Gemeinde der Geschichte einer anderen Gemeinde genau gleiche (was unmöglich ist), hätte sie ein Recht, zu



Wort zu kommen: und sei es auch nur, um die Geschichte der Nachbargemeinde zu bestätigen und sie als einen authentischen Theil in der Chronik der Rasse und der Nation zu beglaubigen. Die Alltäglichkeiten im Leben eines Volkes walten auch in den großen Elementen ihrer Existenz. Sie können in ihrem Wesen nie klar genug ergründet werden. Denn auf diesem Wege wird Geschichte zuverlässig und vermag einer dauernden Betrachtung Stand zu halten.

Die nationale Geschichte Amerikas zeigt ihr eigenes großes und weites Muster, das in seiner vollen Ausdehnung und Mannichfaltigkeit nur erkennbar wird, wenn der Stoff unseres nationalen Lebens in breiter Fläche und großem Maßstab vor uns ausgebreitet wird. Die Einzelheiten der Musterung aber, die individuellen Fäden des gewaltigen Gewebes werden nur in der Lokalgeschichte gefunden. Dort sieht man, in welcher Art die einzelnen Fäden in zarter Abtönung sich verschlingen, gewahrt die besonderen Feinheiten des Musters, sieht goldene Fäden neben baumwollenen, feine neben groben, Farbe neben Farbe. Das giebt der lokalen Geschichte Leben und Bedeutung. Und zugleich wird sie zu einem lehrreichen Prüfstein für ihren Antheil am Leben der Nation. Bei manchen Gemeinschaften finden wir eine restlosere und innigere Theilnahme am Nationaldasein als bei anderen. Um gleich ein Beispiel aufzugreifen: die Lokalgeschichten der Mittelstaaten der Union, die Geschichte New Yorks, New Jerseys und Pennsylvaniens ist im Organismus der Nation ein wichtigerer Theil als die Geschichte der neu-englischen Gemeinschaften oder der verschiedenen Staaten und Landstriche des Südens. Ich weiß, daß Dies vielen amerikanischen Ohren wie eine Reklerei klingen wird; ich weiß, daß ich damit der allgemein anerkannten Lehre widerspreche. Aber Anerkennung, wie allgemein sie auch sein mag, ist kein Beweis für die Richtigkeit einer Lehre.

Die nationale Geschichte der Union wurde zum größten Theil von Neuengländern geschrieben. Ihnen gebührt die Ehre, die ihnen zuerkannt wird. Ihre Gelehrsamkeit und ihr Charakter haben ihnen unter den großen Namen unserer Literaturgeschichte ehrenvolle Plätze gesichert; und kein gerechter Mann wird versuchen, ihren wohlverdienten Ruhm zu schmälern. Aber trotz Alledem haben sie unsere Geschichte nur von einem Standpunkt aus betrachtet. Von ihrem Standpunkt aus erscheint die ganze große Entwicklung Nordamerikas wie eine Ausdehnung Neuenglands. Alle anderen Elemente werden in dieser Darstellung an die Peripherie des großartigen Prozesses verwiesen, durch den der Puritaner die Entwicklung und Verfassung der Nation schuf. Der Puritaner ist es, der auszog und Länder eroberte; er ist der Held des Schicksals, der Typus und die Verkörperung eines ausgewählten Volkes. Und ähnlich ergeht es dem Geschichtschreiber des Südens, wenn er seine Schilderung bis zum Höhepunkt führt: bis zu dem letzten Sturm und der letzten Bedrängniß in der Tragödie des großen Krieges. Ihm werden alle Ereignisse zu Bausteinen für



eine Geschichte der Unterdrückung des Südens. Trotz der bedeutsamen Mitarbeit des Südens bei der großen Aufgabe der Bildung einer Nation, trotz der langjährigen Führung der nationalen Geschichte durch aus dem Süden stammende Staatsmänner, trotz der Mitarbeit bei der Eroberung des Westens wurde der Süden stets übergangen, in den Hintergrund gedrängt, ausgeschlossen und vernichtet. Die Geschichte der Vereinigten Staaten war, so lernten wir, von der Besiedelung Jamestowns bis zur Uebergabe von Appomattox nur ein einziger langwieriger Kampf um die Oberherrschaft, die zwischen Neuengland und dem Süden ausgetragen wurde; und das Ende dieses Kampfes kennt Jeder. In diesen heroischen Sagen der Mühsal und der kühnen Thaten, da die Bevölkerung gleich einer Armee das Festland durchzog und ihre Lagerstätten immer weiter vorschob, tobte unter allen Breitengraden nur Kampf. Er begleitete den großen Strom, folgte den leicht ansteigenden Steppen bis hinauf zu Schneegipfeln der Rockies, wüthete jenseits von ihnen in den Goldfeldern und in den grünen Ebenen Kaliforniens. Und überall rang die Nation um die Herrschaft: bis der entscheidende Zusammenstoß kam, bei dem das aus den Gebilden Neuenglands stammende harte Volk siegte.

Das ist eine höchst dramatische Form der Geschichtsdarstellung; man möchte fast wünschen, daß sie wahr wäre. Welche schöne Einheitlichkeit würde dadurch unserem Epos verliehen! Aber die Wahrheit fesselt vielleicht noch mehr. Die Entwicklung einer Nation kann nicht auf so einfache Bedingungen zurückgeführt werden. Die zwei großen Mächte, Nord und Süd, hatten sich bei der Eroberung unseres weiten Erdtheils gebildet und standen vor der Nothwendigkeit, sich zu vereinigen oder zu überwinden. Aber die Männer, die vom Norden auszogen, waren kein unvermishtes Volk; sie kamen eben so aus den großen Mittelstaaten wie aus Neuengland. Ihr Zug nach dem Westen war eben so wenig ein Erzeugniß Neuenglands oder New Yorks oder Pennsylvaniens oder New Jersey, wie etwa Massachusetts ein Erzeugniß Altenglands gewesen ist oder wie Neuholland ein Erzeugniß Hollands war. Die Bevölkerung des Südens aber, denen diese Eroberer an den westlichen Flüssen und auf den offenen Prairien begegneten, war gleich ihnen durch die rauen Lebensnothwendigkeiten des Grenzerlebens umgeformt. Eine Vermischung von Völkern, eine Umwandlung von Anschauungen und Bräuchen, ein neuer Schatz von Erfahrungen und Anpassungen inmitten eines neuen Lebens auf dürrer, unbebauter Ebene oder in fernen Thälern zwischen jungfräulichen Urwäldern, ein neues Temperament, ein neuer Abenteurergeist, eine neue Entbehrungslust und eine neue Lebensbetrachtung: da sind die charakteristischen Eigenthümlichkeiten der Sage, da die Nation sich über das Land ausdehnte und aus einer Gruppe von Kolonien zu einer Staatenfamilie wurde.

Die Pässe der östlichen Gebirge waren die Lebensadern unseres nationalen Daseins. Der wahre Odem unseres Wachstums und unserer



Mannheit berührte uns zuerst, als unsere Pioniere auf den Gipfeln dieser östlichen Berge standen und auf einen neuen Erdtheil hinabblickten, der dem Zug nach dem Westen noch offen war. Auf dem Laufe ferner, im Sonnenlicht blizender Flüsse zu Füßen der Hügel und weithinaus auf den breiten Gefilden an den fruchtbaren Ufern des „Vaters der Ströme“, bis zu den gewaltigen Bergketten, die zum Stillen Ozean hinabsahen: dort lag das Land, in dem die Söhne aller Rassen und Zonen sich zusammenfanden, um eine große Nation zu bilden, deren Freiheit und stolzen Friedenswerke vor den Augen der Welt liegen. Dorthin kamen Franzosen, Skandinaven, Kelten, Deutsche, Slaven, Kinder der lateinischen Rassen und der Völker des Orients, Männer aus den alten Kolonien: Engländer, Schotten und Iren. Zu diesem großen Verschmelzungsprozeß, aus dem ein neues Volk hervorging, waren die Kolonien, die ersten dreizehn Staaten, nur Vorstudien und erste Versuche gewesen. Die große Methode aber, durch die ein Erdtheil mit einem Volk gleichen Athems bevölkert wurde, war das Ergebnis der Versuche, die von Anfang an in den Mittelstaaten unserer atlantischen Küste sich vollzogen hatten.

Hier lebte von Anfang an eine Mischbevölkerung, hier waltete Verschiedenheit der Elemente, Verschmelzung von Typen, hier spiegelte sich im Kleinen das große Schicksal der Nationen. Hier gab es nie ein Volk unvermischten Blutes und gleicher Herkunft, hier gab es keine Bräuche und keine Verfassung, die vom Mutterland übernommen waren. Von Unbeginn an glich das Leben dieser Staaten dem Leben des ganzen Landes; es zeigt sofort nationalen Charakter, das nationale „Muster“. In Neuengland und im Süden war Das ganz anders. Dort waren einige der wichtigsten Elemente unseres nationalen Lebens schon lange im Werden; aber nur vereinzelt und ohne individuelle Richtung, ohne Vermischung und Verschmelzung, lange Zeit sogar ohne Fortschritt. Niemand will bezweifeln, daß diese einzelnen Züge höchst bedeutsam waren und später wie Hauptfäden durch das Muster unseres ganzen Lebens liefen. Jedem Theil des Ganzen geben sie Farbe und Abtönung. Allein schon die Thatsache, daß sie sich so deutlich abheben und so nachdrücklich bemerkbar machen, beweist ihre besondere Herkunft. Alle anderen Elemente unseres Lebens, wie verschieden sie auch sein mögen und wie viel sie auch zur Zähigkeit und Widerstandskraft des Gewebes beitragen, erscheinen unlösbar hineingewebt: sie sind Theile eines Ganzen geworden. Sie sind kaum noch unterscheidbar, so vollständig sind sie eingeschmolzen. Aber (um im Bild zu bleiben) die von den Puritanern und die aus dem Süden stammenden Fäden machen nicht den Stoff aus, wenn sie ihn auch vielfach bestimmen und bei einer oberflächlichen Betrachtung wie Hauptelemente des Gewebes erscheinen können.

Was war in Wirklichkeit der Lauf der amerikanischen Geschichte? Wodurch unterscheidet sie sich von der Geschichte Europas? Welche eigenthümlichen Züge weist sie auf, die ihr ein klar bestimmtes Ziel



und eine bestimmte Richtung geben? Wir müssen befürchten, daß die vom Osten geschriebene Geschichte uns eine allzu enge Begrenzung und Einschränkung des Gesichtsfeldes auferlegt hat. Unsere Geschichtswerke hatten bis vor Kurzem einen stark lokalen Beigeschmack. Die Forschung hatte sich zu sehr und zu ausschließlich mit den Ursprüngen und mit der Ableitung unserer Historie aus der Geschichte der „Alten Welt“ beschäftigt. Als unsere Historiker von der Meeresküste aus ins Land vordrangen, waren ihre Blicke rückwärts gewandt und haften auf den Landungsstellen und den Heimstätten der ersten Ansiedler. Trotz der steten Einwanderung mit ihrem unaufhörlichen Zustrom fremden Blutes sprachen und dachten sie von unserem Volk stets als von einer ursprünglichen Einheit, als von einer Menge gleichen Ursprunges, als von einer Gesamtheit, die in allen ihren Verzweigungen und Theilen Familienähnlichkeit aufwies und gemeinsamen alten, vertrauten Traditionen gehorchte. Diese Anschauung leitet um so mehr in die Irre, als sie zum großen Theil wahr ist, ohne doch die ganze Wahrheit zu sein. Es war ein britischer Stamm, der zuerst das Land besiedelte und stets den Schritt angab. Ueberall längs der Küste gab es gemeinsame Traditionen und Anschauungen; sie hatten bereits ihre bestimmte Form und Widerstandsfähigkeit gewonnen, als die Wanderung nach dem Westen begann: jener gewaltige Zug, der jede Einzelheit unseres Lebens umgestaltete und bestimmen sollte. Selbst die nationale Regierung war eingesetzt und durch Erfolge schon mächtig geworden, während wir noch zum größten Theil an den östlichen Küsten umherirrten und eine zu weit entfernte Grenze fürchteten.

Als aber der Anfang gemacht war, setzte die große Umwandlung ein. Sie kam nicht völlig unvermittelt, denn langsame Veränderungen hatten von Anfang an gewaltet. Heute haben wir keine „Grenze“ im Sinn jener Sage, es sei denn vielleicht hier und dort in einer unfruchtbaren Ecke der westlichen Staaten irgendein ungastliches Gebirge, das noch der Besiedelung trotzt, oder kleine Landstriche, in denen die gedörrte Oberfläche der unfruchtbaren Ebene noch nicht den Klauen einer feindsäligen Natur entrissen werden konnte. Am Anfang aber war Alles „Grenze“; nur ein schmales Band von Niederlassungen begleitete am Rande der Seeküste zögernd eine unbekannte Wildniß. Vor diesen Siedelungen lag ein unberührter Erdtheil und hinter ihnen ein einsames Meer, auf dem nur selten ein einzelnes Segel aufleuchtete. In dem langwierigen Prozeß der langsamem Besiedelung glich jeder einzelne Schritt dem vorhergehenden und dem ersten: er war nur das Vordringen zu einer neuen Grenze, die nicht anders war als die alte. Lange fehlte uns die neue Generation von Grenzleuten, die erst in späteren Jahren jenseits vom Gebirge erstand. Den ersten Grenzmännern lag noch ein Tropfen von der Schüchternheit der alten Welt im Blut: noch fehlte ihnen das Grenzerherz. Sie waren im Grunde „Pilger“; und lebten im Exil und nicht in einer neuen Heimath. Einen prächtigen Muth besaßen sie und bei ihren kühnen Unternehmen ent-



falteten sie eine trotziges Zähigkeit, auf die zurückzublicken einem schwachherzigen Zeitalter nützlich ist. Nie kam ihnen der Gedanke an ein Zurückweichen. Stetig, fast gemächlich dehnten sie ihre Wohnsitze aus. Sie bauten Hütten; und es galt ihnen als selbstverständlich, daß einst ihre Kinder diese Heimstätten bewohnen würden. Aber sie liebten das rauhe, entbehrungsreiche Leben nicht um seiner selbst willen. Wie lange blieben sie, wenn es nur irgendwie anging, in Schweite des Meeres! Die Wildniß ward ihnen Zuflucht: aber wie viel Zeit mußte verstreichen, ehe sie ihnen zugleich auch Freude und Hoffnung wurde! Hier lag ihr Schicksal: aber ihre Herzen zauderten und hielten sich zurück. Erst nach Generationen, als ihr Werk sich vergrößert und ihr Denken sich verwandelt hatte, kam ein neuer Pulsschlag in ihr Blut. Von dem ersten Tag in Wildniß an war ihr Leben neu und fremdartig gewesen. Ihre Häuser, ihre Nahrung, ihre Kleidung, ihr nachbarlicher Verkehr waren durch das Leben an der Grenze bedingt. Unmerklich wurden sie allmählich verwandelt. Das fremdartige Leben ward ihnen vertraut und zur Gewohnheit; ihre Anpassung vollzog sich unbewußt und ohne Anstrengung und bald war ihr Vorstellungskreis ein untrennbarer Theil und ein Erzeugniß des neuen Landes geworden. Aber so lange sie nicht dem Meere endgiltig und auf ewig den Rücken wandten, so lange sie die Franzosen nicht an den westlichen Grenzen weichen sahen, so lange die Bergpässe ihnen nicht vertraut wurden und so lange das jenseitige Land Stätte und Gegenstand ihrer Hoffnung geworden war, — so lange wurden sie nicht zu Amerikanern.

Als sie Amerikaner wurden, setzte die große, entscheidende Bewegung unserer Geschichte ein. Selbst die Gesichter der Menschen veränderten sich. Die schnelle Beweglichkeit des Auges, die Bereitwilligkeit, jeden kühnen und abenteuerlichen Gedanken aufzunehmen, das nomadische Gebahren, das keine bestimmte Heimath kennt und Pläne erweckt, die überall ausgeführt werden können: all diese Kennzeichen des echten „Amerikaners“ traten damals in unser Leben ein. Der Knall der Peitsche und der Gesang des Fuhrmanns, das Reuchen der Bootsleute, die ihre schweren Flöße auf den Flüssen vorwärtschoben, das fröhliche Gelächter am Lagerfeuer und der Schall von Menschentritten in stillen Forsten wurden die charakteristischen Laute unserer Atmosphäre. Es war eine rauhe, von der Sonne verbrannte, durch ein hartes Leben wechselndes Glückes und ständiger Gefahren gehärtete Rasse, die damals erstand; unwegsame Urwälder waren das Paradies ihrer Unternehmungslust, der Knall der Büchsen war ihren Ohren Musik, ihr Leben begann mit jenem Morgen von Neuem, ihr Handschlag war derb und freimüthig und feinsühlend ward ihr Finger nur, wenn er am Abzug des Gewehres lag. Auf den Spuren ihres Wanderzuges erstanden hinter ihnen die Städte: und als die Nothwendigkeit gekommen war, paßten sie sich auch dem geregelten Leben an und wurden ansässig. So war das amerikanische Volk geartet, dessen Großthat es wurde, sich seinen Erdtheil von einer Meeresküste bis zur



anderen zu erobern, noch ehe die Nation hundert Jahre alt geworden war. Das Bild ist seltsam. Geregelter und wilder Leben Seite an Seite: die Civilisation schliß die Ranten ab, sie wurde rauh und bereitwillig, mit einem Lied und einem Prahlwort, willkommen geheßen, — nicht von Staatsmännern, sondern von Viehtreibern und Walbläufern, deren Hände Axt, Peitsche und Büchse führten.

Man hat behauptet, wir hätten hier Etwas von dem Urprozeß aller Geschichte wiederholt; das Leben und die Sitten unserer Grenzmänner führe zurück zu dem Leben und den Hoffnungen der Menschen, die durch Europa schweiften, als auch dort die Wälder noch dicht und dunkel waren. Aber der Unterschied ist groß und der Betrachtung würdiger als die Aehnlichkeit. Jene schattenhaften Massen von Menschen, die wir in fernen, unbekannten Tagen, als die ersten Staaten sich zu bilden begannen, über die Erdoberfläche ziehen, selbst die ehernen Gestalten, die wir so deutlich aus den tiefen Forsten Deutschlands auftauchen sehen, um den Römer aus seinen westlichen Provinzen zu verdrängen und neue Staaten aufzubauen, die wir noch heute bewundern und kennen, alle diese Menschen rangen mit Umständen, die mit der Entwicklung ihres Wesens auf gleicher Stufe standen. Sie streifen nicht erst die Erfahrungen eines langen Lebens inmitten alter und geordneter Staatswesen ab, brauchen nicht Städte, bebaute Felder und eine alte Civilisation zu vergessen, um den Kreislauf der Entwicklung noch einmal am Anfang zu beginnen. Auf dem Marsch ihrer Heere und auf dem Weg ans Lagerfeuer führen sie ihr Heim und ihren Staat mit sich. Sie werden zu Waldmännern und zu Menschen, die bereit sind, im offenen Boot den Kampf mit dem Meere aufzunehmen. Sie leben in ihren neuen Ländern nicht anders als in den verlassenen. Ihnen war die Welt von Anfang an „Grenze“ gewesen. In ihrer neuen Heimath beginnen sie das selbe Leben, das sie in ihrer früheren geführt hatten. Wie anders sind dagegen die Umstände, die unsere erste Ansiedelung und die Entstehung neuer Staaten auf dieser Seite des Ozeans bestimmten! In einem gesetzlich geordneten Staatswesen aufgewachsene Engländer, die auf stolze rechtliche Traditionen zurückblicken, verlassen eine alte Heimstätte und treten in eine Wildniß, in der Staaten nie bestanden hatten; sie verlassen ein Land hoher geistiger und künstlerischer Kultur, das erst gestern das große elisabethanische Zeitalter erlebte. Sie kehren einem Reich den Rücken, in dem Shakespeare im friedlichen Stratford die Muße seiner letzten Tage genießt, wo Städte vom Getriebe des Handels widerhallen und verwöhnte Menschen in kunstvoll gewebten goldenen Gewändern prunken. Das Alles lassen sie hinter sich, kehren in die Vergangenheit zurück, opfern die Errungenschaften von sechs Jahrhunderten, nein, von einem Jahrtausend und mehr, um wieder von vorn zu beginnen, um inmitten einer Wildniß Staaten aufzubauen. Die gefestigten Gewohnheiten und die abgeklärte Gedankenwelt ihrer alten Heimath bringen sie mit in die öde Wildniß eines unberührten Erdtheils. Zwischen ihnen und der



verlassenen Heimath liegt die mühselige Ueberwindung eines gewaltigen Ozeans gleich einem Jahrtausend, das sie von jener Welt trennt, in der bisher ihre Gedanken verankert waren und Nahrung fanden. Sie stehen auf neuer Erde, ohne Werkzeuge, haben Jahrhunderte aus ihrer Rechnung gestrichen und sind wieder auf lange entschlummerte Instinkte und auf die vergessene Verwegenheit ihrer Rasse angewiesen: auf Fähigkeiten, die lange unbenuzt verkümmerten. Betrachte dieses wunderliche Schauspiel: die Lebensarbeit einer primitiven Rasse soll mit der Gedankenwelt eines civilisirten Volkes vermählt werden! Nur dadurch erklären sich die seltsamen, manchmal grotesken Gedankensprünge und Thaten, die am Anfang unserer Geschichte sichtbar werden. Erfahrene Politiker sprechen mit dem Tonfall einer in allen Künsten feinsten Diplomatie eroberten Gewandtheit: in Rathszimmern, die in Blockhäusern untergebracht sind. Ueber die einsamen Fußpfade wüster Wälder schreiten Männer in Halskrausen, Spitzenmanchetten und mit sauber gepuckten Schuhspangen. Durch die Stille der Wildniß tönt der Klang von Predigten, in denen sich die spitzfindigen Unterscheidungen der einzelnen Sekten mit den Gedankengängen einer metaphysischen Theologie vermählen. Der Glaube an die begrifflich differenzirte Zuspitzung eines Dogmas wird zur Aufnahmeprüfung für Männer und Frauen, die sich zu einem Trupp von Pionieren gesellen wollen. Wann ward seit den Zeiten der Sintfluth gleich Seltsames gesehen? Tausende civilisirter Menschen werden zu Bauern und verrichten die Arbeit primitiver Völker. Europa wurde „Grenzer“.

Natürlich vollzog sich eine tiefe Umwandlung; und wenn auch nicht bei diesen Männern, so doch bei ihren Kindern. Und mit jeder Generation mußte diese Verwandlung sich vertiefen. Jedem nachdenklichen Betrachter muß auffallen, wie im Verlauf dieser Umwandlung inmitten der klaren Luft der Neuen Welt sich in allen vielfältigen Dingen das in ihnen waltende einfache Prinzip enthüllt; von allen Regirungsformen scheint das Zufällige abzufallen: und erkennbar werden die klaren, strengen ursprünglichen Gesetze; die sozialen Unterschiede werden abgestreift, enthüllen sich als die Masken und Hüllen, die sie waren, und jeder Mensch empfindet plötzlich wieder die Zusammengehörigkeit mit seinen Genossen. Es war, als hätte man Gelehrte und mit Wissen bebürdete Männer plötzlich aller Lebenstheorien und Trugschlüsse beraubt und als seien sie nur mit den Fähigkeiten eines erfahrenen und gereinigten Instinktes zurückgeblieben. Das ist die entscheidende Thatfache unserer Nationalgeschichte: durch drei Jahrhunderte bewahrten wir stets ein Element jenes Grenzerlebens; und noch heute eignet uns Etwas von dem Grenzvolk, das mit Pferd und Karren hinaus ins Unbekannte zog. „Osten“ und „Westen“ sind in unserer Geschichte eine sich stetig verändernde Grenzlinie, eine Grenzscheide, an der rastlos Erlebnisse erwachsen und zu Erfahrungen werden: und die Summe dieser Geschehnisse tritt mit umgestaltender Kraft in das Leben unseres Volkskörpers. Unablässig hat unser politisches,



unser wirthschaftliches, unser soziales Leben den mächtigen Einfluß der uncivilisirten Grenzgebiete empfangen und aufgenommen. Der „Westen“ ist das große Wort unserer Geschichte. Der „Westerner“ war der Typus und der Meister amerikanischen Lebens. Heute haben wir diese Grenzen längst überschritten und die Schranken unseres Landes sind die Küstenlinien des westlichen Ozeans. Bald wird der Westerner auch uns unserem Dasein verschwinden, wie er längst aus dem Dasein der Alten Welt verschwand. Dann wird für uns eine neue Epoche beginnen; und vielleicht hat sie schon begonnen. Langsam werden wir alt werden, werden unsere Völkermassen zusammenballen und die schwierigen Anpassungsmöglichkeiten studiren, die ein verwickeltes Gesellschaftsleben fordert; wir werden um Kleinigkeiten und um Nuancen kämpfen, gewissermaßen um die Inneneinrichtung, wie wir bisher an dem Gerüst, an dem Mauerwerk unseres Regierungswesens arbeiteten.

. . . Lincoln verstand jede Menschenart und die Kinder aller Landestheile; es war, als könnten die Wesenseigenthümlichkeiten aller Menschen in seiner seltsamen Natur Raum finden. Er blieb in seiner knöchigen Gestalt stets das Abbild des harten Grenzmannes. Sein Wesen verlor nie das Stückchen Verbheit, das ihn in seiner Jugendzeit manchmal sogar grob erscheinen ließ. Und doch wuchs er mit jeder neuen Aufgabe, bis er groß wurde: wie edel wurde seine Haltung, der die Anmuth doch nicht Bundesgenosse war! Er bewahrte stets das scharf spähende Auge des Jägers und Waldkinder und nie verlor sein Wesen die Spuren des wilden Lebens. Aber mit welcher Leichtigkeit erweiterte er sein Sehen, bis es die größten Probleme und Regierungsfragen umspannte; wie sicher erkannte und beurtheilte er den Werth und die Bedeutung jeder Erscheinung und jedes Menschen, der in seine Nähe kam! Seine wunderbare Fähigkeit, alle Dinge, die in seinen Bereich kamen, ganz zu verstehen und ganz zu überblicken, ist ein charakteristischer Zug seines Wesens: wenn man die Entwicklung dieser Fähigkeit in ihm studirt, studirt man das Abbild unseres nationalen Lebens. Der Junge verlebte seine Jugend in Illinois, als es noch ein Grenzstaat war. Die Jugend dieses Staates fiel auch mit der Jugend Lincolns zusammen; auf dem Weg zur Volljährigkeit und zur Reise hielten der Mann und der Staat mit einander Schritt. Diese Grenzbevölkerung war eine ausgesprochen politische Bevölkerung. Sie fühlte unmittelbar jeden Athemzug der Nation, denn auf dem Zug nach Westen rollte das ganze Leben des Westens durch diesen Staat. Der Westen war von dem Osten nicht geschieden. Seine Gemeinschaften nahmen täglich neue Mitglieder auf, die aus dem Osten kamen, und mit ihnen neue Impulse und unmittelbare Beeinflussung. Aus den warmen Athern der älteren Gemeinden floß das Blut unmittelbar in die Athern der neuen. Auf diesem Schauplatz lernte Lincoln täglich die Lebensäußerung von Männern aller Art und aus allen Regionen kennen. Mit ihnen diskutirte er über die Politik: und während er sprach, reiste sein Gemüth in die Welt seiner Hörer und sein Sinn



lernte Menschen und Völker beurtheilen. Inmitten solcher Nachbarn im jungen Illinois mußte man fühlen, daß die nationalen Fragen von Jahr zu Jahr mehr nach Westen gravitirten: bis Beide aufeinanderstießen. Auf langsamen Flößen, die mit Waaren beladen waren, fuhr Lincoln zweimal den Mississippi bis zur Mündung hinunter; und er sah dabei mit seinen an Beobachtung gewöhnten Augen Menschen und Verhältnisse, die für den Süden charakteristisch waren. Langsam und ruhig, mit der gelassenen Weisheit, die ihn stets auszeichnete, arbeitete er sich in die praktischen Fragen der Staatspolitik hinein; zweimal saß er im Staatsparlament, einmal im Kongreß; und sein feinsühliges und scharfsichtiger Geist stand immer allen Eindrücken offen. Die ganze Zeit hindurch erörterte oder betrachtete er jedes einzelne politische Gehehniß und seine Bedeutung nicht anders, als er es in früheren Tagen gethan hatte, da er mit seinen Freunden und Bekannten am Kamin saß, an den Straßenecken plauderte oder sie in der Wahlversammlung begrüßte. Nie verlor er die Fühlung mit den gewöhnlichen Anschauungen der gewöhnlichen Menschen. Und inzwischen ließ er, wie Keiner in seiner Umgebung ließ, und bemühte sich, die Meisterschaft über die Sprache zu erringen: mit dem festen Vorsatz, diese Meisterschaft auch anzuwenden. In seiner eigenthümlichen Vorliebe für mathematische Studien fand er Genuß; und die Gewohnheit, reine und nackte Wahrheit zu beweisen, verschaffte ihm Vergnügen und zugleich Sicherheit. All diese Thätigkeiten betrieb er regellos, aber eifrig; überall trieb ihn der gleiche Instinkt und überall fand er sich leicht und gründlich zurecht. Es gab keine plötzlichen Sprünge bei diesem Wachsthum der Fähigkeiten von Unreife zur Vollkommenheit, vom Verständniß für das Volk zu Illinois zum Verständniß für das Volk der Vereinigten Staaten. Und so kam er schließlich mit unendlicher Mühe und einem beispiellosen Aufwand an Ausdauer zu seinem großen nationalen Amt: mit einer Rüstung, die kein Anderer übertreffen konnte, mit einem Rüstzeug, das aus einer Vermählung mit dem Leben des Volkes hervorgegangen war. Keine Leistung erscheint nun zu groß, als daß dieser Mann sie nicht anpacken und vollenden könne. Er kannte das Volk und seine Gewohnheiten, wie kein Anderer es kannte oder kennen konnte. Mit ihm erobert in den Annalen unserer Geschichte dieser „tapfere, weise, weitblickende, geduldige Mensch“ seinen Platz, er, den der Dichter die „neue Geburt unserer neuen Erde, den ersten Amerikaner“ nannte.

In Lincoln führt ein nationaler Mann den Vorsitz über Partikularisten. Lincoln verstand den Osten besser als der Osten ihn; und er verstand ihn sogar besser, als das Volk ihn verstand, dem er entstammte. Das bleibt ein bemerkenswerther Umstand. Mir ist die Laufbahn dieses großen Mannes eine Lehre. Ist es möglich, daß der Osten partikularistisch bleibt, dieweil der Westen in ein größeres Gesichtsfeld hineinwächst? „Seid rückenstark, braunhändig, aufrecht wie die Tannen; formt Eure Pläne nach dem Maß der halben Weltkugel“:



Das ist eine schöne Lösung für den Pionier und den Mann des Waldes; aber wie willst Du in einem städtischen Bureau braunhändig bleiben? Wie, wenn Du nie die aufrechte Lanne sahst? Was nützt Dir ein so großer Vorsatz auf einem kleinen Theil der halben Weltkugel? Mit zunehmendem Alter ist der Osten unzweifelhaft partikularistisch geworden. In den Straßen seiner Städte gemahnt nichts an die Prairie und in seinen gut gekleideten Bürgern gewahrst Du nichts vom Farmer oder vom Bauer. Die Häfen des Ostens sind vom Verkehr mit Europa und Indien erfüllt. Die Zeitungen des Ostens beschäftigen sich mit den Fragen der Alten Welt. Die Kunde von den großen Ebenen unseres Landes tönt dem Osten wie Kunde von fernen Ländern, die er nie anders als vielleicht vom Fenster eines Eisenbahnwagens aus erblicken wird. Sein Leben ist auf sich selbst gestellt und selbstfüchtig. Der Westen ist weniger in Gefahr, dem Partikularismus zu verfallen. Wer soll inmitten dieses weiten Landes sagen, wo eine Region endet und eine andere beginnt? Wer will in dieser freien und immer wechselnden Gesellschaft ergründen, wo die eine Klasse ansetzt und die andere sich abschließt?

Das aber ist der Sinn unserer Geschichte. Der Osten hat sich verausgabt und wurde für den Westen verausgabt: er gab seine Thatkraft, seine jungen Männer und deren Willenskraft; das Alles opferte er für die neuen Gebiete, die im Verlauf des vergangenen Jahrhunderts im Werden und Wachsen waren. Aber hat der Osten so viel gelernt, wie er lehrte, und so viel empfangen, wie er gab? Der Zug nach dem Westen ist an den Abhängen des Indischen Ozeans zum Stillstand gekommen. Nun verdichtet sich das Volk. Auf den alten Straßen kommen neue Menschen und besetzen die Stellen, die achtlos liegen geblieben waren, als zum ersten Mal der Marsch in das Gelobte Land begann. Neue Generationen siedeln sich an und beginnen ein Leben, wie es der Osten gleich dem Westen kennt; nein: ein viel besseres. Mit der Umwandlung, der Ruhepause, der Niederlassung wuchs unser Volk zu engeren Gruppen zusammen, stand sich Angesicht zu Angesicht gegenüber und lernte sich besser und gründlicher kennen. Jetzt ist für den Osten die Zeit zum Lernen gekommen; jetzt ist es an ihm, seine Auffassung der politischen und ökonomischen Verhältnisse nach dem „Maß der halben Weltkugel“ zu erweitern, das sein eigener Dichter verkündete. Wir entdecken unser nationales Temperament. Wir wollen unseren Sinn über den Erdtheil hinsenden, wollen Nachbarn seines Volkes werden und wollen es lieben, wie Lincoln es geliebt hat.

Lies die Geschichte richtig: und Du wirst finden, daß die Mühe nicht zu groß ist. Wenn Du tief genug blickst, wird Dir die Geschichte Deiner Gemeinde eine Lehre erzählen, die Du Dir zu Herzen nehmen mußt. Hier, an unserer eigenen Küste, war einst die Grenze der Nation. und ein älterer Osten lag jenseits von den Meeren. Hier verschmolzen verschiedenartige Völker und Elemente, die von anderen Stätten geschieden waren und hier eine duldsame und heilsame Vermischung



sanden. Hier floß einst auch mächtig und stolz der nationale Strom und trug Tausenderlei auf seinen Fluthen. Lasset uns das Bild jener Zeit nicht aus den Augen verlieren; lasset uns selbst und unsere Nachbarn und unser Schicksal mit offenen Augen kennen lernen; wenn wir die Geschichte so lesen, wie sie sich abspielte, und die großen Maße im Auge behalten, wenn wir frei bleiben wie die großen Grundsätze, die wir vertreten, dann sind wir das Volk, das noch einmal heroischen Abenteuern entgegengehen wird. Damit aber erneuen wir unsere Jugend und schützen unser Zeitalter vor dem Verfall.

Washington.

Woodrow Wilson.



## Aktionärrechte.

**P**aragraph 282 des Handelsgesetzbuches sagt: „Jedem Aktionär muß (im Fall einer Kapitalserhöhung) ein seinem Antheil an dem bisherigen Grundkapital entsprechenden Theil der neuen Aktien zugeheilt werden, so weit nicht in dem Beschluß über die Erhöhung des Grundkapitals ein Anderes bestimmt ist.“ Jeder Aktionär hat also bei der Emission neuer Aktien ein Bezugsrecht; es kann ihm aber durch Beschluß der Verwaltung genommen werden, deren Spruch die Generalversammlung bestätigen muß. Das ist oft nur eine Form und ändert nichts an der Thatsache, daß eins der Grundrechte des Aktionärs durch einen Federstrich beseitigt werden kann. Man darf sich darüber nicht wundern; denn der Aktionär ist in fast all seinen Beziehungen zur Gesellschaft vom Zufall eingeeht. Die Gefühle, die eine Beseitigung des Bezugsrechtes entstehen läßt, hängen von dessen Werth ab. Ist der Kurs einer Aktie hoch, so wird man, wenn sie Junge wirft, nicht gern auf deren Besitz verzichten. Am Wenigsten zum Besten Anderer. Die Aktiengesellschaft Gustav Genschow & Co. in Berlin beschloß eine Kapitalserhöhung unter Ausschluß des Bezugsrechtes. Die neuen Aktien wurden einem Konsortium zu einem Kurs übergeben, der um 35 bis 40 Prozent unter dem Börsenpreis stand. Die Gesellschaft, eine Waffen- und Munitionsfabrik, hat in den letzten Jahren je 12 Prozent vertheilt. Vor der Generalversammlung hatten sich Aktionäre über den Modus der Aktienausgabe beschwert. In der Versammlung aber ging der Antrag ohne Widerspruch durch. Die Verwaltung hatte den Ausschluß des Bezugsrechtes mit der Angabe begründet, daß die Spannung zwischen dem Börsenpreis der alten und dem Begebungskurs der neuen Aktien nicht so groß sei, wie die Beschwerde angenommen habe. Immerhin bleibt, nach Abzug aller Kosten, dem Finanzkonsortium (Darmstädter Bank) noch ein Agio



von 20 Prozent. Das Bezugsrecht hätte, wie weiter gesagt wird, nur einen geringen Werth für die Aktionäre gehabt, da ihnen die neuen Stücke im Verhältniß von 1:5 angeboten wurden; und manchen Aktionär hätte die Geldknappheit oder die unsichere Börsentendenz vom Erwerb der neuen Aktien abgehalten. Um zu verhindern, daß Spekulanten das Bezugsrecht billig erwarben, die neuen Stücke kauften und dann mit Gewinn wieder loschlügen, sei das Recht ausgeschlossen worden; für die Aktionäre sei die Stabilität des Kurses wichtiger als ein kleiner Eintagsgewinn. Die Mehrheit scheint mit dieser Begründung einverstanden gewesen zu sein; aber es wäre nicht gut, wenn sie Schule machte. Die Gefahr, daß durch Aktienverkauf ein Kursdruck bewirkt wird, ist bei einem innerlich gesunden Papier nicht sehr ernst zu nehmen. Der Ausgleich kommt da immer bald. Gerade Genschow hat aber von den Verhältnissen, die der Allgemeinwirthschaft nicht förderlich sind, Nutzen. Waffen- und Munitionfabriken haben gute Tage, wenn Krieg droht. Je größer die Rüstungen, desto besser das Geschäft. In solchem Fall ist der Werth des Bezugsrechtes leicht auszurechnen. Der Aktionär hätte mit dem neuen Papier eine Möglichkeit höherer Dividendeneinnahme erworben. Warum denken andere Gesellschaften, die hoch im Kurs sind, nicht an das Risiko eines Druckes als eine Folge spekulativer Verkäufe? Genschows Konsortium wird die neuen Aktien zunächst nicht an die Börse bringen. Ob Das ein Vortheil für die übrigen Besitzer ist? Jede Vermehrung des Materials vermindert die Gefahr großer Kurschwankungen. Das Schicksal eines Papiers ist leichter zu kontrolliren, wenn genügende Mengen von „marktgängigen“ Aktien da sind, als in Fällen, wo der vierte oder fünfte Theil des Gesamtkapitals zurückgehalten wird. Die Finanzherrscher bleiben natürlich nicht für alle Zeit auf den billig übernommenen Aktien sitzen. Sind sie zum Verkauf reif (sobald der Kurs tüchtig in die Höhe geklettert ist), dann werden sie weggegeben. Den Erntesegen der den Aktionären gehören müßte, heimst das Konsortium ein.

Der Aktionär ist meist nur der Empfänger und Vollzieher (bewußt oder ignarus) fremder Kombinationen. Er fragt und hört von der Verwaltung, daß eine „angemessene“ Dividende zu erwarten sei. Trotzdem senkt sich der Kurs und eines Tages heißt es, daß neue Umstände zur Minderung der Dividende zwingen. Nun geht's schnell abwärts. Schnell aber entsteht auch der Verdacht, der „unglückliche Zwischenfall“ sei schon früher bekannt gewesen, aber geheim gehalten worden, damit Eingeweihte ohne Verlust verkaufen konnten. Manchmal gelingt der Nachweis, daß die Verwaltung selbst überrascht worden ist. Oft aber bleibt ein Bodensatz des Mißtrauens zurück, der für ein Weilchen den Geschmack der Aktien verdirbt. Wo sind die Grenzen des Bezirkes, den jeder Aktionär betreten darf? Er hört vom Prinzip der Oessentlichkeit, daß die deutsche Aktie vor den fremdländischen Artgenossen auszeichne; findet aber in der Praxis so viele Ausnahmen, daß er versucht ist, in ihnen die Regel zu suchen. Das Gesetz schreibt



nur die Grundbedingungen vor. Die Paragraphen 256 und 263 des Handelsgesetzbuches bestimmen die Rechte des Aktionärs im Bereich der Generalversammlung. Was er da zu fordern hat (rechtzeitige Bekanntmachung der Beschlüsse, Geschäftsbericht mit Bilanz und Gewinn- und Verlustrechnung), wird man ihm kaum je weigern. Sonst würden die Beschlüsse ja anfechtbar. Wie weit aber geht das Recht auf Auskunft? Darüber schweigt das Gesetz; es könnte auch gar nicht sagen, was in jedem Fall zur Wahrung des Geschäftsgeheimnisses verborgen, was dem fragenden Aktionär entschleiert werden muß. Was ist der Sinn des Begriffes „Oeffentlichkeit“? Gilt er allgemein oder nur für den Kreis der Aktionäre? Wer heute noch nicht Aktionär einer Gesellschaft ist, kann es morgen schon sein. Sein Wunsch, es zu werden, kann von der Kenntniß bestimmter Dinge abhängen. Er nimmt als sicher an, daß die Geschäfte gut gehen und eine hohe Dividende kommt; er kauft also und hört später, daß er geirrt hat. Darf er über „ungenügende Aufklärung der Oeffentlichkeit“ klagen, obwohl er, als die Information ihm nützen konnte, noch nicht Aktionär war?

Das Oberlandesgericht Köln hat ein Urtheil gefällt, in dem die Gesammtheit der Aktionäre als Organ der Oeffentlichkeit betrachtet und die Auskunft als Pflicht der Verwaltung gefordert wird. Ein Aktionär hatte in der Generalversammlung gefragt, wie sich die in einer Summe ausgewiesenen Santiemen auf Vorstand, Aufsichtsrath und Beamte vertheilten. Die Antwort wurde geweigert; und der Aktionär focht die Giltigkeit der Generalversammlungsbeschlüsse an. Erste und Zweite Instanz gaben ihm Recht. Das Oberlandesgericht nannte in seiner Entscheidung die Generalversammlung das „oberste Organ“ der Aktiengesellschaft, dem die anderen Organe zu „gehorschen“ haben. Das Recht, Aufklärung zu fordern, dürfe dem Aktionär nicht mit dem Hinweis auf die Oeffentlichkeit bestritten werden. Das Gesetz kennt solche Einschränkung nicht; sie sei also nicht begründet. Auf das geheime Wissen einzelner Aktionäre komme es nicht an; entscheidend sei allein die Generalversammlung. Dieses Urtheil könnte eine Revolution im Aktienreich bewirken. Im Allgemeinen sagt man dem Aktionär so wenig wie möglich; das „geheime Wissen“ Einzelner ist keine Ausnahme. Neugierige werden nicht erst gewarnt, sondern gleich mundtot gemacht. Und die Fälle, in denen auf wichtige Fragen befriedigende Antwort gegeben wird, sind fast so selten wie weiße Raben. Mit dem Gehorsam ist es nicht weit her. Freilich werden oft thörichte Fragen gestellt, die man, beim besten Willen, nicht beantworten kann. Die wirklichen Geheimnisse des Geschäfts müssen als solche behandelt werden; und der vernünftige Aktionär, dem die Lebensbedingungen seiner Gesellschaft nicht ganz fremd sein dürften, wird falsche Neugier meiden. Daß der Aktionär Rechte hat, soll man aber nicht vergessen.

Das ihm liebste Recht ist das auf Dividende (wenn ein Gewinn zu vertheilen ist).. Den Dividendenschein kann er, wenn dessen Inhalt es nicht verbietet, weitergeben und damit das Recht auf die Dividende



einem Anderen übertragen. Das Reichsgericht hat neulich in drei Fällen über die Grenzen des Dividendenanspruchs entschieden. Des Aktionärs Gewinnanspruch sei eine Folge seines Gesellschafterrechtes, werde aber erst dann zu einem Gläubigerrecht, wenn die Generalversammlung einen Reingewinn festgestellt und dessen Vertheilung beschlossen hat. Die Nachzahlung von Vorzugsdividenden war gefordert worden. Eine Montangesellschaft hatte Vorzugsaktien ausgegeben, die vor allen anderen aus dem Reingewinn 6 Prozent Dividende erhalten sollten. Ausdrücklich war bestimmt, daß die Vorzugsdividende nachzahlen sei, wenn die Zahlung ganz oder zum Theil unterbleiben mußte. Die Gewinne der späteren Geschäftsjahre sollten nur gegen Vorlegung des Dividendenscheines nachgezahlt werden. Nun erhielten die Vorzugsaktien niemals eine Dividende; weil kein Gewinn zu vertheilen war. Vier Jahre nach der Geburt der Vorzugsaktien wurden sie durch einen Beschluß der Generalversammlung mit all ihren Ansprüchen wieder beseitigt. Dann brachte ein Jahr einen vertheilbaren Reingewinn und man beschloß eine Dividende in der gewöhnlichen Form, also an alle Aktionäre in gleicher Höhe. Die Berliner Handelsgesellschaft besaß Dividendenscheine von den Vorzugsaktien (die ihr von der Niederdeutschen Bank verpfändet worden waren; sie hatte sie später verkauft und die Dividendenscheine zurückbehalten), focht den Beschluß der Generalversammlung, der die Rechte der ehemaligen Vorzugsaktionäre beseitigt hatte, als ungiltig an und forderte für ihre Scheine Nachzahlung der Dividenden. Die Unterinstanzen wiesen die Klage ab; das Reichsgericht entschied zu ihren Gunsten und stellte fest, daß ein Nachzahlungsrecht auf Vorzugsdividenden zu behandeln sei wie jedes Dividendenrecht. Der Werth des Dividendenscheins hängt von der Höhe der Dividende ab. Wer den Coupon vorher von der Aktie abgetrennt und verkauft hat, kann niemals die Auszahlung fordern, wenn die Gesellschaft dividendenlos bleibt. Der Schein ist dann eben werthlos geworden. Auf dem Dividendenschein der erwähnten Vorzugsaktien stand aber ausdrücklich, daß der Inhaber ein Nachzahlungsrecht habe. Das Recht war also auf Jeden übertragbar, blieb an die Urkunde geknüpft und konnte mit ihr geltend gemacht werden. Der Anspruch auf Dividende war ein Gläubigerrecht geworden und mußte aus dem ersten vertheilbaren Gewinn befriedigt werden.

Wie soll es aber mit der bereits vertheilten Dividende werden? Die ist, da die Aktien ihre Besitzer gewechselt haben können, weder ganz noch zum Theil zurückzufordern. Die Aktionäre, die von der 1911 gezahlten Dividende nichts bekamen, saßen auf dem Trocknen, während die beati possidentes, die ihre Aktien vielleicht längst verkauft haben, von der Entwicklung der Dinge unberührt bleiben. Summum jus, summa injuria. Was die Gesellschaft belastet, ist natürlich von jedem einzelnen Aktionär mitzutragen. Doch wie lange bleibt ers? Nicht immer ist der Gewinner von gestern heute das Opfer. L a d o n.





## Für Schlesien.

In der letzten Zeit konnte man mancherlei Urtheile über die beabsichtigte Heeresvermehrung in den Zeitungen lesen. Die Tadler sagten unter Anderem: „Wenn die Vergrößerung in solchem Umfang nothwendig war, hätte schon längst Etwas geschehen müssen; aber wir werden keinen Krieg bekommen.“ Alles auf unserer Erde ist immer neuen Veränderungen unterworfen, und was gestern zutreffend war, gilt oft heute nicht mehr. Ich glaube, nicht zu viel zu behaupten, wenn ich sage, daß große Kreise der Bevölkerung diese Vermehrung unserer Truppen freudig begrüßen. Bestimmte Kreise freilich nur unter der Voraussetzung, daß für die lange vernachlässigte Ostgrenze unseres Vaterlandes endlich in ausreichendem Maß gesorgt wird. Obgleich die Situation in Posen und zum Theil auch in Preußen nicht viel besser ist, will ich meine Darstellung auf Schlesien beschränken. Dicht belegt ist die böhmische Seite. In Görlitz, Hirschberg, Schweidnitz, Glatz, Neisse, Neustadt, Leobschütz, Ratibor und Pleß stehen starke Garnisonen, trotzdem der hohe Gebirgszug der Sudeten die Länder trennt. An der russischen Grenze haben wir nur einige unbedeutende Flußläufe und Sümpfe; sonst liegt Alles offen und von Truppen ist dort nichts zu sehen als ein Dragonerregiment, ein Jägerbataillon und eine Maschinengewehr-Abtheilung. Wer fremd in unsere schöne Provinz kommt und nur gehört hat, daß Schlesien vom Feinde bedroht sei, kann unmöglich auf den Gedanken kommen, den Gegner im Osten zu suchen. Zur Beruhigung trägt es nun wirklich nicht bei, wenn allgemein gesagt wird, daß nur die Oderlinie gehalten, das rechte Oderufer aber dem Feind preisgegeben werden solle. Das ist zwar nur ein Gerücht, authentische Nachrichten liegen nicht vor; aber ganz unglaublich klingt das Gerücht nicht. Feldmarschall Graf von Blumenthal hat in seinen Erinnerungen gesagt, daß 1866 ursprünglich die Truppen bei Görlitz konzentriert, die schlesischen Regimenter zurückgezogen werden sollten und daß es nicht zuletzt das Verdienst des damaligen Kronprinzen und seines Generalstabschefs gewesen sei, wenn der Aufmarsch der Armeen eine andere Richtung bekam. Was 1866 möglich war, könnte auch morgen wieder möglich werden. Blickt man aber in die schlesische Geschichte weiter zurück, so findet man immer wieder die Preisgabe des rechten Oderufers. Diese Absicht erregte einst solchen Unwillen, daß einzelne Landesherren ihre Städte neu befestigten und eigene Truppen warben, um sich vor den polnischen Einfällen zu schützen, und daß sie sich weigerten, Steuern zu zahlen, da sie hierdurch mehr als Andere belastet seien. Ich glaube also, nachgewiesen zu haben, daß das allgemein verbreitete Gerücht, man werde nur die Oderlinie halten, nicht gar so unglaublich klingt. Und der Ein-



wand, „die Verbrüderung der Menschen mache einen Krieg der Kontinentalstaaten unmöglich“, ist nicht ernst zu nehmen. Daß Rußland systematisch die polnischen Truppen (also die kultivirteren) nach dem Osten abschiebt und durch ferner stehende ersetzt, weiß jeder halbwegs Sachkundige längst. Was sagte General Skobelew? „Wir müssen Feldschlachten vermeiden, aber hunderttausend Kosaken ins Land schicken, die morden, sengen, plündern und schänden. Dann sehen wir die Deutschen sicher schnell klein werden!“ Aehnliches fürchtete Friedrich der Große. Nun könnte man ja darauf hinweisen, daß die modernen Verkehrsmittel binnen kürzester Zeit die Zusammenziehung großer Truppenmassen an bedrohten Punkten ermöglichen. Gewiß; aber wie werden diese Truppenmassen bei ungünstigen Witterungsverhältnissen untergebracht? Will ich von meinen Leuten viel verlangen, so muß ich auch gut für sie sorgen. Aus Oesterreich hörte man in dem eben vergangenen Winter mancherlei neue Daten zu diesem Thema. Besser wäre es wohl, wenn schon in Friedenszeiten Garnisonen an der Grenze errichtet würden. Das flache Land und die kleinen Städte stellen bisher die größte Verhältnißziffer an Rekruten; sie werden es auch weiter thun, weil das Leben auf dem Lande gesünder ist. Aber man muß der Gefahr vorbeugen, daß dieser Brunnen der Gesundheit ausgeschöpft wird. Deshalb sollte die Militärverwaltung wieder Truppen in die Landstädte legen, damit diese Städte wachsen, ihrer Umgegend Etwas bieten können.

Klein-Wilkau.

Freiherr Rudolf von Sendlitz-Kurzbach.

Diese Anregung scheint mir nöthig und nützlich. Einst galt deutschen Offizieren als sicher, daß im Fall eines Krieges gegen Rußland unser Heer in der Richtung auf Warschau marschiren, so das Hinterland decken und die Entscheidung dann wahrscheinlich an der Küste fallen werde. Heute hört man vielfach, der Feind solle nur ruhig über die Grenze kommen; um so sicherer sei dann seine Vernichtung auf schlesischem Boden. Ueber den Werth des strategischen Gedankens mögen Sachverständige urtheilen. Immerhin ist die Vorstellung, das rechte Oderufer solle zunächst dem Feind geräumt werden, für die von solcher Taktik bedrohte Provinz nicht gerade erfreulich. Und was zur Beruhigung, was zur Förderung schlesischer Kleinstädte geschehen kann, müßte sofort geschehen. Leider ist die Gewißheit entschwunden, daß diese Dinge an den zur Entscheidung berufenen Stellen stets richtig gesehen und die als nothwendig erkannten Maßregeln schleunig und furchtlos durchgesetzt werden. Eine Militärverwaltung, die so oft geirrt, so oft sich selbst „berichtigt“ und der im Preußischen Herrenhaus ein preußischer General „schwächliche Halbheit“ nachgesagt hat, darf nicht fordern, daß die Nation ihr fortan noch blind vertraue.





Berlin, den 10. Mai 1913.

## Balkan-Memorial.

### Das Ziel.

Großbritanniens Kraftquell entspringt zwischen den Himalaya-firnen und der Balkstraße. Dieser Quell, der, wie der Paktolos einst ins Lyderland, in das größte Reich uns bekannter Erdgeschichte Gold schwemmt, muß versiechen, wenn Ostindien nicht mehr dem Willen Britanniens gehorcht. Seit den Tagen der Clive und Warren Hastings ist deshalb Indien der Angelpunkt britischer Politik; der Pivot jeder den londoner Taktikern nothwendig scheinenden Schwenkung. Wer mit übermächtiger Kriegsflotte in den Golf von Bombay, in die Bai von Bengalen vorzudringen oder auf trockenem Weg ein starkes Heer nach Haidarabad zu führen vermag, bedroht die Morta im Leib des Britenimperiums. Der Absicht auf solche Bedrohung wird aber auch Jeder verdächtig, der in den Schein des Wunsches gelangt, sich und seine Großmacht fest und warm in die Gunst des Khalifen zu betten. Denn Indien wird unhaltbar, wenn gegen das Häuflein weißer Menschen, das eine Viertelmilliarde dunkelhäutiger Hindu beherrscht, in Fron- und Tributpflicht hält, die fünfundsechzig Millionen Mohammedaner sich waffnen, die auf anglo-indischem Boden leben, und, auf den Wink ihres Glaubenshauptes, des Sultans von Konstantinopel, das im Joch knirschende Gewimmel der Wedagläubigen in wilden Aufruhr mitreißen. Weil nur die Gewißheit, in



jeder Entscheidungstunde den Arm und die Zunge des Khalifen lenken zu können, den Besitz Indiens sicher verbürgt und weil solche Bürgschaft mit dem höchsten Preis nicht zu theuer bezahlt ist, waren D'Israeli und Salisbury bereit, für den Osmanensultan zu sechten. Weil das Deutsche Reich (besonders seit des Kaisers Reise nach und Rede in Damaskus) von dem Trieb bestimmt schien, in der islamischen Welt England zu überbieten und sich, ungehemmt von der Rücksicht auf eine große Schaar mohammedanischer Unterthanen, den Musulmanen als Schutzmacht und Hoffnungshort zu empfehlen, mußte zwischen Britanien und Deutschland der Spalt sich weiten und bis in den Wurzelboden der Volksthumsempfindung sich tiefen. Die wachsende Schwierigkeit im Handelswettbewerb wäre dem Briten erträglich gewesen. Eine Kriegsflotte, deren Kohlenfassungsraum über den Aermelfanal kaum hinausreicht und die eben deshalb, ehe ihr überseeische Kohlenstationen offen stehen, nur im Kampf gegen England verwendbar ist, ein an Zahl und Zucht gewaltiges Heer, das vom Endstück des Bagdadbahnstranges aus nach Indien marschiren könnte, und die Freundschaft des Khalifen, der, mit so kräftiger Hilfe, in Asien und Afrika hundert Hindernisse, selbst dem unter der Goldfarbe geschmeidigen Britenleut unüberspringbare, zu schichten vermag: diese Häufung der Schädigungsmöglichkeiten schien unerträglich. Das Wachsthum deutscher Menschen- und Vermögensziffer, der Neubau deutscher Kriegsschiffe war von England aus nicht zu hemmen. Was blieb? Der Versuch, ohne aufscheuchendes Geräusch die Tragbalken deutscher Macht in Südeuropa abzusägen und dem Deutschen Reich den Islam so völlig zu entfremden, daß fortan nicht mehr zu fürchten war, er werde den Tag anglo-deutschen Kriege nützen, um in Egypten und Indien sich aus britischer Vormundschaft zu lösen.

Eduard der Siebente hatte im engen Verkehr mit klugen Kaufleuten gelernt, daß die Sucht, den Geschäftspartner um ihm verheißenen Gewinn zu pressen, in der Welt großen Handelsstilz längst, als altmodisch und abschreckend, verrufen ist: und hat drum Haupt- und Staatsgrundsätze seiner Heimath (keine starke Militärmacht darf am Eingang ins Mittelmeer, keine als Landnachbar einer wichtigen Britensiedlung geduldet werden) ohne zauderndes Bedenken aus dem Roder englischen Reichsbrauchs gestrichen. Dieser gemächlich rechnende König, in dem nichts vom



Wesen genialer Schöpferkraft war, hat die Genossenschaft, die ihn nothwendig dünkte, bar stets, wie ein in Genieland Gezeugter, bezahlt. Statt, wie Palmerston den Franzosen, Beaconsfield den Russen, jeden Kolonialgebietsfeind, wenns irgend ging, aus den Zähnen zu reißen, hat er der Französischen Republik den Weg nach Fez gewiesen und dem Herrn aller Reussen im Perserland einen fruchtbaren Weideplatz eingeräumt. Weil er in West und Ost ein Schwert und einen Schild gegen deutsche Bedrohung zu brauchen glaubte und die Nothhelfer gesättigt und durch den von seiner Gnade gewährten Machtzuwachs dem Deutschen Reich erst recht verfeindet sehen wollte. Er kannte auch, nicht nur aus Erzählungen des ihm lange intim gesellten Eisenbahngründers Hirsch, den Türken und wußte, welchen Stoff dessen Kirchenstaatsgehäus herbergen könne, von welchem es gesprengt werden müsse. Des Mohammedaners metaphysisches Wesen saugt seinen Lebenssaft aus der Ueberzeugung, daß der Islam einen besseren, seelisch und sittlich edleren Menschenschlag umschließt als die Rajah, die Heerde der Christenvölker, der er, bei Todesgefahr, deshalb niemals das uneingeschränkte Recht des Herrenvolkes gewähren dürfe. Am letzten Augusttag des Jahres 1907 war von Grey und Iswolskij der anglo-russische Vertrag (über Persien, Afghanistan, Tibet) unterzeichnet worden, dem schon 1901 der Präsident Loubet, als er in Compiègne den Kaiser Nikolai Alexandrowitsch bewirthete, dann, in Algésiras, die Herren Arthur Nicolson, Donald MacKenzie Wallace und der Russengesandte Graf Cassini vorgearbeitet hatten. Am vierten Juni 1908 spricht Sir Edward Grey im Parlament: „Ich bin dafür, daß England und Rußland sich auf der Basis der Vernunft und der Ehrlichkeit über alle Fragen, die ein gemeinsames Interesse berühren, verständigen, und werde mit diesem Wunsch fallen, wenn das Unterhaus ihm die Erfüllung versagt.“ Die Mehrheit stimmt ihm zu. Am zehnten Juni ankert die Nacht „Victoria and Albert“ (über deren Lebensalter, Bau- und Reparaturkosten Herr von Tirpitz dem Deutschen Reichstag noch Auskunft schuldet) vor Reval. Nikolai empfängt (mit Frau und Mutter) den König und die Königin von England; die Regirungen sind durch Iswolskij und Sir Charles Hardinge vertreten. Eduard spricht: „Ich bin gewiß, daß der neue Vertrag das Band, das die beiden Völker umschlingt, noch fester knüpfen und uns gestatten



wird, wichtigen Zukunftsfragen in Freundschaft eine befriedigende Antwort zu finden.“ Damals sagte ich hier: „Auch über Makedonien werden Schwolsky und Grey einig. Mit dem Gouverneur und der sichtbaren Autonomie kann man noch ein Weilchen warten und inzwischen die Balkanerbbschaft genau reguliren; wichtig ist jetzt nur, dem Sultan jeden Zweifel daran zu nehmen, daß Briten und Russen zusammengehen: dann optirt er im Nothfall nicht für den vereinsamten blonden Kaiser. England, Frankreich, Rußland: ein neuer Dreibund. Ein längst voraussehender. Nur von Denen nicht vorausgesehen, die sich von dem widrigen Rummel der Zeitungmacher-, Bürgermeister- und Pfarrer-Besuche blenden ließen und hofften, über des Königs Haupt hinweg in die Gunst des Inselvolkes klettern zu können. (Schämt sich heute denn Keiner von den Versöhnungschlemmern, die bei Lachs und Roastbeef, Hammel und Pudding Weltgeschichte zu machen wädhnten und nicht merkten, daß Verachtung sie schlingen und schlürfen sah?) Ein ungeheures Ereigniß. Werß vor zwanzig Jahren, noch an Wilhelms Sarg, prophezeit hätte, wäre ausgelacht worden. Dennoch geschah es; wurde möglich, seit im Deutschen Reich die lärmvollste und sinnloseste Politik aufkam; wurde nothwendig. Die alte Kluft zwischen russischer und britischer Orientpolitik ist überbrückt; dreißig Jahre nach dem Berliner Kongreß. Jetzt läßt Sir Edward Grey mit sich handeln. Meint irgendein Wacker, daß es den beiden Edwards um die Gendarmerie, um Makedoniens Ruhe und Frieden zu thun war? Seit Jwanß und Maximilianß, seit Leopoldß und Petersß Tagen sind der Türkei Reformen immer nur empfohlen worden, wenn eine Großmacht oder Koalition den Herrschaftsbereich der Mondsichel verengen wollte. Rußland muß von asiatischem Verlust in Europa entschädigt, Italien dem alten Bund entfremdet, Oesterreich dem neuen Concern gewonnen werden; und die Imperien, die mit Buddhisten, Shintoisten, Sonnenanbetern zu rechnen haben, müssen die Schwächung des noch allzu bündnißfähigen Islam wünschen.“ Da war (der durch fünf Jahresreise rückwärts schweifende Blick sieht es bestätigt) das Ziel. Da mußte es Jeder ahnen, der Curzonß Wort nicht vergessen hatte: „Indien ist das Centrum des Britenreiches, dessen Werth und Weltstellung man erst erkennen kann, wenn man den Standpunkt östlich vom Suezkanal gewählt hat. Warum mußten wir Egypten



haben? Weiß auf dem Weg nach Indien liegt. Warum lassen wir uns den Einfluß in Persien so viel kosten? Weil das Wasser des Persischen Golfs sich mit dem des Indischen Ozeans mischt. Warum durften wir die Türkei nicht einer uns feindlichen Großmacht gönnen? Weil sie Indien bedrohen könnte.“ Warum (durfte man 1908 hinzufügen) mußten wir Briten in Gemeinschaft mit Rußland dem Sultan für Makedonien ein Reformprogramm aufzwingen, dessen Ausführung er als allmächtiger Großherr nicht überleben konnte? Weil er dem Deutschen Reich zugethan schien und des Willens verdächtig war, in der Stunde englischer Noth die indischen Musulmanen wider Britaniens Ostflanke zu hegen.

Dreiunddreißig Tage nach Eduards Abfahrt aus der revaler Bucht, wo aus zwei Reformplänen für Makedonien einer, der anglo-russische, geworden war, kommt's im Türkenheer zu offenem Aufruhr. Im Dritten Corps: in Makedonien. Von Saloniki und Monastir frißt das Feuer rasch weiter. „Die Türkei den Türken“: wird die Losung. Aus der behutsamen Hand des Sultans gleitet die Macht den Führern des Jungtürkenkomitees für Einheit und Fortschritt zu. Patriotische, doch vor dem in der Wirklichkeit ihrer verwesenden Heimath Nothwendigen und noch Möglichen blinde Offiziere; ein paar schlaue, in Paris und London aufgefütterte Jakobiner; ehrgeizige und eitle Kaffeehauspolitiker; Gesindel. Europa (dem London still eine Oessentliche Meinung macht) jauchzt; weil der Völkerfreiheit ein neuer Morgen dämmert. Triftigen Grund zur Freude hat die Triple-Entente: Abd ul Hamid, der „Freund“ des Deutschen Reiches, ist entmachtet. Er muß die Verfassung von 1876, die kaum fünf Wochen lang gegolten hatte, wieder in Kraft setzen; die Verfassung Midhats, den er in der arabischen Festung Taif einkertern und erwürgen, dessen Schädel er (in einer Kiste, deren Begleitadresse die Angabe trug: „Japanisches Elfenbein, Kunstwerke für Seine Majestät den Sultan“) sich in den Nildiz Rioss schicken ließ. Die Verfassung, deren siebenzehnter Artikel allen Bürgern des Osmanenreiches, wider Mohammeds Gebot, gleiche Rechte und Pflichten, ohne durch das Glaubensbekenntniß bedingte Unterschiede, zuwies. Schwindel; Sand in die Augen der alten Topfguckerin Europa. Noch einmal entringt der listige Hamid sich den umschnürenden Stricken; für kurze Zeit. Dann wird er gezwungen, auf den Thron zu verzich-



ten, nach Saloniki verschleppt, ein von ihm in Trunksucht Genöthigter, von Alkohol Verwüsteter auf seinen Stuhl gesetzt. Einer, der mit gefalteten Händen die Bitte stammelt, ihn, der zum Sultan nicht taue, in Ruhe zu lassen, den die Enver und Niazi, Schewket und Essad aber als Khalifenpuppe just brauchen. Eine demokratische Türkei, deren Häupter von den Westmächten Geld und Lehre empfangen haben, muß, so lange sie zu leben vermag, unter der Vormundschaft dieser Mächte bleiben und kann nicht daran denken, der berliner Politik den Kreis der Profitgelegenheit zu weiten. Kann sich aber auf die Dauer überhaupt nicht halten. Die Revolution, die unter den Klängen der Marseillaise begonnen und durchgeführt ward, bereitet in Europa der Türkenherrschaft das Grab. Danach? Südosteuropa fällt den Slaven zu, die dem deutschen Drang nach Ost einen Wall entgegenthürmen, und Oesterreich-Ungarn wird vor die Frage gestellt, ob es im alten Bund noch auf seine Kosten komme. (Herr Ernst Lemonon, der in seinem guten Buch „L'Europe et la politique britannique“ meine lauten Warnungen aus dem Juni und Juli 1908 erwähnt, sagt offen: „Herr Harden hat nicht geirrt. Die anglo-russische Verständigung ist eine Gefahr für Berlin. Ihr Zweck war, dem der Entente Cordiale ähnlich, mindestens nach dem Willen der londoner Regierung, Deutschland einzuschüchtern und ihm auf dem Weg auf die Höhe der Welthegemonie neue Hindernisse zu bereiten. Die politische Gemeinschaft wird gerade auf der Balkanhalbinsel sichtbar. Und deutlicher noch als in Asien richtet in Europa die Front der drei Mächte England, Frankreich, Rußland sich gegen das Deutsche Reich.“)

Aehrenthal mindert für eine Weile die Erntehoffnung der pax britannica. Schon im Januar haben seine Bahnbaupläne beunruhigt und aus Rom und Athen, Belgrad und Sofia andere Verkehrsprojekte hervorgelockt. Am dritten Oktober 1908 läßt er die Annexion Bosniens und der Herzegowina den Signatarmächten des Berliner Vertrages melden. Warum wird Franz Josephs Botschafter von Eduard, der ihm fast befreundet ist, an diesem Tag in Balmoral so übel empfangen und so rasch, ohne die gewohnte Einladung zur Tafel, verabschiedet? Warum sagt der King ärgerlich, schon die Unrede als „lieber Freund“, die Franz Joseph sonst nie gewählt habe, zeige, daß der Brief ihm diktirt worden sei? Weil diese wiener Post die Ruhe der Jungen Türkei



stört und den Glauben weckt, Oesterreich wolle, über Mitrowiza hinaus, nach Saloniki marschiren. Nein: es verzichtet (leider, wurde, schon damals, hier, dreimal, gesagt) auf den Sandschak Nowibazar. Nimmt aber der Türkei zwei Provinzen, die ihr, nach formalem Recht, noch angehörten; beleidigt dadurch das islamische Nationalgefühl und läßt die Frage entstehen, ob die Rückkehr in den Zustand der hamidischen Zeit, der so schmerzlich jähe Ueberschung erspart hätte, nicht zu erstreben wäre. Die Männer des Komitees für Einheit und Fortschritt heulen in Wuth auf und in ihrem „Tanin“ wird geprahlt, der Tag, der ein Türkenheer vor Wiens Mauern sah, könne bald wieder dämmern. Boykott österreichischer Waaren in der Türkei. Bulgarien: unabhängiges, vom letzten Vasallenband gelöstes Königreich. Kreta: proklamirt sich als einen Theil des Hellenenstaates. Montenegro: entkettet sich der Sperrpflicht, die Artikel 29 des Berliner Vertrages ihm aufzwang. Bricht das Chaos herein? Kracht der Nothbau des Jungtürkenstaates schon in allen Fugen? Duell Uehrenthal-Jswolskij. Rußland kann noch nicht, Frankreich will nicht fechten („Erst, wenn Sie uns ein Landheer stellen; Ihre Flotte schützt uns nicht vor Invasion“, sagt Clemenceau in Karlsbad zu Eduard). Uehrenthal's ruhige Umsicht und Bülow's leise, doch kräftig zugreifende Taktik sichern den verbündeten Kaiserreichen einen diplomatischen Sieg. Die Triple-Entente weicht und ratifizirt Oesterreich's Handel. Pflanzte an's Grab alter sofort aber das Panier neuer Hoffnung. Eduard schmunzelt: „Il faut, quelquefois, reculer pour mieux sauter.“ (Die Pose des ausgeplünderten Spielers: nennt es die immer siegesgewisse Hammannei.) Jswolskij, der nach der Niederlage sich als einen ungemein klugen, zähen, odysseisch verschlagenen Diplomaten entpuppt, tröstet die südslavischen Brüder, die ihren Traum vom Großserbien zerrinnen sehen, und weist sie auf den Schleichpfad in einen Balkanbund, dem, unter anglo-russischem Patronat, mehr gelingen könne als einem einzelnen, in allerlei Sippenfeindschaft verstrickten Haemusstaat. (Unsinn, meckerts bei uns; Totfeinde sollen sich, Bulgaren und Griechen, Karageorgewitsch und Njegos, verbünden? Der dümmste Bluff, den dieser Gock je erdacht hat.) In England ist man früh wieder ruhig geworden. In der Guildhall hat Asquith ausgesprochen, welchen Nutzen die lückenlose Einigkeit Englands und Rußlands überall in Südosteuropa schweben-



den Probleme gebracht habe. Oesterreichs Botschafteristin Sandringham mehrmals mit besonderer Huld aufgenommen worden und hat selbst in der Hofburg berichtet, wie gern der Ring der wiener Politik über die entstandenen Schwierigkeiten hinweghelfen würde. London hat den austro-türkischen Frieden gemacht, der den Osmanen vierzig Millionen Mark und das Recht zur Zollerhöhung, den Oesterreichern die Bestätigung der Annexion einbrachte. Auf diese Leistung war Eduard besonders stolz. Seine vorlegte ist das deutsch-französische Februarabkommen über Marokko (das Wilhelm schnell fertig haben will, um dem Onkel, der ihn endlich besucht, mit dem Erweis bonae voluntatis eine Freude zu machen). So. Die Türkei deutschem Vordrang verriegelt, Frankreich der Angst ledig, hinter dem Wandschirm des Scherifenzwistes Deutschlands Geisel zu werden, Oesterreich-Ungarn überzeugt, daß es ohne Britanniens Freundschaft nicht recht vorwärts komme. Was bleibt noch? Auch von West her muß Wien sich in seinen Balkanwünschen gefährdet sehen. Im Oktober 1909 ist der Zar, der Oesterreichs Gebiet wie einen Pestbezirk gemieden hat, mit Iswolskij in Racconigi. (Bülow ist nicht mehr Kanzler.) Und mählich wird nun offenbar, was Tittoni meinte, als er im Parlament rief: „Die italo-russische Verständigung ist ein Ereigniß, dessen ganze Wichtigkeit erst die Zukunft entschleiern wird.“

Wie schnell die Balkanvölker von den Jungtürken enttäuscht, wie grausam sie von diesen Verkündern der Freiheit und Brüdergleichheit gepeinigt wurden, hat der bulgarische Professor und Politiker Iwan Gheorgow am zwölften April hier erzählt. In Makedonien und Albanien, in Arabien und Armenien sogar machte, mit bethmännischer Emsigkeit, der regierende Klüngel jeden irgendwo, irgendwie möglichen Fehler. Und die Diplomatie der verbündeten Kaiserreiche, die doch die Erhaltung der Europäischen Türkei wünschten, versäumte, ihn eindringlich zu warnen. Dem Habsburgerreich hatte er ärgere Schmach angethan als je eines anderen Staates Regierung. „In der Stunde, die wir zu ruhiger Arbeit brauchen, stürzt Oesterreich, mit seiner gewohnten schmutzigen Gier, sich auf Bosnien und die Herzegowina. Keiner kaufe Oesterreichs schlechte Schleuderwaare! Kein Osmane darf auch nur einen Para für den ekelhaften Schund ausgeben, den Oesterreich in unserem Land feilbietet; denn dieses Oesterreich tritt Verträge und Völkerrecht frech mit Füßen, will uns durch Revolten und



Krieg lähmen und uns den Absolutismus zurückbringen, den wir durch die Herrschaft des Rechtes und der Gerechtigkeit ersetzt haben.“ Daß stand am zehnten Oktober 1908 im „Tanin“; Wochenlang danach Uehnliches in diesem Organ der Regierung. Nie hat, aus dem finstersten Winkel, trunfener Moskowiterzorn unflätiger geschimpft als hier die in Mohammeds Namen Schaltenden. In Wien warß rasch vergessen. Wurde die offiziöse Meinung schon damals von Ungarn gemacht, die, weil jede Stärkung des slavischen zugleich eine Schwächung des magharischen Elementes bedingt, die Machtsphäre der Monarchie auf der Balkanhalbinsel nicht geweitet, die Türkenthrannei drum so lange wie möglich gestützt sehen wollten? Dem Magharenwunsch verband sich der galizische Russenhaß, der sich gern mit der Farbe der Türkenfreundschaft gürtet, und die unfluge Lust manches Austro-Deutschen an jeder Kröte, die der Tscheche, Serbe, Kroat schlucken muß. Fast auf der ganzen Linie: blinde Turfophilie. Die Komiteemänner waren hehre und saubere Helden (und den Leiter des „Tanin“ sah ich noch im Dezember 1912 im wiener Hotel Bristol huldvoll Cercle halten). Für uns mühte Marschall sich redlich; nicht so redlich: wäre redlicher gewesen. Er wollte flink erweisen, daß der hamidische Duft, der aus den Tagen der Mildizgunst an ihm haftete, ihn nicht hindere, auch den neuen Herren ein Liebling zu werden; und hütete sich deshalb, sie mit Kritik und Warnung zu belästigen. An die Stoßkraft und innere Tüchtigkeit der Balkanstaaten glaubte er so wenig wie sein Feind Riderlen, trotzdem Beide in Bülow's Instruktionen die Sätze gelesen hatten: „Solange die Türfei lebt, wollen wir aus ihrer Existenz den größtmöglichen Nutzen, politisch und wirthschaftlich, ziehen. Aber wir müssen uns auch die Balkanvölker, die sie eines Tages beerben werden, freundlich stimmen.“ Für diese Völker hatte Marschall nur lächelnde Geringschätzung, Riderlen gröbsten Schwabenhohn. Und weil Marschall's Bethulichkeit und Ubiquität schließlich die Emporkömmlinge am Goldenen Horn rührte, weil sie ihn, aus dessen Hirn jede Erinnerung an Abd ul Hamid weggewischt schien, mit freundlicher Ehrerbietung behandelten, streckte er sich in den Wahn, Deutschland sei auch unter dem neuen Regime „oben auf“. Schriebß nach Berlin; und fand bei der dort waltenden Einfalt Glauben. Briten, Russen, Franzosen aber sprachen zu den stambuler Kneipenherren: „Erkennt Ihr endlich nun, was Ihr an den Deutschen habt, die sich



überlaut stets ihrer Selbstlosigkeit rühmen? Eurem Sultan haben sie, wie dem von Marokko, trotz allen Versprechungen jede Hilfe geweigert; im Kampf gegen Oesterreich und den Roburger, wie 1906 im Streit um die Oase Tabah, Euch im Stich gelassen; und rennen Euch jetzt nur hastig nach, weil sie nach neuer Gelegenheit zur Ausbeutung Eures Bodens hungert.“ Weil heute, mit noch niemals erschautem Mangel an Scham, Alles gefälscht wird, muß an die Thatsache erinnert werden, daß durch frühe Warnung (die der Nachruhm des bosnischen Sieges stützen konnte), durch ernste Mahnung zu weiser Nachgiebigkeit und rascher Organisation des Heeres und der Verwaltung die Türkei noch zu retten war.

Daß sie, nach vier trüben Lenzen, völlig zusammenbrach, war eine Folge der Dummheit von Agadir, die uns zwang, den Franzosen das Protektorat über Marokko auf dem Präsentirtbrett anzubieten. In einer Stunde, die solchen Antrag strenger als je eine andere verbot (und jedem Auswärtigen Amt, in dem nicht Unwissenheit mit Psychose faux ménage machte, schon den Gedanken daran gewehrt hätte). Daß, durch unsere Schuld, wieder ein islamisches Land in endgiltigen Europäerbesitz überging, der Khalifat, den wir stärken wollten, also abermals geschwächt wurde, war noch nicht das Schlimmste. Seit zehn Jahren hatte Frankreich einen Vertrag mit Italien geschlossen; der (England hat ihm, unter Delcassés geschickter Einwirkung, Ende 1902 zugestimmt) das Königreich verpflichtete, der Republik, die ihm Tripolitanien und die Lyrenaisia überlasse, auf dem Weg nach Marokko jede erdenkliche Hilfe zu leisten. Den Geheimvertrag, der in Algiras Italiens Haltung bestimmte. Da Frankreich nun Herr über Marokko, die von Berlin aus sechs Jahre lang verbehmte „Tunisifikation“ des Scherifenreiches auf berliner Antrag Ereigniß werden sollte, mußte Italien zugreifen; sich, nach der Erfüllung der Pflicht, daß vom Vertrag ihm zugesprochene Rechtsichern. Wartete es, dann konnte die Junge Türkei sich innerlich stärken, Schützer werben und sich auch in Nordafrika fester verschanzen. Wer ihr Leben verlängern wollte, mußte jedes erlangbare Mittel benutzen, um Italiens Feldzug zu hindern. England erleichterte ihn und verbürgte, weil es türkischen Truppen und türkischer Munition den Weg durch Egypten nach Benghazi sperrte, den Italienern den Sieg. (Und wurde, trotzdem Egypten nach der Staatsrechtsfiktion noch Sultanland ist, in Konstantinopel nicht verhaßt. Wie neidenswerth flug ar-



beitet die Diplomatie dieses Reiches!) Berlin? Jand, wieder einmal, „Deutschland sei an diesen Dingen nicht unmittelbar interessiert“; that nichts, um den Krieg zu hindern, nichts, um die schmähsch blöde Preßschimpferei auf den „Raubzug“ und die „Gräueltaten“ der tapferen Italersoldaten zu hemmen. (Die Folgen spürt der Deutsche heute noch zwischen Turin und Palermo.) Auch Frankreich entgleiste diesmal in plumpe Fehler. Herr Poincaré, dessen Advokatenhand für die Entwirrung internationaler Fäden ungeeignet ist (auch in der Verhandlung mit Spanien, dem England den marokkanischen „Mittelmeerbalkon“ vorbehielt, hat sich gezeigt), ärgerte in dem Zank über das Durchsuchungsrecht der italienischen Seepolizei die römischen Giolittiner mit so zwecklos kleinlicher Zähheit, daß im ganzen Königreich wieder Groll gegen die Französische Republik entstand, die von Delcassé und Barrère mühsam erneute fratellanza latina gefährdet schien und unsere offiziellen Gewohnheitlügner durch alle Gassen tuteten: „Totfeindschaft zwischen Frankreich und Italien! Hurra!“ Episode. Hauptsache: Die Ohnmacht der Türkei wurde, wider die Phrophezie Colmars von der Goltz und trotz der wackeren Arbeit der dem Herrn Enver unterthanen Ruhmbrutanstalt, jedem Auge sichtbar; der Sultan verlor die letzte Parzelle afrikanischen Bodens; Italien erwarb ein großes, politisch und wirtschaftlich wichtiges Gebiet, das aber, weils von Tunis und vom englischen Sudan aus bequem anzugreifen, vom Mutterland nur auf dem Weg über Malta zu erreichen ist, den Besitzer, das Königreich, noch enger an die Seite der stärksten Westmächte drängt. Am Bosporus schnellst die Wagschale, die das Gewicht deutschen Ansehens trug, leer in die Höhe. Wieder haben wir nicht geholfen; trotz der Rede von Damaskus, die eine Bürgschaft gegen neue Zerstückung des Osmanenreichskörpers schien, hat jeder unserer beiden Bundesgenossen der Türkei zwei Provinzen entrissen. „Ils n'ont pas su faire“, sagt Abd ul Hamid von den Jungtürken; sind allzu täppisch und in jedem Sinn läderlich. Können sie (oder die „Liberalen“, die für ein Weilchen die Macht erraffen) sich halten? Vielleicht noch ein paar Jahre lang; wenn die Triple-Entente ihnen mit Rath und Geld hilft. Die? Ist jetzt ja, heißt es in Berlin, zerfallen wie eine morsche Almhütte, über die eine Lawine hinging. Potsdam! Baltisch-Port! Wir! So innig war uns Rußland noch nie befreundet. Draußen glaubts Reiner; und als der neun Monate lang im Schoß gehegte Ver-



trag über Persien und die Bagdadbahn ans Licht kommt, umbraust unsere Blamage ein Höllengelächter. Da auf Nikolais weiches Herz aber nicht wie auf einen Granitfels zu bauen ist, wird doch wohl Zeit, die Filmfurbel zu drehen. Die Türkei ist zu ernster Wehr ohnmächtig, hat in Afrika wieder gezeigt und wird von der Rajah grimmiger gehaßt als in hamidischen Tagen. Die Einnahme von Nord- und Südslaven ist das wirksamste Mittel gegen deutsch-russische Eintracht. In aller Hast und Heimlichkeit wird, mit Londons und Petersburgs Hilfe, der Balkanbund geknüpft. Nicht Tscharykow, der dem Sultan den Vorsitz gewähren wollte, sondern Tswolskij, der die Spitze des Slawenschwertes gegen die Türkei zückt. Der letzte Türkenkrieg kann auf Europas Erde beginnen. Britanien hat sich entschlossen, die Versicherung gegen deutschen Drangins Weiterem mit dem Wachstum slavischer Macht zu bezahlen; den Nord- und Südslaven Osteuropa zu gönnen. D'Israeli verhüllt, im Himmel der Judenchristen, das Haupt. Pitt aber spricht tröstend zu Benjamin: „British policy is british trade.“

### Irrthum, laß loß der Augen Band!

Daß Rußland im Geheimniß der Kriegsvorbereitung war, hat jeden etwa noch Zweifelnden der eben so treuherzige wie thörichte Erlaß des Ministers Gasonow (gegen Montenegro; vom neunten April 1913) erkennen gelehrt. Dieser fränkliche und deshalb den Gegnern mehr als den Partnern bequeme Mann hatte sich nicht erst im Herbst, weil König Nikola, ohne von Petersburg die Erlaubniß zu erbitten, loschlug, geärgert, sondern schon im Lenz: weil Bulgarien sich auf eigene Faust, im Groll über Tscharykows Abberufung aus Konstantinopel, am dreizehnten März den Serben verbündet hatte. Er fehrte den Geschow und Danew die kalte Schulter zu und weigerte sich, der Bulgarenanleihe durch Dawidow in Paris die Rotirung zu verschaffen. Kleinram. Das große Spiel, dessen Regie Grey und Nicolson, Tswolskij, Delcassé und Paul Cambon, Bertie und Tittoni führen, konnte und wollte er nicht hemmen. Daß England „dans le mouvement“ („im Bild“, sagt man bei uns) war, braucht nicht bewiesen zu werden. Beide Mächte rechneten mit der Türkenniederlage; stimmten schließlich aber, weil das Kriegsglück den Klügsten narren kann, der Formel Poincarés zu, der, als Anwalt des Hauptgläubigers der Türkei, sicher gehen wollte: „Wahrung des status quo“.



Diese grundlos verspottete Formel sollte, nach der Absicht Britaniens und Rußlands, nur sagen: Siegt, wider alles Erwarten, die Türkei, so wehrt unser Spruch ihr die Rückeroberung des von Christen bewohnten Landes. Der Vierbund bekümmerte sich nicht eine Minute lang um diesen Zettel; auch nicht um die Kollektivnote der Großmächte, die den Balkanregierungen räth, den Frieden zu erhalten, und ihnen, auch ihnen jetzt, feierlich jede Gebietsdehnung untersagt. Die Vorlegung dieser Note wird, von London aus, achtzehn Tage lang verzögert; sie kommt zugleich mit Nikolaß Kriegserklärung. (Grey war verreist; wie immer, wenn er einen Handel hinziehen und Fragern nicht Rede stehen will. Deutscher Biedersinn, der meist im Ehrenkittel eines kaiserlichen Legations-Rathes, allen Sachverständigen zu größtem Ergözen, umhertappt, flüstert dann in Ehrfurcht, der Herrenmeister der Foreign Office sei leider der Erholung bedürftig und habe nur deshalb „dem weichen Premierminister Asquith“ seinen Platz überlassen. „Ein Kamel? Mich dünkt, es hat einen Rücken wie ein Wiesel.“) Der Vierbund weiß, was die Glocke geschlagen hat und auf wen er zählen darf. Wien und Berlin (die aus Belgrad, wo für den Türkengeneral schon vorgesorgt wird, wohl ungefähr identische, der Wirklichkeit gleich ferne Berichte empfangen) glauben inbrünstig an den Osmanensieg; und Riederlen bewirthe die Balkanmänner mit gesalzener Grobheit. „Krieg? Ihr werdet verhauen, daß die Lappen fliegen. Und halb Europa freut sich darüber.“ Fast so hatte der Auswärtige Minister des Sultans gesprochen. „Krieg? Erlauben Sie mir, laut zu lachen!“ Noch einmal wäre das in Südost langsam erworbene, noch nicht ganz verlorene Ansehen zu retten; ein letztes Mal. Wenn Deutschland und Oesterreich zusammenstehen und keinen Zweifel darüber lassen, daß sie für ihren Rechtsanspruch, Machtanspruch im Nothfall das Schwert ziehen werden. Als Eduard in Reval war und der Kontur des Kommenden sichtbar wurde, habe ich hier eine wichtige Stärkung des deutschen Heeres und die freiwillige Begrenzung der schwimmenden Machtmittel gefordert; am dreizehnten Juni 1908 gesagt: „Ein germanisches Volk darf nicht an vollen Tafeln winseln, ihm fehle das zum Erwerb der Waffe nöthige Geld. Mehrung der Landmacht: dann könnten wir mit ruhigem Gewissen die neue Morgenröthe erwarten. Nicht, wenn wir des Trachtens nach dem Weltarbitrium verdächtig bleiben und durch das alltägliche Friedensgegrein uns noch in den üblen Ruf listi-



ger Heuchelei bringen.“ Bosnische Krisis, Algadir, Tripolis: bis zur Ermüdung des Lesers war der Ruf wiederholt worden. Noch im Oktober war die Militärvorlage nicht, wie im März, das Eingeständniß, daß wir in unbequemere Enge gedrängt seien; konnte sie, zugleich mit einem bis ins Tiefste, Höchste durchdachten Orientprogramm, hinter dem sechs Millionen deutscher und österreichischer Bayonnettes starrten, nicht nur die Luftschlösser der Slavenhoffnung sprengen, sondern auch, in einer seit 1866 und 70 gewandelten Deutschenwelt, die Wahrheit des molitischen Wortes aus dem Jahr 1841 erhärten: „Oesterreichs Schwert wird einst in die Wage der Entscheidung geworfen werden. Alle Flotten der Welt können die Theilung der Türkei weder vollziehen noch hindern: Oesterreichs Heere können das Erste vielleicht, das Zweite gewiß.“ Gewiß: im Bund mit Deutschlands und Rumäniens. Noch immer ist, wie in Andrassys Zeit, die diesen drei Mächten „gemeinsame Aufgabe, das Zusammenfließen der nord- und der südslavischen Elemente zu verhindern und gegen die Slavisirung des Orients eine Barriere zu bilden.“ Was geschieht? Nichts.

Der Sieg war, an Raschheit und Umfang, so ungeheuer, wie kein Ferner ihn erträumt hatte. Bulgaren und Serben (die Siege der Griechen waren, da Saloniki nicht, Janina kaum noch vertheidigt wurde, ohne äußersten Kraftaufwand zu erringen) haben so tapfer, mit so froher Hingebung jedes Lebenshauches gekämpft wie je ein Heldenvolk in der Geschichte. Grausam? In ihren Aldern kreiste das Blut der vier Jahrhunderte lang von der Osmanenhorde gemarterten Rajah; wenn die Bulgaren (seltener die Serben) Wehrlose niederstießen, stand vor ihrer blutdürstigen Seele das Bild der gemekelten Ahnen, der geschändeten Weiber, in den Harem verschleppten Jungfrauen ihres Stammes; aus Grüften lenkten Totenhände die Waffe. Doch wie raubthierisch auch jetzt noch die Türken gehaust haben, bezeugen zuverlässige Berichte und beglaubigte Photographien. Und die jetzt so zärtlich gehätschelten Arnauten, die musulmanischen Albaner, haben schwangeren Frauen die Frucht aus dem Leib gerissen und das Zeugerglied des Mannes oder Sohnes in den röchelnden Mund gestopft; Mädchen die Brüste geschlickt, die dünnen Unterärmchen durch die frischen Wunden gezogen und die Jammergehöpfe so, nackt, mit gefalteten, blutigen Händen, vor sich hingetrieben. Wer staunt darüber, daß die fast ein Halbjahrtausend nun an solche Gräuel ge-



wöhnten Slaven dem Türken, der ihnen Alles geraubt hat, Reich, ethnische und menschliche Recht, Boden und Hausfrieden, nicht Pardon gab? Das Türkenheer war verhungert und verlaust, von untüchtigen Parteibrüllern oder Ziergecken geführt; hat sich aber, wo nicht ein Schreckenswirbel es jäh in wirre Flucht warf, muthig geschlagen. Freilich: wofür? Für einen in Kneipenunrath und Schande versinkenden Staat? Für einen Islam, dem von schmutzigen Jakobinerfingern das Herz ausgebrochen war und der nur in fastloser Geilheit noch weiter wucherte? Auch mit besserem Proviant wäre, unter strammerer Führung, diese zusammengetrommelte Schaar, die der Gedanke an nahe Fremdherrschaft eher hoffen als zittern ließ, gegen die Bulgaren und Serben nicht aufgekommen. Deren heiliger Wille war dieser Krieg; nicht befohlene, von Kolbenstößen erzwungene Arbeit, sondern Erfüllung des inbrünstigsten Herzenswunsches. Ob es Tage lang nichts Anderes gab als trockenes Brot, Zwiebeln und Knoblauch, ob die Bleikugeln wie Hagelförner prasselten: einerlei; jauchzend ging es in den Kampf. (Ohne Alkoholpeitsche; fast alle Bulgaren und sehr viele Serben sind abstinent und Alle, besonders die Offiziere, ziehen Thee jedem anderen Trank vor.) Herr von Jennes sagt in seinem „Tagebuch eines Mannes vom Rothen Kreuz“, daß die barbarische Grausamkeit mancher Bulgaren nicht verschweigt: „Diese Leute sind eins mit ihrer Regierung; die Ideen, für die sie in den Krieg zogen, entstanden im Gehirn des Volkes selbst. Das ist das Geheimniß der bulgarischen Erfolge. Kein Wort des Bedauerns darüber, daß sie im Krieg waren, kam von den Lippen der tausend Verwundeten. Ob es auch bei den Soldaten der österreichisch-ungarischen Armee so wäre? Ob es die Soldaten aus Südtirol wohl viel kümmern würde, wer im Banat ernten wird? Wären die Kroaten und Slovaken selbst um den Preis ihres Lebens bereit, die Großslaven aus einem Gebiet wegzujagen, dessen Bewohnern sie in Sprache, Kultur und allen Sitten weniger fremd sind als der ‚Feind‘? Sie werden auf Befehl schießen, vielleicht geschickt und gut geführt sein; aber vermag die Kriegsführung ihrer physischen Kraft auch die seelische Energie hinzuzugeben? Der Drill verflüchtigt sich beim dritten Kanonenschuß; der Selbsterhaltungstrieb aber wird ihnen nicht zuflüstern, was die Bulgaren empfanden, wenn sie sich am fünften Tag nach ihrer Rückkehr von den Pforten des Todes schon wieder nach dem Schlachtfeld sehnten.“ Dreimal, viermal sind Ver-



wundete, halb erst Ausgescliffe in's Feuer zurückgekehrt; ohne von anderem Befehl als des eigenen Willens dazu genöthigt zu sein. Lernet dieses Volk der Schollenbauer und Viehzüchter schätzen! Wer es befehlen will, müßte es mindestens kennen. Die Steinwälle von Adrianopel (dessen allzu laut gefeierter Kommandant sich Wochen lang um die Festung kaum gekümmert hatte) sind, da die bulgarische Jugend schon hingemäht war, von Leuten zwischen Fünfunddreißig und Fünfzig, unter Jwanow's Befehl, erstürmt worden; von Leuten, die Wochen lang kein Fleisch gegessen und oft im Wasser gelegen hatten. Deutsche Internisten und Chirurgen haben die Widerstandsfähigkeit, die an Urstände der Natur erinnernde Gesundheit der Südslaven bestaunt; ihre Gemüthsleistung, auch ihrer Weiber, ist nicht geringerer Bewunderung würdig. Nicht an dem besten Maschinengewehr oder Aeroplan hängt der Sieg; daran: daß ein Heer nicht nach totem Verfassungsbuchstaben nur das Volk in Waffen ist, sondern der in blutiger Wirklichkeit gewaffnete Arm des nationalen Willens; daß jeder Einzelne, Mann vor Mann, den Krieg als eine unvermeidliche Nothwendigkeit, als seine ganz persönliche Sache empfinden gelernt und den Entschluß, überlebend zu siegen oder mit seinem Leib dem Feinde den Pfad zu verrammeln, mit allen Seelenkräften, wie den Heiland, umklammert hat; daß Jeder kämpft wie um Gott, um's Weib.

Der Krieg hat kaum vier Wochen, die Friedensmächlerei, biß heute, mehr als fünf Monate gewährt. Das war noch nicht; wird Dem aber schnell begreiflich, der weder von Betrügern noch von Betrogenen die Urtheilssubstanz bezieht. Der Sieg über das Deutsche Reich und dessen Gefährten schien nicht so leicht zu sichern wie einer über die Türkei: schon deshalb nicht, weil er dem Blick verborgen, dicht verschleiert, mit dem Beistand dieses Deutschen Reiches, gegen das der ganze Handel geführt worden war, errungen werden mußte. Deshalb mußten die vier Verbündeten immer wieder warten; durfte Adrianopel nicht, nach dem (durchaus vollstreckbaren) Willen des General's Jwanow, im Winter, sondern erst im Frühling erstürmt werden; mußte Riamil, weil er nach rascher Liquidation langte, sein Großwesirleben lassen. Als das Beben der Slavenerde den status quo sammt anderem Spinnengewebe verschlungen hatte, kam eine neue Trugformel auf: „Lokalisierung des Krieges.“ In eifernder Hast frohen unsere Matadore's auch auf diesen frischen Leim. Wer mußte die Begrenzung des



Kriegeß denn wünschen? Jeder, dem sie, mit unzweideutiger Gewißheit eben nur sie, Vortheil verhiieß. Also: Britanien, Rußland, Frankreich. Wer durfte die Begrenzung des Kriegeß, dessen Ausbruch nun einmal im Herbst nicht verhütet worden war, nicht dulden? Jeder, dem sie, mit unzweideutiger Gewißheit nur sie, Schaden bringen mußte. Also: Deutschland und Oesterreich. Deren einzige, aber auch unfehlbar wirksame Waffe war die klare Ankündigung: Wir zerfeßen mit dem Schwert Euer Gezettel, wenn unser Wille nicht die Umgestaltung der Machtverhältnisse im Orient mitbestimmt. Daß sie dieses simple Wort sprechen würden, war unter sechs Monden die Hauptsorge im Britenconcern. Sie sprachen es nicht. Thaten, als sei der Erdfriede von irgendeiner anderen Seite als von ihrer bedroht und ihrem Mühen zu danken, daß er erhalten wurde. Das Regiecollegium lachte sich krank; und wieder gesund. England, Frankreich, Rußland hatten nur eine Gewissensangst: daß Deutschland und Oesterreich den Frieden brechen könnten. Deutschland und Oesterreich buchten sich ins Verdienstkonto, daß ihnen, mit äußerstem Seelenkraftaufwand, gelungen sei, dem Weltfriedensbruch (vor dem nur ihre Gegner zu bangen hatten) vorzubeugen. Sie hatten, unfrei nach Alerenthal-Bülow, erklärt: Eine Konferenz der Großmächte beschicken wir nicht. Schön. Man gab dem alten Ding einen neuen Namen („Botschafterreunion“), machte das Verfahren etwas umständlicher: und fing die Legaten von Wien und Berlin. (Niemaß, spricht das schamhafte Jüngferlein, gehe ich mit einem fremden Herrn in ein Separatzimmer; geht mit ihm aber dann in die Laube, wo nicht das winzigste Lämpchen glüht.) „Wir haben durchgesetzt, daß keine Konferenz ist: ein Triumph.“ Der Kraft, die zwei Botschafter anzu ziehen, muß sich nun die stärkere noch gefallen: sie in der Reunion zu halten. Auch Das gelingt. Und Herr von Bethmann, der am zweiten Dezember im Reichstag von „dem eifrigen Bestreben aller Mächte, den Frieden zu erhalten“, von „der Hoffnung, den Krieg (der schon zu Ende war) zu lokalisiren“, geredet und, ebenso ahnungslos, blind, taub, frumb, gesagt hat, das Deutsche Reich „werde von den Vorgängen auf dem Balkan nicht unmittelbar berührt“, schwört wohl noch heute darauf, daß er sich herkulisch bemüht habe, um Anderen das halb schon gezückte Schwert in die Scheide zu schmeicheln. Wem denn? Briten, Russen, Franzosen müßten an Scharfsinn unter dem Rindvieh stehen, wenn sie für eine Sache, die,



mit geringen Unkosten, in lieblichstem Frieden zu haben war, daß Kriegsrisiko auf sich nähmen, daß fettste Profitjahr ihrer Wirthschaftsgeschichte der Furie zum Fraß gäben und, ohne Zwang, versuchten, ob mit dem unfertigen Russenheer und dem unbrauchbaren Franzosenpulver die Armeen Deutschlands, Oesterreichs, Rumäniens nebst den mit Mannlichergewehren bewaffneten Polen der Weichsel- und Niemen-Gubernatorien, den nach der ersten Schlappe des Gossudars zum Aufruhr bereiten Balten und Finen niederzuringen seien. Die Triple-Entente wollte den Krieg (sonst wäre kein Schuß im Balkanland gefallen); wollte ihn „lokalisirt“: und mußte die Beiden, die ihn ins Weitere dehnen konnten, drum in die Reunion bitten, in der Reunion festschwagen. Deren langwierige Arbeit dünkt Den lächerlich, der, mit dem kindhaft ehrbaren Ernst des Fibelgläubigen, annimmt, da sei für „gemeinsame Interessen Europas“ gesorgt, geredet, gesonnen, gezaudert worden. Daß nicht von so ausbündiger Thorheit befangene Auge sieht, daß jede taktische Schwenkung, jede Wirkung gefurchter Stirnen, jeder Bluff und jede Pause, der Schein der Unsicherheit und die Zeitversäumniß richtig errechnet war und daß dieser von Eseln und von Schlaufköpfen, die eine Eselsmaße vorbanden, bespöttelten Reunion eine unüberbietbare Meisterleistung gelungen ist; die: von Enos bis nach Skutari alles der Triple-Entente politisch Wichtige in die Scheuer zu bergen und in den Lohgerbern, deren Felle wegschwammen, obendrein noch das Gefühl zu nähren, sie seien ungemein freundschaftlich behandelt worden.

Am Ende kam auch Tittonis Wort noch zu Sinn und Geltung; gelang ein Spielfniff, der von trunkenem Uebermuth eingegeben schien. Nach einer Staatsposse, deren Verlauf noch zu schildern sein wird, schien Oesterreich bereit, an seinem Arm Italien nach Südalbanien zu führen; den Besitzer von Brindisi zum Hausmeister in Valona zu machen, den kein Sperrschloß dann je zur Aufriegelung des Adriatischen Meeres vermocht hätte. So weit ist es nicht gekommen. Doch nicht in abertausend Zeitungartikeln nur, sondern auch in Staatskanzleischriften und Kollektivnoten ist von Italiens Balkananspruch jetzt wie von urewigem Recht geredet worden. San Giuliano, der Jahrzehnte lang für Albanien gearbeitet hat, darf lächeln. Der Rubber, der mit der Verlängerung des Dreibundes begann, hat die höchsten Honneurs eingebracht.





## Büßer.\*)

In unseren russischen Klöstern giebt es, wie man weiß, auch jetzt noch unter den Mönchen manche Asketen und Heilige, Beichtväter und Rathgeber. Ob Das nun gut oder schlecht ist, ob man der Mönche bedarf oder nicht, wollen wir heute nicht erörtern. Es soll zwar nicht zeitgemäß sein, von Mönchen zu reden, doch können wir nicht umhin, es hier trotzdem zu thun, da das Folgende ein Mönch erzählt hat. Diese Beichtväter und Rathgeber sind manchmal hochgebildete Menschen, Menschen mit einem tiefen Verstand. Wenigstens wird so von ihnen berichtet; ich kenne sie nicht. Einige von ihnen, sagt man, seien in ganz Rußland bekannt; aus den fernsten Gegenden kommen die Menschen zu ihnen, oft sogar zu Fuß aus Archangelsk, aus Sibirien, aus dem Kaukasus. Den, der zu ihnen kommt, treibt eine Verzweiflung, mit der die eigene Seele nicht mehr kämpfen kann, oder auf dem Gewissen dieser Menschen ruht eine so furchtbare Schuld, daß sie mit ihrem Geistlichen in der Heimath nicht darüber sprechen mögen, nicht aus Angst oder Mißtrauen, sondern, weil die Verzweiflung ihnen jeden Glauben an eine Vergebung ihrer Sünde genommen hat. Hören sie dann zufällig von einem solchen fernen, Trost spendenden Beichtvater, dann machen sie sich auf und pilgern zu ihm.

So hat nun einer von diesen Mönchen in einem Gespräch unter vier Augen seinem Zuhörer das Folgende erzählt.

„Schon seit zwanzig Jahren höre ich Beichten. Und in zwanzig Jahren lernt man so viele verborgene Krankheiten der Menschenseele kennen, daß Einen, wie man meinen sollte, nichts wundernehmen könnte. Und dennoch kommt es vor, daß man selbst nach zwanzig Jahren erschauert beim Anhören manch einer Schuld. Man verliert die Gemüthsruhe, die erforderlich ist, um dem Verzweifelten Trost geben zu können, und man muß sich selber zu Demuth und Vertrauen zwingen.“

Und hierauf hat er die folgende unglaubliche Geschichte aus dem Volksleben erzählt.

„Ich sehe, ein Bauer kommt auf den Knien zu mir gekrochen. Ich hatte schon vom Fenster her gesehen, wie er draußen auf der Erde kriechend näher kam. Sein erstes Wort zu mir war: „Für mich giebt es keine Rettung mehr: bin verdammt! Was Du auch sagst, ich weiß: ich bin verdammt! Ich versuchte, ihn einigermaßen zu beruhigen. Ich

---

\*) Bruckstücke aus dem Band „Literarische Schriften“, der (wie die anderen Werke Dostojewskijs und die gute Volksausgabe) im münchener Verlag von R. Piper & Co. erscheint und schon willkommen zu heißen wäre, wenn er uns nichts Anderes böte als die Aufsätze über den Nihilismus, Puschkin und Tolstois Anna Karenina. Leset Dostojewskij: weil er als Seelenheiler und als Seelengestalter einzig ist und weil nur er Ferne den slavischen Menschen erkennen lehrt.



sah, daß der Mensch weither gekommen war, weil es ihn nach Strafe und Leiden für sein Vergehen verlangte. „Wir kamen im Dorf, mehrere Burschen, zusammen,“ begann er, „und da fingen wir an, unter uns zu streiten, wer den anderen in Frechheit überbieten könne. Ich prahlte, daß ich sie alle ausstechen werde. Da zog mich ein anderer Bursche bei Seite und sagte mir unter vier Augen: Hör mal, Das kannst Du nie und nimmer, was Du da sagst. Du prahlst ja nur. Ich wollte schon schwören, aber er unterbrach mich. Mein, wart, sagte er, nicht so. Du: schwöre mir bei Deinem Seelenheil in jener Welt, daß Du Alles thun wirst, was ich Dir sagen werde. Ich schwor. Gut, sagte er. Bald haben wir Fasten. Bereite Dich zum Abendmahl vor. Die Hostie nimm, aber verschluck sie nicht. Wenn Du dann aufstehst, tritt auf die Seite, nimm sie aus dem Munde und behalt sie in der Hand. Das Weitere werde ich Dir dann sagen. So that ich auch. Aus der Küche führte er mich geraden Weges in den Gemüsegarten. Nahm einen Pflod, stieß ihn in die Erde und sagte: Leg' hin! Ich legte die Hostie auf den Pflod. Jetzt geh und hol eine Flinte, sagte er. Ich ging und holte sie. Lade sie, sagte er. Ich lud. Ziele und schieß. Ich erhob die Hand und zielte. Und da, wie der Schuß fiel, stand plötzlich vor mir das Kreuz mit dem Gekreuzigten. Da fiel ich bewußtlos hin . . .“

Zugetragen hatte sich Das schon mehrere Jahre vor der Beichte. Den Namen dieses Pilgers wie auch die Strafe, die er ihm auferlegte, hat der Pater natürlich nicht gesagt. Wahrscheinlich hat er die Seele dieses Menschen mit einer furchtbaren Buße belastet, vielleicht sogar mit einer, die fast über menschliche Kraft ging, in der Erwägung, daß, je schwerer die Strafe, sie um so eher das Gewissen erleichtern werde, weil es ihn doch nach Strafe und Leiden für sein Vergehen verlangte . . .“

Dieser Fall verdient, näher betrachtet zu werden; er ist äußerst charakteristisch. Ich bin immer der Meinung gewesen, daß das letzte Wort gerade diese Menschen aussprechen werden, diese reuigen oder auch nicht reuigen, bußfertigen oder unbußfertigen; sie werden es sagen und uns den neuen Weg weisen, den neuen Weg ins Freie aus allen unseren anscheinend vollkommen unlösbaren Problemen. Petersburg wird doch nicht unser russisches Schicksal endgiltig entscheiden. Deshalb aber ist jeder, ja, sogar jeder geringste neue Zug dieser „neuen Menschen“ unserer Aufmerksamkeit werth.

Was mich am Meisten wundert, ist der Anfang des Ganzen, die Möglichkeit eines solchen Streites und Wettkampfes in einem russischen Dorf: wer den Anderen in Frechheit überbieten könne. Das ist eine Thatsache, die auf furchtbar viel hindeutet, und ich muß sagen, daß sie für mich eine sogar ganz unerwartete Erscheinung ist. Und ich habe doch genug Menschen aus dem Volk gesehen, sogar die merkwürdigsten Verbrecher und Sträflinge.

Ferner ist die, sagen wir, krankhafte Seite des Vorfalls bemerkenswerth. Halluzinationen sind eine vornehmlich krankhafte Erscheinung und zugleich hört man von dieser Krankheit nur sehr, sehr selten.



Die Möglichkeit einer plötzlichen Halluzination bei einem, wenn auch sehr erregten, aber immerhin ganz gesunden Menschen ist an sich bisher vielleicht noch nicht vorgekommen. Doch Das ist eine medizinische Frage, von der ich wenig verstehe.

Etwas ganz Anderes ist es mit der psychologischen Seite des Falles. Da erscheinen vor uns zwei Charaktere, die in hohem Maß für das ganze russische Volk typisch sind. Da ist vor allen Dingen dieses Vergessen eines jeden Maßes bezeichnend (doch ist Das, wohlgemerkt, fast immer nur eine zeitweilige Erscheinung, gleichsam eine vorübergehende Anfechtung). Da ist dieses Bedürfniß, über das Maß hinauszugreifen, das Bedürfniß nach herzbeftummenden Empfindungen, das Verlangen, an einen Abgrund heranzugehen, sich mit dem halben Körper schon über den Rand zu beugen, in die schauervolle Tiefe zu blicken und (sehr oft oder wenigstens in nicht seltenen Fällen) sich wie ein Wahnsinniger mit dem Kopf voran in die Tiefe zu stürzen. Das ist das Verneinungsbedürfniß im russischen Menschen, manchmal sogar in einem durchaus nicht verneinenden, sondern in einem ehrfürchtig Alles bejahenden Menschen; die Verneinung aller Dinge, selbst des größten Heiligthums des eigenen Herzens, seines höchsten Ideals, des ganzen Volksheiligthums, vor dem er soeben noch ehrfurchtvoll gekniet, das aber dann plötzlich gleichsam zu einer unerträglichen Last für ihn wird. Auffallend ist dabei namentlich jene Hast, jener unbezwingbare Drang, in dem der Russe sich in manchen Augenblicken seines eigenen oder des ganzen Volkslebens zu äußern beeilt, wenn der Augenblick einer von jenen ist, die den Charakter des Menschen herausfordern, gleichviel, ob es in einer guten oder in einer unflätigen That geschieht. Mitunter giebt es für ihn dann überhaupt keine Schranken mehr. Was es auch sei, Liebe, Wein, Eigenliebe, Neid oder die tolle Stimmung eines Gelages: da giebt sich mancher Russe rückhaltlos dem Augenblick hin, ist im Stande, Alles zu zerreißen, zu vernichten, von Allem sich loszusagen, von der Familie, von den Sitten, von Gott. Mancher herzensgute Mensch kann plötzlich zum Thier und Verbrecher werden, wenn er einmal in diesen Wirbel hineingeräth, in diesen für uns verhängnißvollen Wirbel momentaner, konvulsivischer Selbstverneinung und Selbstzerstörung, die dem russischen Volkscharakter von je her zu seinem Verhängniß eigen sind. Aber mit eben solcher Kraft, mit eben so großem Ungestüm im Verlangen nach Selbsterhaltung und Buße versteht das ganze Volk, wie auch der einzelne Russe, sich selber wieder zu retten; und er rettet sich gewöhnlich gerade in dem Augenblick, wo er schon bei der letzten Grenze angelangt ist, wenn er also nirgendwohin mehr weitergehen kann. Doch besonders bezeichnend ist, daß der Rückschlag, der die Wiederherstellung, die Rettung zur Folge hat, immer ernster ist als der erste Stoß, der ihn zur Verneinung und Selbstvernichtung treibt. Die erste Anwandlung ist eben immer eine Art Kleinmuth oder eine Laune, während der Rückschlag mit der Wiederherstellung und Rettung aus eigener Kraft immer etwas Großes



ist: und ihn giebt sich der russische Mensch mit der größten, gewaltigsten und ernstesten Anstrengung hin und blickt dann auf seine frühere Verneinung mit Selbstverachtung zurück.

Ich glaube, das hauptsächlichste, das ursprünglichste geistige Bedürfniß des russischen Volkes ist das Bedürfniß, zu leiden, ewig und unersättlich, überall und in Allem. Dieß Leiden nach Leid hat es, wie mir scheint, schon von je her in sich gehabt. Wie ein leidtragender Strom zieht es durch seine ganze Geschichte, und zwar nicht nur in Gestalt äußeren Unglücks und verschiedener Heimtuchungen; vielmehr entspringt seine Quelle dem lebenden Herzen des Volkes. Sogar im Glück des Russen, des einzelnen wie des ganzen Volkes, ist unbedingt ein Theil Leid enthalten; sonst ist für ihn das Glück nicht vollständig. Niemals, nicht einmal in den Stunden der größten Triumphe, die seine Geschichte kennt, hat das russische Volk ein stolzes oder triumphirendes Aussehen, sondern nur ein bis zum Leid ergriffenes; es athmet wohl auf, aber den Ruhm schreibt es der Gnade Gottes zu. Im Leid findet das russische Volk gleichsam einen Genuß. Und was vom ganzen Volke gilt, gilt auch vom einzelnen Russen (natürlich nur im Allgemeinen gesprochen). Man betrachte die zahlreichen Typen des randalirenden Russen. Es ist bei ihm nicht nur übermäßige Ausgelassenheit, deren Schrankenlosigkeit oder Frechheit uns in Erstaunen setzt oder durch die Tiefe des Falles einer Menschenseele anwidert. Dieser widerliche Mensch ist in erster Linie selbst ein Märtyrer. Eine naiv triumphirende Selbstzufriedenheit, eine satte Geipreiztheit ist einem Russen nie eigen; nicht einmal einem dummen. Man vergleiche einen russischen Betrunknen mit — nun, meinerwegen mit einem deutschen: der betrunkene Russe ist vielleicht gemeiner als der betrunkene Deutsche, doch der Deutsche ist zweifellos dümmer und komischer als der Russe. Die Deutschen sind ein vornehmlich selbstzufriedenes, auf sich stolzes Volk. Im betrunkenen Deutschen pflegen nun diese Grundzüge des Volkscharakters an Ausgeprägtheit proportional dem Quantum des getrunkenen Bieres zuzunehmen. Der betrunkene Deutsche ist ein zweifellos glücklicher Mensch und denkt nicht daran, zu weinen; er singt selbstgefällige Lieder und ist stolz. Er kommt stocksteif besoffen nach Haus, aber er ist dabei stolz. Der russische Trinker dagegen trinkt gewöhnlich aus Leid und weint nachher. Oder wenn er großthat, so ist's doch kein Triumphiren, sondern nur ein Randaliren. In der Regel fällt ihm dann irgendeine ihm widersahrene Kränkung ein und er fängt an, dem Beleidiger, einerlei, ob Dieser zugegen ist oder nicht, bittere Vorwürfe zu machen. Schließlich beweist er ihm mit Nachdruck, daß er womöglich ein General sei, schimpft dabei aufrichtig, wenn man ihm nicht glaubt, bis er zuletzt, um Alle zu überzeugen, nach der Polizei schreit. Aber er ist ja nur deshalb so, ruft auch nur deshalb nach der Polizei, weil er in den geheimsten Tiefen seiner betrunkenen Seele nur zu gut weiß, daß er ganz und gar kein General, sondern nur ein ekelhafter Säufzer und tiefer gesunken ist als das niedrigste Vieh. Was wir hier im mikroskopischen Beispiel sehen, sehen wir auch im großen



Ganzen. Selbst der größte Schandkerl, der fast schon gewaltig ist in seiner Frechheit, in seiner eleganten Lasterhaftigkeit, so daß ihm die Dummköpfe sogar nachäffen, selbst er fühlt in den verborgensten Tiefen seiner verderbten Seele, daß er doch nur ein Nichtswürdiger ist.. Er ist unzufrieden mit sich, die bittere Selbsterkenntniß nagt an seinem Herzen; und dafür rächt er sich an den Anderen. Er martert sich, er tobt gegen sich und alles Gute in ihm und um ihn, bis er, unter ständigem Kampf gegen den in seinem Herzen sich ansammelnden Schmerz und doch zugleich sich wie berauschend an ihm, diese letzte Grenze erreicht. Wenn er aber dann, schon über dem Abgrund hängend, sich doch noch aufzurichten vermag, so straft er sich selbst grausam, straft er sich mehr, als Andere es je könnten.

Was trieb diese Burschen in den Streit: „Wer den anderen an Frechheit überbieten könne?“ Und warum wählt der Bursche gerade diese That zur Prüfung der Vermessenheit des anderen? Er hätte doch auch eine andere That wählen können, etwa die Ermordung einer hochgestellten Persönlichkeit oder sonst einen ganz besonderen Mord; denn der Bursche hatte doch geschworen, daß er „zu Allem“ bereit sei, und sein Versucher wußte, daß er thatsächlich „Alles“ thun werde, was er von ihm als Beweis seiner Vermessenheit verlangte. Doch selbst die schrecklichsten Verbrechen scheinen dem Versucher nicht schrecklich genug zu sein. Er denkt sich etwas noch nie Dagewesenes, etwas Unerhörtes aus, woran noch nie Jemand gedacht hat. Doch daß er gerade in dieser That das Unerhörteste, das Vermessenste sah: gerade Dies verräth die ganze Weltanschauung unseres Volkes.

Ich sagte: „woran noch nie Jemand gedacht hat“. Ist es so? Nein; denn Alles beweist, daß er sich schon lange mit diesem Gedanken beschäftigt haben muß. Vielleicht war schon in seiner Kindheit dieser Traum in seine Seele gekrochen, hatte sie mit Schrecken erfüllt und gequält, und diese Qual war für ihn vielleicht zum Genuß geworden. Er hatte sich das Alles vielleicht schon lange zuvor ausgedacht, die Flinte, die Hostie, und nur als tiefstes Geheimniß in sich bewahrt. Selbst hätte er es vielleicht nicht zu thun gewagt; er spielte nur mit dieser Vorstellung, die ihm gefiel, die ihn verführte, der er nachgab. Eine Sekunde lang unerhörteste Vermessenheit, und wenns die Seele kostet, doch dafür eine Sekunde über diesem Abgrund! Natürlich glaubte der Bursche, daß er für diese That ewig verdammt sein werde, aber: das Wagniß war doch zu verführerisch.

Man kann Vielerlei unbewußt wissen, indem man es nur fühlt, aber nicht weiß. Jedenfalls ist dieser Verführer ein interessantes Seelenproblem; und dabei darf man nicht vergessen, daß er ein Bauer war, unter Bauern lebte. Gerade Das ist es, was Einen am Meisten überrascht. Auch wäre es interessant, zu erfahren, ob er, der Verführer, sich für schuldiger hielt als sein Opfer. Anzunehmen ist, daß er es that, oder wenigstens wird er sich für eben so schuldig betrachtet haben, so daß er, als er den anderen Burschen herausforderte, zugleich sich selbst herausforderte.



Man sagt, das russische Volk kenne kaum das Evangelium, kenne nicht einmal die Grundlehren seines Glaubens. Mag sein; doch dafür kennt es Christus und trägt ihn im Herzen. Das ist über jeden Zweifel erhaben. Wie aber eine richtige Auffassung von Christus ohne vorhergegangenen Religionunterricht möglich ist? Das ist eine andere Frage. Jedenfalls hat das Volk dieses Gefühl für Christus von Generation zu Generation vererbt und so ist es gleichsam eins geworden mit seinem Herzen. Vielleicht ist Christus die einzige Liebe des russischen Volkes, das ihn eben auf seine Art liebt, nämlich bis zur Qual. Deshalb ist ihm auch die liebste seiner Benennungen „das rechtgläubige Volk“, wie es sich denn vor allen anderen Völkern auf die richtigste Weise zu Christus bekennt. Es ist zugleich das Einzige, worauf unser Volk stolz ist.

Und nun: gerade an diesem Volksheiligthum sich zu versündigen, mit der ganzen Ueberlieferung, mit der ganzen Umgebung, mit der Erde selbst, mit Allen und Allem zu brechen und sich selbst unrettbar, auf ewig ins Verderben zu stürzen für diesen einen Augenblick des Triumphes und Stolzes: nein, eine größere Versuchung hätte der russische Mephisto wahrlich nicht ersinnen können! Schon die bloße Möglichkeit so dunkler, geheimnißvoller und vielverschlungener Regungen in der Seele eines einfachen Bauern macht Einen stutzig. Und dabei ist nicht zu vergessen, daß sich das Alles in diesem Burschen doch fast bis zur bewußten Idee entwickelt hatte.

Menschen können freilich bis zum Thierischen gefühllos sein, doch hier handelt es sich nicht um Gefühllosigkeit, sondern um etwas ganz Besonderes: um den mystischen Schrecken, der die größte Macht über die Menschenseele hat. Daß es sich in diesem Fall thatächlich um eine mystische Angst gehandelt hat, steht nach dem ganzen Verlauf der Begebenheit wohl außer Frage. Die starke Seele des Burschen konnte zunächst noch gegen diese Angst ankämpfen. Uebrigens: war Das ein Beweis von Stärke oder von ängstlichem Kleinmuth? Vermuthlich wird es sowohl das Eine wie das Andere gewesen sein: eine Mischung der Gegensätze. Diese mystische Angst hat dann den Kampf noch verlängert, indem sie vom Herzen des Sünders das natürliche Empfinden fernhielt. Das Gefühl der Angst ist grausam, es verhärtet das Herz und panzert es gegen jede weiche oder hochherzige Regung. So konnte der Bursche die That vollbringen. Doch warum erschlug der Gepeinigte nicht seinen Peiniger?

Das ist es eben, daß sowohl bei Diesem wie bei Jenem in der Tiefe der Seele das selbe Gefühl gewesen sein muß, so daß Beide eine gewisse höllische Lust am eigenen Verderben empfunden haben werden, als sie dem athemraubenden Verlangen nachgaben, sich über diesen Abgrund zu beugen, und einen gewissen erschütternden Genuß von ihrer eigenen Vermessenheit.

Und da, im Augenblick, als die That geschehen war, steht plötzlich die Erscheinung des Gefreuzigten vor ihm! Sein Herz hat ihn gerichtet. Warum nicht sein Bewußtsein? Warum zeigte ihm nicht sein



Verstand die ganze Kleinlichkeit der That, die er für Kühnheit gehalten hatte? Warum erblickte er das Gericht in der Gestalt einer Erscheinung, die doch wie von außen vor ihn hintrat, gleichsam unabhängig von seinem Geist und Gewissen? Das zu erklären, wäre eine große psychologische Aufgabe. Doch für ihn, den Verbrecher, war es natürlich ein Wunder des Herrn. Als Büßer kroch er über die Erde im Verlangen nach Strafe.

Der Andere aber, der Versucher? Von ihm hatte der Büßer nichts gesagt und wir wissen nicht, was aus ihm geworden ist. Vielleicht kroch auch er auf den Knien, vielleicht aber . . . blieb er im Dorf und lebt dort noch heute, trinkt und lacht und spottet an den Feiertagen nach wie vor. Die Erscheinung war ja nicht ihm erschienen! Oder? . . . Es wäre doch sehr wesentlich, Näheres auch über ihn zu erfahren, so — als Studienmaterial.

Ja, es wäre wesentlich. Denn man fragt sich unwillkürlich: Wie aber, wenn Dieser nun der unverfälschte Dorfnihilist war? Der einheimische Verneiner und Denker, der an nichts glaubt, der sich mit hochmüthigem Lächeln ein Versuchsobject aussucht, einer, der mit seinem Opfer weder Mitleid hat noch bei der Ausführung der That zittert, sondern mit kalter Beobachtungslust das Beben und Zittern seines Opfers verfolgt? Einzig aus dem Verlangen heraus, fremde Qualen zu sehen oder Menschen in der Erniedrigung, weiß der Teufel, vielleicht sogar zu einer Art von wissenschaftlicher Erforschung? Wenn solche Züge sogar schon in unserem Volkscharakter vorhanden sind, unter den Landleuten, — so ist das allerdings eine etwas überraschende Entdeckung. Früher hat man nie Aehnliches vernommen.

Die Bedeutung dieses ganzen Vorfalles liegt darin, daß er nicht von einem Dichter erdacht ist, sondern daß sich Alles in der Wirklichkeit so zugetragen hat; es dürfte wahrlich nicht müßig sein, einmal in die Seele unseres zeitgenössischen Büßers zu schauen. Unsere Büßer verändern sich schnell. Dort unter im Volk gährt es seit der Aufhebung der Leibeigenschaft eben so wie oben in der Gesellschaft. Der Riese erwacht und dehnt seine Glieder; vielleicht will er zu toben anfangen, will schrankenlos sich ausleben. Man sagt, er thue es bereits; man spricht von Räubern und Verbrechern, von Trunksucht, von betrunkenen Kindern, betrunkenen Müttern, von Ehnismus, von Armuth, Unredlichkeit, von Gottlosigkeit. Doch erinnern wir uns dieses Büßers und seien wir voll Zuversicht: im letzten Augenblick wird sich die ganze Lüge, wenn hier wirklich Lüge ist, aus dem Herzen des Volkes herausreißen und vor sich wird es eine überirdische Erscheinung sehen. Dann wird das Volk zu sich kommen und sich auf seine göttlichen Aufgaben besinnen. Jedenfalls wird es sich selbst retten, wenn es wirklich bis an den Rand des Verderbens mit ihm kommen sollte. Sich selbst und auch uns wird es retten; denn wieder sei es gesagt: das Licht und die Rettung werden von unten kommen.

F e d o r M i c h a e l o w i t s c h D o s t o j e w s k i j.





## Orientalia.

Das deutsche Kapital hat der habsburgischen Monarchie in den letzten Monaten oft ausgeholfen. Von den Schatzscheinen, die Oesterreich und Ungarn im Dezember 1912 begaben, ging der österreichische Theil ins Dollarland, der ungarische nach Wien und Berlin. Und die Berliner haben sich den magharischen Schatzwechseln nicht spröde gezeigt. Man bekommt nicht jeden Tag mitteleuropäische Staatspapiere, die mehr als 6 Prozent Zins tragen. Im April kam Ungarn mit einer 4½prozentigen Staatsrentenanleihe, die vom Publikum freundlich empfangen wurde. Seit dreißig Jahren war unter der Stephanstrone kein so hoher Rententhypus gereift. Die alte sechsprozentige Goldrente war 1881 konvertirt worden; seitdem ging man über 4 Prozent nicht hinaus und sogar zu 3 und 3½ Prozent hinunter. Der neue Typ brachte also eine kleine Sensation, die durch den Ausgabekurs (90.60) noch gesteigert wurde. Gründe für das Abschwanken vom bequemen Weg waren sofort sichtbar. Was der Balkankampf dem Magharenland auferlegt hat, ist kein Geheimniß. Kredit ist dort ein Museumsobjekt, und wer behauptet, er mache gute Geschäfte, darf sich im Karitätenladen ausstellen lassen. Danach überraschte uns eine österreichische Staatsanleihe, die auf Mark lautet, nicht auf Kronen. Seit undenklichen Zeiten hatte Oesterreich keine Anleihe mehr ins Ausland begeben. Die erste Abschwweifung war die erwähnte Fahrt ins Dollarland, die aber mit sehr kurzfristigen Papieren unternommen wurde. Das Deutsche Reich und einzelne Bundesstaaten hatten sich schon früher amerikanisches Geld auf Wechsel geliehen. Aber eine große Anleihe bei fremden Banken untergebracht: für Oesterreich ein Novum. Dazu 4½ Prozent Zinsen und niedriger Verkaufspreis (90 fürs Konsortium, 93 fürs Publikum). Ein Goldversprechen brauchte Oesterreich nicht mehr zu leisten; seine Anleihen lauteten auf Kronenwährung. Der Jahrgang 1913 wird also für die österreichische Regierung eine laure Erinnerung bleiben, während das Publikum seine Freude an dem guten und billigen Papier hat. Die Subskription wäre ein großer Erfolg geworden, wenn Nikola nicht Skutari erobert hätte. Dieser Coup störte die Stimmung; aber das Resultat war dennoch friedlich. Tempora mutantur. Vor drei Jahren hatte der Finanzminister von Bilinski der Rothschildgruppe Baroli geboten, der Postsparkasse die Emission überlassen und die ganze Tradition entthront. Für Deutschland bekam die Deutsche Bank das Oesterreichermandat; Rothschilds Genossen traten zurück. Schon 1912 kam die Ausöhnung; und jetzt ist der Sieg der Rothschildarmee glorreich. Die letzte Anleihe ist von der deutschen Rothschildgruppe gemacht worden. In Geldsachen hört nicht nur die Gemüthlichkeit, sondern auch die Konsequenz auf. Oesterreich tha gut daran, seine Kronenrenten nicht durch Zuwachs belästigen zu lassen. Die neue Anleihe ist mit besonderen Kennzeichen versehen (kürzere Tilgungsfrist, eventuell schon 1918; den Eisenbahnen gewidmet); wer



die neuen Schuldverschreibungen erwirbt, darf damit rechnen, daß sie ihm in nicht allzu langer Zeit zum Parifurs wieder abgenommen werden. Kann Oesterreich sich bald von allem Ungemach erholen, so wird es die Sonderanleihe rasch tilgen. Noch ist der österreichische Staatscredit nicht in Verruf. Und das deutsche Publikum weiß gut verzinsliche Anlagepapiere zu schätzen. Die neue fünfprozentige Anleihe von Sao Paulo war weg, ehe sie auf den Markt gekommen war. Trotz Valorisation und lautem Protest des Reichstages.

Man merkt heute, wie gut es war, daß der Deutsche sich bares Geld hingelegt hatte. Günstige Angebote haben das verschüchterte Kapital wieder ans Tageslicht gelockt. Nach dem Reichsbankdiskont fragt schließlich Keiner mehr. An den hat man sich gewöhnt. Und wenn statt 6 wieder 5 Prozent gelten, wird die Welt sich nicht anders drehen als zuvor. Daß unsere Reichsbank noch im dichtesten politischen Nebel eine Milliarde in Gold hatte, mußte Eindruck machen. Nach allem Lärm hat sich, ohne Anwendung von Gewalt und künstlichen Mitteln, gezeigt, daß dem deutschen Geldmarkt der Balkankrieg mit seinen politischen Sorgen nicht ernstlich geschadet hat. Unsere Finanz operirt flug. Sie sucht die südöstlichen Reibungsflächen zu verkleinern, bevor sich an ihnen die Leidenschaften entzünden können. Die Entfernung der Orientbahnen aus der deutschen Sphäre war ein guter Schachzug. Da lag viel Zündstoff aufgehäuft. Das deutsche Kapital war mit einem erheblichen Betrag an dem Grundkapital der Betriebsgesellschaft für orientalische Eisenbahnen betheiligt. Von 50 Millionen Francs war der größte Theil im Besitz der Bank für orientalische Eisenbahnen in Zürich und der Deutschen Bank. Das zürcher Institut gehört dem Schutzbereich deutscher Finanzinstitute an. Wie die Aktien der Orientbahnen ans deutsche Kapital gelangten, habe ich hier schon erzählt. Der Besitzwechsel geschah auf Wunsch der österreichischen Regierung, die für ihre wirthschaftlichen Pläne den Weg nach Saloniki frei haben will. Ein österreichisch-ungarisches Bankenkonsortium verhandelte mit der deutschen Gruppe; die Einigung über den Preis war aber schwer zu erreichen. Der Besitz der Orientbahnen bietet immerhin gute Chancen; billig wollte man also die Aktien nicht weggeben. Und noch war nur der größere Theil, nicht die Gesamtsumme des Aktienkapitals verkauft worden. Neben der Majorität von 25,50 besteht eine Minorität von 24,50 Millionen, die nur deshalb weniger bedeutet als ihre Ziffer, weil sie nicht in einer Hand ist. Der Politik dieser Minderheit mußte man künftig sicher sein. Das neue Bankenkonsortium ist Mandatar der österreichischen Regierung; und ein fast amtlicher Kommentar sagt: „Die österreichischen und ungarischen Banken sind von der Voraussetzung ausgegangen, daß mit den Regierungen der Balkanstaaten, die in das Erbe des Osmanischen Reiches eintreten, befriedigende Vereinbarungen über Ablösung oder Fortführung des Betriebes getroffen werden können. Die Betriebsgesellschaft der orientalischen Eisenbahnen ist berufen, in der Ausgestaltung des Eisenbahn-



weilens auf dem Balkan eine Rolle zu spielen. Sie verfolgt geschäftliche Interessen, mit denen sie dem Verkehr und der Volkswirtschaft dienen will.“ Im Bereich des Bahnnetzes werden neue Herren regiren, die sich selbst die Eisenbahnhoheit zusprechen können; natürlich nach angemessener Entschädigung der Vorbesitzer. Die Strecken, die von den Lokomotiven der Orientbahnen befahren werden, sind mehr als 1100 Kilometer lang. Ein Stück von 300 Kilometern ist 1909 von Bulgarien angekauft worden, das auch als Hauptkäufer für den größten Theil des übrigen Netzes, dessen Werth sich seit 1909 erhöht hat, in Frage käme.

Vertreterin der Majorität ist jetzt nicht mehr das Privatkapital, sondern eine Regierung. Und der Staat kann auch gegen eine Minderheit anders auftreten als der Bankmann. Ob Das nur ein Vortheil, nicht auch ein Risiko ist, wird sich zeigen. In die Orientpolitik Oesterreichs hat sich ein neuer finanzieller Faktor eingeschoben. Geldinteressen werden, wenn es sein muß, mit dem Aufgebot aller Kraft verfolgt. Die „freien“, in der Wirklichkeit sehr unfreien Aktionäre, die ein Kapital von 24½ Millionen vertreten, sind an die Staatspolitik gefesselt. Was man ihnen schließlich für ihren Besitz bieten wird, kann heute Niemand sagen. Die Werthe, die auf dem Spiel stehen, sind nicht gering. Die Bilanz der Orientbahnen ist sehr liquide, da nur die regulären Erträge, nicht auch die aus Streckenverkauf stammenden Gewinne vertheilt wurden. Und reichliche Reserven sichern den Aktionären schon heute eine ansehnliche Quote für die Liquidation. Darf sie ihnen verdorben werden? Der Handel mit den Orientbahnaktien setzt eine Summe von 41 Millionen Kronen in Bewegung. Die sind für die deutsche Finanz; Oesterreich erhält aus seiner letzten Anleihe etwa 130 Millionen Kronen. So wird ein Theil des Anleihebetrages durch Kompensation ausgeglichen.

Um den stoßenden Güterumsatz im Land zu beleben, wird die Ausfuhr forcirt. Nicht zum Nutzen der im Wettbewerb stehenden Industrie, die unter dem billigen Angebot österreichischer Waaren leidet. Das deutsche Textilgewerbe klagt über den Einbruch schwarzgelber Spinnereiprodukte. Diese Industrie ist die für unseren Export wichtigste; der Werth ihrer Produkte ist größer als die Ziffer, welche die Montanindustrie aufbringt; und in der Ausfuhr schlägt sie Eisen und Kohle. In den ersten Monaten des Jahres haben Theuerung und Politik den Absatz beeinträchtigt. Die Einfuhr von Rohstoffen und der Export von Fabrikaten zeigen sinkende Ziffern. Die österreichischen Spinnereien sind gezwungen, ihre Baumwollgarne zu Schleuderpreisen auf die ausländischen Märkte zu werfen. Die Einfuhr nach Deutschland ist rasch gestiegen, der Absatz deutscher Wirkwaaren und Kleiderstoffe in Oesterreich zurückgegangen. Davon hört man nicht so viel wie von Eisen und Kohle; dennoch ist's der Rede werth, wenn Spinner und Weber Grund zur Klage haben. Oesterreich bessert seine Handelsbilanz, denn die Ausfuhr wächst und der Import läßt nach. (In den ersten drei Monaten des Jahres ging das Passivum von 238 auf 161 Mil-



lionen Kronen zurück.) Aber diese Entwicklung ist kein Fortschritt. Die Zahlungsbilanz bleibt von ihr unberührt, da die veränderte Lage des Außenhandels ja nur die Folge der verminderten Kaufkraft und der beengten Geldverhältnisse, also ein ungünstiges Symptom ist.

Die Finanzkonferenz, die in Paris alle Geldprobleme des Balkans lösen soll, wird schwere Arbeit haben. So glatt wie das Geschäft mit den Orientbahnaktien wird das mit der Dette Publique kaum gehen. Die Tagesordnung der pariser Konferenz spricht von „verbündeten“ Königreichen. Ist Das noch up to date? Und wenn es keine Verbündeten mehr giebt, kann auch nicht mehr die Rede davon sein, daß sie einen Theil der Osmanenschuld übernehmen. Jeder Staat wird für sich verhandeln und gern der Kontrolle der türkischen Staatsschuldverwaltung zu entschlüpfen suchen. Dann müßten die alten Anleihen zurückgezahlt werden: und dazu wäre neues Geld nöthig. Ob das ohne handfeste Sicherheitgarantie gegeben würde, ist fraglich. Die europäische Finanz kann weder Geld auf die Straße werfen noch auf erworbene Rechte verzichten. Sie ist durch die Ausgaben für neue Rüstungen sehr in Anspruch genommen; daran wurde noch nicht gedacht, als die Aussichten der türkischen Staatspapiere zum ersten Mal erörtert wurden. Man darf sich nicht darüber täuschen, daß die Beantwortung der Finanzfragen seit Frühlingsanfang viel schwieriger geworden ist und daß, wenn in London der Friedensvertrag unterzeichnet sein wird, in Paris noch die Hauptarbeit zu leisten bleibt. L a d o n.



## Woodrow Wilson.

**I**m vorigen Sommer sagte mir ein Columbia-Professor, die Vereinigten Staaten seien bei der bevorstehenden Präsidentenwahl in einer glücklichen Lage, da alle drei Hauptkandidaten, Taft, Roosevelt, Wilson, bedeutende Männer seien. Mir scheint weder Taft noch Roosevelt dieses Prädikat („big“) zu verdienen. Taft ist der Typus des wohlwollenden hohen Beamten, wie wir ihn in Preußen kennen: Bosse. Roosevelts verzettelte Dynamik wird durch die Worte Wilsons charakterisirt: „Das Leben besteht doch nicht darin, daß man immerzu einer Feuerbrunst nachläuft. Die Richtung ist eben so wichtig wie der Impetus der Bewegung.“ Ich erinnerte mich hierbei an Bismarcks Epigramm gegen den Monarchen, der „gern alle Tage Geburtstag haben möchte“. Uebrigens ist unser Teddy allen Kaisern an positivem Wissen, Gedankenreichtum und Arbeitskraft überlegen. Mancher Vergleich thut dem Mann Unrecht.



Es lohnt sich, Wilsons Persönlichkeit näher zu betrachten. Er begann seine Laufbahn als Töchtereschullehrer; und es war keine Kleinigkeit, das Vorurtheil des Durchschnittsamerikaners gegen den „Professor“ (eigentlich: Oberlehrer) zu überwinden. (Wer hat je in einem deutschen Roman nach Spielhagen einen Oberlehrer als Helden gefunden? Mindestens muß es ein Universitätsdozent sein. Und der Amerikaner denkt ähnlich über die Bildner der Jugend.) Doch wird Jeder, der den Redner oder Schriftsteller Wilson kennen lernt, rasch herausfühlen: ein Philister ist er nicht. „Ich möchte die jungen Herren der heranwachsenden Generation ihren Vätern so unähnlich machen wie nur möglich.“ Das war ein verwegenes Wort, nur übertrumpft durch Dehmels: „Und wenn Dir einst von Sohnespflicht, mein Sohn, Dein alter Vater spricht, gehorch' ihm nicht, gehorch' ihm nicht!“ Der Mann, der früh wußte, daß er für das öffentliche Leben geboren sei (er veröffentlichte seinen ersten politischen Essay mit zweiundzwanzig Jahren) und daß man ihm, tout comme chez nous, das Stigma des Rathederpolitikers aufprägen werde, schrieb dennoch: „Ueber die Politik einer Nation kann man aus ihrer Dichtung mehr lernen als aus allen ihren systematischen Schriftstellern, die über öffentliche Dinge und Konstitutionen reden.“ Ich war, nach Wilsons Photographien, auf einen blutleeren Rärner der Wissenschaft gefaßt und athmete vor diesem Paradoxon erleichtert auf. Er brüstet sich nicht mit seinem Wissen. „Rein Forscher kennt seinen Gegenstand. Im besten Fall weiß er, wo und wie er die Dinge findet, die er in Bezug auf seinen Gegenstand nicht weiß.“ Aus solcher Aeußerung klingt eine entschiedene Abwendung von dem mundus vult decipi gelehrter Zünftler. Doch der Mann, der so radikal spricht und sich selbst als Radikalen bezeichnet, kann dem Freunde organischer Entwicklung nicht verdächtig werden, denn er bekennt sich als Bewunderer Burkes, Fortschrittlich („progressive“) sein, heißt ihm: „das Wesentliche unserer Institutionen wahren“. „Regirungen“, sagt er, „haben niemals erfolgreiche und dauernde Aenderungen herbeigeführt, außer durch langsam wirkende Wandlung von Generation zu Generation.“ Von Doktrinarismus oder Fanatismus ist Wilson überhaupt weit entfernt; davor schützt ihn sein Humor. „Eins wenigstens läßt sich für das Gummifauen sagen: daß es Einem Zeit giebt, zwischen zwei Säzen ein Bißchen nachzudenken.“ Und wirksamer noch schützt ihn seine Menschlichkeit. „Wir sollten längst gelernt haben, daß die reinsten



Motive und der höchste Standard der Lebensführung sich bei manchen Männern mit einer sonderbaren Zartheit der sittlichen Einzelhandlung verbindet und daß solche Charaktere uns oft zwingen, sie so sehr zu lieben, daß wir alle ihre Handlungen zu rechtfertigen versuchen.“ Dem Korrekten höchst anfechtbar, dem „Kenner der Höhen und Tiefen“ liebenswerthe und praktische Weisheit. Wer den Muth behalten will, für seine Mitmenschen zu handeln und zu leiden, darf kaum anders empfinden. Daß Friedrich der Große die Menschen als „menschante Rasse“ sah, erklärt vielleicht die Unfruchtbarkeit seines Systems.

Als Schriftsteller scheint mir Wilson flug und gefällig; nicht mehr. Seine „Geschichte der Vereinigten Staaten“ finde ich reizlos. Doch muß ich bemerken, daß meiner Beobachtung nach der Ausländer selbst nach intensivstem Studium der fremden Sprache in Stilfragen kein Urtheil hat; mein Vater, der ein hervorragender Philologe war, verfocht diese Ansicht hartnäckig und pflegte, wenn er hörte, irgendwer „beherrsche“ dieß oder jenes Idiom, diabolisch vergnügt zu lächeln. Wilsons Stil wird hier oft gerühmt.

Der Redner Wilson spricht meist frei. Flüssig und sicher, verständig und verständlich, in kurzen Sätzen, nie mit Bombast, selten mit Pathos. Seine Rhetorik der Burke's zu vergleichen, wie ein schnellfertiger Biograph thut, ist lächerlich. Burke redete Salare; von Wilson gilt das Wort: „Es trägt Verstand und rechter Sinn mit wenig Kunst sich selber vor.“ Hier eine Probe gehobenen Tones: „Man flagt mich an, ich sei ein Radikaler. Wenn der Versuch, bis auf die Wurzel zu dringen, den Radikalen macht, dann bin ich ein Radikaler. Schließlich zieht ja Alles, was im Himmelslicht blüht, seine Schönheit und Kraft aus den Wurzeln. Nur durch die nährenden Halme, die tief in den Boden gepflanzt sind, kann die Frucht sich entwickeln. Empor von diesem Boden, empor von dem stillen Schoß der Erde, steigen die Ströme der Lebenskraft und Lebensfülle. Empor von dem gemeinamen Boden, empor aus dem stillen Herzen des Volkes steigen heute froh die Ströme der Hoffnung und der Entschließung, die das Angesicht der Erde glorreich erneuern werden.“ Doch solche lyrisch schmeckenden Stellen sind selten; meist spricht ein geflissentlich Nüch'erner zu den Wählern, die einen praktischen Geschäftsmann vernehmen wollen. Glaubte doch Feind und Freund ein Weilchen, Wilson werden den Ton der Wahlcampagne nicht treffen. Man vergaß, daß der Kandidat zwar fließend Griechisch liest, aber auch fließend steno-



graphirt. Auch hat er das an einen ähnlichen Ausspruch Schopenhauers erinnernde Wort gesprochen: „Ein Reformers braucht noch kein Narr zu sein.“

Nein. Dieser Professor ist dem verschlagensten Praktikus gewachsen. Das hat er bewiesen; und das „Wie“ ist keine uninteressante Geschichte. Nach langen Jahren des Dozirens wurde Wilson Präsident der Universität Princeton, damals „the most charming country club in America“. Söhne von Millionären führten hier in geschmackvoll eingerichteten Klubhäusern ein dilettirendes Dasein. Für den Neuling kam sozial Alles darauf an, in einen dieser Klubs Aufnahme zu finden. (Man vergleiche die bonner Borussen.) Die misera plebs der ärmeren und armen Studenten stand bei Seite. Diesem Zustand gegenüber betonte Wilson die Nothwendigkeit einer demokratischen Erziehung. Er lehnte eine Stiftung von fünfhunderttausend Dollar, denen eben so viel gefolgt wäre, unerbittlich ab, weil diese Stiftung den aristokratischen Tendenzen Vorschub geleistet hätte. An diese Ablehnung, die natürlich sensationell wirkte, schloß sich eine erbitterte öffentliche Debatte; und nun wurden die leitenden Politiker des Staates New Jersey auf den sonderbaren Heiligen aufmerksam, der um einer Idee willen eine Million ausschlug. Bei der reformfreundlichen Strömung, die durch das Land ging, schien es ihnen ein geschickter Streich, den Professor zu gewinnen, dessen Popularität ihrer Unbeliebtheit aufhelfen konnte und der gewiß Wachs in ihren Händen sein würde. Wilson erklärte den bosses, die ihm die Kandidatur anboten, daß er keinerlei Verpflichtung übernehme und sich im Fall der Wahl als völlig unabhängig betrachte; er ging so weit, dem einflußreichsten der politischen Drahtzieher, Smith, ausdrücklich anzukündigen, daß Smith, falls er einen Sitz im Senat erstrebe, mit seiner Opposition zu rechnen habe. Auch in öffentlichen Reden erklärte er, daß er ganz unabhängig und keiner Gruppe verpflichtet sei. Charakteristisch und drollig zugleich ist, daß die „bosses“ diese Erklärungen nicht ernst nahmen. Sie glaubten das Augurenzwintern im Auge des Kandidaten zu sehen. So verhalfen sie ihm in die Macht; und als nun Smith seinen Senatsitz forderte und Wilson ihm entgegentrat, klagten sie über Undank. Wilson aber sagte den ganzen Vorgang in die Worte: „Sie glaubten nicht, daß ich es mit Dem, was ich sagte, ernst meinte, und ich glaubte, daß sie es mit Dem, was sie sagten, ernst meinten.“

War's wirklich so? Ich bin der Ansicht, daß Wilson seine Gönner durchschaute, sich aber nicht für verpflichtet hielt, ihnen



geradezu gewalttham die Binde vom Auge zu reißen. Seine Haltung erinnert hier sehr an Bismarck; er wußte, daß die „bosses“ an Alles glauben würden, nur an seine Aufrichtigkeit nicht: und so sagte er listig die Wahrheit. Das war sein gutes Recht und diese Taktik macht mich nicht im Mindesten an ihm irr. Im Amt hat er dann eine rege gesetzgeberische Initiative gezeigt und auch hier wieder den Muth der abweichenden Meinung bewiesen. Er erklärte der Wählerschaft, er werde insofern ein „unkonstitutioneller“ governor sein, als er die Gesetzgebung stark beeinflussen werde. (Montesquieus isolirende Dreitheilung der Staatsgewalt ist ein Lieblingsdogma der amerikanischen Staatslehre.) Er stand hier zwei Jahre auf der Bresche, immer bereit, sich persönlich einzusetzen und von den Cliques und Parteien an die Oeffentlichkeit zu appelliren. Und dann lenkte seine konstruktive Begabung die Augen der Nation auf ihn.

Was schätzten die Wähler an ihm? Hier war ein Mann von tadelloser Integrität, an dem noch kein politischer Makel haftete. Er besaß Menschenverstand, Bildung, Rednergabe, persönlichen Muth, einen starken Glauben an die Zukunft des demokratischen Gedankens, Einsicht in die politische Vergangenheit und Gegenwart, Menschenkenntniß und ungewöhnliche Begabung für Menschenbehandlung, Patriotismus, jene schöne und hier erfreulich weit verbreitete Eigenschaft, die man „human sympathy“ nennt, und eine schlichte Noblesse des Wesens. Neben so vielen Vorzügen kamen seine politischen Ideen nicht so sehr in Betracht; denn der Amerikaner ist mehr als irgend-eine andere Nation für den Zauber der Persönlichkeit („magnetism“) empfänglich. Ueber einige dieser Ideen aber giebt sein im März erschienenes Buch „The new freedom“ Auskunft.

Die Regierung, sagt Wilson, ist gefangen und muß befreit werden. Die Oligarchie der Trusts beherrscht sie. Roosevelts Vorschlag, diese Trusts durch Einsetzung einer staatlichen Ueberwachungskommission gewissermaßen zu humanisiren, würde den heutigen, unerträglichen Zustand nur legalisiren und verewigen. Die Macht der Trusts kann nur gebrochen werden durch Reduktion des Tarifs und durch eine Gesetzgebung, die den kleinen Konkurrenten gegen die unlautere und gewaltthätige Bedrückung der großen Betriebe schützt. Parteiorganisationen sind nothwendig und nützlich, aber die „bosses“, die Techniker der politischen „Maschine“, muß das Volk abschütteln, denn die „bosses“ sind keine Politiker, sondern nur die politischen Agenten großer Geschäftsconcerns. Soziale Gerechtigkeit ist das Ziel. Absolute



Oeffentlichkeit und Herrschaft nicht für das Volk, sondern durch das Volk (direkte Senatswahlen, Initiative, Referendum, recall der Beamten) sind die Mittel. Fort mit den Monopolen! Fair play für Alle.

Wer diese Sammlung von Wahlreden liest, wird finden, daß sie ein Bißchen naiv klingen und daß sich Wilson Alles einfacher denkt, als es ist. Aber Zuhörerschaft und Zweck der Reden bestimmten natürlich den Ton und wir müssen erwägen, daß dieß optimistische Uebersehen und Unterschätzen der Schwierigkeiten ein amerikanischer Charakterzug ist, der eng mit der unerschrockenen Thatkraft der Nation zusammenhängt. Nicht leugnen läßt sich, daß alle diese kritischen und konstruktiven Schlagwörter und Programmsätze dem Durchschnittsamerikaner aus der Seele gesprochen sind. Sie sind nicht Wilsons geistiger Privatbesitz: Roosevelt predigt ungefähr das Selbe; und auch er ist nur ein Exponent der Volkstimmung, nicht ein originaler politischer Denker. Aber Bagehot sagt: „A constitutional statesman is a man of common opinions and uncommon abilities.“ In diesem Sinn wird sich Wilson vermuthlich bewähren. An Mißgriffen wird es nicht fehlen. Aber die Amerikaner sind nachsichtiger als andere Nationen. Auch sind sie stolz und denken, daß sie sich Mißgriffe leisten können. Sie halten sich an Shakespeares: „Er war ein Mann . . . nimmt Alles nur in Allem!“ Grämliches Nörgeln ist ihnen fremd.

Je älter man wird, je länger man politisches Leben beobachtet, desto mehr überzeugt man sich davon, daß Gottes Mühlen langsam mahlen. Sehr möglich, daß Präsident Wilson trotz seiner fast ungeduldigen Thatenfreudigkeit am Schluß der allzu kurzen Amtszeit resignirt sagen wird, er habe viel gesponnen und wenig gewebt. Auch wenn Dem so wäre: sein Mühen wird nicht verloren sein. Denn das Wichtigste ist, daß der höchste Repräsentant des Volkes eine ethische Kraft sei, wie Washington und Lincoln es waren; und mir scheint, Wilson ist ein ganzer Mann, ein Mann, der es ernst meint und seine Lehre leben wird. Ein Präsident, der flug regirt, wäre alles Lobes werth; ein Präsident aber, der durch seine Lebensauffassung und Amtsführung den Idealismus der Nation, den Glauben an ihre weltgeschichtliche Aufgabe wieder zu erwecken vermöchte, würde von sich sagen dürfen, daß er das Nächste, Nöthigste, Nützlichste gethan, daß er der einzigen Gefahr gewehrt habe, die das amerikanische Volk wirklich bedrohen kann.

New York.

E d u a r d G o l d b e c k.





Berlin, den 17. Mai 1913.

## Balkan-Memorial.

II. \*)

Lazzi.

Die langwierige Arbeit der Botschafter-Reunion dünkt Den lächerlich, der, mit dem kindhaft ehrbaren Ernst des Fabelgläubigen, annimmt, da sei für „gemeinsame Interessen Europas“ gesorgt, geredet, gesonnen, gezaudert worden. Daß nicht von so ausbündiger Thorheit befangene Augen sieht, daß jede taktische Schwenkung, jede Wirkung gefurchter Stirnen, jeder Bluff und jede Pause, der Schein der Unsicherheit und die Zeitversäumnis richtig errechnet war und daß dieser von Eseln und von Schläu- köpfen, die eine Eselsmaske vorbanden, bespöttelten Reunion eine unüberbietbare Meisterleistung gelungen ist; die: von Enos bis nach Skutari alles der Triple-Entente politisch Wichtige in die Scheuer zu bergen und in den Lohgerbern, deren Felle wegschwammen, obendrein noch das Gefühl zu nähren, sie seien ungemein freundschaftlich behandelt worden. Ohne feige Furcht vor Oeffentlicher Meinung haben die Köpfe (meist drei, manchmal vier) der in der Foreign Office Vereinten, immer wieder, die Sitzung oder den Beschluß vertagt, bis in Südost die Mandanten in die von ihrem Willen belagerten Festungswälle eingedrungen waren. In Adrianopel (daß, weil der erste Murad dorthin, von Brussa, die

\*) S. „Zukunft“ vom zehnten Mai 1913.



Hofstatt verlegte und nach ihm noch zwei Sultane in Hadrian's Stadt, dem Odrin des alten Bulgarenreiches, residirten, von der internationalen Türkenpresse in „die Heilige Stadt des Islam“ umgefälscht wurde, daß aber auch blinde deutsche Politiker, als daß werthvollste Außenwerk des Glaci's von Konstantinopel, den geliebten Osmanen gern retten wollten). In die Komnenenburg Joannina, die unter der Tyrannis einer türkischen Minderheit Janina hieß. In Skutari. Da war das schwierigste aller londoner Kunststücke zu leisten. Denn, erstens, war Oesterreich-Ungarn von den Italienern, die von Alessio bis nach Chimara ihrem Einfluß das neue, „autonome“ Albanien offen halten wollen, der Wunsch suggerirt worden, Skutari zur Hauptstadt des bunten Clanstaates zu machen. (Trotzdem es dicht an der Tschernagorzengrenze, ganz nah bei Cetinje und bei Cattaro, ganz fern den Herzkammern des Schkipetarenlebens liegt. Ein so verwünscht gescheiter Gedanke, wie der wäre, die Hauptstadt des Deutschen Reiches nach Danzig oder Metz, die Oesterreichs nach Ugram oder Sarajewo zu legen.) Aus dem Skutarisee sollte, zweitens, die Fée Morgain auftauchen, die der wiener und pester Ungeduld endlich wieder mit dem Luftbild eines „Erfolges“ schmeichelt; eines, der eben so schön aussieht und eben so schädlich ist wie der erste, der, statt des begehrten, mit Riesensummen für ansehnlichen Schiffahrtverkehr nutzbar zu machenden Rüstplätzchen, dem Königreich Serbien eine Eisenbahn und ein Hafenrecht eintrug, die dieses Reich nicht einen Dinar kosten, seinen Bedürfnissen für eine lange Weile genügen und durch internationale Aufsicht, auch für die Zufuhr von Waffen (Munition macht Serbien sich selbst und die neue Fabrik hat so gut gearbeitet, daß sie den Bulgaren alles rasch Nöthige liefern konnte), verbürgt sind. Die Lustspiegelung mußte, drittens, so spät sichtbar werden, daß die erschöpften Oesterreicher bereit waren, mit getröstetem Blick sie als eine erfreuliche Wirklichkeit zu umfassen, und doch so früh, daß die schwarzgelbe Ungeduld noch nicht in unzählbaren Zorn ausgeartet und die Frage, ob nicht ein Theil der seit 1908 an südslavischen Hader verzettelten anderthalb Kronenmilliarden mit dem Schwert Eugens und Radek's zurückzuholen sei, von dem deutsch-magyarischen Chor bejaht worden war. Und die Reunion hatte, viertens, mit dem Listenreichtum des genialischen Nikola zu rechnen. Schwer. Dennoch: Alles gelungen.



Daß in Oesterreich-Ungarn Aufgewachsene den König von Montenegro hassen und schelten, ist am Ende begreiflich. Er hat die wiener Politik oft, die pester (die in der Monarchie und besonders in deren Außenforts noch über Gebühr und Reichthum hinaus mächtig ist) öfter geärgert. Nicht immer; er hat Zeiten gehabt, in denen er austrophil war oder schien. Doch der tiefste Grund seines Wesens wird richtig wohl von der Dalmatinerlegende beleuchtet, die erzählt, Nikola habe einst am Grenzpfahl, mit unzweideutigem Pantomimus, ein brennendes Streichholz auf den Boden der Habsburg-Lothringer geworfen. Ein Scherzspiel, hinter dem grimmiger Ernst lauerte. Nikola's Traum war, die Serben der Tschernagora und des Königreiches in einen Staatsverband zusammenzuschüüren (deshalb gab er seine Tochter Zorka Herrn Peter Karageorgewitsch; deshalb vermählte er seinem zweiten Sohn, Mirko, Nathalie Konstantinowitsch, eine Nichte des Serbenkönigs Alexander, und ließ die erste Frucht dieses Bundes am Fenster des Konaks von Mirko dem Volk mit dem Ruf zeigen: „In diesem Kind mischt mein Blut sich dem der Obrenowitsch!“) und aus diesem Großserbien den Aufruhr nach Oesterreich zu tragen, dessen Kaiser über eine größere Zahl serbischer Bürger gebietet, als selbst in solchem Großserbien vereint wären. Das Streichholz könnte die Provinzen Bosnien und Herzegowina (die schon jetzt unter Kriegerecht gestellt werden mußten) in Brand setzen und Dalmatien mit Feuergefahr bedrohen. Auch österreichische Stimmen aber, die, im April und im Mai, dem König Rechtsbruch und schlimmere Schandthat nachsagten, kamen nicht aus einer von nüchterner Klugheit bewachten Brust. Denn das Recht ist nur von den Großmächten, mit ihrer Flottendemonstration und (freilich nicht minder harmlosen) Hafensperre, gebrochen worden; nicht von Nikola. Dem war, nach seiner Kriegserklärung, von allen Seiten für die Dauer des Feldzuges unbedingte Neutralität zugesagt worden. Der hatte, ohne Einspruch zu hören, sechs Monate lang die Festung Skutari belagert und sollte nun, da vor deren Wällen achtzehntausend Söhne seines kleinen, darbenenden Volkes gefallen waren, auf die Eroberung verzichten, weil das londoner Konzert den Rückzugsmarsch blies. Was brauchte den einen rite erklärten Krieg Führenden die ferne Blechmusik zu kümmern? Nicht mehr als den General Schüfri die Kollektivnote, die das belagerte Udria-



nopel den Türken absprach. Die wurden nicht durch ein Aufgebot großmächtiger Gewalt zur Räumung der Hadriansfeste gezwungen; wurden, obwohl ihr nutzlos fortwährender Widerstand Tausenden den Lebensfaden abschnitt, als Macheiferung weckende Helden gefeiert. Hat Nikola anders gehandelt? Er wollte zunächst das Kriegsziel erreichen und dann erst, nach alter, auf dem Berliner Kongreß und im Frieden von Portsmouth erneuter Rechtsgewohnheit, über das Schicksal des eroberten Landes verhandeln; er sah in dem Eingriff der Großmächte eine Verletzung übernommener Neutralitätspflicht und forderte, daß Albaniens Grenzen nicht ohne Mitwirkung der Befreier Albaniens bestimmt werden. (Im Engsten die Lage Bismarcks in Versailles, als die Belagerung von Paris „territorial keine Fortschritte, mitunter sogar Rückschritte machte und man, je länger der Kampf dauerte, desto mehr mit der Möglichkeit rechnen mußte, daß die latente Mißgunst und die schwankenden Sympathien eine der übrigen Mächte, in der Beunruhigung über unsere Erfolge, zu der Initiative für eine diplomatische Einmischung bereit finden lassen würden.“ Was dem Oesterreich Beusts im Großen damals mißlang, „die kollektive Mediation der Neutralen“, scheint dem Oesterreich Berchtolds jetzt gelungen zu sein. Um keinen Lohn durfte ein Kanzler des Deutschen Reiches zu solchem Schritt, zu so gefährlichem Praejudiz sich entschließen. Denn mehr als je hätte gerade dieses Reich nach einem glücklichen Krieg die Neigung der Neutralen zu fürchten, „uns Deutschen durch das Mittel eines Kongresses den Siegespreis zu beschneiden.“ Doch jede weitsichtige Erwägung politischer Nothwendigkeit ist der selbstzufriedenen Einfalt Theobaldurs so fern wie das Wesen der Radioaktivität dem behelmtten Hirn eines reitenden Schutzmannes.) Nikola war durchaus im Recht; nur eine Weile nicht klar darüber, daß man in Petersburg, wie in London, Oesterreich nicht schlagen, sondern durch schmerzhaftes Erfahrung dem neuen Dreibund versöhnen und, wenns irgend ging, dem Zwang zu Krieg ausbiegen wollte. (Weil Rußlands Rüstung nicht fertig, Rußlands Wirthschaft in nie noch erblickter Blüthe, Rußlands Thronfolge unsicher ist; weil der Zar hofft, in diesem Hochsommer eines zweiten Knaben Vater zu werden, und wohl wenig Lust hat, dem Großfürsten, der das Heer durch Bessarabien oder an die galizische Grenze führen müßte, in die verleitliche Glorie des Slavenerlöser



zu helfen; weil die südöstliche Genossenschaft vom Krieg müde, der bulgaro-rumänische Bund noch nicht fest, die von Delcassé, als Trumpf gegen die preußischen Enteigner, empfohlene Verbrüderung mit den Polen über mühsame Ansätze noch nicht hinausge-  
langt und das neue Franzosengeld, das Rußland braucht, nur in Friedenszeit aus den guichets der pariser Banken zu holen ist.) Die schmutzige Schimpfrede, die dem greisen Dichter-König der Tschernagora von deutschen Schreibnechten auf Kleid gespien wurde, schändet die Schmäher, nicht ihn; und die alberne Behauptung, er habe „dem Willen Europa's Hohn gesprochen“, erstickt im Verhängniß ihrer Lächerlichkeit. Nikola hat, so lange er konnte, gehandelt, wie wir's von dem Vertreter der Volksmacht hoffen und wünschen müßten; und jedes Wort, das aus seinem Mund, nicht aus dem fälschender Reporter, kam, hat von würdigem Rechtsbewußtsein gezeugt. Was wirft man ihm vor? Daß er vom Gossudar aller Reussen, wie sein Uhn Danilo vom russischen Peter, in der Noth vielleicht auch einmal von Franz Joseph Geld genommen hat? Er hat's nicht in die Tasche gesteckt, sondern für sein in Elend schmachtendes Land verwendet; und Brandenburg's Großer Kurfürst hat für das vom Franzosenkönig gespendete Geld gern und innig gedankt. Daß Nikola sein Schifflein listig durch alle Klippen zu steuern, heute hier, morgen dort seine Hoffnung zu verankern trachtete, war von der Regentenpflicht ihm befohlen. Er hat gekämpft wie ein furchtloser Held (so, nicht wie Max Piccolomini, der Bastard von Orleans oder gar Zrinji, sehen die Historienhelden, mit den bräunlichen Malen ihrer Menschlichkeit, in der Nähe aus) und hat regirt wie ein redlicher Haushalter. Seinem Land Luft und Licht geschafft; ein Bürgerliches Gesetzbuch (zwölf Jahre vor dem deutschen) eingeführt, das die Civilisten Westeuropas bewundern; durch Rückversicherung, durch doppelte Assurance dem eingeflemmten Volk die Athmungsmöglichkeit gewahrt; aus freiem Willen eine Verfassung, ein Parlament gegeben und vom Thron herab gesprochen: „Die Zeit der Selbstherrschaft, die geschichtlich nothwendig war, wird auch für Montenegro nun Vergangenheit. In unabhängiger Freiheit des Willens gewähre ich Euch das Recht, an der Arbeit für den Staat mitzuwirken. Jeder einer Kulturgemeinschaft Angehörige muß ein freier Bürger sein.“ Dieser Beherrscher orientalischer Krieger, die vom



sechzehnten bis ins sechzigste Jahr ein ganzes Zeughaus im Gürtel tragen, dieser Fürst-Bischof der Slavenkirche, dem heute noch, auf der Altane vor seinem schlichten Haus, die Tschernagorzen, wie Katholiken dem Papst, Mann vor Mann das Fußgewand küssen, hat am Nikolaustag des Jahres 1905 „im Angesicht Gottes, aller Engel und Heiligen und vor den Vertretern des geliebten Volkes“ der Verfassung unverbrüchliche Treue gelobt. („Ich bin ihr Vater; und könnte ein Vater je den Leib seines Kindes verstümmeln?“). So ist der von unwissenden Bengeln als Strolch Verschriene.

Er hat das Format Shakespearischer Gestalten, darf sich zwischen Heinrich Bolingbroke und Kleists Hermann stellen und wäre in jedem Gedicht allen Kunstempfindern ein Entzücken. (Kommen wir ohne Doppelte Moralbuchführung, eine für Poesie und eine für Alltagsprosa, nicht aus und muß auf der Bühne eingesprenzter Tugendlasse, unter dem selben Mond im Leben ein verschmierter Geldmacher und Ordenerwinseler bewundert werden?) „Wir litten menschlich seit dem Tage, da jener Fremdling eingerückt; wir rächten nicht die erste Plage, mit Hohn auf uns herabgeschickt“: so könnte Nikola, im Ton der süßen Alten, gesungen haben. Arminisch klingt, wie des Cheruskers Verdammung deutschen Stammespaltes und kleinlicher Sonderbündelei, seine (nun schon Jahrzehnte durchlöchernde) Klage: „Wenn Serben, Bulgaren, Kroaten einander in Bruderliebe die Hand gereicht, den Werth der Griechen erkannt und sich ihnen in Freundschaft verbündet hätten, dann würde das Land zwischen dem Olympos und der Drau heute von anderem Sang widerhallen. Der Haß hat, uns zu Unheil, gesiegt. Doch wir wollen der Böse Geist der Türkei werden; an der Karstwand unserer Felsen ihre Macht brechen und den Nachbarn, die leiden wie wir, dann unsere Bruderhand hinstrecken.“ An Hermanns bitter ernstes Spiel mit Marbod erinnerte Nikola's Eintagspakt mit Essad Pascha. Der ist wohl der Sohn des Wali von Skutari, der vor vierzig Jahren den Vormund des jungen Mirditenfürsten Prinß-Doda betrog, den Knaben dem Sultan in einen Goldkäfig lieferte, dann vom Botschafter der Französischen Republik aus der Einflußsphäre gedrängt wurde und, wider seine Absicht, bewirkte, daß der Berliner Kongreß den albanischen Mirditen die Fortdauer aller Privilegien und Gerechtsame verbürgte, in deren Besitz sie ab antiquo sind. Der Essad von heute, der mit



dem selben gewissenlosen Eifer dem Sultan Abd ul Hamid, dem Jungtürkenomitee, dann wieder der eigenen Raubrittergier gedient und sich flink auf den Platz des (just zur rechten Stunde ermordeten) Kommandanten von Skutari gesetzt hatte, war im April, mit festem Sprung, auf die Diagonalschichtung turko-russischer Wünsche gelangt und, wenn nicht alle Zeichen trügen, im Rufbereich des Herrn von Hartwig geblieben, der von Belgrad aus, als Vertreter des Reussenzaren, Iswolskij's Lotsenarbeit mit derberer Faust weiterführt. Essad hat Stadt und Festung Skutari dem König Nikola übergeben, als Preis der Kapitulation das Recht zu freiem Abzug mit allen Truppen und Waffen erlangt und schien bereit, sich zum Haupt eines erst südlich von Skutari, ungefähr an der Drin-Mündung beginnenden Albanerstaates krönen zu lassen. „Ihr, Großmächte, späht nach einem ins neue Staatsgebild passenden Fürsten? Hier ist einer, dessen Toptanenstammbaum bis auf Karl von Anjou, den Henker Konradin's, zurückweist, dessen Ahn unter Georgios Castriota, dem Makedoniens Alexander ähnlich Geschäkten und drum Skanderbeg Genannten, focht und der den Wlora, der wichtigsten Familie Albaniens, verschwägert ist. Ihr, Oesterreicher, Ungarn, Italiener, wollt ein selbständiges, als Deich gegen die Südslavenfluth zu brauchendes Albanien? Essad's Ansehen, Essad's Heer, Essad's gutes Verhältniß zu Russen und Türken sichert es Euch. Und dieser von der Vorsehung Auserwählte, dessen Wink in dem Land Eurer Sorge so rasch Ruhe stiftet, verzichtet auf das Skutari, das Ihr dem neuen Staat unentbehrlich wähntet.“ Diese Verkündung sollte von einer nützlichen comedy of errors den Vorhang wegziehen und die (von der Staatsraison geheischte) Heuchelei der Schwärmer für Albanesenfreiheit entlarven. Hatte das londoner Regiekollegium an der Inszenierung mitgearbeitet? Als wären sechzig Proben vorangegangen: so klappte Alles. Oesterreich beschloß, mit seinem seit sieben Monaten mobilisirten Heer in Nikola's Karst zu dringen und, von den albanischen Häfen aus, Skutari den Tschernagorzen zu nehmen. Deren Land vor dem Einmarsch des großen Nachbars zu schützen, war Italiens Wunsch; daß der Boden Montenegro's nirgend's von fremden Truppen betreten werde, war die Bedingung, an die Italien seinen Willen zu rascher Kooperation band. Für eines Augenblickes bange Dauer sah es aus, als könne diese wider-



natürliche Paarung Ereigniß werden. Oesterreich hatte so lange, mit dem blanken Schwert in der Faust, gezaubert, zu alten neue Kosten so hoch gehäuft, daß es in der ersten Wuth des Geprellten willig schien, pro Albania sich dem Teufel selbst zu verbünden, also auch dem Königreich, dessen österreichische Grenzen auf beiden Seiten in eiserner Rüstung starren. Nach zehnmal laut wiederholter Drohung durfte die wiener Macht nicht niederknicken; von Europa konnte sie, für sich allein, ein Mandat nicht erlangen; und der austro-italische Geheimvertrag vom Jahr 1897 verpflichtet beide Regirungen, aus dem der Türkenherrschaft ledigen Albanien einen freien und autonomen Staat zu machen und, wenn diese Autonomie nicht haltbar wäre, daß dann Mögliche in enger Gemeinschaft zu beschließen und auszuführen. Den Inhalt dieses Vertrages in leuchtenden Lettern ans Himmelsgewölb zu schreiben, den Volksgenossen und der Nachbarschaft zu sagen, daß Italien mit Tripolis, der Kyrenaika und zwei oder drei Inselchen nicht etwa schon völlig aus der Türkenmasse befriedigt sei: Das war der Hauptzweck der Römertaktik. Einen Feldzug nach Skutari und weiter bis nach Essad's Tirana wollte Marchese Di San Giuliano nicht; er ließ (heimlich) von dem Botschafter Imperiali in den Falz des londoner Dock's den Schwimmponton senken, auf dem der Gefahr solchen Zuges auszuweichen war. Sir Edward Grey, in allen Künsten des Dämpfens und Schwichtigen's Meister, verschiebt die Entscheidung drei Tage, fünf Tage lang; und kann am ersten Mainachmittag, pünktlich, der Reunion mit kalter Kontorstimme melden: „Der König von Montenegro hat mir heute telegraphirt, daß er sich dem Willen der Mächte fügt und Skutari räumt.“ Allen, die weder das dumpfe Geräusch des Bühnenumbaues noch die Kurbeldrehung hörten, scheint der Szenenwechsel ein göttlicher Gnade zu dankendes Wunder. Essad, morgens noch Gauner, Feigling, Mörder, auf dem Dorfschulzensitz unter dem hundertjährigen Kastanienbaum seiner grünen Heimath der Alba Albanien's, ist abends wieder die kreuzbrave Seele, der Held und Volkshort, der er als Belagerter war. Das Schkipetarenland selbst: morgens in Feuer'sgluth, abends in friedlichster Ordnung. Und Nikola, den irre Phantasie schon auf der Flucht nach Prizrend glaubte, wechselt nur die Profuristen. Er war längst bereit gewesen, auf Goldener Brücke über den Sku-



tarisce nach Cetinje zurückzuführen. Diese Möglichkeit wurde für ein Weilchen dadurch vereitelt, daß man den „Bestechungsversuch“ an allen Ecken plakatierte. Dann hieß die Losung: „Nicht einen Strohalm dem Tüfchbold! Weh ihm, wanner auch nur eine Flinte in San Giovanni di Medua ausschisft!“ (In dem stinkigen Sumpfloch, von dem in London Einer gesagt hat: „Un port? Non: un bidet!“) Mirkoß Sohn hatte sich, noch mit weißem Schopf, wieder als in alle Sättel gerechten Reiter bewährt. Nikolai Alexandrowitsch und Victor Emanuel konnten ihn nicht dem Haß ausliefern. Trotz Oesterreichs „Erfolg“, der a.ß Zins Groll trägt, und ohne gestempelte Zusage ist ihm die laut versagte Kompensation nun sicher.

Die gebührt ihm. Siebenhundertundzwanzig Jahre lang, von 640 bis 1360, war Skutari (daß die Türken Schkodra, die Slaven Skadarnennen) eine serbische Stadt. Ein serbisches Volksepos kündet, wie König Wufaschin mit zween Brüdern die Festung an der Bojana baute. Hier schlug das Herz der Zeta, die noch heute der Kern Montenegroß ist. Hier hat Stephan Duschau, ehe er Zar der Serben und Basileuß der Griechen wurde, als Statthalter in der Zeta residirt. Als, bald nach seinem Tode, das Serbenreich verfiel und die Albaner, mit der Mondsichel und dem Schwert Mohammeds, nordwärts vordrangen, war Skadar der Sitz des kühnen Serben Baltich, der sich das Moratschathal (am Skadarsee) unterwarf und dessen Enkel, fünf Jahren nach der ersten Schlacht auf dem Umsfeld und dem Fall des letzten Serbenkaisers, Skadar, um es vor dem Türkenjoch zu bewahren, der Republik Venedig verkaufte. Der hat es dreiundachtzig Jahre lang gehört und ist 1479 der Türkei einverleibt worden, deren Sultan damals schon in Konstantinopel herrschte. Der Enkel des dritten Balticha aber, der Mann, den die in Türkenkriegen gehäuften Schulden zur Hingabe Skadars an die venezianischen Gläubiger zwangen, hieß Stephan Tschernogoraj; und von ihm, der nach sechzig siegreichen Kämpfen gegen die Türkenhorde endlich doch ins Steingebirg, nach Cetinje, zurückweichen mußte, und von seinem Sohn Iwan Tschernojewitsch empfing das Fürstenthum Zeta den Namen Tschernagora (deutsch: Schwarzenberg, romanisirt: Montenegro, türkisch: Kara Dagh). Der letzte Tschernojewitsch, Georg, hat 1516 die Herrschgewalt dem Fürst-Bischof (Wladika) überlassen, dessen Mitra seit 1697 die Petrowitsch aus dem



Stamm Njegos trugen. Stand Nikola Petrowitsch Njegos wirklich auf gar so schwankem Rechtsgrund, da er nach diesem alten Serbensitz, der spät erst, nach dem Türkeneinbruch, albanisirt und islamisirt worden ist, die Hand rechte? Von Skutari ist seinem Volk oft Feuerstoth, Brandschagung, Unheil jeglicher Art gekommen; auch der Ueberfall, der Danilo Petrowitsch 1714 an den Zarenhof Peters des Großen trieb. Skutari war und blieb ein Ziel serbischer Sehnsucht; war der Wunsch, es zurückzugewinnen, wider Recht und Anstand, weil die Stadt 434 Jahre Paschas gehorcht hatte, fast um's Fünffache länger als Straßburg französischen Kommandanten? Habt Ihr nicht (könnte uns Nikola fragen) den Frieden von Rijswijk gerächt, der ins Krönungsjahr meines Stammvaters fiel? Macht geht noch immer vor Recht; und die Tschernagora ist klein und schwach. So aber waren in grauer Zeit auch die (einst verslavte) Mark Brandenburg und das (zu Frankreich geschlagene) compartimento Piemont. Oesterreichs Ehre und Oesterreichs Vortheil würde geschmälert, wenn Hunger die Tschernagorzen morgen den Peter und Pasitsch zutrieben.

#### Felix Austria?

I. Am Pfingsttag blättert mancher in irgendeinem Sinn Fromme das Buch des Propheten Jeremiaß auf, in das die Apostelgeschichte mit ihrer frohen Botschaft vom Erbrausen des Heiligen Geistes ihn weist, und besinnt dann die Worte, in denen der sonst so finstere Mann aus Anathoth inbrünstigen, fast heiter zuversichtlichen Glauben an das nahe Heil eines neuen Bundes kündet. „Siehe: Es kommt die Zeit (spricht der Herr), da will ich mit dem Hause Israel und mit dem Hause Juda einen neuen Bund machen; nicht, wie der Bund gewesen, den ich mit den Vätern machte, da ich sie bei der Hand nahm, daß ich sie aus Egyptenland führete (welchen Bund sie nie gehalten haben und ich sie zwingen mußte); sondern ich will mein Gesetz in ihr Herz geben und in ihren Sinn schreiben. Und wird Keiner den Anderen, noch ein Bruder den anderen lehren und sagen: Erkenne den Herrn; sondern sie sollen mich alle kennen, Klein und Groß. Denn ich will ihre Missethat vergeben und ihrer Sünde nicht mehr gedenken.“ Da pocht der Puls der Pfingstfeier. Ein neuer Bund: Was im alten war, wirkt nicht nach, ist nun „Geschichte“; und keiner Sünde, keines Unge-



horsaß aus der Zeit dieses Bundes wird fortan noch gedacht. Ein neuer Geist: Freiheit ist sein Athem; und statt mit der Zuchtruthe des Zwanges die Leiber zu Lauf oder Stillstand zu striemen, wirbelt er sein reines Feuer, dessen Leucht- und Wärmkraft ins Hirn, in die Seele. Denen auch ist Alles jetzt neu, Alles erst jetzt wieder lenzlich. Wie der Ackerbauer, den unter dem Erntemonde oft der Boden enttäuscht hat, sät, was zuvor auch mißlang und vertribte, die Seele in solchem Frühling neue Hoffnung in jede Schollenfurche. Natur und Geist haben Hochzeit. Und Jeder versteht Jeden: der Parther des Römers, der Araber des Meders, der Egypter des Kreters Sprache. Denn Alle sind, ob auch ihre Zungen zertheilt wurden, im Feuer eines Geistes zusammengesweißt und scheinen nur den Kalten, Lauen, Geistlosen im Alltagsinn trunken. Der süße Wein, der aus ihnen jauchzt und sie grünen läßt wie der aufsteigende Lenzsaft ringsum jedes Gesträuch, ist das Bewußtsein: neue Gemeinschaft, neue Empfindung der trotz den zertheilten Zungen vom Gemüth und vom Willen zum Leben mit gleicher Hitze verlangten inneren Einheit ist nothwendig und wird uns, weil sie aus neuem Geist geboren ward, sammt unseren Kindern nützlich werden. Da ist das Ziel. Solches Pfingstglück und solches Pfingstverlöbniß wünschen Oesterreichs Freunde, aus ernsthafter herzlichem Gefühl als in anderen Jahren, dem Oesterreicher, der ein Vaterland hat („und Ursache, es zu lieben“).

Kann sich des Lenzes freuen, wer nie den Winter sah?

II. Kraft und Größe Einzelner und ganzer Nationen werden besonders schnell und deutlich aus der Art erkennbar, wie sie sich in einer neuen Lage zurechtfinden. Ob sie in fruchtlosem Jammer über die verlorene Bequemlichkeit (die vielleicht nur eingebildet war) unwiderbringliche Zeit verwinseln oder schon in des Schiffbruches Knirschen muthig der Stoßkraft ihrer Arme vertrauen, die ihnen an neue Ufer, in neue Sonne helfen werden. Ob sie sich thatschem in die Gedankenfabrik einsperren und dem Nachbar Sorgen spinner zustöhnen, daß, ganz sicher, das Dritte und Vierte nimmermehr gekommen wäre, wenn „man“ das Erste und Zweite anders angefaßt hätte, oder ob sie, nach dem Rath zäher, unvergrübelter Angelsachsen, aus dem Gewordenen sofort das Beste, was möglich ist, zu „machen“ (to make) versuchen. Klein und schwach scheint unbefangenen Augen Jeder, der nicht so groß ist wie sein Schick-



sal. („Was ist Größe, Clavigo? Sich in Rang und Ansehen über Andere zu erheben? Glaub' es nicht! Wenn Dein Herz nicht größer ist, als anderer ihr's, wenn Du nicht im Stande bist, Dich gelassen über Verhältnisse hinwegzusetzen, die einen gemeinen Menschen ängstigen würden, so bist Du mit all Deinen Bändern und Sternen, bist mit der Krone selbst nur ein gemeiner Mensch.“) Hat die Erde gebebt und hundert Hoffnungen in den Spalttrichter gestürzt: hundert neue winken mit den Rosenfingern der Göttin, die schimmernd aus dem nächsten Morgengrau steigt. Ist das Erste und Zweite falsch angefaßt worden? Fasset das Dritte und Vierte richtig an. Wurden Fehler gemacht? Lernet sie meiden. Doch verlernet niemals den Muth, Euer Schicksal zu „machen“. Die Stillung irdischen Bedürfnisses von den himmlischen Heerschaaren zu erwarten: davor hat schon der junge Bismarck gewarnt (im Jahr des Bregenzer Vertrages, den Fürst Felix Schwarzenberg mit Bayern und Württemberg gegen Preußen schloß und der uns längst nun ein „Fehler“ scheint). Und der alte Bismarck hat über diese Zeit deutscher Wirrung gesagt: „Der Grundirrtum der damaligen preußischen Politik war der, daß man glaubte, Erfolge, die nur durch Kampf oder durch Bereitschaft dazu gewonnen werden konnten, würden sich durch publizistische, parlamentarische und diplomatische Heucheleien in der Gestalt erreichen lassen, daß sie als unserer tugendhaften Bescheidenheit zum Lohn oratorischer Bethätigung unserer ‚deutschen Gesinnung‘ aufgezwungen erschienen. Man nannte Das später ‚moralische Eroberungen‘; es war die Hoffnung, daß Andere für uns thun würden, was wir selbst nicht wagten.“ Der Sinn dieser Worte wirkt über Preußen und über das Jahr 1850 hinaus; warnt heute noch laut zwei Reiche.

Politische That ist nur von Einem zu erwarten, der zu wollen wagt, der weiß, was er will, der will, was er wollen muß, und der in den Kampf für eine res publica so leidenschaftliche Inbrunst mitbringt, wie je in dem Ringen um einen Gott, ein Weib, einen Goldhaufen versprüht worden ist. Niemals von Einem, dessen Brust sich nicht über diesen Elementen wölbt. Der setzt sich vielleicht das Ziel behaglich sorgenloser Wahrung des Besitzstandes, den er hinter den Heimathgrenzpfählen status quo nennt, oder hängt sich an den Strang der Feuerglocke und läßt sich dann vor einem Haus, wo es gar nicht gebrannt hat, für sein Löschungswerk feiern: heißt



also Metternich oder Roosevelt. Und versäumt, seigneurial lässig oder demagogisch eitel, am Ende selbst die Alltagspflicht: aus der Summe des Möglichen das zunächst Notwendige zu errechnen.

Weil der Bereich des Möglichen sich verengt hat, braucht der Ertrag der Rechnung noch nicht kleiner zu werden. Nicht nur Schillers sternengläubiger Wallenstein athmet auf, da der Zweifel, der zu lange die Möglichkeiten umschlich, fliehen muß und Nothwendigkeit für Haupt und Leben zu fechten gebietet. Das ist möglich, Dieß wahrscheinlich: Irrlichter. Dein Feind (den Du nie für blind und dumm halten darfst, auch wenn Dein den Wunsch spiegelnder Blick ihn gestern so sah) weiß, daß Du gegen die wahrscheinliche Gefahr Dich auf allen Seiten vermauert, verschanzt hast: und wird gerade deshalb alle Kraft an den Versuch setzen, daß Dir Unwahrscheinliche Ereigniß werden zu lassen.

(„Die österreichische Regierung hat uns die Versicherung gegeben, daß sie den Abschluß irgendeines die Junge Türkei bedrohenden Bündnisses hindern werde; und sie vermages“: Salaat Bey, Minister des Innern, am sechsten August 1910 in Saloniki.)

Was hier gesagt wurde oder angedeutet werden mußte, gilt, Alles, wie für die Einzelnen, die mit dem ungeheuren Firnsfelder-glück der Völkerführung beburdet sind und, ehe sie ihren Gedanken zur That rüsten, höchstens Einen noch zu überzeugen oder zu überreden brauchen, auch für Nationen, die mündig sind oder die Vormundschaft abgeschüttelt haben. Auch sie dürfen nicht kostbare Stunden am Grab der Hoffnung verwimmern; nicht kränklich zaghaft im Wollen sein noch dessen Ziel je vernebeln lassen. (Giebt denn Freiheit nur Recht? Dem einsamen Höhlenbewohner oder Anarchisten; sanctissimum officium aber in der und für die Gemeinschaft.) Die Unterschlagung der dem Vaterland schuldigen Pflicht wird einst im Kinderland gerächt. „Sieh vorwärts, Werner, und nicht hinter Dich!“ Nicht kleiner sein als das Schicksal: und dennoch bis an den Seelenrand voll von frommem amor fati. Im Froschpsuhl der Späßeverschleißer nicht wonnig wie in eines Goisstroms sanfter Dünungplätschern: und dennoch, obß draußen auch stürmt und drinnen knapp ist, den Humor bewahren.

III. Dem Oesterreicher ist der Humor eigentliches Element. (Indem ich Dieses niederschreibe, denke ich, wirklich, nicht an Volkensänger und Heurigen, neue Operetten und alte Fiafer, nicht ein-



mal an Land- und Gemeindestuben.) Fast alle Stämme sind, in Gebirg und Thal, aus einem noch unter Thränen lächelnden Himmel mit diesem Segen beschenkt worden. Nur in die Bezirke der Politik, wenigstens der „großen“, sichert nichts von dem unverkaufbaren Gemüthsfaß, dem die „Innere Stadt“ des Oesterreichers ihre Liebenswürdigkeit verdankt. In diesen Bezirken sieht es, von fern, oft aus, als wäre zur Unfeuchtung nur schwarze und gelbe Galle (die Gallenus so säuberlich schied) benutzt worden. Alles wird stöckernsthaft, grämlich, raunzerisch genommen. Noch heute ist ein Abglanz Dessen, was der Norweger Rielland, fein stichelnd, „das Sedanlächeln der Deutschen“ nannte, um den Berliner- mund, der gelassen das große Wort spricht: „Wir!“ Der Wiener sagt es anders, wenn die Silbe Vaterländisches, Hochpolitisches auf die Wagschale werfen soll. Warum nur? Auch unseren Feldern ist manche Ernte verhagelt. Auch bei uns ist seit dem Herbst das Geschäft nicht gegangen, sondern mühsam gehumpelt; stöhnt der Mittelstand, daß für ihn zu keinem Zins Kredit oder eine Zweite Hypothek zu haben sei und nur der Reiche, der Beamte, der Lohnarbeiter noch sich des Lebens freuen könne; und wir müssen in diesem Jahr dreizehn- hundert Millionen Mark an neuen Steuern neben den alten aufbringen. (Länger willich, trotzdem es leicht wäre, die Verlustliste nicht machen.) Oesterreich-Ungarns Land- wirthschaft und Industrie haben gesunde, urkräftige Lungen; und wer in der Stunde des Werkstattschlusses durch die Mariahilferstraße geht, lernt fühlen, wie in Wien gearbeitet wird, und, wenn er vor Jahren schon dort war, wie Alles sich ins Große gewandelt und jede Zelle und Form bürgerlichen Daseins sich geweitet hat. Die Sorgen sind in Geschwadern gekommen und statt eines Nikolaus- tages gab es Duzende (aller Sorten). Aber die in jedem Quartal mindestens zwölfmal über die Grenzen geschmuggelte Mahnung, rasch, so lange noch Frist sei, den Parteizettel für die Monarchie zu bestellen, mußte die fröhliche Zuversicht auf ein langes Leben doch unausrottbar verwurzelt haben. „Oesterreich ist eine Sphinx, die sich selbst töten muß, wenn ihr Räthsel gelöst ist.“ Mir scheint: es hat nicht die allergeringste Neigung zu dem Versuch, „sich in- nigt aufzulösen“, um irgendeinen Zeus zu amüsiren. Sphinx? Vielleicht eine der pharsalischen, von denen Mephisto Charaden fordert und die „sitzen vor den Pyramiden, zu der Völker Hoch-



gericht, Ueberschwemmung, Krieg und Frieden — und verziehen kein Gesicht“. Die sehnen sich nicht in muthwilligen Selbstmord.

IV. Auch von Pharsalos geht's leichter in den Hades hinab als aus seiner Finsterniß dann wieder in Tageslicht. Ist's nützlich, daß ganze Reich in eine Stirn des Grams zu falten? Ist es nöthig? In eines großen Reiches Hauptstadt wurde, an der Schwelle des vorigen Jahrhunderts, die Kunst erfunden, unholde Ereignisse zu parfümiren und „umzufrisiren“ (terminus technicus), ehe sie ins Schaufenster gestellt werden; auf daß sie schön ausseh'n und durch die Ritzen der Scheibe lieblicher Duft ströme. Wien greift lieber nach Flor und Chlor. Redlicher ist's; auch klüger?

Dem Land, dem Volk, den Herrschern und Heerführern Oesterreichs ist unverwelklicher Lorber auf den Schlachtfeldern der Türkenkriege erwachsen. Darf Oesterreich jetzt in die Welt blicken, als sei das Werk des Prinzen Eugen (der, bitte schön, auch vor und in Belgrad nicht gegen, sondern für die Serben focht) vernichtet und alles seit Peterwardein und Semendria von Oesterreich in den Balkanboden Gesäte fruchtlos geblieben? Im Karst wächst nichts. Alles aber, was seit der letzten Weinlese reif wurde, ist (daß man daran erinnern muß!) am Ende doch die Vollendung, die Auswirkung des in der Heroenzeit österreichischer Geschichte Begonnenen. Könnten Sie, Männer und Frauen, zwischen zwei Seufzern nicht auch einmal ein Bißchen jubeln? Mit einem freundlich skizzirten Zentalächeln das richtige „Wir!“ in die Psingstlüfte schmettern? Das würde nicht nur der Stimmung nützen; auch dem noch etwas unbehaglichen Verhältniß zu neuer Nachbarschaft. Jede kräftige oder sich kräftig wahnende Türkei mußte (der Winter 1908 hat es mit dem Boykott und der prahlerischen Drohung, zum dritten Mal bis an Wiens Mauer vorzudringen, selbst den Zweiflern bewiesen) der Feind Oesterreichs werden, jede in Europa schwach gewordene mußte für Europa eines Tages sterben. Und daß dieser Todesfall die Monarchie ein dickes Stück Geld kosten werde, war unter allen Umständen gewiß. Die Umstände konnten viel anmuthiger sein; was von der Gunst des mandschurischen und des tripolitani'schen Krieges ausgeschlagen ward, bringt keine Ewigkeit zurück. Trauersalben dürfen aber nicht zu lange währen. „Schwamm drüber“: sang Oesterreich, als es nicht triftigeren Grund hatte, heiter zu sein. Wer das Donaubecken besitzt.



Triest, Fiume, die Ostflanke der Adria und selbst Balkangroßmacht ist, Der kann aus der aufblühenden Halbinsel immer neue Wagenburgen voll herrlichster Garben heimbringen. Auch wenn er Bismarck's Rath nicht hören will oder, obwohl ringsum noch nicht viel definitiv Haltbares zu erblicken ist, veraltet findet: „Die deutsche Reichsverfassung zeigt den Weg an, auf dem Oesterreich eine Ver söhnung der politischen und materiellen Interessen erreichen kann, die zwischen der Ostgrenze des rumänischen Volksstammes und der Bucht von Cattaro vorhanden ist.“ Dem Starken zu spät?

Breite Fehler, die mit scharfger Rante noch lange den Leib der Monarchie wund quetschen und fragen können. Weniger Dank für Oesterreich, als je, trotz Schiller, von Oesterreich gezollt wurde. Aber auch: a new chance. An fröhliche Arbeit, sie auszunützen!

V. Wer die Ostflanke der Adria hat.... Der Fremde muß behutsam sein; wurde aber nicht als Einer geladen, der heißen Brei auf Ragenpfötchen zu umschleichen pflegt, und spricht, nicht in dieser heißen Sache allein, stets und überall nur aus und für sich.

Das Buch des Freiherrn Leopold von Chlumetzky, das die Namen der beiden Adriastaaten im Titel trägt und auf jedem Blatt von dem männlich ernstesten Patriotismus, dem tapferen Gerechtigkeitswillen und der triebhaften Historienempfindung des Verfassers zeugt, hat mich manches Neue gelehrt. Das Nußschälchen aber, das den Kern seines Glaubens umschließt, hatte auch zuvor niemals in mir ein Zweifel benagt. Ein von Rußland unmittelbar, ohne Zwischendeckfirma, beherrschtes Konstantinopel wäre für Oesterreich-Ungarn leichter erträglich als das Valona, in dem Italien die Uebermacht hat oder jemals haben könnte. Ich kenne auch nicht einen einzigen Staatsmann, Diplomaten, Politiker, der anders denkt; habe nie einen gekannt. Zulängliche Urtheilsgründe bietet schon die Antwort auf die Frage, ob mit der Zahl der Reibungsflächen (drei statt zweier) nicht auch die Zündfunkengefahr wachsen müsse; bietet der Blick auf die Karte, der die Kilometerweite zwischen Otranto und Valona ermißt; bietet in dicken Ballen die italo-französische Literatur über die Altra sponda und, als dünnster Auszug aller tödtlich feinen Kräfte, das Wort des Herrn De Marinis: „Wer Valona hat, ist Herr im Adriatischen Meer.“ Ein Wort, das aus Irrthum kommt, doch in Klarheit weist. Denn: Herr ist nur, wer außer einer ansehnlichen Flotte



Ba'ona und Otranto oder Brindisi hat, also das Meer nach Willkür sperren, in übler Laune den Stiefelabsatz in die Balkanflanke drücken kann. „Von der Otrantostraße und vom Aegaeischen Meer muß die Erneuerung der fratellanza latina ausgehen“, sagt Herr Charles Voiseau; und: „Die Adria ist ein zu enges Feld, als daß es dem politischen und dem wirtschaftlichen Lebensdrang zweier Großmächte ausreichenden Raum gewähren könnte.“ Das Buch, das diese Sätze enthält, neßt uns mit dem Titel: „L'équilibre adriatique.“ Selbst Voiseaus Landsmann René Pinon (einer der feinsten Köpfe in der schmalen Front europäischer Publizistik) fragte vor neun Jahren ironisch, seit wann ein „équilibre à un seul“ erdacht worden sei. Das adriatische Gleichgewicht, für das eine ganze Donnerlegion unter Prinetti, Guiccardini, San Giuliano und anderen Illustren, einstweilen mit Zunge und Feder nur, gekämpft hat, sollte erst gesichert sein, wenn Italien beide Ufer in zärtlicher UmSCHlingung hält und Oesterreich-Ungarn sich in das Verhängniß ergeben hat, in dem Nordfächchen stecken zu bleiben.

Ohne Pathetik: Solche Stunde kommt nicht. Eine aber kam, in der Oesterreichs zuverlässigste Freunde sich selbst und einander fragten, ob in Staatskanzleischriften und Kollektivnoten von Italiens Balkananspruch wie von urewigem Recht geredet werden mußte. Ob auch Dieses noch, dieses Uergste, nothwendig war.

Der Vertrag vom Jahr 1897? Dessen Ursprung und Zweck kann ich mir erklären. Kaiser Franz Joseph war in Petersburg gewesen und zwei Drittel von Europa glaubten an einen austro-russischen Vertrag über die Theilung des europäischen Türkenerbes. (Erst das Livre Jaune Nr. 20 von 1902 hat, meines Wissens als erste beglaubigte Darstellung, durch den Bericht des Marquis de Reversaur an Delcassé den Ausspruch des Grafen Soluchowski über den Kreis der Ungarischen Delegation hinaus bekannt gemacht: in Petersburg sei Geschriebenes weder erbeten noch gegeben, sondern nur mündlich vereinbart worden, daß beide Regierungen, wenn es nöthig werde, durch eine gemeinsame Handlung dem Balkan Frieden aufzwingen werden. Wie lange schmolz der Schnee dieses Jahres!) Italien kam aus dem abessinischen Krampf. Sanotaur und Visconti-Venosta hatten Italiens tunesische Wundfläche zu überpflastern versucht. Die Irredenta fluchte laut dem Dreibund, der das Königreich hindere, seinen Rechtsanspruch auf



Albanien durchzufechten. Und am vierundzwanzigsten October 1896 hatte König Victor Emanuel sich der Tochter des Fürsten Nikola von Montenegro vermählt; der König des Staates, der von Egypten und Tunesien ausgeschlossen war, dem England, noch lange, Tripolitanien nicht gönnen zu wollen schien und den die Hasser des alten Dreibundes auf Valona als den Ersatz für Biserta hiniwiesen; der höchste Vertreter des Volkes, das sein nicht nur von Anatole France empfundenes „génie de la juxtaposition“ auch einmal im Dickicht zwischen Bündnißpflicht und Verwandtengefühl bewähren konnte. Mißtrauische Unruhe auf beiden Seiten der Adria; auf beiden auch (Das dünkt mich die Hauptsache) noch die Gewißheit, daß nach dem Ableben des lieben alten Gvatters Statu quo, dieses Spätlings aus Metternichs vieux marcheur-Zeit, Oesterreich-Ungarn in der Westbalkansphäre die unangefochtene, unanfechtbare Vormachtstellung erhalten und im Golf von Saloniki die Wacht am Wardar und an der Römerstraße Thyrhachion-Byzantion (oder Dratsch-Zarigrad) übernehmen werde. Zwei Stimmung- und Meinungströme konnten in den Entschluß münden, Albanien's Zukunft an den umblickten Flaggenschaft austro-italischen Einvernehmens zu hängen. Das war einmal.

Heute sieht das terrestrische und ozeanische Bild anders aus. Italien hat früher, als beim Abschluß des Geheimvertrages (Delcassé-Prinetti; Lord Lansdowne hat ihn bald danach huldvoll bestätigt) zu ahnen war, aus den Sümpfen des der Tripelentente so paktolisch einträglichen Marokkohaders Tripolitanien und die Kyrenaike gefischt, ist im mediterranischen Ostbecken Großmacht, langt von Genua bis ins Sytenmeer, von Venedig bis in die Barka. Und Oesterreich-Ungarn? Ist mit dem Verdienstorden für Uneigennützigkeit vor dem Feinde belohnt worden; hat den Sandschak aufgegeben (die Franzosen sagen: weil Vera von Lehrenthal den Italo-Albanesen und Petrowitsch-Italern ein greifbares Pfand aufrichtiger Freundschaft bescheren wollte) und bleibt von allen nicht besiegten Balkanmächten, da auch Rumänien sich rundet, die einzige, der aus dem Kriegsjahrest kein Land zuwächst. Muß das Gleichgewicht noch durch neue Centner auf Italiens Schale gesichert werden? Ist Italiens Zukunft gefährdet, wenn es nicht auch auf die albanesische Balkanküste den Fuß setzen kann?

Reins meiner Worte will und darf als Ausdruck eines Grolls



gegen das Königreich gedeutet werden, dessen Menschheit so tapfer geblieben und so rüstig zu moderner Erwerbsarbeit geworden ist. In mir lebt das Vertrauen, daß die Erben der Römer den Muth zu neuer Prüfung, neuer Durchleuchtung ihres Verhältnisses zu Oesterreich-Ungarn haben werden, dessen Reichshüter von ihnen die Lösung annahmen: „Albanien den Albanesen!“ Sogar den schwerer über's Herz zu bringenden Muth zu dem Eingeständniß Dessen, was unter dunklerem Himmel von drängender Tathüthpflicht erzwungen ward. Blicket, Römer, Wiener, umher: Alles ist neu geworden. Wer sich nicht in würdiger Schnelle erneut, Der verhängt selbst sich mit altem Gespinnst die großen Zeichen der Zeit.

VI. Ein neuer Bund, der alle der Gemeinschaft Zugehörigen einander, trotz den zertheilten Zungen, verstehen lehrt? Die erste Vorbedingung wäre: daß alle Staubreste weggekehrt, alle Dünste von gestern und ehegestern in frischem, starkem Luftstrom weggeschwemmt werden. Daß mit dem neuen Tag der Wille zu neuem Gefühl erwacht. Redlicher Wille zu Gerechtigkeit; auch den eigenen Vortheil nicht feig schonender. Der Gesättigte ist zu solcher Gerechtigkeit besser bereit als Einer, dem Noth die Gurgel würgt. Der alle Regungen durchgiftende Glaube, daß Dieser rechtwärt's schielt, Jener linkwärt's schaut, sei eingesargt und möge nie den Urnenstein sprengen, der ihn deckt. Links ist kein Eden, rechts thront nicht Gott Dunias in ewigem Mai; nur Kinderträumen scheint am hellen Tag, was weitab ist, im Dust liegt, schon deshalb schön.

Macchiavelli und Bonaparte haben ihrem Gefolge eingeschärft, den Feind, den es nicht vernichten könne, sich, auch um hohen Preis, zu befreunden. Lauriston und Marmont, mahnt immer wieder der Imperator, dürfen sich im Lande des Wladika nicht steif und hochmüthig geben, sondern müssen erwirken, daß die Tschernagorzen sich entschließen, sie zu lieben. Einfältiger Menschenverstand aber genügt zu der Warnung vor dem Trugschluß, zehntausend Nadelstiche seien eben so wirksam wie ein Reulenschlag (und die Reule eben doch ein auch dem Schwinger gefährliches Werkzeug). Nüchterne Lebenserfahrung spendet die Erkenntniß, daß man, was nicht zu weigern ist, rasch und mit freundlicher Miene geben, an erdientem Lob niemals knausern, durch gallige Mißgunst oder deren Grimasse nicht Anderen, Pfiffigeren oder Stärkeren, erleichtern soll, sich in den Nimbus des großherzig



Gütigen, des höchsten Hortes aller Schwachen zu fleiden und in solcher Gala von den leckersten Töpfen das Fett abzulöffeln.

Mehrheitsrecht darf nicht heute ein Gott sein und morgen, weil seines Schwertes Schneide den Anhang schlägt, ein blöder Göze werden. Eine anmaßende Rüste darf nicht ganze Waldbodenflächen aussaugen, der natürliche Erhaltungstrieb eines Stammes nicht allen anderen Wucherzins auspressen. Was einander im Gewand des Wesens fremd ist und dennoch (der in fühle Klarheit ausmünzbarer Vernunft Strebende mit dem von jedem Abgrund, jedem Nebelgeflüster in seine von Selbstqual gewürzte Seligkeit Verlockten) mit einander auf dem selben Theilchen der Erdrinde haufen muß, wäge, ohne im Willen schwach oder schwindlig zu werden, nicht noch ferner nach Worten, deren Wucht im Ohr Dieses anders ist, als sie auf Jenes Lippe war, sondern nur nach der Leistung für das vererbbare Gut der Gemeinschaft. Die ist zu wahren. Ein Reich zu neuer, besser als bisher lohnender Ernte zu bestellen; in ernster, doch unvergrämelter Arbeit.

Ein Reich, das, zwischen Eden und Ophir, mit Runzeln und Warzen noch liebenswerth bliebe und dessen fühlbares Leid den Mund selbst, der ihm oft, in slavischem, deutschem Laut, Unbillsprach, in Thränendrang verstummen ließe . . . Jeremiaß hat sich einst in den Glauben an das Heil eines neuen Bundes befehrt.

Diese Sätze (die ich für das Pfingstblatt der Neuen Freien Presse schrieb) sollen nicht hehlen, daß Oesterreich-Ungarn in unbehaglicher Lage ist. Außnahmerecht in Kroatien-Slavonien, in Bosnien und der Herzegowina; in Böhmen zwischen Deutschen und Tschechen, in Galizien zwischen Polen und Ruthenen der Ausgleichsversuch mißlungen; im wiener Reichsrath ein Magistrat des Slavenzornes fast gewiß; in Ungarn das Ministerium durch den Befehl des Tafelgerichtes in die Beweisaufnahme eines unsauberen Strafprozesses gezwungen, die tobsüchtige, aber an Zahl und Intelligenz starke Minderheit durch Polizeigewalt aus dem Reichstag gescheucht und alle über den Fraktionenanzug hinausschauende Politik von dem blinden Trieb beherrscht, im Reich und an dessen Grenzen die Slavenmacht nicht wachsen, die auf allen Hochwachten vertretene Oligarchie der Magyaren nicht antasten zu lassen (der Hunyadi, der auf dem Umsfeld focht und Belgrad entsetzte, scheint vergessen und die Türkei nur noch als



Bollwerk gegen den Slavendrang im Gedächtniß); Milliardenverluste durch einen Krieg, der weder Lorber noch, bis heute, Geschäftsprofit gebracht hat; und seit sieben Monaten nun in allen (nicht polnischen) Slavenherzen der Jubel über jeden Sieg eines Balkanbundesheeres, in mancher staatlichen Amtsstube sogar eine Balkankarte, auf der die eroberten, oft schon die belagerten Orte mit südslavischen Fähnchen besteckt wurden; von Rirkfilisse bis Skutari jeder den Regirenden schwarz verhängte Tag den Tschechen, Kroaten, Serben, Slovenen, Dalmatinern ein Volksfest. Doch mürrische Miene frommt in solcher Stunde nicht mehr als blöddianisches Heiterlingthum. Oesterreich hat unwiderbringliche Zeit verzaudert und zuletzt, da es mit Knirpsen um albanische Nester feilschte, nach dem Wort eines flugen Freundes an den Verärgerten erinnert, „der, nachdem er im Klub nachts große Summen im Baccarat verloren hat, morgens in der Garderobe Lärm schlägt, weil ihm noch ein paar Kreuzer abverlangt werden“. Vorbei. Oesterreich muß leben, will leben, kann leben; darf aber nicht länger noch, nur den Russen (und Rumpanei) zum Vorthell, vor dem Entschluß zögern, selbst um hohen Preis in würdiger Freiheit seinem Staatsgedanken das Slaventhum zu versöhnen. Die Slaven wird es nicht los; auch nicht, wenns die (ihnen fester als der Fahne Habsburgs verlobten) Italiener in den Balkan hinüberwinkte. Der Weg von Otranto nach Valona ist zweiundsiebenzig Kilometer lang. Um sich für jeden Fall, für Osmanensieg und austrischen Landzuwachs, die Klausel des Albanervertrages zu sichern, hat San Giuliano, der eifrigste Förderer italischen Dranges nach Osten, das Bündniß mit Oesterreich so hastig erneuert: und nun sah Europa, daß die lange Verbündeten eine Gemeinschaft von der Art der anglo-russischen für Persien scheuen müssen. Was, Hand aufs Herz, was Beträchtliches hat in diesem Welthandel der Dreibund, der alte, erwirkt? Und: Konnte der Ertrag noch geringer, tiefer noch unter Null, sein, wenn kein Mann mobil gemacht, in Wien und in Berlin kein Ministerfinger gerührt wurde? Kaiser Nikolai und König Georg dürfen getrost ihrem Vetter Cumberland, der ohne Krone glanzlos im Hochzeitzug schreitet, den Herzenswunsch erfüllen, seinem Sohn in Wilhelms Hofkirche fröhliche Trauzeugen zu sein.





## Konstantinisches Edikt und Papstthum.

Das Jahr 1913 ist reich an Gedenkfeiern. Wohl die bedeutendste ist die Feier zur Erinnerung an das im Jahr 313 in Mailand erlassene Toleranzedikt der römischen Kaiser Konstantin und Licinius. Eine That, wenn je eine, von weltgeschichtlicher Bedeutung und weltgeschichtlichen Folgen. Schon oft aber sind Bedeutung und Folgen dieses Erlasses gewürdigt worden; auch sind sie so offensichtlich, daß nochmaliges Eingehen auf sie nicht nöthig scheint. Anderes nimmt, im Zusammenhang mit dieser sechzehnhundertjährigen Gedenkfeier, unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. Das päpstliche Rom versucht, auch auf diese Feier seine Hand zu legen. Inhalt und Folgen des Ediktes deutet der zehnte Pius um in Ruhmetitel für das Papstthum. „Der katholische Erdkreis“ wird aufgefordert, die Erinnerung an das Edikt „würdig“ zu feiern und dem Papstthum zu danken für Alles, was es auf dem Grund des Ediktes für Christenheit und Menschheit gethan hat. In einem „Apostolischen Schreiben“ vom achten März 1913 macht sich der Papst sogar zum Lobredner konstantinischer Toleranz und öffnet, zur Verherrlichung der Gedächtnißfeier, den Gläubigen die „Gnadensätze“ der Kirche (Ablass und Aehnliches). Echt römisches Beginnen! Modern gesprochen: ein „Bluff“, wie ihn in solcher Größe nur das Papstthum der Welt vorgaukeln kann und je und je mit staunenswerthem Erfolge vorgegaukelt hat („Konstantinische Schenkung“, „Isidorische Dekrete“ usw.).

Wer das Edikt liest und mit seinem Inhalt die Grundsätze und Thaten des Papstthums vergleicht, sieht sofort zwischen Edikt und Papstthum die tiefen Gegensätze. Hier wahre Duldung, ein vor sechzehnhundert Jahren gesprochenes: „Jeder soll nach seiner Fassung selig werden“; dort die Verkörperung brutaler, bis zu Folter und Tod gesteigerter Unduldsamkeit. Im Edikt heißt es: „Wir wollen den Christen und allen Anderen Freiheit geben, der Religion zu folgen, die sie wollen . . . So haben wir, nach heilsamer und gerechter Erwägung, den Entschluß gefaßt, Keinem die Freiheit zu versagen, der christlichen Religion oder einer, die ihm für sich selbst die beste scheint, sich hinzugeben. Jeder soll in Ausübung der Religion, die er gewählt hat, Freiheit haben.“ Und wie hat sich zu diesen konstantinisch-friderizianischen Grundsätzen gestellt und stellt sich bis zur heutigen Stunde das Papstthum? Waren die „Reher“, die Albigenser, die Waldenser, die Luthraner, nicht auch Menschen, „die sich der ihnen die beste scheinenden Religion hingeben wollten“? Und hat das Papstthum durch seine



Inquisition diese Menschen nicht systematisch und beharrlich, Jahrhunderte lang, zu Tausenden hingemordet?

Wie heißt es doch in den Lehr- und Handbüchern der päpstlichen Inquisitoren?

„Zweck der Inquisition ist die Zerstörung der Ketzerei; die Ketzerei kann aber nicht zerstört werden, außer durch Vernichtung der Kether. Auf zweierlei Art werden aber die Kether vernichtet: erstens, indem sie sich von der Ketzerei zur katholischen Religion zurückwenden, zweitens, indem sie, dem weltlichen Gericht überliefert, körperlich verbrannt werden.“ (Bernhard Guidonis: *Practica Inquisitionis haereticae pravitatis*; Edition Douai; Paris, 1886, Seite 217.) „Nachdem der Kether dem weltlichen Arm übergeben worden ist (dem Staate, der von der Kirche, unter Androhung schwerster Strafen, gezwungen wurde, den ihm durch die Kirche überlieferten Kether zu verbrennen), soll seine Reue nur in seltenen Fällen angenommen werden; denn die Bekehrung geschieht dann gewöhnlich nicht mehr von Herzen, sondern wegen der Schmerzen des brennenden Feuers und aus Todesfurcht. Die unbußfertigen Kether sind dem weltlichen Gericht zu übergeben, damit sie lebendig verbrannt werden.“ (Thomas Careña: *Tractatus de officio Sanctissimae Inquisitionis*; Lyon, 1659, Seite 66.) „Wenn die Kirche keine Hoffnung mehr hat den Kether zu bekehren, so trennt sie ihn, in Fürsorge für das Wohl der Anderen, durch die Exkommunikation von ihrer Gemeinschaft und überläßt ihn dem weltlichen Gericht, damit es ihn durch den Tod aus der Welt schaffe.“ (Thomas von Aquino: *Summa Theologiae*.) „Die Todesstrafe wird an den Kethern von den weltlichen Gewalten vollstreckt, aber im Auftrag und auf Befehl der kirchlichen Gewalt. Deshalb kann die weltliche Obrigkeit einen ihr überlieferten Kether von dieser Strafe nicht ausnehmen.“ (Der Jesuit Tanner: *De fide*; *Theologiae Schol.*, Band 3. Ingolstadt, 1627; Seite 474.) „Die Vollstreckung des Urtheils der Inquisitoren geschieht durch die weltlichen Gewalten. Diese Vollstreckung hat ohne Zögern zu geschehen. Zögern die weltlichen Gewalten mit der Vollstreckung oder versuchen sie, den Inquisitionsprozess mittelbar oder unmittelbar zu verhindern, so verfallen sie der Exkommunikation. Die gebührende Strafe ist die Strafe, die Leib und Seele trennt.“ (Bernhard Comensis: *Lucerna Inquisitorum*, Venetiis 1598; Seite 38.)

Diese Grundsätze widersprechen dem Konstantinischen Edikt schroff; das Papstthum aber hat sie Jahrhunderte lang angewandt. Italien, Spanien, Frankreich, Deutschland triefen vom Blut der durch die Inquisitoren auf Befehl des Papstthums getöteten Kether. Als fünfzehnhundert Waldenser vor dem Kardinal-Legaten des achten Papstes Innozenz, Albert von Kremona, in eine Höhle



von Val-Louise, am Fuß des Berges Pelbour, geflohen waren, ließ der Vertreter römisch-päpstlicher Toleranz und des „Statthalters Christi“ am Eingang der Höhle Feuer anzünden und der Rauch erstickte die in ihr hausenden Ketzer: Greise, Männer, Weiber und Kinder. (Mousson: Histoire des Vaudois, Paris 1851; Seite 65.) In Straßburg ließen Bischof Heinrich und die Dominikaner-Inquisitoren auf einem Riesenscheiterhaufen achtzig Ketzer auf einmal verbrennen. (Kaltner: Konrad von Marburg, Prag 1882; Seite 43.) Von der Thätigkeit des Inquisitors Konrad von Marburg sagen die „Kölner Annalen“:

„Es ist erstaunlich, daß in diesen Zeiten das Feuer so sehr gegen das Menschengeschlecht erstarkt. Eine ungezählte Schar von Menschen ging in Deutschland auf dem Scheiterhaufen zu Grunde.“ (M. G. G. G. 17, 843.)

Und dieser Massenmörder, Konrad von Marburg, stand bei Gregor dem Neunten im höchsten Ansehen; in vielen Schriftstücken lobt er seinen Eifer und treibt ihn an, fortzufahren „in den frommen Werken, die Gott gefallen“.

Eine Inschrift am Haus der Inquisition von Sevilla lautete:

„Im Jahr des Herrn, 1481, unter dem Pontifikat Sixtus' des Vierten und unter der Herrschaft Ferdinands und Isabellas, nahm hier die Inquisition ihren Anfang. Fast tausend hartnäckige Ketzer sind dem Feuer überliefert worden unter Billigung und Gutheißung der Päpste Innozenz VIII, Alexander VI, Pius III, Julius II, Leo X, Adrian VI und Klemens VII.“ (Florente: Geschichte der spanischen Inquisition; I, 274.)

Auch in Rom, dem Sitz des Papstthums, wurden im sechzehnten und siebenzehnten Jahrhundert viele Ketzer hingerichtet. Selbst ein so ultramontan gesinnter Schriftsteller wie Ludwig von Pastor muß, in dem sechsten Band seiner „Geschichte der Päpste“ (Freiburg 1913) von der inquisitorischen Thätigkeit des vierten Pauls (1555 bis 1559) zugeben: „Paul IV entwickelte bei seinem Einschreiten gegen Die, welche vom wahren Glauben abwichen, eine draconische Strenge und stürmische Gewaltthätigkeit. Wenn man der Pest mit allen Mitteln, auch durch Verbrennung der verseuchten Häuser und Kleider, entgegentrete, so, meinte er, müsse man die Pest der Seele, die viel höher als der Körper zu schätzen sei, in gleicher Weise bekämpfen und auszrotten. Dieß maßlose Vorgehen hatte nach dem Tode des Papstes die Folge, daß die Wuth des Volkes sich hauptsächlich gegen das Gebäude der Inquisition wandte. Die Inquisition ging in einer Weise vor, daß auch streng katholische Beurtheiler mit ihrem Tadel nicht zurückhielten und mit ernstesten Worten daran erinnerten, daß bei allem pflichtmäßigen Einschrei-



ten jene Liebe gegenüber den Irrenden nicht außer Acht gelassen werden dürfe, die Christus gelehrt und geübt habe.“ Auch der edle Giordano Bruno fiel in Rom am siebenzehnten Februar 1600 der „päpstlichen Toleranz“ zum Opfer: er wurde lebendig verbrannt. Papst Pius der Zehnte aber schreibt:

„In der That erscheint es sehr angebracht, die Verkündung des Ediktes zu feiern, das Konstantin der Große in Mailand erließ. Durch das Edikt machte der Kaiser den grausamen Verfolgungen der Christen ein Ende und führte sie der Freiheit entgegen, deren Preis das Blut des göttlichen Erlösers und der Märtyrer gewesen ist.“

Gewiß: Konstantin hat „der grausamen Verfolgung der Christen“ durch die heidnischen Kaiser ein Ende gemacht; aber das Papstthum hat wenige Jahrhunderte danach eine viel grausamere Christenverfolgung begonnen, als sie je in heidnischer Zeit erlebt worden war. Denn auch die vom Papstthum gemordeten Reher waren Christen. In der That: die eherne Stirn römischer Päpste gehört dazu, um das konstantinische Toleranzedikt für sich und ihr Thun anzurufen und es hinzustellen als eine Rundgebung, die den Grundsätzen und Thaten des Papstthumes entspricht.

Lichterfelde.

Graf Paul von Hoenßbroech.



Wir werden die Menschen zwingen, zu arbeiten; doch in den arbeitsfreien Stunden werden wir ihnen das Leben wie ein Kinderspiel gestalten: mit Kinderliedern, Chören und unschuldigen Tänzen. Wir werden ihnen sogar die Sünden vergeben (sie sind doch schwach und haltlos) und sie werden uns wie Kinder lieben, weil wir ihnen zu sündigen erlauben. Die Sühne für ihre That nehmen wir auf uns; sie aber werden uns dafür vergöttern, als ihre Wohlthäter, die vor Gott ihre Sünden tragen. Und Alle werden glücklich sein, Millionen Wesen; nur Die nicht, die über sie herrschen. Denn wir, die das Geheimniß hüten, wir werden unglücklich sein. Man redet und prophezeit, daß Du, Jesus, kommen und von Neuem siegen werdest; daß die Buhlerin, die auf dem Thier sitzt und in ihren Händen das Geheimniß hält, beschimpft werden wird. Dann aber werde ich mich erheben und, zu Dir gewandt, auf die abertausend Millionen glücklicher Kinder hinweisen, die niemals die Sünde gekannt haben. Und wir, die, um sie glücklich zu machen, ihre Sünde auf uns genommen haben, wir werden dann vor Dich hintreten und, ohne Furcht vor Dir zu empfinden, also sprechen: „Verurtheile uns, wenn Du es wagst!“ (Dostojewskij.)





## An Herrn Professor Karl Lamprecht.

Sehr verehrter Herr Geheimrath!

**D**ie interessanten Gedanken, mit denen Sie im Heft 27 der „Zukunft“ der Erklärung der Philosophieprofessoren über die psychologischen Professuren entgegengetreten sind, fordern zu einer Vertheidigung unserer Absichten auf\*), der Sie nicht nur um Ihres oft bewährten Gerechtigkeitssinnes willen Gehör schenken werden, sondern vor Allem, weil Ihnen die Beseitigung des Mißverständnisses, das Sie in unserer Erklärung eine „Gefahr für die Geisteswissenschaften“ sehen ließ, im Interesse eben dieser Wissenschaften nur willkommen sein kann. Jene Gefahr scheint Ihnen darin zu liegen, daß, wenn die Philosophie ihre bisher bestehenden Professuren weiter behielte (denn darum handelt es sich ja nur), uns die Herrschaft eines metaphysischen Systems drohte, das, wie einst der Hegelianismus, die empirischen Geisteswissenschaften wieder auf die Irrwege unfruchtbarer Spekulation locken würde. Ich lasse nun dahingestellt, ob, wenn die seitdem unermesslich bereicherten und fundirten Wissenschaften von der Geschichte und der Sprache, dem gesellschaftlichen Dasein und der Kunst sich heute noch von einer Philosophie dominiren ließen, diese nicht von einer so unerhörten, eigentlich unvorstellbaren Kraft und Bedeutung wäre, daß wir vor allen Dingen einmal froh sein müßten, dieses weltgeschichtliche Wunder zu erleben. Doch darüber mag man streiten. Worüber aber für den Sachkenner nicht zu streiten ist, Das ist: daß die philosophische Entwicklung in Deutschland, die Sie um dieser Besorgniß willen abschneiden wollen, thatsächlich den grade entgegengesetzten Weg geht. Sie gravitirt durchaus nicht auf die Herrschaft eines einzigen Systems hin, sondern auf die Ausbildung einer immer wachsenden Anzahl durchaus divergenter philosophischer Gesamtanschauungen. Ich wüßte nicht, was (in den diese Frage allein entscheidenden Grundmotiven) Rickerts Richtung mit den um Bergsons Einfluß aufwachsenden Gestaltungen zu thun hätte, was Husserl mit den Neufriesianern, was die katholisirenden Philosopheme mit Eucken oder Lipps, was

---

\*) Uebrigens bemerke ich ausdrücklich, daß ich hier nicht als Delegirter der Unterzeichner, sondern nur auf meine Verantwortung hin spreche.



die neuhegelischen mit den positivistischen, was Cohens Schule mit den bescheidenen Versuchen des Schreibers dieser Zeilen: und jede dieser Richtungen wirkt doch wohl jährlich auf viele Hunderte von Studenten ein. Gerade ein ungeheurer Differenzierungsprozeß herrscht in der deutschen Philosophie der Gegenwart, der seine „Einheit“ nur in dem Spiel fortwährender Wirkungen und Gegenwirkungen, Abspaltungen und Mischungen, Befruchtungen und Kontroversen zeigt, während von einer inhaltlichen Gleichheit oder Verschmelzbarkeit, die zu jener gefürchteten Autokratie eines Systems führen könnte, keine Spur, keinerlei Intention zu entdecken ist. Drohte solche Gefahr aber von irgendwo her, so würde die von Ihnen befürwortete Verminderung der philosophischen Lehrstühle ihr ja gerade Vorschub leisten, weil diese Akkumulation des philosophischen Kapitals sehr viel leichter zu einseitig gewaltthätiger Beeinflussung der akademischen Jugend führen würde, als wenn eine Vielheit von Lehrstühlen die Entwicklung unserer philosophischen Mannichfaltigkeit begünstigt.

Ist nun insoweit Ihre Besorgniß, obgleich durch die That- sachen in keiner Weise indiziert, immerhin eine spekulative Möglichkeit, so bleibt mir doch völlig unbegreiflich, daß der Verbleib der Experimentalpsychologie in dem akademischen Bezirk der eigentlichen Philosophie die gefürchtete Entwicklung hintanhalten soll. Für diesen Kausalneß, an dem die Tristigkeit Ihrer Deduktionen hängt, finde ich keine Spur eines Beweises: denn gerade Sie deduzieren ja, daß das Band zwischen Philosophie und Psychologie immer schwächer geworden und daß die „Verselbständigung der Psychologie als einer besonderen Wissenschaft“ erfolgt sei. Ich verfolge diese Dinge nun seit einem Vierteljahr- hundert; abgesehen aber von Fechners Gesetz und seinen Ent- wicklungen und jenen gelegentlichen Berührungen und An- regungen, wie sie überhaupt zwischen allen Wissenschaften vor- kommen, wüßte ich keinerlei positive oder negative Bedeutung der psychologischen Experimente für die spezifisch philosophischen Bestrebungen zu nennen. Ja, vielleicht hat keine einzige der Naturwissenschaften in ihrem jetzigen Stande so wenig Bedeutung für diese Bestrebungen wie die Experimentalpsychologie. Ich würde es für durchaus diskutabel halten, gewisse Professuren solchen Philosophen vorzubehalten, die von der Naturwissenschaft herkommen. Von den Forschungen von Heinrich Hertz und Men- delejew, Nernst und Einstein, Uexküll und Ehrlich aus führen tatsächlich Wege zu Gesamtanschauungen, hier sind Weiten und Tiefen, die auf philosophische Deutungen des Daseins vor-



bereiten. Aber in unseren experimentalpsychologischen Arbeiten habe ich wenig Aehnliches bemerkt und nur die Personalunion, die in einigen hervorragenden Persönlichkeiten zwischen diesem Gebiet und dem ihm ganz heterogenen philosophischen besteht, kann darüber täuschen.

Nein, diese Psychologie, deren autonomen Werth Niemand von uns in Abrede gestellt hat, hat für die Philosophie keinerlei innerfachliche Bedeutung; und es entspricht deshalb nur der Sachlage, wenn Sie für die regulirende Funktion, die Sie ihr für diese zuschreiben, keinerlei Beweis anführen. Die dennoch unzweifelhafte Bedeutung ist vielmehr eine andere: durch die wachsende Besetzung der philosophischen Lehrstühle durch Gelehrte, die ganz oder wesentlich experimentalpsychologisch gebildet sind und arbeiten, wird die Philosophie nicht inhaltlich beeinflusst, nicht in ihrer eigenen Entwicklung gegen die gefürchtete Tyrannei einer Metaphysik geschützt, sondern sie wird einfach substantiell ausgeschaltet, wird akademisch ausgehungert. Sie wehrt sich dagegen. Und daß Sie diese Nothwehr für eine unsittliche „Machtpolitik“ halten, als eine „rücksichtslose Geltendmachung grober Mittel zur Förderung materieller Interessen“ denunzieren: Das ist eine Mißleitung des Urtheils, die zu „werthen“ ich mich nicht legitimirt glaube, da mir der psychologische Schlüssel dazu fehlt. Wohl aber möchte ich wissen, was Sie selbst dazu sagen würden, wenn innerhalb der Geschichtswissenschaft ein Seitenzweig, zum Beispiel: Geschichtsphilosophie oder systematische Soziologie, zu selbständiger Bedeutung aufwüchse und nun beanspruchte, die Hälfte aller Lehrstühle der Historiker zu besetzen. Wenn Sie sich gegen solche Zumuthung nicht genau so wehrten, wie wir es in unserem Falle jetzt thun, so würde ich sagen: Sie haben den Glauben an Ihre Sache verloren. Uns gegenüber aber haben Sie das erste Ethos des Gelehrten: eben diesen Glauben an das eigene, unersehbare Ziel, die Verpflichtung, die Fahne hoch zu halten — dieses Ethos haben Sie uns als sittlichen Makel angeheftet!

Dies also ist der Kern der Frage: die Philosophie hat von der Psychologie nichts zu gewinnen; oder, genauer ausgedrückt, nicht mehr als von jeder anderen Natur- oder Geisteswissenschaft auch. Der Ersatz der philosophischen Professuren durch psychologische ist also nichts Anderes als ein rein äußerliches Mittel, die Philosophie von ihrem Einfluß auf die Jugend abzudrängen. Lassen wir doch die verbindlichen Redensarten: in dieser ganzen Bewegung lebt die verächtliche Gleichgültigkeit, ja, die Abneigung, die manche entscheidenden, individuellen und überindividuellen



Instanzen bei uns gegen die Philosophie empfinden. Ich weiß, verehrter Herr Kollege, daß Sie nicht zu diesen gehören; um so entschiedener muß erklärt werden, daß der Effekt Ihres Angriffs gegen uns in eben dieser, von Ihnen sicher mißbilligten Richtung läuft. Gestatten Sie mir, hier einige Zeilen aus einer früheren Ausführung über das selbe Problem zu citiren: „Mit all ihrer Unzulänglichkeit, mit aller Vergänglichkeit ihrer die Ewigkeit postulirenden Lehren bietet die Philosophie der geistigen Entwicklung einen noch durch nichts Anderes ersetzten Werth. Was man, vielleicht etwas anmaßend, als philosophische ‚Weltanschauung‘ bezeichnet, hat eine innere Bedeutung für uns, die in die sonst geltende Alternative exakter Wissenschaftlichkeit und subjektiver Willkür nicht einzusperren ist und nach der seit geraumer Zeit wieder eine starke Sehnsucht der Jugend erwacht ist. Wer Jahrzehnte lang in der akademischen Sphäre wirkt und das Vertrauen der Jugend genießt, weiß, wie oft gerade die innerlich lebendigsten und idealistischsten jungen Männer sich nach wenigen Semestern enttäuscht von Dem abwenden, was die Universität ihnen an allgemeiner Kultur, an Befriedigung ihrer innersten Bedürfnisse bietet. Denn sie wollen, außer all den vor trefflichen Belehrungen spezialistischer und exakter Art, noch etwas Allgemeineres oder, wenn man will, Persönlicheres, das freilich auch die Behandlung der Geschichte, der Kunst, der Philologie geben kann, das aber die Philosophie am Reinsten und Vollsten, trotz ihrer sachlichen Fragwürdigkeiten, zu bieten vermag. Nenne man Dies ein bloßes Nebenprodukt der Wissenschaft oder auch der Philosophie als Wissenschaft; aber wo es der Jugend nicht mehr geboten wird, wenden sich gerade ihre besten Elemente anderen Quellen zu, die jene tiefsten Bedürfnisse zu speisen versprechen: der Mystik oder Dem, was sie ‚das Leben‘ nennen, der Sozialdemokratie oder der Literatur im Allgemeinen, einem falsch verstandenen Nietzsche oder einem skeptisch gefärbten Materialismus. Täuschen wir uns nicht darüber: die deutschen Universitäten haben die innerlichste Führung der Jugend in weitem Umfang an Mächte dieser Art abgegeben. Gewiß ist das Hinüberwachsen der Philosophie im älteren Sinn in die Experimentalpsychologie nicht der einzige Grund dieser Wendung, die vielmehr aus einer großen Anzahl von Quellen reffortirt. Allein jener Ersatz der eigentlich philosophischen Lehrstühle durch experimentalpsychologische giebt ihr steigende Unterstützung und bleibendes Siegel.“

Ich glaube also, verehrter Herr Kollege, auf Grund einer immerhin ziemlich ausgedehnten Erfahrung in der akademischen



Philosophie, Ihre Besorgniß über die möglichen Folgen unserer Erklärung beruhigen zu können: weder geht die tatsächliche Entwicklung den gefürchteten Weg; noch, wenn sie ihn ginge, könnte die Psychologie Dem anders wehren als durch das brutale Mittel, uns einfach die Lehrstühle wegzunehmen; noch endlich, selbst wenn Dies geschähe, würden die geistigen Wege unserer akademischen Jugend die Ihnen selbst erwünschte Richtung nehmen, sondern nur immer mehr die entgegengesetzte, dem inneren Einfluß der Universitäten sich entfremdende. Der Schwarzseher (wenn in einer so ernsten Angelegenheit ein Tröpfchen Humor einfließen darf) ist in einer günstigen Lage: verlaufen die Dinge unglücklich, so mag er Das sehr bedauern, aber immerhin, er hat wenigstens Recht behalten; verlaufen sie aber seinen Prophezeiungen zuwider, so hat er zwar Unrecht gehabt, aber wenigstens sind nun die Dinge gut verlaufen. Ich müßte mich über Ihr tiefes und selbstloses Interesse an der deutschen Kultur sehr täuschen, wenn Sie in Bezug auf Ihre düsteren, an unsere Erklärung geknüpften Prophezeiungen nicht der zweiten Seite der Alternative freudig den Vorzug geben würden.

In Hochschätzung und Ergebenheit bleibe ich der Ihrige  
 Berlin-Westend.                      Professor Dr. G e o r g S i m m e l.



## Waffen und Munition.

**D**en Reichstagsreden über die Taktik der Waffenfabriken hat die Börse einen versöhnenden Abschluß gefunden. Eine Pulver- und Dynamithausse, die den Krieg als wahren Spender des Segens erscheinen ließ. Als der Staatskommissar an der berliner Börse um die Jden des Mai 1912 die überreizte Börsenspekulation anklagte und das Verlangen der Kursreform in die haushohen Wogen schleuderte, waren unter den Favoriten der Börse die Aktien der Deutschen Waffen- und Munitionsfabriken und der Vereinigten Köln-Rottweiler Pulverfabriken. Waffen kosteten damals 493, Pulver 327 Prozent. Die Gesellschaften machten gute Geschäfte, zahlten anständige Dividenden und lebten in guter Hoffnung. Die Kriegsangst hat sich gut rentirt. Waf-



fen und Munition steigerten ihre Dividende für 1912 um 7 auf 32 Prozent; und die Aktie ist wieder eine Glanznummer des Börsenprogramms. Sie kletterte in wenigen Tagen um 80 Prozent und war mit 630 weit über den Gipfel hinaus, der am fünfzehnten Mai 1912 als Höhepunkt galt. Nur sitzen die Haussiers nicht mehr auf den Marktplätzen, sondern in den Logen. Und die ganze Sache ist mehr intimes Theater. Die Deutschen Waffen- und Munitionsfabriken berichteten von einem großen brasilianischen Auftrag (Werth 20 Millionen) und von reichlichen Bestellungen des Auslandes. Das war das Eine. Niemand fühlte sein patriotisches Empfinden durch die fremdländischen Ordres verletzt. Theorie und Praxis stimmen selten überein, wenn die Dividende den Ausschlag giebt. Deren überzeugende Kraft ist noch immer wirksamer als jede Predigt. Das Andere war die Aussicht auf die Geburt neuer Aktien, die zum Parikurs zu haben sein sollen. Ein Bezugsrecht, das 350 bis 400 Prozent werth ist, gehört nicht zu den täglichen Gaben. Die Aktionäre hatten eine solche Prämie schon 1912 erwartet. Man weiß ja, daß die hoch rentirenden Gesellschaften, die sich mit inneren Reserven vollpacken, der künstlichen Verwässerung ihres Kapitals nicht entgehen; denn die Dividenden dürfen nicht in die Wolken steigen und die Aktionäre haben schließlich das Recht, zu verlangen, daß die in den Falten der Bilanz aufgespeicherten Schätze einmal ans Tageslicht befördert werden. Bei den Waffen ist seit Jahren thesaurirt worden. Die Betriebsanlagen, mit Ausnahme der Grundstücke, stehen mit 1 Mark zu Buch. Die Immobilien sind ganz niedrig bewerthet. Das Bankguthaben war Ultimo Dezember um 7 Millionen Mark größer als das 15 Millionen betragende Aktienkapital. Alles ist also für eine „Aufrollung“ vorbereitet; denn die Gesellschaft ist, trotz der dicken Polsterung, auf eine ausgiebige Gelbbereitschaft angewiesen. Je weiter sich ihr Umsatz dehnt, desto nothwendiger sind ihr liquide Mittel. Die ausländische Kundschaft zahlt nicht so prompt, daß man nach dem angenehmen Grundsatz „Zug um Zug“ leben könnte. Die Herstellung des Kriegsmaterials erfordert große Summen; und die verschafft man sich leicht, wenn man so ausgestattet ist wie die Waffenfabrik. Sie hat im April 1899 zum letzten Mal neue Aktien ausgegeben. Wahrscheinlich wird nun das Stammkapital verdoppelt werden (von 15 auf 30 Millionen) und jede alte Aktie bekommt das Recht, zum Parikurs eine neue zu beziehen. Hier haben sich also die Aktionäre nicht zu beklagen, daß man sie um ein werthvolles Vorrecht bringt. Ich sprach jüngst von dem Fall Genschow und wies auf die Chance, die auch diese Aktie als Waffenpapier hat. Die Hausse hat ihr inzwischen Vortheile gebracht; und der Verlust des Bezugsrechtes wird nach jeder Steigerung des KurSES schmerzhafter.

Die Thesaurirung hat ihre Grenzen. Wird sie übertrieben, so gefährdet sie die Bilanzwahrheit eben so sehr, wie es die Unsolidität thut. Die „Verwässerung“ des Kapitals bedeutet nichts Anderes als eine summarische Erledigung der aus der Enge des Kapitals entsprin-



genden Dividendenchancen. Die Gesellschaft erkaufte sich die Freiheit der Bewegung und entschädigt die Aktionäre im Voraus für eine durch die Verdoppelung des Kapitals etwa bedingte Minderung der Dividenden. Der „fiskalische Gesichtspunkt“ kommt natürlich auch dazu. Das braucht man nur sub specie des Wehrbeitrages und der geplanten Vermögenzuwachssteuer zu sehen. Da ist ein Kurs von mehr als 600 und eine Dividende von mehr als 30 Prozent schon unbequem. Besser ist es, die verborgenen Schätze in Umlauf zu bringen, ehe Rost und Motten sie fressen. Von solcher Behandlung mit Scheidewasser berichtete ich schon, als in einzelnen Fällen billige Aktien zur Verdünnung hochwerthiger Kapitalien verwendet wurden. (Akkumulatoren Hagen; Kronprinz Metall; Elberfelder Farbenfabriken.) Die jüngsten Erscheinungen sind das erwähnte Projekt für Waffen und Munition und eine schon früher geplante Transaktion bei den Vereinigten Glanzstoff-Fabriken in Elberfeld. Die haben auch der Börse Glanzstoff geliefert. Das Unternehmen gehört zu den Stars der deutschen Industrie. Dividenden zwischen 36 und 40 Prozent; und eine Aktie, die an Elastizität das Mögliche leistet. Sie ist das theuerste Papier des berliner Kursszettels. Die letzte Hausse trieb sie um 150 auf 832 Prozent in die Höhe. Die Aktionäre escomptiren die angekündigte Ausgabe neuer Aktien zum Parikurs. Der Werth des Bezugsrechtes ist märchenhaft. Dabei liegt kein zwingender Grund zur Aufnahme neuer Betriebsmittel vor; denn die Liquidität der Bilanz läßt nichts zu wünschen übrig. Aber der Kurs ist zu mobil und könnte Ungelegenheiten bereiten. Beispiele lehren, daß bei geringem Aktienkapital eine Aufsicht über die Bewegung der Aktie sehr schwierig ist. Man denke an die Leistungen der Aktie Vogtländische Maschinenfabrik. Um die Zügel nicht aus der Hand zu verlieren, mehrt man die Zahl der Aktien, drückt den Kurs künstlich nieder und stellt ein passendes Verhältniß zwischen ihm und der Dividende her. Im Uebrigen gelten die allgemeinen Bedenken: Steuerfiskus; Arbeiterpsychie. Lohnforderungen lassen sich schwer abweisen, wenn die Aktie das größte Kaliber hat. Nicht immer gelingt die Verwässerung. Wo die Rentabilität unverwüstlich ist, stellt sich sehr bald schon der Status, den man beseitigen wollte, wieder her. Die Vereinigten Glanzstoff haben schon einmal das Kapital gedehnt, um einen „normalen“ Zustand zu schaffen. Auch da wurden Variaktien ausgegeben; und der Kurs flog, unter dem Antriebe dieser Chance, bis an die Decke. 800 Prozent war der erste Rekord. Der ist nun überholt. Und es fragt sich, ob die neue Kapitalserhöhung „besseren“ Erfolg haben wird, als die Kreßenz von 1909 hatte. Wer bedenkt, daß der Erfolg darin bestehen soll, die Aktie billiger zu machen, könnte dem Aktienwesen manche Enttäuschung verzeihen. Die Börse hat panem et circenses und ist fröhlich, weil wieder gutes Wetter angesagt wird.

Den Spezialitäten geht es am Besten. Waffen, Pulver, Dynamit sind hautes nouveautés. Daß sie international sind, liegt ihnen im Blut. Die Waffen- und Munitionsfabriken sollen, so wurde verlangt, keine



Geschäfte machen, die dem Vaterland schaden können. Wie aber läßt sich das Geschäft, bei dem es auf Addition und Multiplikation ankommt, mit dem Patriotismus in reinen Einflang bringen? Eine Sisyphusarbeit für Den, der's versuchen würde. Waffen und Munition sind an belgischen, französischen und italienischen Fabriken theilhaftig. Ein internationaler Concern, in dessen Geschäftsbereich die Fäden hin und wider laufen (schießen: möchte man sagen). Wer denkt an Grenzregulirungen, wenn's Geld scheffelt! Und am Ende ist's gleichgiltig, ob die Franzosen mit eigenen oder mit fremden Waffen kämpfen. Auch die Abhängigkeit vom Ausland wird durch's Vergrößerungsglas gesehen. Wenn die deutsche Industrie das ausländische Kapital zur Theiligung lockt: in Gottes Namen! Schädliche Majoritäten kann man sich vom Hals halten; aber der Aktie die Grenze sperren: undenkbar. Wenn den Deutschen ein französisches Unternehmen lockt, wird er sich nicht lange zieren. Solcher Kosmopolitismus ist kein Verbrechen; denn die Nationen kittet nichts fester an einander als das Geld. Der Völkerfriede wäre längst weggelaufen, wenn ihn nicht das Kapital am Rragen hielte. Der Krieg auf dem Balkan aber hat der deutschen Munitionindustrie reiche Früchte getragen. Der Werth der Ausfuhr von Sprengstoffen und Schießbedarf betrug im ersten Quartal 1913 etwa 20 Millionen (gegen 14½ im Vorjahr). Vive le son du canon!

Dabei ist die wirthschaftliche Ausbeutung von Dynamit und Pulver international organisirt. Im Mittelpunkt einer Hauptgruppe steht die englische Nobel Dynamite Trust Company, die einen großen Theil der deutschen Sprengstoff-Fabriken in ihrem Machtbereich hat. Darunter ist die Dynamit-Aktiengesellschaft vormal's Alfred Nobel in Hamburg, die mit einem Aktienkapital von 12 Millionen arbeitet. Im Ganzen stehen neun deutsche Dynamitfabriken, die fast alle Aktiengesellschaften sind, unter der Kontrolle des englischen Trusts. Der hat aber auch Beziehungen zu den deutschen Pulverfabriken, die in mehrere Ringe zusammengeschlossen sind. Das wichtigste dieser Kartelle beherrschen die Vereinigten Köln-Rottweiler Pulverfabriken, deren Aktie, wie ich schon sagte, Börsenfavorit ist. Die Dividende für 1912 stieg von 18 auf 20 Prozent. Die dritte Pulvergruppe wird von der Rheinisch-Westfälischen Sprengstoff-Aktiengesellschaft in Köln geführt. Auch eine von den Unternehmen, deren Pulver nicht naß wird. Anständige Dividenden (zuletzt 15 gegen 14 Prozent auf erhöhtes Aktienkapital) und gut genährter Aktienkurs (243). Die Köln-Rottweiler haben sich ein Vorkaufsrecht auf die Rheinisch-Westfälische Sprengstoffgesellschaft gesichert. Unter den Außenseitern ist die Westfälisch-Anhaltische Sprengstoff-Aktiengesellschaft besonders wichtig; eine der Kronzeuginnen für die Ergiebigkeit des Kriegsmaterials. Sie gab ihren Aktionären im vorigen Jahre Gratisaktien und eine Dividende von 25 Prozent.

Alle schlimmen Indizien sind vorhanden: Trust, ausländischer Einfluß, Kontrolle fremder Aktiengesellschaften; und die Industrie blüht. Alles, was knallt, lebe! Die Knalleffekte der Bilanzen dürfen sich hören



und sehen lassen. Dabei ist das ganze Pulver- und Dynamitgeschäft vertrustet. In Amerika ist „Trust“ fast schon ein Schimpfwort. Auf dem älteren Theil des Erdballs geräth Niemand in Krampfzustände, wenn er ausgewachsene Trustgebilde sieht. In der Dynamit- und Pulvergemeinschaft ist die holding company zu Haus. Die Fabriken sind zugleich Effekthalter. Sie haben in ihren Portefeuilles oft größere Beträge fremder Aktien, als ihr eigenes Aktienkapital umfaßt. In den Vereinigten Staaten ist die „Aktienfahrschule“ verpönt. Man will nicht mehr zulassen, daß eine Gesellschaft, hoch zu Roß, einen ganzen Zug anderer Aktiengruppen vor sich im Zügel hat. In Deutschland hat das System der „Effekthaltung“ noch keinen sichtbaren Schaden gebracht; ist dem Kapital vielmehr gut bekommen. Und Pulver ist eben ein ganz besonderer Stoff, bei dem sich nicht gut von einer „Schädigung der Konjumenten“ sprechen läßt.

Natürlich ist das Geschäft der Waffen- und Munitionindustrie niemals von der Politik zu trennen. Das Gleichgewicht wird durch das auß Ver dienen gerichtete Endziel hergestellt. Die Schornsteine sollen rauchen. Die deutschen Fabriken könnten nicht leben, wenn ihnen nur der Marktbereich innerhalb der Grenzen bliebe. Und anderswo ist es eben so. Die Vorschüsse, welche die österreichischen Skodawerke und die deutsche Firma Krupp dem chinesischen Reich gegeben haben, um dort die Geldnoth zu bannen, sich selbst aber Aufträge zu verschaffen, haben den Weltfrieden nicht gestört. Die „Einigkeit“ der Großmächte hat der Republik China die dringend nöthige Finanzkur nicht zu bereiten vermocht. Wer Flug war, nützte die Verlegenheit der Gelben und sicherte sich gute Bestellungen. Keiner kann wissen, ob die deutschen und österreichischen Kanonen nicht einmal gegen ihre Landsleute Feuer speien. Daran darf man nicht denken; sonst ist auf diesem Gebiet kein Geschäft zu machen. Die Militärstaaten halten freilich darauf, eigene Waffenfabriken zu haben. Staatswerkstätten sind nicht nöthig, wenn die Privatindustrie leistungsfähig ist. In Ungarn hat der Nationalstolz sich wieder einmal geregt und eine eigene Kanonenfabrik gefordert. Neben den Skodawerken und dem Staatsarsenal in Wien soll eine ungarische Kanonenschmiede dem Waffenbedarf der habsburgischen Monarchie dienen. Zwischen der ungarischen Regierung, den Skodawerken und der Firma Krupp wurde ein Vertrag abgeschlossen, der bestimmt, daß binnen zwei Jahren eine als Aktiengesellschaft zu betreibende Kanonenfabrik auf ungarischem Boden (in Raab) errichtet wird. Ob damit ein Geschäft zu machen ist, wird sich zeigen. Für sehr beträchtlich werden die Chancen nicht gehalten. Aber die Hauptsache ist, daß der „nationale Gedanke“ (durch einen internationalen Vertrag) zu seinem Recht kommt. Die Naturgeschichte der gefährlichsten Industrie birgt weise Lehren für die Werthung des nationalen Vorurtheils und des Patriotismus im Geschäftsbetrieb. L a d o n.





Berlin, den 24. Mai 1913.

## Balkan-Memorial.

III. \*)

Slava.

Wenn ich in meine Jugend zurückdenke und die Seelenverfassung, in der ich damals lebte, mir vor's Auge stelle, dann begreife ich die gräßlichsten Verbrechen; auch solche, die gar keinen Zweck hatten, keinem Menschen Schaden sollten, in die man nur wie von ungefähr entgleist, einfach so aus Gier nach neuem Erlebnis, aus dem Drang in irgendeine That, ein Handeln. In mancher Minute steht alles Künftige in so düsteren Farben vor dem Menschen, daß sein Verstand sich scheut, den Blick fest auf dieses Künftige zu richten; daß der Mensch sich abmüht, um in sich alles Walten der Vernunft zu ersticken und sich selbst zu überreden, daß er keine Zukunft habe noch durch ein nun Vergangenes geschritten sei. In solchen Minuten, wenn die Denkkraft nicht mehr jede Willensregung hemmt und unter Aufsicht hält, wenn das in uns pochende Leben sich nur noch in Sinnentrieben äußert, begreife ich erst das unerfahrene Kind, daß, ohne Zaudern, ohne Angst, in dem Haus, unter dessen Dach seine Eltern und Geschwister, alles von ihm mit zärtlicher Liebe umfaßt schläft, ein Feuer entzündet und mit gierigem Lächeln in die Glämmchen bläst. Wenn des Denkens Kraft für eine Weile ausgelöscht ist, aus einem Gang in (ich kann's kaum

\*) G. „Zukunft“ vom zehnten und siebenzehnten Mai 1913.



anders nennen) Zerstreuung, dann betrachtet ein siebenzehnjähriger Bauer die frisch geschärfte Schneide der Art, die unter der Bank liegt: schwingt sie und starrt mit einem aus Stumpfsinn und Neugier gemischten Staunen auf das Blut, das dem Rumpf seines alten, in der Sekunde zuvor noch friedlich schlummernden Vaters entströmt. In dem selben Seelenzustand ist einem Anderen Genuß, sich über einen Abgrund zu beugen und sich vorzustellen, wie es sein werde, wenn er sich kopfüber hineinstürzte. Oder sich eine geladene Pistole an die Schläfe zu halten und zu träumen: „Wenn ich jetzt abdrückte?“ Oder vor einen Unsehnlichen, von Ehrfurcht Umhегten hinzutreten und sich auszumalen, wie es würde, wenn er ihn beim Kragen nähme und rief: „Komm, mein Kerlchen!“

Lew Nikolajewitsch Tolstoi spricht; der Mann, in dem die Thorheit unzähliger Westeuropäer noch immer den Führer aus Finsterniß in das Licht freien Geistlebens, den „liberalen“ Totfeind aller Seelenverdunkelung sieht und der doch, all in seiner Geniefülle, ein ärgerer „Reaktionär“ war als Zar Alexander Alexandrowitsch und dessen feinnerviger, geistig kultivirter Großinquisitor Pobedonoszew. Denn sein Sehnen floh hinter den Zustand zurück, den das Zarthum Peters, Katharinen selbst dem russischen Islam zuträglich fand; und er hat aus dem Asien seiner Seele ins getäubte Ohr Europas den Truf geschleudert: „Kann ich die Kinder des Volkes denken und sprechen lehren? Nein: in ihrer Schule müßte ich denken und sprechen lernen. Die Entwicklung, die Bildung des Menschen ist nicht das Mittel zur Erlangung der Harmonie, deren Vorstellung wir, als ein Ideal, in uns tragen, sondern ist ein Hinderniß auf dem Weg zu ihr. In einem gesunden Säugling verkörpert sich unser Ideal von Wahrhaftigkeit, Schönheit, Güte, dessen ewigwährender Typus die Natur ist, die Pflanze, das Thier, alles ohne Denkvermögen Lebendige, und von dem jeder Lebenstag den Menschen weiter entfernt. Wir suchen unser Ideal vor uns: und müßten es doch hinter uns suchen.“ Alles seit der Höhlenzeit vom Geist der Menschheit Ersonnene, Aufgebaute, aus Traum in Wirklichkeit Gehärtete dünkt ihn an Werth einem Pfefferling gleich; und dieser Menschheit Seelengehäuß scheint dem Auge verunreint und ekel, das es der Herberge des Nazareners und seiner für nahen Weltuntergang bereiteten Sekte vergleicht. In anderem Sinn, völlig anderem als unserem Faust-



Dichter ist ihm Seligkeit, daß Ende dem Anfang eines Lebens zu verknüpfen. Er trachtete, als ihm „Alles klar geworden war“, an den Anfang allen Menschheitslebens (Christenheitslebens? Glaubenslebens?) zurück. War ihm wirklich Alles klar? Nicht nur dichter noch der Nebel geworden, seit der kleine Lew sich im Lenz aus der Troika lehnte und, fast trunken von Lust an dem Spritzen ringsum, mit dem Triller pfeilschneller Lerchen den Ruch des Faulbeerbäumchens einsog? Aehnelter, der mit scharfer Arztschneide das Hirn vom Rumpf der Menschheit trennen möchte, nicht selbst Denen, die sich über den Abgrund beugen und, unter beinahe wollüstigen Schauern, träumen, wie herrlich es sein müsse, sich kopfüber hineinzustürzen? Nicht dem Studenten, der seine Bücher zuschlägt, sein Theeglas an die Wand schmettert, daß die Splitter im Morgen-  
 grau wie Thautropfen glitzern, und, ohne je zuvor solcher Vorstellung den Kiegel seines Bewußtseins geöffnet zu haben, plötzlich beschließt, einen Würdenträger zu töten? Dem Rutscher, der, in sternloser Nacht, wie ein Toller auf seine Pferde einschlägt und die Zügel dann schleifen, den Schlitten in Schneeschlammlöcher, in Wolfsschluchten, in unbekannte Gefahr gleiten läßt, glücklich just in dem Traum von den unbekannten Schrecken, denen er so rasch entgegenjagt? Dem aus einsamem Wolgasteppendorf Außergehobenen, dem der Abschied von der Heimath, von Allem, was bis heute ihm Weltall war, nicht gelinder als Todeskampf ist und dessen Mund dennoch, unter überquellenden Augen, ein lustiges Lied singt, weil nun ein Anderes, Neues, unahnbar Gräuelvolles kommt, ein Leid, aus dem vielleicht, wie aus Sümpfen ein tanzender Funke, Läuterung aufschimmern wird? Dem Mädchen, daß der Taumel einer Zufallstunde ins Kloster oder ins Bordell, in Selbstmord oder in Spitaldienst, zu Altgläubigen oder zu Fürstenmördern treibt? Alle sind eines Stammes; in der selben Willenszone, dem selben Glaubensklima erwachsen. Alle, der Dichter und seine Geschöpfe, die feinsten, höchstkultivirten noch, dem Bauer verwandt, von dem Dostojewskij erzählt. „Zwei Alte, seit Jahren eng befreundet, kommen zusammen in eine Herberge. Beide sind nüchtern; haben keinen Tropfen Brantwein getrunken. Sie lassen sich Thee geben und übernachten in einem Kämmerchen. Seit zwei Tagen ist dem Einen aufgefallen, daß der Gefährte an einer Glasperlenkette eine silberne Uhr trägt, die er früher nie an ihm



sah. Dieser Eine ist nicht etwa ein Dieb oder schlechter Kerl; nein: ein ehrlicher Mensch und, für einen Bauer, in leidlicher Lage. Aber die Uhr stach ihm so ins Auge, er begehrte sie so heftig, daß er alle Herrschaft über sich verlor. Er klappt ein Messer auf, wartet, bis sein Freund ihm den Rücken zugehrt, schleicht sich, leise wie ein Wolf, an ihn, hebt den Blick himmelwärts, bekreuzigt sich und murmelt: „Herr, vergieb mir um der Wunder Christi willen!“ Dann schlachtet er, wie einen Hammel, den Freund; und raubt dem Verwundeten die Uhr.“ Nicht ein brünstiges Dorfhähnchen, das mit Silber und Glasperlen vor den Mädeln stolziren möchte. Ein schon Grauer, der an Balz, Reizen, Paarung nicht mehr denken darf, sein Leben lang ehrlich war und noch in den Wehen der Schandthat des Heilands Namen auf der Lippe hat. Was riß ihn in blutigen Wirbel? Otschajanje: nennt's der Russe. Ueberdruß an ewig gleichfarbigem, gleichtönigem Dasein als eines Rädchen's in der Riesenmaschine russischer Menschheit; lüsterner Drang in Erlebniß, daß der Monade ein Weltgefühl vortäuscht, und wäre es das Erlebniß gräßlichster Qual; die bis in die Tiefe der Serus-empfindung, bis in die höchsten Wipfel eingeborenen Fatalismus fortwirkende Wonne des Bewußtseins, sich selbst ein Schicksal zu schmieden; die Sucht, in Leid, wie nach allzu langen Sommers Gluth in Eiswasser, sich bis an den Scheitel zu baden und durch Leid (dem Ertrinken jezt, der Erstickung fast nah, jezt, am Gurt der Bruderliebe, die Kehle wieder über dem Wasser) in die Seligkeit der Erlösung zu schwimmen, deren Glücksmorgen den von Schmach und Hoffnung noch Taumelnden beinahe betäubt; die Eier des hemmunglos, bis in irre Ekstase Frommen, der für die Jesuspflcht, die von all seinem Sehnen umflammerte, sich allzu schwächtingfühlt, doch in eines Schächer's Martyrien von fern ähnliches Geschick sich aus tragem Alltagsfrieden zu stürzen. Das Ziel ist, fast immer, dick umnebelt; der Sturz, die aus frei gewähntem Willen in dunkle Möglichkeiten reißende Bewegung, lockt mit unwiderstehlicher Gewalt. Auch hier ist, mehr als irgendwo, das Wort leerer Schall; Gefühl ist Alles. Denkt an Tolstois Kutusow, der im Kriegsrath schläft, nie eine Karte ansieht und, während in der Ebene von Borodino dreihunderttausend Menschen im Ringkampf um Macht und Leben verknäult sind, dem auf dem Himmelsthron Waltenden, in Anachoretengeduld ein Feldherr des Reussenzaren,



überläßt, wem sein Wink den Sieg bescheren wolle. An Peter Besuchow (eine Hauptgestalt aus dem Epos „Krieg und Friede“), der im brennenden Moskau, ohne Zwang, ohne Zweck, sich in einen Muffkittel mummt, aus seinem Palais stürzt, auf nackter Erde nächtigt, von einem Thürhüter sich mit den fargen Resten kalt gewordener Mahlzeitsättigen läßt und in dem nur der eine Wunsch glimmt, den Eroberer zu töten, mit eigener Hand den großen Kaiser zu würgen (den doch nicht ein Slave, den der passive Genius des Slaventhumes vernichten sollte). Denkt an Konstantin Ljowin, den (in dem Roman „Anna Karenina“), nach der Pein eines Frühlings, nach banger Erregung und qualvollem Stöbern im eigenen Selbst, in „der Zelle, die nach einer Lebensminute plakt“, das Wort frommer Einsinn umkehren, den Weg ins Heil suchen und, wie ein vom Bann lösender Spruch, erkennen lehrt, daß „von der dummen, der schurkischen Vernunft alles Unheil stammt.“ An den Altgläubigen, der wider den Kommandanten des sibirischen Totenhauses einen Stein schleudert: ohne Groll, nur, um gepeitscht und im Leiden geläutert zu werden. An Nießscheß zornigen, höhnischen Satz über die Aehnlichkeit der Evangelienwelt mit der Dostojewskijß. Und an den Vers des Dichters Tutschew, der mahnt: „Vernunft wird Euch niemals Rußland verstehen lernen; an Rußland müßt Ihr glauben.“ Rußland steht hier für den Slavenglobus.

Dmitrij Mereschkowskij, das stärkste dichterisch konstruktive Talent in dem Rußland von heute und unter all seinen uns bekannten Seelen die in der buntesten Polyphonie tönende, hat einst, nicht als Erster freilich, daran erinnert, daß gerade die Helden, deren Name, wie heiliger Männer, aus dem ersten Jahrhundert russischer Geschichte in jedes Nordslavenohr klingt, Germanen waren: der Nowgoroder Rurik, der dem herrnlosen Gewimmel das Haupt und der Retter aus Wirrniß wurde; Oleg, aus dessen Hirn der Gedanke an die Eroberung von Byzanz kam, Igor und Swatoslaw, die diesen Gedanken aufnahmen, doch nicht, in der ihrem Normannenblut fernen Welt orientalischer Wirklichkeit, auszuführen vermochten; Alle fast bis zu Dmitrij Donskoj, der die Tataren bezwang. „Vielleicht sind die Slaven das arische Urvolk. Wenn (wie immer wahrscheinlicher wird) der Ursitz des Urvolkthumes von den Ländern, die später Gallien und Germanien hießen, sich bis tief in unser Rußland hineinzog, dann hätten wir



im Jnderthum seine erste, östlichste Absplitterung, im Slaventhum, das seßhaft zurückblieb, den eigentlichen Rassekern zu sehen. Auch diese Rasse hielt sich, wie jede, die nicht bald verschwand, nur kurze Zeit rein; mit skythischem und thrakischem Blut, mit den Trägern der Mittelmeerkultur und mit den Stämmen, die an der Ost- und der Nordsee neue Kultur schufen, mit Esthen, Finen, Germanen, Ruderern (Russen), dann mit Bulgaren und Türken, Hunnen und Tataren, mit Mongolen und Turanern also, hat das Slaventhum sich vermischt. Von allen Urierstämmen haben nur die Slaven eine Geschichte, die nicht eine von Kriegern, von Eroberern ist. In ihr ist, vom Urbeginn an, ein Hang in Thatlosigkeit, in Beharren und Erhalten, eine konservative Scheu vor gefährlicher Unternehmung. Als hätten vom Leib des Urvolkes alle zur That fähigen Glieder sich gelöst und nur den allein nichtleistungsfähigen Rumpf zurückgelassen: so ist's. Andere arische Rassen unterwarfen sich fremde Völker und Reiche und lernten dadurch die Kunst des Herrschens. Die Slaven konnten im eigenen Land nicht Ordnung schaffen und mußten drum aus Norwegen die Waraeger hinüberryufen. In den Kämpfen, die dann entstanden, und in der (als Großthat der Rasse zu verzeichnenden) Erlösung aus dem Tatarenjoch kam die treibende Kraft nie aus dem Volk, stets aus dem fremden Blut der Fürsten und Heerführer. Als Herren streuten sie die Saatkörner russischer Zukunft; aber die Masse fraß schließlich die Herren und deren Geschlechter erloschen, verschwanden. Aus der Mischung mit den Mongolen entstand ein neuer Slaventypus: der asiatische. Die ältesten Gräber zeigen einen hochgewachsenen, langschädelligen, hellhaarigen Menschen; der spätere Typ ist klein, dunkel, rundköpfig, mit breiter Antlitzfläche und vorstehenden Backenknochen. Diese beiden Typen sind die anthropologischen Grundbestandtheile des Slaventhumes; und eine Spur ihrer mannichfachen Vermischungsmöglichkeiten wird die scharfsichtige Prüfung in jedem Slaven finden. Ein Volk mit Massengedanken, nicht individualistischen, ist's; ein Volk, in dem der Wille, die Energie, die Initiative nie zu starker Seelenkraft erwacht ist. Alle stolzen, selbstbewußten, thatlustigen Theile hatten sich von der arischen Urrasse gelöst und nur die stilleren, in Geduld dem Drang nach Bewegung widerstehenden, das allzu Bewußte angstvoll fliehenden Elemente waren zurückgeblieben. Ihr Zusammenschluß schuf das Slaven-



thum, daß wir kennen; daß unfriederisch ist, schwer zu friederischem Handeln getrieben wird und seine Nationalhelden aus anderen Rassen führt; in dem Einer sich vom Anderen kaum unterscheidet; dessen erste Geschichtzeit nichts von Schlachten und Siegen meldet; dessen Größe das Dulden ist und daß man, wie die ihm in Blut und Sprache verwandten Jnder, ein mystisches Volksthum nennen muß. Wo man im Slaventhum den Willen zu einer Expansion ins Weitere walten fühlt, da ist sein Ursprung nicht slavisch, sondern germanisch oder tatarisch.“ Das sind Bruchstücke aus dem ideologischen Bau eines dem Blickfeld Mereschkowskij's Nahe. (Wirklich: herausgebrochene, geschliffene und zu anderem Gefüge benutzte Stücke.) Alles ist in so fernem, so weitem Bezirk Ideologie; in der Herren eigenem Geist haben die Zeiten sich gespiegelt. Vielleicht ist, was sich heute slavische Rasse nennt, anders entstanden, als auf dem Thurm solcher Gedankenbauten das Auge träumt. Vielleicht wird einst sogar die Annahme widerlegt, der Rassenname sei von slovo (Wort) abzuleiten und stamme aus dem Wahn (der auch die Nordalbaner umfing, als sie sich Schkipetaren, Verstehende, nannten), nur die Slaven (sloveni) seien deutlicher Sprache und hellen Gehörß fähig und alle ringsum Wohnenden Stumme, Unverständliche (nemčij: nicht die Deutschen nur, die das Wort heute bezeichnet). Die wichtigsten Wesenszüge der Rasse lehrt uns die slavische Dichtung aber klarer erkennen, empfinden als der wirre, oft abbiegende, an Gabelwegen in Finsterniß verlaufende, oft vom Drang fremden Blutes bestimmte Gang der Geschichte. Menschen aus dem Blick nirgendß begrenzter Steppe, aus ungeheuren Wäldern, durch die nie eines Holzfällers Art hallte; Menschen, die weder Gebirg noch Meer an ungestümes Wagniß gewöhnte und die, besonders im Norden, ihrer Ohnmacht gegen Elementarkräfte sich früh bewußt wurden. Größer im Leid als unter dem Zwang zur That; dumpf, weich, fromm, verträumt, mit dem kindhaften Hang, Alles zu sehen, als sei das Licht des Schöpfungstages noch nicht verglüht: und der wildesten Fanatismen doch voll, wenn ein Jöhn, Mistral, sizilischer Sirocco, Taifun durch ihre Hirne strich; wenn eines Mannes, eines Weibes (Helene, Libussa, Katharina) Weckerwort sie für das Wohl der Rasse zur Handlung aufrief. Nirgendß hängt, im Bereich keiner anderen Rasse, die Schicksalsentscheidung so fest an der Person der Füh-



renden, zum Führeramt Fähigen. Aus ihnen muß, wenn endlich „Etwas geschehen“ soll, ein Feuer lodern, das durch Mächte, über Ströme hin leuchtet und im Gemüth der Fernsten, wie die Feuchtung mit Oel aus verkohlendem Docht, die Gewißheit aufzucken läßt, daß sie, gerade sie nur, gefordert werden. „Damit eine Explosion entstehe, muß das Kleinste und Größte, das Schwächste und Stärkste im Funken sich selbst gesagt haben: Entweder ich oder Keiner!“ Das ist auch ein Wort von Mereschkowskij; ein Wort, das die Urart slavischen Wesens ahnt und ahnen lehrt.

Deutsche und Slaven verstehen einander noch immer nicht; sind, trotz Nachbarschaft, Blutmischung, Geschäftsverkehr, noch heute einander beinahe stumm. In den fünfzig Jahren, die verstrichen sind, seit Gontscharow neben seinen Oblomow den Deutschen, der ihm alles Deutschen Typus schien, stellte, ist das Verständniß nicht inniger, nicht leichter geworden. Schwerer noch. Denn die Slaven haben sich fühlen, ihre Einung erstreben, ihrer Massenkraft vertrauen gelernt. Wo ist die Zeit, da der wohlhabende Russe, Serbe, Tscheche sich der Sprache schämte, die von der Lippe des Hausens, des Pöbels kam? Längst ist der in fremdem Laut Redende verkehmt; sind, nach der Roder- und Pflügerarbeit der Lomonosow, Dershawin, Dobrowskij und vieler Anderen, die slavischen Sprachen in den Salon und in die Literatur vorgeedrungen. (Goethe fand schon 1825 einzelne serbische Gedichte an Werth dem Hohen Lied Salomoß gleich; zählte das ganze Bündel freilich, das ein hallisches Fräulein nach Deutschland gebracht hatte, der „barbarischen Volkspoesie“ zu.) Slavenkunst hat sich, von Gogol bis auf Stanislawskij, Anna Pawlowa, den Maler und Szenengestalter Bakst, den Pantomimiker Nishinskij, die russischen Chöre und die tschechische Oper, den Erdwesten erobert; jedes Gebiet, sogar das dem Slavengenie ferne, von ihm niemals in ein Gipfelwerk gesteigerte Drama, sähe ohne ihren fortwirkenden Eindruck, Einfluß anders aus. Eine der Symbiose gefährliche Raschheit der Volksvermehrung, das bewußte Streben in eigene Wissenschaft und Kulturform, der aus jeder gelungenen Probe der Rassekraft jäh aufschießende Stolz des lange von Anderen und von sich selbst gering Geschätzten: neue Hindernisse auf dem Weg zum Verständniß. Der Slave, dessen Wesensspur in Brandenburg, auf altwendischen Plätzen Dresdens noch sichtbar ist, will sich den Ruhm,



in kurzen Jahrzehnten eine neue Kultur geschaffen zu haben, nicht rauben, nicht im Kleinsten verkümmern lassen. Deshalb darf das Stadtbild Pragß nicht an Karl den Vierten, nur an Libussa und Sobieslav erinnern; könnte selbst ein mächtiger Zar die Vorherrschaft der Nesselrode und Adlerberg nicht erneuen; wüthet der Moskauer, wenn er hört, daß in Wien (der, nach allslavischer Redeweise, „größten tschechischen Stadt“) die Tschechen nicht einmal auf eigene Kosten ihren Kindern eine Schule schaffen dürfen; wühlt die Vorstellung, daß im Habsburgerreich das Mehrheitsrecht nur für Deutsche und Magyaren gilt, bis nach Belgrad, nach Midia die Seelen auf; knirscht der Kroat, dem erzählt wird, in Preußen werde polnischen Kindern der Polenadler vom Lehrer aus dem Ohr gehackt. Der Slave will nicht mehr „Hand“ sein, Dug für den Kulturacker der dem Fremdling Frucht trägt, sondern Haupt und Herr seiner Welt, die er selbst schuf. Kein Steg führt in sanftem Bogen über die Kluft. Hunderttausend Deutsche bewundern Tolstois Melodrama vom „Lebenden Leichnam“: und nehmen doch aus dem Spielhaus nicht die Erkenntniß mit, daß Alles, was sie dort wimmeln sahen, nur in slavischer Menschheit möglich ist, jede Gestalt, der Untersuchungsrichter wie Protassow, nur von einem Slaven gezeugt werden, nur aus dem Schoß einer Welt wachsen konnte, die, nach Tutschew's Wort, von Träumen umspült, umfluthet ist wie die Erdfeste vom Ozean. Das Verhängniß des Deutschen, daß er kein Psychologe ist und am Liebsten sich selbst als Norm aller aufrecht schreitenden Kreatur nimmt, sperrt ihm auch die Einsicht, daß des Slaven Hirn anders als sein's arbeitet, wägt, assoziiert, scheidet und spaltet. Daß es alles Konventionelle, alles nur dem irdischen Nutzen Dienende aus der Tiefe des Urtriebes verachtet; den Emsigen, Strammen, Korrekten, Pünktlichen, nie in Traumdunst Versponnenen, als den zum Daseinskampf Tauglicheren, den schneller vorwärts, an den Trog mit fettem Futter Kommenden, dumpf, doch inbrünstig haßt. Ein Deutschland, das ihn aus Himmelsbläue anlächelte, das Land der Dichter und Denker, der mondbeglänzten Zaubernacht und der nie von heftigem Wind zerzausten Gartenlaube, hat der Slave geliebt; die Heimath Schiller's und Uhland's, Hegel's und Schopenhauer's, der guten Frau Marlitt sogar. Die mechanisirte Welt, deren Gottheit der Nutzen, deren Mittel zur Macht eine ihm unerreichbare Organi-



sation aller Kräfte ist, stößt ihn ab; und auf dem Rund der Erde ist ihm kein Geschöpf fremder, seiner Natur keins widriger als der geschorene oder glatt gescheitelte, preußisch fromme Mann, der Alles „machen“ kann oder zu können glaubt, mit dem selben forschenden Ernst von „S. M.“ erzählt und in der Schänke den „Ober“ heranruft, Waare und Verkehrssitte „tadellos“ haben will, immer, weil Liebenswürdigkeit ihn unmännliche Schwachheit dünkt, aus barschem Ingrimmdreinschaut, seine Habe und seine Geltung schnell mehrt und jedes der ortschajanje verwandte Traumgewebe, wie Hagel die Blüthen, mit messerscharfem Hohnwort („So siehste aus!“) zersekt. „Ein preußisches Bataillon brächte in Montenegro die großschnäuzigen Brüder rasch in Raison“: noch in der Erinnerung an solche Sätze schaudert der Slave. Und der Deutsche vergißt, daß neben ihm Einer ist, der anders glaubt, fühlt, denkt, nicht um jeden Preis „tüchtig“ sein und in sauberer Ordnung hausen, auf die Wonne, über dem Abgrund zu schweben, niemals verzichten will. Millionen, die zu drücken, nicht zu unterdrücken sind.

Daß der Kanzler des Deutschen Reiches in öffentlicher Sitzung die Möglichkeit nahen Kampfes zwischen Germanen und Slaven auch nur erwähnte, war, weil das offizielle Rußland davon nichts hören will, das offizielle Oesterreich nichts hören darf, sicher höchst thöricht (und der Eindruck ist durch den Uebereifer, der den Wienern zuredete, Diakowa aufzugeben, in Petersburg nicht ganz verharft worden). Noch unklüger war aber in diesem Fall die aus unausrottbarem Magisterdünkel kommende Mahnung an „gewisse Publizisten“, von der Möglichkeit solchen Kampfes nicht mehr zu sprechen. Nicht nur, weil aus dem Mund Eines, den nicht die winzigste Leistung, nicht das schmalste Gedankenhalmchen je zum Lehramt berechtigt hat, die Mahnung verhallen muß; sondern, weil nationale Nothwendigkeit befiehlt, von diesem Kampf, der die nächste Zukunft mitgestalten wird, rückhaltlos zu reden und, solange es geht, zu verhüten, daß blutiger Krieg daraus werde. Die Slavenwelt ist nicht mehr, was sie vor einem Jahr noch war; über Nacht, wie dem gestern noch starren, blattlosen Flachland russischer Sommer, ist ihrer Seele der Hoffnungslenz erschienen. Der Sieg der Balkanvölker hat auf und in ihr mystisches Rassebewußtsein, ihren Islam gewirkt wie das Waffenglück der Japaner auf die Asiaten, von Südpersien bis über Nordchina hinaus. Wenn wir wollen,



heißt es jetzt, wenn sich um unsere Sache handelt, nicht, wie auf Korea und in der Mandchurei, um einen befohlenen, ohne Glaubensbrunst unternommenen Feldzug, sind wir unüberwindlich; wenn im kleinsten Funkenheilchen die Gewißheit glühte: Ich oder Keiner! Horchet nicht auf die Unkundigen, die erzählen, nur daß Fähnlein der Panславisten, daß, wie unser Alldeutscher Verband, wie der britische Wehrpflichtverein des Feldmarschalls Roberts, wie in Frankreich die camelots du roi, kaum mehr als eine spärliche Freischaar hinter sich habe, sei bereit, für den ganzen Umfang slavischen Langens, Verlangens zu fechten. Daß war einmal: um die Zeit des prager Slavenkongresses; als die Uksakow, Ratkow, Kolar die Geister schürten und Karamsin's Fehderuf wider die wurmstichige, faulende Kultur des Westens aus den Disputirstuben der Wohlhabenden in die Masse trugen. Wer jetzt noch so unterscheidet, hat sich in Illusion eingelullt. Daß alle Bäche und Ströme des Slaventhums zu einem großen Meer zusammenfließen müssen und werden, ist heute jedem Slaven Glaubenssagung, dem Minister Sasonow wie Ratkow's moskauer Epigonen; den Ausdruck bestimmt das Temperament und die gesellschaftliche Stellung jedes Einzelnen (und jede Regierung sucht ihn unter umwölktem Himmel zu dämpfen). In diesem Sinn sind alle Russen, Tschechen, Serben, Ruthenen, Kroaten, Slowenen, Bosniaken, Tschernagorzen, fast alle Bulgaren sogar Panславisten; die Männer der Konstitutionell-Demokratischen Russenpartei (Kadeten) wie des feudalen Grundadels in Böhmen. Alle fühlen sich, wie die unter Heiden zerstreuten Juden, die zwischen Katholiken eingeflemmten Protestanten, in der Diaspora, doch einer mächtigen Gemeinschaft zugehörig; Alle haben die Siege von Kirkilisse, Eüle Burgas, Rumanowo, Bulair, Adrianopel wie ihrer Fahne erkämpfte gefeiert: im Schloß und in der Werkstatt, in Kasernen und Amtsstuben. Das Heer des Balkanbundes hieß ihnen „unsere Armee“; und Staatsbeamte scheuten sich nicht, den Weg dieses Heeres auf der Landkarte mit Triumphzeichen zu schmücken. Daß Gerede von Panславismus als einem Klügelbekenntniß fälscht Gewicht und Maß der Gefahr und verleitet in den Irrwahn, daß nur im Engsten der Fanatismus sprieße, den die Wirklichkeit doch als Allen gemeinsam erweist. Noch sind Groß- und Kleinrussen, Moskowiter und Ruthenen (Ukrainer) nicht versöhnt, ist das Un-



traut des zwischen Russen und Polen wuchernden Hasses nicht ausgejätet. Darf deshalb der Germane die Bettdecke bis an die Brauen ziehen? Mit der Wucht des Allslavengefühls wächst auch seine anziehende Kraft. Seit dem Aufblühen des Südslaventhumes fühlt der Ruthene sich gestärkt und ist eher als zuvor bereit, den nun nicht mehr dünnen Fluß seiner Volkstart in das große Meer münden zu lassen. Auch die Polen, die, in drei Reiche zersprengt, im Empfinden eine Nation geblieben sind, umweht wieder Morgenluft; näher als in Jahrzehnten je scheint ihnen der Tag, der ihr Schicksal noch einmal zur internationalen Frage macht. Die meisten (nicht alle) hatten für den Fall austro-russischen Krieges gegen Rußland optirt und Galizien ähnelte im Winter einem Lande, das der Hahnenchrei in Aufruhr hinreißen wird. Doch Rußland wirbt um sie, will ihnen Freiheit gewähren, die bisher stets geweigert wurde; ihr Volksgenosse Dmowski rath drängend zur Versöhnung, aus West und Süd werden sie beschworen, der Pflicht zu slavischer Gemeinbürgschaft alten Groll zu opfern; und die wichtigste Botschasteraufgabe des Herrn Delcassé ist, nach der bulgaro-rumänischen die russo-polnische Verständigung zu sichern. Gegen eine Koalition slavischer Staaten zu kämpfen, würde den Polen, die längst eine Gentry, einen nicht dem Adelswinkehörigen Mittelstand haben, heute schon schwer, morgen, wenn Rußland streichelt und Preußen enteignet, vielleicht unmöglich. Ihr Kompaß weist in die Richtung der Rasse; und in einem Staatenbund, der alle Slavenmassen zu umfassen trachtete, fände auch ihre Volkspersönlichkeit Raum zu freier Bewegung. Ueberall strebt, hitziger als jemals, Verwandtes in Einheit. Und ein Neopanflavisimus, dem auch die Polen verlobt sind, ist das Wunschziel des stärksten und reichsten Syndikates europäischer Mächte.

Die Uergernisse, die sich in Galizien und im Polenflub des wiener Reichsrathes jetzt wieder häufen, die polnischen Stimmen, die vor den üblen Folgen der slavenfeindlichen budapester Politik warnen und für die habzburg-lothringischen Länder den Trialismus fordern: da sind die ersten Zeichen des gewandelten Zustandes. Wer weiß, wie bald fühlbar wird, daß Polen für den Osten werden soll, was für den Westen Elsaß-Lothringen ist? Der Rhythmus der Slavenbewegung hat sich geändert, seit die Leute des Südens vornan marschiren. In ihren Aldern freist das Blut rascher;



sie sind thätiger, härter, haben mehr Staatsbewußtsein und stolzeren Willen zur Macht als die Enkel der unter dem Druck des Satarenjoches stumpf Gewordenen; einen viel stärkeren Drang in Freiheit und Selbstbestimmungsrecht. Aus ihren Bezirken kann das Feuer auflodern, das die lange gehoffte, gefürchtete Explosion bewirkt; und über ihnen ist der jedem Slaven ehrwürdige Nimbus des Türkenbezwinners. Hader trennt sie, Enttäuschte wenden sich von Rußland ab und der Balkanbund ist fast schon gelöst? Täglich lesen wir: und sind, wenn wir dran glauben, so flug, wie die Kurzsichtigen waren, die nach Langensalza und Königgrätz, nach König Wilhelms Besuch am Hof des dritten Napoleon meinten, ein franko-preußisches Bündniß sei noch wahrscheinlicher als die Einung der deutschen Völker, die einander gestern bekämpft hatten. Ein Krieg zwischen Bulgaren und Serben, Bulgaren und Griechen braucht nicht länger nachzuwirken als der von 1866. Dem Puls des in Bayern regirenden Herrn wird gewiß nie anzufühlen sein, daß eine Preußenkugel ihm den Leib geschlitzt hat. Der Kampf um die Vorherrschaft kann in Südost noch eine Weile währen und doch Episode bleiben. Muß alle Kunst denn, aller Fleiß immer an das Gaukelwerk der Beschwichtigung vergeudet werden? Unsere Gegner wollten die Ausbreitung und das Wachsthum slavischer Macht, sahen ihre Hauptwünsche schon erfüllt und kämen mühelos bis an das Endziel, wenn wir uns wieder in den Trugglauben schwagen ließen, daß ringsum Alles herrlich bestellt sei. Dagegen wird Jeder sich sträuben, den nicht die „ungetrübte Jubiläumstimmung“ die Hauptsache dünkt und der nicht in Rührung zerschmilzt, weil zwei Kaiser dem Neffen Ernst August als Trauzeugen gefällig sind, noch gar, weil der Geheime Justizrath Krause, liberaler Bürger in Stadt (Berlin) und Land (Nikolaßsee), geadelt, der Geheime Kommerzienrath Arnhold als zweiter Israelit (nach Karl von Rothschild) in's preußische Herrenhaus berufen wird. Neue Macht ist geworden. Wir haben ihr weder den Nährquell verstopft noch sie uns befreundet. Obwohl sie die Zukunft germanischer Wirthschaft und Kultur gefährden könnte, haben wir uns in den Wahn festgebissen, die Entwicklung „berühre uns nicht unmittelbar“ (Bethmann; Schloßabzug), sondern nur als Oesterreichs Gefährten. Grundfalsch. Wir durften, mußten sogar das Recht heischen, mit kräftigstem Nachdruck unser Interesse zu vertreten; mußten, statt, mit kindlichem



Treugelübde auf der Zunge, im schwarzgelben Train nachzuhumpeln, mit klarer Front eine deutsche Politik, die nostrae causae, treiben; Oesterreich nicht zurückhalten und zu „Mäßigung“ mahnen, sondern, zu entschlossen feindlichem oder freundlichem Thun, vorwärts drängen und es vor Fehlern bewahren, die alle Gäfte des Reichsleibes vergiften; Hammer, nicht Umboß sein. Jetzt? Die beiden Kaiserreiche haben die Südslaven weder gefördert noch ernstlich geschädigt, weder irgendwie Beträchtliches durchgesetzt noch gehindert, sich aber in den Ruf engherziger Ränkesucht gebracht und die Hoffnung der Slavenstaaten an den in London, Petersburg, Paris herrschenden Willen gekettet. Daß gerade sollte verhindert werden; denn die wiener (budapester) Politik sah als ihr Ziel noch das von Andrassy in einem Privatbrief an Karl von Rumänien gezeigte: „Daß Zusammenfließen der nord- und der südslavischen Elemente zu hindern und eine feste Barriere gegen die Slavisirung eines Theiles von Europa zu bilden.“ Vorbei. Der Südwind higt die Seelen. Und in allen Slavenprovinzen ist es wie in der Causerzeit einer (nicht Seldwyla nahen) Orient Schweiz.

### Synopsis.

Jeder Friedensschluß der letzten Jahre, Japans in Portsmouth, Deutschlands im Rongosumpf, Spaniens in Paris, war eine pax britannica; ein von England gewollter, dem Britenimperium Zins tragender Friede. Doch keiner an Ausbeute so reich wie der jetzt bereitete, den drum der Ehrename des Londoner Friedens krönen darf. Die Türkei aus Afrika und, ohne Krieg der Großmächte, aus Europa gedrängt, der Kopf der nach Kleinasien führenden Brücke leicht unter englischem Feuer zu halten; Oesterreich in neue Reibung, in Südost mit den Slaven, in Südwest mit den Italienern, gebracht und nach dem Ausbruch eines europäischen Krieges vollauf mit der eigenen Vertheidigung beschäftigt, minder tauglich als zuvor also, dem Deutschen Reich Hilfe zu leisten; dieses Reich selbst, ohne den Türkentrumpf, ohne die breit offene Straße ins Aegaeische Meer und in seine anatolische Einflußsphäre, mit einem geschwächten Bundesgenossen, zu ungeheurer Stärkung seiner Landwehrmacht genöthigt; Rumaniens Wachsthum von Rußlands Gnade abhängig oder nur auf Oesterreich, Ungarns Kosten zu erlangen; das Truistgebiet bis nach



Udrianopel und ins Jonische Meer erweitert und an der Adria, in dem Retortengebilde eines Albanerstaates, ein neues Makedonien abgegrenzt, in dem, so oft es nützlich scheint, schnell ein Feuerchen angezündet ist. Das wäre nicht geringer Ertrag; noch nicht genügender? Während er eingestrichen wurde, wisperte, frähte, brüllte allerlei bethuliches Volk von der „Besserung des deutsch-englischen Verhältnisses“. Nach all dem Lärm durfte man, allermindens, hoffen (und ich deutete die Hoffnung hier an), daß John Bull seinem Herzen ein Stößchen gegeben und uns das lange umraufte Endstück der Bagdadbahn überlassen habe. Nein. In dem Jahr solchen weltpolitischen Ertrages und einer Wirthschaftsernte, die dem Schatzsekretär Lloyd George gestattet, ohne irgend-eine Zoll- oder Steuererhöhung, für den Reichshaushalt fast viertausend Millionen Mark aufzuwenden, sichert England sich auch noch die Herrschaft über die Bagdadbahn. Den Russen schafft es (an der persischen Grenze) Urmia, daß die Türkei räumt, den Franzosen Bewegungsfreiheit in Syrien. Dem Sultan Mohammed verspricht es die Wahrung seiner Scheinhegemonie über Egypten, die Erhaltung des ihm nach dem Londoner Frieden bleibenden Landbesitzes und zwei durch Zollrechte verbürgte Anleihen, deren halber Betrag (vierzig Millionen Mark) der Schuldner auf englischen Werften verbauen muß. Egypten: Ritchener findet den status quo bequem; Landbesitzgarantie: gilt so lange, wie sie dem Garanten in seinen Kram taugt; Anleihe: ein solides Geschäft, das hohe Rente bringt. Die Prämie aber für so opferwillige Hingabe ist: das Schutzherrnrecht im Bezirk des Scheichs von Roweit und unbeschränkte Gewalt über die Strecke Bassora-Roweit (Persergolf). Der Vertrag, den Georg Siemens, als Leiter der Deutschen Bank und der Anatolischen Eisenbahngesellschaft, im Dezember 1899 mit dem türkischen Handelsminister schloß, gab ihm das Recht, die Bahn von Konstantinopel bis an den Persischen Golf zu verlängern. Der Kaiser hatte sich persönlich bei Abd ul Hamid eingesetzt und dadurch dem Bankgeschäft den (öfter gefährlichen als förderlichen) Schimmer einer Staatsaktion gegeben. Zwölf Jahre lang stöhnten unsere klügsten Diplomaten, der in Berlin genährte Glaube an den politisch-strategischen Zweck der Bahn hemme, wie ein Sperrsignal, alle Verhandlung mit England; trotzdem das deutsche Kapital allein, ohne fremde Hilfe, den Eisenstrang nicht bis



anz Ziel legen könnte, sei den Briten nicht auszureden, daß er einem Heer den trockenen Weg nach Indien bahnen solle. Jetzt? Ein großer Aufwand ist zinslos verthan. Die Bahn ist fast schon international, ihre Trace von den Jungtürken, nach londoner Diktat, geändert und sie mündet in britisches Gebiet. Fürst Bülow mag sich fragen, ob dieser letzte Schluß politischer Weisheit so langer Mühe, so heißer Lottsenarbeit werth war. Eine Rumpfbahn, die den Besitzern, deutschen und fremden, nach Jahren vielleicht einträglich werden kann und in deren Direktorium Engländer sitzen: Das konnten wir früher und billiger haben. Darum die Weisung an den (immer zu dröhnendem Tonklang gestimmten) Freiherrn von Wangenheim, die Bedroher deutscher Interessen im kleinasiatischen Osmanenreich anzupfauchen? Nordpersien russisch, Südpersien, Roweit und Umgegend englisch. Britania darf lachen; wie den Suezkanal einst den Franzosen, hat sie nun den Deutschen die Bagdadbahn abgeliefert. Die wird für das von Sir William Willcocks bewässerte und meliorirte Land zwischen Euphrat und Tigris gut zu brauchen sein, die Kulturarbeiten in Arabien, Persien, Afghanistan erleichtern und, mit dem Anschluß nach Saloniki, über Ostende die indische Post und das indische Eilgut rascher (um ein Drittel der Fahrzeit) als auf dem Weg über Brindisi-Domo d'Ossola nach England bringen. Das wäre noch nicht einmal der wichtigste Gewinn. Wer Cypern und Kairo, Roweit und Aiden, den Perser- und den Arabergolf, den Suezkanal und das Rothe Meer hat, beherrscht, mit unanfechtbarer Flottenübermacht, Arabien. Ein alter Wunsch Britaniens wird erfüllt. Gibraltar, Malta, Cypern, alle Wasser- und Landstraßen nach Indien: so stark war das englische Weltreich noch niemals versichert. Deshalb wäre es thöricht, den Türken die Zollerhöhung, die sie so lange begehren, noch zu weigern. Sie mögen vier Prozent zuschlagen: um so rascher können sie der City das geliehene Geld zurückzahlen. Und je höher der Ertrag ihrer Wirthschaft sich hebt, desto größer wird der Nutzen des Absatzes in Mesopotamien und in den Sandschaks zwischen Gallipoli und Smyrna.

Der neue anglo-türkische Vertrag, aus dem Wesentliches, nicht schon für den Abstrich Vorbedachtes, wohl kaum wegfallen wird, war selbst abgehärteten Deutschen eine raue Ueberraschung. Die schlauen londoner Manager schickten ihn aber in einer Stunde ans Licht, die den Amtsinhabern jeden, den meisten Meinungs-



machern groben Widerspruch verbot. Denn die Huldvollen Majestäten des Inselreiches feiern in Berlin ihres Neffen Hochzeit: also muß über dem Kanak der Himmel heiter sein. So leben wir; so genau weiß man draußen schon, welche Zauberkunst im berliner Wetterglas das Quecksilber auf hohe Grade treibt. Der König und die Königin von England, der Kaiser und die Kaiserin von Indien, sind an unsere Spree gekommen. Grund zu Jubelstürmen? Der Deutsche Kaiser war oft genug drüben. Zwar weiß jedes Kind, daß Ernst August, Herzog zu Braunschweig und Lüneburg, königlicher Prinz von Großbritannien und Irland ist und daß die Söhne der Königin Alexandra und der Kaiserin Maria Feodorowna der nah verwandten, aus dem Souverainrecht gestürzten Familie Cumberland die Bitte, ihr im Zollernschloß Beistände zu sein, nicht abschlagen konnten. Zwar ist, mit fast fränkendem Eifer, in langen Artifeln von London aus zehnmal dem Erdkreis gemeldet worden, der Besuch sei nur familiär, „ganz privat“ und deshalb auch Toastgeschmetter ausgeschlossen. Einerlei: im Land stolzer Deutschen wird „festgestellt, daß solche Besuche doch immer eine weitreichende politische Bedeutung haben und daß insbesondere der Besuch des Königs Georg die erfreuliche Besserung des Verhältnisses zu England erkennen läßt“. Punktum. (Der sorgliche Kanzler hat gar den Satz zurechtgehobelt: „Gilt ihre Anwesenheit auch nur einem Familienfest, so bildet doch die damit befundete Herzlichkeit der persönlichen Beziehungen unter den drei Monarchen ein werthvolles Imponderabile für die Sicherheit des wechselseitig ungestörten Fortschrittes der großen Kulturenationen Europas.“ Nur ein Familienfest; ein Imponderabile von unüberbietbarem Werth und Gewicht; der wechselseitig ungestörte Fortschritt: darüber kann die Schornsteinfegerwitwe nicht hinaus, die dem Dank für Rondonz die Bitte anknüpft, ihrer Firma die schätzbare Kundschaft nicht aus so kleinem Anlaß zu entziehen.) Und über Bagdad, Bassora, Koweit und Aehnliches darf der Patriot fürs Erste nicht reden. Auch ist ja noch nichts unterschrieben (nicht schon von Haffi Pascha?) und unser Einspruchsrecht in unermorschbarer Kraft. Persisch-Potsdam war doch auch nicht von Pappe. Kommt Zeit, kommt mäh. Ich wohl die Erkenntniß, daß der anglo-türkische Vertrag als ein ungemeiner Erfolg deutscher Staatsmannskunst zu buchen ist.

In die Schlußabrechnung über Gewinn und Verlust des Bal-



fanriegsjahres; deß, zunächst einmal, an Geldertrag reichsten in der langen Wirthschaftsgeschichte Großbritanniens und Rußlands. Jeder verständige Deutsche müßte sich freuen, wenn zwischen seinem und dem britischen Reich der Spalt wirklich geschlossen wäre. Ist er's? Oder ist das alltägliche Gejauchz über die „erneute Freundschaft der stammverwandten Nationen“ eben so werthlos wie das Geplärr von der einträchtigen Friedenswahrung und der Gemeinschaft der Ziele? Das Wesensbild das Engländer zeigt manchen im schönsten Sinn kindhaften Zug. Kindisch ist Englands Politik aber in magnis niemals gewesen. Das wäre sie, wenn sie einen Staat, den sie, mit dem Aufgebot aller Kraft und List, acht Jahre lang zu isoliren, einzukreisen, zu lähmen getracht hat, plötzlich, wie aus langem Irrwahn erwachend, ins Herz ihres Herzens schloße. England hat Hauptgrundsätze der ihm aus großer Zeit überlieferten Politik, nationaler und internationaler, gebrochen. Farbige in Asien begünstigt, Rußland, Frankreich, Italien gespeist, fremde Mittelmeermacht gefördert, Marokko, Nordpersien, die Mongolei, Tripolitanien, Kreta als Spielgewinn hingeworfen, sich unbequeme, militärisch kräftige Nachbarschaft aufgebürdet, den Panamatrakt geschluckt, auf das *dérivatif*, das in jeder trüben Stunde aus der europäischen Türkei zu holen war, verzichtet, den Slaven auf Gipfel geholfen, den Kolonien Sitz und vollgiltige Stimme im Reichsrath gewährt: Alles nur, um vor Deutschland geschützt zu sein. Nicht, um es zu vernichten; nur, um es nicht in noch gefährlichere Angriffs-kraft wachsen zu lassen. Den Frieden wollte es immer erhalten (weil ein unglücklicher Krieg ihm Unerseßbares nehmen, jeder gegen Deutschland geführte es auf Jahrzehnte hinaus an lästige Abwehrbereitschaft binden müßte); auch im Juli 1911, als es die Franzosen mahnte und beinahe zwang, kein Kriegsschiff nach Agadir zu senden, und sich mit der spitzigen Drohrebe seines Schakkanzlers begnügte. Damals schäumende Wuth und jetzt von Zärtlichkeit feuchte Augen? Damals Sir Edward Grey der Erzfeind, den jeder Kerndeutsche in Samiels Schlucht verwünschen mußte, und jetzt der weiseste, gerechteste, uns freundlichste Staatsmann? Bietet er uns etwa Kohlenstationen, kleinasiatisches Land mit guten Häfen, endlich wenigstens die Frucht des Vertrages über die portugiesischen Kolonien und unbeschränkte Zugänge auf die Märkte Ostasiens an? Nichts. Was er anbot, war: Wehrmacht-



begrenzung (Halbane), die Herr von Tirpitz nicht wollte, und ein Rastjahr im Flottenbau (Churchill), daß von dem selben Admiral, als unserem Interesse schädlich, abgelehnt wurde. Seitdem hat England die politische und die strategische Stellung des Reiches ärger erschwert, als die düsterste Prophetie ahnen ließ. Wir haben ihm, Schritt vor Schritt, zugestimmt und seinen Geschäftsführer als einen neuen Aristides, einen von hehrstem Menschheitsempfinden erfüllten Wahrer des Friedens (der, im Großen, nur von uns, von unserem Entschluß, für deutsches Lebensrecht zu fechten, gefährdet werden konnte) gefeiert. Georg der Fünfte kommt nach Berlin: wir sind entzückt. Der Marineminister Churchill kommt nach Kiel: wir sind beglückt. Ist jemit kleineren Speisen ein Riesengeschäft aufgerollt und abgewickelt worden? Ist aber nicht auch höchste Zeit, sich auf die Pflicht zu nationaler Selbstachtung zu besinnen und den Fluchbann unverjährbarer Lächerlichkeit zu meiden?

Irrthum, laß los der klugen Band! Der Vergleich der Bilanzen von 1913 und 1908 (bosnische Krisis) bringt Pein; dürfte aber nur wehleidig Morschen erspart werden. Damals blieb kein Korn auf der Tenne der Triple-Entente und deren Häupter knurrten uns grimmig an. Jetzt haben sie alles vom Wunsch Ersehnte in ihre Scheune geborgen und aus ihrem Muge winkt Bräutigamslächeln der frommen, gläubigen Jungfrau Germania. England, Frankreich, Rußland hatten nur eine Gewissensangst: daß Deutschland und Oesterreich den Frieden brechen könnten. Deutschland und Oesterreich schrieben sich ins Verdienstkonto, daß ihnen, mit äußerstem Seelenkraftaufwand, gelungen sei, dem Weltfriedensbruch vorzubeugen. Welch Schauspiel! Pax britannica. Londoner Friede. Menschen aller Farben und Zungen merken, daß dem neuen Dreibund das Schiedsrichteramt, die Leitung des Weltgeschäftes zugefallen ist. Im Osten thürmt der Slavenwall sich himmelan. In Südwest wird den Musulmanen, „bis auf Weiteres“, ein Eckchen gerettet; wird aus der Schwarzen Küche ein Staatsgebild hervorgezaubert, von dem Keiner weiß, ob es leben kann, Jeder, daß es das nächste Angriffsobjekt der in neue Kraft erstarkten Balkan-slaven sein wird. Ein Provisorium von der Sorte, die dem trade Englands immer noch Nutzen gebracht hat; und das zwischen Oesterreich und Italien die Brandgefahr steigert. (Daß von Rom aus „eine ganze politische und wirthschaftliche Staatsaktion“ durch-



geführt worden ist, um Albanien dem Königreich der Savoyer zu sichern, hat Marchese di San Giuliano schon 1902 öffentlich ausgesprochen; und in der officiösen „Tribuna“ wurde im April 1900 gesagt: „Nie darf Italien dulden, daß Albanien anderem Einfluß als italiischem zugänglich werde.“) An London, Petersburg, Paris flammern Sieger und Besiegte die Hoffnung. Dreimal deutet, während eines kurzen Aufenthaltes in Paris, Alfonso der Dreizehnte den Willen zum Eintritt in das starke Konsortium an. Trotzdem der Landtag von Elsaß-Lothringen, in feierlicher Resolution, erklärt hat, daß er nur Autonomie (als eines freien Bundesstaates), nicht Rückkehr in Frankreichs Staatsverband erstrebe, und trotzdem fast zweihundert Mitglieder der pariser Kammern diesen Beschluß, diese Einurnung aller Revancheträume, gebilligt haben, dämmert in Berlin nicht die Erkenntniß, daß der Schlüssel, der das Thor einer Zukunft öffnet, müheloser als je zuvor jetzt aus Paris zu holen ist; treibt man durch unfruchtbare Knebelgesetze (die den Verleiher des allgemeinen Wahlrechtes als blinden Schädling erweisen) die Elsasser und Lothringer den Franzosen, die Franzosen den amis et alliés als willfährige Mannschaft zu. Was noch? Bagdadbahn. Romweit. Arabien. Konnte der Ertrag noch geringer, tiefer noch unter Null sein, wenn in der Wilhelmstraße kein excellenter Finger gerührt, keine Note geschrieben, kein Offizier aus Generalstab und Kriegsministerium zu trauter Zwiesprache bemüht wurde? Die Summe der berliner Fehler und der deutschen Verluste wird durch die Ziffern und Motive der Wehrvorlage bündig bezeugt; ist also nicht wegzulügen. Deutschland ist stark und überdauert rüstig auch dieses Ungemach. Und der Augenschein lehrt, daß Germanen geduldig sein können wie der weichste Slave. Rein anderes Männervolk würde die neue Waffe getrost in die Hand eines Mandarinens legen, der mit der alten nicht einen Strohalm zu schützen vermocht hat. In keinem anderen Verfassungsstaat säße, nach vier Jahren solchen Mißwachses, der Verantwortliche so fest auf seinem Würdenstuhl. In Deutschland kann es sein. Darf aber nicht, nach jedem Wolkenbruch, gejubelt werden: Seht, wie uns lieblich die Sonne lacht!





## Die Deutsche Botschaft in Petersburg.

Das Auswärtige Amt darf sich rühmen, die moderne Baukunst durch einen großen amtlichen Auftrag legitimirt zu haben. Zwar ist der Versuch nicht in Berlin oder innerhalb der weiteren Grenzen des Landes unternommen worden, in dem die erfolgreiche Bewegung zu einer Regeneration der architektonischen und gewerblichen Künste entstanden und entwickelt worden ist; gerade dadurch aber bot sich die günstige Gelegenheit zu einem kräftigen Vorstoß ins Ausland. Und in diesem Sinn hat die Thatsache, daß Professor Peter Behrens, der Architekt der modernen deutschen Großindustrie und einer der unerschrockensten Führer der neuen architektonischen Bewegung, in amtlichem Auftrag für die Deutsche Botschaft in Sankt Petersburg ein Geschäfts- und Schmuckgebäude errichtet hat, eine über das Künstlerische hinausgehende handelspolitische Bedeutung. Das preußische Arbeitsministerium hat, als Berather des Auswärtigen Amtes, unter den modernen Baukünstlern die glücklichste Wahl getroffen, als es dem Bauherrn zunächst für den inneren Ausbau und für die Ausstattung der Prunkräume diesen Architekten vorschlug. Denn Behrens wird schon durch seine natürlichen Anlagen zu einem gewissen Pathos der Haltung und der Geste verpflichtet und hat aus seiner vielseitigen Beschäftigung im Dienst der Großindustrie Etwas von dem repräsentativen Geist des modernen Unternehmertums allmählich auch in sein eigenes Arbeitsgebiet hineingetragen. Er hat mit erstaunlicher Energie und mit bewundernswerther Disziplin als Autodidakt, der von der Malerei ausging, auf die technische Beherrschung des Baumeisterberufes hingearbeitet und ist schließlich, mit wachsender Erfahrung, zu einer reifen Sicherheit der Baupraxis gelangt, die ihn in dieser Hinsicht seinen polytechnisch und akademisch erzogenen Berufsgenossen fast ebenbürtig erscheinen läßt. Er hat, durch die Gunst großgefinnter Bauherren gefördert, von Auftrag zu Auftrag eine reiche und fruchtbare künstlerische Entwicklung durchlebt, die auch heute gewiß nicht schon zur höchsten und letzten Reife gelangt ist. In ernster Arbeit, die wirksam von einer natürlichen Begabung unterstützt wurde, hat er um eine monumentale Form für die Bauaufgaben der Industrie gerungen und er ist seinem mit klarer Bestimmtheit und gewissenhafter Selbstkritik verfolgten Ziel in einzelnen Fällen sehr nah gekommen. Er hat sich die Frische und Ursprünglichkeit seines architektonischen Talents zu bewahren gewußt, tritt vor jede neue Bauaufgabe mit unverdorbenen Augen hin und braucht nicht, wie es



stets eigentlich der Akademiker müßte, alles Erlernte und als fertige Form schon Uebernommene erst zu vergessen, sobald er mit der raumkünstlerischen Bewältigung des Bauprogramms beginnt. Er ist unbefangen und durch seine Begrenzung zugleich mächtig, während der Akademiker in all seinem Reichthum neben ihm beschränkt genannt werden muß. Behrens gelangt zu Lösungen, die unerwartet, neu und entwicklungsfähig sind; sie überzeugen durch ihre Natürlichkeit, nicht durch die scheinbare Reife der Vollendung, wie die Werke der Akademiker. Ihnen gegenüber ist Behrens ungefähr im Fall des naiven Dichters, von dem Schiller einmal sagt, daß die trockene Wahrheit, womit er den Gegenstand behandle, nicht selten als Unempfindlichkeit erscheine. Man vergleiche in diesem Zusammenhang, um für die Anschauung ein Beispiel zu haben, etwa das neue von Behrens erbaute Geschäftshaus der Mannesmann-Gesellschaft in Düsseldorf mit Ludwig Hoffmanns Stadthaus in Berlin. In beiden Fällen handelte es sich um die Errichtung eines den Zwecken geschäftlicher Verwaltung dienenden Bureaubäudes, also um ein Haus mit vielen hellen Arbeitsräumen, das zugleich durch seine äußere Erscheinung für den Bauherrn monumental repräsentiren sollte. Behrens, der Autodidakt, hat den Baugedanken des offenen Pfeilersystems, den er beim Mannesmann-Haus architektonisch durchgeführt hat, reißlos aus dem Raumprogramm geschöpft; der Eklektiker Hoffmann dagegen hat das Bauprogramm reflektirend auf eine bereits vorhandene Architekturform bezogen. Was Hoffmann mit seinem Säulen- und Quaderbau erreichen wollte, war die Erzeugung einer bewußt geförderten Stimmung; und die historische Ueberlieferung war für ihn die Quelle, aus der er solche fertigen Stimmungswerthe schöpfen konnte. Das „Cachet“ ist für ihn die Hauptsache; und er wirkt harmonisch und ausgeglichen, während Behrens streng und spröde erscheint. Für Behrens hat die überlieferte Form nur sekundäre Bedeutung, sie ist ihm dienstbar als Mittel zur Befriedigung eines ganz elementaren architektonischen Gestaltungstriebes. Was seinen Bauten fehlt, ist die erprobte Wirkung akademischer Weisheit und Proportionskunst; doch stets findet man darin die heute werthvollere Wirkung eines Primitiven, die Andeutung einer neuen Bauidee, die Bethätigung eines selbständigen, modern gestimmten Formwillens. Geschmacksreise, Formveredlung, Verhältnißmusik: das Alles kann erst eine fortgeschrittene Kunstentwicklung bringen; und hier handelt es sich doch immer noch um Ansätze, um verheißende Anfänge. Darum gilt es, solche Anfänge mit allen Mitteln zu fördern, die wenigen ganz ursprünglichen



Bautalente der Zeit vor große Aufträge zu stellen und nicht gleich immer das Fertige zu wollen, sondern in dem Bewußtsein, das werdende wachsen zu lassen und stark zu machen, sich zu bescheiden.

Obgleich nach Goethes Wort in keiner Zeichnung die vor-  
springende Gegenwart der Architektur erreicht wird, so ist es immerhin möglich, aus den im Konferenzsaal des Auswärtigen Amtes ausgestellten Photographien, Plänen und Materialproben ein so vollständiges Bild von dem Neubau zu erhalten, daß er in seiner Gesamtwirkung beurtheilt werden kann. Und da zeigt sich denn, daß zwar nicht jede Absicht restlos erreicht worden ist und daß manche Einzelheit anders und besser gedacht werden könnte, daß aber im Ganzen doch eine sehr gute Arbeit geleistet wurde. Mit großem Geschick hat sich Behrens mit der repräsentativen Seite der Bauaufgabe abgefunden. Er hat das neue Haus, außen wie innen, mit einer würdigen Monumentalität zu erfüllen gewußt und im Ganzen eine Stimmung erzielt, die an die strenge preußische Bautradition des Brandenburger Thores und des Alten Museums im Lustgarten gemahnt. Es ist eine fühle und herbe Zurückhaltung in diesem Bau, die zuweilen sogar nüchtern genannt werden muß, aber es ist zugleich auch so viel echtes, allem Phrasenhaften abholdes Pathos darin zu spüren, daß man leicht und schnell mit einigen Härten versöhnt wird. Imponirend ist die Haltung des Hauses namentlich auch im Stadtbild. Die wichtige Hauptfront des Botschaftgebäudes ist sehr fein der einen Längswand des weiträumigen Isaaksplatzes eingegliedert und bildet mit den übrigen Palästen und der schönen Isaaks-Kathedrale eine würdige und wirksame Einheit. Die Fassaden sind in einem grobkörnigen, finländischen Granit von gedämpft röthlicher Färbung ausgeführt. Die Hauptfront ist mit starker Betonung der Vertikalen durch wuchtige Halbsäulen gegliedert. Dazwischen liegen in rhythmischer Reihung die hohen, schmalen Fenster; die Mauerflächen sind rauh gestockt, um in den Rücklagen das lebhafteste Spiel feiner Schattenwirkungen zu erzielen. Ueber den Säulen lagert ein breiter Architrav und ein in seinen Abmessungen wohl etwas schwächlich gerathenes Kranzgesims. Ueber die Mittelachse ist als krönende Giebelfigur eine monumentale Bronzegruppe gesetzt, zwei Rosselenker oder Schildträger, die ihre Pferde am Zaum führen, in kriegerischer, aber ruhiger Haltung, wie wenn sie, abgesehen, über dem Thor Wache hielten. Die kraftvoll stilisirte, im Maßstab und im Gesamtcharakter vorzüglich auf die Architektur des Hauses abgestimmte Gruppe ist von einem Schüler Thuillons, dem berliner Bildhauer Ende, model-



lirt worden. Im Uebrigen wurde bei der Fassade auf alles ornamentale Beiwerk und auf jeden plastischen Schmuck verzichtet und der Eindruck ganz mit der Wirkung guter Verhältnisse gesucht. Dabei ist zu beobachten, wie Behrens, gewohnt, als Maler in der Fläche zu denken, auch als Architekt bei der Auftheilung der Fassade mehr in der Fläche als im Raum komponirt hat. Er theilt das langgestreckte Rechteck der Front durch vertikale Linien in schmale Streifen auf und wiederholt dieses Prinzip in der krönenden Giebelfigur, die in ihrer Silhouette wieder in ein geometrisch ähnliches Rechteck komponirt ist, indem er den Rhythmus paralleler Vertikalen mit den Beinen von Rossen und Reitern aufnimmt und fortführt. Als räumliche Form für die Vertikallinie ist bei der Auftheilung der Fassade die Säule gewählt worden, ein stützendes und tragendes Motiv, ohne daß ihr aber zugleich eine ihren Abmessungen äquivalente Last aufgebürdet wäre. In gewisser Weise versagt hier, in dem Autodidakten, das dem Architekten anerzogene statische Gefühl; der Kampf mit der Schwerkraft, das eigentliche Thema der Architektur, ist nicht restlos zum Austrag gekommen.

Der Grundriß des Hauses ist über einer Symmetrieachse entwickelt, in der auch der Hauptzugang liegt. Man betritt den zur Repräsentation bestimmten Flügel vom Isaaksplatz her durch einen Portikus, von dem man in ein niedriges, mit gelb geadertem Marmor verkleidetes Vestibül gelangt, das gegen einen kleinen, mit einem Zierbrunnen (von Renfer) und Säulenumgängen geschmückten Gartenhof durch drei breite Glastüren abgeschlossen ist. Der Ansatz der breiten Haupttreppe, die in geradem Lauf ins erste Stockwerk führt, ist in nicht sehr glücklicher Weise mit mehreren Stufen in das niedrige Vestibül vorgeschoben, so daß das großzügig gedachte Motiv nur unzulänglich zur Entwicklung gelangt und die einladende Wirkung, die für eine monumentale Treppenanlage stets zu erstreben ist, durch die gedrückten Verhältnisse des Zuganges beeinträchtigt wird. (Vielleicht darf aber dieser Umstand, zum Theil wenigstens, auf die Rechnung der beschränkten Raumverhältnisse des Bauplatzes gesetzt werden, die die Anlage eines besonderen, eine weiträumige Entwicklung gestattenden Treppenhauses nicht zuließen.) Das Erdgeschoß enthält noch die Diensträume der Kanzlei und das Arbeitszimmer des Botschaftsrathes, Stallungen, Auto-Garagen und Personalwohnungen.

Im Oberstock liegt, unmittelbar der Treppenhalle angegliedert und symmetrisch zur Hauptachse, der große Thronsaal. Mit ihm ist der auch in der Mittelachse liegende, in Schwarz und Weiß ge-



haltene Preußensaal durch eine Säulenstellung verbunden. Dann folgen auf der einen Seite der grüne Salon, der Damenjalon, das große Herrenzimmer, auf der anderen das Luisenzimmer und der große Speisesaal mit anstoßendem Theezimmer. Der Grundriß-Disposition fehlt es ein Wenig an Leichtigkeit und beweglicher Eleganz, an Dem, was man etwa die akademische Geschmeidigkeit nennen könnte. Der Grundriß ist, so zu sagen, derb naturalistisch, Raum ist an Raum gereiht, ohne daß ein wechselnder Rhythmus der Grundformen und Hauptmaße, ohne daß wesentliche Achsenbeziehungen und interne Gruppenbildungen angestrebt wären. Hier darf rückhaltlos die Ueberlegenheit des Akademikers betont werden. Niemals würde ein akademisch gebildeter Architekt, sofern er über die Elementarbegriffe seiner Kunst schon hinaus gelangt ist, sich mit einer solchen Treppenanlage begnügt, nie würde er eine Folge unter einander so gleichwerthiger Räume, wie die dem Thronsaal vorgelagerten Gesellschaftzimmer sind, zugelassen haben. Niemals aber wäre ihm auch bei der Raumgestaltung im Einzelnen und bei der Durchbildung und Ausstattung der Wohn- und Brunkräume ein solches Maß von phrasenloser Aufrichtigkeit, verbunden mit dekorativer Pracht und monumentaler Würde, gelungen, wie es Behrens hier gezeigt hat. Die Innenräume sind, jeder für sich, mit so viel lebendigem Architekturgefühl gestaltet und bis ins letzte Detail der Möblirung und der Beleuchtungskörper mit so viel tektonischem Sinn durchgebildet, daß man zu einem freudigen Ja gezwungen wird. Vom monumentalen Festsaal bis zum intimen Blaudezimmer ist die jeweilige Stimmungart der dekorativen Folie mit den eigensten Mitteln des Baukünstlers erzeugt worden. In der Auftheilung der Decken, Wände und Paneele, in der Durchbildung der Thüren und des gesammten Mobiliars kommt die reife Kunst der Flächenbehandlung zu vollster Entfaltung; und so weit man aus den wenigen Materialproben, die ausgestellt waren, schließen kann, wird das edle Pathos der Räume durch die bevorzugte Verwendung kräftiger, satter Farbtöne wesentlich gefördert. Der erste Empfangsraum hat eine Wandbespannung aus resedagrünem Seidenstoff und ist mit weißen, leicht vergoldeten Möbeln, die in ihren Formen an Schinkel denken lassen, ausgestattet. Seine Wände schmücken Bilder moderner deutscher Meister (Klinger und Thoma, Kaldreuth und Leistkow). Das dem Thronsaal vorgelagerte Preußenzimmer ist in weißem polirtem Ahornholz mit schwarzen Ebenholzeinlagen ausgeführt und hat eine reich geschnitzte und vergoldete, dunkelfarbig gehaltene Holzdecke. Reich geschnitzte und vergoldete Stühle



in gedrunghenen schweren Formen bilden das sparsame Mobiliar dieses vornehmen Raumes. Die Stucco-Lustro-Wände des langgestreckten Thronsaales sind durch Pilasterstellungen architektonisch gegliedert und mit Malereien von Wagner geschmückt, die Decke ist in tiefe Kassetten getheilt und in jedem Feld ist ein kreisrunder Lichterfranz aufgehängt. Der einen Schmalwand ist die Nische für den Thron eingebaut; ihm gegenüber, an der anderen Schmalwand über dem Ramin, ist eine Musikempore angeordnet. Im Luisenzimmer (so genannt nach einem in diesem Raum aufgehängten großen Portrait der Königin Luise von Arthur Kampf) sind die Wände mit mattviolettem Seidenstoff bespannt und durch gemusterte Borten in rechteckige Felder aufgetheilt, in denen alte Stiche, deutsche Stadtbilder darstellend, aufgehängt sind. Die schönen Mahagonimöbel sind mit gestickten Stoffen überzogen, deren sorgsame Ausführung der unablässigen Obhut von Frau Lily Behrens zu danken ist. Der große Speisesaal ist in weißem Stuck ausgeführt und durch jonische Pilaster gegliedert. In die eine Längswand ist eine flache Nische eingelassen, die mit einem Marmorbrunnen und einer kleinen Bronzefigur von Renker geschmückt ist. Auch das in schlichten Formen gehaltene Mobiliar zeigt, eben so wie die Thüren und das Holzwerk der Fenster, einen weißen Farbenanstrich. Der reizvollste Raum des Hauses aber ist der kleine, ganz in Birkenholz vertäfelte Theesalon. Wie das Bauwerk als Ganzes in feinfühligster Weise und ohne absichtlich zur Schau getragenen Patriotismus als eine programmatische Rundgebung deutscher Kunst im Ausland gedacht und auch zu einem würdigen Dokument solcher Denkart geworden ist, so faßt im Kleinen das Theezimmer noch einmal die besondere berlinische Kunstüberlieferung in einem einheitlichen Rahmen zusammen. In die helle Holzvertäfelung des Raumes sind unter Glas Originalzeichnungen von Chodowiecki und Schadow, von Krüger, Menzel und Liebermann eingelassen, so daß die historische Entwicklungslinie der berliner Malkunst bis in die Gegenwart gezeigt und deutlich bewiesen wird, wie eng das lebendig Neue mit dem ehrwürdig Alten verknüpft ist und wie künstlerische Qualität zu allen Zeiten als modern empfunden wird.

So ist der Neubau der Deutschen Botschaft in Petersburg durch das glückliche Zusammenwirken vieler auf einen Punkt gerichteter und klar orientirter Kräfte (auch ein Rath des Auswärtigen Amtes hat, namentlich bei der Innenausstattung, zum Nutzen des Ganzen mitgearbeitet) ein Werk von einheitlichem Gepräge und echt preussischer Baugesinnung geworden. Es ehrt



in gleicher Weise den Bauherrn wie den Baumeister; und uns bleibt nur zu wünschen, daß der schöne Erfolg dieses ersten Versuches zu Wiederholungen locken möge. Behrens hat mit diesem Bau für seinen Theil bewiesen, bis zu welchem Grade die moderne Baukunst bereits den repräsentativen Aufgaben der öffentlichen Monumental-Architektur gewachsen ist. Und die staatliche Bauverwaltung hat durch ihre wohlwollende Förderung des Künstlers auch in diesem Fall gezeigt, daß es nur einer vorsichtigen und feinfühligten Leitung bedarf, um den modernen, nicht akademisch gebildeten Architekten für ihre Zwecke zu erziehen. In diesem Sinn möchte man den Neubau des Botschaftshauses gern als einen Wechsel auf die Zukunft ansehen dürfen, der nun zunächst einmal im Inland einzulösen sein wird.

Charlottenburg.

W. C. Behrendt.



## Verse.

Gedichte. Im Insel-Verlag in Leipzig.

Schmerz.

Dunkler, der Lust Bruder, Gebietender,  
Thorwächter des Seins, der Athmenden Schirmherr:  
Mit schwarzen Mauern umründest Du  
Die Stadt des hellen Lebens, umthürmst die Unwillige,  
Sie mächtig gürtend, daß die Befreite nicht  
In flacher Weite ungestaltig, feindlos,  
Fernwimmelnd sich verliere, die Niedrige —  
Nein, daß, zu Beterthürmen hinaufgedrängt,  
Im Mantel ihrer Dächer feurig sie  
Zur Glorie sich hebe ins Abendroth,  
Zwang in Triumph verwandelnd, die Riesin, herrlich.

Aber in ihren Grüften auch  
Schläfst Du im steinernen Bild,  
In ihre Mauern  
Bist Du wachend vermauert,  
Aus ihren Fenstern blutest Du;  
Und schweren Klages  
Schwingst Du im Erz Dich  
Ueber die Horchende hin:  
Im Gewölk singt Dein Sturm.



Läutender Wächter, der schicksalbringenden  
 Wolken Bruder, verlaß Du nicht  
 Die heilige Wacht, daß nicht zu sicher  
 Das prahlend helle Leben die Burg vergißt  
 Und sich ins graue Land verströmt, des Grund,  
 So gräberdurstig, niemals trunken wird —  
 Daß es nicht schmähle den dunklen Kranz Deiner Herrschaft.

#### Bildniß eines Meisters.

Die Augen, schmal und nur im Herrschen weit,  
 Waren dahinter wie durchhellt von Kerzen,  
 Von irgendeiner alten Grausamkeit  
 Vergruben in den Wangen sich die Schmerzen.

Es fiel steilabwärts von dem düstern Haar  
 Das Antlitz wie in fürstlichen Terrassen  
 Nieder zum Kinn, das ein Verschweigen war  
 Und voll Gewalt, die tötend war im Hassen.

Um die verschnürten Lippen war der Zug  
 Von Malen der zerbrochenen Versuchung;  
 Und ernst wie ein erwähltes Kleinod trug  
 Die Stirne die erhabene Verfluchung.

#### Regenbogen.

Zärtlich Du von Thau gezogen  
 Sonnig über Dunkelheit,  
 Pforte, jehnlich hingebogen,  
 Brücke der Unendlichkeit.

Ueber Deine Stege schweben  
 Geister farbig her und hin:  
 Farbig kann der Geist sich heben,  
 Und auf Tropfen schwebt der Sinn,

Siebenfaches Leuchten ründet  
 Sich zur Brücke, die verheißt,  
 Siebenfache Gnade bindet  
 Erd' und Himmel, Raum und Geist.

#### Die Ceder.

Ich wachse langsam. Meine Zeit  
 Ist eine lange Geduldigkeit.  
 An jedem wuchs ich, was mir ward,  
 Kein Reif zu jäh, kein Frost zu hart.  
 Ich wuchs am Dunkel, daraus ich stieg,  
 Ich wuchs am Licht, darin ich mich wieg',



Ich wach's am Wurm, der an mir nagt,  
 Ich wach's am Sturm, der durch mich jagt.  
 Verwandelnd zwing' ich jede Kraft,  
 Hinauf zu dehnen meinen Schast.  
 Ich dulde Bliß und Gluth und Guß,  
 Ich weiß nur, daß ich wachsen muß.  
 Und schau ich hoch auf alle Welt  
 Und kommt die Stunde, die mich fällt:  
 Schmück' Tempel ich und Paradies  
 Des Gottes, der mich wachsen hieß.

Ernst Bertram.

Das Buch Hymen. Verlag von A. R. Meyer in Wilmersdorf.

An meinen Sohn.

Ist Das Wahrheit, ist's ein Wahn:  
 Meine Jugend wär verthan?  
 Eh' ich ihrer froh noch ward!  
 Hat ein Trugbild mich genarrt?

Wo sind jene bunten Nächte,  
 die ich taumeltoll durchzechte,  
 bis der Morgen, blaß erblaut,  
 meine heiße Stirn bethaut?

Wenn ich Waldeswege ritt,  
 sprang die Sonne tanzend mit,  
 spiegelte auf Sporn und Bügel,  
 goß ihr Gold ob Hag und Hügel.

Rechten Trommelrhythmus gab  
 meines Pferdes schlanker Trab.  
 Meiner Lippen, rot und rund,  
 wartete ein Mädchenmund.

Küsse sind wie Wellenschaum,  
 alle Liebe ist ein Traum,  
 bis ein Kind aus dunklem Schoß  
 ringt zum Lebenslicht sich los.

Wenn ich in die Augen schau  
 meinem Sohn, weiß ich genau:  
 Das ist dummer, eitler Wahn,  
 meine Jugend wär verthan!

Nein, ich bin Dein großer Bruder,  
 richte Dir Dein Lebensruder,



Daß der Jahre manche sind  
zwischen uns, macht nichts, mein Kind.

Deine Mutter, kleiner Mann,  
ward auch meine. Hör mal an:  
Was Dir heut als Mär begegnen  
will, soll später selbst Dich segnen.

Die Dreieinigkeit des Weibes,  
Spiel der Seele, Spiel des Leibes:  
Kind, Geliebte, Mutter, -- lade  
auf Dich Güte nur und Gnade.

Alfred Richard Meyer,

Holzbock im Sommer und andere aktuelle Lyrik. Verlag von  
A. R. Meyer in Wilmersdorf.

Dies Mädchen, Unnh . . .  
Dies Mädchen, Unnh, ist aus Sachsen  
Und an der Jahresgrenze angelangt,  
Wo man sich sagt: Sie ist zwar gut gewachsen —  
Doch sei bedankt!

Ihr Heimathort heißt Röschenbroda  
Und ihrer Seele mangeln Trug und List;  
Sie weiß noch nicht einmal, daß Roda Roda  
Kein Seebad ist.

Dies Mädchen, Unnh (Gott im Himmel!)  
Betrif ich hier in dem Spelunkenloch;  
Ich schrie (und bat sie gleich um einen Kümme!):  
Bist Du es noch?

Es geht, so fuhr ich fort, ein herber  
Bemerkenswerther Zug durch Dein Gesicht —  
Gilt es der Seele? Gilt es gar dem Körper?  
Ich weiß es nicht!

Sie lächelte und sah mit stillen,  
Verträumten Augen nach der Zimmerwand,  
Wo auf dem Sims ein Schächtelchen mit Pillen  
Vereinsamt stand.

Dies Mädchen, Unnh, ist aus Sachsen  
Und was noch schlimmer ist: beim Essen links;  
Und dennoch, dennoch: Bin ich ihr gewachsen?  
Sie ist die Sphinx.

Peter Scher.



## U. S. A.

**D**er Wilson-Tarif ist vom amerikanischen Repräsentantenhaus mit 281 gegen 139 Stimmen angenommen worden. Dieser Erfolg sichert das Schicksal der neuen Bill noch nicht. Das letzte Wort hat der Senat; und da ist im besten Fall auf eine Majorität von 6 Stimmen zu rechnen, wenn nicht die Herabsetzung des Zuckerzolles der demokratischen Mehrheit noch vier Anhänger raubt. Dann blieben nur zwei günstige Stimmen; keine Gewißheit des Sieges. Mit Begeisterung ist der „erste Schritt zum Freihandel“ nicht aufgenommen worden. Die amerikanische Industriewelt lehnt sich gegen die neue Zolltaktik auf; und der ausländische Importeur merkte bald, daß sein werthes Wohlbefinden viel weniger wichtig sei als der Nutzen des Dollarmannes. Das Geschenk wird auf beiden Seiten des Erdballes mit Mißtrauen betrachtet. Deutschland hat keinen Grund, auf einen großen Aufschwung seines Exports nach Amerika zu rechnen. Die Baumwollindustrie hat es für einzelne Artikel (Strumpf- und Wirkwaaren, Handschuhe) leichter und deutsche Rohwolle kommt zollfrei ins Sternbannerland; aber die chemische Industrie wird, zum Beispiel, schlechter gestellt, als sie vorher war. Die deutsche Ausfuhr nach der Union hatte 1912 einen Werth von 1496, die Einfuhr aus den Vereinigten Staaten einen von 2886 Millionen Mark. Die Yankee setzen also in Deutschland um's Doppelte mehr ab, als sie selbst der deutschen Wirthschaft zahlen. Der Vortheil im deutsch-amerikanischen Handel ist so deutlich erkennbar, daß ein Reziprozitätsvertrag möglich sein müßte. Was beide Länder einander gewähren, beruht auf einem losen Pakt. In Deutschland auf einer Verordnung des Bundesraths, der den Vereinigten Staaten das Recht auf die Meistbegünstigung kündigen darf, wenn sie „den gegenwärtigen Zustand zum Nachtheil der deutschen Waaren“ ändern. Das Committee of Ways and Means, das die Tarifbill ausgearbeitet hat, scheint die Befugniß des Bundesrathes leicht genommen zu haben; denn in den Ausführungsbestimmungen sind gefährliche Fallen. Dringt der Protest dagegen nicht durch, dann kann, statt des Handelsvertrages, der Zollkrieg kommen. Wahrscheinlich ist er noch nicht.

„Ein Nachlaß von 5 Prozent auf die durch das Gesetz eingeführten Zölle soll allen Waaren und Gütern gewährt sein, die in amerikanischen Schiffen eingeführt werden. Die Schiffe müssen in den Vereinigten Staaten erbaut und das Eigenthum eines oder mehrerer ihrer Bürger sein.“ Diese wichtige neue Bestimmung soll der amerikanischen Handelsflotte eine Staatsubvention schaffen. Ob die amerikanischen Rheder nun neue Schiffe bauen werden, ist freilich nicht sicher. Tritt dieser Flaggenzoll in Kraft, so ist der Zollkrieg fast gewiß und dann könnten die amerikanischen Schiffahrtsgesellschaften nicht auf starke Transporte nach Amerika rechnen. Die deutsche Regierung wehrt sich gegen die Flaggenvorschrift, die gegen eine Bestimmung des alten Handelsvertrages zwischen Preußen und den Vereinigten Staaten (von 1828)



verstößt. Die preußischen Schiffe werden da ausdrücklich den amerikanischen gleichgestellt. Einen Vertragsbruch dürfte sich das Deutsche Reich eben so wenig bieten lassen wie andere Nationen. Aber vielleicht ist der Flaggenzoll nicht so ernst gemeint, wie er aussieht. Auch im Payne-Uldrich-Tarif steht ja die Vorschrift (die niemals angewendet wurde): daß auf Waaren, die nicht in amerikanischen Schiffen hereinkommen, ein Zuschlagzoll von 10 Prozent gelegt werden soll, wenn nicht Verträge dagegen sprechen. Dieser wichtige Nachsatz, der den „Strafzoll“ ins Schattenreich weist, fehlt in dem neuen Gesetz. Soll aus Scherz nun Ernst werden? Das Repräsentantenhaus hat auf die Frage noch nicht geantwortet. Schon aber hört man, daß die vielen Proteste, die aus Europa kamen, drüben doch Eindruck gemacht haben. Unmöglich ist deshalb nicht, daß man auf diese Bestimmung, die den amerikanischen Schiffen ein Vorzugsrecht sichern soll, drüben noch verzichtet. Eine Wiederholung der Uergernisse, die das Panamakanalgesetz bewirkt hat, scheint auch den Demokraten nicht wünschenswerth, die sich in der ersten Zeit nach ihrem Sieg nicht eine ganze Phalanx von Feinden schaffen wollen. Nur soll man sich nicht in die Gewißheit einschläfern lassen, daß die Gefahr schon, weil ein paar Stimmen dagegen sprechen, überwunden sei, sondern zur Abwehr gerüstet bleiben.

Mit dem Flaggenzoll wären noch nicht alle Uebel der neuen Zolltechnik beseitigt. Ein Agent des Schakantes soll das Recht haben, sich vom Verfrachter oder Verkäufer von Waaren, die zur Einfuhr in Amerika bestimmt sind, alle Geschäftsbücher und Dokumente, die sich auf die zu importirenden Gegenstände beziehen, vorlegen zu lassen. Weigert sich der Betroffene, so dürfen die Waaren nicht eingeführt werden. Dieser lästige Zwang soll den Behörden den Kampf gegen Zolldefraudationen erleichtern. Daß amerikanische Zollbeamte das Recht haben sollen, auf deutschem Boden zu inspizieren, wird man nicht als Freundschaftsgruß empfinden; auch wohl nicht ruhig hinnehmen. Die dritte Gabe an das Ausland besteht in einer die letzte Hoffnung knickenden Preisregulirung. Wenn für Amerika bestimmte Waaren, die auch in den Vereinigten Staaten hergestellt werden, zu niedrigerem Preis als im Ursprungsland geliefert werden, so wird ihnen ein besonderer Zoll (Dumping Duty) aufgebracht, der den Preisunterschied verwischt. Kein deutscher Strumpfwirker darf sich unterstehen, an den amerikanischen Importeur billiger zu verkaufen als an das Inland; thut er's, so steigt ihm die Zollbehörde aufs Dach. Wer etwa hoffte, den Export nach Amerika forciren zu können (um in Tagen der Bedrängniß ein Ventil gegen die Gefahr hochgepannter Produktion zu haben), sieht seine Wünsche in der Blüthe vernichtet. Die Begleitmusik der neuen amerikanischen Zollaera ist auf Dur gestimmt. Wie sie auszulegen ist, haben die newyorker Importeurs gezeigt; sie nennen die Bestimmungen des neuen Zollgesetzes „unbillig, undurchführbar, willkürlich und tyrannisch“. Grobheit kann nicht deutlicher sein.

Von amerikanischem Freihandel soll man fürs Erste lieber nicht



reden. Der Schutzzoll und Alles, was unter ihm blühte und gedieh, hat keine bessere Hulldigung je erlebt, als sie ihm in den Ausführungsbestimmungen der Wilson-Underwood-Bill dargebracht wird. Die Schutzzöllner brauchen sich nicht für besiegt zu erklären. Aber sie sind auch nicht bereit, die „mildernden Umstände“, die ihnen die Regierung zubilligt, als solche gelten zu lassen. Man will die Demokraten durch passiven Widerstand mürrisch machen und darf im Senat auf mehr Erfolg rechnen, als im Repräsentantenhaus zu gewinnen war. Im Staat Massachusetts haben Fabrikanten erklärt, sie müßten den größten Theil ihrer Arbeiter entlassen, wenn der neue Tarif Gesetz würde, weil sie unter den ermäßigten Zollsätzen die ausländischen Waaren nicht mehr abwehren könnten. Der geschickteste Schachzug, der bisher gemacht wurde. Die Fabrikanten wissen eben, so gut wie die Regierung, daß nicht viele Arbeiter entlassen werden. Aber das Volk weiß es nicht; und wenn wirklich eine Fabrik für ein paar Tage geschlossen würde, so wäre das neue Regiment sehr bald unpopulär. Die Kongreßmehrheit will die Berechtigung der Fabrikantenklage prüfen lassen; kann die Leute schließlich aber nicht zur Weiterarbeit zwingen. Der Amerikaner produziert Massenartikel und bezieht vom Ausland Spezialitäten. So wird es einstweilen bleiben; denn Betriebe, die auf die Masse eingerichtet sind, können nicht einer völlig anderen Methode unterthan gemacht werden. Ernstlich brauchen die amerikanischen Industriemänner nicht zu fürchten, daß eine Sturmfluth fremder Waaren sie überschwemmen werde. Sie haben ihre Domänen, die ihnen nicht leicht streitig zu machen wären. Wenn sie thun, als ob sie von Angst geschüttelt würden, so spielen sie für die Galerie. Das giebt's auch in Europa.

Präsident Wilson hat sich zum Abschluß von Handelsverträgen ermächtigen lassen. Dieses Vorrecht wird auf dem Papier bleiben, wenn die Zollpolitik dem Ausland nur die stachelige Seite zukehrt. Der starre Schutzzöllner war der natürliche Feind jedes Reziprozitätsvertrages. Für ihn stand die wirtschaftliche Größe der Union so hoch über jeder Vergleichsmöglichkeit, daß er keinem anderen Lande die Gleichberechtigung zugestehen wollte. Dieser Dünkel erklärt, warum es langfristige Verträge nicht giebt. Der Versuch eines Handelsvertrages mit Frankreich scheiterte am Senat; und der berühmte Vertrag mit Kanada, der, 1911, als historisches Ereigniß bejubelt wurde, starb am Wechsel des politischen Systems in der Dominion. Die Konservativen kamen ans Ruder und beseitigten rasch die Reste des liberalen Ehrgeizes. (Das amerikanische Zollgericht, die höchste Instanz, entschied übrigens jüngst für einen Protest der deutschen Regierung aus den Tagen des Kanadarammels. Die amerikanische Regierung hat den Kanadiern die zollfreie Einfuhr von Holzstoff und Druckpapier gewährt. Deutschland forderte, unter Hinweis auf die Meistbegünstigung, das selbe Vorrecht. Amerika lehnte ab, weil die Beziehungen zu Kanada nicht in das sonst geltende System eingefügt werden könnten. Das Zollgericht entschied für Deutschland. Amerika muß allen Ländern, denen es die Meistbegünstigung zu-



gestanden hat, die selbe Freiheit gewähren wie den Kanadiern. Das Zollgericht ist also eine Hoffnung.) Wenn es nicht zu Handelsverträgen käme, würde das wichtigste Glied in der Kette der neuen Wirthschaftsargumente fehlen und die Tarifrevision unterschiede sich in ihrer Wirkung nicht von den berühmten Reformen aus den Tagen der Republikaner. Schlagwörter ersetzen nicht den Befähigungsnachweis. Der Präsident des amerikanischen Stahltrust sagt: „Statt den Trust anzuklagen, solltet Ihr ihm den Dank der Nation aussprechen; denn ohne ihn hätte Amerikas Eisen- und Stahlindustrie nicht ihren Weltruf erlangt.“ Das klingt glaubhafter als der pathetische Schwur eines demokratischen Regierungsmannes: das Erbrecht müsse abgeschafft werden, wenn die reichen Leute sich der neuen Weltanschauung nicht beugen. Die Steel Corporation muß sich gegen die Anklage wehren, daß sie die Konkurrenten ausgebeutet habe; der Herr Senator aber würde sich nichts daraus machen, die Geldsäcke der Rockefeller, Vanderbilt, Astor, Armour, Guggenheim zu konfiszieren. Der Massenmord der Mammonisten würde den Staat von der Sorge um die moralische Gesundheit der Fünften Avenue befreien. Was thäte er aber mit den Hochöfen, Bergwerken, Schlachthäusern, Bankgeschäften und Werthpapieren, die ihm bei dieser Zwangsherrschaft in den Schoß fielen? Er müßte seine Beamten in Lehrcursen für die Börsenspekulation ausbilden; denn der amerikanische Reichthum kann zum guten Theil nur an der Börse realisiert werden. Und Kurse allein thun es auch noch nicht.

Das neue Regime hat sich auch des Effektempels in der Wallstreet angenommen. Im Namen der Sittlichkeit. Der Naturgeschichte mancher Emission wurde nachgeforscht. Man beschäftigt sich, unter Anderem, mit der Taktik der Familie Guggenheim, die den amerikanischen Metallmarkt, Kupfer, Blei, Zink, kontrollirt; ein Reich, das zwei Milliarden Mark umfaßt. Die Guggenheims sind vorsichtige Geschäftsleute, die jede unsanfte Berührung mit dem Antitrustgesetz zu meiden wußten. Mit zwei Gesellschaften haben sie aber, um ihr Monopol auf dem Bleimarkt zu kräftigen, Verträge geschlossen, die der Regierung gegen die Shermanbill zu verstoßen schienen. Sie will untersuchen, wie sich die größte der Guggenheim-Gesellschaften, die American Smelting and Refining Co., mit dem Antitrustgesetz verträgt. Auch die Börsenbehörde will prüfen, ob die Voraussetzungen zur Notirung der Aktien gegeben waren. Die Herren Guggenheim werden sich durch das Interesse der Regierung in ihren großen Plänen nicht stören lassen. Sie sind intelligent und tüchtig und können warten. Kein fluger Staatsmann würde die Quellen verstopfen, aus denen die Wirthschaft des Dollarlandes gespeist wird. Mit einem Gesetz, das die besten Juristen für unzulänglich erklärt haben und dem schon die republikanische Gunst nicht mehr beschieden war, läßt sich nicht Geschichte machen. Und die Centralbank? Noch scheinen die Demokraten nicht geneigt, das schlechte System um den Preis einer Stärkung der Bundesmacht zu verbessern.

L a d o n.





Berlin, den 31. Mai 1913.

## Spektakel.

### Des Tigers Zahn.

Der letzte Jakobiner von ansehnlichem Wuchs scheint berufen, wider den Schatten der Gironde zu kämpfen. In dem Getöse kaum noch erträglicher Festerei, daß, wie die Blättchen und röthlichen Blüthen des Anacharis Alsinastrium seichten Wasserlauf, die Quellen deutschen Lebens lähmt, ist die Meldung, der Präsident der Französischen Republik habe Herrn Clemenceau zu sich gebeten, fast überhört worden. Sie war aber des Aufhorchens werth. Clemenceau („le tigre“: nennen ihn die Kammern) wollte nicht, daß Herr Poincaré Präsident werde; fand, daß der Lothringer sich allzu gierig in den Vordergrund dränge, zu fest an den Plan der Listenwahl und Proportionalvertretung geknüpft und zu lau im Kampf gegen die Priestermacht sei. Noch am Tag vor der versailer Wahl heischte er, als Haupt einer Senatorenschaar, Poincaré solle auf das höchste Amt der Republik verzichten; war bereit, im Nothfall sogar für Herrn Delcassé (der ihn vom Platz des Ministerpräsidenten gestürzt hatte) zu stimmen; trug aber eine höflich ablehnende Antwort heim; und sah im Schloß des Sonnenkönigs dann des Gegners Triumph. Der Tigersprung war mißlungen und Clemenceau galt, wieder einmal, als abgethan. „Wenn Poincaré nicht rasch müde wird und, wie Casimir-Périer, die lästige Würde den ihn umschnuppernden Rüden hinwirft,



kommt der zweiundsiebenzigjährige Mann aus der Vendée nicht mehr heran.“ Der schien aber nach der Ruhe des Altmännerhauses noch nicht Sehnsucht zu fühlen. Im Senat erwürgte er das Ministerium Briand. (An diesem Tag war auch der sonst ernsthafte Aristides wichtig. Clemenceau, der ihn als den kingmaker, den Manager Poincarés, beförderte, sagte zu ihm: „Ich werde gar nicht reden; meine Mehrheit ist sicher.“ Briand: „Reden Sie doch lieber; vielleicht wird sie dann unsicher.“) Im Frühjahr gründete er eine neue Zeitung, L'Homme Libre, und bewies dadurch, daß er noch mitreden, mithandeln wolle. Das Ziel seines Feldzuges war jedem Blick sichtbar: Vernichtung aller Bleibsel römischer Herrschgewalt und Abwehr der aus dem militärischen Uebergewicht Deutschlands drohenden Gefahr. Die ausbündige Thorheit der berliner Politik, die von dem Gelübde, jeden irgendwie möglichen Fehler zu machen, getrieben scheint, half ihm schnell vorwärts. Nach dem von keiner Nothwendigkeit, keiner internationalen Pflicht befohlenen doppelten Dank für die Behandlung deutscher Luftschiffe und Flieger kam aus dem selben Hause der Wilhelmstraße ein Zeichen barschen Stimmungswechsels. Herr von Jagow forderte von dem Botschafter der Französischen Republik Aufklärung der Gründe, die einem Unterpräfekten ein höheres Amt eingetragen hatten; dieser Beamte habe sich den Leitern des Militärluftschiffes nicht freundlich gezeigt. Die Sache war durch die Dankagung erledigt und der Staatssekretär mußte die Antwort hinnehmen, der Vertreter der Republik könne über diese Angelegenheit des internen Dienstes mit ihm von Amtes wegen nicht sprechen. In der schwarzen Serie, die für Frankreich seit dem Pulverskandal, dem Rentensturz, dem deutschen Rüstungentschluß begonnen hat, wage man nicht, den (nicht vereinzelt) Zwist öffentlich zum Ereigniß zu hauschen. Das schwache Ministerium Barthou bangt vor jeder Flamme. Doch der Funke glimmt weiter; und hatte Clemenceaus Pfännchen schon angewärmt, als, noch vor der Annahme der dreijährigen Wehrpflicht, der Beschluß verkündet ward, den Jahrgang, der im Herbst entlassen werden sollte, bis in den Oktober 1914 bei der Fahne zu halten. Dieser Beschluß war ein grober Fehler. Der an blinden Gehorsam und straffste Zucht gewöhnte deutsche Soldat selbst würde laut knirschen, wenn er plötzlich hörte: Du mußt ein ganzes Jahr länger dienen.



Er hat sein Plänchen gemacht, sich Arbeit, Anstellung gesichert; zählt längst die Wochen, die ihn noch von der Stunde trennen, da er singen kann: „Reserve hat Ruhe“; allabendlich streicht er auf dem Kalenderblatt den überstandenen Tag; noch hundert, neunzig noch: dann geht's in die Heimath, in die Freiheit. Wie Blitzschlag trafe auch ihn der Befehl, noch fünfzig Wochen in der Kaserne zu schwitzen. Und der in der Republik erwachsene Franzose fühlt sich, auch im Waffenrock, als den Enkel der Männer von 1789, die Menschenrecht, Freiheit, Gleichheit erstritten und schon von den Generalständen verlangt haben, „de concilier les devoirs du service militaire avec les devoirs du citoyen, la nécessité de la subordination avec les droits de la liberté“. Wo dieses Gefühl fehlt, wird es von der Confédération Générale du Travail (C. G. T.), dem Ausschuß der sozialistischen Syndikalisten, den Geistern eingehämmert. Wer bei uns „einen Aufstand unter Angehörigen der deutschen oder einer verbündeten Kriegsmacht erregt“, kann auf Lebensdauer ins Zuchthaus gesperrt werden; und unser Militärstrafgesetzbuch bedroht schon die Verabredung zu „gemeinschaftlicher Verweigerung des Gehorsams“ mit harter Strafe. Die C. G. T. aber scheut sich nicht, die Kasernen mit Aufrufen zu überschwemmen, in denen empfohlen wird, im Oktober die Weiterleistung der Dienstpflicht zu weigern. Noch ist's nicht, wie 1907, während der Winzerunruhen im Süden, zu offenem Aufruhr (sédition militaire) gekommen; die Bericht-erstatte einzelner deutschen Zeitungen haben mit häßlichem Beschlagen übertrieben. In mancher Garnison aber ähnelt der Truppengeist wieder dem aus der ersten Zeit des Girondistenkrieges gegen Oesterreich und Preußen uns wohlbekannten, der erst wich, als Lazare Carnot die Heeresleitung übernommen und im Wohlfahrtausschuß den Entschluß zu grausamster Strenge durchgesetzt hatte. Ihr Strafgesetzbuch, sprach er zu Danton, Robespierre und Genossen, „ist unzulänglich; wenn nicht jeder Soldat, der eine Stecknadel gestohlen hat, auf der Stelle erschossen wird, ist Gedeihliches nicht auszurichten.“ Hunderte wurden seitdem fusilirt, Stabsoffiziere sogar, und mit blutigem Schwert die Reime des Aufruhrs ausgejätet, der während des Haders der Generale Rochambeau und Dumouriez entstanden war. Carnot hatte nur mit den Jakobinern gestimmt. Clemenceau ist ihr rechter Enkel. Der Mann, der alle Gedanken der Großen Revolution, noch heute,



verfechten will, der sie einen untheilbaren, unzerstörbaren Block genannt hat, kann morgen berufen sein, wider den Schatten der Gironde zu fechten. Weil Herr Poincaré in ihm den Einzigen erblickt, der (bis Briand zurückkehrt) das Ansehen, die Härte, als Greis noch die Nervenkraft und tollkühne Verwegenheit hat, die dem Unternehmer so schweren Werkes unentbehrlich sind.

Schwer ist das Werk. Dreijährige Dienstpflicht für alle Männer, ohne irgendwelche Ausnahme noch Erleichterung: das Gesetz kann, auch wenn die Kammern es annehmen, nicht haltbar sein. Ein junger Mann, der die Universität, das Polytechnikum besucht, in Handel oder Industrie die Lehrzeit durchgemacht hat, soll drei Jahre lang die Waffe tragen. Fände er danach eine ihn nährenden Stellung? Hätte er nicht fast alles zuvor Erlernte vergessen und müßte sich in neue Lehre ducken? Wäre nicht, mindestens für die Gelehrtenberufe, eben so, wenn er von der Schule in den Wehrdienst überginge? Kann die französische Industrie, deren Blutumlauf träg geworden ist, kann der Ackerbau so viele Männerarme entbehren? Und wird Frankreich, das sich so gern als das freiste Land der Erde rühmen hört, den Ruf tragen, es zwingen seine Männer in längere Waffenfront als irgendein anderer Staat Westeuropas? Nur, wenn in ihm der Glaube an deutsche Bedrohung so fest wie ein Felsblock wird. An Tagen heftigen Nationalgefühls ist von Frankreich noch immer Alles zu haben. Dieses Gefühl pflegt aber nicht lange zu währen; nicht länger als die Erinnerung an ein unfreundliches Wort, eine Drohgeberde. Nach Agadir prasselte es in Feuergarben auf; nach dem Nachtgerempel von Nancy, dem hastigen Versuch des neuen Staatssekretärs, durch eine (der Untersuchung vorausseilende) Rede den Lorbeer des starken Mannes zu erlangen, und dem Einspruch in den Präsektenschub wäre zu neuer Brunst gekommen, wenn die anglo-russische Löschmannschaft nicht flink ihre Schläuche benutzt hätte. So blieb bei privatem Groll; dem Gitter, das den Deutschen den Eintritt in die Gesellschaft sperrt, wurden Stacheldrähte aufgestülpt, im Theater und im beuglant die Spottworte über deutsches Wesen lauter als sonst belacht und unsere Weine, die Rauenthaler, Steinberger, Forster, Grünhäuser und ihre Geschwister, von vielen Tafeln verbannt. Aber Frankreich ist nicht das Land langer Bewegung und die francisque fureur hält sich in Pöfel noch weniger



als von anderer Sonne gereifte Begeisterung. In Bern waren, ein paar Wochen nach Nancy, hundertfünfundachtzig Mitglieder der pariser Kammern bereit, den vom Frankfurter Frieden geschaffenen Zustand anzuerkennen. Und in den Kasernen wurde ingrimmig raisonnirt. „Sind wir nicht freie Bürger? Hat uns der Waffenrock etwa entrechtet? Wir sind ein Theil des souverainen Volkes und sprechen aus, was uns zu sagen nöthig dünkt.“ Daraus zu schließen, daß der französische Soldat im Feld rasch zu besiegen sein müsse, wäre gefährlicher Irrthum. Wie vor einem Halbjahrtausend, in den Kämpfen um die Provence und um Neapel, würde, heute noch, die prima furia dieses Heeres dem stärksten Gegner den Sieg sauer machen und ungestüme Kampflust in Raserei steigern. In Friedenszeit aber Frankreich in noch wuchtigere Rüstung zu zwingen, den Rechten der Demokratie die Pflichten des Militarismus anzufetten, kann nicht leicht werden. Wird um so schwerer, je ruhiger wir uns halten. Der Aera Bethmann haben die Franzosen die Auferstehung des Kriegergeistes zu danken. Clemenceau mußte ihn füttern; Tag vor Tag ihm die Muskeln stählen. Der Abschluß des von Alfonso gewünschten franko-spanischen Bündnißvertrages und der franko-russischen Marinekonvention, die der Botschafter Delcassé und der Admiralstabchef Le Bris jetzt drängend dem Zaren empfehlen, würde nicht lange genügen. Clemenceau könnte bald genöthigt sein, die Stimmung zu nähren, der Herr Léon Daudet das Bannerwort „L'avant-guerre“ gegeben hat, und, wie die Männer der Action Française, in das Volksbewußtsein die Ueberzeugung zu rammen, ihm bleibe nur die Wahl zwischen unbeugsamem Widerstand und demüthiger Beugung unter das deutsche Joch. Wäre er am Tag von Agadir Ministerpräsident gewesen, dann hätte Grey den Krieg nicht zu hindern vermocht. Wird er wieder, dann denkt er vielleicht, wie mancher gute Franzose: „Lieber heute als nach unerschütterlicher Sicherung der deutschen Uebermacht; ehe die Ausführung des Gedankens möglich wird, Italien in Tunis vom Verlust Albaniens zu entschädigen, durch Tunis von Frankreich zu trennen.“ „Des incidents fort graves“ sind, nach Waddingtons Warnwort, stets nah, wenn Clemenceau regirt.

Krupp & Co.

Denn gefährlich ist es, hinaufzuklimmen  
Zu der Wahrheit heiligem Thron, aus dem sie



Niederschaut aus blühendem Aug auf alle  
Völker der Menschheit,

Wo sie harret des Helden, der, kühn der Lüge  
Schweren Bann zerreißend, die Bahn ihr freimacht,  
Aufzublihen, hell wie die Morgensonne,  
Ueber dem Weltall.

Und so laßt denn einigen Herzens uns auch  
Arm in Arm zustreben dem fernen Kampfspiel,  
Schützend Freundesbrust mit dem eigenen Schild im  
Streit für die Wahrheit!

Der nach Wahrheit Dürstende, dem, in einer gebildeten Sprache, diese Verse gelangen, heißt Alfred Hugenberg. In einer Anthologie, die (unter dem tolltönenden Titel „Moderne Dichtercharaktere“) 1885 erschien, war über diesen Mitarbeiter zu lesen: „Nennt Hannover seine Vaterstadt. Lebt zur Zeit in Berlin. Hat bisher noch nichts durch den Druck veröffentlicht.“ Bisher; nun bringt der (neunzehnjährige) Student vier, ein Jahr danach, den Herren Gutheil, Hartleben, Henschell zum „Quartett“ verbündet, zwanzig Gedichte ans Licht; hübsch geformte Verse von anständigem Ton. Dann scheint der Weg auf's steile Helikongebirg dem Juristen allzu mühsam geworden zu sein; vielleicht fürchtet er auch, der Flirt mit den Musen könne den Vorgesetzten mißfallen und die Laufbahn verengen. Deren erste Strecken durchrennt er ungehemmt; kommt, auf dem Umweg über die Ostmark, ins preussische Finanzministerium, erklettert die Würde des Geheimen Finanzrathes und könnte noch höher steigen, wenn ihm der Staatsdienst behagte. Nein. Als Schwiegersohn des frankfurter Oberbürgermeisters Adickes tritt er in den Vorstand der Metallbank und von dort bald ins Direktorium der Aktiengesellschaft Friedrich Krupp. Dem sitzt er nun schon fast vier Jahre lang vor. Zu seinen Kollegen gehören, außer Juristen und Technikern, der in Literatur und Musik heimische Herr Eccius, der Freund und Manager des Pfarrers und Dichters Frenssen, und der höchst kultivirte Kunstforscher Freiherr von Bodenhausen, der mit Bierbaum und Meier-Graefe die schöne (leider früh entschlafene) Kunstzeitschrift „Pan“ schuf und besonders durch seine feinen Velazquezstudien bekannt wurde. In der Leitung einer Gußstahl- und Kanonenfabrik sucht das Auge solche Gestalten nicht. Und diese Fabrik, heißt's, wird doch so gut geleitet wie irgendeine auf un-



terer Erde. Zu gut, schmält die Feindschaft; die Leiter sind so gerissene Leute, daß ihre Kniffe das Reich schädigen. Seit Monaten hören wir; lesen von den „schimpflichen, schändlichen Praktiken der Firma Krupp“ und in den größten Zeitungen aller Länder von dem enthüllten deutschen Panama. Herr Geheimrath Hugenberg mußte sich in eine „Erklärung“ herablassen; mußte es, wie der Doktor Faust, dreimal sagen: und wurde von Bösewichten danach den „modernen Dichtercharakteren“ zugezählt. Von einem Mann, der so früh schon Allerlei „durch den Druck veröffentlicht hat“, war zu erwarten, daß er die akustischen Gesetze deutscher Oeffentlichkeit besser kenne. Was er sagte, war verständlich, nur nicht gerade schicklich ausgedrückt. Kam auch nicht von der Lippe eines „Helden, der, kühn der Lüge schweren Bann zerreißend, die Bahn ihr freimacht, aufzublizen, hell wie die Morgensonne, über dem Weltall.“ Staunt Ihr? Wer für nahe und ferne Kampfspiele die Schilde und theureres Geräth liefert, hat andere Sorge als eines Lyriker's zwanzigjähriger Kopf. Und selbst der ahnte schon, wie „gefährlich es ist, hinaufzuflimmen zu der Wahrheit heiligem Thron“.

Was sagen die Ankläger? Die Direktoren der Deutschen Waffen- und Munition-Fabriken wollten in eine pariser Zeitung einen Artikel schmuggeln, in dem behauptet wurde, Frankreich werde die Zahl seiner Maschinengewehre rasch verdoppeln. Der Artikel ist nie erschienen, der Plan sechs Jahre alt. Daß die Ungeschuldigten einen anderen Zweck hatten als den, die Absicht der Franzosen zu erkunden, kann heute Keiner beweisen; Jeder, daß wir noch jetzt nicht genug Maschinengewehre haben. Ein Artikelchen pflanzt in die Rue de Lille und in die Leipzigerstraße den Entschluß, je ein Halbhundert Millionen auszugeben: Unmündige mögen es glauben. Krupp soll, für Kanonen und Munition, von unserem Kriegsministerium Preise erlangt haben, die um sechs- bis achtzig Prozent zu hoch waren. Der Minister, der den engen Markt seines Geschäftsbezirkes so wenig kannte, mußte an den Pranger; den höchsten Preis, der erlangbar ist, sich zu holen, ist das Recht (nicht die Pflicht?) des Lieferanten. Die zur Prüfung und Abnahme des Materials berufenen Offiziere sollen in Krupp's essener Hotel ganz oder halb umsonst geherbergt und reichlich bewirthet worden sein. Auch Türken, Japaner, Chinesen; Offiziere aller Völker, die von Krupp kaufen. Deshalb steht der Essener Hof nicht einmal im Reichsfurzbuch und der Fremde findet da kaum



Unterstand. Vielleicht wird den von der Amtspflicht Hingerufenen nur der Ersatz der Barauslagen abverlangt. Zweierlei ist undenkbar: daß diese Alltagsbräuche nicht nach bindender Vorschrift der Militärbehörde geordnet sind und daß deutsche Offiziere durch feines Futter und goldig blankes Trinkgeld bestimmt werden, bei der Prüfung von Kriegsgeräth ein Auge zuzudrücken. Hauptpunkt der Anklage: Ein mit kleinem Gehalt auf der Mittelstufe kruppischer Hierarchie Angestellter habe Jahre lang der Firma geschäftlich interessante Nachrichten früher und billiger zu liefern vermocht, als die Konkurrenz sie erforschen konnte. Der tüchtige Mann müßte sofort im Auswärtigen Amt angestellt werden; dann brächten auch die viel zu schmalen Geheimfonds uns endlich wohl Zins. Im Ernst: Scheint all den Herren, die am Ende schon einmal einen Königlich Preussischen Eisenbahnschaffner, Gerichts- oder Parlamentärsdiener mit zwei Markstücken „bestochen“ haben, um sich im Gedräng noch einen leidlichen Platz zu sichern, wirklich der Weltuntergang nah, weil sie hören, daß auch im Bereich der Militärverwaltung ein Zehn- oder Zwanzigmarkstück in eine offene Hand gleiten kann? Sorgt für minder elende Löhnung der Unteroffiziere und Kanzleischreiber! Solcher Antrag kam bisher aber aus keiner der empörten Seelen. Die zetern nur wider den scheufäligen Krupp. Doch die Firma kann sich mit ihrer Leistung (besonders der letzten fünfzig Jahre) fürs Reich und für ihr Arbeiterheer sehen lassen. Ohne sie wäre, wie Herr von Tirpitz bestätigen müßte, die schnelle Durchführung des Flottengesetzes unmöglich gewesen. (Ob dieses Gesetz nöthig, ob der rasche Flottenbau nützlich war, ist eine Frage, deren Beantwortung nicht den Werth der kruppischen Leistung bestimmt.) Eine Gesellschaft von solchem Umfang, die stets, für jeden Fall, in Bereitschaft sein muß, kann weder ihre Arbeit auf Deutschland beschränken (dem, was sie draußen verdient, schließlich auch das Nationalvermögen und dessen Steuerkraft mehrt) noch ihr Handeln überall dem Geist der Bergpredigt anpassen. (Die christliche Moral ist fürs Allerheiligste des Herzensverkehrs und fürs Schaufenster; die tellurische für Politik und anderes Geschäft, das aus dem Krieg Aller gegen Alle Zins preßt. Auch, dünkt mich, fürs Geschäft der Parteien und Fraktionen, deren keine in holder Scham vor der Möglichkeit zaudern wird, das Geheimniß des Gegners, gar einer gehaßten Regierung um erschwinglichen Preis einzuhandeln.) Wozu der Lärm? Für



die Industrie, die Kriegsmaterial herstellt, gilt kein anderes Sittengesetz als für die Nachbarn, die Kohle und Eisen, Gewebe und Chemikalien, Leucht-, Heiz- und Treibstoff verkaufen. Die lobt jeder Mund, wenn ihre Klugheit Syndikate und Konventionen geschaffen, die Preise „gebessert“, die Dividende erhöht hat; die Waffenfabrikanten, die das Selbe thaten, sind Räuber und Mordbrenner. Denen wenigstens, die nicht mitschmausen dürfen. Wenn die Vereinigten Köln-Rottweiler Pulverfabriken (Telegrammadresse, sehr sinnig: *sivis pacem*; nicht etwa: *Si tu veux la paye*) zwanzig, die Deutschen Waffen- und Munition-Fabriken (Telegrammadresse, noch sinniger: *parabellum, prépare la guerre*) zweiunddreißig Prozent vertheilen, jauchzen die Aktionäre. Krupp giebt nicht mehr als zwölf Prozent und seine Aktien sind nirgendso käuflich; sind Familienbesitz. Eine uninteressante Gesellschaft, an der nichts zu verdienen ist, die ihr Gußstahl, Geschütz und Geschos nicht inserirt und deren Leiter man ruhig drum nebenan steinigen mag.

Ihre schlimmste Sünde ist ja: daß sie viel Geld einnehmen. Ueber das bisher Enthüllte kann, wie über Ungeahntes, nur ein Kindergemüth staunen. Der Erwachsene weiß, daß auf allen Herden mit Wasser gekocht, ringsum eine Hand von der anderen gewaschen wird, und bedauert nur Dreierlei: daß der Firma Krupp die Konkurrenz (Fall Ehrhardt) von Reiches wegen und mit dem Aufgebot der ganzen Diplomatenmannschaft abgewehrt wurde; daß zwischen dem höchsten Repräsentanten und dem Hauptlieferanten des Reiches seit zwanzig Jahren der persönliche Verkehr allzu intim geworden ist (weil dadurch schwache Behörden in Anspruch und Kritik leicht lässig werden); und daß Krupp, weil ihm die Panzerung und Waffnung der Schiffe genug einbringt, auf seiner Germaniawerft den Vulkan, Schichau, Howaldt unterbieten, unser siechendes Schiffbaugeschäft also noch ärger schwächen kann. Eine Kapitalistenverschwörung, die zu Kriegen treibt? Kindischer Unsinn. Unter hundert Industriellen und Großhändlern ist kaum einer, der nicht bei dem Gedanken an Krieg aufstöhnt. Daß diese Schicht noch schädigen Frieden dem Kriegswagniß vorzieht: da ist die Gefahr für Staat und Nation. Ein Skandal? Ja: daß der Reichskanzler das Mißtrauen, statt es schnell auszuroden, fortwuchern ließ; daß im Ausland deshalb an eine von Krupp bewirkte Durchseuchung des deutschen Heerkörpers geglaubt wird;



Daß der Ertrag einer im November vom Militärgericht begonnenen Untersuchung im Mai noch nicht sicher und sichtbar ist. Quousque?

Drüben die Flugblätter der C. G. T., hüben die Aechtung Krupps (und des Kronprinzen, weil er, ein junger Reiteroberst, geschrieben hat, Deutschland müsse sich den stolzen Kriegergeist wahren): zwei Systeme, die an das selbe Ziel hinstreben. Den Völkern soll der Wahn eingeträufelt werden, daß sie in unbewaffnetem Millenniarfrieden leben dürften, wenn die Geldgier eines Verbrecherflügelß nicht die ihm einträgliche Kriegsgefahr heraufbeschwüre. In der Zeit so gefährlicher Verlockung zerstampft der gehorsame Kanzler den Grundgedanken allgemeiner Wehrpflicht: daß alles zur Wehr Gehörige von allen in Heimathgemeinschaft Lebenden geleistet und dadurch das Bewußtsein der Interessengleichheit und Bedürfnisseinheit gefestigt werde. Nur der Wohlhabende scheint dem Genossen Bethmann am Landeschutz interessiert, nur er drum verpflichtet, die Kosten für Heer und Flotte auf sich zu nehmen. Den Tag, der dieser Totsünde wider das Sakrament des Staates Gesetzeskraft gibt, wird, trotz allem Geflenn, die Gottheit der Geschichte dem Schuldigen niemals verzeihen.

### Kalte Hochzeitschüsseln.

Seit dem November 1908 ist im Deutschen Reich nicht so laut gemurrt worden wie in der Woche, die hinter uns liegt. In Salon und Werkstatt, Kasino und Bierhaus, Unter den Linden und auf der Dorfstraße. Ohne triftigen Grund? Nein. Der Deutsche ist geduldig wie ein Erzengel, der die Kapitulantenzulage erstrebt; nicht geduldiger. Er hat die schönen Reden über das „Opferjahr“ geschluckt, daß dem von Ost und West gefährdeten Reich neuen, inß Ungeheure wachsenden Wehraufwand ausbürde, und ohne hörbaren Unwillen die Runde hingenommen, statt der verheißenen herrlichen Tage sei Hagelschlag und Windbruch zu erwarten. Hat sich rechtshaffen gefreut, als er im Februar laß, daß Kaisers Tochter habe sich dem Herzog Ernst August verlobt (einem jungen Lieutenant, der jetzt, ehe er in seinem rathenower Regiment auch nur eine Stunde lang Dienst gethan hat, zum Rittmeister und Chef einer Schwadron befördert worden ist) und der alte Hader zwischen Hohenzollern und Welfen werde nun enden. Daß er aber im politisch verlustreichsten Jahr der Reichsgeschichte nur Feste sehen, hören, schmecken, riechen solle, will ihm nicht in den Sinn. Jahr-



hundertfeier an Pregel, Oder, Spree. Verlobungsfeste in Berlin, Karlsruhe, Homburg. Römerschanzenmimus auf der Saalburg. Sängerkampfstreit (Tage lang, mit Thron, Pagen, Ehrenjungfrauen), in Frankfurt. Festspiele in Wiesbaden. (Eine bewundernswerthe Leistung, laß ich in einem Berliner Blatt, sei, daß der Kaiser täglich vom frühen Morgen bis in den Spätnachmittag in der Sängersalle saß und dennoch abends pünktlich auf seinem wiesbadener Theaterplatz war.) Hochzeit; eines von sieben Kindern Wilhelms des Zweiten. Acht Tage lang: Schmäuse, Gala, gesperrte Straßen. Eine Pracht, neben der alles von Statius über den Hofprunk Domitians, über Marmorsäulen, Goldgetäfel, Citrustische mit Elphenbeinsfüßen Erzählte, alles von der Goldstickerei auf den Speisefasß und Tafeltüchern der Kommodus und Elagabal Ueberlieferte verbleichen mußte. Säle, Bahnhöfe, Theater, Vorräume, Eßtische in Gärten gewandelt. Ein Lafaienheer in Silberkleidern und rosenfarbigen Seidenstrümpfen. Ein Schwarm rother, bis an den Oberschenkel in Tricot gezwängter Pagen. Der kostbarste Prunk, der zu erdenken war. Aber nicht, wie in alter Zeit an solchen Festtagen, eine Speisung armer Menschen; nicht eine. Und Alles „öffentlich“. Die Umzüge (britisch, russisch, preußisch; Fliederfarbe, Himbeerfarbe, Mailaubfarbe); die Raschheit des Ordenwechsels; die Zahl der Koffer und neuen Kleider (vierundfünfzig) der jungen Herzogin. Alles Allen, Bettlern, Berichterstatlern und Kinematographen, sichtbar; auch der letzte Abschied von einem geliebten Kind. (Nach dem vorletzten stand im Lokalanzeiger: „Nichts ist ergreifender zu sehen, als wenn die Großen der Erde einen Augenblick lang zeigen, daß sie Menschen sind, liebende, warmblütige Menschen.“ Sonst müßten wir sie für Götter, apanagirte, halten. Wird nicht im hintersten Pommern dem steifsten Junker von solchem erbärmlichen Schwatz zum Speien übel?) Und nun: die Vorbereitung zu einem Jubiläumsfest, wie es nicht Fritz von Preußen nach Mollwitz, Hohenfriedberg, Leuthen, nicht Wilhelm dem Ersten nach Düppel, Königgrätz, Sedan gerüstet ward. Dann Denkmalsenthüllungen, Kieler Woche, Nordlandfahrt, Jagden . . . Wer dem Kaiser vorlügt, des Volkes Herz sei bei diesen ewig wählenden Festen, müßte als Hochverräter gerichtet werden. Auch: öffentlich. Das Volk murren in Ungeduld: weil es heute mit der Frucht seiner Arbeit, morgen vielleicht mit seinem Blute die Rechnung des Höflingstruges bezahlen muß.



## Die große Liebe.

**D**ie große Liebe der Frau gilt dem König; oder Dem, den sie dafür hält, den sie aus einer überragenden Empfindung als den Größten zu sehen, nicht vermeiden kann. In ihr lebt die Angst, mit dem stärksten Gefühl isolirt und im Engen zu bleiben, die Furcht vor dem Abseits; und die Befriedigung, für das Urtheil des Herzens Resonanz und Bestätigung in der allgemeinen Werthung zu finden. Gepflegt werden kann sie nur in entwickelten gesellschaftlichen Zuständen mit reifem öffentlichen Urtheil; sie gedieh am Reinsten in der aristokratischen Rasse von sehr gegenständlichem Verstand, deren urtheilende Empfindung für den Menschen stärker war als ihr Gefühl, bei der normannischen Oberschicht des vorrevolutionären Frankreich. Aber auch eine demokratische Form der großen Liebe ist denkbar. Egmont ist König im Herzen der Regentin, im Herzen der Jünglinge und Männer, im Herzen des Volkes. „Du dürftest die ganze Welt über Dich richten lassen“, jubelt Klärchen fast erschrocken: sie hat das Glück, Den zu lieben, den Alle lieben, in dem sich Alle erhöht wiederfinden.

Von der starken Liebe, der Leidenschaft, die fast eine Idio-pathie ist, eng, blind, völlig gleichgiltig gegen das Urtheil der Andern, räuberisch und ausschließend, ist die große Liebe natürlich verschieden wie die Kunst von der Natur; und eben so mit ihr verwandt. Aber diesen Unterschied hat man vergessen. Seit der Decentralisirung der alten Gesellschaft, seit der Trennung von Macht und Geist hat die große Liebe Ziel und Sinn verloren. Das bürgerliche Jahrhundert, das aller Weite ein Ende machte, dem Kosmopolitismus, dem europäischen Geist, dem großen Stil, der Kunst, dem freien Blick auf das Leben, das eine unleibhaftige, unwahre Oeffentlichkeit geschaffen hat, hatte für die große Liebe keinen Raum; es gewöhnte die Frauen daran, sie literarisch zu erleben. Man fand den Helden im Roman, selbst in der Literaturgeschichte; dabei war man keiner Enttäuschung ausgesetzt und keinen Komplikationen; in diesen Träumen war die große Liebe auch erwünscht einfach, was sie im Leben nie gewesen.

Ist man heute scharfsichtiger geworden? In der Wirklichkeit vielleicht. Um so heftiger verlangt man das Unmögliche im Theater. Wenn ein Schauspiel im Titel „Die große Liebe“ verspricht, so erwarten Alle, daß die Größe und die Stärke und die Einfachheit einen Bund schließen, den sie auf Erden niemals geschlossen haben. Man muß zugeben, daß an Heinrich Manns Schauspiel die Wahrheit der Handlung nicht der einzige Fehler war, der



eine so gründliche Ablehnung, wie sie ihm im Lessing-Theater wurde, rechtfertigte. Dem Thema nicht angemessen schien auch das Milieu. Die große Liebe gleicht einer Begegnung auf hoher See, einem odysseyschen Abenteuer auf schwankendem Untergrund und mit offenem Horizont. Welches Medium aber bietet die Gegenwart für ein solches Erlebnis? Nur die mondäne Schicht. Warum gilt deren Darstellung heute nicht mehr als eines ernsthaften Autors würdig?

Auf einer gewissen Stufe der geistigen Helligkeit giebt nur noch die Schönheit Muth zum Leben; die Schönheit der Form, der Wahrheit und der Empfindung. Aber diese sehnstüchtig gespannte Wachheit verändert auch alles moralische Urtheil. Schonung bekommt das Gewicht und die Wirkung der Beleidigung, Krankheit wird etwas Beschämendes, Schwäche wird Schande und Tröstung Schimpf; man schlägt durch partielle Anerkennung und beleidigt durch Güte; der Neid bekommt heilende Kraft, wenn er ehrlich ist; und das Böse wird zur Wohlthat. Es gilt, zu sein, zu können, und Unfähigkeit allein ist Schmach. Zu dieser Welt vereinigen sich das Leben der Leidenschaft, der Kunst und der Macht; und auf ihrem Grund wächst die Stimmung, hart, kalt und üppig, die man mondän nennt. Diese Welt widerspricht nicht der künstlerischen Darstellung; ein Dichter hätte sie erfinden müssen, wenn sie nicht schon wäre. Sie ist der Kriegszustand der Gesellschaft in äußerster Verfeinerung. Sie ist nicht aufrichtig (Das wäre zu viel gesagt), aber sie hält sich an der Grenze irgend möglicher Aufrichtigkeit; sie ist ehrlicher als die Welt der Bravheit, der Arbeit, der Ethik und der Allgemeinheit, weil sie unabhängiger ist, weil sie einen hohen Grad von Freiheit bei ihren Mitgliedern voraussetzt und sich allzu Abhängigen verschließt; weil in ihr Selbsttäuschung lächerlich macht, fast ehrlos; weil sie das Materielle als Kritiker einsetzt und nicht mit Gefühlen bezahlt. In ihr zeigt sich das animalische Genie des Menschen in seiner Vollkommenheit; sie ist eine abstrakte Thierheit, bereichert um alle Möglichkeiten der Civilisation. Sie zeigt, was aus der Menschheit wird, wenn der Satz, daß der große Geist das Höchste sei, nicht mehr bewiesen werden kann, wenn man kein Blut mehr dafür opfern will (denn einen anderen Beweis wird es kaum geben). Den Charakter der Thierheit offenbart sie auch in der Sucht nach Gegenwärtigkeit: man will so handeln, so sein, so scheinen, wie es nur gerade in diesem Augenblick der menschlichen Geschichte möglich ist; erst dann glaubt man seine Gegenwart, hat sich in der Gegenwärtigkeit genug gethan; fast genug: weil die vollkom-



mene psychische Frische der Thierheit, die Unschuld gegenüber der Zeit, die der Nerv der Mode ist, sich nie ganz erreichen läßt. Diese Welt ist durchaus nicht mit der „Gesellschaft“ identisch, die ganz anders geschichtet ist und sich um die Erben historischer Leistungen kristallisiert. Der Landeskönig, und was sich um ihn sammelt, die offizielle Welt, gehört trotz allen Ausnahmen zum Volk und ist im Wesen keinesfalls mondän. Hier herrscht die Kontinuität, der Kompromiß und die ganze zufällige Schwere irdischer Abhängigkeiten. (In Republiken ist die Scheidung weniger scharf; auch der dritte Napoleon scheint daran zu Grunde gegangen zu sein, daß er Beides nicht auseinander hielt.) Falsch wäre daher, die mondäne Sphäre für eine Randerscheinung der Gesellschaft zu halten; sie hat ihre Gesetze, ihre Ahnen, ist viel älter als alle historischen Gesellschaften. Ihre psychischen Neigungen haben unendlich tiefe Wurzeln, sie ist Allen verständlich, international und beherrscht die Phantasie der Völker, viel mehr als man wissen will; verkörpert sie doch, was sich an den alten menschlichen Thierträumen vom Paradies und von einem zeitlosen, unbeschwerten, musikalischen Jenseits verwirklichen läßt.

Es wäre verwunderlich, wenn den Künstler diese Welt nicht anzöge. Hier ist Wahrheit, Schein, Freiheit und Intensität, ein Abglanz der von Nektar und Ambrosia lebenden Tafelrunde, um deren Unbedingtheit Goethe und Flaubert die alten Dichter beneideten, und ein Rest der alten highway-men und Abenteuerer der vorstaatlichen Zeit. Wenn dieses Milieu ein Nothbehelf für den Künstler ist, so giebt es doch keinen anderen. Oder soll er die bürgerliche Welt der Kompetenzen darstellen, der Vorgesetzten und Untergebenen, der durch Abhängigkeit verwischten Physionomien? Wo ist das bürgerliche Drama, von dem immer gesprochen wird? Jbsens Drama war antibürgerlich, zuerst grundsätzlich, dann hoffnungslos. Das Elend, das reine, unbedingte Elend hat freilich künstlerische Qualität; aber es ist auch unbürgerlich. Kunst und Bürgerthum geben eine Dissonanz, die sich als Karikatur offenbart, nie als gültige Kunst.

Natürlich ist es nur der mythische Gehalt des Mondänen, den Heinrich Mann in der Heldin seines Schauspiels verkörpert wissen will, nicht die üblen Beimischungen und Halbheiten, die man auch darunter begreift. In seiner Liane lebt der Nerv dieser Welt, die illusionlose Leidenschaft, die freie, treulose Gegenwärtigkeit, die absolute fairness; und der Tropfen Skepsis im Hirn, der ehrlich macht. Aber da sie viel zu bewußt ist, um nicht in ihrer Art des Daseins ein Abseits von der großen Entwicklung



zu fürchten, so kann sie sich in ihrer Liebe vergreifen und in einem großen Musiker und in dem Werk seines Menschen einenden Verlangens zugleich die Bestätigung und die Vertiefung ihrer Art zu finden meinen. Zwischen der Freiheit der mondänen und der Freiheit der Rousseau-Welt schlägt die große Liebe wohl Brücken; doch so gebrechlich, daß sie kein Unwetter überstehen.

Das Thema ist also durchaus der Stimmung der großen Kunst gemäß, scheint aber der Dramatik zu widerstreben, die mit der entschiedenen Schönheit eines engen Flußbettes in eine klare Mündung verläuft. Wenn Mann statt einer geschlossenen Fabel eine mit musikalischer Weisheit angeordnete Situationsfolge giebt, so zwingt ihn nicht nur das Thema, sondern wohl auch sein eigener Kunstwille. Die Kunst opponirt in ihm der Dramatik; und die Elemente einer reinen Theaterkunst werden in seinem Schauspiel sichtbar. In der alten Dramatik werden die rhetorischen Gesetze auf die Handlung angewendet; die alte Folge von Auseinandersetzung, Widerspruch, Widerlegung und erhebendem Abschluß, also etwas der Kunst, wie der Natur, durchaus Widersprechendes, wird da ins Sichtbare übertragen. Gegen diese Unterwerfung unter kunstwidrige Gesetze hat das Gewissen der Künstler stets rebellirt. Zuerst im Abschluß; Kleist schrieb ein Freiheitsdrama und endete es mit einer zweifelnden Wendung, die Alles in Frage stellt, statt mit einer Aufforderung. Ein Musiker findet (denn auch die Musik war an die rhetorische Anlage gefesselt), daß man die Sätze der Neunten Sinfonie nur einzeln spielen sollte, denn der Zusammenhang des Ganzen habe die Logik einer Abhandlung und mit Kunst nichts zu thun. Allenfalls könne man mit dem fünften Satz anfangen und mit dem ersten aufhören; dann verlieren sie als Musik noch gar nichts; man könne ja auch ein Triptychon von links nach rechts oder von rechts nach links ansehen, wie es gefällt. So schwebt auch dem Dichter eine reine Theaterkunst vor, die in jedem Augenblick dramatisch ist: eine Handlung, in der die Schönheit der Witterung herrscht und der Witterungumschlag; keine große Wellenlinie von angeblich unentrinnbarer dramatischer Nothwendigkeit, mit Pathologie und Unfällen, sondern ein ewig bewegtes Spiel des Seelenmeeres, auf dem die menschlichen Schicksale schaukeln. Das Undulatorische an Goethes Dialog, das seinen Zeitgenossen verhaßt war, empfinden wir heute als Wahrheit. Bei ihm wirkte die Freude am Umschlag manchmal schon bis in den einzelnen Satz: „Ich weiß nicht, wie mein Vater abdanken konnte, aber ich will es auch.“ Widersprechen dürfen einander zwei Sätze, meinte er, wenn nur jeder



stark ist. Lady Macbeth darf in einem Akt bei ihren Kindern schwören und im nächsten darf ihre Kinderlosigkeit beklagt werden. Das Weltbild des Künstlers, dessen Stärke ist, daß er alle Farben in sich hat und absolut hell ist, entsteht durch den stets lebendigen Kontrast, den die natürliche Leuchtkraft der Gefühle hervorruft. Dabei löst sich nicht die Dramatik auf, sondern ihre Konflikte sind in jedem Augenblick vorhanden. Die absolute Theaterkunst geht so über die einfache Dramatik hinaus, wie die höhere Analysis über die Elementar-Geometrie; oder wie der Kunstroman über die Erzählung. Und wie man die analytische Geometrie nicht mit dem selben Verstand begreifen kann wie ihre Elemente, sondern eine stärkere, freiere Haltung nöthig ist, um sie zu erfassen, so fordert auch die Theaterkunst eine stärkere Selbstbehauptung. Dem Schwabenden der Handlung, dem Schwankenden der Charaktere gesellt sich eine fahle Stimmung des Ethisch-Anständigen. Diese drei Elemente sind dem neuen Theaterdichter willkommen, doch nun hat er einen Feind, in der Kälte des Wortes. Die dramatische Fabel gab dem Dialog eine substantielle Wärme und Bestimmtheit, die ersetzt werden mußte durch die lyrische Bestimmtheit. Die aber widerstrebt der Akustik des Theaters.

Der Haß gegen das Brutal-Dialektische des Wortes, gegen das Uebertreibende, selbst Karikaturistische des Wortes scheint auch Heinrich Mann befallen zu haben. Seit Faust „das Wort so hoch unmöglich schätzen konnte“, hat die Wortmüdigkeit beträchtlich zugenommen. Nicht nur die That, auch Leib, Tanz, Ton und Bild und selbst die Zahl hat man höhnisch über die ohnmächtige Sprache erhöht. Und es ist verständlich, daß ein Dichter, der kräftig die Sinnlichkeit der Sprache befördert, ihre Schmiegsamkeit, ihren Reigen und ihren Schritt geliebt hat, dem sie so zu beseeltem Körper wurde, heftig enttäuscht ist, daß er ihres Scheines nicht gewiß werden kann und an ihre Offenbarungskraft nicht mehr glaubt, nachdem er nie ein anderes Echo als das Mißverständniß erfahren. Wie oft hat Mann vergeistigte Bewegungen durch das Wort beschworen und war darauf angewiesen, ob der Hörer sie vollziehen wollte; auf dem Theater brauchte er nur einen Text zu liefern, der Anlaß gab, alle diese erschauten Bewegungen lebhaftig zu äußern, sie mit schärfster Genauigkeit und Abgewogenheit den Sinnen des Zuschauers zu übertragen. Und welches Glück, eine Spielerin zu finden, in deren Natur die ganze Buntheit, die in den Schächten seiner Phantasie verborgen war, zu Tage lag; in der die musikalische Sprechstimme tönte, die aus den Säken seiner Romane nur dem empfänglichen, willigen Leser entgegen fliegen



konnte, aus deren Leib die Geberden wie Farbenblitze schossen, um Qualen und Entschlüsse dicht zu verkörpern, denen das Wort mühsam nachging.

Dieser Vorgang ist bedeutend: die Dichter zweifeln am Scheinleben des Wortes und zu gleicher Zeit erhebt sich die Schauspielkunst, freilich erzogen durch Literatur, zu neuem Selbstbewußtsein. Man hört die Forderung, daß die Bühne dem Schauspieler gehöre, daß dieser Anspruch endlich verwirklicht werden müsse; dem Worte solle die dienende Rolle zugewiesen werden; es sei unmöglich, einen Dialog, den ein geistiger Kopf in seinen stärksten Stunden eronnen, in den er da seine ganze Welterfahrung auf die kunstreichste Art zusammengefügt habe, zu sprechen und noch Kraft übrig zu behalten für ein fortreißendes, zwingendes Spiel; alle guten Texte seien überladen mit Detail und nehmen ihre Muster aus einer Zeit, wo das Theater die einzige öffentliche Stätte der Mittheilung war. Wie viele Nuancen müsse man fallen lassen; warum solle der Text nicht voraus darauf verzichten und sich genau den Kräften und Bedürfnissen des Spielers anpassen? Und die Dichter sind bereit, dem Schauspieler zu dienen, und machen nur eine Bedingung: daß es nicht darauf hinausläuft, ihm nach alter Praxis „die Rolle auf den Leib zu schreiben“, sondern daß er die Möglichkeit bietet, sie ihm auf die Seele zu schreiben; und der höchste Wunsch wäre vielleicht, daß es Etwas gäbe, das man die Seele eines Ensemble nennen könnte.

Manns „Große Liebe“ ist augenscheinlich ein Versuch dieser Art, aus langen Konferenzen mit der Schauspielkunst entstanden. Der Dichter der „Großen Liebe“ hatte all sein Vertrauen auf die Schauspieler gestellt. Der Text war nur der farblose Grund, auf den sie die Charaktere auftragen sollten. Die Deutung der Rollen, ihre Hintergründe, ihre symbolische Resonanz, die Anweisung für ihre Auffassung: Das steht in seinen Romanen; sie mußten mitgespielt werden. Es läßt sich nicht leugnen, daß in der Aufführung des Lessing-Theaters alle Gefahren dieses Versuches sichtbar wurden. Wer aber an die Mission der Kunst glaubt, von ihr einen leichteren Gang des menschlichen Geistes und einen geräumigeren Aufbau seiner Seele erhofft, Der muß trotzdem jeden Versuch, die alte Dramatik durch eine wirkliche Theaterkunst zu ersetzen, begrüßen. Heinrich Mann hat seine hier vermutheten Prinzipien vielleicht zu unbedingt und unbefümmert angewandt. Man braucht deshalb nicht zu bezweifeln, daß er auf dem richtigen Weg ist.

Charlottenburg.

Lucia Dora Frost.





## Dreißig Jahre deutscher Dichtung.

Nur als Kette ist uns der Zeitbegriff begreiflich. Eine Gegenwart verstehen, heißt: eine Entwicklung verstehen; vielleicht auch: aus der Vergangenheit Schlüsse auf die Zukunft ziehen. In der Regel taugt zum Beurtheiler der Gegenwart nur, wer selbst ein Stück ihrer Vergangenheit erlebt hat. Phantasie, Studium und kritischer Verstand sind Surrogate der Erfahrung; nur da, wo diese Helfer die Erfahrung nicht ersetzen, sondern ergänzen, giebt's einen vollen Werth.

Wer die geistige Zeit, die in den letzten dreißig Jahren geworden und zum Theil schon wieder gestorben ist, wer den Uebergangszustand unserer Gegenwart aus den Uebergängen, die hinter uns liegen, kennen lernen will, Der lese das Buch von Albert Coergel: „Dichtung und Dichter der Zeit. Eine Schilderung der deutschen Literatur der letzten Jahrzehnte.“ Wer selbst ein Schrittmacher oder Mitläufer dieser Jahrzehnte gewesen, findet in dem Werk eine sehr förderjame Ergänzung seiner Erfahrung durch die Phantasie, das Studium und den kritischen Verstand eines Begabten. Von vielen Seiten des Buches geht ein Hauch aus, so frisch und stark, als käme er unmittelbar von der Pflug-erde, während doch lange Jahre seit Saat und Ernte verflossen sind und manche frühe Frucht jetzt kaum mehr in der Konservenbüchse der Leihbibliothek zu finden ist.

Albert Coergel wurde erst 1880 geboren; hat demnach als Zeitgenosse nicht durchlebt, was er nacherlebte. Bei der Art seines Werkes ist Das merkwürdig. Doch er besitzt die Fähigkeit, sich Vergangenheiten so gegenwärtig zu machen, wie es sonst nur eine treue Erinnerung vermag; und er ist von keiner persönlichen Vergangenheit befangen. Daß uns, fast Allen, zu den Erscheinungen des Tages die für eine unge- trübte Erkenntniß nothwendige Distanz fehlt, merken wir, wenn das Heute zum Gestern oder Chegestern geworden ist. Doch eben so richtig ist, daß die Litterarhistoriker zu den Dingen, die einmal flüssige Wal- lung gewesen sind, manchmal zu weite Distanz haben und in ihrer „Abgeklärtheit“ zu den Dunkelheiten, die einst neues Licht im Schoß trugen, eben so wenig zurückfinden wie mancher Graukopf zu den Ge- fühlen seiner Jugend.

In mehreren wesentlichen Punkten unterscheidet sich Coergels „Schilderung der deutschen Literatur der letzten Jahrzehnte“ von der älteren Litterargeschichte. Zuerst und hauptsächlich darin, daß der Ver- fasser nicht einem ästhetischen Dogma, nicht einem System die Neigung opfert, allen freien, einander etwa gegensätzlichen Dichterpersönlichkei- ten und Richtungen empfänglich nachzufolgen. Er klassifizirt nicht mit Gut oder Schlecht, je nachdem die einzelne Erscheinung zu seinem „ro- then Faden“ paßt, und skeletirt dennoch sauber die Periode, die er mit



allen ihren üppigen Wucherungen darstellt. Er wird den Individualitäten der Geister gerecht und weist doch deutlich auf die Zusammenhänge, auf das Siegen und Unterliegen der Ideen.

Ferner: die rein-ästhetische, rein-literarische Literaturgeschichte kam in einer Zeit zu Ehren, in der die Dichtung vielfach sich in ein Wolfenkußheim oder in die schlimmen Verlogenheiten des Romoediantischen und Romanhaften verirrt hatte. Wo immer aber Dichtung der Ausdruck eines „Zeitgeistes“ ist, kann sie von ihrem Schilderer nicht anders dargestellt werden als im Zusammenhang mit der Gesamtheit der menschlichen Kultur ihrer Zeit, im Zusammenhang also mit den die Zeit beherrschenden sozialen, wirthschaftlichen, philosophischen und naturwissenschaftlichen Ideen. Wer die heißen Schlachten, die vor dreißig Jahren begannen, nur unter dem Gesichtswinkel des schöngeistigen Geschmacks beurtheilte, wäre dem Geist der Zeit so fremd wie der Bedeutung ihrer Dichtungen.

Noch heute werden Literaturbücher geschrieben, deren Senfloth nur durch die leichte Schicht der Poetik dringt. Das Buch Goergels entstand jedoch aus der selben Tiefe, aus der sich vor dreißig und mehr Jahren der erste stürmische Auftrieb der Unzufriedenheit eines neuen Geschlechtes erhob. Wir erleben den literarisch-politischen Sozialismus wieder und begleiten seine Entwicklung durch die Temperamente der Dichter; seine Entwicklung zum Edelanarchismus, zur Sozialaristokratie, zum Individualitätsglauben. Aus dem Naturalismus (dem Nothstandsroman und dem Elendsdrama) entwickelte sich eine minder einseitige gesellschaftliche Dichtung und eine neue Romantik; aber die Kerntugend des Naturalismus, von Vorurtheil freie Aufrichtigkeit, ging nicht verloren. Daß Goergel diese Wandlungen und Entfaltungen nicht als zufällige Erscheinungen, vielmehr in all ihrer Folgenothwendigkeit abspiegelt und zugleich die vielen Nebenkräfte nicht vergißt und den Zusammenhang der Literatur mit den übrigen Aeußerungen der Zeitkultur nicht übersieht: Das macht sein Dichterbuch zu einem Stück Zeitgeschichte.

Und wie behandelt er den Stoff? Nicht mit Lehrjäten. Sondern: indem er die Dichter und ihre Werke sprechen läßt und sie mit kleinen, aber bedeutsamen Hinweisen einander nahbringt und ihre Gemeinschaften und Gegnerschaften aufweist.

Vorbildlich erscheint mir das Buch auch darin, daß es nur einen kleinen, doch inhaltreichen Zeitabschnitt erledigt. So vielfach auch der große Geist der Wissenschaft durch das Spezialistenthum Schaden leidet (dort nämlich, wo der Blick für das Ganze erblindete): zu verkennen ist nicht, daß nur stoffliche Bescheidung dem einzelnen Kritiker die Möglichkeit gewährt, sich in einen geistigen Zeitkreis völlig einzuleben und mit eigenem Erleben den vollen Gewinn aus den fremden Schöpfungen zu heben. Die deutsche Universal-Literaturgeschichte, die vom Bischof Ulfilas bis zu Herbert Eulenberg reicht, muß auf solchen persönlichen Gewinn verzichten. Denn aller menschlichen Kraft ist eine



Grenze gesetzt. Wir sehen denn auch, daß sich manche wissenschaftliche Literaturhistoriker mehr um ihre Axiome und Theorien als um die widerspruchsvollen dichterischen Erscheinungen bemühen oder daß sie sich, wo das Streben nach tabellarischer Vollständigkeit herrscht, vielfach mit den Beiträgen und Urtheilen ihrer Vorarbeiter behelfen.

Zumal für die kritische Darstellung der neuesten Literatur ist oberflächliche Vielwisserei, die sich aus fremden Quellen nährt, nur vom Uebel. Hier versagen die festen Stützen der Ueberlieferung. Hier tritt an den Historiker, der fremden Urtheilen folgen möchte, deren eine verwirrende Fülle heran. Will er nur seinem eigenen Kopf und Herzen vertrauen, so ist er durch die Masse der jüngeren Produktion zu einer Theilung des Arbeitsgebietes gezwungen.

„Seinem Titel getreu“, sagt der Verfasser im Vorwort, „möchte dieß Buch eine Uebersicht geben über die deutsche Dichtung der Gegenwart, von ihren Anfängen um die Wende der achtziger Jahre an bis zur jüngsten Entwicklung, möchte die Kräfte am Werk zeigen, die die deutsche Dichtung in dieser Zeit wechselnd bestimmten. Aber ich möchte auch wieder nicht einem herausgefühlten oder =gedeuteten Entwicklungsschema die Dichterpersönlichkeit opfern, deren Bestes nicht das mit anderen Gemeinsame, sondern das sie von anderen Unterscheidende ist. Ich charakterisire deshalb selten einen Dichter durch nur ein Werk, das gerade in der gezogenen Entwicklungslinie liegt, sondern durch möglichst alle seine Werke, auch wenn sie sich der Einordnung widersetzen, ja, freue mich gerade auch an solchen irrationalen Werken.“ Die thematische Eintheilung des Buches ist klar und übersichtlich. Es hat drei Abschnitte. Im ersten wird die Vorgeschichte des deutschen Naturalismus erzählt und von seinen Vertretern berichtet. Mehrere Kapitel sind den frühesten Organisationen der jungen Dichterschaaen gewidmet und beschäftigen sich, immer die persönlichen Erscheinungen lebensvoll gestaltend, mit München, wo Conrad „Die Gesellschaft“ schuf, und mit Berlin, wo im Jahr 1882 die Brüder Hart ihre ersten „Kritischen Waffengänge“ schlugen und 1890 Harden, Brahm, Schlenther, Leo Berg die geistige Führerschaft übernahmen. Diese Zeit der Verkündung schließt ab mit der Gründung der Freien Bühne in Berlin und der Aufführung von Hauptmanns Drama: „Vor Sonnenaufgang“. Nun folgt das Kapitel: „Naturalismus und Sozialismus und ihre Zeit“; eine lange Reihe von Dichtermographien.

Der zweite Theil des Buches ist in das Zeichen Niezsches gestellt. Aus dem Wirrsal neuer Forderungen erhebt sich klar und klarer das Persönlichkeitsdogma gegen den intellektuellen Sozialismus. Ein Schlagwort für diese Zeit, wie es der Naturalismus für die vorhergegangene war, läßt sich nicht prägen. Symbolismus, Neu-Romantik: diese Worte decken nur einen Theil der Bestrebungen, die ja ein gemeinsames Ziel auch nur insofern haben, als die Dichter zwar die Gegenwart in ihren Höhen und Tiefen erkennen wollen, Das aber nicht mehr mit Hilfe eines einheitlichen Programms vermögen; ihre Lösung



ist vielmehr Zolas Wort: „Ein Stück Natur, gesehen durch ein Temperament“; wobei die Natur nicht mehr im Sinn des Naturalismus auf das Stoffliche, Körperliche und wissenschaftlich Beglaubigte beschränkt wird. Das letzte Hauptstück des Buches behandelt unter dem Merkwort „Gegenwart“ das Jahrzehnt von 1900 bis 1910.

Goergel zeigt seine schönste Kraft nicht in theoretischen Gruppierungen und Beweisführungen, sondern im künstlerischen Portrait. Mehrere hundert deutsche Erzähler, Lyriker und Dramatiker macht er mit ihren Werken dem Leser vertraut. Die eigene Ueberzeugung stellt der Verfasser nicht zurück, doch bemüht er sich vor Allem, dem Willen des Dichters gerecht zu werden.

Freilich fordert ein persönliches Urtheil auch Widerspruch heraus. Ich will hier nicht im Einzelnen Meinung gegen Meinung setzen, da doch alle Kunst wie alle Religion am Ende Gefühlsache ist. Nur einige Irrthümer und Unterlassungen möchte ich feststellen. Falsch ist, Peter Rosegger als einen Vorgänger der modernen wiener Dichtung zu nennen. Der Steirer steht im natürlichen und bewußten Gegensatz zur Gruppe Bahr, Schnitzler, Hofmannsthal, in einem Gegensatz, den die Schlagwörter „Großstadt“ und „Provinz“ nur zum Theile decken, der sich besser vielleicht als überreife, nervenfeine Kultur und als junges Bauernblut festhalten läßt. Der Bedeutung Roseggers als des Repräsentanten eines eigenen Stammes und einer eigenen Naturwelt ist Goergel nicht nah gekommen. Hier sei auch vermerkt, daß er den eigartigsten der österreichischen Dialektdichter, Franz Stelzhamer, fast ganz übersieht. Stelzhamers Leben und Wirken liegt zwar vor den achtziger Jahren, durfte aber bei Besprechung der österreichischen Früh-Realisten eben so wenig übersehen werden wie das Rüdnbergers.

Ungenauere Informationen enthält die Einleitung zu dem Kapitel „Das Junge Wien“, so weit sie sich auf den Durchbruch Ibsens in der österreichischen Hauptstadt bezieht. Goergels Darstellung des 1891 in Wien herrschenden literarischen Zustandes entspricht nicht den Thatfachen. Ich kann aus persönlicher Erfahrung versichern, daß die Zahl der Ibsen-Anhänger damals in der deutschen Theaterstadt der Franzosen verschwindend klein war und der persönlich anwesende Ibsen zwar auf einem Bankett junger Musensohne gefeiert, von dieser seltsamen Huldigung jedoch nur recht mäßig „beglückt“ worden ist. Unstatthaft scheint mir auch die flüchtige Erledigung Eduard Stuckens, des Dichters dramatischer Romanzen, der in die Symphonie der Gegenwart einen eigenen (mystischen) Ton mischte. Ferner wundert mich, daß der umsichtige Spektator zwei literarische Erscheinungen völlig übersehen hat, die von Belang sind. Zunächst die Roman- und Novellenschreiberin Mite Kremnik, deren Erstlinge im Beginn der achtziger Jahre von der Kritik als realistische Erfüllungen bezeichnet wurden. Im Ausland lebend, abseits von Schule und Klüngel, offenbarte diese Dichterin als eine der Ersten die Instinkte des Zeitgeistes und auch in ihren jüngsten Werken (den Romanen „Die Getäuschten“ und



„Ist Das das Leben?“) ist sie die moderne Psychologin. Die zweite Unterlassungsjünde trifft den deutsch-finischen Dichter Adolf Paul, auf den Goergels Rechtfertigung der Absenzen („Ein Typus mußte öfters für Verwandtes stehen“) nicht anzuwenden ist. Denn in der großen Familie unserer Dichter hat er schwerlich einen Bruder oder Vetter.

Doch der Lücken wegen sei nicht die Schätzung des Ganzen gemindert. Goergels Buch ist eine starke Leistung des Fleißes, des Gewissens, der Liebe und des Talentes. Um die Dichter und ihre Werke thut sich mit Licht und Schatten, mit Jubel und Elend, mit drohendem Groll und gläubiger Sehnsucht ihre Mitwelt auf. Dürfen wir diese Zeitgenossenschaft der Dichter ohne Weiteres die Gegenwart nennen? Von einem Jahrhundert, das lange nicht so raschlebig war wie unseres, sagt Goethe in „Dichtung und Wahrheit“, es reiße den Willigen und den Unwilligen mit sich fort und bestimme und bilde ihn so, „daß man wohl sagen kann, ein Jeder, nur zehn Jahre früher oder später geboren, dürfte, was seine eigene Bildung und die Wirkung nach außen betrifft, ein ganz Anderer geworden sein.“ Goergels „Dichtung und Dichter“ beschreibt dreißig lange Jahre, die ihre geistigen Kinder „fortgerissen, bestimmt und gebildet“ haben.

Wilmersdorf.

H e r m a n n R i e n z l.



## Das Recht auf den Tod.

**M**anche Dinge sind längst mit allem Komfort der Neuzeit ausgestattet worden: Wohnungen, Eisenbahnen, Ozeandampfer und Anderes. Nur der Tod hat nichts davon abbekommen, vielleicht, weil der Interessentenkreis ziemlich klein ist und noch Keiner aus ihm seine Stimme erhoben hat. Im Grunde aber handelt es sich wohl bei dem Problem, das ich zur Erörterung stellen möchte, um eine wirkliche Frage der Humanität; dies Wort nicht in dem Sinn verstanden, von dem Goethe abwehrend sagte: „So wird ja Einer des Anderen Krankenwärter“. Sondern im Sinn der Verminderung unnützen Menschenleides und der Steigerung der Lebensfreude in allen Lebensfähigen.

Darf unheilbar Kranken, die selbst aus dem Leben zu scheiden wünschen, nicht fortgeholfen werden? Natürlich nur, wenn der Wunsch aus freiem Willen des Kranken kommt und ein beamteter Arzt den Fall geprüft, ein beamteter Jurist festgestellt hat, ob die Beschleunigung des Todes nicht etwa berechnigte Interessen Ueberlebender be-



einträchtige. Denn die Erde ist das Gefilde der Lebendigen; um deren willen könnte man vielleicht auch vom Kranken ein längeres Ertragen seiner Leiden verlangen.

Bisher hat die Kulturmenscheit gethan, als wäre sie ein Verein zur Erhaltung aller natürlichen Todesarten und als wären diese Arten Meisterwerke der Schöpfung, deren Bewahrung Pflicht ist. Wie man in Amerika und in anderen Ländern Reservate eingerichtet hat, in denen man die natürliche Beschaffenheit des Landes, der Fauna und Flora als Beispiel zu konserviren strebt. Aber selbst religiöse Gemüther werden nicht behaupten, daß der Weltenlenker die Zahl der Jahre, Monate oder Wochen für jeden leidenden Menschen vorausgewollt und bestimmt hat. Nach der Bibel soll die Frau mit Schmerzen Kinder gebären: und trotzdem ist man bemüht, mit Morfse und „Luzuzange“ in den Augenblicken des höchsten Schmerzes den Gebärakt zu erleichtern. Muß das Sterben durchaus schmerzhafter sein als das Gebären? Bis vor kurzer Zeit stürzten sich die Aerzte mit der Rammerspritze auf jeden Sterbenden, um ihn noch einmal aus der Agonie wach zu rütteln. Wozu? Das wußte kein Mensch. Um den Aerzten das Machtgefühl zu geben, daß sie ein Mittel besitzen, mit dem sie Sterbende in ein kurzes Bewußtsein zurückrufen können? Oder trieb das Berufsgefühl den Arzt, gegen Krankheit und Tod in jedem Fall zu kämpfen? Diese Zeit ist wohl vorüber; noch aber sind wir nicht so weit, daß der Arzt dem Kranken und Sterbenden in den erwünschten Tod helfen darf. Um den Kulturmenschen ist's da am Schlimmsten bestellt. Bei den Naturmenschen wird, wie bei den Thieren, jedes unheilbar kranke Geschöpf schnell beseitigt oder es verreckt; und jeder Thierhalter ist so mitleidig, im Nothfall seinem Thier eine wohlgezielte Kugel zu gönnen. Der Kulturmensch wird, auch wenn er gar kein Subjekt mehr sein kann, sondern nur noch ein Objekt für Aerzte und Pflegepersonal, so lange wie möglich auf der Erde festgehalten.

Nun könnte man einwenden, sich selbst fortzuhelfen, sei Privatsache. Aber es giebt Situationen, aus denen selbst das eifrigste Nachdenken nicht den Weg in den Tod weist.

In den hippokratischen Schriften ward uns der Eid überliefert, in dem die Aerzte geloben mußten, niemals einem Kranken ein tödtliches Gift zu geben. Der Grund dieses Gebotes wird nicht angegeben. Wir kennen aber aus der antiken Geschichte manche Fälle, in denen sich ein Mensch (zwar nicht wegen einer Krankheit, aber wegen irgendwelcher Lebenswirren) mit Gift hinweghalf. Und heute besitzen wir viel mehr sicher wirkende Gifte. Die sollte man den Bedürftigen nicht versagen. Dann könnten sie in einer relativ günstigen Stunde leicht und heiter Abschied nehmen und, wie Sokrates, sprechen: „Wir sind dem Asklepios einen Hahn schuldig.“ Dr. Ludwig Kraft.





## Fünfprozentige.

**D**ie Obligationen amerikaniſcher Eiſenbahnen hatten dem deutſchen Kapitaliſten biſher keinen Kummer bereitet. Feſtverzinsliche Werthe gerathen nicht ſo leicht in den Bereich der Sorge. Nun aber iſt geſchehen. Die Bonds der Saint Louis and San Francisco-Bahn haben den Anſtoß gegeben. Die fünfprozentige Gruppe (in Berlin werden 4- und 5prozentige Serien notirt) hat 15 Prozent vom Einführungs- kufs verloren. Die Bonds wurden im Januar 1911 zu 88½ Prozent angeboten und in Deutſchland ziemlich viel gekauft, obwohl aus dem niedrigen Subſkriptionpreis zu erſehen war, daß es ſich um eine nicht normale Anlage handle. Aber man war 1911 noch nicht durch Fünfprozentige ſo verwöhnt wie heute und griff deſhalb gern zu. Die Emission hat eine gewiſſe hiſtoriſche Bedeutung: ſie brachte das „lezte Auftreten“ amerikaniſcher Papiere vor dem berliner Wuthgeſchrei über die Chicago-Milwaukee-Bahn, deren Aktien der Handelsminiſter die Einführung in Berlin verweigerte. Schon die Andeutung, die Shares ſeien am Ende nicht ſchlechter als die kurz zuvor zugelassenen Bonds, wurde als Begünſtigung des Emissionshauſes, der Berliner Handelsgesellſchaft, gedeutet; und als dann die Dividende der Chicago-Bahn zurückging, ſchrie man: „Das haben wir ſchon damals gewußt.“ An den fünfprozentigen Schuldverſchreibungen der Saint-Louis and San Francisco-Bahn ſind auf je 1000 Dollars 150 verloren worden; aber nirgends ſpürten wir Etwas von dem ſittlichen Pathos, das gegen Chicago-Milwaukee tobte. Immer wieder iſt dieſer Anblick lieblich: wie die moralische Empörung ſich da einſtellt, wo ſie in ein Krämchen paßt, und mit ihrer lezten Spur verſchwindet, wenn ſie den Kram ſtören könnte. Freilich darf bei der Rückſchau nicht vergeſſen werden, daß die Saint Louis-Bonds von der Deutſchen Bank eingeführt worden waren, deren Leiter dem Inſtrument Oeffentlicher Meinung mit beſonderer Geſchicklichkeit holden Ton zu entlocken wiſſen.

Die Bondsbaſiſe kam aus New York. Das Publiſum fürchtet, der Schuldverſchreibungsdienſt könne ſchwierig werden, weil die Geſellſchaft zur Verbeſſerung ihres Bahnkörpers und des rollenden Materials Geld braucht, für das noch keine Quelle gefunden iſt. Die Obligationen ſind durch den Beſitz der Bahn geſichert. Deſſen Güte aber hängt von der techniſchen Leiſtungsfähigkeit des Betriebes ab. Iſt es nicht möglich, neue Wagen und Lokomotiven anzuschaffen, ſo leidet natürlich der Werth der Anlage; und die Louis-Francisco-Bahn hat für die Erneuerung ihres Beſizes weniger aufgewendet als andere Geſellſchaften. Sie iſt obendrein mit einer großen Bondſchuld belastet (300 Millionen Dollars, bei nur 41 Millionen Aktienkapital); die Bedenken ſind alſo nicht grundlos. Die Schwäche der amerikaniſchen Bonds iſt übrigens eine allgemeine Erſcheinung; Eiſenbahnen und induſtrielle Geſellſchaften können ſich nur noch unter erſchwerenden Umſtänden neues Geld verſchaffen. Die Baltimore and Ohio-Bahn hat Schuldverſchreibungen,



die in Aktien umgewandelt werden können, zu  $4\frac{1}{2}$  Prozent ausgegeben. Zwei Drittel des Gesamtbetrages blieben dem Finanzkonsortium. Die New York Central hat es mit Bonds überhaupt nicht versucht, sondern sich auf ein Jahr 30 Millionen Dollars in New York, London und Paris gepumpt und zahlt dafür 6 Prozent Zinsen. Das Publikum ist mit Eisenbahn- und Industriepapieren übersättigt. Selbst eine so sichere Chance, wie sie eine  $4\frac{1}{2}$ prozentige Anleihe der Stadt New York bietet, übte keinen starken Reiz. Die reichste Kommune der Vereinigten Staaten mußte sich zur Wahl des  $4\frac{1}{2}$ prozentigen Rententhpus entschließen und der Kurs, der ihr geboten wurde, war niedriger als der Preis, den sie vor einem Jahr für Stücke mit  $4\frac{1}{4}$  Prozent Zinsen erlangt hatte. Die Nankees hoffen auf das europäische Publikum. Wird es nach dem Schluß des Balkankapitels noch die Kraft haben, amerikanische Effekten zurückzukaufen? Verkauft hat es sie, um die Barnoth zu stillen. Bis zum Ablauf des Jahres sind noch 330 Millionen Dollars amerikanischer Bonds und Notes, zur Rückzahlung oder Prolongation, fällig. Wer kann da an neue Emissionen denken? Und die Bahnen brauchen doch neues Geld. Ihre Ausgaben steigen; das Material ist theurer und die Lohnansprüche werden höher. Das Betriebspersonal ist noch schwerer zu befriedigen als die Aktionäre. Gibt man ihm nicht, was es verlangt, so kommt Strike. Die Interstate Commerce Commission hat mit ihrer Ablehnung aller Tarifierhöhungen die finanzielle Lage der Eisenbahnen nicht gefördert und muß sich entschließen, die geforderte Aufbesserung des Gütertariifs zu bewilligen. Die Nettoeinnahmen der amerikanischen Bahnen sind seit 1910 von 829 auf 746 Millionen Dollars zurückgegangen. Das Mißverhältniß zwischen Einnahmen und Ausgaben ist also sichtbar. Die Eisenbahnleiter hoffen, ihre Lage werde sich bessern, wenn der Einfluß der Einzelstaaten auf die Tarifangelegenheiten beseitigt sei. Beim Obersten Gerichtshof in Washington schwebt ein Prozeß, dessen Entscheidung das Verhältniß der Bahnen zur Bundesaufsicht regeln soll. Gelingt es, die Tarifhoheit als ein Reservat des Bundes auszulegen, so wird die Behandlung der Eisenbahnen vielleicht etwas gelinder. Der Kongreß hat eine Untersuchung angeordnet, die den wirklichen Werth der amerikanischen Bahnen schätzen lehren soll. Ob diese ungeheure Arbeit je beendet werden wird, ist fraglich; es handelt sich um einen Riesenbesitz im Werth von 15 bis 16 Milliarden Dollars, dessen Organismus bis in den tiefsten Nervenstrang durchleuchtet werden müßte. Man will endlich einmal feststellen, wie viele Prozent Wasser der Eisenbahnkörper enthält. Was sich in die Akten einfangen läßt, wird vielleicht als dokumentarischer Nachweis für die Chancen und Risiken einer Umwandlung der Privat- in Bundesbahnen dienen.

Leichter als den Bonds der amerikanischen Bahnen wird anderen hoch verzinnten Papieren die Gunst des Publikums gewährt. Die Herkunft aus der Ferne ist kein Hinderniß. Die neuen fünfprozentigen Chinesen hatten einen für deutsche Verhältnisse beschämenden Erfolg.



Die 122 Millionen Mark, die in Deutschland zur Zeichnung aufgelegt wurden, sind allein durch Sperrstücke gedeckt worden. Man bedenke: die beiden großen Emissionsiege dieses Jahres von einem brasilianischen und einem chinesischen Outsider erstritten! Seltsame Zeiten. Die Chinesen geben, bei niedrigem Bezugspreis, mehr als 5½ Prozent Zinsen und gelten als gut, obwohl kein Knopf mehr im Kasten des Finanzministers zu finden war. Das Prestige macht Alles. Die chinesische Republik weiß noch nicht, ob sie eine ist. Yuan-Shih-Kai regiert ohne Parlament. Trotzdem gilt der chinesische Staatscoupon als sicher. Die Anleihe ist vielleicht verfassungswidrig; denn die Vertreter der Nation haben sie nicht genehmigt. Der Vertrag ist von dem Staatsoberhaupt in Peking unterschrieben, vom Parlament aber für nichtig erklärt worden. Das würde in anderen Fällen genügen, um Mißtrauen zu wecken.

Daß die Großmächte (auszunehmen sind die Vereinigten Staaten, die den Chinesen die fränkende Bedingung einer neuen internationalen Kontrolle sparen wollten und deshalb die Betheiligung an der Emission ablehnten) dem Publikum als Bürgen wichtiger scheinen als der Schuldner selbst, beweist, wie thöricht die stolze Geste der Gelben war. Ohne das Geld ihrer Beschützer können sie nichts machen. Also hats keinen Zweck, an den Paragraphen zu mäkeln. Der ganze Handel war ja schließlich überhaupt keine chinesische Angelegenheit mehr, sondern drehte sich nur noch darum, ob Rußland oder Deutschland das letzte Wort haben werde. Sie haben sich geeinigt (Frankreich und Rußland dürfen je einen Vertreter in den neuen Rechnunghof des chinesischen Reiches senden; England stellt den Inspektor der Salzsteuerverwaltung, der zuerst ein Deutscher sein sollte, auf Frankreichs Wunsch aber nicht sein durfte; Deutschland liefert den Direktor des Anleihedepartements) und die Beute getheilt. Als Zahler kommen nur die drei Urbanbankiers Chinas in Frage. Japan ist honoris causa im Konsortium geblieben, hat aber keinen Antheil der 500 Millionen-Anleihe übernommen; Rußland hat sich mit einer kleinen Quote begnügt und den Rest an Belgien überwiesen. Auf Deutschland kamen 6 Millionen £, während England und Frankreich je 7,4 Millionen nahmen. Das neue Geld wird natürlich nicht weit reichen. Für die Reorganisation Chinas waren zunächst ja 1200 Millionen Mark angeboten worden. Darin aber sah China eine dreiste Verletzung seiner Würde. Die pefinger Offiziösen behaupteten, von den großen „Regulatoren“ sei solcher Riesensbetrag offerirt worden, weil sie China schnell auftheilen wollten. Und nun? Wenn die Vorschüsse zurückgezahlt sind und der rückständige Gold erlegt ist, wird nicht viel übrig bleiben, um die Europäisirung des größten Ostreiches zu bezahlen. Die erste Anleihe sollte mit 200 Millionen Mark die Reform der Währung ermöglichen. Da brachen die Stützen des Mandschuthrones; und alle Ideen, die einer schönen Zukunft dienen sollten, flüchteten sich erschreckt in die dunkelsten Winkel. Die Uenderung des Münzwezens wird also nicht zu den Aufgaben der glücklich losgehaften halben Milliarde gehören. Das Wichtigste ist



die Rückzahlung der Vorshüsse. Schon nach dem ersten Scheitern der großen Anleihe war vor den Folgen der Vorshußwirthschaft gewarnt worden, die den Schutzmächten die Arbeit erschweren konnte. Trotzdem blieb es bei kleinen Pumpereien. Der Heißhunger der Chinesen wurde von europäischen Waffenlieferanten und Industriemännern gestillt, die dafür Bestellungen einheimsten. Solche Geschäfte lassen sich nicht einfach aus der Rechnung tilgen. Oesterreich-Ungarn, zum Beispiel, ist nicht im Anleihekonsortium, hat aber, während des Zwischenaktes, den Beutel fleißig geöffnet und Aufträge erhalten. Die sind den Geldmächten verloren; deshalb spähen sie nach Gegenleistungen, ohne die ja kein ausländischer Geldhandel mehr abgeschlossen worden soll. Ein Glück noch, daß die Crisp-Anleihe, die in London für China begeben wurde, nur halb (5 Millionen £) zum Austrag kam: sonst wäre die Salzsteuer, von der schon die Hälfte verpfändet ist, noch mehr belastet. Sie reicht allerdings über die Zinsen der neuen Anleihe hinaus und könnte (wenn die berechneten Erträge stimmen) ohne Schwierigkeit für noch einmal 500 Millionen aufkommen.

China ist kein erschöpfter Körper; aus diesem Reich ist noch viel zu holen. Und verborgene Schätze haben immer den stärksten Reiz. Daß die Amerikaner auf jeglichen Ehrgeiz verzichtet haben, ist nicht anzunehmen. Und die Japs werben in heißer Liebe um die chinesischen Bergwerke und Hütten. So besitzen die chinesischen Anleihen einen starken Sympathiefonds. Die verschiedenen Theile der letzten Anleihe haben freilich nur da einen Marktbereich, wo sie untergebracht worden sind. Die deutschen Stücke werden also nicht in London und Paris, die dort notirten Serien nicht in Deutschland gehandelt. Das kann man einen Fehler nennen, aber auch anderer Ansicht sein: je nach dem Glauben an die Dauer solcher Anlagen; denn die Freizügigkeit hat doch nur den Zweck, den Verkauf der Stücke im Ausland zu erleichtern, wenn sich im Inland keine ausreichende Absatzgelegenheit bietet. Für chinesische Staatsanleihen sind, unter normalen Verhältnissen, die Chancen des Handels überall gleich. Nur unter ungewöhnlichen Umständen hätte die internationale Wandelbahn einen Ausgleich zu ermöglichen. Man denkt an die Sage der Kriegsfurcht. Da sind fremdländische Papiere zu Geld gemacht worden; aber es ging nur, wenn sie ins Heimathland abgeschoben werden konnten. Das wäre bei den Chinesen kaum möglich. So bliebe nur der Austausch unter den Konsortialen; und der wäre, im Zustand des Drucks, erschwert, weil die selben Abwehrerscheinungen auf allen Effektenmärkten fühlbar würden. Beim Ausbruch einer Bargeldseuche ist kein Werthpapier sicher; also auch mit der Paßfreiheit nicht viel zu bewirken. Die Frage aber, ob bald wieder eine Zeit kommen werde, in der Alles am Golde hängt, Alles nach dem Golde drängt, vermag, heute noch weniger als sonst, kein Diplomat und kein Bankstratege zu beantworten. L a d o n.



## Frikengedichte.

Mein Vortragsbuch. Ernste und heitere Balladen. Verlag von Georg Müller in München.

Frikens erster Sieg.  
 Und als bei Mollwitz um halber Vier  
 Die Heere sich hielten beim Schopfe,  
 Rams plötzlich ganz anders als auf dem Papier  
 Und der König verlor den Kopf.  
 Bald schob er da die Schwadronen, bald dort,  
 Ganz ohne Ziel und Sinn;  
 Da wagte Schwerin das wackre Wort:  
 Majestät, die Bataille ist hin!

So mach Erß besser, wenn Erß kann,  
 Sonst fürcht Er meinen Zorn!  
 Ich hol inzwischen Verstärkung heran!  
 Schon gab er dem Schimmel den Sporn.  
 Der schoß davon, wie ein schimmernder Blitz  
 Aus wetterwolfendem Dampf,  
 Auf Löwen zu, über Kreisewitz,  
 Und hinter ihm dröhnte der Kampf.

Nach Oppeln weiter im saufenden Ritt  
 Gings über Hecken und Rain,  
 Nicht einer seiner Begleiter hielt Schritt,  
 Der König ritt ganz allein;  
 Und als er in Oppeln pochte ans Thor,  
 Da ward er des Feinds gewahr:  
 Paul Werner trat mit der Laterne hervor,  
 Der kaiserliche Husar.

Der König riß sein Roß herum,  
 Daß es parirte und sprang.  
 Paul Werner aber war gar nicht dumm:  
 Da lockte ein guter Fang!  
 Denn diesen preußischen Offizier  
 Entwischen lassen, wär' Schmach!  
 Schon saß er auf seinem Rappenthier  
 Und sauste dem Könige nach.

Und flog auch der Schimmel dahin wie der Wind,  
 Der Rappen kam näher und nah,  
 Der Rappen war dreimal so geschwind:  
 Und bald war Paul Werner da.





Er faßte den Säbel und das Pistol  
Und reckte die lange Gestalt:  
Kamerad! Ich schieße, hüte Dich wohl!  
Gieb Dich gefangen! Halt!

Da brachte der König sein Roß zum Stehn,  
Es sprühte sein Blick durch die Nacht.  
Nie hatte Paul Werner blißen sehn  
Ein Auge von solcher Macht.  
Und wie ein Degenstoß schneidig und grad  
Straf ihn das Wort ins Gesicht:  
Den König von Preußen, Kamerad,  
Den arretirt man nicht!

Paul Werner Pistol und Säbel entfiel  
Vor dieser Augen Blink.  
Da hatte der König leichtes Spiel  
Und inhaftirte ihn flink.  
Und als er mit seinem Arrestant'  
Zu Löwen vom Pferde stieg,  
Da rauschte vom Schlachtfeld ein Rufen ins Land:  
Victoria und Sieg!

Dort war an des Fußvolks gestaffeltem Damm  
Des Feindes Woge zershellt,  
Daß seiner Ohnmacht rückrollender Kamm  
Hinstäubte über das Feld  
Und vor der Schwadronen nachhegendem Stoß  
Gar manche Fahne sank.  
Da sprach der König kurz und groß:  
Schwerin und Gott sei Dank!

Paul Werner aber zog mit nach Berlin  
Und wurde Obrist vor Prag,  
Entsetzte Stralsund und hielt Stettin,  
Vor dem der Schwede lag;  
Und da bei Leuthen sein Regiment  
Einschlug wie ein Donnerstrahl,  
Verlieh der König das Adelspatent  
Paul Werner, dem General.

Die Schlacht bei Hohenfriedberg.  
Die Kaiserin rüstete wieder mit Macht  
Und hieß die Armeen marchiren,  
Doch Fritz stand mit seinem Häuflein auf Wacht  
Bei Striegau, den Paß zu blockiren;



Er führte ein hartes Lagerleben,  
 Drum hatte er Münchow Vollmacht gegeben;  
 Mars drohend den eisernen Becher schwang,  
 Drin rasselnd das Glück um das Unglück sprang.

Die Feinde frohlockten: Wir machen ihn klein!  
 Jetzt stürzen wir ihn vom Throne!  
 Das fuhr auch Franz Brand in Volfenhain,  
 Dem Töpler, böß in die Krone;  
 Stracks kaufte er Muth sich im Rathhauskeller  
 Für dreiunddreißig halbe Heller  
 Und schimpfte dann über den Preußenfrik  
 Mit sehr viel Galle und wenig Wik.

Laut ließ er seinen guten Verdruß  
 Durch alle Gassen stürmen,  
 Bis daß der Justizkommissarius  
 Ihn packen ließ und thürmen;  
 Und weil er sich an dem König verbrochen,  
 Ward ihm in drei Tagen das Urtheil gesprochen:  
 Sein Kopf sollte fallen mit einem Hieb;  
 Und Münchow in Breslau unterschrieb.

Der König hat ja noch gar nicht gesiegt!  
 So stöhnten die Volfenhainer.  
 Helf Gott, wenn er diesmal unterliegt,  
 Dann kommen die Lichtensteiner  
 Dragoner, um uns zu schinden und schröpfen!  
 Doch der Kommissarius blieb beim Köpfen.  
 Und weil sich kein anderer Aufschub fand,  
 So schickte der Rath den Henker außs Land.

Drei Rathsherren im gestreckten Galopp  
 Nach Breslau zu Münchow ritten.  
 Der knurrte sie an und wurde grob,  
 Da sie nicht ließen vom Bitten:  
 Wir werdens dem Könige unterbreiten!  
 Nun wohl, sprach Münchow, Ihr mögt mich begleiten!  
 Ließ satteln, saß auf: und so kamen die Vier  
 Am späten Abend ins Hauptquartier.

Der König saß in seinem Zelt  
 Tiefbrütend über den Karten  
 Und wälzte in seinem Hirn die Welt,  
 Doch ließ er die Vier nicht warten;  
 Drei kurze Fragen, da wußt er genug,



Sein strahlender Blick nahm Adlerflug  
Und blank und geschliffen wie Stahlreflex  
Trafen die Worte des Frikens, des Rex:

Münchow! Weil mich ein Narr geschmäht,  
Auch noch die Justiz beschwerden?  
Merke Er sich, meine Majestät  
Kann niemals beleidigt werden!  
Der Kerl wird über die Grenze geschoben,  
In Böhmen mag er mich weiter loben!  
Schäm Er sich, Münchow, und reit Er nach Haus,  
Und mit der Vollmacht ist es aus!

Daun würfelte Mars durch die Finsterniß  
Das Glück entgegen dem Wager  
Und hob die gepanzerte Faust und riß  
Den König von seinem Lager;  
Lautlos verschob er die bunten Schwadronen,  
Um Morgen brüllten seine Kanonen,  
Um Mittag war die Schlacht vorbei:  
Und abends war Schlesien frei.

Karl Knappe, der braune Husar.  
In Glaz stand Fouque, in Nachod der Daun  
Mit seinen schnellen Kroaten,  
Die sprengten nachts über den bergigen Zaun  
Und griffen den Schulzen von Rathen.  
Der hielt's mit dem König, es war nach Rolin;  
Schnell schickte der Daun Stafetten nach Wien:  
Er wollte den Schulzen stracks fusiliren,  
Um ein Exemplum zu statuiren.

Das hörte der König; was hörte Der nicht?  
Und schrieb aus Sangerhausen:  
Mein lieber Fouque, es ist Eure Pflicht,  
Den Braven wieder zu mausen!  
Doch legt Euch nicht mit dem Feinde an!  
Ich brauche jetzt jeden einzelnen Mann:  
Fünf oder sechs von den braunen Husaren,  
Die mögen reiten und mögen sich wahren!

Wer wagt es, wenn es Karl Knappe nicht thut!  
Er wählte sich fünf Hornisten,  
Gab jedem einen Pandurenhut,  
Die Feinde zu überlisten,  
Auch prüfte er sorgsam den ganzen Beritt



Und nahm noch ein lediges Handpferd mit:  
 Dann sausten die Sechß mit Trompetengeschmetter  
 Nach Westen hinein wie ein Hagelwetter.

Drei Stunden hinüber ins böhmische Land  
 Gingß ohne Rast und Verschmausen,  
 Zur rechten Hand und zur linken Hand  
 Rampirten die feindlichen Haufen.  
 Da endlich, als es im Osten schon grau,  
 Sahen sie den Galgen von Trautenau,  
 Noch hat er dem Schulzen den Hals nicht gebrochen:  
 Hier haben sie sich ins Buschwerk verkrochen.

Er wurde am Morgen herausgeführt,  
 Bedeckt von zwanzig Musketen,  
 Die Hände wurden ihm losgeschnürt,  
 Noch einmal hieß man ihn beten.  
 Trompetengebröhn, ein Stoß wie der Blitz,  
 Als käm er leibhaftig, der große Fritz!  
 Der Schulze im Sattel! Nun gings an ein Reiten!  
 Es pfiffen die Rugein von beiden Seiten.

Fouque mit Sorgen beim Mahle sitzt  
 In seines Stabes Mitte,  
 Da meldet sich schlicht, bestaubt und bespritzt,  
 Karl Knappe zurück vom Ritte:  
 Excellenz, der Schulze ist arrivirt!  
 Lebendig? Jamohl, sonst ist nichts passirt!  
 So setz Dich, mein Sohn, wo ich geseßen,  
 Du sollst heut von meinem Teller essen!

Ich schaffe Dir ein Offizierspatent!  
 Das lassen Excellenz nur bleiben!  
 Was sträubst Du Dich denn, Poh Element?  
 Ich kann ja nicht lesen und schreiben!  
 So ritt er denn als gemeiner Husar  
 Bei Leuthen und Torgau an sieben Jahr,  
 Half General Werner Kolberg entsetzen  
 Und Rußlands Flotte nach Hause hegen.

Und als der Friede die Früchte trug,  
 Hat er sich den Abschied erbeten.  
 Als glücklicher Bauer hinter dem Pflug  
 Ist er durch die Furchen getreten.  
 Man wollte bei Hofe was für ihn thun,  
 Er aber ließ die Hände nicht ruhn,



Und schalt man ihn darob einen Thoren,  
So war er taub auf beiden Ohren.

Treu blieb er seinem kargen Feld,  
Zwölf Jahre vergeblich sie lockten.  
Da kam Fridericus, der alte Held,  
Selbst zu dem Erzverstockten;  
Mit Krückstock, Dreispiz, geflicktem Rock  
Betrat er den Acker und hob den Stock:  
Ist Er der Knappe? Um Ihn ist es schade!  
Erbitt Er sich schleunigst von mir eine Gnade!

Herr König, ich dank Euch auch schön für die Ehr!  
Was soll ich mir groß erbitten?  
Wir haben doch Euch! Was brauchen wir mehr?  
Fort ist der König geschritten,  
An seiner greisen Wimper hing  
Ihm lose ein rundes, blickendes Ding.  
So hat Karl Knappe, er sei gepriesen,  
Dem Könige eine Gnade erwiesen.

Wedel in Holstein.

Ewald Gerhard Seeliger.



## Referendarßjammer.

(Aus einem Brief an den Herausgeber.)

**P**aragraphenlehrling! Wer lacht da nicht, wenn er, behaglich an seinem Stammtisch sitzend, diesen Titel seinem Opfer verleihen kann? Alle lachen vergnügt über den höflich mitlächelnden Referendar und wissen nicht, daß eine Welt von Qual und ohnmächtigem, zerreibendem Leid sich hinter der lächelnden Maske dieses Scherzes birgt. Und reden zu Zeiten so flug über Weltfremdheit der Richter, über geringe Volksthümlichkeit der Rechtsprechung, unverständliche, menschenfeindliche Urteile, über Kälte und Verdroffenheit der Juristen. Und reformiren, damit es besser werde, ex officio an der juristischen Vorbildung herum, erschweren die Examina, schreiben Klausurarbeiten vor, richten Pflichtfortbildungskurse ein; und so weiter. Und gehen hilflos an dem Kern des Problems vorbei. Vergessen haben sie, die als fertige Juristen ihre anerkannte Stellung im Leben gefunden haben, die seelischen Leiden und Konflikte der Referendarszeit. Vergessen haben sie die vier langen, qualvollen Tantalusjahre. Vergessen, daß diese abstumpfenden Jahre es waren, die alles Lebendig-



Gute in ihnen zermürbten, die ihnen Lebensfreudigkeit und Begeisterungsfähigkeit raubten und sie aus warmen, für das Rechte begeisterten Kämpfern zu Paragraphenmenschen machten, die dann „weltfremd“ gescholten werden. Will denn Keiner von ihnen sich dieser Jahre erinnern und den Reformatoren zurufen, daß eine wirklich aussichtsvolle Reform die Einrichtung der Referendarszeit beseitigen muß? Der Eingeweihte kann über die bisherigen, köstlichen „Reformen“ nur lachen. Vier lange Jahre unter einer so strengen bureaukratischen Fuchtel, daß auch kein Schrittchen freier Bewegung möglich ist. Vier Jahre Gerichtsschreiber, höchstens einmal Rechtsanwaltvertreter; mit unwürdigem Schreibwerk, mit stumpfsinnigem Protokollführen geplagt. Nur immer Vorbereiten, nur immer Entwerfen: Das ist unsere Thätigkeit. Nicht der kleinste Kreis bleibt zu selbständigem Wirken. Wir verlieren alles Bewußtsein eigener Verantwortlichkeit; während draußen im Leben die Altersgenossen im selbständigen Schaffenskreis ihren Mann stehen dürfen. Fünfundzwanzigjährige sind schlimmer daran als wirkliche Lehrlinge: die dürfen doch allmählich auch selbständig arbeiten; und ihre Arbeit wird belohnt. Ist es nicht ein furchtbarer Gedanke, Menschen der aller verschiedensten Art durch die selbe Schablone zu pressen? Ob einer klug oder dumm, ob elastisch oder träg, zum Juristen geboren oder gezwungen ist: einerlei; neun Monate Amtsgericht, zwölf Monate Landgericht, vier Monate Staatsanwaltschaft; und so weiter. Ist es nicht Unsinn, einen Ochsen und einen feurigen Renner in den selben Pflug zu spannen? Fühlt man denn nicht das Verbrechen, das man an den fähigeren, intelligenteren Köpfen begeht? Muß es nicht den begabten, vorwärts drängenden, schaffensfreudigen Menschen (deren es noch immer unter den jungen Juristen recht viele giebt) zermürben, zerreiben, zu Tode langweilen, wenn er im selben langsamen Trott mit seinem stumpfen Nachbarn den selben Weg gehen muß? Er, der in zwei Jahren bequem mehr lernen würde als der Andre in vieren? Gebt endlich Jedem das Seine; schafft Prämien den tüchtigen, feurig-jungen Geistern und laßt aus Paragraphenlehrlingen frei und froh sich vorbereitende Jünger des Rechts werden! Diese nützliche Reform wäre leicht durchzuführen. Aber der gute Wille steckt tief hinter dem dicken Panzer bequemer Gewohnheit. Der Referendar darf nicht lange als Gerichtsschreiber, als Protokollführer, zu nutzlosen Schreibereien mißbraucht werden. Die Ausbildung muß ihm Gelegenheit geben, das Recht und dessen Wirkung im Leben kennen zu lernen. Sobald er auf jeder Station sich eingearbeitet hat, muß er sich unter eigener Verantwortung in einem kleinen Kreis selbständig bethätigen. Und der Fähige muß die Möglichkeit haben, den Aufenthalt auf den Stationen abzukürzen und schneller ins Assessorexamen zu kommen. Ich selbst habe den Kelch fast schon geleert. Mir wird eine Reform nicht mehr nützen; denn so schnell schießen die Preußen ja nicht. Ich spreche, ich werbe für Alle, die hinter mir im Paragraphendienst ächzen und vorzeitig altern.





Berlin, den 7. Juni 1913.

## Trigeminus.

### Londoner Friede.

Handlung wird, nicht Rede, von uns verlangt; That, nicht Anekdote. Im zwanzigsten Jahrhundert hat jeder Feldzug (Transvaal, Mandschurei, Hereroland, Libyen) ehrwürdige Prophezie genarrt. Auch nach Kirkilisses Fall weiß Keiner, wie der Balkankrieg enden werde. Rußland, das in unfertiger Rüstung und mit brandigen Geschwüren am Riesenleib noch nicht selbst schlagen kann, führt ihn gegen Oesterreich, das seinem Kaiser gern das Alterskleid ersparen möchte, lebend, im Lehnstuhl, vom Heerführer-ruhm des Herrn Nessen überstrahlt zu werden. Unter englischem Patronat wird er geführt und von zwei Zielen winkt der dem Blick verborgenen Schutzmacht der Siegespreis. Wie dieser Krieg entstand? Nicht in den Hirncentren der vier Balkankönige. Seit 1898 (Wilhelms Reise ins Heilige Land, seine Werberarbeit für die Bagdadbahn, seine Verherrlichung Saladins und Hamids) mußte England fürchten, die stärkste Landmacht wolle ihm nicht nur die Seeherrschaft, sondern auch den Vorrang im Islam entwinden. Die Verständigung über die Flottenrelation blieb, von Bannermann bis zu Haldane, unerlangbar. Die andere Gefahr zu beschwören, schien drum kein Opfer zu schwer. Von 1904 bis 1907 wird Deutschland, das kein Hilfsversprechen einlöst, in Algesiras, Casablanca, Tabah um seinen Orientkredit gebracht. Im Juli 1908



Abd ul Hamid, den Wilhelm Freund genannt hat, entmachtet; sechs Wochen nach Eburds Besuch in Reval, dessen Frucht das anglo-russische Reformprogramm für Makedonien, dessen (gewollte) Folge die türkische Militärrebellion ist. Im Oktober 1909 läßt Italien den von Frankreich und England schon gewährten Besitzanspruch auf Libyen in Racconigi von Rußland acceptiren; und ersicht ihm Rechtskraft, als die Fabeldummheit von Agadir die Triple Entente zum Dreibund gefestigt hat. Im Oktober 1912 nützen die vier Reguli die Verlegenheit der Türkei. (Noch einmal seiß hier betont: Ohne Agadir kein libyscher, ohne den libyschen Krieg keiner im Balkan.) Der Khalif ist in Afrika landlos; Italien an Englands Seewehr gefettet. Der Todeskampf des europäischen Türkenstaates hat begonnen. Daß er nicht kürzer sei als einst im Reich des Basileus von Byzanz, ist Englands Wunsch: denn es kann sich, bis es seinen eigenen Khalifen hat, am Nil und in Indien nur halten, so lange der Islam die Stoßkraft nicht, von Europa weg, ostwärts wendet. Mag der Südostunseres Erdtheiles immerhin slavisch werden, der Schemel zu Rußlands Aufstiegin Uebermacht (der in Ostasien sich unbrechbare Wälle entgegenhürmen). Spüct Euch, schlaftrunkene Staatswächter, in einen neuen Vertrag, der Oesterreich den Weg ins Adriatiermeer sichert. An Eurem Willen zur That hängt das Schicksal Europas und die vielleicht letzte Bürgschaft germanischer Herrenzukunft.“ Das ist hier gesagt worden, als die vier Balkanstaaten wider Osman erschlafte Erben den Krieg begonnen hatten. Noch im September, vor der Kriegserklärung: „Drinnen wird gelogen; und draußen gewittert schon. Habet Acht!“ Bald danach, gegen alle fürs Oeffentliche gemachte Meinung: „Von den vorn mitwirkenden Ministern hat nur einer Haltung und, ohne Riesenmaß, ansehnliches Format: Sir Edward Grey. Der hält keine Reden, schreibt keine Artikel, brüstet sich nicht mit Philosophie oder Historie, birscht sich nicht an junge oder alte Potentaten heran, trabt nicht mit der Neomanry durch die Straßen. Ist gar nicht eitel; nie auf Applaus erpicht. Er weiß, was er wollen muß, und ertastet, furchtlos, doch stets behutsam, in schwierigem Gelände nicht allzu selten den Weg, der ans Ziel führen kann. Seit er den stuttgarter Tharus („Jammer genug!“) nicht nur mit blanker Klinge aus dem Feld geschlagen, sondern dann auch, vor allen nicht Befangenen,



inß Unrecht gesetzt hat, nennt die Zunft ihn Meister. In diesem Herbst hat er leise, gründlich, flug und beinahe unsichtbar gearbeitet. Allerliebste, wie er, der den Gesamtplan langsam mit Reifen und Dauben gedichtet hatte, in der ersten Ausführungstunde verschwand (und von pariser und berliner Dummköpfen den faulen Schlingeln gebührenden Tadel inß Quartalszeugniß bekam). Sonst? Daß Unzulängliche wurde Ereigniß; in West und Ost. Graf Berchtold ist, wie sein Kollege Gasonow, im Strudel zweier unvereinbaren Hofströmungen. Er ächzt unter der Last aehrenthalischer Mißgriffe (verfrühte, unentgeltliche Hingabe des Sandschak, verspätetes Trachten nach Rußlands Versöhnung); unter der launischen Tölpelei der berliner Sozien (die ihm während des tripolitaniſchen Kriegeß den Verzicht Italiens auf Albanien erwirken und damit den aus allen Nöthen plazenden Dreibund fürß Nächste festigen konnten); hat aber auch eigene Fehler zu bestöhnen. Er durfte den magharischen Vettern und Freunden nicht, als Applausvorschuß, die Diktatur in Kroatien gewähren, die das ganze Südslaventhum vor den Hiskopfstieß und gegen Oesterreich-Ungarn aufstachelte; durfte noch weniger, neben einem wunden, aus zerschnittenen Wurzeln blutenden Türkenreich, Beusts Zufallswort von der wünschenswerthen ‚Autonomie‘ osmanischer Provinzen wiederholen, ohne dessen fernste Folgewirkung besonnen zu haben. Trotz schüchterner Deutung und zaghafter Einschränkung: dieses Wort ward zur Lunte, die den lange gespeicherten Zündstoff in rothes Geflacker auslodern ließ. Italien will die Adria umflammern und sich, zuvor noch, auf den Inseln des Adgatiemeeres haltbare Stützpunkte sichern. Rußland strebt aus dem Käfig des Schwarzen Meeres in eisfreie Weiten; und würde durch einen ihm unterthanan Bund starker Südslavenstaaten zum Herrn Osteuropas. Da droht der Anfang vom Ende habßburgischer Großmacht (auch deutsch-österreichischer Handelserpansion, die ein von Rußland geschirmter Balkanbund inß Lappergeschäft einschränken würde); deshalb ist, was jetzt auf dem Spiel steht, für Habßburg hundertmal wichtiger, als der Wechsel der Firmmentafel in Bosnien war. Begreift Ihr, nach allem Geschwäg, noch immer nicht, worum sich der Streit dreht? Um Lebensfragen germanischer und slavischer Zukunft. Daß Beste muß jetzt für unser Heer gerade gut genug sein. Noch einmal lächelt dem Deutschen



Reich die Gunst der Konjunktur. Im Feld und im Kongreßpalast kann es siegen. Nur nicht: mit Bethmann.“ Am Kalendertag des Heiligen Ferdinand, des Maurenbezwingers, ist der Krieg, dessen Sturm seit dem Fall Adrianopels schwieg, nun auch durch was Geschriebenes geendet worden. Am dreißigsten September 1912 hatte Zar Ferdinand die Mobilisirung des Bulgarenheeres beschlossen (neun Tage danach zog Nikola von Montenegro, als Erster, zum Angriff das Schwert); am dreißigsten Mai 1913 haben die vom Sultan und von den vier Balkankönigen Bevollmächtigten den Präliminarfriedensvertrag unterzeichnet; als im Schlosse Saint-James die Uhr die Mittagstunde geschlagen hatte. Eine Stunde, die den fernsten Enkel noch wichtig dünken wird: weil sie vom Leib Europas die Schmach tilgt, die ihm angethan wurde, da, vor bald sechshundert Jahren, Urhanß, des Osmanensultans, Söhne Suleiman und Murad Gallipoli und Thrafien besetzten. Dürfen wir nicht, nach der Sühnung so lange wählenden, so tief wirkenden Frevels, für Minuten mindestens froh aufathmen? Wie eine Räuberbande sind die Türken in Europa eingebrochen; und wie Bluthunde haben sie auf unseres Erdtheiles Boden gehaust. Auf keine Kulturschöpferleistung können sie pochen; ihr Land ist verwahrlost, ihr Staatshaushalt fordert den Hohn heraus; weder sinnliche noch übersinnliche Werthe haben sie, in einem Halbjahrtausend europäischen Hordenlebens, geschaffen. Ihr Glaubensgebot hinderte sie, der Rajah ein ihrem gleiches Recht zu gewähren, die Treue zu halten, auch nur zu erlauben, daß der Christengott in einem dem von Musulmanen bewohnten an Höhe gleichen Haus throne; ihr Ritus nahm ihnen die Muße zu eifriger Verwaltungarbeit. Nie hat das schöne, reiche Land, auf dem der Türke als Herrscher die Schenkel kreuzte, dem Ackerbau, dem Gewerbe und Handel gelohnt, wie es unter anderen Gebietern vermocht hätte, in Bosnien, Rumänien, Bulgarien vermag. Wir dürfen aufathmen. Dann aber muß Jeder sich fragen: Hast Du, ehe die große Stunde schlug, pünktlich gethan, was Pflicht Dir befahl?

Sir Edward Grey, den schon im Herbst 1911, als er bei uns wie ein frecher Gassenbengel und Wicht gescholten wurde, der alte Morley den besten Führern des britischen Reichsgeschäftes zuzählte, könnte sich nun an einem Weltruhm rösten, der den Salisbury und Lansdowne versagt blieb. Er hat einen der nützlichsten Siege er-



stritten, die England's Geschichte kennt; sicher den billigsten. Fortan braucht der Britenleu nicht mehr zu fürchten, daß ihm die Türkenmeute in die Flanke geheßt werde; die größte mohammedanische Macht hat Mohammed's Europäerreich zerstückt und vertheilt: und wird von dem Erblasser fast so laut dennoch wie von den Erben gepriesen. Niemals, sprach Herr Danew, werden die Balkanvölker vergessen, was sie Britanien zu danken haben. Die Türken schenken ihm Roweit und das Endstück der Bagdadbahn; weil ihnen sonst weder neues Geld geliehen noch erlaubt würde, für eine Weile am Goldenen Horn weiterzunisten. Pax Britannica. Die den Kaiser von Indien weißen und gelben, braunen und schwarzen Menschen im unbestrittenen Weltrichteramt zeigt; und die das wache Auge seit dem Herbst sacht nahen sah. „Deutschland ist ausgeschaltet. Im April 1854 rieth der beim Bundesrath bevollmächtigte Herr von Bismarck-Schönhausen seinem König, sich durch die Aufstellung eines Heeres von zweihunderttausend Mann, zum Herrn der gesammten europäischen Situation zu machen.“ Als Träger der preußischen Politik in Frankfurt konnte er sich, einer Beschämung und Erbitterung nicht erwehren, wenn er sah, „wie wir jede eigene Politik und jede selbständige Ansicht opferten, von Posten zu Posten zurückwichen und unter dem Druck der Inferiorität, in Furcht vor Frankreich und in Demuth vor England, im Schlepptau Oesterreich's Deckung suchten.“ 1854. Jetzt geben wir für Wehrzwecke alljährlich anderthalb Milliarden aus: und sind, wo wir anno Olmütz waren. Weil wir die unfähigsten, an Willen und Schöpfergedanken ärmsten Geschäftsführer haben. Weil das Bißchen Hirnschmalz nur der Absicht dienstbar gemacht wird, der Nation Tag vor Tag einzureden, Alles sei herrlich bestellt und der Himmel über ihr hell. In London und Paris wird der sanftmüthige Sinn der Berliner gelobt. Preußen fällt, der heule für Deutschland's Schicksal verantwortliche Staat, in die Fehler Friedrich Wilhelms des Zweiten, des Dritten zurück; und schon müssen wir fürchten, daß eine Stunde versäumt ward, die uns niemals wiederkehrt. Der Türkentrumpf, für den zwanzig Jahre so viel geopfert wurde, ist der von sorglosen Hirnen gelenkten Hand entsunken. Erstein auf Asien beschränktes, auf Britengunst nicht mehr angewiesenes Osmanenreich, das am Persergolf, am Nil und am Ganges mitsprechen darf, kann uns wieder nützlich werden. Den



Mächten, die es auf Europas Boden beerben, müssen wir in die Kraft helfen, die sie von dem Zwang löst, russischen Druck zu dulden; zugleich aber jeden Zweifel an unserem Willen zur Wahrung deutscher Vormacht nehmen.“ Auch diese Sätze sind schon im Herbst des vorigen Jahres hier veröffentlicht worden. Die Gemeinbürgerschaft der Slaven hätte ein breites, Süd und Nord, Zarigrad (Konstantinopel) von Petersburg trennendes Loch und Deutschland, neben dem reichlich zinsenden Ruhm des gerechten Schüfers der Bedrückten, die Hoffnung auf den Beistand der Ugro-Finen, Rumänen, Hellenen, wenn es gehandelt, mit tapferem Einsatz seiner ganzen Macht zu wollen gewagt hätte, was es wollen mußte.

Vorbei. „Die armen Deutschen sind enttäuscht und begreifen nun, wie lächerlich leicht es ist, ihre Ansprüche auszuschalten.“ Dieser Satz aus der *Fortnightly Review* bringt bitter schmeckende Wahrheit. Lächerlich leicht ist es, über die Wünsche eines Staates hinwegzuschreiten, der entschlossen ist, seine Macht nicht anzuwenden, und völlig zufrieden, wenn seine Festsucht mit Worten gesüttert wird. Auch in Asien ist die Türkei nicht mehr ein Faktor, mit dem der Vorsorgende rechnen kann. Rundige berichten, der Zustand sei heute dort, wie er vor einem Jahr in den europäischen Provinzen war. Das klingt glaublich. Fünfzehnter Oktober 1912: Präliminarfrieden von Dsch. Dreißigster Mai 1913: Präliminarfrieden von London. Dazwischen liegen sieben Monate und zwei Wochen; liegt aber auch der Verlust von Tripolitaniens, der Rhrenaika, Thrakien, Makedonien, Albanien, Kreta, des Sandschak Nowibazar, des Restes von Thessalien, der meisten Inseln im Archipelagus. Nie sah ein heute Lebender ein räumlich so großes Reich in so kurzer Zeit verschwinden. Der durch zwei Amputationen verstümmelte Leib, über dem die Geier schon gierig freisen, ist in Britaniens Gewalt. Das hat morgen, wenn es nicht länger warten will, Arabien und Mesopotamien; und kann, in einer Stellung, wie keine Macht sie je in der islamischen Welt hatte, den Konsorten Rußland (in Armenien) und Frankreich (in Syrien) ruhig einen Theil der Beute gönnen. Der Traum, der Konia, Adana, Alexandrette, Aleppo in deutschem Besitze sah, wäre dann ausgeträumt. Und schon hören wir Stimmen, die, officiosissime, künden, aus Kleinasien sei fürs Reich (das sich nicht „politisch-militärisch engagiren“ dürfe) nichts Rechtes zu holen und nur Centralafrika noch berechtigter



Wünsche Ziel. Der anglo-deutsche Vertrag über die portugiesischen Kolonien brauche noch nicht ausgeführt, nur von Portugal deutschen Kapitalisten erlaubt zu werden, in Angola, im Ovamboland und in Mozambique sich neben Briten und Franzosen zu regen. Englands Zustimmung wäre unsicher. War's, wie Grey offen ausgesprochen hat, schon vor zwei Jahren. Und deutschem Geld werden selbst die Belgier ihr Kongogebiet nicht sperren. Könnte eine Großmacht, deren Wehrbudget über zweitausend Millionen Mark verfügt, bescheidener sein? Keine Kohlenstation: also keine Gewißheit, von der Reichsbasis in die ferne Interessensphäre gelangen zu können; nur die Erlaubniß, in den afrikanischen Bezirken Portugals und Belgiens deutsches Geld arbeiten zu lassen. Die wäre, ohne den Einsatz der Reichsgewalt, starken Industrieconcerns erlangbar. Dazu waren die vielen Milliarden für die Kriegsflotte, die sechshundert Millionen für die Bagdadbahn nicht nöthig. Solche „Verständigung mit England“ war stets zu haben. Der hätte, noch um den Preis eines verlorenen Golfspieltages, der Skeptiker Balfour selbst mit heiterem Lächeln zugestimmt.

„Der Reichstag wolle beschließen: den Herrn Reichskanzler aufzufordern, er möge, da täglich von ihm nachgeordneten Instanzen behauptet wird, daß Deutschen Reiches Beziehungen zu Britannien und Rußland seien so herzlich wie seit Jahrzehnten niemals, den Gesetzentwurf betreffend die Friedenspräsenzstärke des Heeres, weil er diese Beziehungen stören könne, zurückziehen und durch einen den so erfreulich geänderten Verhältnissen angepaßten Entwurf ersetzen.“ Der Antrag wäre längst eingebracht worden, wenn irgendwo noch dem Dienstbotenschwatz geglaubt würde.

#### Macédoine.

Auf der Speisefarte: ein aus Gemüse oder aus Früchten bereiteter Salat. Auf der Landkarte: die bergige Heimath eines Völkergemengsels, die von Hellenen, Bulgaren, Serben, Walachen umstritten wird. Wir, sagen die Griechen, haben Makedonien civilisirt. Seit den Tagen der Keres, Philipp, Alexander hat der Gedanke des Hellenismus über diesem Boden geleuchtet und die immer nachwachsende Barbarei überwunden, bis der Türke ihr stählerne Stützen gab. Und selbst er hat, seit der zweite Mohammed in Konstantins Stadt saß, nur die Griechen und ihren Defu-



menischen Patriarchen als Mittler zwischen den Herren und der Rajah anerkannt. Erst der Zorn über den Kreteraufstand vom Jahr 1869 hat, leider, die Absplitterung eines Exarchates ermöglicht. Ihr hört bulgarisch, walachisch sprechen? Bauernndialekt, liebe Leute. Bulgaren sind Ackerbauer, Walachen villici; ob sie slavisch oder romanisch reden: diese Dörfler sind Griechen. Und nur uns Hellenen gebührt das Makedonien, das von Albanien und Altserbien gelöst ist, das Land der Trümmerstätten von Amphipolis, Pydna und Pella, wo Alexander geboren ward. Der (antworten die Bulgaren) war ja auch nicht einmal ein Grieche; kam als Eroberer nach Hellas und war dem Attiker Demosthenes der feindliche Fremdling. Was wollt Ihr mit dieser uralten Geschichte beweisen? Die Wohlthat hellenischer Civilisation leugnen wir nicht. Auf Makedonien giebt sie Euch kein besseres Recht als auf England und Frankreich heute den Enkeln der Römer, die Gesittung und Wirthschaftskunst nach Britanien und Gallien trugen. Während der Türke unsere Ahnen peinigte, ihre Körper, noch im neunzehnten Jahrhundert, foltern und pfählen ließ, habt Ihr, nicht minder grausam, die Seelen dieser frommen Christen gemartert; ihre Liturgie verpönt, ihre Schriften und Weisthümer, den ganzen Bücherschatz des Patriarchates von Tirnowo verbrannt. Wenn uns nicht eine Schaar furchtloser Männer, in Klöstern und Felschluchten, die Tradition des Stammes und seiner Glaubensbräuche bewahrt, wenn nicht der Mönch Panssios am Athos die Geschichte des slavo-bulgarischen Volkes geschrieben hätte, wäre unser übersinnliches Gemeinempfinden wurzellos. Durch Eure Schuld; Eurer Priester, die den Türken geschmeichelt, uns aber, in Ochrida, Ipek, Tirnowo, überall, grimmiger als Heiden verfolgt haben. In Türkenheeren habt Ihr gegen uns gekämpft. Wir haben die Banden gewaffnet, ohne deren wilden Muth die Befreiung des fast schon zertretenen Landes nie gelungen wäre; unser Exarch Josephus durfte sagen, daß er mit seinen Nägeln die Höhlung gegraben habe, deren Born die dürstenden Seelen quicte. Von uns wurden, 1878 und 1912, die Türken geschlagen und tausendfach gehärtetes, durchblutetes Recht bindet unseren jungen Staat an das alte Makedonien, das schon im zehnten Jahrhundert unserem Zaren Symeon unterthan war. Im vierzehnten aber (rufen die Serben) von dem größeren Stephan Duschan erobert wurde.



Serben kämpften und fielen auf dem Umsfeld. Serben waren die Herren Makedoniens, als die Türken einbrachen: müssen also wieder werden, wenn der Islam nach Asien zurückgeworfen ist. Nicht nur in Altserbien, sondern in allen makedonischen Wilajets sind die meisten Slaven vom Serbenstamm; weil sie mit Feuer und Schwert albanisirt, islamisirt worden sind und mancher Schwarm sich, im Vertrauen auf Bulgariens Befreierkraft, bulgarisirt hat, springt diese Wahrheit nicht in des Betrachters Auge. Wir Serben sind in Makedonien die Mehrheit und müssen mindestens den Theil fordern, der uns die Freiheit des an die aegaeische Küste führenden Weges sichert. In diesem Stimmengeschwirr hört man jetzt die Walachen, die unter türkischer Herrschaft gebliebenen Rumänen kaum. Auch sie aber haben oft ihren Rechtsanspruch auf Makedonien betont, daß, von Aemilius Paulus, dem Ueberwinder des Perseus, bis auf Justinian, lateinisch sprach und wo noch im dreizehnten Jahrhundert ein rumänischer Fürst gebot. Der Hader schien bisher nicht zu schlichten. Am neunzehnten Februar 1878 sagte Bismarck im Reichstag: „Nach Riepert's Karten, den besten, die ich kenne, geht die Grenze der bulgarischen Nationalität, ziemlich unvermischt, im Westen bis dicht über Saloniki herunter und im Osten, mit zunehmender Mischung mit türkischen Elementen, bis gegen das Schwarze Meer hin.“ Fast alle westeuropäischen Forscher (die einzigen nicht von nationaler Eifersucht geblendeten) haben die Slaven Makedoniens den Bulgaren zugezählt. Als Herr Pinon vor sechs Jahren aus dem Wardarthal heimkam, schrieb er: „Slaven, Griechen, Türken, Albaner, Walachen haben sich so oft vermischt, daß die einzelne Nationalität nicht mehr leicht festzustellen ist. Man findet Griechen, die Bulgarides, und Bulgaren, die Grefow heißen. Slaven, deren Väter (oder die selbst noch) Griechisch sprachen, nennen sich jetzt Bulgaren und lehren ihre Kinder nur die bulgarische Sprache. Walachen, die sich, wie ihre Eltern, für Griechen hielten, wollen nun Rumänen sein. Im Wilajet Monastir wissen Tausende nicht, ob sie Bulgaren oder Serben sind. Ich sah dort einen Handelsmann, der als Albaner geboren, dann Bulgare, später Grieche geworden war und jetzt Rumäne ist. Wo es Geld zu verdienen gab, war er; und wie dieser Schlaupf hat's Mancher gemacht.“ Nun hat Griechenland Saloniki besetzt (daß es, als Herr über viele gute Häfen, nicht braucht) und fordert noch



andere Hauptorte, sogar das Sabafeden Rawala; und Serbien heischt die Aenderung des Bündnißvertrages (vom Februar 1912), der die Bezirke Köprülü, Monastir, Ochrida, Prilep den Bulgaren zusprach und Dibra, Gostivar, Rumanowo, Tetowo neutralisieren wollte, bis der Schiedsspruch des Kaisers von Rußland das Schicksal dieser Zone bestimmt habe. Mit dem Waffengeklirr sind die Heldenlieder, von Alexander, Symeon, Duschan verhallt und von den Ideologismen ist nicht mehr viel zu sehen. Jeder möchte den Beutetheil des aefopischen Löwen erraffen. Wir müssen (spricht Serbien) das Gleichgewicht wahren und von dem Verlust der albanischen Hoffnung in Makedonien entschädigt werden; Bulgarien kann auch dann noch mit dem Kriegsvertrag höchst zufrieden sein: denn es wird um 8 Doppelte größer als unser neues Serbien und erhält Adrianopel, auf das es nicht hoffen durfte. Wirklich nicht? Die bulgarische Organisation, deren Hauptziel die Befreiung Makedoniens war, hatte schon vor drei Lustren auch für Thrakien, für den Wilajet Adrianopel, einen Sonderausschuß gebildet. Doch nicht nur dieser Behauptung widerspricht Bulgarien, sondern heftiger noch dem serbischen Verlangen, Uesküb und gar Monastir zu behalten. Familienanzug oder blutiger Kampf um die Vorherrschaft im werdenden Südslavenreich? Dieses Reich heute schon für tot, für unfähig zu gesundem Leben zu erklären, ist genau so klug, wie der Glaube an die Erhaltung des status quo und an die Einheit des Europäerwillens war. Vielleicht kommt zunächst nur ein Zollverein und die in Belgrad und Cetinje von den stärksten Parteien ersehnte serbo-tschnagorische Verwaltungsgemeinschaft. Dann? Auch nach Konstantinopel führen viele Wege. Hat Bulgarien einen bis ans Ende durchschritten, dann darf es freigiebig sein; wird er ihm verrammelt, dann muß es Monastir, Saloniki, Rawala haben: und, früh oder spät, dafür mit-sorgen, daß Serbien, Rumänien, Montenegro auf Oesterreichs und Ungarns Kosten satt werden. Jedes der vier Heere hat muthig gekämpft und des Lorbers sich würdig erwiesen. Die bulgarische Bauernarmee aber hat die Türken zerschmettert.

Redl.

Ephialtes, der dem Heer des Perserkönigs Xerxes über den Rallidromos geholfen und die Möglichkeit verschafft haben soll,



die Wächter des Thermophylenpasses zu überrumpeln, war uns bis gestern das Schreckbild des gemeinen Landesverräthers. Von ihm empfing die Schlupfwespe, die den Legestachel durch ein Bohrloch in die Larve der Holzwespe schiebt, den Ekelnamen. Ob der Mann aus Malis je gelebt, ob der Amphikthonenspruch ihn geächtet hat, wissen wir nicht; erlittenes Unrecht mag ihm das Gefühl verwirrt, giftigen Haß gegen Spartiaten, Phoker, Thebaner eingeträuft haben. Für den Feldmarschall Karl Mack, Freiherrn von Leiberich, wären, wenn ihm die verrätherische Uebergabe der Festung Ulm nachgewiesen werden könnte, immerhin noch mildernde Umstände anzuführen. Franke, nicht in Oesterreich geboren; als batailleur von Ruf in den Niederlanden und im Königreich Neapel fremden Truppen vorgesetzt; und im Türkenkrieg, während des großen pariser Menschheitgewitters, als ein scharfer Haudegen bewährt. Draußen achtzigtausend Franzosen gegen seine zwanzigtausend Mann; er war kein Leonidas und brauchte Oesterreichs Schicksal nicht im Herzen zu hegen. Alle Bilder berühmter Verräther entfärben sich dem Auge, daß sie dem neuesten vergleicht: dem des österreichischen Obersten Alfred Redl. Der war das Haupt des Generalstabes im Achten Armeecorps, war (in Lemberg geborener) Oesterreicher: und hat, ein von Talent und Gunst ungemein rasch auf die Höhe gehobener Offizier, in Zeiten ernster Reichsgefahr die wichtigsten Geheimnisse seines Vaterlandes den Russen verkauft. Deren Spione, wo er konnte, geschirmt; die Namen, Pläne, Helfer der österreichischen Ausspäher zur Kenntniß der petersburger Instanz gebracht; und ihr Alles gemeldet, was er über Organisation und Taktik, Mobilisirung, strategischen Aufmarsch, Waffen, Flugwesen, Transportmittel, widerstandsfähige und schwache Stellen des österreichischen Heeres wußte. Ein Schurke, wie unser Blick keinen noch sah. Ein Scheusal, neben dem selbst der Mädchenschlichter ein argloses Gemüth scheinen mußte.

Der Prinz, in dessen feinhäutiges Gewissen die Kunde stürmt, der fromm lächelnde König habe ihm die Mutter entehrt und den Vater gemeuchelt; der Greis, der den Kindern das Reich und die Krone hingab und von den Kindern dann aus dem Obdach in Unwetters und Leibesnoth gestoßen wird; der Wucherer und Wortspalter, den Wortspalterlist aus tückisch erwuchertem Rechtsanspruch schleudert; der im Mohrenfell alternde Held, den, in einer



luftlosen Bürgerwelt, blind gläubiger Heroßwahn aus dem Bezirk sittlicher Menschheit treibt: ein Dichter, der wie Naturkraft durch die Jahrhunderte wirkt, hat, in jedem dieser Fälle, die Handlung gesucht und gefunden, in deren Ablauf das besondere Wesen des darzustellenden Menschen heller, greller als von irgendeinem anderen Geschehen beleuchtet, bis in die tiefste Wurzel und an den höchsten Zackenrand durchblickt werden konnte. Nur ein zum Dramatiker Vorbestimmter, heißt's, hat Solches vermocht. Der Bereich Dessen, was uns Wirklichkeit dünkt, bedarf, weil wir ihn nicht nur drei kurze Abendstunden lang, über Orchestra und Rampenlichtstreif hinweg, anschauen, niemals so überkräftig illuminirender Kunst. Da Natur den Offizier Redl werden ließ, scheint sie sich, einem für'schaugerüst Sinnenden gleich, gefragt zu haben, woher für das Gräuelbild eines Landesverräthers die grässeste Farbe zu holen sei. Shakespeares Richard Gloster, der durch Verwandtenblut auf den Thron gewatet ist, zwischen zween Bischöfen, die Heilige Schrift vor dem Auge und auf gesalbter Lippe das Wort Gottes; Rembrandts Saul, dem eines häßlichen Judenjungen Lied die Wände der Herzkammern ins Wanken bringt und der mit dem Vorhangstoff das Auge, eines mächtigen Königs, trocknet: hat Natur ihren größten Kindern, die kleinen bis ins Mark der Seele zu erschüttern, so grause Kontrastwirkung nachgedichtet? Das wiener Spionßdrama würde von unseren Brettern gezischt. „Allzu unwahrscheinlich; geschmacklos, die Effekte in solche Firnhöhe zu thürmen. Das läßt der moderne Geist sich nicht zumuthen.“ Ein junger, stattlicher Offizier. Ohne Fehl im Dienst. „Sehr g'scheit.“ Die Rede knapp, klar, in Ton und Gehalt dem Hörer ein Schmauß. Nicht der winzigste Makel in der Konduite. Als Hauptmann ins Evidenzbureau des Großen Generalstabes berufen; als Major Chef des Corpßstabes in Prag. Eine Weile das Hirn der „Gegenspionage“, deren Aufgabe ist, fremde Späher mit Irrlichtgeblin in Dickicht und Sumpf zu locken und, wenn ihre Schuld erweislich geworden ist, mit Henkersgriff zu packen, zu drosseln. Eine Hoffnung des Heeres. Von Conrad, von Schemua geschätzt; vom Kaiser zum Vortrag empfangen, mit Handdruck und Orden geehrt. Sachverständiger in den wichtigsten Spionenprozessen. Und: seit mindestens sechs Jahren den Russen verkauft. Denen berichtet er um hohen Lohn, was er weiß; und er kann ungefähr Alles wissen (oder von ihm vertrauen-



den Kameraden erfahren), was in der Armee heute geschieht, morgen geschehen soll. Zweimal steht, seit er den Petersburgern vermiethet ist, sein Vaterland dicht vor der Gefahr eines gegen Rußland zu führenden Krieges. Er betreut pünktlich sein Verrätheramt; steigert vielleicht, da Mars just die Stunde regirt, nur den Preis. Ubertausende müßten ins Grab taumeln, weil er zum Schurken ward; die Heimath könnte von Feindeßhorden überschwemmt, zersezt, links ein gestern noch strogendes Glied in Knechtschaft, der unter Blutströmen zuckende Rumpf in Ohnmacht gezwungen werden. Daß weiß der Oberst. Ist aber, trinkt, reibt sich an Jünglingen und schläft wie der Gerechteste. Alfred Redl: ein Muster.

Ein Homosexualler (die amtliche Auskunft sagt): früh also in Verstellung und Heuchlerkunst hoher Grade gewöhnt. Wie ein Krüppel, der die Kürzung des Ebenmaßes zu verhüllen trachtet, eitel den Vollmann und Helden agirt und nie in Wahrheit zurückfindet. Zweierlei Schleier liegen vor dem jungen Stabsoffizier; „zu gefälliger Wahl.“ Er kann heirathen, emsig Kinder zeugen, der Frau einschärfen, daß jede nicht diesem Zweck dienstbare Vereinigung zweier Leiber vor Gott und Menschen Totsünde sei, die Monde der Schwangerschaft weiblich nützen und jeden Verdachtskeim schon durch die Erwähnung der lieben Brut schnell ausjäten. Exempla docent. Redl fände solchen Zwang wohl zu lästig. Der andere Schleier ist ihm bequemer. Immer mit Weibern verbandelt; gestern mit einer Soubrette, heute mit einer Bourgeoise. Wo der Ferdl an einem Niederhaft, wird das Gemach transparent. Daß zieht; undbürdet nicht die Lasten der Ehe auf. „Der und Kerl? Welcher Blöddian hat den Schmarrn eingerührt?“ Wie aus dem Kinaeden der Landesverräther wurde, läßt sich nur ahnen. Perversion des Geschlechtstriebes zerrüttet das ganze Wesensgehäuse. Der gleich empfindende Fremdling ist dem Vertrauen näher als der am Weib hängende Landmann; ist er, wie sonst eine Geliebte, vom Trieb umkost, dann giebt's vor ihm kein Geheimniß. Oder: der Erpresser reißt die Faust; und das Schweigegeld ist nur aus dunklem Schacht zu fördern. Erste Indiskretion; und Beelzebubow krallt sich fest in den kleinen Finger. Oder: der Spürhund dieser höllischen Excellenz hat Etwas von „Mißbrauch der Dienstgewalt zum Zweck der Geschlechtsbefriedigung“ erwittert, die Fährte beschnüffelt, den Mißbrauchten gerochen; wenn Belial Diabolowitsch



nun winkt, muß der Herr Stabschef den Mund und den Altkenschrant aufthun. Am Ende ist auf den Zinnen des Staates ein Klüngel Perverser doch nicht ganz so ungefährlich, wie die standhafte Kinaedenschütztruppe behauptet hat? Des Geschlechtstriebes Farbe nicht so gleichgiltig wie die Laune der Zunge, die Burgunder dem Mosel vorzieht? „Die Homosexuellen im Staat“: das Buch könnte nützlich werden. Auch dem Spion gebührt ein Kapitel.

Redl ist aus Prag nach Wien gelockt, in einem stillen Hotel der altwienerisch vornehmen Herrengasse von drei oder vier Offizieren in kurzem Verhör genommen, zum Verzicht auf den Soldatenrock aufgefordert und, nach der Unterzeichnung des Abschiedsgesuches, mit einem Browning allein gelassen worden. Er hat sich erschossen. Sonst hätte des Henkers Strang ihn erwürgt. *Res austriaca*; in die wir nicht hineinreden wollen. Die Wehrmänner müssen durch hohen Auftrag oder Schutz gedeckt sein. Nach unserem Recht (und nur alberner Dünkel wird leugnen, daß solche Schlupfwespe sich ins beste Heer einbohren könnte) wäre dieses nächtigen Rastenertheils Vollzug den Thatbestandsmerkmalen der Begünstigung brenzlich nah. Ein überführter Verbrecher wurde dem zuständigen Gericht und vorgeschriebener Strafe entzogen. Selbstmord ist keine Sühnung so ruchloser Lumpenthat. Den mag man einem vom Rausch der Leidenschaft, noch der häßlichsten, Verleitetem gönnen. Alfred Redl mußte auf offenem Markt am Schandpfahl stehen und in der Schlinge verröcheln. Daß er geschont, daß kein Bündel seiner Verräthergeheimnisse im Kreuzfeuer des Gerichtssaales aufgeschnürt wurde, war gewiß nicht von Willkür befohlen. Auch wer den Grund des schleunigen Nachtverfahrens zu kennen glaubt, darf, als ein aufrichtiger Freund der Monarchie Oesterreich-Ungarn, die sauberen und tüchtigen Wächter der uns verbündeten Macht vor einem Weg warnen, den der Widerhall schlimmen Geräusches wie mit Schwefeldunst umdräut. Mandritsch, Redl, der durch Gerichtsspruch erzwungene Rücktritt des ungarischen Ministeriums, das sich von einer am Staatsfinanzgeschäft beteiligten Bank zur Sicherung „guter“ Wahlen fast vier Millionen Kronen zustecken ließ: für das Jahr der Slavenkrise ist ein Bißchen reichlich. Der Eiter muß schnell aus dem Leib; ehe er das Blut vergiftet. Wo Eisen nicht half, hat manchmal Feuer geholfen.

Staatsmänner pflegen, wie Chirurgen, nach der Arbeit die-



Hände zu waschen, zu desinfiziren. Im März mußte Ciner, diplomatisch und strategisch, den Krieg gegen eine Großmacht vorbereiten, deren Haupt im Mai durchs gepuzte Stadthor einzieht und Ehrerbietung heischt. Da genügt kaum wohl Marmorseife. Der Versuch, das politische Geschäft zu moralisiren, wäre, unter dem Wind, der uns jetzt umweht, im eigentlichen Sinn Nießscheß unzeitgemäß. Muß aber das Späherystem, wie es geworden ist, weiter geduldet werden? Dann gleitet Europa in die Sitten des Verbrecherkellers, der Dirnenspelunke. Daß ein als Militärbevollmächtigter eingeführter, in die Hofgesellschaft zugelassener Herr mit Adel, Armbanduhr und ins Dämonische funkelnden Fingernägeln, drei Viertel seiner Dienstzeit zur Schädigung des Landes, in dem er akkreditirt ist, benützt, ist arg; doch vielleicht nicht zu ändern. Kauft er, selbst oder durch Agenten, dem Heer Angehörige, dann wirds Ehrenpflicht der Staatsgewalt, den Ertappten wegzujagen; ohne zärtliche Schonung. Der austro-russische Krieg, in dem auch unseres Reiches Söhne mitfechten mußten, schien fast unvermeidlich: weil beide Mächte ihre Truppen dicht an die Grenze vorgeschoben hatten. Oesterreich, rief Rußland, hat angefangen; nein, gestalte die Antwort: wir haben uns erst gerührt, als Ihr, Russen, den letzten Jahrgang, ohne von außen erkennbare Ursache, bei der Fahne behalten hattet. Heute erst weiß man ringsum, daß hüben und drüben in diesem Fall nicht gelogen ward. Was Wien plante, erfuhr Petersburg von Redl; und entschloß sich, in einem weiträumigen Land mit noch unzulänglichen Transportmitteln, zur Abwehr des Wollens, daß morgen erst That werden sollte. Hat Natur ihren größten Kindern, die kleinen bis ins Mark der Seele zu erschüttern, das Gräuelbild des im Gnadenschimmer stolzirenden Schufteß nachgemalt? Schaut es recht an! Und fordert dann, laut und fest, die Massenmörderstrafe gegen jeden Spion, dem erwiesen ist, daß er ein Wehrgeheimniß, ein winziges nur, weitergetragen habe; gegen jeden, ob ihn Geldgier, ob Patriotendrang trieb: die Schadensmöglichkeit, nicht den guten oder bösen Willen des Thäters besinne der Richter. Noch Anderes ist zu fordern: Nicht Festungshaft mit Ehrenrecht, nicht Begnadigung als Festbehang, wenn der Austräger des Verrathes uns zu besuchen geruht. Ein Spion mag ein Gentleman sein; doch den Gentleman, der ihn heimlich wehrlos machen wollte, darf auch der Milde niederschießen.





## Der Sammler Nemeß.

Der Amateur geht, wie nächstens die Kunst gehen wird. Der große Freund der Künste, der immer etwas Fürstliches hatte, auch wenn er einmal einen bürgerlichen Namen trug, der den Künstlern Aufträge ad hoc gab, sich seine Säle mit Cyklen, seine Gärten mit Göttern und Gethieren aus Marmor schmücken ließ, ist nicht mehr. Der Sammler hat ihn vertrieben: ein kleineres, bescheideneres, dabei weniger einfaches Wesen, das fast immer etwas Gebogenes, Kleines, Verkümmertes hat, selbst wenn er einmal einen nicht bürgerlichen Namen trägt. Der sammelt, was sich Andere für sich machen ließen, die schönen Ueberbleibsel früherer Zeiten, und zuweilen, was unserer Zeit an Schönerem zu schaffen übrig geblieben ist. Sein Zweck ist weniger bestimmt. Liebt er die Bilder, mit denen er seine schmalen Wände bis zum Plafond hinauf bedeckt, die Bibelots, die seine paar Zimmer voll machen? Man muß es wohl annehmen, denn er lebt mit ihnen, sie sind seine Existenz. Seine Zeit ist mit der Lecture der Auktionskataloge, mit Kunstgängen und Kunstreisen, mit Kauf und Verkauf angefüllt wie seine Zimmer. Niemand hat so wenig Muße wie dieser Nichtsthuer. Die Kunst des alten Liebhabers schmückte sein Dasein. In dem Palast, den ihm große Künstler geschaffen hatten, gab er Feste, machte seinen Schönen den Hof, herrschte über seine Leute, empfing mit Gepränge die Genossen seines Standes. Der Sammler sammelt. Er hat nicht das geringste Interesse an Dem, was anderen Menschen das Heim ist. Sein Haus ist ein schlecht geeigneter Güterschuppen, den die Kunst um alles Künstlerische bringt. Seine Schöne ist das gewählte Gebiet seiner Gourmandise. Er empfängt den Rahmenmacher, und wenn er Feste giebt, giebt er sie nur sich selbst, zusammengekauert in einem morschen Sessel in dem einzigen freien Winkel seines Zimmers. Daumier hat ihn gesehen, über Mappen gebeugt, an einem Bilde hängend, mehr belauernd als betrachtend, mit Augen, die denen des Malade Imaginaire verwandt sind. Der Palast ist nicht mehr.

Der Besitz von Kunst ist etwas Besonderes geworden, eine Spezialität wie alles Andere, ein Beruf wie alles Andere, ein Geschäft wie alles Andere. In erster Linie gehört Geld dazu.

Geld, der Welt wirksamstes Propagandamittel, das auf allen Gebieten der Kultur allmählich immer mehr die Idee verdrängt, wird in der Kunst Das, was in anderen Epochen die Kirche, das Vaterland, das Fürstenthum war. Was kann heute einen Künstler,



außer der Freude am Eigenen, zur Schöpfung treiben, wenn nicht das Geschäft? Und ist nicht der mit der Freude am Eigenen nothwendig verbundene Egoismus auch schon eine Art Geschäft? Sobald der Künstler sein Werk von sich giebt, sobald er sich irgendwie mit der Außenwelt einläßt, zieht ihn der Merkantilismus in die Schlinge. Die einzig greifbare Form seiner Beziehungen zu den Anderen beruht auf klingender Münze. Der Palast ist nicht mehr. Daher wird das Kunstwerk zu einem beweglichen Werth, ähnlich den Aktien oder Pfandscheinen. Uebrigens ein recht solides Papier, wenn man zu kaufen versteht. Es giebt kaum ein anderes, das in diesem Jahr nicht gefallen ist. Der Familienvater legt heute sein Erbe besser in Cézanne an als in Staatsrenten. Und heute ist so viel Geld in der Welt, daß selbst der Procentsatz von einem Kunstfreund auf eine Million Menschen eine respectable Kaufkraft ergiebt. Im Kunsthandel geht es umgekehrt zu wie in der Kunst. Die Qualität der Käufer ersetzt die Masse. Ein einziger Sammler treibt die Preise. Um zu verhindern, daß sie sinken, genügen die zehn oder zwölf anderen, die von der Hausse profitirt haben oder zu profitiren hoffen.

Es giebt noch Liebhaber, die nicht verkaufen. Ich habe neulich in einem wenig fashionablen Viertel von Paris eine alte Dame gefunden, die eine Rente von zweitausend Francs und für zwei bis drei Millionen Bilder von Degas ihr Eigen nennt. In Paris giebt es Phänomene jeglicher Art. Ich ging mit einem Bekannten hin, der Kaufgelüste hatte. Die Bilder sind mir heilig, sagte das alte Fräulein. Mein Freund nickte; er war darauf vorbereitet und hing eine Null an. Wenn Einer von „Choses sacrées“ spricht, weiß man schon Bescheid. Es giebt Leute, die es zu Thränen bringen. Aber das alte Mädchen wollte wirklich nicht. Der Louvre bekommt die Bilder. Mein Freund behauptete, ein Händler stecke dahinter. Aber ein Intimus hat das Testament gesehen. Das alte Mädchen, die beiden Rouart, die jetzt tot sind und einige Potentaten wilder Völkerstämme sind Ausnahmen. Im Allgemeinen verkauft der Sammler, muß verkaufen, um weiter kaufen zu können. Der Kauf bereitet ihm das Vergnügen, das der alte Amateur der Kunst verdankte. Der Palast ist nicht mehr. Man kann darüber kurz oder lange nachdenken, kann darüber stöhnen und pessimistische Bücher schreiben, wird aber diese Situation nicht ändern, so lange die Bedingungen unserer Welt herrschen, die bis auf Weiteres einigermaßen seßhaft erscheinen.

Heute soll hier von einem Sammler die Rede sein, den Ungarn hervorgebracht hat, Herrn Marcell von Nemeß. Auch Einer, der



verkauft. Man hat in Deutschland viel Lärm um ihn gemacht, um seine Bilder und um seine nicht leicht durchsichtige Persönlichkeit. Mit viel Begeisterung und auch mit einiger Bosheit. Man konnte bemerken, daß die sachliche Betrachtung von Bildern, die sich seit zehn Jahren in erfreulichem Fortschritt befindet, der deutschen Kritik immer noch nicht ganz geläufig geworden ist. In diesem Fall ist sie zu entschuldigen. Herr von Nemes hat die Eigenthümlichkeit, sich sehr merkbar neben und manchmal vor seine Bilder zu stellen. Man kann ihn schwer übersehen, noch schwerer überhören. Sein Enthusiasmus blüht nicht im Verborgenen. Er ist Ungar. Und wenn ein Ungar enthusiastisch für Bilder eintritt, die seine eigenen sind . . . .

Es giebt nicht viele Sammler von Rembrandt und Rubens in Ungarn; Herr von Nemes war vielleicht der erste. Der Erste hat auf jedem Gebiet immer etwas Besonderes, das Begeisterung und Bosheit einflößt. Und Herr von Nemes ist nicht nur in seinem Lande etwas Besonderes. Tschudi sah in ihm einen neuen Sammlerthp. Ich behaupte, man findet in der ganzen Welt der Sammler keinen zweiten. Die Rouarts hatten ihre Hotels, selbst das alte Fräulein, von dem ich vorhin sprach, hat ihre kleine Wohnung für sechshundert Francs jährlich, wo für zwei oder drei Millionen Bilder hängen. Bei Herrn von Nemes ist es anders. Wohl hat er ein Dach über seinem Haupt, sogar ein recht komfortables in der vornehmsten Straße der ungarischen Hauptstadt. Die geräumige Wohnung würde vielleicht den vierten oder fünften Theil seiner Sammlungen aufnehmen können. Herr von Nemes hat es nie versucht. Seine Bilder waren im Museum von Budapest, in der münchener Pinakothek, in der düsseldorfer Kunsthalle, überall, nur nicht in seinem Hause. Auch in Ungarn macht man die Erfahrung: der Palast ist nicht mehr.

Was hat er nur vor? So fragte man sich in Budapest und anderswo. Zumal in Budapest war die Neugier groß. Die zuletzt in Düsseldorf ausgestellte Sammlung, die nun nach Paris geschafft wurde, ist, der Zahl nach, nur ein Bruchtheil der Nemes-Sammlung; eine sehr rigorose Auswahl. Ich habe Hunderte von Bildern, die Herrn von Nemes gehören, in Budapest gesehen, in den Lagerräumen des Museums, auf Speichern, überall, nur nicht an seinen Wänden. In seiner Wohnung standen, als ich das letzte Mal da war, nur zwei Staffeleien mit angefangenen Bildern von ihm selbst. Schließlich habe auch ich mich, wie viele Andere, gefragt: Was, Teufel, will er mit all den Bildern? Was hat er vor? Und habe mir, wie viele Andere, geantwortet: Verkaufen, natürlich,



spekuliren, „einen großen Coup landen“. Ein Coup ist ihm gelungen: Das steht fest.

Wohl möglich, daß die erste Idee des neuen Sammlers, vor zwanzig Jahren, als er anfang, rein geschäftlicher Art war: das Selbe thun wie so manche Andere in Paris und in London, von denen man in den Zeitungen las; für hundert Gulden kaufen, für hunderttausend verkaufen. Sehr leicht möglich. Wer vermag zu sagen, was vor zwanzig Jahren in dem Kopf eines Ungarn vorging? Aber anzunehmen ist, daß er diese spekulativen Wünsche, mindestens geraume Zeit, in den Hintergrund drängte und etwas Anderes an die Stelle setzte. Im Allgemeinen verläuft der Prozeß nicht so: sondern man beginnt mit etwas Anderem und endet bei den Geschäften. In Ungarn war es vor zwanzig Jahren für einen wahren Ungar vielleicht nicht ganz leicht, mit jenem Anderen anzufangen, denn es gab, so scheint's wenigstens dem fern Stehenden, nicht viel Anderes in dem schönen Lande als Zigeuner, Paprika und Geschäfte. Der Schein trügt; und gerade Herr von Nemes hat ihn mit seiner Sammlung ungarischer Meister des neunzehnten Jahrhunderts widerlegt.

Für einen Bilderspekulanten machte der neue Sammler die Dinge recht großartig. Er hat seine Sammlung ungarischer Meister der Stadt Budapest überwiesen, einige hundert Bilder, unter denen sich die schönsten Munkacsy und Szinhei befinden; von Munkacsy prachtvolle schwarze Skizzen von bezwingendem Ausdruck, unendlich werthvoller als alle Gemälde des einst Gefeierten, die die Stellung dieses heute Verrufenen zur Leibl-Schule, zur deutschen und zur europäischen Kunst eines Tages gründlich modifiziren werden; von Szinhei, dem noch heute rüstigen Veteranen, schlagende Hinweise auf die Vorläuferrolle dieses ungarischen Impressionisten. Das war eines der „Geschäfte“ von Nemes. Er hat mehrere von der selben Art gemacht, die Tereh, der Direktor des budapester Museums, in seiner Vorrede zu der düsseldorfer Ausstellung dankbar registriert hat. Viele andere Museen, darunter auch deutsche Galerien, haben stattliche Schenkungen von ihm erhalten. Einer aufblühenden ungarischen Provinzstadt von unaussprechlichem Namen hat er hundert Bilder überwiesen, in der Hoffnung, in diesem abgelegenen Gelände ein Kunstleben zu entwickeln.

Für einen Spekulant waren die Generalunkosten beträchtlich. Es giebt in Budapest keinen jungen Künstler, der nicht dazu beigetragen hat, und wenn heute in der Stadt der Magnaren, die früher für einen Vorort Asiens galt, die Kunst heimisch geworden ist, wenn man, wie es mir neulich passirte, an einem Tage zwei



oder drei Eröffnungen von wohlarrangirten Ausstellungen bewohnen kann, hat man es, zum Theil wenigstens, der Initiative des Spekulant zu danken.

Nein: ganz so einfach liegt der Fall Nemes nicht. Die Spekulation in Bildern ist ein zu summarischer Begriff, um damit besondere Dinge erklären zu können. Zumal Einß wird nicht erreicht. Man erklärt nichts Schöpferisches mit dem bloßen Hang zum Gelde. Zum Mindesten muß eine gesteigerte Liebe zum Eigenen dazu kommen, fast wie beim Künstler.

Um Schöpfung handelt es sich. Das schwebte vielleicht dem ehrgeizigen Ungarn eines Tages in vagen Umrissen vor und begann sich langsam zu einer Vorstellung zu verdichten: Etwas schaffen, in den Geist des Volkes, dem er angehörte, etwas Neues einführen, seine Landsleute den groben materiellen Interessen entreißen, den Umkreis der ästhetischen Bedürfnisse, der sich bis dahin mehr auf die sensuelleren Künste, Musik und Theater, beschränkten, um das für die Gesittung wichtigste Gebiet erweitern.

Seine wesentlichste Schöpfung ist diese heimathlose Sammlung. Man erklärt ein solches Werk nicht mit spekulativen Gelüsten. Dazu langt der Athem der Geschäftsleute nicht. Man erklärt es auch nicht mit dem patriotischen Ehrgeiz, so groß er in dem noch jungfräulichen Lande sein mag. Dieser Ungar hat an nichts Anderes als an sich gedacht, hat aus sich selbst ein künstlerisches Wesen schaffen wollen. Den Palast, den es in Wirklichkeit für ihn nicht geben konnte, dessen materieller Besitz seinen sozialen Instinkten nicht entsprach, in dem er nie zu Haus gewesen wäre, den gedachte er im Geist in sich selbst zu errichten; und er hat ihn gebaut.

Der Leser ist mißtrauisch. Warum, fragt er, wenn es ihm nur auf geistigen Besitz ankam, warum kaufte er dann und warum verkauft er heute?

Für Beides, für den Kauf und für den Verkauf, giebt es allerlei plausible und nicht ohne Weiteres kompromittirende Gründe. Der Gründe, die heute einen auch recht vermögenden Mann zum Verkauf bewegen können, sind zu viele, um sie alle zu untersuchen, und sie sind nicht interessant. Warum kaufte er? Vielleicht aus Altruismus. Ein Mensch aus einem weniger jungfräulichen Lande hätte vielleicht ein Buch geschrieben, einß der jährlich erscheinenden dreitausend Bücher über Kunst, und hätte vermuthlich weniger genügt. Der Kauf war für ihn eine Befräftigung, eine wesentliche Verlängerung des Genusses, ein ihm wichtiges Symbol für die Eroberung, eine optimistische Geberde. Vielleicht hoffte er, daß „dankbare Vaterland“ werde eines Tages dem Werk den würdigen Rah-



men geben; er kann sich sogar eingebildet haben, irgendwo in dem kunstsinnigen Europa werde sich eines Tages ein vernünftiges Stadtkollegium oder ein Fürst oder ein Vanderbilt finden, um mit dieser einzigartigen Sammlung ein Museum zu begründen. Wer weiß, was Alles in dem Kopf eines Ungarn vorgeht?

Du bleibst skeptisch, lieber Leser; Du lächelst. Tschudi und so viele Andere sind auf ihn hereingefallen, lächelst Du, nun fällt Der auch auf ihn herein. Lieber Leser, Du bist arm an Gedanken, deshalb hältst Du krampfhaft an einer Erklärung fest, die Dir das Nachdenken und noch dazu das Betrachten erspart. Meine Erklärung ist besser, selbst wenn sie falsch wäre, weil sie mir Genuß verheißt, während Dich der ewig öde Gedanke an den Mammon von den Bildern zurückhält. Denn, gestehe es nur, Du fällst auf alle Bilder herein, die in gesichertem Besitz sind, und Du mißtraust diesen, weil sie verkäuflich sind. Ich kenne die Melodie zu gut. Sie hat Tschudi und Anderen genügend unlieblich in die Ohren geklungen. Wie wunderbar leicht ist es, Dinge, denen man nicht anders beikommen kann, mit dieser lieben Nuance („es geschah des Geldes wegen“) abzuthun!

Diesen Firniß möchte ich von den Bildern wischen, weniger des Herrn von Nemes als der Bilder wegen, damit man sehen kann, wie sie gemalt sind, nicht, wie sie sich ein die Spekulation witternder Jemand ausmalt. Denn es trifft sich, daß diese Bilder just zu denen gehören, die man betrachten müßte, selbst wenn sie in den Klauen des Teufels wären.

Wenn Du aber, lieber Leser, mit Deinem liebenswürdigem Lächeln durchaus ein materielles Zeichen willst, mit dem Du die Gattung dieses Sammlers bestimmen kannst, freilich, ein viel weniger schlagendes Zeichen als die Bilder, die am Besten für ihn sprechen, Dir aber vielleicht zugänglicher, so laß Dir sagen, daß dieser Sammler auch praktisch ans Bauen gegangen ist. Er, der früher nie einen Pinsel angerührt hat, der mitersprießlicheren Mitteln zu Gelde gekommen ist, hat sich unter die Maler begeben. Wenn Das auch heutzutage kein Wunder bedeutet wie die Heilung des Blinden, so ist es immerhin ein Zeichen. Er malt seit einem Jahr; und man zählt schon kaum die Leinwände, die er mit leuchtenden Farben bedeckt. Wie er früher den Bildern nachreiste, läuft er heute schönen Blumen und allen farbenfrohen Dingen nach, die ihm Modell werden können. Er lebt für nichts Anderes. Neulich traf ich ihn in Paris im Malkittel. Er hatte sein Hotelzimmer zum Atelier umgewandelt, und während draußen die Händler warteten, erklärte er mir, warum er die Pastellmalerei aufgeben und jetzt



nur noch in Del malen wolle. Ich theile nicht ohne Reserven den weitgehenden Enthusiasmus der Anhänger des neuen Malers. Der Sammler ist mir bis heute noch lieber. Aber ich sehe einen Anfang und würde mich nicht wundern, wenn der Autodidakt auch auf diesem Feld Ueberraschungen brächte. Eines steht außer Zweifel: sein Wille, nur noch seinem Künstlerberuf leben zu wollen. Und mir scheint, dieser Wille ist für den Entschluß, sich von seinen Bildern zu trennen, entscheidender gewesen als alles Andere.

Ein Wort aus der Erinnerung, was mir die Bilder in Düsseldorf sagten. Die Stadt Heines und der reichen Leute bekam einen Augenblick, so lange die Sammlung in der schlimm beleumundeten Kunsthalle weilte, einen Schimmer ihrer alten, längst vom Rauch der Fabriken zerstörten Noblesse zurück, einen überreich verzinsten Ersatz für die einst entführten Schätze. Man vergaß die Akademie, die lederne Langeweile, die sich mit dem Begriff Düsseldorf als Kunststadt seit Jahrzehnten verbindet, und kam sich vor wie in einem Palast. Ein hohes Vestibul nahm uns auf. Primitive aus dem Norden und dem Süden thronten ernst und schweigend in feierlichen Nischen. Ein Einzug Christi in Jerusalem von einem Venezianer des Quattrocento neben der treuherzigen Legende eines Cranach, eine Beweinung Christi von Mainardi, eine Madonna von Bellini und daneben die von Würde gezügelte Inbrunst des großen Gerard David. Ein einzigartiges deutsches Werk, der Baldung Grien, von großen Linien getragen, die alten Domfenstern entnommen schienen, eine Venus, die sich nicht leicht zu der mythologischen Rolle hergab, die ihr der Titel und der kleine Cupido zur Seite vorschreibt, in Wirklichkeit eine Eva. Die Mitte nahm eine kostbare Tafel des kölnen Meisters Barthel Bruhn ein, eine Art Vermittlung zwischen Nord und Süd. Die vornehme Urbanität der Heiligen und des Stifters verrieth die Nähe Frankreichs.

Zwei Flügel öffneten sich von diesem Vestibul nach zwei entgegengesetzten Seiten, bildeten jeder einen Halbkreis und trafen sich dann wieder in einer großen Halle. Der eine Flügel herbergte Flandern und Holland, der andere Italien. Der eine mit den Holändern und Vlaamen war reich garnirt. Da hingen ungefähr alle Großen des siebzehnten Jahrhunderts, die zwischen Amsterdam und Antwerpen gemalt haben, und ein guter Theil der Kleinmeister. Rembrandt hatte eine Rabinetwand für sich, wie es sich gehört, mit drei Bildern; eines aus der Jugend: ein imposanter Greis, der zwischen den „Vater“ der Ermitage und den der Kasseler Galerie gehört; zwei reife Bilder, die Studie eines Mannes im Hut,



und ein Ausschnitt aus der berliner „Susanna“, der Alte mit der Faust, prachtvoll. Cupp und Hals hingen daneben. Von Hals das Hauptwerk der Sammlung Weber, ein Bild, auf das die beliebte Katalogbezeichnung „Männliches Bildniß“ einmal zutraf. Es war männlich, ganz abgesehen davon, daß es einen Mann darstellt, ein Symbol der Würde und Energie des Mannes. In der phantastischen Landschaft Cupps mußte man sich zurechtfinden. Die Couliße war fast zu zerbrechlich für die gewaltige Stabilität der beiden Röhre, Verwandte der vierfüßigen Helden in Dulwich und in der National Gallery, bei uns in der Sammlung Carstanjen. Die Sonne richtete den Reichthum. Man konnte sich bei diesem Licht kaum enthalten, an Poussin zu denken, so fern er sonst dem Genre stehen mag.

Um diesen Block herrlicher Werke gruppirten sich viele meisterliche Rabinetstücke, die dem Liebhaber des „Beau morceau“ theuer sind, die De Keyser, Ostade, Teniers, Bredelens, Terborch, die Roninck und Wouberman, die Snyders, Jyt und van Beijeren. In einem Rabinet daneben Rubens mit einigen Proben seiner Handschrift, begleitet von Van Dyck, den sein englisches Gefolge in der Bildnißmalerei umgab.

Das war der eine Flügel. Den anderen des Lustschlosses bewohnte Italien; richtiger: ein Theil Italiens; und es ist bezeichnend, welcher. Der Erbauer des Schlosses hatte von den zahlreichen Schulen des kunstreichen Landes Venedig gewählt, das Venedig Tizians, der Veronese und Tintoretto. Der Anführer fehlte, aber von den Schülern, von Tintoretto und Veronese, gab es wundervolle Bilder. Zwischen den bewegten Bassanos hingen stille Bildnisse der Cariani und Moroni. Warum diese Schule und keine andere? Weil Venedig allein von allen italienischen Schulen seine künstlerische Rolle bis nahe an unsere Zeit heran fortzusetzen gewußt hat, weil das achtzehnte Jahrhundert Venedigs, das Venedig der Tiepolo und Guardi, das auch in dem Lustschloß, zumal durch eins der merkwürdigsten Werke Guardi, seine Stätte fand, eng mit unserer Kunst verbunden ist und weil diese Verbindung hier und dort, in allen Zweigen der Malerei zu dem idealen Sammelobjekt des seltsamen Sammlers wurde.

Noch Eins trieb ihn nach Venedig. Das Atelier Tizians formte den Künstler, der für Herrn von Nemes den stärksten Ausdruck dieser lebendigen Verbindung zwischen den Völkern und Zeiten bedeutet: Greco.

Wir treten in die große centrale Halle des Palastes, wo die beiden Flügel einmünden. Hier hat der Baumeister nicht mit Wir-



kungen gespart. Röhre Bogen tragen ein weites Gewölbe, die Wände sind aus kostbarem Material. Es ist ein Glikern und Rieseln von Perler und Brokat, von Marmor und Gold. So schmückt man einen Thronsaal. Zwischen hohen Pilastern hängen hier zwölf Bilder des Griechen. Jedes ist von dem Nachbarn verschieden und alle bilden eine zusammenhängende Geschichte, die heilige Legende vom Geist. Wenn Du sie ansiehst, verschwindet plötzlich die Pracht des edlen Materials, das Gold wird matt, die prunkenden Stoffe vergilben, der Marmor erblindet. Die Materie beugt sich vor dieser Geberde des Geistes, der mit einer Bewegung der Hand den Stahl Funken sprühen läßt, mit einem Nichts von Farben unvergängliche Früchte hervorzaubert, mit dem Druck auf einen Pinsel den Heiligenschein um die Madonnen entflammt.

Schon diese Halle allein macht die phantastische Idee des seltsamen Sammlers verständlich. Dieser eine Saal mit den zwölf Greco's könnte einen dem Schönen zugethanen Menschen bestimmen, ein Leben voll Arbeit und vielerlei Umtrieben zu verbringen, ein Vermögen zu opfern, auf andere irdische Freuden zu verzichten. Und bestände dieser Saal nur einen Tag, sähen wir ihn nur ein einziges Mal: es wäre genug, um uns dankbar zu stimmen.

Nun werden ihn sich die Pariser für drei Tage aufbauen. Paris, dieser beste Kenner guter Dinge, ist schon mit Greco vertraut. Es sah ihn, als das große Bildniß des Kardinals Nino de Guevara, dessen Kopf in der Nemes-Sammlung wiederholt ist, bei Durand-Ruel Station machte, um zu Havemeyer nach New York zu gehen; dann, als die beiden Prachtgemälde der Kapelle San José in Toledo, zum Entsetzen ganz Spaniens, von einem pariser Händler wiederum für Amerika entführt wurden; dann, als der Laokoön, den Tschudi für Deutschland rettete, der alten Bourbonen-Sammlung entfloß. Paris hat die edelsten Werke Greco's gesehen, beherbergt noch heute in seinen Mauern manches kostbare Bild; und der Louvre ist das einzige Museum im Norden, wo Greco einigermaßen würdig repräsentirt ist. Aber Paris sah nie mehr als zwei oder drei Bilder auf einmal, gewöhnlich in den Privatzimmern der Händler. Nie wurde der nicht unbeträchtliche Widerstand, den Greco jeder beginnenden Betrachtung entgegenstellt, durch die Vorführung mehrerer Werke in einem der Würde des Gegenstands genügenden Raum erleichtert. Die schöne Greco-Ausstellung des Prado im Jahr 1902 vollbrachte die Rehabilitirung innerhalb Spaniens und regte dort die fruchtbarsten Forschungen an, ging aber für das Ausland fast unbemerkt vorüber. Die Greco-Ausstellung im pariser Herbstsalon von 1909 entprang einer lob-



lichen Absicht, war aber aus so zweifelhaften Elementen zusammengestellt, daß sie dem Andenken des Meisters mehr geschadet als genützt hat.

Deshalb bedeutet die Ausstellung der Greco des Herrn von Nemes eine wichtige Station in dem verspäteten Eroberungszug des Meisters. Diese Bedeutung wird nicht durch die Einsicht aufgehoben, daß nicht alle Werke, obwohl sämtlich eigenhändig, zu seinen meisterlichsten Schöpfungen gehören; daß Dem, der Greco in seiner ganzen Pracht kennen lernen will, nicht die Reise nach dem Prado und dem Escorial, vor Allem nach Toledo erspart bleibt. Selbst wenn es Herrn von Nemes gelungen wäre, alle die entscheidenden Werke, die außerhalb Spaniens in den Museen oder im Privatbesitz hängen, zu vereinen, würde man immer noch den Ernst des „Begräbniß des Grafen von Orgaz“, das Pathos der „Mauritiuslegende“, die Mystik der Himmelfahrt Christi vermissen. Von einem der Hauptwerke, dem Espolio der Kathedrale in Toledo, hat Herr von Nemes eine herrliche Variante zu erwerben gewußt; von den beiden Fassungen der Heiligen Familie je eine kostbare Variante und von dem oft gemalten „Christus mit dem Kreuz“ ein weit über dem Durchschnitt stehendes Exemplar; daneben ein „Delberg“, auf dem Das, was die Zeit den großen Gestalten geraubt hat, durch die köstliche winzige Gruppe im Hintergrund (ein Detail, das mehr erzählt als ganze Bilder anderer Meister) ersetzt wird. Aus der Apostelserie ein gut erhaltener Heiliger Andreas; von den Marienbildern zwei Darstellungen, von denen die eine mindestens eine Ahnung von der glorreichen Himmelfahrt Marias in San Vicente verheißt. Schließlich, außer dem Kardinal, noch ein vorzügliches Bildniß. Da nahezu alle Perioden Greco's und die meisten Gebiete, auf denen sich seine unerschöpfliche Phantasie erging, zur Geltung kommen, gelingt es dem Suchenden, den verschlungenen Entwicklungspfad zu finden.

Denn alle Werke Greco's, auch die Wiederholungen, sind Stationen des Rastlosen. Er malte nicht, um zu malen. Keiner hat wie er das Unnütze zu vermeiden gewußt. Er malte für sich, vergaß die Bestellung, auch wenn sie von einem Fürsten kam, gehorchte nur seinem eigenen, von allem Schönen der antiken und christlichen Welt geadelten Instinkt. In der Epoche der größten Schulen der Kunst lebte er allein im fremden Land und gründete sich für sich selbst eine Schule, deren Schüler dreihundert Jahre später kamen. Er verstand, zu opfern. Wo zwei Pinselstriche genügten, gab er nicht drei. Herr von Nemes hat oft den Zweiflern gerathen: Nehmt irgendein Stück in einem Bilde Greco's, schneidet es aus und be-



trachtet. Macht das Selbe mit dem Bild eines anderen Meisters. Der Greco wird immer, ob das Stück nach Eurer Meinung einen Theil der wesentlichen Handlung enthält oder nicht, handeln, wird ein Stück Leben sein, von Pinselstrichen durchzogen wie die Hand von den Adern. Das Stück des Anderen ist gar oft nur ein wesenloses Stück bemalter Leinwand.

Greco hat keinen besseren Propheten gefunden. Die Unabhängigkeit des Enthusiasten von der Orthodorie der Gelehrten giebt ihm besondere Kraft. Was er sagt, ist sein Eigenthum. Der einfache Vergleich hat es ihn gelehrt. Er gleicht dem Sultan, der sich eines Tages für die Monogamie entscheidet, weil er die Frau gefunden hat, die ihm alle anderen ersetzt.

Vermuthlich hätte Herr von Nemes sein Lustschloß anders gebaut, wenn er Greco früher entdeckt hätte. Immer wären das Vestibul und die Primitiven gewesen, auch der Flügel mit den Italienern, auch Rubens und Rembrandt, und immer hätte es die Folge gegeben, in die wir jetzt eintreten.

Als weitläufiger Landsmann Greco's ist Goya zur Stelle, der vielgesuchte Bildnißmaler, der geschickte Kartonzeichner, der Humorist Goya mit dem heißen Lachen; und der große schöpferische Meister, der alle anderen Abarten des Vielseitigen übertrifft; der Goya der Cucana, mit einer dem berliner Bilde ebenbürtigen Szene. Dieser Vorläufer steht am Eingang des großen das Gebäude abschließenden Saales. Es ist eine lange Galerie mit hohen Fenstern, durch die man auf das sonnige Paris schaut. Courbet, von Delacroix begrüßt, nimmt das äußerste Ende ein mit einer Felsenlandschaft, den selben Felsen, die eines Tages das Begräbniß von Ornan's umschlossen, mit noch anderen Details dieser bürgerlichen Epopoe, dem Hund, der vorn auf dem Begräbniß steht, und einem der Leidtragenden, Adolphe Marlet, eins der dunklen Bildnisse Courbet's, die nur die Meisterlichkeit erhellte. Daneben Landschaften, Wasser und Land, ein paar glänzende Figurenbilder, eine Femme couchée, venezianisch hingelegt, nichts weniger als venezianisch gesehen; dann die beiden Mädchen am Meer. Das Haar der Einen ist mit einem Pinsel gemalt, der die Wogen des Meeres zu treffen wußte. Und schließlich jenes einzige Werk Courbet's, die beiden nackten Frauen, die alle möglichen mythologischen und anderen Titel haben und von keinem Titel getroffen werden, ein romantisches Produkt des unerbittlichen „faiseur de chair“. Dem Realisten sind, als er es malte, Adlerflügel gewachsen. Man kann Courbet kaum vollkommener darstellen als mit diesen Bildern.

Corot verschwindet in dem Saal dem Umfang nach neben



Courbet, nicht nach dem Werth. Nur zwei Bilder, doch beide zum Besten gehörend: eine reizende Kanallandschaft aus der Picardie und ein Hauptwerk, eins von denen, die auf der Weltausstellung von 1900 eine neue Werthung des Meisters vollbrachten, die als Corots größte That seine Darstellung des Menschen offenbarten: die „Songerie de Mariette“, ein Pendant zu der „Femme à la perle“, aber bürgerlicher, einfacher, intimer, ich wage, zu sagen: intakter.

Der Saal wird lichter. Mit Corot und Courbet kommen die großen Schüler der beiden Großen. Zuerst Manet, der Manet der Olympia und der der Bildnisse, der Manet der Rue de Berne und der letzte Manet, der sein barbarisches Schicksal unter Blumen und Früchten verbarg. Manets Freund Claude Monet hat neben einem belanglosen Figurenbild kleinen Formats eine Küste aus seiner besten Zeit, als die farbenanalytischen Tendenzen noch nicht das Temperament des Landschafters zerseht hatten. Fünf glänzende Bilder zeigen die immense Ueberlegenheit Renoirs; Mädchen, Frauen, Blumen. Die wundervolle Skizze zu dem „Moulin de la Galette“ des Luxembourg, gleichsam der Tanz ohne die Tänzer, der Inhalt des Bildes auf den Rhythmus, der die Paare und die Farben treibt, zurückgeführt; ein Frauenbildniß in Pastell, von seltener Größe der Auffassung, das beweist, wie vertraut Renoir auch jene andere, weniger lächelnde Form der Frau war, die Degas zu der seinen machte und die Renoir weniger absichtlich, natürlicher und mächtiger darzustellen wußte. Von dem großen Blumenstrauß könnte man sagen, Greco hätte so, wenn er Stilleben gemacht hätte, Blumen gemalt. Und auch in dem Hauptwerk Renoirs in der Sammlung, der Familie Henriot, steckt Etwas von dem Greco, der auf dem Mauritius den Hintergrund zu einer sommerlichen Landschaft werden ließ. Bei Greco sind es Märtyrer und Fahnen, bei Renoir Frauen und Blumen. Doch was bedeutet auf den Bildern der Meister das sichtbare Detail neben den unendlich verschwiegeneren Dingen ihrer Atmosphäre!

Neben Renoir Degas mit einem seiner aus Tänzerinnen gebildeten Parallelismen. Und mit Degas die beiden Jüngeren, die ihm nahestanden, Gauguin mit einer Tahiti-Szene und Van Gogh mit einem Meisterwerk, einem Stilleben, das bei Cassirer war: der schräge Tisch mit den Lampen, der Pfeife und dem Tabak, dem Buch und dem Teller mit Zwiebeln.

Und nun der Glanzpunkt der modernen Sammlung, das Panneau mit den sechs Cézanne; eine Auswahl, die das Qualitätgefühl des Sammlers in hellstes Licht setzt. Man muß Cézanne gut ken-



nen, um diesen Jungen in der rothen Jacke zu nehmen; ich glaube freilich, daß, wenn man so weit ist, man solche Dinge über alles Andere stellen wird. Es ist die vollständigste und konsequenteste Realisirung dieser Kunst, die mit Tönen und Flecken Menschen und Begebenheiten schafft, denen Vielerlei fehlt, was anderen ihresgleichen zukommt, und die Etwas besitzen, das man nirgends findet, eine scheinbar rein dekorative Nuance, die, man weiß nicht, wie, die Menschen zu psychologischen Wesen, die Begebenheiten in Legenden verwandelt. Das Stilleben, mit der Fruchtschale, dem Glas und dem Messer auf der Serviette, ist schon klassisch geworden. Eines Tages wird man solche Bilder so ansehen, wie wir heute gotische Tapisserien betrachten. Das andere Stilleben mit den Äpfeln und dem abgeschnittenen Teller, früher als das zuerst genannte, weniger robust, aber sublimer, zeigt die ungreifbare Komposition des großen Komponisten. Es ist noch viel weniger „gestellt“ als das andere; die Äpfel liegen wirklich, wie der Zufall sie gelegt hat, aber sie sind noch mehr als die Dinge des anderen Bildes unserer an der Wirklichkeit geübten Kontrolle entrückt, können so absichtlos liegen, weil sie das Besondere in ihrer Malerei besitzen und weil Dies der gewohnten Sachkomposition nicht zugänglich ist. Das dritte Stilleben „Das Buffet“, noch einmal Äpfel, ist eine dritte Vision. Zwischen den dreien sind Unterschiede wie zwischen den Stilen eines Voltaire, eines Balzac, eines Flaubert. Man erhält einen Begriff von unserer Zeit, wenn man bedenkt, daß der selbe Künstler mit dem selben Motiv solche Verschiedenheiten seines Subjektivismus hervorbringt. Früher gehörten Generationen dazu.

Herr von Nemes hat eine glückliche Hand. Er hat diesen Perlen Cézannes noch zwei schöne Bilder zugesügt: eine Landschaft, die etwa dem Knabenbildniß entspricht, und ein jener Rendezvous nackter Menschen im Walde, die uns trotz dem Fragilen ihrer Art oft wie Monumente berühren. Bei einer dieser verzauberten Nacktheiten, dem aufrecht stehenden Mann in der Mitte des Bildes, der dem Betrachter den Rücken zugehrt, einer hohen Gestalt, in deren Formen sich Etwas von reinstem Griechenthum verbirgt, kommt uns eine schwankende Erinnerung. Eine ähnliche Dekonomie in der Vertheilung der Flecke, eine ähnliche Größe des Ausdrucks haben wir unter ganz anderen Formen bei einem Heiligenmaler gefunden, der drei Jahrhunderte vor Cézanne lebte. Wir stehen in der Mitte der Galerie vor der weitgeöffneten Thür, die in die Halle, wo wir vorher waren, führt. Gerade fällt das Licht auf die Greco's. Wir eilen zu ihnen, suchen, ob wir nicht, gewirkt



in ein Priestergewand oder im fernen Hintergrunde eines Oelbergs, die Szene mit den Nackten finden. Wir finden natürlich nicht. Dennoch verläßt uns nicht der Gedanke, daß wir hier, nicht nur, wie bei Renoir, eine verwandte Malerei, sondern ein verwandtes Menschenthum vor uns haben, daß Greco und Cézanne, durch Rassen und Epochen und Kulturen getrennt, zusammengehören und an der selben Aufgabe wirkten. Wir eilen weiter zu den Tintoretto's und Bassano's. Da begann es; oder vielmehr: da war die Vorbereitung; der Beginn muß noch viel weiter zurück liegen. Wir eilen durch die ganze Sammlung, möchten sie noch größer haben, möchten zu den Griechen und bis zu ihren Vorgängern dringen, möchten in die Gräber der Egypter hinabsteigen, um die erste Spur jener glücklichen Immaterialisirung zu finden.

War es etwa diese Finderlust, was den Ungar trieb, sich dieses Lustschloß zu bauen? Mich dünkt es wahrscheinlicher, so phantastisch es klingt, als die Vermuthung, er habe um Geld gespielt. Wer in hohen Werken der Menschheit dieses ewige Leben findet, verdoppelt das seine. Was wäre Besseres mit Geld zu erreichen?

Du lächelst, freundlicher Leser. Immerhin steht fest, daß Nemes jetzt in Paris verkauft. Ja, immerhin; und es giebt Leute, die der Zerstreuung dieses Ganzen ohne Freude zusehen werden. Immerhin kann der Meistbetheiligte nichts Wesentliches dabei verlieren. Seinen Palast wird er behalten.

Nikolaßsee.

Julius Meier-Graefe.



## Ozanam.

Die Kulturwelt bedarf der katholischen Form des Christenthums schon deshalb, weil in ihr die Caritas gehegt und gepflegt wird. Nächstenliebe ist freilich nicht an das römische Dogmensystem und den Papst gebunden; haben doch gerade hochmüthige Hierarchen jeden ihrer Herrschaft Widerstrebenden, so weit ihre Macht reichte, erbarmungslos zertreten, und der Zank um die Orthodorie hat in Byzanz, mehr noch nach der Kirchenspaltung in Mittel- und Westeuropa, die Christen in Teufel verwandelt. Die Versflechtung



der Caritas mit der katholischen Orthodorie und Hierarchie ist nicht kausaler, sondern historisch-geographischer Natur. Die Caritas gehört, wie die bunten Priesterornate, zur weiblichen Seite des religiösen Lebens und hat darum bei den weiblichen Nationen, den Romanen und den Slaven, ihre Heimstätte gefunden; Romanen aber sind es gewesen, denen die Aufgabe zugefallen war, der Kirche ihre Verfassung zu geben und die christliche Lehre zu einem System auszugestalten. Den nordischen Völkern dagegen eignen (und sie mußten sich darum ihre besondere Kirchenform schaffen) jene männlichen Tugenden, die eine Nation groß, reich und mächtig zu machen vermögen, Tugenden übrigens, die auch von den Moraltheologen der alten Kirche keineswegs gering geschätzt, sondern als Kardinaltugenden, als der Kern der natürlichen Sittlichkeit, empfohlen werden. (Sie heißen: Klugheit, Mäßigkeit, mit welchem Wort das auf Selbstbeherrschung beruhende Maßhalten in allen Dingen gemeint ist, Gerechtigkeit und Stärke oder Starfmuth, Tapferkeit, Willenskraft. Nur soll diese natürliche Sittlichkeit durch die „übernatürlichen“ Tugenden Glaube, Hoffnung und Liebe ergänzt und veredelt werden.) Mit diesen Tugenden im Bunde wirkt die Caritas auch in der evangelischen Christenheit und hat von der katholisirenden Universität Oxford aus die soziale Gesinnung erzeugt, die indeß ihres Urquells, der christlichen Caritas, eingedenk bleibt. So wollen die Webbs zwar alle Unterstützung durch Vorbeugung ersetzen, bekennen jedoch, daß vorläufig die freiwillige Barmherzigkeit, und zwar die religiös, ja, konfessionell inspirirte, als Helferin der von Staat und Kommune zu organisirenden Vorbeugung nicht zu entbehren sei. (Sidney und Beatrice Webb: Das Problem der Armuth. Deutsche Uebersetzung von Helene Simon bei Eugen Diederichs in Jena 1912.)

Im siebenzehnten Jahrhundert hat Vincenz von Paul das Walten der Caritas den Bedürfnissen seiner Zeit angepaßt; daß dabei zwei Klosterorden herausgekommen sind, hat, wie die Ordensgründung des Franz von Assisi, mehr am kirchlichen Milieu als im Sinne des Stifters gelegen. In den dreißiger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts hat dann der pariser Student Frédéric Ozanam mit einigen Freunden eine Caritasorganisation ohne Ordenszwang gegründet in den Vincenzvereinen. Die paar Holzschelte, Brote und abgelegten Kleidungsstücke, die etliche unbemittelte Studenten in Dachkammern vertheilten, mögen einem heutigen „großzügigen“ Soziologen als kindische Tändelei erscheinen, aber was die Quantität betrifft, so gehen die heutigen Jahresleistungen der Vincenzvereine in die Millionen; und, was wichtiger ist, diese Ver-



eine haben mit den auf deutschem Boden gewachsenen Gesellenvereinen zusammen jene reichverzweigte soziale Thätigkeit eingeleitet, die sich, den englischen Grundsatz: *help them to help themselves* adoptirend, im Caritasverband organisirt hat. Im Caritas-Verlag zu Freiburg im Breisgau hat jetzt Heinrich Muer, unter dem Titel „Friedrich Ozanam. Ein Leben der Liebe“, eine Biographie des Stifter's herausgegeben.

Ozanam hatte die feurige und innige Nächstenliebe von seinen vortrefflichen Eltern geerbt. Zu ihrer Bethätigung drängte noch ein zweites Motiv: der herrschende Unglaube. Daß dagegen mit wissenschaftlichen Abhandlungen und Disputationen nichts auszurichten war, davon überzeugte ihn die Erfahrung; durch Thaten wollte er die Wahrheit der christlichen Religion erweisen, der römisch-katholischen Religion, denn für den Durchschnittsfranzosen giebt es ja kein Mittleres zwischen Katholizismus und Atheismus. Als Jüngling wie als zärtlicher Gatte, in der Ausübung seiner verschiedenen Berufe: als Rechtsanwalt, als Lehrer des Handelsrechts an der Handelshochschule zu Lyon, als Professor der alt-deutschen Literatur an der pariser Universität (den Dokortitel verdankte er einer literarischen Arbeit, einer Dantestudie), daheim wie auf Reisen: immer und überall ist er seiner ersten großen Liebe, der Liebe zu den Armen, treu geblieben. Den deutschen Katholiken wurde er zuerst nicht als Gründer der Vincenzvereine bekannt, sondern durch sein Buch: *Les Poètes Franciscains en Italie au treizième siècle*. Melchior von Diepenbrock hat daraus das *Stabat mater speciosa juxta foenum gaudiosa* des Jacopone da Todi in seinen Geistlichen Blumenstrauß (zweite Auflage bei J. E. von Seidel in Sulzbach, 1852) aufgenommen; auch ein Kapitel der *Fioretti di San Francisco*.

Noch vor zwanzig Jahren würden deutsche Studenten der herrschenden Couleur die Zumuthung, die Biographie eines katholischen Muckers in die Hand zu nehmen, mit Hohngelächter beantwortet haben. Doch mit der ganzen heutigen Generation sind auch nicht wenige Studenten sozial geworden; und ihnen darf man ein Büchlein empfehlen, das zeigt, wie die christliche Caritas, die Seele des sozialen Geistes, in einem überaus zart sinnigen und reinen Jünglinge gewirkt hat. Zart war auch seine Leiblichkeit; nicht lange hat sie die Arbeit, zu welcher der Wille zwang, ausgehalten; nur vierzig Jahre ist Ozanam alt geworden.

Meisse.

Dr. Karl Jentsch.





## Geldpolitik.

Der russische Ministerpräsident und Finanzminister Kofowzew hat in der Budgetkommission der Reichsduma erklärt, daß Depot der russischen Regierung bei ausländischen Banken habe sich im Lauf der letzten Monate auf 200 Millionen Rubel verringert. Rußland hat also 300 Millionen Rubel nach Haus geholt und wird, wie der Minister betonte, den Rest sofort kündigen, wenn politische Verwickelungen eintreten. In Deutschland ist der Wegzug der russischen Gelder kaum bemerkt worden. Doch das Bankhaus Mendelssohn & Co. ist der Großbankier des Zarenreiches und zugleich Hauptkäufer für Privatdiskonten an der Berliner Börse. Diese Doppelseigenschaft brachte die Kündigung der russischen Guthaben dem deutschen Geldmarkt zum Bewußtsein. Der Zinsfuß für Privatwechsel blieb hoch, obwohl der Satz für tägliches Geld sich gesenkt hatte: weil die angebotenen Wechsel nicht leicht untergebracht werden konnten. Daran war das böse Rußland schuld. Ist auf dem Markt reichlich Geld zur Verfügung, so wird mehr Kredit gesucht als an Tagen, wo die Neigung zur Anlage in sicheren Dokumenten des Waarenverkehrs gering ist. Nach einer Hemmung paßt der Bedarf sich nur langsam dem neuen Standard an. Die deutsche Wirtschaft ist nicht auf die Gnade des Auslandes angewiesen; 1912 hat sie sich ohne fremdes Geld ganz gut durchgeholfen. Rußland giebt für Heer und Flotte jetzt besonders viel aus und auch der Balkankrieg hat ihm große Kosten gemacht. Trotzdem konnten Minister und Abgeordnete Hymnen singen. Das vierte defizitlose Budget! Der Voranschlag für 1913, der Ende Oktober 1912 veröffentlicht worden war, hatte eine Unterbilanz von 29 Millionen Rubeln vorgesehen; auch sie ist durch die Erhöhung einzelner Einnahmen beseitigt worden. Der freie Barbestand der Reichsrentei sollte sie decken. Dieser Fonds ist der Stolz jedes russischen Finanzhauptes und der Kronzeuge für die Echtheit der in der Bilanz festgestellten Ueberschüsse. Nach dem Kriege gegen Japan und den ihm folgenden Hungerjahren war der freie Barbestand bis auf einen schäbigen Rest von 1,90 Millionen Rubel verzehrt; heute ist er 400 Millionen Rubel schwer. Kofowzew stellte sein Licht nicht unter den Scheffel. In den letzten vier Jahren seien alle Reichsbedürfnisse aus den Einnahmen befriedigt worden und in den ersten vier Monaten des Jahres 1913 die Erträge um 80 Millionen über die des Vorjahres hinaus gewachsen, obwohl für das ganze Jahr 1913 nur ein Ueberschuß von 118 Millionen erwartet worden war. Plaudite, amici!

Die russischen Industriegeellschaften planen allerlei neue Emissionen; sie scheinen also noch nicht an den nahen Rückgang der Konjunktur zu glauben. Das deutsche Kapital soll sich der Chancen mitfreuen. Fünfprozentige Obligationen der Gesellschaft für Röhrenfabrikation in Jekaterinoslaw und Moskau werden von der Deutschen Bank und der Kommerz- und Diskontobank in Berlin eingeführt. Die Gesellschaft hat in den letzten beiden Jahren je 16 Prozent Dividende gegeben; und



Die Deutsche Bank wird mit dieser Gebatterschaft wohl nicht solches Unheil erleben wie mit dem Protektorat über die Saint-Louis and San Francisco-Bahn, die nun glücklich in die Hände des Receiver gerathen ist, nachdem die fünfprozentigen Bonds den dritten Theil ihres Ausgabekurses verloren haben. Auch neue russische Eisenbahnprioritäten kommen (als Unterpfand des Friedens?) wieder nach Deutschland. Die Wladikawkas-Bahn hat an ein deutsch-russisches Bankenkonsortium eine 4½prozentige Obligationenanleihe von rund 39 Millionen Mark begeben. Bei der vorletzten Emission, im Frühjahr 1912, handelte es sich um eine Summe von 80 Millionen Mark, die zu 95,75 Prozent angeboten wurde. Der Andrang des deutschen Publikums war so groß, daß nicht einmal alle gesperrten Stücke zugetheilt werden konnten. Jetzt ist der Kapitalist nicht mehr so bescheiden; er fordert 5 Prozent.

Der Geldmarkt hat noch immer seine Tücken und hindert den Ausgleich zwischen der Tendenz der Darlehnschuldner und den Wünschen der Geldgeber. Daß der Ehrgeiz dieser beiden Faktoren verschiedene Ziele hat, ist begreiflich. Der Eine möchte sein Geld so hoch wie möglich verzinst haben, der Andere billig wegkommen. Aber die Reichsbank bleibt bei ihren 6 Prozent und hemmt jeden Versuch, die Zinsfesseln zu lockern. Ein amtlicher Wechselzinsfuß von solcher Höhe ward vor der Commerzonnenwende noch nie gesehen. Im Juni 1912 hatte die Reichsbank mit einer Diskontermäßigung (um ½ Prozent) überrascht; vor dem Halbjahrstermin ist man sonst nicht so freigiebig. Wie es diesmal werden wird, ist noch dunkel. Eben so die Zukunft der Ultimogeldsätze. Die ersten fünf Monate des Jahres haben sich in ihren Prolongationbedingungen um wenigstens 1 Prozent von den Geldpreisen des Vorjahres unterschieden. Wenn diese Distanz auch für den Juni gelten soll, wird sich die Effektenprolongation im Schatten von 7 Prozent vollziehen. Der Ertrag des Umsatzstempels war im April, mit 2,97 Millionen, größer als in allen Vorjahren und viel üppiger als die Einnahmen der ersten drei Monate des Jahres. Zwischen April und März war die Differenz 1 Million (gegen 375 000 Mark im Vorjahr). Man spielt wieder wacker. Nicht überall mit so leichtem Herzen wie die lauenburger Depositenkassenvorsteher der Danziger Privat-Aktienbank, die (angeblich für Rechnung ihres Instituts, in der Wirklichkeit für die eigene Tasche) Effektenengagements im Kurswerth von zehn Millionen Mark laufen hatten und erst „herausgegangen“ sind, als der Staatsanwalt sie am Kragen packte. Hinter sich ließen sie einen Verlust von mehreren Hunderttausend Mark, für den die danziger Bank den Berliner Banken und Bankiers aufkommen soll. Ob sie es thun wird? Sie meint, die Kommissionfirmen in Berlin wären bei der Größe der Aufträge verpflichtet gewesen, in Danzig anzufragen, ob die Lauenburger zu den Geschäften autorisirt seien. Diese Pflicht ist mindestens zweifelhaft. Interessant aber, daß die Millionengeschäfte, die aus einer Kleinstadt wie Lauenburg an die Berliner Börse kamen, nicht als etwas Besonderes auffielen. So hoch gehts schon wieder her. Die beiden lauen-



burger Beamten haben erstens betrogen und zweitens verbotene Spekulationen getrieben: weil Angestellte nur bei der eigenen Bank Effekten-geschäfte machen dürfen. Das Spekuliren den Beamten ganz zu verbieten, wäre falsch. Das Verbot würde nicht nützen; und den Banken ist's auch gar nicht unangenehm, wenn ihr Personal sich der Emissionen des Hauses annimmt. Was intra muros geschieht, steht wenigstens unter Aufsicht und kann, im schlimmsten Fall, reparirt werden. Die Kontrolle der Depositenkassen aber und die jeden Zweifel ausschließende Begrenzung ihrer Vollmachten ist nothwendig; in Berlin wie in Danzig. Aus dem vorigen Jahr mußten zwei Großbanken über Verluste berichten, die ihnen durch unerlaubte und strafbare Handlungen verantwortlicher Beamten entstanden waren. Ist nicht im System Etwas faul?

Große Emissionen sind in Sicht. Frankreich steht vor dem Problem einer Riesenanleihe für militärische Ausgaben. Die Milliarde ist sicher; fraglich nur noch, welchen Zinstypus die neuen Schuldverschreibungen haben sollen. Die dreiprozentige Rente ist nicht mehr unantastbarer Besitz der Nation. Auch der französische Rentner hat am Kurs verloren, wie der Besitzer englischer Konsols oder unserer Reichsanleihe. Vierprozentige Obligationen hatten im vorigen Jahr einen Riesenerfolg. Aber was soll aus den Dreiprozentigen werden, wenn man ihnen noch mehr Konkurrenz macht? Die Vermehrung der französischen Anleiheschuld um eine Milliarde ist an sich schon eine drückende Zugabe für die alten Anleihen. Und der Finanzminister hat dem Effektenkapital einen bunten Strauß neuer Steuern zugebracht, um das Defizit von 200 Millionen Francs zu decken. Man muß diese Entwicklung im Lande der schönen Marianne genau betrachten. Wenn der Rentner im Westen Europas zum Steuerobjekt wird, wie er's im östlichen Nachbarreich geworden ist, so muß sich die Auffassung von den Grenzen der Ergiebigkeit des Kapitals ändern. Dann könnte die am Längsten bewahrte Tradition des niedrigen Zinsfußes der besten Anlagepapiere zu einer internationalen Dauererhöhung der Geldsätze führen. Mehrmals ist in diesem Jahr amerikanisches Gold nach Frankreich gekommen. Ein Zeichen der Zeit. Während früher die Bank von Frankreich die veredelte Substitutin des englischen Centralinstitutes war und mit ihrem Gold manche Verlegenheiten des londoner Geldmarktes beseitigte, erbittet sie jetzt selbst fremdes Metall. Der französische Finanzminister hat die dreiprozentige Rente eine „wirkliche Banknote“ genannt. Er konnte mit dem selben Recht die berühmte französische Liquidität eine wirkliche Thatsache nennen. Auch in Spanien spricht man von einer Milliardenanleihe (die bei dem Besuch des Königs in Paris vorbereitet worden sein soll). Drei Milliarden sind nöthig, um Spaniens Heer und Flotte für die „großen Aufgaben“ bereit zu machen. Der Risskrieg hat sehr viel Geld verschlungen; und Marokko wird noch manche Pesete kosten. Auf allen Seiten drohende Gesten für das bare Geld. Die Hoffnung, es könne wieder einmal Ueberfluß geben, verfrachtet sich in den hintersten Winkel. Und überall starren die Diskontsätze drohend in die Höhe. Trotzdem endlich Friede ward. *L a d o n.*





Berlin, den 14. Juni 1913.

## Dante als Politiker.

Der Literaturfreund bewundert den großen Dichter, der seinem Volk die Schriftsprache geschaffen und die Gestalten, die Landschaften einer Traumwelt mit solcher Lebensfülle ausgestattet hat, daß man sie als Wirklichkeiten empfindet. Der fromme Katholik verehrt den korrekten Orthodoxen, der von der Lehre des Doctor Angelicus nicht einen Finger breit abweicht, und den Führer der Seele auf dem mystischen Wege vom Höllenschrecken über den Läuterungsberg hinauf zum Paradies. Der deutsche Kulturkämpfer endlich rühmt den Tapferen, der im Elend der Verbannung die politischen Päpste gebrandmarkt und den Ghibellinen das Kaiserbanner vorangetragen hat. Der erste Theil dieses politischen Lobes ist begründet; man kann mit den schlechten Päpsten nicht strenger ins Gericht gehen, als Dante gethan hat. Die Simonisten unter ihnen (so darf man in seinem Sinn Alle bezeichnen, die ihr heiliges Amt für selbstsüchtige Zwecke gemißbraucht haben) steckt er köpflings, Einen über den Anderen, in eine enge cylindrische Erdhöhlung; des obersten Untertheil ragt noch in die Luft, so daß er, von Feuer und Enge gepeinigt, noch „mit den Beinen klagen“ kann, bis ein des selben Verbrechens schuldiger Nachfolger eintrifft, der seine Stelle einnimmt, während er mit sämtlichen Vordermännern ein Stück weiter hinunter rutscht, so daß nun das schauerliche Grab ihn ganz umschließt. „Bist Du schon angekommen, Bonifatius?“, läßt Dante den Papst Nikolaus den Dritten



fragen, der mit den von Flammen umspielten Füßen zappelt. Zwar würde der humane Richter unserer Zeit keinen noch so abscheulichen Verbrecher, köpflings in ein Erdloch eingerammt, ewig brennen sehen wollen; aber wenn Einer solche grausame Strafe verdient hat, so war es Bonifaz VIII., dieser bis zum Wahnsinn hochmüthige Despot und freche Epikuräer, der sich nicht scheute, seine Herrschaftsansprüche mit Glaubenswahrheiten zu begründen, die er öffentlich verhöhnte. (Er hat, zum Beispiel, gesagt, die Toten würden so wenig auferstehen wie sein soeben verreckter Gaul; Maria könne, da sie einen Sohn geboren habe, so wenig Jungfrau geblieben sein wie seine eigene Mutter. Leute, die vor dem „Saframent“, der konsekrirten Hostie, niederknieten, verspottete er, und als einer seiner Kapläne in Beziehung auf einen Verstorbenen den Wunsch aussprach, Christus möge seiner Seele gnädig sein, fuhr er ihn an: „Dummkopf, was kann Christus für ihn thun, der kein Gott war, sondern ein großer Heuchler? Wie soll er Anderen helfen, da er sich selbst nicht zu helfen vermochte?“ Da sei er selbst ein anderer Mann; er könne über Kronen verfügen, Fürsten demüthigen und Arme zu Glanz erheben.) Wenn man das Lebensbild dieses Papstes betrachtet, das der zuverlässige Robert Davidsohn in seinem Werk zeichnet, so erstaunt man aufs Neue über gelehrte Theologen, die den Papst für einen unfehlbaren Lehrer göttlicher Wahrheiten zu halten vermögen. Logisch ist freilich die Möglichkeit, daß Gott durch einen Ungläubigen wie durch Bileams Eselin spreche, wenn sich der Mann auf die Rathedra Petri setzt, durch das Dogma gegeben, wonach die Sakramente nicht, als Symbole, psychologisch, sondern als Zaubermittel magisch wirken, mag auch ein Unwürdiger sie auspenden; aber eine gesunde Vernunft wird sich immer gegen die Annahme einer solchen Wirkungsweise Gottes sträuben, abgesehen davon, daß, wie ich oft gezeigt habe, ein magisterium infallibile, wenn es existirte, vollkommen überflüssig sein würde. Dem katholischen Laien hilft, mit Davidsohn zu reden, entweder robuster Glaube oder religiöse Indifferenz (die mit kirchlichem Fanatismus sehr wohl vereinbar und nicht selten vereinigt ist), heute so gut wie vor sechshundert Jahren über alle Schwierigkeiten hinweg. Der heutige Theologe empfindet sie ja einigermaßen, und wo die Uebung in dialektischen Kunststücken nicht mehr ausreicht, da versucht er, auf dem Weg der historischen Kritik die Zeugnisse für die Verbrechen, Laster und Ketzereien mittelalterlicher Päpste möglichst abzuschwächen. (Von Johann dem Zwölften, dem aus Cahors gebürtigen dritten Nachfolger des Bonifaz, schreibt Davidsohn: „Alle Versuche neuerer Zeiten, auch den Cahorsiner zu einer



Lichtgestalt zurechtzustutzen und zurechtzulügen, scheitern an den Zornesworten des Alighieri, *Paradiso* XXVII., Vers 58 ff., und mehr noch an dem Bericht des überzeugten Guelfen und Kirchenanhängers Villani.“ Ueber Davidsohns Werk: „Zukunft“, Nr. 23.)

Also der Ruhm des unbestechlichen Richters schlechter Päpste bleibt dem Schöpfer der Göttlichen Romoedie ungeschmälert; aber daß wir sein Ghibellinenthum als Ruhmestitel nicht anzuerkennen vermögen, geht schon aus Dem hervor, was über diese Partei im vorigen Artikel gesagt wurde. Zwar: was ihm die Verbannung zugezogen hat, war nicht diese politische Verirrung. Die Erzählung der Wirren, in deren Verlauf die Verurtheilung des Dichters verflochten ist, füllt bei Davidsohn über zweihundert Seiten. Die florentiner Guelfen hatten sich in Schwarze und Weiße gespalten. Führer der Schwarzen war der verbrecherische, aber tapfere und geistig bedeutende Corso Donati, den das Volk, als tyrannischen Magnaten, zwar eigentlich verabscheute, aber, von seiner glänzenden Erscheinung bezaubert, auf der Straße mit „Viva il Barone“ zu begrüßen pflegte. Führer der Weißen waren die Cerchi: Kaufleute, darum mehr zu vorsichtigem Diplomatisiren als zum Losschlagen aufgelegt. Die Schwarzen unterstützten als Magnaten die Politik des herrschsüchtigen Bonifaz, weil sie mit seiner Hilfe das durch die Ordinamenti emporgekommene Bürgerthum unterdrücken zu können hofften, aber sie unterlagen und mehrere, unter ihnen Corso, gingen nach Rom, um von dort aus ihre Pläne zu fördern. Die Cerchi sahen, den Traditionen des echten Guelfenthums treu, in der Behauptung der Unabhängigkeit der Kommune ihre wichtigste Aufgabe auch in diesem Augenblick, wo die Gefahr der Unterjochung nicht von einem Kaiser, sondern von einem Papst drohte. Dieser verrieth um die Jahrhundertwende seine Absichten. Ein Bündniß Philipps des Schönen von Frankreich mit dem Habsburger, Kaiser Albrecht, erregte den höchsten Zorn des Papstes, der nur bei Uneinigkeit der Großmächte seine angemessene Oberhoheit zu behaupten vermochte; und als im Januar 1300 Gesandte der beiden Könige im Lateran erschienen, ihm den Bündnißvertrag ihrer Monarchen zu melden, fuhr er sie, seiner Gewohnheit nach, mit beleidigenden Worten an, ließ aber dann durchblicken, daß ihn der Deutsche König versöhnlich stimmen könne, wenn er ihm Toskana (das nebst anderen Theilen Italiens immer noch als kaiserlicher Besiz galt), bedingungslos abtrete; er gedachte, daraus ein Königreich für einen seiner Nepoten zu schaffen. Um diese Zeit betheiligte sich Dante lebhaft an der Politik. Er hatte sich zwar, um Gemeindeämter erlangen zu können, schon früher in die Zunft der



Ärzte und Apotheker aufnehmen lassen, machte sich aber erst seit 1295, wo die Cerchi aus Ruder kamen, in Rathssversammlungen bemerkbar und war die Seele des Widerstandes gegen die Pläne des Papstes. Sobald dessen Aeußerungen in der Audienz der Gesandten bekannt wurden, ergriffen die florentiner Behörden energische Abwehrmaßregeln; so wurden drei Florentiner, die, am Hof des Papstes weilend, mit ihm gegen ihre Vaterstadt conspirirten, zu hohen Geldstrafen und, falls sie nicht zahlten, zum Ausschneiden der Zunge verurtheilt. Aber da unmittelbar nachher die Schwarzen wieder die Oberhand erlangten, erfuhren die Gegner des Papstes ihre Rache: Dante und zwei andere Männer wurden zu unerschwinglichen Geldstrafen und zum Feuertod verurtheilt. Ein unmittelbar darauf folgender neuer Umschwung verhinderte die Vollstreckung. Solche Verurtheilungen waren nur Ausflüsse des Parteihasses und Maßregeln des Parteiinteresses; aber diese eigentlichen Gründe pflegte man mit Rechtsgründen zu verhüllen. Die Anklage gegen Dante und Genossen lautete auf Bestechung, die bei der letzten Priorenwahl verübt sein sollte. Dante ist über den Verdacht einer gemeinen Handlungsweise erhaben, die Mitverurtheilten jedoch (sagt Davidsohn) mögen nicht schuldlos gewesen sein, weil Corruption als ein unausrottbares Uebel beklagt worden sei, so daß auch gute Priorenwahlen ohne Bestechung nicht zu Stande kommen konnten. Von den Priestern, die am fünfzehnten Juni 1300 ihr Amt antraten, war einer der Bürger Dante Alighieri. Einer der ersten Akte dieses Priorenkollegiums war die Bestätigung und Erneuerung des grausamen Urtheils gegen die drei florentiner Mitverschworenen des Papstes. Grundsätzlich waren alle Prioren und Rathskollegien einig im Widerstande gegen die Absichten des Papstes, aber in der Ansicht über den *modus procedendi* gingen sie auseinander. Eine Minderheit wollte den offenen Bruch mit dem Papst; und Dante war der Führer dieser Minderheit. Er sprach und stimmte gegen eine Kriegshilfe, die der Papst für eine seiner Fehden erbeten hatte. Die weniger heldenhaft geartete Mehrheit dagegen entschied sich im Sinn der Cerchi für vorsichtige Zurückhaltung.

Im folgenden Jahre gelangten die Schwarzen wieder aus Ruder und am achtzehnten Januar 1302 begann das übliche Verfahren gegen die Häupter der unterlegenen Parteien: der Weißen und der mit ihnen verbündeten Ghibellinen. Die Ghibellinen, mit denen sich die Cerchi verständigt hatten, waren nicht unruhige Parteifanatiker, sondern nur Angehörige von Ghibellinenfamilien, die sich still verhielten und darum in der Stadt geduldet wurden. Am



siebenundzwanzigsten Januar wurde das Urtheil gegen Dante und drei Genossen (diese Vier waren nur eine der Gruppen von Verurtheilten) verkündet; der Vollstreckung einer Körperstrafe hatten sich alle Vier, da die Anklage schon Verurtheilung bedeutete, durch rechtzeitige Flucht entzogen. Die Anklage warf ihnen vor, daß sie die Priorenwahl in gesetzwidriger Weise beeinflusst, aus Pistoja die Schwarzen vertrieben, dem Papst und dem von Diesem entsandten Prinzen Karl von Valois offenen Widerstand geleistet haben. Das Urtheil lautete auf Zahlung von fünftausend librae für jeden, zweijährige Verbannung aus Toskana, Zerstörung ihrer Häuser und Konfiskation ihrer sonstigen Besitzthümer; endlich auf Brandmarkung ihres Namens, indem die Verurtheilten im Statut der Kommune (alljährlich wurde ein Statut erlassen, das die im bevorstehenden Verwaltungsjahr zu beobachtende Verfassung formulirte) Fälscher und Betrüger genannt und als solche für alle Zeit von jedem öffentlichen Amt ausgeschlossen sein sollten. Das Urtheil war ungerecht, aber man darf es nicht deshalb eine Ungeheuerlichkeit und einen Frevel schelten, weil der größte Dichter Italiens und einer der größten Dichter aller Nationen davon betroffen wurde. „Der, über den man harte und ungerechte Strafen verhängte, war nicht der Sänger der noch in seiner Seele schlummernden Göttlichen Romoedie, sondern der zur Aerzte- und Apothekerzunft gehörige Bürger, der für die Unabhängigkeit der Vaterstadt und gegen die Intriguen der Schwarzen eingetreten war, der eine offen gegen Bonifaz gerichtete Politik verlangt und freilich auch die Vertreibung der Schwarzen aus Pistoja gebilligt hatte.“ Dante scheint sich eine Weile an den kriegerischen Unternehmungen der Verbannten betheiligt zu haben, wurde aber bald ihres „tollen“ Treibens überdrüssig und blieb von da an „Partei für sich allein“. (Paradiso XVII, 69.) Er schied aus der praktischen Politik aus, bis das Erscheinen Heinrichs des Dritten in Italien ihn zu ihr zurückrief. Er war mit seiner Politik gescheitert, schreibt Davidsohn, „an seiner aufrichtigen und unerschrockenen Liebe zur Unabhängigkeit der Heimath; die Begeisterung für eine kaiserliche Oberherrschaft erfaßte ihn erst in der Zeit seines Exils und seiner Verbitterung. Er scheiterte ferner daran, daß das Schicksal ihm kleine und zögernde Menschen voll Vorsicht und Händlergesinnung zu Genossen gab, in deren Gemeinschaft er weder frei von Fehl bleiben noch ein großzügiges Handeln durchsetzen konnte, und daß dieses selbe Geschick ihm zu Gegnern rücksichtslose Verbrechernaturen von etwas größerem Schnitt und Stil bestimmte. Das besonders Tragische von Dantes Geschick lag darin,



daß seines Daseins Opfer überflüssig war; denn als er verurtheilt wurde, war in Folge der veränderten Beziehungen der Kurie zu Frankreich die Unabhängigkeit von Florenz nicht mehr gefährdet.“

Ueber die Haltung Dantes beim Römerzug des Luxemburger urtheilt Davidsohn genau so, wie ich, obwohl auf einem im Vergleich mit dem seinen winzig zu nennenden Urkundenmaterial fußend, in den Geschichtsphilosophischen Gedanken geurtheilt habe. Dante kämpfte für ein Ideal der Vergangenheit; die Unmöglichkeit seiner Verwirklichung war damals schon tausendfach erwiesen. Der Universalmonarch seiner Schrift *De Monarchia*, der den Weltfrieden sichern sollte, hatte, wo immer er in Italien seine Ansprüche geltend machte, nur die Zwietracht vermehrt und neue Kriege entzündet. Und in dem Florenz, das der Dichter als die erbitterteste Feindin seines Kaisers bekämpfte, keimte der große Zukunftsgedanke des Nationalstaats. „Es machte“, schreibt Davidsohn, „seine Sache zur Sache Italiens und tritt wider ein Phantom der Vergangenheit, das noch einmal Leben und Gestalt zu gewinnen drohte, gegen einen päpstlich bestellten Imperator, der den Anspruch auf Oberherrschaft erhob, ohne die Macht, auf fester Grundlage Frieden und Ordnung zu schaffen; es kämpfte gegen eine romantische Vision für einen Gedanken der Zukunft, für das Selbstbestimmungsrecht der Völker, und unbewußt, ungewollt, gaben diese großen Antriebe seinem Handeln Nachdruck und Schwung. Frei von der Enge kommunizipaler Kleinlichkeit übte man Politik nach weiten Gesichtspunkten und in großem Stil.“ Dante dagegen wurde, „vielleicht nicht im Geist seiner theoretischen Auffassung, aber doch im Sinn der praktischen Wirklichkeit, sich selbst untreu, als er, der im Kampfe für die Unabhängigkeit der Vaterstadt gegen Bonifaz in vorderster Reihe gefochten, jetzt dieses hohe Gut an den Deutschen König preisgegeben sehen wollte, und vielleicht lag darin noch eine tiefere Tragik als in dem vor Jahren ungerecht über ihn verhängten Exil. Die politische Genialität der Masse oder der persönlich nicht viel bedeutenden Männer, von denen sie geleitet wurde, erwies sich als der des gewaltigen Dichters überlegen; wie Dante in Allem über das menschliche Maß hinausragte, so war auch sein politischer Irrthum ein ungeheurer.“

Ich hatte diese politische Genialität der Masse besonders darum wunderbar gefunden, weil ich mir die Verfassung der Stadt noch etwas demokratischer dachte, als sie im damaligen Stadium war. Wie ich jetzt von Davidsohn erfahre, saßen in den Priorenkollegien der entscheidenden Zeit keine Kleinbürger, sondern die Stammväter der neuen bürgerlichen Aristokratie und einige tüch-



tige Juristen. Von der Plebs wird gesagt: „Selbst die Kleinbürger, die keinen Einblick in die große Politik hatten, mochten an manchen Anzeichen bemerken, daß sich bedeutsame Dinge vorbereiteten,“ und nahmen deshalb die Lasten und Mühen des Krieges gegen den Kaiser willig auf sich. Von Heinrichs Römerzuge hatte ich geglaubt, er sei, vom Standpunkt praktischer Politik beurtheilt, ein (wenn nicht geradezu verwerfliches, so doch) mindestens ganz überflüssiges Abenteuer gewesen. Davidsohn hingegen findet Motive für das Unternehmen, die sich hören lassen: Wollte sich der arme Graf den Reichsfürsten und der überlegenen Macht des französischen Königs gegenüber behaupten, so mußte er sich durch die Erneuerung der Kaiserwürde höheres Ansehen zu verschaffen suchen; vor Allem habe ihm das Geld gefehlt, das erforderlich gewesen wäre, der Königsgewalt Geltung zu verschaffen, und Das durfte er aus den Goldquellen Italiens zu schöpfen hoffen. Endlich erfährt meine Ansicht eine Korrektur durch den Hinweis darauf, daß das neue Nationalgefühl nicht sowohl italienisch als allgemein romanisch gewesen sei. Zu dem Bündniß der Florentiner mit dem König Robert von Neapel wird bemerkt: „König Robert erschien den Italienern nicht nur als Das, was die Herrscher aus dem Haus Anjou nun bereits in der dritten Generation waren, nicht nur als Hort des unbedingten Guelfenthums, sondern als noch etwas mehr, das sich allerdings mit der guelfischen Gesinnung nahe berührte, als Vertreter des romanischen Gemeingefühls, der italienisch-französischen Widersacherschaft gegen die Germanen.“

Wie in der Politik, huldigt Dante auch in seinen Ansichten vom Wirthschaftsleben, von sozialen und Kulturzuständen Idealen einer im Absterben begriffenen Periode. Er hat die Schwarzen bekämpft, die ja Magnaten waren, und leitet sein Geschlecht nicht von Germanen, sondern von Römern ab; aber er ist, wie Philaethes hervorhebt, stolz auf seine römische Abstammung, und wie aristokratisch er fühlt, erkennt man aus der Verachtung, mit der er auf den emporkommenden Kaufmannsstand herabblickt, der sich aus der einwandernden Landbevölkerung rekrutirt. Ihm ekelte vor dem „Stam des Bauers von Uguglione und von Signa, der schon zum Schachern seinen Blick geschärft hat.“ (Paradiso XVI, 55.) Von dem sozialen Programm, das Dante seinem Urgroßvater Cacciaguida in den Mund legt, sagt Davidsohn: „Die wirthschaftlichen Zustände und ihre Entwicklung waren ihm gleichgiltig und nach seiner Gesinnung ein Gegenstand des Interesses nur für niedere Alltagsmenschen. Daß die Geschicke der Völker aufs Stärkste von Motiven so unedler Art beeinflusst werden, konnte ihm nicht in



den Sinn kommen, denn es fehlte seiner Zeit an dem Beobachtung- und Erfahrungsmaterial, um sich eine Auffassung anzueignen, die für spätere Geschlechter zur Binsenweisheit geworden ist. Ihm erschien lediglich als Entartung, was in Wahrheit die Wirkung eines raschen Umschwunges aller wirthschaftlichen Verhältnisse seiner Heimath war, worin Florenz den meisten anderen Städten Italiens und Italien wiederum den nördlichen Ländern voranging. Die enge Welt, die er pries, gehörte mit ihren tüchtigen Eigenschaften, ihrer Genügsamkeit und Dürftigkeit der Vergangenheit an; das Zeitalter, das den Heroismus zwar nicht immer übte, aber heldisches Wesen über Alles bewunderte, war im Verlauf weniger Jahrzehnte einem solchen der nüchternen Nützlichkeit gewichen und die Arnostadt wurde von begabten Großkaufleuten, Bottegai und Handwerkern beherrscht; von ihren Interessen und ihren Gedankenkreisen nahm das öffentliche wie das private Wesen sein Gepräge an und in dieser Welt des großen und des kleinen Vortheils wäre für den Poeten, selbst wenn man ihn mit Ehren zurückberufen hätte, keine Stätte gewesen.“ Wozu jedoch bemerkt werden muß, daß zwar kein Vernünftiger daran denkt, die Zeit zurückschrauben zu wollen, daß aber die Schattenseiten einer vorwiegend oder ausschließlich kaufmännischen Gesellschaft nicht übersehen werden dürfen und daß in Zeiten des Reichthums, der Profitgier und des Lurus die Erinnerung an vergangene Tage der anständigen Dürftigkeit, der Genügsamkeit und heldenhafter Gesinnung, wie in Preußen die vor hundert Jahren gewesen sind, keineswegs überflüssig ist.

In seine Vaterstadt zurückzukehren, wurde dem Dichter einmal die Möglichkeit geboten. Von der großen, wohl fünfzehnhundert Personen umfassenden Amnestie des Jahres 1311 war außer Giano della Bella und einigen besonders verhaßten Ghibellinen auch er ausgeschlossen worden, aber die von 1315 erstreckte sich auch auf ihn; doch war sie an erniedrigende Bedingungen geknüpft. Das wird die Ursache gewesen sein, daß er sie verschmäht hat.

Meisse.

Dr. h. c. Karl Jentsch.





## Erscheinung.

## I.

**I**n Gott erschien er Allen, die ihn sahn.  
 Ein goldner Mantel schlug die weißen Lenden;  
 Der Strahlenreif verkündete sein Nahn  
 Im schmalen Gang von ausgestreckten Händen.  
 Er schritt hindurch, das Auge meilenfern,  
 Am Ziel der fremd sehnsüchtigen Gedanken;  
 Von wo er kam, erglomm ein neuer Stern  
 Und hinter ihm die Schatten tiefer sanken.  
 So schritt auf Silberfüßen er zum Strand.  
 Im Meer hob sich ein funkeln und ein Gluthen.  
 Wie traumverloren hob er noch die Hand:  
 Dann schwand er jauchzend in dem Rausch der Fluthen.

## II.

Die Menge folgte klagend seiner Spur  
 Und sah ihn angstvoll dann im Meer versinken.  
 Wie grauer Schleier fiels auf alle Flur,  
 Da legten Gruß die goldnen Hände winken.  
 Die Palmen rauschen auf. Es geht ein Hauch  
 Sehnsüchtig her von Veilchen und Narzissen;  
 Den weißen Blust versprüht der Haidestrauch  
 Im Traum von nun verlornen Sonnenküssen.  
 Die Menge liegt ergriffen rings am Strand,  
 Die Bittgebete übers Meer zu tragen.  
 Still blaut die Fluth und flimmernd stiebt der Sand . . .  
 Sie haben nichts den Knienden zu sagen.

## III.

Noch immer starrt die Menge übers Meer  
 Und irrt am Ufer dunkles Heimverlangen;  
 Am Himmel steigen Wolken schwarz und schwer  
 Und tiefe Schleier in die Fluthen hängen.  
 Und leise öffnet sich die Wolkenwand.  
 Es flammt ein Kranz von wundersamen Sternen;  
 Und übers Meer da reckt sich eine Hand  
 Und Duft kommt her aus selig goldnen Fernen.  
 Weich schließt die Hand die heißen Augen zu  
 Und tränfelt Schlaf ins Herz von allen Müden;  
 Das Leben geht im Arm der Nacht zur Ruh  
 Und Wind und Wellen rauschen Frieden, Frieden . . .



## Wissenschaftliche Luftschiffahrt.

Die Fortschritte der lenkbaren Luftschiffe sind leider geeignet, ein Wenig der Entfaltung des Freiballons Abbruch zu thun. Seit es immer billiger und gefahrloser wird, sich in der bequemen Kabine eines Zeppelinsschiffes dem Zauber einer Lustreise hinzugeben, wird Mancher vorziehen, damit zu fahren, statt den schwankenden Korb des Kugelballons zu besteigen, der vielleicht, statt am gewünschten Ziel, in den Baumwipfeln niedergeht und geringe, aber immerhin einige Anforderungen an die körperliche Gewandtheit der Mitfahrer stellt. Der Kenner wird freilich dem Freiballon immer den Vorzug geben. Das ungewisse Ziel bietet gerade einen besonderen Reiz; die majestätische Ruhe in großen Höhen, die Kameradschaft, die im engen Korb sich rasch entwickelt, die Kunst und Individualität des Führers, der Kampf gegen die Elemente: all Das muß erlebt sein, um ganz gewürdigt zu werden. Das Wesentlichste aber ist die Mitwirkung jedes Einzelnen. Man ist nicht nur Passagier, sondern man hat eine bestimmte Aufgabe. Die Orientirung nach der Karte, das Ablesen der Instrumente, die Kontrolle der selbst registrirenden Apparate: jedes Einzelne erfordert gespannte Aufmerksamkeit. Dann kommt auch wohl eine Pause. Der Ballon ist in wohl ausgeglichener Lage, die Fahrtrichtung bekannt, eben so die Geschwindigkeit; ungestört giebt man sich den wechselnden Eindrücken hin oder wendet sich zu den Proviantschätzen. Wenn es dem Neuling glückt, den Pfropfen der Sektflasche in den Ballon hinein zu schießen, so fühlt er berechtigten Stolz. Aber nur zu bald wieder fordert irgendetwas die Obacht. Das Bordbuch verlangt fortlaufende Eintragungen, die Instrumente eine Nachprüfung. Aus einer Vergnügungsfahrt wird ganz von selbst eine wissenschaftliche Fahrt.

Wer öfter fährt, erkennt gar bald, daß der Ballon ein geradezu ideales Versuchsfeld bietet. Und die Probleme, die da entstehen, sind mannichfach genug. Genaue Kenntniß des Fahrwassers ist unerläßlich auch für die Piloten der Luft; erreichen aber läßt sie sich nur durch konsequent ausgeführte wissenschaftliche Aufstiege. Diese Bedingtheit ist einleuchtend; so kommt es, daß die wissenschaftliche Ballonfahrt fast so alt ist wie die Ballonfahrt selbst. Die historische Entwicklung der Forschung im Luftschiff sei hier nur kurz gestreift. Die Literatur über Luftfahrt ist in den letzten Jahren so angeschwollen, daß es leicht ist, sich in vielen Büchern hierüber zu belehren. Von Jeffries bis auf unsere Zeit sind Physiker, Meteorologen und Chemiker aller Kulturstaaten bestrebt gewesen,



Material über die Atmosphäre herbeizuschaffen. Das Programm von Glaisher oder Gay-Lussac umfaßt beinahe genau die selben Punkte wie ein heute ausgearbeitetes. Abgesehen von einigen neuen Fragen, die seit der Entdeckung der Radioaktivität oder der drahtlosen Telegraphie auftauchten, sind die Aufgaben gleich geblieben; doch die Meßtechnik hat große Fortschritte gemacht. Es mag sich lohnen, einen Blick auf die Probleme zu werfen, die den wissenschaftlich arbeitenden Aeronauten beschäftigen, und die Methoden zu besprechen, die eine Lösung der Probleme verheißen.

Unsere Atmosphäre ist eine Gaschülle von bekanntem Gewicht und von unbekannter Ausdehnung. Ihre Zusammensetzung am Boden ist ziemlich konstant und wohl allbekannt. Steigt man nach oben, so nimmt nach Pascals Gesetz die Dichte ab; in Montblanc-Höhe ist der Luftdruck von 760 Millimeter auf 400 Millimeter gesunken. Diese Abnahme ist aber für die verschiedenen Gase, die die Atmosphäre ausmachen, verschieden. So muß nach oben eine Entmischung eintreten, die bewirkt, daß die schwereren Gase schon in geringerer Höhe verschwinden und, je weiter man nach oben kommt, um so mehr die leichteren dominieren. Am Erdboden sind 78 Prozent Stickstoff, 21 Prozent Sauerstoff, Spuren von Wasserstoff und geringe Mengen von Edelgasen vorhanden. In 80000 Meter Höhe dagegen nur noch 21 Prozent Stickstoff, 1 Prozent Sauerstoff, 55 Prozent Wasserstoff. In 200 Kilometer Höhe müssen 50 Prozent Wasserstoff und 50 Prozent des hypothetischen Gases „Geocoronium“ vorhanden sein, in 500 Kilometer 7 Prozent Wasserstoff und 93 Prozent vom anderen. Nun kommt es darauf an, dieses theoretisch abgeleitete Ergebnis zu bestätigen. Dem Freiballon ist aus technischen Gründen eine Höhengrenze gesetzt, die gerade bis zum Ende der „Troposphäre“ reicht. Die höchste Höhe haben Berzon und Süring mit 10800 Meter erreicht. Jenseits davon beginnt die Stratosphäre, ein Gebiet, in dem kein Wasserdampf mehr vorhanden ist, so daß all die Erscheinungen, die man zusammenfassend als Wetter bezeichnet, dort nicht mehr bestehen. Ewige Ruhe und anscheinend auch konstante Temperatur herrschen dort. Die Bestätigung des erwähnten Problems verlangt wesentlich größere Höhen. Der Mensch ist dort auf künstlichen Sauerstoff angewiesen. Die Tragkraft der Luft ist oben natürlich sehr gering. Wie viel höher uns noch mit bemanntem Ballon zu steigen vergönnt sein mag, ist eine Frage der verbesserten Ballontechnik. Doch ist das Problem auch mit unbemannten Ballons zu lösen. Solcher Ballon kann ein luftleer gemachtes Gefäß in viel größere Höhen tragen; durch eine elektromagnetisch ausgelöste Feder wird das Ge-



faß in großen Höhen geöffnet und nach dem Einströmen des Gases elektrisch wieder zugeschmolzen. Da solche Ballons bis auf 30 Kilometer Höhe gelangt sind, ist hier ein weites Feld offen.

Auch die Temperaturfrage ist interessant und wichtig. Der Meteorologe muß vor Allem die unter dem Namen „Inversion“ bekannten Phänomene untersuchen: Temperaturumkehrungen, Abweichungen von dem Gesetz, daß mit steigender Höhe die Temperatur abnimmt. Schon in der Troposphäre tritt dies Phänomen manchmal auf. Besonders im Winter auf Bergen und am Erdboden. Im Sommer ist am Erdboden selbst die untere Schicht durch die Berührung mit dem Erdboden oft erwärmt; sie ist dann leichter als die darüber lastende kältere Schicht. Wird dieses gewissermaßen labile Gleichgewicht gestört, so steigt die warme Luft rasch hoch; dabei kondensiert sich das Wasser und Gewitterregen fällt. Das Normale ist eine regelmäßig nach oben abnehmende Temperatur. Wenn man von der Kondensation des Wassers absieht, so entspricht einer Erhebung um 100 Metern eine Abnahme von fast genau 1 Grad Celsius. Ist irgendwo eine Inversion vorhanden, so zeigt auch die Änderung der Luftdichte eine Unstetigkeit; die obere Schicht ist unmittelbar an der Grenzfläche schon erheblich leichter als die untere; deshalb bietet sie dem Ballon keinen Auftrieb und er schwimmt, ohne daß besondere Aufmerksamkeit auf die Führung verwendet zu werden braucht. Die Entstehung der Inversionen ist ein noch ungelöstes Problem. Genaue Messungen sind hier erwünscht. Der Eintritt in die Stratosphäre ist meist mit einer schwachen Inversion verknüpft. Als Symptom zeigt sich immer eine Änderung der relativen Feuchtigkeit.

In der Stratosphäre herrscht eine anscheinend ziemlich konstante Temperatur von etwa 60 Grad unter Null. Eine obere Grenze läßt sich für ihr Gebiet nicht angeben. Doch kann man aus gewissen Ereignissen schließen, daß eine Schichtgrenze in 70 Kilometer-Höhe ist. Die Nordlichter, die man als gigantische Kathodenstrahlungen solaren Ursprungs ansieht, gelangen in die Erdnähe und werden dort absorbiert. Der Druck von 0,1 Millimeter ist der maximale, bei dem der letzte Rest absorbiert wird. Die entsprechende Höhe ist 60 Kilometer. So weit reichen auch die Polarlichter meistens. Auch Sternschnuppen und Meteore geben Aufschluß über diese Schichten, ferner sehr eigenartige Reflexion-Erscheinungen, die bei einer Dynamitexplosion während des Baues der Jungfrau-bahn beobachtet wurden und durch Totalreflexion an der Wasserstoffschicht entstanden sein sollen, deren Höhe sich zu 70 Kilometern berechnet. Leider sind diese Gebiete auch dem unbemannten Ballon



unzugänglich. Doch lassen sich Analogieschlüsse schon aus den Ergebnissen ziehen, die in 30 bis 40 Kilometer-Höhe gewonnen sind.

Wenden wir uns jetzt zu der uns zunächst liegenden Zone zurück und betrachten weitere Probleme ihrer Erforschung. Wind und Wetter sind die Feinde des Luftschiffers. Wie soll er sich gegen sie rüsten? Nur die vollendete Wettervoraussage schützt vor unliebsamen Ueberraschungen. Keine Wissenschaft ist so auf statistisches Material angewiesen wie die Wetterkunde. Wie von jedem Piloten verlangt wird, daß er seine Befähigung nachweist, Wetterkarten zu lesen und zu interpretiren, so können auch seine Mittheilungen über Fahrtbeobachtungen werthvoll für die Theorie sein. Man sollte weiteren Kreisen anzeigen, ob die Prognosen, die vor der Fahrt gestellt wurden, sich bestätigt haben. Der Meteorologe entscheidet in erster Linie darüber, ob eine Fahrt stattfinden darf. Giebt er auf Grund seiner Erfahrung in dem bestimmten Fall ein Urtheil ab, so hegt er auch den begreiflichen Wunsch, zu erfahren, wie weit der Verlauf seine Vermuthungen bestätigt hat. Jede Mittheilung dieser Art hat allgemeines Interesse und wird verwerthet, wenn sie an die zuständige Stelle gelangt.

Doch auch speziellere Probleme bieten sich. Mehr und mehr tritt die Frage der Erdelektrizität in den Vordergrund des Interesses; sowohl die normalen Verhältnisse wie besonders die Störungen des elektrischen Zustandes, die gewaltigen Ausgleicherscheinungen oder Gewitter harren weiterer Aufklärung. Der erfolgreichste Forscher auf diesem Gebiet, Simpson, schlägt den Ballonfahrern vor, Studien über Gewitter zu machen. Freilich ist es eine Grundregel, bei Gewitterdrohung so rasch wie möglich zu landen. Aber man kann aus dem Studium des normalen elektrischen Feldes schon beträchtlichen Nutzen ziehen. Die Fragen sind noch nicht zur Genüge geklärt und erst die neuere Theorie der Elektrizität, die Elektronentheorie, giebt uns einleuchtende Erklärungen. Die früheren Anschauungen, daß der Wasserdampf Elektrizität in die Luft führe, ist widerlegt. Die zerplakenden und wieder zusammenfließenden Regentropfen, zumal wenn sie durch die erwähnte Umwälzung der Luftschichten rasch aufwärts getragen werden, sind die Quelle der hohen elektrischen Spannungen. Auch bei wolkenlosem Himmel hat die Luft eine elektrische Ladung. Das Gefälle beträgt bei gutem Wetter an der Erdoberfläche etwa 100 Volt pro Meter. Bei Gewitterdrohung kann dieser Gradient das Hundertfache und mehr erreichen. Wenn ein Zeppelinschiff eine rasche Neigung in einem so starken Feld machen und dabei die eine Elektrizität etwa durch Spitzenstrahlung austreten würde, so würde das



Schiff eine so hohe Ladung annehmen, daß beim Landen starke Funken entstehen, die eine Entzündung im Gefolge haben können. Immer wieder liest man von Ballonbränden bei der Landung. Schon aus diesem Grund sollte man nicht auf das Schleppseil verzichten, denn es kann einen Ausgleich der Spannung bewirken. Natürlich ist's schwer, die Elektrizität nachzuweisen, da sich Alles auflädt und nicht ein zur Erde abgeleiteter Körper zum Vergleich zur Verfügung steht. Doch ist das Problem nicht unlösbar. Hier sind Versuche geboten. Der Luftschiffer muß die Gefahr der Elektrizität rechtzeitig erkennen, sonst sind die Entzündungskatastrophen nicht zu vermeiden.

Der Vorschlag, die Ballons radioaktiv zu machen, liegt hier nach nah und ist oft gemacht worden. Technisch ist die Bindung der aktiven Substanz schwierig. Gelingt sie, so kann die Ladung in die leitend gemachte Umgebung abfließen. Der (leider zu früh gestorbene) Physiker Ebert hat sich mit dem Problem der Erdelektrizität erfolgreich beschäftigt. Er hat die Verhältnisse in der Art untersucht, daß er Ballons verschiedener Form, Kugelballons und Zepelinschiffe in verkleinertem Maßstab abgebildet und in ein elektrisches Feld gebracht hat. Die Kraft- und Niveaulinien, die sich dann ausbilden, hat er mit Sonden untersucht und die Verhältnisse im Großen durch Vergrößerung der erhaltenen Bilder abgeleitet. Auch hat er einen Apparat erfunden, der die Störung, die der Ballon selbst im Feld hervorbringt, wieder ausgleicht. Erst dadurch sind die Messungen einwandfrei geworden. Das ist für die elektrischen Versuche eben so wichtig wie die Einführung des Aspirationsthermometers durch Sigfeld und Alßmann. Temperaturmessungen in der Luft ergeben, zumal bei Sonnenstrahlung, ganz falsche Werthe. Das weiß Jeder, der bei hellem Sonnenschein im Winter auf einem hohen Berg war. Dunkle Gegenstände können sich bis auf 40 Grad erwärmen, obwohl die Temperatur der Luft unter dem Gefrierpunkt liegt. Nur angesaugte Luft, die an einem vor Strahlung geschützten Thermometer vorbeistreicht, giebt ein genaues Bild. So datirt eine neue Epoche der Messung von der Einführung dieser Apparate.

Von Interesse ist ferner die Untersuchung hoher Luftschichten auf ihren Gehalt an Radioaktivität. Die Emanation, die aus dem Erdboden austritt, läßt sich noch in großen Höhen nachweisen. Sie trägt dazu bei, die Luft leitend zu machen und so das erdelektrische Feld aufrecht zu erhalten. Auch Staubzählungen sollten im Ballon ausgeführt werden. Aitken hat einen Apparat konstruirt, der die Zählung ermöglicht. Während in einer Großstadt in einem Kubik-



centimeter Luft Millionen von festen Partikeln sind, findet man auf hohen Bergen nur etwa 100. Die Staubtheilchen sind sehr wichtig, weil sie das Gerüst zur Kondensation der Nebeltröpfchen bilden. Der Einfluß von Fabriken, von großen Städten und Industriezentren auf Regen, Nebel und Gewitter ist nachgewiesen. Die hamburger und londoner Nebel sollen auf der Beimengung von Schwefel beruhen, der in der dort verwendeten Kohle steckt und in feinsten Vertheilung in die Luft geräth.

Auch das Himmelslicht müßte systematisch untersucht werden. Die interessanten Versuche von Weber und Jensen haben gezeigt, daß das Himmelslicht stets zum Theil polarisirt ist. Die neutralen Punkte, Babinet und Arago nach ihren Entdeckern genannt, lassen sich im Ballon geradezu ideal untersuchen. Anomalien in ihrer Lage sind Zeugen kosmischer Vorgänge, die auf die Witterung von großem Einfluß sind. Die milchige Farbe des blauen Himmels im vergangenen Sommer geht zurück auf eine abnorme optische Störung. Damit hängt wohl auch das schlechte Wetter des Sommers zusammen. Da die Störung schon im Juni sich zu zeigen begann, hätte eine Wetterprognose großen Stillsich daran anschließen können. Die Beobachtung der neutralen Punkte ist, dank den eifrigen Bemühungen Jensens, jetzt systematisch organisirt. Recht viel Zahlenmaterial aus den verschiedensten Gebieten ist hier zu wünschen. Besonders bei Sonnenauf- und untergang wird der Gang der Punkte verfolgt mit einem sehr handlichen und einfachen Instrument. Ein Sonnenaufgang im Ballon ist aber bekanntlich das großartigste Naturschauspiel, das sich erdenken läßt. So kann man nur Jedem empfehlen, hier beizusteuern. Der eigentliche Grund dieser Störungen und Trübungen sind meist Vulkanausbrüche, bei denen ungeheure Staub- und Dampfswolken in große Höhen geschleudert werden, wo sie sich lange halten. So gab vor einigen Jahren der Ausbruch des Vulkans Krafataua auf den Sunda-Inseln Anlaß zu ganz ungewöhnlich prächtigen Dämmererscheinungen.

Studien über Feuchtigkeitgehalt der Luft, über Luftströmungen, Wind und Wolken vervollständigen das Programm des Lustschiffers. Der verfeinerten Technik ist gelungen, selbstregistrirende Apparate zu bauen, deren Fahrtbericht nach beendeter Fahrt in Ruhe entziffert werden kann. Besonders für die „Sondenballons“ sind diese aus leichtestem Material gefertigten Apparate geeignet. Bis auf 36 Kilometer ist solcher unbemannte Ballon schon gedrun- gen. Das Prinzip der meist verwendeten Konstruktion ist einfach und sinnreich. Man verbindet zwei Ballons, von denen der eine so weit gefüllt ist, daß er in einer ungefähr vorauszuberechnenden



Höhe plagen muß. Der zweite Ballon reicht allein nicht aus, die Instrumente zu tragen, er bewirkt aber durch seinen Auftrieb einen langsamen Fall, so daß die Instrumente nicht beschädigt werden.

Damit ist die Aufgabe des wissenschaftlichen Luftforschers noch nicht beendet. Sehr interessant ist die Messung der Strahlungintensität der Sonne, besonders der ultravioletten Strahlung. Dazu dient ein besonderes Photometer, das von Elster und Geitel stammt und auf dem photoelektrischen Effekt beruht. Wie Hallwachs gefunden hat, verlieren blanke metallische Oberflächen bei Bestrahlung mit Licht, speziell kurzwelligem Licht, negative Ladungen; negative Elektronen gehen von ihnen aus. Der damit verbundene elektrische Strom gestattet eine objektive Messung der Intensität der ultravioletten Strahlen, auf die das Auge nicht reagiert. Da die Luft diese Strahlen ein Wenig absorbiert (durch Glas gehen sie nicht), so sind in höheren, dünneren Schichten die Verhältnisse natürlich sehr günstig. Im Universum hat das ultraviolette Sonnenlicht eine bedeutende Aufgabe, weil es, gerade wie das Radium, die Luft elektrisch macht. Das Photometer besteht aus einer hoch-evakuirten Glaszelle, in die das lichtempfindliche Alkalimetall eingeschlossen ist. Bei Bestrahlung geht ein elektrischer Strom durch die im Dunklen undurchlässige Zelle. Seine Stärke wird mit einem empfindlichen Galvanometer gemessen. Besonders bei der Beobachtung von Sonnensfinsternissen hat sich das Instrument bewährt. Die Abnahme der Helligkeit kann während des Einsetzens der Finsterniß genau kontrolirt werden.

Doch nicht Chemiker und Physiker allein finden im Freiballon ein Bethätigungsfeld, sondern auch die angewandte Wissenschaft in der Hand des Ingenieurs. Hier sei nur an die herkische Telegraphie erinnert. Seit Marconi die elektrischen Wellen erfolgreich mit den empfindlichen Resonatoren kombinirt und damit die Verwendungsmöglichkeit in großem Stile gesichert hatte, hat die Luftschiffahrt sich mit großer Energie diesem Problem zugewandt. Der Vortheil, den sie selbst daraus ziehen kann, ist ja sofort sichtbar. Die Gefahren, die ursprünglich damit verbunden schienen, sind zum größeren Theil beseitigt worden. Starke elektromagnetische Schwingungen vermögen, ähnlich wie akustische Wellen, in der Nachbarschaft ein Mitschwingen durch Resonanz zu bewirken; dazu genügt, daß eine zufällige Abstimmung eines leitenden Kreises auf den Erregerton vorhanden ist. Wie die Saite eines Klaviers in Schwingung versetzt wird, wenn in der Nähe ihr Eigenton erklingt, so vermag auch die herkische Welle Resonanz hervorzurufen. Gerade an den dabei entstehenden Funken hat Hertz die Ausbrei-



tungsform entdeckt. Funken sind aber immer recht bedenklich, so lange man ein brennbares Gas als Träger benutzt; Das wird sich wohl kaum je vermeiden lassen, wenn man nicht etwa das seltene Helium, das viermal so schwer wie Wasserstoff, aber leichter als Leuchtgas ist, in großen Mengen findet. Die Funkentelegraphie ist jetzt auf den modernen Luftkreuzern erfolgreich eingeführt. Der Nutzen der Einrichtung spricht für sich selber. Die drahtlose Kraftübertragung ist noch ein Zukunftsstraum. Hier nähern wir uns dem Gebiet, das indirekt als wissenschaftliche Ballonforschung zu bezeichnen ist, wo also alle Aufgaben zu bewältigen sind, deren Ziel eine gesicherte Luftfahrt ist. Die Verbesserung der Motoren im Lenkballon, die Probleme der Stabilität, die Untersuchungen des Luftwiderstandes und zahlreiche andere Aufgaben sind von der neu sich entwickelnden Kunst gestellt worden. Die militärischen Fragen sollen hier nur angedeutet, aber nicht beantwortet werden. Auch hier lehrt ein Blick, daß nicht etwa ein neuer Sport, sondern eine ganz neue Technik sich entfaltet.

Noch wenige Worte allgemeiner Art über die Ziele, die sich Vertreter anderer naturwissenschaftlichen Fächer, ferner die Aerzte im Ballon setzen sollten. Dem Geographen muß es, wie dem Geologen, einen besonderen Reiz gewähren, von hoher Warte aus die Formationen des Landes zu betrachten; für den Arzt ergeben sich hygienische Probleme; Einwirkung der Höhe auf den Blutdruck, auf das Allgemeinbefinden, Einfluß auf Bakterien, Einwirkung der vermehrten Sonnenstrahlung und Ähnliches.

Der Einsichtige muß erkennen, daß der Luftsport zu einer Fülle wichtiger Arbeiten anregen kann. Deshalb müßte ihm aber auch eine mildere Beurtheilung werden, als leider bisher oft geschah. Mancher hält den Luftfahrer an sich für flatterhaft und unsolide; mit Unrecht, denn schon die Ausbildung erfordert eine genaue Beschäftigung mit wissenschaftlichen Fragen. Das Gelernte muß dem Piloten in Fleisch und Bluth übergegangen sein; denn in kritischen Momenten kann er nicht lange Berechnungen anstellen. Dadurch, daß jeder kleinste Unfall in die Presse kommt, wird der Luftsport ohne Grund als gefährlich verschrien. Wer bei sicherer Wetterlage mit peinlich genau geprüfem Material und unter bewährter Führung aufsteigt, riskirt weniger als ein Skiläufer oder gar ein Rodler. Unbeschreiblich schön sind die Eindrücke einer Fahrt; ist dabei gar Gelegenheit, werthvolle Beobachtungen zu machen, so ist die Befriedigung noch größer. Die Kosten der Luftschiffahrt sind leider nicht klein. Darum ist wünschenswerth, daß mehr Mittel aus wissenschaftlichen Fonds für diesen Zweck zur Verfügung gestellt werden.

Karlsruhe.      Professor Dr. Hermann Siebeling.



## Goethes Naturbetrachtung.\*)

Goethe will weder spekulirend philosophiren über Natur noch bloß induktiv Natur erforschen, sondern, gleichsam in der Mitte stehend, Natur „schauen“: mit einem gleich ruhigen Blick die ganze Welt ansehen und übersehen, dabei die Data der Beurtheilung nicht aus sich, sondern aus dem Kreis der Dinge nehmen, die er beobachtet. Goethe will nicht spekuliren, denn all sein Denken soll an's Sinnliche sich halten und nicht rein subjektiv-konstruktiv werden, sondern empfänglich-objektiv bleiben. Oder wie es Heinroth mit voller Zustimmung Goethes ausgesprochen hat: Alles Denken bei Diesem ist ein gegenständliches Denken. Aber so wenig es Goethe mit den uferlosen Spekulationen der Metaphysiker halten will, so wenig hält er es mit den Verfahrensweisen einer empirischen Naturwissenschaft im hergebrachten Sinn. Ja, er hat alle die grundlegenden Methoden und üblichen Mittel der Naturforschung einer scharfen Kritik unterzogen.

Alle exakte Naturwissenschaft ist analytisch-induktiv und experimentell oder theoretisch und mathematisch. Das analytische Verfahren trat Goethe nicht nur in philosophisch-kritischen Werken entgegen, sondern auch auf naturwissenschaftlichem Boden in Linnés künstlichem Pflanzensystem, in Cuviers Arbeiten, die die strenge Geschiedenheit der thierischen Arten betonten, endlich in Newtons Zerlegung des weißen Sonnenlichtes durch das Prisma. Daß unser Dichter-Denker von der rein analytischen Methode nichts wissen will, liegt auf der Hand, denn alles Analysiren, Trennen und Zerlegen ist wider Goethes Natur, zumal gegen seinen Gleichgewichtssinn, wo wenigstens auf alles Analysiren

---

\*) Fragmente (nicht: ein Kapitel) aus der „Geschichte der deutschen Naturphilosophie“, die der wiener Dozent Dr. Karl Siegel in der leipziger Akademischen Verlagsgesellschaft erscheinen läßt und von der er, im Vorwort, sagt: „Ein Ziel war, den Zusammenhang der einzelnen naturphilosophischen Anschauungen mit der Naturwissenschaft ihrer Zeit und mit den allgemeinen philosophischen Positionen der dazu gehörigen Denker hervortreten zu lassen. Der Verfasser ist sich bewußt, wie weit er hinter Dem, was er anstrebte, zurückgeblieben ist. Aber er hofft, daß die großen Schwierigkeiten des Unternehmens (eine solche Darstellung der neuzeitlichen Naturphilosophie ist, abgesehen von der von Julius Schaller vor siebenzig Jahren gegebenen, die erste) manche Schwächen und Lücken einigermaßen als entschuldbar erscheinen lassen werden.“ Das mit so bescheidener Empfehlung eingeführte Buch ist durchaus lesenswerth; von den Zeiten der Paracelsus und Agrippa von Nettesheim führt es, über Leibnizens dynamistische, Kants kritische und die (nach Siegels Meinung) bis zu Schopenhauer reichende romantische Naturphilosophie, auf sein verzweigten Pfaden bis zu dem noch Modernsten, zu Mach; als Vorläufer der neuen Entwicklung werden Locke und Fechner genau betrachtet.



siren wieder ein Verbinden folgen muß, und entspricht auch nicht (was freilich selbst schon eine Konsequenz dieser persönlichen Eigenart ist) seiner Auffassung von der Natur, die nicht eine bloße Gesamtheit von Dingen, sondern einen Organismus oder ein Kunstwerk darstellt, wo das Ganze die einzelnen Theile bestimmt.

Was aber die Induktion betrifft, die er weder sich noch Anderen zugestehen will, so hat er wohl hauptsächlich Bacon's langathmige Tafeln im Auge, und wenn dieser weitschweifige geistlose Mechanismus Goethe nicht anzusprechen vermochte, so steht er hierin nicht allein. Thatsächlich liegt ja hier, bei diesem „nach der Breite gehenden“ Verfahren, die Gefahr: nur allzu nah, den Wald vor lauter Bäumen nicht zu sehen. Bei Goethe kamen aber noch andere Momente hinzu. Alle Induktion erscheint ihm, der überhaupt von der Gleichartigkeit der Natur im Innersten überzeugt war und die Komplikationen durch verwirrende Nebenstände sehr wohl kannte, nämlich eben so überflüssig wie aussichtslos. Tausend Fälle wiegt oft ein Fall, ein glückliches Apercü auf. Mit Recht hat Goethe der Induktion die Analogie entgegengehalten und deren Bedeutung in Galilei's Forschungsweise mit scharfem Blick erkannt. Treffend hat er auch die Vorzüge der Analogie geschildert, die Anspruchslosigkeit und Vielgestaltigkeit etwa in den Worten: „Mittheilung durch Analogien halte ich für so nützlich wie angemessen: der analoge Fall will sich nicht aufdringen, nichts beweisen; er stellt sich einem anderen entgegen, ohne sich mit ihm zu verbinden. Mehrere analoge Fälle vereinigen sich nicht zu geschlossenen Reihen: sie sind wie gute Gesellschaft, die immer mehr anregt als giebt.“ Allerdings hat er auch den Gefahren, die in der Anwendung der Analogie liegen, sich durchaus nicht verschlossen. Schon das bisher Erwähnte würde die ablehnende Haltung Goethes gegen die gebräuchlichen Versuche, insbesondere in der Physik, einigermaßen begreiflich machen; doch kommt noch eine Reihe von Motiven hinzu. In der That erklärt sich Goethes Stellung zum Experiment schon aus seiner Abneigung von dem analytischen Verfahren. Darüber hinaus hält er es aber auch für unnöthig, weil er überzeugt ist, daß die Natur sich gelegentlich freiwillig offenbart. So sagt er: „Ich rastete nicht, bis ich einen prägnanten Punkt finde, von dem sich Vieles ableiten läßt, oder vielmehr, der Vieles freiwillig aus sich hervorbringt und mir entgegenträgt, da ich dann im Bemühen und Empfangen vorsichtig und treu zu Werke gehe.“ Auch fürchtet er den Einfluß des Subjektiven im Versuch, der dann nicht immer die wahre objektive Natur zeigt. Darum wendet er sich insbesondere gegen alle komplizirten Anordnungen mit Rücksicht auf deren dadurch entstehende Unanschaulichkeit. Uebrigens hat Goethe selbst für seine Farbenlehre sehr viel experimentirt und sich als höchst geschickten Experimentator und trefflichen Beobachter erwiesen. Aber er experimentirte stets mit den einfachsten Mitteln, und als der ihm befreundete Professor Schweigger einen vollkommenen Polarisation-Apparat zum Geburtstag (1818) übersandt hatte, benutzte er ihn nur ungern,



weil ihm eben die Bedingungen dabei schwieriger übersehbar zu sein schienen. Charakteristisch ist auch, worin Goethe den Werth des Versuches sieht: er liegt ihm vorzüglich in der Wiederholbarkeit, während wir sagen könnten: in der Abänderbarkeit der zu untersuchenden Erscheinung und der Ermöglichung einer Messung. Daß dieses Moment bei Goethe nicht Beachtung findet, zeugt für seine Unterschätzung der Mathematik. Goethe warnt zunächst vor der Ueberschätzung dieser Disziplin und wendet sich gegen den Hochmuth ihrer Vertreter. „Die Mathematiker sind“, sagt er einmal, „eine Art Franzosen: redet man zu ihnen, so übersetzen sie es in ihre Sprache; und dann ist es alsobald ganz etwas Anderes.“ Doch will er die Grenzen der Anwendbarkeit der Mathematik anerkannt wissen und er hat durchaus Recht, wenn er in dieser Richtung auf das Qualitative gegenüber dem Quantitativen als dem Bereich der Mathematik hinweist. Dagegen übersieht er den synthetischen Charakter insbesondere der Geometrie. Sie ist für ihn eine rein analytisch-identische oder also ganz formale Disziplin, so daß es nur auf den ersten Ansatz ankomme, alles Uebrige aber bloße Transformationen seien. Darum kommt endlich für Goethe Alles auf den Menschen an, der sich dieses Organs (also der Mathematik) bedient.

Schauen, nicht schwärmen will Goethe; aber (so könnte man hinzufügen) auch nicht tasten. Dem Auge, dem Blick will er also vertrauen, aber freilich giebt es einen Unterschied zwischen Sehen und Gehen. Goethe selbst hat dem gewöhnlichen Anschauen das reine Anschauen des Innern und Aeußern gegenübergestellt und auf das geistige Auge hingewiesen, das mit dem leiblichen zusammenwirken muß. Er selbst verdankt dem geistigen Auge seine naturwissenschaftlichen Apercus, die Entdeckung des Zwischenkieferknochens und die Erfassung der Metamerie des Schädels, die Gewinnung seiner Urphänomene überhaupt. Im engsten Zusammenhang mit den Urphänomenen steht Goethes Begriff des Urtypus oder der Idee. Die Idee hat für ihn zugleich subjektive und objektive Bedeutung, denn, wie er sagt, auch die Natur sinnt beständig, wenn auch nicht als Mensch, und Dies müsse ja sein, denn der Mensch ist doch nur ein Stück Natur und hat mit seinem Denken Theil an der Vernunft der Natur. Die Idee als solche kommt allerdings nie rein zur Geltung; dennoch meinte Goethe ursprünglich, daß der aufmerksame, treue Beobachter sie unmittelbar erschauen könne, und so lange er an dieser Ansicht festhielt, fiel ihm eigentlich Idee und Urphänomen zusammen. Erst später, als er von dem kantisch denkenden Schiller gelernt hatte, daß Ideen in der Erfahrung nicht gegeben sein könnten, hat er zwischen dem thatsächlich Erschaubaren und Dem, was ihm zu Grunde liegt und in ihm sich manifestirt, unterschieden: so trat dann Dieses als Idee und Jenes als Urphänomen hervor. Nicht die Idee selbst, aber das Urphänomen, die reinste Manifestation der Idee, deren anschauliches Symbol, läßt sich erschauen. Die Natur fällt eben so wenig wie mit dem in der gewöhnlichen Erfahrung Gegebenen mit dem Reich der Ideen zusammen, Natur liegt vielmehr in der Mitte



oder ist ein Pendel zwischen Beiden. Goethe hat selbst ausgesprochen, wie diese Anschauung gerade aus dem scheinbar zuerst so schroff sich zeigenden Gegensatz zwischen ihm und Schiller sich ergab. „Wenn er Das für eine Idee hielt, was ich als Erfahrung aussprach, so mußte doch zwischen Beiden irgend etwas Vermittelndes, Bezügliches obwalten!“ Dieses ist eben die Natur. Wenn man will, so kann man auch Goethes Methode, seine Auffuchung von Urphänomenen, ein Arbeiten mit Theorien nennen; um so mehr, als er selbst bemerkt, daß wir bei jedem aufmerksamen Blick eigentlich theoretisiren. . . . Ihm sind die Urphänomene die Grenzscheide zwischen Naturwissenschaft und Philosophie; bei ihnen endet das Geschäft der Forschung und beginnt die Aufgabe der Metaphysik.

Keine Aeußerung Goethes giebt uns ein so übersichtliches Bild von seiner Naturauffassung wie der im Tiesfurter Journal 1782 veröffentlichte Aufsatz „Die Natur“. Und wenn wir auch heute wissen, daß er nicht von Goethe selbst verfaßt wurde, sondern nur auf seine Anregung von Tobler, so hat doch Goethe selbst fast ein halbes Jahrhundert später sich zu den darin ausgesprochenen Anschauungen bekannt. Die Ueberzeugung von der Einheitlichkeit der Natur war für ihn der Rahmen, in den seine naturwissenschaftlichen Bestrebungen sich einfügten. So sucht er innerhalb des Thierreiches nach dem allen scheinbar so mannichfachen Formen zu Grund liegenden gemeinsamen Urtypus und ganz analog nach dem allgemeinen Gesetz des Aufbaues der Pflanze. Als er dieses Gesetz gefunden, ist er überzeugt, ein weit über das Gebiet der Botanik hinausreichendes allgemeinstes, für die ganze Natur giltiges Gesetz gefunden zu haben. Und wie hier, so ist immer der Blick auf das Ganze gerichtet: Goethe stellt allen analytischen, isolirenden Naturbetrachtungen die Forderung entgegen, alles Einzelne im Verhältniß zum Naturganzen zu betrachten.

Aber auch die Verlebendigung, ja, Vergeistigung der Natur, die uns aus Goethes poetischen Werken bekannt ist, kommt in unserem Aufsatz zum Ausdruck, wenn es von der Natur heißt: „Sie lebt in lauter Kindern; es ist ein ewiges Leben in ihr. Leben ist ihre schönste Erfindung und der Tod ist ihr Kunstgriff, viel Leben zu haben.“ Und dann: „Gedacht hat sie und sinnt beständig; aber nicht als ein Mensch, sondern als Natur. Auch die plumpste Philisterei hat Etwas von ihrem Genie. Sie ist listig, aber zu gutem Ziel.“ Hier handelt es sich allerdings noch mehr darum, das Leben in der Natur zu betonen und es als deren Blüthe oder Gipfel zu bezeichnen. Doch mehr und mehr (und hier kann wohl an einen Einfluß Schellings gedacht werden) wird der Begriff des Lebens erweitert und auf die Erde, die Gestirne überhaupt und endlich auf die ganze Natur angewendet. Und indem auch sonst der periodische Wechsel von gegensätzlichen Prozessen in der Natur als Stoffwechsel und Athmungthätigkeit gefaßt wird, kommt Goethe zu dem Alleben der Natur, von dem er im didaktischen Theil der Farbenlehre spricht: „Das Geeinte zu entzweien, das Entzweite zu einigen, ist das



Leben der Natur; Dies ist die ewige Systole und Diastole, die ewige Synkrisis und Diakrisis, das Ein- und Ausathmen der Welt, in der wir leben, wehen und sind.“ Und damit stimmt es denn überein, wenn gelegentlich die ganze Welt als ein großes unsterbliches Individuum bezeichnet wird, wenn die Natur eines lebendigen Wesens, die Bestimmtheit seiner Theile durch das Ganze, verglichen wird mit dem ungeheuern Ganzen, in welchem alle Existenzen begriffen sind: das lebendige Individuum, der Mikrokosmos, ein Abbild des Makrokosmos im Kleinen!

... Das Ideal des Erkenntnißprozesses ist weder durch die Erkenntniß gegeben, die einseitig vom Subjekt, noch durch jene, die vom Objekt allein ausgeht oder also die ausschließlich aktiv oder passiv wäre, sondern durch ein Entgegenkommen von beiden Seiten. So heißt es in den Aphorismen über Naturwissenschaft: „Alles, was wir Erfinden, Entdecken im höheren Sinne nennen, ist die bedeutende Ausübung und Bethätigung eines originalen Wahrheitgefühles, das, im Stillen längst ausgebildet, unversehens mit Blißschnelle zur fruchtbaren Erkenntniß führt. Es ist eine aus dem Inneren am Aeußeren sich entwickelnde Offenbarung, die den Menschen seine Gottähnlichkeit vorahnen läßt. Es ist eine Synthese von Welt und Geist, welche von der ewigen Harmonie des Daseins die seligste Versicherung giebt.“

Wird die Natur als lebendiges, ja, vernünftiges Wesen betrachtet, dann ist auch das ewige Geschehen in ihr als ein ideell geordnetes, planvoll ans Ziel strebendes aufzufassen: eine Naturteleologie läßt sich nicht ausschließen. Nun könnte es allerdings scheinen, als ob Goethe von einer solchen nichts wissen wollte. „Natur und Kunst sind zu groß, um auf Zwecke auszugehen, und habens auch nicht nöthig; denn Bezüge giebt's überall und Bezüge sind das Leben.“ Und Spinozas Kampf gegen die Zwecke in der Natur war gerade einer der Punkte, die Goethe dessen Lehre besonders gemäß erscheinen ließen; eben so hebt er an der Kritik der Urtheilskraft hervor, daß durch Kant hier seine „Abneigung gegen die Endursachen geregelt und gerechtfertigt“ war. Aber bei Alledem hat er, ganz ähnlich wie auch Herder, nur die äußerliche Teleologie im Auge und insbesondere ihre Verwendung als angeblich naturwissenschaftliche Erklärung. Der Zweck, wozu die Hörner dem Stier dienen, kann (so schärft er ein) die Untersuchung nicht überflüssig machen, „wie er Hörner haben könne“. Die Teleologie, die Goethe bekämpft, ist „die Vorstellungart, daß ein lebendiges Wesen zu gewissen Zwecken nach außen hervorgebracht und seine Gestalt durch eine absichtliche Urkraft dazu determinirt werde“. Oder noch kürzer (in üblicher Terminologie) ausgesprochen: die anthropocentrische Utilitätsbetrachtung. Uebrigens will er gar nicht so weit gehen, diese „triviale Vorstellungart“, die in der Gewohnheit des Menschen wurzelt, die Dinge nur in dem Maße zu schätzen, wie sie ihm nützlich sind, und die der menschlichen Natur im Ganzen bequem und zureichend ist, überhaupt zu bekämpfen; nur vom Naturforscher verlangt er, daß er sich,



selbst wenn er auch als Mensch jene Auffassung nicht loswerden könnte, wenigstens als Naturforscher, so viel wie möglich, von ihr entfernt halte. Dieser Protest darf aber durchaus nicht als ein solcher gegen alles Zielstreben in der Natur gefaßt werden. Weit davon entfernt, die immanente Teleologie oder vielmehr Teloslie zu verkennen, betont Goethe gerade, daß jeder Organismus Zweck seiner selbst ist und daß innerhalb dieses Zweckes jedem Organ seine besondere Bestimmung zukomme. Ja, die größte Beständigkeit dieser Bestimmung und im Zusammenhang damit des Platzes jedes Organs gegenüber den anderen will Goethe dazu benützt wissen, es in den verschiedensten Organismen trotz der weitestgehenden gestaltlichen Umbildung als solches wiederzuerkennen. Allerdings wird eine solche immanente Teloslie in Verbindung mit dem Gedanken, daß die ganze Welt ein Organismus ist, offenbar leicht die Grenzen der Immanenz im engeren Sinn weit überschreiten. Und so ist es tatsächlich bei Goethe, wenigstens, was den Menschen und seine Stellung im Universum betrifft. So sagt er, die „plumpd Welt“ sei nur ins Dasein getreten, „um als Pflanzschule für eine Welt von Geistern zu dienen“. Gelegentlich wird vielleicht sogar der Mensch als „Uebergang“ im Sinne Nietzsches gefaßt; so heißt es im Gespräch mit Falk: „Wer weiß, ob nicht auch der Mensch (als Krone der Schöpfung) nur ein Wurf nach einem höheren Ziel ist?“

Ist so die ganze Weltentwicklung eine Wirklichwerdung von Ideen, die selbst von den bisher in die Erscheinung getretenen höchststehenden Persönlichkeiten innerhalb der Menschheit nicht erreicht werden mögen, so fühlen wir hier ein Höheres, Reineres, das die Grenzen unserer Erkenntniß übersteigt: ein solches Gefühl hat Goethe selbst als das der Frömmigkeit und Religiosität bezeichnet. „In unsres Busens Keine wagt ein Streben, sich einem Höhern, Reinern, Unbekannten aus Dankbarkeit freiwillig hinzugeben, enträthselnd sich den ewig Un genannten; wir heißen: fromm sein.“ Und den Gegenstand unseres religiösen Gefühls nennen wir Gottheit. So fällt also für Goethe der Begriff der Gottheit mit dem der höchsten Vernunft zusammen, wie er es ausdrücklich Eckermann gegenüber ausspricht: „Ich frage nicht, ob dieses höchste Wesen Verstand und Vernunft habe, sondern ich fühle, es ist der Verstand, die Vernunft selber. Alle Wesen sind davon durchdrungen und der Mensch hat davon so viel, daß er Theile des Höchsten erkennen kann.“ Gott und Natur in ihrer untrennbaren Einheit stellen so eigentlich gleichsam zwei verschiedene Seiten des Universums dar. Man könnte dabei an eine gewisse Analogie des Universums mit dem Menschen als Mikrokosmos denken; in ähnlichem Verhältniß wie dort Gott und Natur steht hier die sinnliche und geistig-vernünftige Seite am Menschen (Leib=Seele), und damit ließe sich dann die empedokleische Erkenntnißlehre verbinden: Mit seinen Sinnen lernt der Mensch die Natur, mit seiner Vernunft die Gottheit, an der sie Theil hat, erkennen. Das hat Goethe auch gelegentlich ausgesprochen; dabei scheint der Verstand, der zwischen ihnen liegt, zu kurz zu kommen. Ihm will Goethe



nur die rein praktische Welterkenntniß zuordnen; doch darf man hier wohl an die Natur der mathematisch-mechanischen Naturwissenschaft als deren Object denken, eben an jene, die Kant (in seiner Kritik der reinen Vernunft) vor Allem im Auge gehabt hat.

Und wie Goethe als Naturforscher die Idee nicht von der Erfahrung getrennt wissen, die Telosliehe nicht als eine transszendente, sondern nur als der Welt immanente anerkennen mochte, so wollte er schon von frühester Jugend auf keinen anderen Gott anerkennen als den, „der mit der Natur in unmittelbarer Verbindung steht“. Das ist, was ihn, als er Giordano Bruno, und wieder, als er Spinoza kennen lernte, alsbald zu diesen Denkern hinzog: Pantheismus pflegt man diese Anschauung zu nennen, obgleich sie zunächst durch die Annahme des untrennbaren Zusammenhangs von Gott und Natur charakterisirt wird. Gott nicht vor der Natur und ohne sie, aber auch: Natur nicht ohne Gott. „Was wär' ein Gott, der nur von außen stieße, das All im Kreis am Finger laufen ließe? Ihm ziemts, die Welt im Innern zu bewegen, Natur in sich, sich in Natur zu hegen.“ Bei dieser engen Zuordnung von Gott und Natur darf man jedoch nie übersehen, daß dieses Verhältniß nicht nur eine Vernatürlichung der Gottheit, sondern eine Vergöttlichung und Vergeistigung der Natur bedeutet.

Je nachdem nun mehr die moralische, ästhetische oder technische Wirksamkeit dieser schaffenden Potenz Berücksichtigung findet, kommt es naturgemäß zu bildlich-symbolischen Personifikationen der Natur, wie etwa als Mutter, als Künstlerin oder als ökonomische Haushälterin. Daß die Auffassung der Natur als Künstlerin dem Künstler nah lag, begreift Jeder; die Zusammenstellung von Natur und Kunst berührte Goethe in der Kritik der Urtheilskraft besonders sympathisch und entspricht der so beliebten Analogisirung der Organismen mit einzelnen Kunstwerken. Als Künstlerin verwerthet die Natur gleiche Motive in unendlich mannichfachen Variationen; daher die Bildung der Organismen aus in der Idee gleichen Theilen (Blatt, Wirbelknochen). Hier ist jedenfalls eine der Wurzeln der Metamorphosenlehre zu suchen. Daneben mag wohl bei Goethe das Bestreben mitgewirkt haben, den Aufbau und das Wachsthum des Individuums zu verstehen durch die Fortpflanzung und den Aufbau der Gattung; denn nur auf diese kommt es in der Natur an, nicht auf's Individuum. Der Aufbau des Individuums wäre danach nur eine Art Vorbereitung des Generationsprozesses. Immerhin liegt in der Analogisirung von Organismus und Kunstwerk wohl die tiefere Wurzel der goethischen Metamorphosenlehre. Goethe selbst hat allerdings seine Anschauung von der Metamorphose etwas anders begründet: damit, daß die Harmonie des Organismus nur möglich werde durch die ursprüngliche Identität der Theile. Doch auch die Harmonie ist ein ästhetischer Begriff, und nehmen wir noch hinzu, daß nach Goethe jedem Organismus und Organ das Bedürfniß nach Totalität zukommt, woraus er, zum Beispiel, durch Anwendung auf das Auge das Auftreten der geforderten Farbe als Kon-



traustfarbe und die angenehme harmonische Wirkung neben einander auftretender, sich fordernder Farben ableitet, so sehen wir wieder, daß die Analogisirung von Organismus und Kunstwerk ein bedeutsames Leitmotiv für Goethe gebildet hat. Denn Harmonie und Totalität ist es, was er von jedem richtigen Kunstwerk (wie auch von den vollendeten Persönlichkeiten; Beispiel: Wieland) verlangt.

Die Gegensätzlichkeit oder Polarität hat Goethe eins der zwei großen Triebkräfte aller Natur (neben der Steigerung) genannt. Die Polarität ist ein Centralbegriff der goethischen Naturphilosophie. Sie beherrscht die Metamorphosenlehre der Pflanzen, die Osteologie, Meteorologie, Farben- und Tonlehre. Goethe hat sich über die Polarität einmal so ausgesprochen, als ob er zu dieser für ihn so charakteristischen Anschauung durch Verallgemeinerung von Kants Konstruktion der Materie aus zwei einander entgegengesetztgerichteten Kräften gelangt wäre. Er sagt nämlich in der „Campagne in Frankreich“: „Ich hatte mir aus Kants Naturwissenschaft nicht entgehen lassen, daß Anziehungskraft und Zurückstoßungskraft zum Wesen der Materie gehören und keine von der anderen im Begriff der Materie getrennt werden könne. Daraus ging mir die Urpolarität aller Wesen hervor, welche die unendliche Mannichfaltigkeit der Erscheinungen durchdringt und belebt.“ Dieser Aeußerung steht allerdings eine andere, weit abweichende gegenüber, wo es heißt: „Seit unser vortrefflicher Kant mit dürren Worten sagt: es lasse sich keine Materie ohne Anziehen und Abstoßen denken (Das heißt doch wohl, nicht ohne Polarität), bin ich sehr beruhigt, unter dieser Autorität meine Weltanschauung fortsetzen zu können nach meinen frühesten Ueberzeugungen, an denen ich niemals irr geworden bin.“ Man könnte dieser retrospektiven Darstellung (1814) an sich weniger Gewicht beizumessen geneigt sein, wenn nicht die Thatfachen einen deutlichen Beleg für das vollkommen Zutreffende erbrächten. Goethe hat, ganz abgesehen von der Kompensation (die ja ebenfalls unter den Begriff der Polarität fällt), auch sonst, in den Jahren 1790 und 1791, mit dem Begriff der Entgegensetzung, wenn auch noch nicht mit dem Ausdruck Polarität, schon gearbeitet, also in einer Zeit, da er Kants Naturphilosophie noch gar nicht kannte.

... Die tiefen Wurzeln des Polaritätsgedankens dürften in persönlichsten Erlebnissen Goethes zu suchen sein, in der ausgesprochenen Periodizität seiner Natur, namentlich dem regelmäßig wiederkehrenden Stimmungumschlag und abwechselnden Zug zur Sammlung und Zerstreuung, zu Einsamkeit und Geselligkeit; dann und namentlich im Streben, gegenüber der Steigerung, die einen allmählichen Fortschritt bedingen würde, ein Gegengewicht zu schaffen, wodurch trotz dem Fortschreiten Alles sich im Kreis bewegt.

Was den Prozeß der Steigerung betrifft, die Goethe das andere große Triebrad der Natur genannt hat, so müssen wir uns zunächst an die Farbenlehre halten, wo auch dieser Terminus von ihm eingeführt erscheint. Definirt wird hier die Steigerung als „eine in sich



selbst Drängung, Sättigung, Beschattung der Farben“; in solchem Verhältniß stehen die Farben vom Gelb zum Roth auf der einen, vom Blau zum Violett, ja, Roth auf der anderen Seite. Nach Goethe läßt sich nun durch Vermehrung der Trübe des Zwischenmediums an sich farbloses Licht vom leisesten Gelb bis zum höchsten Rubinroth steigern, und „umgekehrt steigert sich das Blau in das schönste Violett, wenn wir eine erleuchtete Trübe vor der Finsterniß verdünnen und vermindern“. Diese qualitative Aenderung läßt sich übrigens manchmal durch rein quantitative Verhältnisse thatsächlich hervorbringen; eine rein gelbe Flüssigkeit in einem Gefäß aus weißem Porzellan wird mit wachsender Flüssigkeitshöhe immer dunkler, zuletzt orange gefärbt, eine rein blaue schließlich violett erscheinen. Eine ähnliche Rolle wie in der Farbenlehre die Steigerung, spielt in der Metamorphosenlehre die allmähliche Verfeinerung der identischen Organe, die auf eine Läuterung der aufsteigenden Säfte zurückgeführt und, so zu sagen, chemisch erklärt wird. Indem die Metamorphose als ein Prozeß dargestellt wird, der „dergestalt sich veredelnd vorschreitet, daß alles Stoffartige, Geringere, Gemeinere nach und nach zurückbleibt und in größerer Freiheit das Höhere, Geistige, Bessere zur Erscheinung kommen läßt“, gewinnt er für Goethe ganz allgemeine Bedeutung. So auch in der Osteologie: „Die Gehirnknochen entstehen aus Wirbelsknochen. Durch Steigerung erheben sie sich zu Sinneswerkzeugen.“ Und in der organischen Formenlehre überhaupt: „Die Pflanze geht von Knoten zu Knoten und schließt zuletzt ab mit der Blüthe und dem Samen. In der Thierwelt ist es nicht anders. Die Raupe, der Bandwurm geht von Knoten zu Knoten und bildet zuletzt einen Kopf; bei den höher stehenden Thieren und Menschen sind es die Wirbelsknochen, die sich anfügen und anfügen und mit dem Kopf abschließen, in welchem sich die Kräfte konzentriren.“ Ja, noch mehr, „was so bei den Einzelnen geschieht, geschieht auch bei ganzen Korporationen“; und nachdem Goethe an die Bienen und ihren Staat mit der Bienenkönigin als dem Kopf des Ganzen erinnert hat, fährt er fort: „So bringt ein Volk seine Helden hervor, die . . .“

Daß die Steigerung in engem Zusammenhang mit der Polarität von Goethe gedacht wurde, läßt sich durch mehrfache Aeußerungen belegen. Hier ein poetisches Zeugniß mit wenigen Worten, wo wenigstens aller Wandel auf stetige Entzweiung bezogen erscheint: „Die endliche Ruhe wird nur verspürt, sobald der Pol den Pol berührt; drum danket Gott, Ihr Söhne der Zeit, daß er die Pole für ewig entzweit.“

Die Lehre von der Steigerung kann als die Ausdrucksform des goethischen Entwicklungsgedankens betrachtet werden. Darum ist hier der Ort, wo zu der vielverhandelten, vielumstrittenen Frage Stellung genommen werden mag: In welchem Verhältniß stehen Goethes Anschauungen zur modernen Entwicklungslehre, zur Abstammungs- oder Deszendenzlehre? Helmholtz und Haeckel waren es, die hier die engste Berührung sahen und Goethe zum Vorläufer Darwins proklamirten. Andere Forscher äußerten allerdings wieder eine skeptischere oder gar



negative Ansicht. In der Art, wie sich Goethe diese Abweichungen zu Stande kommend denkt, scheint er sich allerdings den modernen, insbesondere Lamarcks deszendenztheoretischen Anschauungen zu nähern. Vorzüglich ist es die Bedeutung des äußeren Mediums (Wasser, Luft), die er immer wieder betont; zunächst in der Metamorphosenlehre für die Pflanzen, dann aber auch für die Thiere in den osteologischen Aufträgen. So wird von den Pflanzenblättern, die unter dem Wasser wachsen, gesagt, daß sie gröber organisirt seien als die anderen, der freien Luft ausgesetzt; ja, die selbe Pflanzenart entwickelt glattere und weniger ausgebildete Blätter in tieferen, feuchteren Orten und bringt, in höhere Gegenden versetzt, rauhe, mit Haaren versehene, feiner ausgearbeitete Blätter hervor. Weiter wirken die verschiedenen elementaren Naturkräfte auf den allgemeinen Typus ein, der sich ihnen bis zu einem gewissen Grade fügen muß. „Wärme und Feuchtigkeit“, sagt Goethe, „schwellt auf und bringt selbst innerhalb der Grenzen des Typus unerklärlich scheinende Ungeheuer hervor“ und „die Luft, indem sie das Wasser in sich aufnimmt, trocknet aus“; so entsteht der im Gegensatz zum Fisch „magere Vogel“; „so bildet sich der Adler durch die Luft zur Luft, durch die Berghöhe zur Berghöhe“. Dies erklärt auch die adaptive Zweckmäßigkeit: „das Thier wird durch Umstände zu Umständen gebildet, daher seine innere Vollkommenheit und seine Zweckmäßigkeit nach außen“. Gerade die Thatfache der Anpassung war es, die dem treuen Naturbeobachter nicht entging und die Lehre vom einheitlichen Typus zeitigte. Das „Wechselhafte der Pflanzengestalten“ erweckte immer mehr die Vorstellung: „die uns umgebenden Pflanzenformen seien nicht ursprünglich determinirt und festgestellt, ihnen sei vielmehr, bei der eigensinnigen, generischen und spezifischen Hartnäckigkeit, eine glückliche Mobilität und Biegsamkeit verliehen, um in so viele Bedingungen, die über den Erdkreis auf sie einwirken, sich zu fügen und danach bilden und umbilden zu können“.

Aber bei Alledem darf man doch die große Differenz von der modernen Anschauung nicht übersehen. Um eine Determination des bis zu einem gewissen Grade unbestimmten Typus handelt es sich; „die entschiedene Gestalt“, sagt Goethe ausdrücklich, „ist gleichsam der innere Kern, welcher durch die Determination des äußeren Elementes sich verschieden bildet“. Eine Aus- und Durchbildung des Urtypus hat also Goethe im Sinn, nicht eine Umbildung der besonderen Individuen; nicht eine blutsverwandtschaftliche, reale Abstammung, sondern eine Deszendenz im ideellen Sinn. Erst gegen das Lebensende, da Goethe mit den neuen Lehren, wenn auch nur mittelbar, in Berührung kam, schloß er sich ihnen begeistert an, ohne wohl den prinzipiellen Unterschied zu den eigenen früheren Ideen zu merken. So finden wir denn erst nach 1820 Ansätze zur Behauptung einer realen Deszendenz, einer Transformation der Thierformen selbst in einander, und nicht einer bloßen Modifikation oder jeweiligen Determination des allgemeinen Typus. So insbesondere im Anschluß an ein Werk von D'Alton über



die Faulthiere und die Dickhäutigen, wo Goethe von einem walfisch-ähnlichen Thier durch Uebergang auf das sumpfig-kieselige Festland sich sowohl das Riesenfaulthier wie das Ai entstanden denkt (1822). Freilich hielt er immer an engen Grenzen einer solchen Umwandlung fest. Auch 1824, wo er sich eine Mittheilung des Dr. Sturm, daß durch Kreuzung entstandene Rassen bestehen könnten, notirt, fügt er sogleich hinzu: „Freilich muß die Umwandlung eine Grenze haben und nur die Vollkommenheit des Geschöpfes kann sie bestimmen.“ Besonders deutlich hat Goethe diesem Willen zur Beibehaltung des Artbegriffs indirekten Ausdruck verliehen, indem er einige Sätze seines Freundes Meyer nicht nur abgedruckt, sondern auch als Zeugniß reiner Sinns- und Geistesgemeinschaft bezeichnet hat. „Jedes besondere Naturwesen beschreibt außer dem großen Kreislauf alles Lebens, an dem es theilhat, noch eine engere, ihm eigenthümliche Bahn; und das Charakteristische dieser Bahn, welches sich aller Abweichungen ungeachtet in einem Umlauf wie in dem anderen durch die fortgesetzte Reihe der Geschlechter ausspricht, dies beharrlich Wiederkehrende im Wechsel der Erscheinungen bezeichnet die Art. Aus innigster Ueberzeugung behaupte ich fest: gleicher Art ist, was gleichen Stammes ist. Es ist unmöglich, daß eine Art aus der anderen hervorgehe; denn nichts unterbricht den Zusammenhang des nach einander Folgenden in der Natur; gesondert besteht allein das ursprünglich neben einander Gestellte. Wer aber sie (die Abweichungen, die in einzelnen oder auch mehreren Umläufen des Lebens vorkommen und die man Varietäten, Abarten nennt) für Arten nimmt, darf das Schwankende des ihnen willkürlich zugeschriebenen Charakters nicht der Natur beimessen oder gar daraus auf ein Schwanken der Arten überhaupt schließen. Sollte aber wirklich in irgendeiner formenreichen Gattung durchaus keine Grenze, welche die Natur selbst achtet, zu finden sein: was hindert uns dann, sie als eine einzige Art, alle ihre Formen als eben so viele Abarten zu behandeln? So lange der Beweis fehlt, der schwerlich je zu führen, daß überhaupt in der Natur keine Art bestehe, sondern daß jede, auch die entfernteste Form durch Mittelglieder aus der anderen hervorgehen könne, so lange muß man uns jenes Verfahren schon gelten lassen.“

Bedenkt man, daß die moderne Abstammungslehre vor Allem die Bedeutung hat, von der Anschauung der Arten-Konstanz unabhängig zu machen, ja, die „Art“ als bloßes Scheinding zu eliminiren, so kann man Goethe offenbar nicht als Propheten oder Vertreter dieser Lehre bezeichnen. Goethe schneidet ganz bewußt die Möglichkeit einer immer fortschreitenden Umbildung ab; er denkt ersichtlich an eine Rückkehr, an eine nicht in geradliniger, sondern geschlossener circularer Bahn erfolgende Entwicklung, eben so wie auch im allgemeinen Weltgeschehen. Nicht Darwins, sondern Herders entwicklungstheoretischer Anschauung war unser Dichter nah.

Wien.

Dr. Karl Siegel.





## Krisis?

Der plötzliche Sturz der Kanada-Aktien hat der Börse einen heftigen Schreck eingejagt. Die Bankmänner zuckten die Achseln und hüllten sich in vornehmes Schweigen. Sie schienen nicht mehr zu wissen, was sie über die amerikanischen Verhältnisse sagen sollten. Ist die Katastrophe der Franziskanerbahn der erste Akt eines großen Wirthschaftsdramas? Mancher Börsenmann sprach: „Die Nankees sind pleite.“ Ob damit Gegenwart und Zukunft des Riesenlandes abgethan ist? Die Ernüchterung in der Kanada-Börse hat jede Milde aus den Gemüthern entfernt. Seit dem Höchstkurs des vorigen Jahres sind 60 Prozent verloren. Das ist keine Bagatelle. Die Ursache des Rückganges soll eine kanadische Finanzkrisis sein. Die englischen Geldbehälter sind zum Besten der Eisenbahnen, Provinzen und Städte Kanadas geleert worden und von den Milliarden, die Lombardstreet der europäischen Wirthschaft zur Verfügung stellen kann, ist ein guter Theil nach der stolzesten britischen Kolonie ausgewandert. Aber Europa hat selbst gewaltigen Hunger nach Bargeld und gönnt dem entfernteren Kunden den Segen nicht. Wird der Geldstrom dünner, dann verwandeln die großen Aufwendungen, die zur Förderung der Bodenspekulation gemacht wurden, sich in lästige Verpflichtung. Eine Wirthschaftskrisis entsteht, wenn das angelegte Kapital nicht mehr genügende Nahrung erhält. Kanada besitzt große natürliche Reichthümer, die aber ohne fremdes Geld und fremde Menschen nicht nutzbar gemacht werden können. Diese Kräfte soll eine ungeheure Reflame herbeischaffen, von der ich hier schon sprechen mußte. Die Canadian Pacific hat an Eifer und Geld nicht gespart; sie muß für das eigene Wohl sorgen. Ihre Einnahmen sind nur noch langsam gestiegen und dann sogar gesunken. Ganz ohne Erfolg ist aber die kanadische Reflame nicht geblieben. Die großen englischen Rhedereien berichten von einer ungewöhnlichen Zunahme der Auswanderung nach der Dominion. Dabei habe sich die Physiognomie der Auswanderer merkbar geändert; sie kommen jetzt mehr aus dem Mittelstand als aus dem Proletariat. Geschäftsleute, Handwerker, Bauern, die in leiblichem Wohlstand leben, verlassen die Heimath, um in der reichen englischen Kolonie Bürgerrecht zu erwerben. Daß Europa sich einer solchen Entwicklung nicht freuen darf, ist klar. Eben so, daß die unsichere politische Lage den Werbern für Kanada die Arbeit erleichtert hat. Man sollte den Einfluß der militärischen Rüstungen, mit ihren Riesenlasten auf Einkommen und Besitz, nicht niedrig einschätzen. Die Verdrossenheit führt leicht in den Entschluß, anderswo das Glück zu versuchen. Der englische Philanthrop Sir Max Waechter hat festgestellt, daß die jährlichen Ausgaben Europas für Armee und Marine 7320 Millionen Mark betragen. Dazu kommt der Verlust von 5 Millionen leistungsfähigen Arbeitern. Durch die Verstärkung der Rüstungen werden die unproduktiv angelegten Milliarden zunehmen, Arbeitsleistung und Rente noch mehr geschädigt werden. Daß solche Erwägungen dazu beitragen, Hände und Geld aus dem Land zu treiben, ist nicht



zu bestreiten. Man bedenkt heute allzu selten, welche Wirkung die neuen Militärvorlagen, nicht nur die deutschen, auf die Wirthschaft haben. Freilich: Amerika scheint uns auch nicht mehr beneidenswerth. Trotzdem verständige Männer sagen, nur der zweiten, von der Deutschen Bank eingeführten Serie der Franziskanerbahnbonds drohe Gefahr, die erste (Handelsgesellschaft) sei gesund, und trotzdem Andere meinen, auch Kanada werde sich schnell erholen, wenn die Engländer den Uerger über die dem verheißenen Dreadnoughtgeschenk bereiteten Schwierigkeiten verdaut haben, bleibt die nächste Zukunft der amerikanischen Unternehmungen immerhin unsicher. Was wird aus Bahnen, zu deren Auffrischung das Geld fehlt? Unsere Börse war Tage lang bereit, in den Ruf einzustimmen, den der berühmte Menkus, als er an Amerikanern Geld verloren hatte, ausstieß: „Den Columbus soll der Schlag treffen!“

Von dem Elend der deutschen Staatspapiere hat man bis zum Ueberdruß gehört; aber der Kurszettel zwingt zu neuen Klageliedern. Darf man hoffen, das deutsche Publikum den relativ niedrig verzinslichen Anlagewerthen zurückzugewinnen, so lange ihm die Früchte seines Vermögens immer wieder fiskalisch beschnitten werden? Und die Summe der Anleihen wächst in gefährliche Höhe. Ende Februar 1913 wurden 350 Millionen Mark vierprozentige Reichsanleihe, Konsols und preussische Schatzanweisungen neu begeben und 200 Millionen Mark Schatzscheine zum Umtausch älterer Stücke bestimmt. Der Kurs der Emission war niedrig: für die Anleihen 98,60, für die Schatzanweisungen 99; und der Erfolg war dennoch nicht groß. Die Anleihen wurden gut untergebracht; von den Schatzanweisungen behielt das Konsortium 177 Millionen zurück. Außerdem haben die Banken noch 80 Millionen Mark aus der vorjährigen Emission; sie hatten also keine Lust zu neuen Schuldverschreibungen. Trotzdem mußte das Konsortium abermals 300 Millionen übernehmen. In der heißesten Zeit des ersten Halbjahres; kurz vor dem Semesterwechsel. Die Einzahlungstermine wurden freilich so gelegt, daß im Juni nur 15 Prozent zu leisten sind; die nächsten drei Raten werden in den folgenden drei Monaten fällig. Die Bedingungen, unter denen das Reich und Preußen ihre Anleihen abschließen, sind zwar nicht die schlechtesten, die je bewilligt wurden, aber kümmerlich genug. Die Banken haben die neuen vierprozentigen Anleihen zum Kurs von 97 übernommen (im Februar zu 98) und bekommen dazu noch eine Extravergütung von 0,25 Prozent für die in ihrem Besitz gebliebenen Stücke. Bei der Februaremission wurden, aus dem selben Anlaß, 0,40 Prozent bewilligt. Diese Spenden für die trauernden Hinterbliebenen sind das Armuthzeugniß des Rentenmarktes; nicht das einzige. Zu beachten sind auch die Zinsen, die für Schatzwechsel mit einjähriger Laufzeit gezahlt werden. Die Hohe Finanz übernahm, außer 50 Millionen Reichsanleihe und 175 Millionen Konsols, 75 Millionen Mark Schatzscheine, die nicht für den Markt bestimmt sind. Dafür werden  $5\frac{1}{2}$  Prozent Zinsen vergütet; so viel, wie jeder Geschäftsmann zahlen muß, der seine Wechsel bei Privatdiskonten anbringt. Der



Fiskus pflegt sonst solche Zinsen nur für Schatzscheine mit kurzer Frist zu bewilligen. 75 Millionen zu  $5\frac{1}{2}$  auf ein Jahr: Das ist neu.

Dem Publikum werden die neuen Anleihen zum Kurs von 97,90 Prozent angeboten (die alten Vierer kosten 98,20). Dieser Preis hat Reiz; aber es giebt stärkere Lockungen; die dreiprozentige Reichsanleihe bringt, bei einem Kurs von 75,50, 4 Prozent und eine Gewinnchance und fremde Papiere bieten noch fettere Aussicht. Vielleicht wird das Konsortium den ganzen Posten los; die Zahlungsbedingungen sind ja günstig. Aber die entscheidende Frage ist, wie das Publikum über die Entwicklung der Dividendenwerthe denkt. Hält es jede Hauffehoffnung für eitel, dann wird es für Staatspapiere zu haben sein. Schwerlich, wenn es an einen neuen Aufschwung glaubt. Die Bankleiter werden nicht allzu gern ihre Unterschriften unter den neuen Anleihevertrag gesetzt haben. Sie mußten; weil der Fiskus die Macht hat, eine Absage zu rächen. Die neuen Steuervorlagen erstrecken sich in die Lebenssphäre der Finanzwelt und könnten unangenehm zugespitzt werden. Auch das Depositengesetz drängt sich in den Kreis der Gedanken, wenn die Finanzminister Geld fordern. Jedenfalls darf man den Banken, vor so gefüllten Staatspapierlagern, nicht mehr vorwerfen, sie sorgten nicht eifrig genug für Vermögensanlagen in Effekten ersten Ranges. Die Aprilbilanzen zeigten, daß die Summe der deutschen Staatspapiere bei acht berliner Großbanken, seit Ultimo Februar 1913, (um 51) auf 208 Millionen gestiegen ist. Die Deutsche Bank allein verfügt über einen Posten von 131 Millionen: 54 Millionen mehr, als die anderen Banken, sieben großer Sorte, zusammen hatten.

Bequem ist den Banken eine Fesselung ihrer Mittel an deutsche Staatspapiere schon deshalb nicht, weil sie dadurch von einträglicheren Geschäften abgehalten werden. Und das Ausland ist mit seinen Transaktionen noch lange nicht fertig. Der Eifer auf beiden Seiten war ja der Hauptanlaß für die Beschleunigung des zweiten deutschen Anleihehandels. Sonst wäre am Ende kein Geld mehr dagewesen. Das Publikum ist für jede fremdländische Schuldverschreibung, die flug eingeführt wird, zu haben. Und Deutschland darf sich nicht durch Britanien, Frankreich, Amerika von den internationalen Rennplätzen verdrängen lassen. Deshalb werden Chinesen und Mexikaner mit der selben Höflichkeit behandelt wie der Schatzsekretär Kühn und der Finanzminister Dr. Lenke. Mexiko hat, trotz allen inneren Stürmen, eine Anleihe von 20 Millionen £ in Europa untergebracht und die Gesellschaft National Railways of Mexico, an deren Aktien auch das deutsche Publikum Geld verlor, begab sechsprozentige Gold-Notes bei einem internationalen Bankenconsortium. Deutsche Großbanken sind an der Uebernahme dieser Schuldverschreibungen betheiligt, die, bei einem Kurs von 97 und der Parirückzahlung am ersten Juni 1915, in allen erdenklichen Reizen schillern. Das Königreich Bayern aber konnte in diesem Jahr noch keine Anleihe unterbringen („wegen der ungünstigen Geldverhältnisse“) und frettet sich mit Schatzscheinen durch. Die letzten



bayerischen Schatzwechsel wurden vor einigen Wochen in London, mit  $4\frac{5}{16}$  Prozent, diskontirt. Läge Bayern auf der westlichen Halbkugel, so fände es ergiebige Geldquellen. Durch die deutschen Anleihen kam die Stadt Budapest um einen Abschluß mit der deutschen Hochfinanz. Eine fünfprozentige Anleihe im Betrag von 80 bis 90 Millionen Mark sollte von einer deutschen Finanzgruppe, unter Führung der Dresdener Bank, emittirt werden. Der Plan ist vertagt worden.

Die Fülle der fremden Renten erleichtert die Liquidität nicht. Der Status der Großbanken hat sich verschlechtert. Die Kredite, die sie geben, sind, wie die Gestaltung von Debitoren und Accepten zeigt, nicht kleiner geworden und die Summe der leicht greifbaren Mittel hat sich verringert. Die Kreditinstitute müssen auf Geschäfte sehen, die ihnen Gewinn bringen; sonst können sie ihre Dividenden nicht auf der Höhe halten. Die Bankaktie galt bisher als Anlagepapier. Offenbar mißtraut man der Rentabilität der Bankkapitalien schon; denn das Geschäft in Bankaktien will nicht mehr recht gehen. Gelder der Bankwelt sind ein Angelpunkt der Konjunkturfuge. Die Börse verliert den Glauben und die Banken interveniren nicht, weil sie ihre Mittel für neue Geschäfte brauchen. Der Bezirk der Kassapapiere ist sich selbst überlassen und wir sahen Kursrückgänge wie in Tagen schlimmer Erschütterung. Sonst durften die Banken um die Zeit der Sonnenwendfeuer daran denken, ihre Außenstände in Effekten umzuwandeln. Da wurden in der Industrie die Bankguthaben getilgt und durch Schuldverschreibungen oder Aktien ersetzt. Die Finanz kam zu ihrem Geld, das Publikum zu neuen Papieren. Beide Theile waren zufrieden. Heute ist auf diesem Weg nichts zu pflücken. Die Industrie muß weiter hohe Bankzinsen zahlen für die Gelder, die ihr die Kreditinstitute nicht kündigen können, weil Niemand da ist, der die Bankenguthaben kapitalisirt. Was wird der Ultimo bringen, wenn die Banken neue Einschüsse auf schwebende Engagements verlangen? Kommt es zu Exekutionen, so ist die Krisis amtlich beglaubigt. Daß ein großer Theil der Kurse jetzt niedriger ist als vor dem Beginn der Hochkonjunktur, findet kaum noch Beachtung. Man wird die Papiere eben so gedankenlos unter ihren Werth drücken, wie man sie über ihn hinaus getrieben hat. Und dann wird das Schreckwort „Krisis“ vor Aller Augen stehen. Früher, als selbst von Pessimisten erwartet wurde, wenn die Banken aus dem Beschluß Ernst machen und mindestens 50 Prozent Einzahlung auf die Engagements fordern. Dann entstünde ein Gemekel. Die schwachen Männer, die spielwüthigen Damen und die kleinen Wandelmädchen könnten nicht mehr spekuliren. Schon jetzt weiß mancher Vorsteher einer Depositenkasse nicht mehr, wo er sich seiner Sorgen entlasten soll. Er hat die Weisung, ausländische Anleihen unterzubringen, ein paar Industrieobligationen zu empfehlen und für eine den Chefß nah am Herzen liegende Aktienemission Stimmung zu machen. Das ginge allenfalls, wenn mit dem Kredit noch so leichttherzig gewirthschaftet werden dürfte wie in der schlechten alten Zeit. Jetzt ist's schwer. Und hinter Goldstuck und Marmor wird täglich aus beflommenen Seelen geseufzt: „Wären wir erst über den Sommer hinweg!“ L a d o n.



## Referendarßjammer.

Der Artikel „Referendarßjammer“ in der „Zukunft“ vom letzten Montag veranlaßt mich zu einer Erwiderung. Als ich die Ueberschrift las, glaubte ich zunächst, ein Referendar wolle in humoristischer Weise seinen Zustand am Morgen nach einer durchzechten Nacht schildern; aber bald merkte ich, daß es sich um einen bitter ernsten Gegenstand handelt. Der anonyme Verfasser, der sich selbst mit einem „feurigen Renner“ vergleicht, erstrebt in seinem jugendlichen Ungestüm die Abschaffung der Referendarzeit. Er geht also auf's Ganze; ohne uns freilich zu verrathen, wie er sich diese Reform denkt. Er beschränkt sich vielmehr auf die Bemerkung, eine solche Reform sei leicht durchzuführen. Aber er vergißt dabei, daß noch kein Meister vom Himmel gefallen ist, daß vielmehr, wer Meister werden will, erst Lehrling und Geselle sein muß und der rechten Unterweisung bedarf, besonders, wenn es sich um so wichtige Dinge wie Ehre, Freiheit und Vermögen unserer Mitmenschen handelt. Wie der größte Maler oder Bildhauer nichts ohne sein Werkzeug, so kann der genialste Jurist nichts ohne Gesetzeskenntniß ausrichten. Die bei dem Herrn Verfasser so verpönten Paragraphen (wer hätte nicht unmittelbar vor der großen Staatsprüfung unter dieser Idiosynkrasie gelitten?) lassen sich also nun einmal nicht umgehen und der Referendar kann sich die allerdings nicht gerade geschmackvolle Bezeichnung „Paragraphenlehrling“ ruhig einstecken, wenn er sich nur bewußt ist, daß er recht viele solcher Paragraphen intus und auch gut verdaut hat. Wenn der Herr Verfasser weiterhin die straffe Disziplin bemängelt, der die Referendare unterliegen, so übersieht er, daß sie nach einer langen, in völliger Ungebundenheit verbrachten Studienzeit für den jungen Beamten unerläßlich ist. Wer Das von vorn herein als Last empfindet, wird besser thun, sich einem anderen Beruf zuzuwenden. Sollte dem Verfasser ferner nicht bekannt sein, daß das Protokoliren eins der wichtigsten, gar nicht zu entbehrenden Ausbildungsmittel ist und daß es nur im Uebermaß und an der unrichtigen Stelle „geisttötend“ wirkt? Ein Körnchen Wahrheit enthält freilich der Brief. Die jetzt übliche Reihenfolge der amtsgerichtlichen Stationen ist verfehlt. Würde man, wie von mir mehrfach empfohlen worden ist, den praktischen Vorbereitungsdienst, statt mit dem kleinen, mit dem großen Amtsgericht beginnen lassen, so könnte der Referendar, nachdem er bei dem großen Amtsgericht in allen dort in Betracht kommenden Zweigen gründlich ausgebildet worden ist, in den einfacheren Sachen des kleineren Amtsgerichtes, so weit es die gesetzlichen Bestimmungen gestatten, selbständig thätig sein. Bei den Kollegialgerichten ist eine andere selbständige Beschäftigung als die der Wahrnehmung von Kommissionsterminen nach unserer Gerichtsorganisation ausgeschlossen. In den Stationen beim Rechtsanwalt und Staatsanwalt aber bietet sich dem Referendar genügende Gelegenheit zu selbständiger Bethätigung. Wenn der Herr Verfasser endlich meint, die begabteren Referendare seien der Ansicht, der Vorbereitungsdienst ließe sich beträchtlich abkürzen, so kann ich ihn auf Grund einer reichen Erfahrung versichern, daß gerade die



tüchtigeren Referendare die jetzige Dauer des Vorbereitungsdienstes, der ja auch für die theoretischen Studien ausgiebigen Raum lassen soll, bei der ungeheuren Ausdehnung des Rechtsgebietes eher zu kurz als zu lang finden. Früher sagte man: „Per aspera ad astra“; heute: „Alles, was lästig ist, muß fort!“ Von dieser Tendenz wird auch der Brief des Referendars beherrscht. Wer objektiv urtheilt und sich nicht, wie der Herr Verfasser, damit begnügt, auf die Reformen der letzten Jahre mit spöttischem Lachen herabzusehen, muß anerkennen, daß die Justizverwaltung viel gethan hat, um das juristische Ausbildungswesen zu bessern. Man könnte vielleicht von manchen in dieser Hinsicht getroffenen Anordnungen sagen, weniger wäre mehr gewesen. Aber so sehr auch die maßgebenden Instanzen in Zukunft bemüht sein werden, berechtigten Wünschen Rechnung zu tragen: solche Utopien, wie sie der hier besprochene Brief andeutete, haben keine Aussicht auf Verwirklichung. Für die Veröffentlichung dieses Schreibens würde ich dankbar sein. In vorzüglicher Hochschätzung ergebenst

Breslau.

Amtsgerichtsrath Dr. Neumann.

Mir scheint, Ihr Brieffschreiber ist ein Werther der Jurisprudenz; und fühlt sich zu schade „zum Protokollführen und zu sonstigen nutzlosen Schreibereien“. Der Jammer liegt in ihm und nicht in den Zuständen, die er anflagt. Daß der Referendar in Preußen während der vier Jahre eine zu lange Vorbereitungszeit oder eine zu wenig selbständige Stellung habe, sollte man nicht behaupten. Ich habe eher das Gegentheil gefunden. Schon auf der ersten Station, dem Amtsgericht, erhält der Referendar alsbald Gelegenheit, sich im Absetzen von Urtheilen und Beschlüssen, in der Anfertigung von kleinen Referaten über Thatbestände und in Gutachten selbständig zu versuchen. Wenn er dabei wirklich etwas Brauchbares leistet, wird der Richter die von dem Referendar angefertigten Arbeiten auch verwenden. In der Grundbuchabtheilung des Gerichtes ist wiederum Raum für selbständige Arbeit des Referendars: im Absetzen von Eintragungsverfügungen, in der Prüfung oder Aufnahme von Parteianträgen. Innerhalb des ersten Ausbildungsjahres wird ein tüchtiger Referendar vom Untersuchungsrichter zur selbständigen Vernehmung von Angeklagten in kleineren Strassachen angehalten. Die Beispiele ließen sich ohne weitere Schwierigkeit häufen. Ueber das Protokoliren der Referendare ist stets viel geschimpft worden. Ein gutes Protokoll zu führen, ist aber eine Kunst, die Mancher in einem ganzen Leben nicht lernt. Ich bin überzeugt, daß der Referendar, der Hunderte von Protokollen geführt hat, unter der Anleitung eines tüchtigen, pädagogisch erfahrenen Richters wohl allmählich die im praktischen Gerichtsleben erforderliche Gewandtheit, die Vorgänge knapp und getreu im Protokoll niederzulegen, erlernen wird. Außerdem vermittelt das Protokoll die Aneignung, Befestigung und Wiederaufrischung der wichtigsten Sätze des Civil- und Strafrechts.

Dies zur Steuer der Wahrheit. \* Rechtsanwalt Dr. Baechter.

---

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.





Berlin, den 21. Juni 1913.

## Mummenschanz.

Gossudar aller Slaven.

Die zweite Juniwoche des Jahres 1913 hat den Europäern ein Ereigniß gebracht, an das ihre Enkel noch, in Lust oder Grimm, denken werden. Nikolai Alexandrowitsch, Gossudar aller Reussen, hat sich vor dem Auge der Menschheit zum Schirmherrn aller Slaven gekrönt. „Die Slavenwelt ist nicht mehr, was sie vor einem Jahr noch war; über Nacht, wie dem gestern noch starren, blattlosen Flachland russischer Sommer, ist ihrer Seele der Hoffnungslenz erschienen. Der Sieg der Balkanvölker hat auf und in ihr mystisches Rassebewußtsein, ihren Islam gewirkt wie das Waffenglück der Japaner auf die Asiaten, von Südpersien bis über Nordchina hinaus. Wenn wir wollen, heißt es jetzt, wenn sich um unsere Sache handelt, nicht, wie auf Korea und in der Mandschurei, um einen befohlenen, ohne Glaubensbrunst unternommenen Feldzug, sind wir unüberwindlich. Horchet nicht auf die Unkundigen, die erzählen, nur das Fähnlein der Panславisten sei bereit, für den ganzen Umfang slavischen Langens, Verlangens zu fechten. Das war einmal. Wer jetzt noch so unterscheidet, hat sich in Illusionen eingelullt. Daß alle Bäche und Ströme des Slaventhums zu einem großen Meer zusammenfließen müssen und werden, ist heute jedem Slaven Glaubenssagung, dem Minister Gasonow wie Ratkowß moskauer Epigonen. Alle fühlen sich, wie die unter



Heiden zerstreuten Juden, die zwischen Katholiken eingeklemmten Protestanten, in der Diaspora, doch einer mächtigen Gemeinschaft zugehörig. Daß Gerede von Panславismus als einem Klügelbekenntniß fälscht Gewicht und Maß der Gefahr und verleitet in den Irrwahn, daß nur im Engsten der Fanatismus sprieße, den die Wirklichkeit doch als Allen gemeinsam erweist. Mit der Wucht des Allslavengefühls wächst auch seine anziehende Kraft. Ueberall strebt, hitziger als jemals, Verwandtes in Einheit.“ Daß wurde im Mai hier gesagt; und klang Manchem vielleicht allzu düster. Jetzt hat der stille, sanfte Nikolai, im Ton des rügenden Gebieters, die Könige von Bulgarien und von Serbien vor dem „Verbrechen eines Bruderkrieges“ gewarnt, sich, der für den Fall solchen Krieges den Eingriff vorbehalte, noch einmal als Schiedsrichter angeboten und die Hadernden ermahnt, jede Gefährdung der „slavischen Sache“ zu meiden. Ein deutlicheres Bekenntniß zum Panславismus ist nicht denkbar. An die Gemeinschaft der dem griechisch-orthodoxen Glauben verlobten Völker war oft, auch in Athen und Bukarest, erinnert worden. Eines Zaren lauter Appell an die Stammeinheit, an die Pflicht zu slavischer Gemeinbürgschaft: Daß war noch nicht. Slaven haufen, Millionen, in Oesterreich, Ungarn, Preußen, Hellas, Rumänien. Alle (so dröhnt's aus der Depesche Nikolais über das Erdrund) schulden, neben der dem engen Vaterland beschworenen Pflicht, noch eine dem Allslaventhum, dessen Haupt der Zar von Moskau aus dem selben Weiherecht ist wie der Bischof von Rom Papst, der Türken Sultan Khalif. Wenn in einen Streit zwischen Holländern und belgischen Flamen, zwischen Schweden und Norwegern der Deutsche Kaiser mit dem Anspruch eingriffe, der germanischen Sache höchster Walter zu sein und zu bleiben, ginge ein Wuthschrei durch die Welt; schon die leiseste Anmaßung eines Rügerechtes würde aus Ost und West von protestirenden Stimmen übergeßt. Principiis obsta, sero medicina paratur: Briten, Russen, Romanen würden uns das obidische Wort ins Ohr brüllen und die in Bewußtseinseinheit Gerufenen selbst sich gegen Pflegschaft und Pfleger wehren. Kein Mund widersprach, als Nikolai unter der Junifonne den neuen Thron bestieg. Britanniens fromme Sehnsucht nach „Gleichgewicht“ begünstigt die slavische Sache; und der alte Dreibund darf keine Kraftprobewagen.

Der Politiker, dessen Blickfeld nicht der nächste Abend be-



grenzt, empfindet, daß Nikolais Depesche noch wichtiger werden kann, als seines Großvaters Brief an Franz Joseph wurde. Während Osman Pascha, mit dem letzten Aufgebot verlöschender Kraft, aus der belagerten Festung Plewna nach Widdin durchzubrechen versuchte und die Türken, denen ein leichtfertiger Kriegsminister vorgeprahlt hatte, sie seien stark genug, um die Himmelsfeste zu stürmen, heimlich schon in Berlin und Wien die Friedensvermittlung ersuchten, schrieb Alexander Nikolajewitsch an die ihm verbündeten Kaiser, wie er nach dem Kriegesabschluß den Zustand der Balkanhalbinsel gestalten wolle. Rumänien, Serbien, Montenegro unabhängig; die beiden Serbenstaaten durch Theile Bosniens und der Herzegowina vergrößert; Bulgarien groß, frei, aber für zwei Jahre noch von einem Russencorps besetzt. Im Uebrigen könne Franz Joseph auf ihn zählen; denn er bleibe allem in Reichsstadt, Wien, Budapest Vereinbarten treu. Dieses Gelübde, die Wiederholung eines von Gortschakow im Dezember 1876 nach Wien gesandten, vermochte nicht über die Wahrnehmung hinwegzutrosten, daß der Zar wieder einmal in das Lager Ignatiens abschwankte. Bosnien und die Herzegowina waren in dem reichstädtler (von Andrassy dem Botschafter Nowikow diktirten) Aide-Mémoire dem Habsburgerreich zugesagt: konnten also nicht ohne Oesterreichs Zustimmung zerstückt werden. Andrassy hatte den Russen weder die Besetzung serbischen Bodens noch das Amt des Slavenvormundes gewährt, sondern, unzweideutig, geschrieben: „Nimmt die russische Aktion alle bisher isolirten slavischen Bestrebungen in sich auf und gewinnt so den Charakter einer alle orthodoxen Slaven umfassenden Propaganda, so sieht die Oeffentliche Meinung der mächtigsten Elemente unserer Bevölkerung, der Deutschen und der Ungarn, durch das Vorgehen Rußlands die Existenz der Monarchie bedroht und gestattet keiner Regierung, ihm unthätig zuzusehen.“ Die budapester Militärkonvention vom fünfzehnten Januar 1877 hatte bestimmt, daß Serbien, Montenegro und der zwischen beiden Ländern liegende Sandschak Nowibazar als neutrale Zone zu gelten haben. Zwar schrieb Alexander an den Rand, er begreife nicht, wie Nowikow solche Bedingungen annehmen könne; doch der Mächtige war nicht mächtig genug, Oesterreichs Neutralität um geringeren Preis zu erkauften. In der Convention Additionnelle wurde vereinbart, daß der



Sandschat zwischen Serbien und Montenegro getheilt werde, Rußland aber beim Abschluß des Friedens mit der Türkei jeder dem Interesse Oesterreich-Ungarns schädlichen Aenderung der Balkanbesitzstände seine Zustimmung weigere. Neun Monate danach schien Alexander alles Besprochene und Unterschriebene vergessen zu haben; und klagte über Untreue, da Franz Joseph ihm, am sechsundzwanzigsten Januar 1878, schrieb, eine russische Besetzung Bulgariens könne, müsse vielleicht die Konfliktgefahr schaffen, der beide Kaiserreiche ausweichen wollten. Andrassy ließ nicht mit sich spaßen. Kein großer Slavenstaat in dem Bereich unserer Interessen: nur vom sicheren Port dieser Zusage aus hatte er mit Rußland verhandelt. Jetzt wollte Ignatiow den Türkenkrieg durch eine „belle paix“ enden, die sich um Reichstadt, Wien und Budapest so wenig kümmerte wie der von sechs Hengsten durchs Land Gezogene um eines Dorfhündchens Gebell. Wir sollen erniedrigt werden, schreibt der Magyar an den Landsmann und Botschafter Karolyni nach Berlin. „In solcher Situation kann weder vor dem österreichischen noch vor dem ungarischen Parlament sich ein Minister halten; ich am Wenigsten.“ Weil er nicht „übergangen und dupirt“ scheinen will, braucht er eine Europäische Konferenz, die ihren Willen den Präliminarbestimmungen von San Stefano entgegenstemmt. „Sie ist nothwendig, um die Schädigung unseres Ansehens vor der Oeffentlichen Meinung zu saniren.“ Er erlangt sie: und Alexander muß dulden, daß die Akte der belle paix zersezt und, behutsam, doch schnell, durch den Berliner Vertrag ersetzt wird.

Andrassy durfte sich gegen jede Möglichkeit russischen Sinneswechsels gewaffnet glauben und konnte den beiden Staaten, deren gemeinsame Angelegenheiten er leitete, sogar die Kosten einer Mobilisirung sparen. Wenn ein Habsburgerheer in Rumänien einmarschirte und den Russen die Verbindungslinie durchschnitt, mußte Alexanders Wille sich weichen; und zauderte er dennoch, so umdräute Englands Flotte die Meerengen. Solche Trümpfe hat Oesterreich-Ungarn nicht mehr; und die es hat, kann es nicht brauchen. Nikolai Alexandrowitsch ist stärker, als Alexander Nikolajewitsch war. Ihn als Schiedsrichter über Bulgaren, Serben, Hellenen thronen zu sehen, ist für die Bereiter des neuen Dreibundes ein Triumph. Wie er entscheiden wird? Herr Anton von Werner erzählt in seinem bunten Buch „Erlebnisse und Eindrücke“,



während des Berliner Kongresses habe Dubri', der Botschafter des Zaren, eine Bombe à la Macédoine dem Geschäftsträger der Griechen, seinem Tischgast, mit den Worten zugeschoben: „La Macédoine à la portée de la Grèce!“ Das war ein Tafelwitz. Makedonien aber von des Gossudar's Gnade den Bulgaren längst zugesprochen. Nach dem Vertrag von San Stefano sollte Bulgarien von der Donau bis ans Aegaeische Meer, vom Schwarzen Meer bis an den See von Ochrida reichen. Und als vor sechs Jahren in Sofia die dreißigste Wiederkehr des Befreiungstages gefeiert, das Standbild Alexanders des Zweiten enthüllt, die Waffenbrüderschaft vom Schipka erneut wurde, jauchzte aus dem Gruß, der den Großfürsten Wladimir empfing, die Hoffnung, endlich das lange verheißene Makedonenland dem Leib Bulgariens einzugliedern. Darf der Weiße Zar wagen, das vom Großvater, vom Vater verpfändete Wort zu brechen und die fleißige, tapfere Bauerndemokratie, deren Schwert in Thracien die Türkenköpfe gemäht hat, auch nur um beträchtliche Theile Makedoniens zu pressen? Die Minister der vier Balkankönige sind nach Petersburg geladen worden; *ad audiendum verbum*. Den Inhalt dieser Rede könnte noch der Ferne ahnen. „Oesterreich ist Euer Feind. Weil Oesterreich es wollte, wurde aus dem glorreichen Slavenfrieden von San Stefano der elende Berliner Vertrag.“ (Nicht ganz richtig: denn ohne D'Israeli hätte Andrássy nicht viel durchzusetzen vermocht; tönt dem Zornigen aber wie vom Horeb gekündete Wahrheit.) „Weil Oesterreich die Serben nicht in Durazzo, die Hellenen nicht in den Kanal von Korfu, die Tschernagorzen nicht in Skutari ließ, wollen die Drei von dem Verlust entschädigt sein, schmälern den bulgarischen Brüdern die Siegesbeute und Ihr seid, Alle, unzufrieden. Bescheidet Euch dennoch ein Weilchen! Nur durch Einheit wird uns die Herrschaft gewiß. Die Abgrenzung, die wir jetzt beschließen, hilft Euch überwintern und welcke Aderstränge mit neuem Frühlingsaft füllen. Bald ruft der Enkel des Befreiers alle Slaven zum Kampf, auch die noch vom Fremdling geknechteten; dann wird Albanien, Bosnien, die Herzegowina, ist uns das Glück hold, sogar schon dalmato-slavonisches Land getheilt und außer den Slavenstaaten kann auch Rumänien sich sättigen.“ Die Antwort wäre leicht zu finden. „Oesterreich wahrt nur den Rest seines Lebensrechtes; thut nur, was es thun muß, um zu hindern, daß seinen



adriatischen Küsten und Häfen, nach dem Warnwort des Erzherzogs Albrecht, „die Kehle zugeschnürt wird.“ Wir kämen, trotz Oesterreich, in Ordnung, wenn Ihr, Russen, je verzichten gelernt hättet. Gebt den Rumänen das Stück Bessarabiens zurück, das Ihr ihnen, den Helfern aus der Klemme von Plewna, abgepreßt habt. Dann können sie dem Nachbar die Dobrudscha räumen. Gönnt den Bulgaren die Suzerainmacht über Konstantinopel (daß die Sonderstellung einer Freien Stadt erhalten mag). Dann können sie Saloniki und Monastir verschmerzen. Jeder bekäme, was er zunächst braucht, und wenn der Saft wieder aus der Wurzel steigt, wäre am Slavenstamm die letzte Wunde vernarbt. Doch Ihr wollt nicht, daß Rumänien sich nach Osten runde, noch, daß ein Bulgarenkönig, der Oesterreichs Husarenrock trug und dem Papst unterthan ist, in die Sophienkirche einziehe. Ihr seht, heute noch wie vor dreiundachtzig Jahren der Nesselrode Eurem ersten Nikolai, am Goldenen Horn lieber einen ohnmächtigen Sultan als ein erstarkendes Slavenreich, das Eurem Wink nicht blinden Gehorsam schuldet.“ Keiner spricht laut so. Noch verfügt Rußland über die Stimmen der Westmächte. Der Zar von Moskau krönt sich zum Gossudar aller Slaven. („Warum nicht? Da Herr von Bethmann unflug genug war, im Reichstag die Möglichkeit eines Rassenkampfes zu erörtern, durften wir unserem Herrn das Bekenntniß zur slavischen Sache empfehlen.“ Petersburger Stimmung.) Der wiener Generalstab trachtet, Redls Verrath unschädlich zu machen. Und die Vormacht des Germanenthums? Jubilirt.

### Einheit und Fortschritt.

In der Türkei wird weitergemordet. Am elften Junimittag ist Mahmud Schewket Pascha, der Großwesir des Schattensultans, getötet worden. In den neusten Hesten der Monatschrift „Mècheroutiette“, die General Scherif Pascha in Paris herausgibt, hatte ich über ihn gelesen: „Wo sind die Millionen, die Sie für dunkle Tage versteckt haben? Hat eine Verbrecherbande Sie zum Großwesir gemacht, damit Sie unsere Heimath in solche Schmach, solches Elend schleifen? Oder war Ihre Aufgabe nur, zu verschleiern, was aus den siebenundvierzig Millionen Türkenpfund und aus der übrigen Habe des Sultans Abd ul Hamid geworden sei? Als der von der Drohung der Offiziere, die ihn hassen,



eingeschüchterte Schewket sich aus dem Amt wegdrücken wollte, raffte der Sultan sich zu der Antwort auf: „Keiner will die Last Ihrer Nachfolge auf sich nehmen. Daß ist begreiflich. Finde ich einen tauglichen Großwesir, dann können Sie gehen; so lange müssen Sie, auch in steter Lebensgefahr, auf dem Posten bleiben.“ Hören Sie, Hoheit, endlich auf, Verschwörungen zu erfinden, Schurken in Ihren Dienst zu stellen und die Gegner Ihrer Politik in Kerker werfen, foltern, töten zu lassen. Hören Sie auf, zu glauben, Sie könnten jeden Mund, der Sie tadelt, mit Pulver und Blei schließen, jede Hand abhauen oder lähmen, die eine Ihrer Mißwirthschaft feindliche Feder führt! Nicht, um Adrianopel, die Inseln, die Zukunft des Reiches zu retten, haben Sie sich wieder in die Macht gedrängt, sondern, um sich selbst und Ihren Spießgesellen noch einmal die Tasche zu füllen. Kniend müßten Sie vor dem Grab Nasims, vor den Gräbern der Aibertausend, die Ihr Befehl gemordet hat, von den Seelen der Opfer Verzeihung erslehen; kniend die Füße der überlebenden Landleute küssen, die Ihre niederträchtige Verdächtigung um Freiheit, Ehre, Eigenthum gebracht hat... Mahmud Schewket war im April mit seinem Troß im Beylerbeypalast und zwang den gefangenen Abd ul Hamid, ihm einen Check auf vier Millionen Francs zu geben. Die Häupter des Komitees für Einheit und Fortschritt fühlen, daß ihrer Herrlichkeit das Ende naht, und klaben zusammen, was irgendwo zu errassen ist. In der Türkei kann man heute Alles kaufen. Die kräftigsten Sträflinge sind aus dem Gefängniß geholt, bewaffnet und rechts und links von der Hohen Pforte in Häuser einquartirt worden; sie sollen am Tag des Aufbruchs die Minister schützen... Was that die Sippe, die Nasim gemordet und Riamil zum Rücktritt genöthigt hat, zur Rettung Adrianopels? Nichts. Envers Versuch, auf Gallipoli vorzudringen, mißlang in kläglichster Weise; er mußte in einer Barke fliehen und seine eigenen Leute hätten ihm am Liebsten das Messer in den Leib gestoßen. „Der pariser Journalist Urbain Gohier schreibt an Scherif: „Als die Jungtürken verbannt waren, habe ich ihre Sache mit solchem Eifer verfochten, daß Abd ul Hamid die Behörden der Republik gegen mich zu hegen suchte. Ueber den Balkankrieg habe ich im ‚Journal‘ Berichte veröffentlicht, die von der Unfähigkeit der Regierenden nicht schweigen durften. Raum war ich aus Konstantinopel abgereist: da schickte Mahmud Schewket



inß Pera-Palace-Hotel, wo ich gewohnt hatte, einen Stabsoffizier, der mich verhaften und erschießen lassen sollte. Auch wir haben schon Rückzugshelden gesehen, die jeden allzu aufrichtigen Zeugen ihrer Schande zu droffeln versuchten. Vielleicht ist Ihnen, Herr General, der Beweis der Thatsache nicht unwichtig, daß Seine Hoheit Mahmud Schewket Pascha, Großwesir und Kriegsminister, sich dieser Heldenschule getrostes Muthes zuzählen darf.“

Lautere Wahrheit oder gewissenlose Uebertreibung? Mir ist oft, von Türken und in der Türkei lebenden Deutschen, geschrieben worden, der bei uns Verherrlichte sei ein übler Wicht. Ein paar deutsche Offiziere hohen Ranges haben ihn als heiligen Helden gemalt. Ob er das fromme Kindergemüth war, daß er ihnen schien? Aus der Ferne läßt sich nicht beurtheilen. Sein Handeln aberzeugt wider ihn. Er war der Wali des Wilajets Rossowo: und hat da weder Ruhe gestiftet noch, wenigstens, nützlicher Reformen Weg gebahnt. Er stand, später, an der Spitze des makedonischen (Dritten) Armeecorps: und in dessen Hauptgarnison Saloniki kam es zur ersten Meuterei. Als Kriegsminister hat er den Offizieren verboten, sich einer politischen Partei anzuschließen: weil er die Militärklub und die Zettelung der Dschawid und Talaat fürchtete, die Mahmud Muftar begünstigten und von Smyrna ins Marineministerium lotsten. Er selbst aber war mit Haut und Haar dem Komitee für Einheit und Fortschritt verschrieben, als dessen Mandatar er am dreizehnten April 1909 seine Truppen von Saloniki nach Konstantinopel führte. Die Truppen, die des Sultans Gnade ihm anvertraut hatte und mit deren Kanonen, Gewehren, Bayonnettes er nun die Abdankung, die Einkerkelung dieses Sultans erzwang. Im Frühjahr 1910 hat er die Albaner entwaffnet; schon als Kriegsminister Hakkis. Dreißig Monate lang saß er in diesem Amt; und war, noch ehe er es annahm, seit Hamids Sturz der im Osmanenreich mächtigste Mann. Die Leistung? In Tripolitanien nichts Wirksames vorbereitet. In den europäischen Provinzen Organisation, Manneszucht, Intendantur zum Erbarmen schlecht. Am zehnten Juli 1912 mußte Schewket aus dem Kriegsministerium weichen; für den Geist und für die Verpflegung des Heeres, daß bei Kirkkilisse und Lüle Burgas geschlagen wurde, blieb er verantwortlich. Er socht nicht mit; saß, im asiatischen Skutari, behaglich in seinem Konak. Erst am dreiund-



zwanzigsten Januar 1913 sah die Hauptstadt ihn wieder. Er ließ den alten Feind Nasim, den Kriegsminister, dem ein großer Theil des Heeres anhing, im Korridor meucheln, dem greisen Kiamil das Abschiedsgesuch erpressen, zwang sich dem Sultan als Großwesir auf und rief (in der ersten Proklamation): „Das Osmanenvolk konnte Verräther nicht länger noch an der Reichsspitze dulden. Wenn das Vaterland in Gefahr ist, hat der Zorn der Menge das Recht zu offener Revolution. Unser Reich kann auf Thrakien niemals verzichten. Unser Volk wird beweisen, daß es die Kraft hat, seine Ehre zu wahren. Das Ministerium, dessen Ernennung das Volk vom Sultan erbeten hat, wird alle nationalen Kräfte zum Schutz des Reiches zusammenballen.“ Daß Kiamil den Bulgaren Adrianopel räumen, den Großmächten die Vertheilung der Inseln überlassen wollte, sei unverzeihliche, unsühnbare Schmach. Mahmud Schewket hat dann einen Friedensvertrag unterschrieben, der viel ungünstiger war als der von Kiamil den Verbündeten zugesagte. Inzwischen war Janina, Adrianopel, Skutari gefallen und Türkenblut in neuen Strömen geflossen; hatten die Sultansheere Menschen und Geschütze, Waffen und Munition in ungeheuren Mengen erbeutet. Doch die wackeren Kämpen für Einheit und Fortschritt noch einmal die Wonne der Herrschaft geschlürft. Während diese Ehrenwerthen die Türkenfüche besorgten, verlor Osmans Reich Bosnien und die Herzegowina, Tripolitanien und die Kyrenaike, Albanien, den Serbensandschak, Rumelien, Makedonien, Thrakien, den Epirusrest, Kreta und ein Halbdutzend kleinerer Inseln; in Afrika die letzte Parzelle und in Europa Alles bis auf den schmalen Brückenkopf. Einheit und Fortschritt? Lacht Keiner? Das löbliche Komitee hat die Einheit der Balkanvölker ermöglicht und den Fortschritt der Türken nach Asien erwirkt.

Ob diese Einheit jetzt haltbar bleibt und ob der anatolische Kraftquell der Türkei Genesung spendet, kann noch der Brachmond uns lehren. Ein Schreckeneregiment stützt die Trümmer des Jungtürkenthums; aber die stärkste Säule ist gestürzt und das Heer ersehnt neue Männer, die mindestens sauber scheinen. Stiftet Nikolai den Balkanfrieden und thront dann im Glanz des Slavenpatrons? Zerbröckelt auch in Asien der Hordenstaat? Erst wenn diese Fragen beantwortet sind, darf der Chronist das Ende des letzten europäischen Türkenkrieges ins Buch der Geschichte eintragen.



## Jahrhundertseilern.

Die Stadt Breslau, in deren Mauern Heinrich Friedrich Karl Freiherr vom und zum Stein, während eines gefährlichen Nervenfiebers, die Undankbarkeit eines im Haushalt reinlichen Hohenzollern wie den Nachschmack bitterer Arznei auf der Zunge spürte, die Residenz, in der Friedrich Wilhelm seinen Namen unter Hippeß „Aufruf an mein Volk“ setzte und, ungern, damit bescheinigte, daß ehrlos der Preuße, der Deutsche nicht leben könne, diese neunhundertjährige Herbergerin der Jaroslaw, Boleslaw, Preczislaw wollte das Schicksalsjahr 13 feiern. Auf neudeutsche Art. Große Ausstellung (mit Bars, Rummelplatz, „unwiderstehlichen Attraktionen“). Große Festhalle („größte, die je auf der Erde gesehen ward“: versteht sich). Großes Festspiel von einem großen Dichter. Herr Gerhart Hauptmann nahm den Auftrag an (statt seinen zu solchem Werk besser gerüsteten Bruder Karl zu empfehlen). Das Festspiel wurde von dem Direktor des Deutschen Theaters, Herrn Max Reinhardt, eingeübt; am letzten Maitag aufgeführt; vom Klüngel der in alle Wege „Zuverlässigen“ gelobt, von empörten Patriotengescholten; elfmal dargestellt; dann vom Magistrat aus der Riesenhalle verbannt. Kosten der Aufführung: dreihunderttausend Mark (sagt der Holzbock, die liebe alte Zedde, die an allen Höfen heimisch, mit allen überlebenden Titanen auf Du und Du ist und endlich Professor heißen muß). Zwei Legenden entstehen. Die fromme: „Der Kerl höhnt sein Vaterland, verherrlicht den bösen Bonaparte, schimpft den Ruhm der Altvordern.“ Die profane: „Der große Dichter ist über den Hurratriotismus erhaben, kann sich, als überzeugter Demokrat, nicht in die Byzantiner sitte duden noch, als Kulturmensch, selig den Mordgeruch des Krieges einsaugen und wird drum von Junkern, Pfaffen, Kriechern aller Sorten mit Roth kartätscht.“ Beide Legenden sind von Thorheit gezeugt, in Thorheit empfangen worden. Herr Hauptmann liebt die Heimath, die ihm die Sprache gab, und hat das Recht, sie auf seine besondere Weise zu lieben; er giebt dem Kaiser Napoleon nicht, was dem Bonaparte gebührt; er hatte sicher nicht das Bewußtsein, alten Preußenruhm zu schmälern; und dürfte, so frank wie der Rammzler Lessing, sagen, daß er im Patriotismus nur heroische Schwachheit sehe. Dem ruhig prüfenden Blick scheint er weder „vaterlandlos“ noch „gottlos“. (Wäre erß und wirklich auch ein großer Poet: Allddeutschland müßte ihn dennoch segnen.)



Die Unfrommen sind dießmal nicht klüger. Niemand hatte dem Festspielsdichter zugemuthet, Friedrich Wilhelm zu kränzen (den nicht einmal der Urenkel, sonst bis in Ueberschwang ahnenfroh, in seinen Saekularreden erwähnt hat.) Niemals konnte ein Demokrat, ein Parteigenosse Posas, Raempfs und anderer steif Aufrechten, die nicht Fürstendiener sein können, sich besseren Stoff erwünschen, erfinden als den aus dem Kriegsjahr 1813 überlieferten. „Daß Volk steht auf: und Friens Erbe hochte zag im Winkel? Freiheit oder Tod: Weibern wirds, Kindern die Lösung. Deutschen Volksthumes herrlichstes Jahr. Hier war, über Stand und Raste hinweg, ein Rhythmus; war eine Flamme, die aus Finsterniß vorwärts zu leuchten vermag.“ Am fünfzehnten März ist die Preußenstimmung hier so gedeutet worden. Die könnte der Demokrat nicht dichten? Dummes Zeug. Seid aber gewiß, morgen zu lesen (wenn Ihr nicht schon gestern gelesen habt), das gewaltige (erste Variante: eigenartig feine, zweite: den Alltagsesseten vornehm ausweichende) Werk sei vom Gepfauch der Blauen und der Schwarzen, der Heiligen und der Ritter, von den Brettern geweht und, dadurch, wieder einmal erwiesen worden, daß Preußen nicht zu den Kulturstaaten zu zählen ist. Denn in keinem anderen Lande der westlichen Welt wäre solche Verunglimpfung des Genius möglich gewesen. In keinem anderen Land, müßt Ihr den Brüllern erwidern, nicht in der freisten Republik, unter solchen Umständen, auch nur eine zweite Aufführung. Nicht, weil das Werk aus „schlechter Gesinnung“, aus einem dem Volksgemüth untreuen Hirn, sondern, weil es aus träger Routine kam; weil aus verhunztem Stoff Quarz ward; und weil die Nation, die sich nicht selbst verachten will, niemals dulden darf, daß die Kronjuwelen ihres Mythos und ihrer Geschichte mißbraucht werden, um Gasseraugen mit dem Unblick aufspritzenden Tümpelgerinnfels zu ergözen.

„Festspiel in deutschen Reimen; zur Erinnerung an den Geist der Freiheitkriege.“ Ein Direktor (Theater-Herrgott). Pallas Athene (die zugleich „Deutschland“ ist). Die Pythia. Die Furie. Philistiades (der nicht etwa an den Pfahlbürger, sondern an den Mimusdichter Philistion erinnern soll). Alles, damit Preußen, sechs- oder zehntausend an jedem Abend, die an Einfalt schlichsten gar, empfinden lernen, was anno 13 im Adlerland geschah. Kann Ohnmacht sich trauriger offenbaren? Friß von Preußen: ein prügelsüchtiger Pfaffenfresser, der fremde Wortbrocken ausspuckt, aber



auf „Kinder vom Adlergeblüt“ ein „Pergamen für das deutsche Gemüth“ reimt. Stein: ein Salbader, der, schlimmer als *vetus ille Cicero*, *Mars* und *Romulus* bemüht. Gneisenau: ein Wigbold und Redeflöppler. Scharnhorst, der ganz von seiner Soldatenvision, seiner Heererzieherpflicht umspinnene: ein liberaler Bezirksvereinsredner. Fichte: der enttutete Kapuziner aus Wallenstein's Lager; und ein Rathedergeck, dessen erster Satz ist: „Ich bin gewiß, Ihr vernahmet schon von meinen berühmten Reden an die undeutsche Nation.“ Aus Reinem klingt ein Ton des Wesens, daß uns die That oder ein beglaubigtes Wort gefündet hat. Kleist: „Ich liege in einem brennenden Bette; nachts wecken mich Stimmen: Rette! Rette!“ Und dieser Heinrich unterschied sich von sanfteren doch just dadurch, daß er nie, noch so müde, in einem brennenden Bett liegen blieb und schlafen konnte, bis ihn das Tuthorn aufscheuchte. Hört seine Selbstanzeige: „Wer mich auf Tellens Armbrust weist, Der hat erkannt mein tiefstes Sinnen, mein heimlich-düstres Gedankenspinnen. Ich bin der Dichter Heinrich von Kleist. Mein Tag würde anbrechen, könnt' ich den Korzen niederstechen.“ Ein fallender Hampelmann. Noch ein paar deutsche Reime? „Du willst bei tragischer Helden Todesröcheln Dein leiz sardonisch Kinderlächeln lächeln.“ „Unsere Bühne ist dieses Gerüst, nicht mehr! Wir mimen, so zu sagen, *plein air*. Wir beginnen auf deutsche Weise mystisch und enden quasi klassizistisch.“ „Seht Ihr den glühenden Fächer? Mütterchen Rußland ist sein Ursäher.“ „Eher wird ein Franzos zum Herero als ein deutscher Hammel zum Torero. Was ist Europa? Ein Ländlein. Ein Gernegroß, sogenanntes Kontinentlein.“ Lüderlichkeit ringsum. Die Hinrichtung Ludwigs des Sechzehnten wird ins Jahr 1793 „nach Jesu Christi Kreuzeßnoth“ verlegt. Napoleon Bonaparte, der 1794 Brigadegeneral und Totfeind der korsischen Rebellen war, wird, in diesem Jahr, als ein Bengel vorgeführt, der die Franzosen haßt und mit einem (die Welt bedeutenden) Kreisel spielt. Von dem Mann des achtzehnten Brumaire, dem Geächteten, dem die Verschwörung der Generale in die Nacht half, wird gesagt, die *crapule* habe ihn aus dem Gewühle gehoben. Und so weiter. Von der „Erinnerung an den Geist der Freiheitkriege“, die dem Leser des Buches erstes Blatt verheißt, habe ich nirgends ein Düstlein gerochen.

Allerlei aber von anderer „Erinnerung“. Den feinen Eklef-



tifer, der so oft an ihm taugliche Quellen fand, hat diesmal der Tastsinn schmäählich genarrt. Er hat sich an Goethe erinnert, wollte aus dem Auge des Mahadöschöpfers auf Preußengewimmel und Franzenwirrniß niederblicken: und verlief sich in den Dunstkreis von Plunderseuilern. „Ist wohl zurecht und wohl zu Muth, zäunt Jeder sich ein kleines Gut, beschneidt die Nägel in Ruh und Fried und singt sein Kimpimpimperlied. Nun wird Herr Jupiter ergrimmt, seinen ersten besten Strahler nimmt und schmeißt den Kerl, die Kreuz und Quer, hurlurli burli ins Thal daher.“ Das ist's. Gneisenau: „Und ob das Werkstück noch so köstlich und die Fassade noch so festlich, ohne Grundriß, ohne Statif bleibt das Ganze Sataratatif.“ Blücher: „Wat soll mich denn dem Friedenstirili? Ich bin for Infanterie und Kavallerie.“ (Sogar die Vorhänge, die sich, einer nach dem andern, öffnen, sind aus Goethes Schönbartspiel.) Leset die Historie von Ahasverus und Esther und des Marktschreiers Zwischenrede. Das Neueste von Plunderseuilern. Das Fastnachtspiel von dem Vater Brey und dem Hauptmann, in dessen Gewese „geht Alles durcheinander wie Mäusebred und Koriander.“ Das ist's. Das Puppenspiel eines Schmächtigen, der von dem vor hundert Jahren Geschehenen kaum mehr als eines Stadtkindes Vorstellung hatte, auch nicht mühsam ins Innere von Menschen und Dingen sich einbohren mochte, dem seines Herzens milde Leuchte, die Lyrik des Mitleids, hier nicht vorwärts half und der drum munter dem großen Muster nachleuchte, nachpsriente. Eines, der manchmal im Trieb zarte Menschlichkeit, doch nie Größe gestalten, nie eines ragenden Geistes Burg wölben konnte. Der im Krieg nur das garstigste Uebel, in der Staatsgewalt nur den Büttel und Censor sieht. Der, rechtschaffen, meint, Preußen („Wahlrechtschmach! Wahlfreisgeometrie!“) lechze nach liberaler Regierung. Der die Ueberwinder des fremden Knechters von „Athen Deutschland“ in einen gothischen Dom, zum Pazifizistenfest, führen läßt. Und seine „Erinnerung an den Geist der Freiheitkriege“ der alten Frau von Guttner widmet. Puppenspiel. Im engsten Raum dürften Marionetten es flink agiren. Und Pythia tanzt.

Die größte Halle der Erde. Der größte lebende Dichter. Jahrhundertfeier. Dreihunderttausend Mark verthan. Fünf Jahre lang konnten zehn deutsche Dichter davon sorgenlos leben; und brauchten nicht nach profitlichen Aufträgen umherzuschnuppern.





## Die Weltanschauung der Halbgebildeten.

In dem Monismus Wilhelm Ostwalds tritt im Lauf eines Jahrhunderts zum zweiten Mal eine Weltanschauung hervor, die sich besonders ihrer Wissenschaftlichkeit rühmt. Die erste war der Marrismus. Dieser zog, auf Hegel gestützt, seine Argumente aus dem abstrakt logischen Denken, dessen Zuverlässigkeit Marx eben so wenig anzweifelte wie Ostwald die Unfehlbarkeit der naturwissenschaftlichen Erfahrung. Während nun die Gedankenketten des Marrismus so verwickelt sind, daß wohl kaum Einer der Millionen von Arbeitern, die heute angeblich auf seinem Boden stehen, sie entwirrt hat, ist im Gegentheil Ostwalds Gedankenwelt von einer geradezu verblüffenden Klarheit. Die Wirkung auf die Massen ist die selbe. Marx ist zu dunkel, um kontrollirt werden zu können. Ostwald ist so hell, daß alle geschickt wegekörtigten Schwierigkeiten vergessen werden. Der Marrismus kam der alten deutschen Versonnenheit entgegen, die gern Alles, was schwer verständlich ist, für tief hält; Ostwalds Gedankenwelt entspricht dem denkfaulen Amerikanismus, der vor allen Dingen etwas unmittelbar für das tägliche Leben Verwendbares sucht. Das wäre an sich kein schlechtes Streben; der Fehler beginnt erst, wenn allzu anspruchlose Geister in der klaren Beschreibung eines Naturvorganges eine philosophische Erklärung oder gar eine Religion, in einer praktisch nützlichen Lebensregel die Grundlage einer Ethik sehen wollen. Während nun Marx durch Dunkelheit die Blicke verwirrt und Ostwald durch unnatürliche Helle die Augen blendet, gelingt es ihnen, für ihre Hypothesen das in unserer Zeit in Folge einer oberflächlichen Auffassung des Christenthums freigewordene und nach einem neuen Ziel suchende Glaubensbedürfniß der Massen in Bewegung zu setzen. Die Hypothese heißt in beiden Fällen: Nicht Glaube, sondern Wissenschaft soll den neuen Menschen leiten. Aber da immer nur wenige Menschen wirklich wissenschaftlich sind, da obendrein die Resultate der Wissenschaft schwanken, verworfen werden, auch oft nicht unmittelbar angewendet werden können und das metaphysische Bedürfniß des Menschen durchaus nicht befriedigen, so leitet nicht Wissenschaft den neuen Menschen, sondern der Glaube an den Begriff Wissenschaft, wie ihn einst Marx für die materiell, heute Ostwald für die geistig Hungernden und Dürstenden geprägt hat. Wenn auch die Wissenschaft zweifellos viele Leiden der Menschheit mildert und noch viel mehr mildern wird, so ist ihr doch das Problem des Glückes, das nicht nur von hygienischen Wohnungen und auskömmlichem Arbeitlohn ab-



hängt, nicht zugänglich. Hier hat der Glaube das Größte geleistet; und selbst das Glücksgefühl, das die Zugehörigkeit zum Monistenbund begleiten soll, beruht auf dem Glauben an die Hypothese einer allein seligmachenden Wissenschaft.

Der Monist verachtet das Christenthum, das die Seligkeit in das Jenseits lege, während er sie schon im Diesseits sucht. Das richtig aufgefaßte Christenthum aber findet die Seligkeit auch bereits im Diesseits. Sie beginnt mit dem Gefühl der Gotteskindschaft des Gläubigen, der sich in Gottes Hand weiß und dem deshalb „nichts geschehen kann“. Dies ist das Glück, das die Religionen zu geben vermögen, falls auch ihre Dogmen zweifelhaft sind. Der Monismus dagegen verlegt die Seligkeit, wenn auch nicht in das Jenseits, so doch in die Zukunft und giebt dem heute Leidenden den schwachen Trost, daß er, dessen Seele mit dem Körper stirbt, dem Glück einer künftigen Generation vorgearbeitet hat. Das ist affektischer als irgendein Gedanke, der auf dem Boden des Christenthums gewachsen ist. Ostwald gesteht sogar offen, daß künftig die Wissenschaft vielleicht doch einmal irgendetwas wie ein Fortleben nach dem Tod beweisen wird; falls es geschieht, wäre das von ihm eröffnete monistische Jahrhundert das jammervollste von allen. Früher glaubte man aus Religion an das Fortleben der Seelen; später wird es vielleicht die Wissenschaft beweisen. Nur das monistische Zeitalter glaubt es nicht und weiß es nicht.

Alle früheren Religionen, wissenschaftlichen Forschungen und künstlerischen Weltanschauungen rühmten sich ihrer Ahnen. Jesus kam nicht, um das Gesetz aufzulösen, sondern, um es zu erfüllen. Die aufstrebende Wissenschaft der Renaissancezeit und besonders des achtzehnten Jahrhunderts in Deutschland fühlte sich in fruchtbarer Verbindung mit den Alten. Wer Goethes Weltauffassung annahm, brauchte nicht, was ihm lieb war, als Ballast über Bord zu werfen. Goethe hebt weder die Evangelien noch Aristoteles auf: Wer aber Ostwald auf den Bahnen seines Monismus folgt, Der muß erst Alles verachten lernen, was er früher geliebt oder geehrt hat. Der Monismus unterfängt sich, als Ersatz für alle Kulturschätze aller Zeiten und aller Zonen zu gelten. Das muß Mißtrauen erwecken und berechtigt, ein sehr strenges Inventar seines Gepäcks aufzustellen und seine Legitimationen zu prüfen. Wir werden bald sehen, daß das wenige Positive, was er mitbringt, aus Beutestücken der geplünderten Vergangenheit besteht.

Sogar eine, wenn auch blasse Märtyrergloriole nimmt der streitbare Monismus für sich in Anspruch. Ostwald beginnt seine Monistischen Sonntagspredigten mit folgenden Worten: „Monist



zu sein und zu heißen, bringt heutzutage weder gesellschaftliche Auszeichnung noch wirtschaftliche Vortheile. Wenn sich also Jemand zu diesem Namen bekennt, so thut er es, weil es sich dabei für ihn um Güter handelt, die ihm höher stehen als jene Dinge, die doch für die meisten Menschen das Ziel ihres Strebens und den Inhalt ihrer Arbeit bilden.“ Damit soll wohl der Glaube erweckt werden, die Beschäftigung mit dem Monismus sei dem Erwerb der Schätze, die Motten und Rost fressen, hinderlich. Mit solchen Worten trifft Ostwald gleich eine der empfänglichsten Seiten der modernen Psyche. Heute, wo, wie Alles, auch das Märtyrertum billig geworden ist, scheint Einzelnen, die in der obskuren Masse leben, nichts verlockender, als auch für sich Etwas von dem Ruhm in Anspruch zu nehmen, ein erkannter, ja, verfolgter Vorkämpfer neuer Ideale zu sein. Selbst einem Beamten wird aber das Bekenntniß zum Monismus kaum schädlich sein, so lange er es nicht in einer auffallenden Art ausschreit. Das hat aber unmittelbar nichts mit dem Monismus zu thun. Man würde es ihm eben so verübeln, wenn er sich in einer übertriebenen Weise als Frömmel oder Moralschnüffler geberden wollte. Der Grund liegt nicht darin, daß die Obrigkeit den Geist des Beamten zu knechten wünscht, sondern darin, daß sie ein würdiges Verhalten von ihm verlangt. Im Uebrigen kann auch heute in Preußen jeder Beamte nach seiner Fassung selig werden. Diese einfachen Thatsachen werden immer und immer wieder verdunkelt und so wird Leuten, die gar nichts thun, was ihnen im Lebenskampf irgendwie abträglich wäre, die nur gelegentlich durch aufdringliche und ausfallende Reden die religiösen Empfindungen anderer Menschen verletzen, ermöglicht, sich eine billige Märtyrerkrone vom Simß zu stehlen. Für sie ist der Monismus mit seinem Kampf gegen „alle die verstaubten Lügen, die eine Priesterkaste zur Knebelung der Geister aus grobem Eigennutz erfunden hat“, die gegebene Weltanschauung.

Abgesehen von dieser Ermuthigung für Jeden, der seinen Beitrag zum Monistenbund zahlt, sich zu den „Fortgeschrittenen“ und „Hochentwickelten“ zu zählen, besitzt der Monismus vier Hauptmethoden, wodurch wirklich der Bildung bedürftige, aber ungeschulte Geister getäuscht werden müssen.

1. Wilhelm Ostwald verkündet in seinen Büchern eine Reihe von Lebensregeln, denen nicht widersprochen werden kann, so den Hauptgrundsatz: „Verschwende keine Energie, sondern verwerthe sie.“ Dieser Ausspruch gehört zu den Wahrheiten, die (auf das praktische Leben beschränkt) nur zu wahr, also selbstverständlich sind. Sie stehen an Werth etwa der Aufforderung gleich, die sich



früher manche Leute gedruckt ins Zimmer hängten: „Mensch, ärgere Dich nicht!“ Nun ist ja richtig, daß gerade solche billigen Wahrheiten in der Praxis immer wieder außer Acht gelassen werden und daß Manchem, der sich irgendwie verrannt hat, ein Dienst damit geschieht, wenn ihn Jemand mit autoritativer Stimme wieder einmal daran erinnert. Dies geschieht heute in Amerika überall und gewiß mit Nutzen. Von dort ist uns auch, als Vorläufer ostwaldischer Lehren, ein viel belachtes und doch für Manchen ganz nützlichcs Büchlein gekommen, das den Titel trägt: „Wie werde ich energisch?“ Begnügte sich nun Ostwald damit, ein Bändchen: „Wie werde ich energetisch?“, vielleicht mit Angabe eines Termins, etwa in vier Wochen, herauszugeben, so wäre nichts gegen ihn zu sagen; aber er erhebt den Anspruch, Kant zu entthronen, an die Stelle des kategorischen den energetischen Imperativ zu setzen.

Ich halte das von Ostwald herangezogene Beispiel eines Kaufmanns für ganz zutreffend, der ihm für die Belehrung, man solle keine Energie verschwenden, einen Dankbrief schrieb, da er, seit er diesen Satz beherzige, ein viel besserer Geschäftsmann geworden sei. Wenn man heute einen Landbriefträger, den wunde Füße an der Ausübung seines Berufes hindern und brotlos zu machen drohen, endlich dazu bringt, die Mehrausgabe für bequeme Stiefel nicht länger zu scheuen, so kann man wohl einen völligen Umschwung in sein bisher unerträgliches Dasein bringen, indem man ihn lehrt, durch verminderte Reibung Energie zu sparen. Beweist aber der jauchzende Eintritt des Mannes in den Monistenbund Etwas für den Monismus? So erklären sich dessen Erfolge. Das Wesentliche ist, daß diese „goldenen Regeln“ nur im Alltagsleben anzuwenden sind. Alles Geniale und Heroische schwankt zwischen eben so „unvernünftiger“ Trauer wie „unbegründetem“ Jubel hin und her, beruht also auf Energieverschwendung.

2. Dem Monismus noch eigenthümlicher als diese allzu wahren Wahrheiten sind gewisse Irrthümer, die durch eine Ostwald gewiß selbst unbewußte Taschenspielerci zu Scheinwahrheiten werden. Ostwald sagt: „Da die Menschheit fortschreitet, so sind im Allgemeinen ihre Leistungen um so besser und werthvoller, je näher dem gegenwärtigen Augenblick die Zeit liegt, in der sie geschaffen worden sind.“ Die Prämisse, daß die Menschheit fortschreitet, wird als erwiesen genommen und ist auch zur Hälfte wahr; in technischer Hinsicht schreitet die Menschheit ganz zweifellos fort, eben so in der Naturerkenntniß. Daher ist es ganz richtig, daß eine Lokomotive aus dem Jahr 1913 besser sein muß als eine aus dem Jahr 1870 und daß bei der rapiden Entwicklung der



Chemie Lehrbücher dieser Wissenschaft oft schon nach zehn bis fünfzehn Jahren veralten. Dabei wird aber die Thatsache unterschlagen, daß die Menschheit auf anderen Gebieten heute durchaus nicht fortschreitet. Wer möchte behaupten, daß wir bessere Dichter als Goethe und Shafespeare, „fortgeschrittenere“ Architekten als Bramante, „höher entwickelte“ Musiker als Beethoven haben? Auf allen Gebieten der Kunst steht unser Zeitalter hinter der Vergangenheit zurück. Auch haben wir keinen Historiker, den man mit Ranke vergleichen könnte, keinen Philosophen von der Bedeutung Schopenhauers oder Nießsches (welche Einwände man auch immer gegen ihre besonderen Systeme erheben mag). Ferner hat es, so lange die Welt steht, immer für einen Rückschritt gegolten, wenn die Massen, das Geld oder die Frauen zu besonderer Macht gelangten. In soweit nun unsere Zeit ausgesprochene Tendenzen zur Massen-, Geld- und Frauenherrschaft hat, ist sie gewiß nicht fortschrittlich. Auch das religiöse Leben unserer Zeit kann den Vergleich mit früheren Jahrhunderten nicht aushalten. Grasser Materialismus und verstiegene Sektirerei stehen einander gegenüber. Der Grundsatz Ostwalds bedarf also der Einschränkung. Nur auf den technischen Gebieten ist das Neue heute besser als das Alte. So ist es freilich auch auf den Gebieten der Kunst manchmal gewesen. Auch hier gab es fortschrittliche Zeiten. So geht Goethes Leistung einen großen Schritt über die Lessings hinaus und Rembrandt und Bach erfassen erst, was ihre Vorgänger ertasteten.

Auf Grund seines willkürlichen Dogmas vom allgemeinen Fortschritt kommt Ostwald zu der ungeheuerlichen Behauptung, daß die Religion schon darum der Wissenschaft unterlegen sei, weil sie das Ältere, ja, dem Thierzustand Nähere sei. Auch hierin liegt natürlich wieder ein Körnchen Wahrheit, wenn man an die groben animistischen Religionen wilder Völker denkt. Indem aber Ostwalds Distanzlosigkeit diese Unterscheidung unterdrückt, kommt er zu dem Resultat, daß die Religion überhaupt, also auch der Buddhismus und die Lehre Jesu, dem Thierzustand näher sei als der Monismus. Weil Wissenschaft das Spätere ist, soll sie, schon deshalb, Religion und Kunst an Werth übertreffen. Der Verstand soll eine Höherentwicklung über das Gefühl hinaus sein. Da ist nun die Frage zu stellen, ob denn etwa die Mutterliebe niedriger ist als die Fähigkeit, den pythagoräischen Lehrsatz zu beweisen, weil sie längst eine Eigenschaft des Weibes war, ehe auch nur der Mann an Mathematik dachte. Mit seiner falschen Werthung aber kommt Ostwald heute weiten Kreisen entgegen, die gern das Natürliche und primitiv Menschliche gegen das Civilisirte und Intellektuelle



herabsenken möchten. Ein großer Theil der die „Bewegung“ mitmachenden Frauen sieht heute in der Mutter schon die Frau zweiten Ranges, während das Fräulein, das sich durch Studium in den Stand gesetzt hat, Männerangelegenheiten wenigstens in ihrem Mechanismus zu begreifen, wenn auch nicht selber produktiv zu fördern, die Höherentwicklung darstellt. Jedes gesunde Gefühl aber bäumt sich gegen diese Konsequenz und in der Frauenbewegung selbst ist der Widerspruch dagegen wach. Ostwalds Lehre führt geraden Weges in Sterilität. Sie nennt sich Naturphilosophie und schlägt der Natur ins Gesicht.

3. Seine Verachtung des Alten schränkt Ostwald hier und da selbst ein Wenig ein und giebt zu, daß man sich des Guten bedienen müsse, auch wenn es von Denen geahnt worden sei, die so unglücklich waren, vor dem monistischen Zeitalter auf dieser Erde zu leben. So gelingt es ihm doch, einige große Namen (besonders Goethe und Spinoza) als Eideshelfer für den Monismus zu gewinnen, freilich durch Mißdeutung der Aussprüche dieser Autoritäten. Ostwald citirt Goethes Worte: „Wer Wissenschaft und Kunst besitzt, hat auch Religion, wer jene Beiden nicht besitzt, Der habe Religion.“ Das läßt sich auf den Monismus anwenden, aber etwa so: Da der Monismus keine Religion hat, ja, die Religion als etwas der Wissenschaft Unterlegenes, dem Thier näher Stehendes gering achtet, kann er weder Wissenschaft noch Kunst besitzen, die nach Goethe Religion bedingen würden. Und wie vertragen sich gar die letzten beiden Verse, die, in ein modernes Schlagwort übersetzt, so viel heißen wie: „Dem Volk muß die Religion erhalten werden“, mit Ostwalds Tempel- und Bilderstürmerei, zu der er gerade Diejenigen ermuthigt, die ihrer ganzen Bildung nach weder Wissenschaft noch Kunst besitzen können?

Ostwald scheut sich nicht, nach dem Höchsten zu greifen, um das Trivialste damit zu schmücken. So glaubt er allen Ernsteß, daß seine Nützlichkeitsmoral, die den das äußere Wohlergehen der Menschheit fördernden Erfinder am Höchsten bewerthet, mit dem „amor intellectualis“ Spinozas verwandt sei, jener mystischen Erhebung, welche „die Liebe ist zu Dem, was unveränderlich und ewig ist“, also das Gegenteil der Energetik.

4. Die charakteristischste Methode Ostwalds aber ist, daß er scheinbar neue Wahrheiten bringt, die er der Vergangenheit einfach entlehnt. Obwohl er im Gegensatz zu Rousseau das bellum omnium contra omnes des Naturzustandes anerkennt, verlangt seine Ethik die Nächstenliebe und das Solidaritätsgefühl der Menschheit. Statt nun zuzugeben, daß diese Begriffe der christlichen Ethik



entlehnt sind, erklärt er sie für naturgesetzlich. Er beruft sich hier nicht auf das Christenthum, weil er es an anderen Orten aus den verschiedensten Gründen bekämpfen muß. Er setzt an dessen Stelle das Wort, das genau das Gegenteil bedeutet: Naturgesetz; und rechnet darauf, daß nach einer Jahrhunderte langen christlichen Zucht ein Instinkt zur Nächstenliebe eine Art zweiter Natur der Menschheit geworden ist. So gehen Ostwalds zahlreiche Jünger, die er „von dem Zwang der Kirche befreit“, kritiklos darüber hinweg, daß er ihnen die christliche Ethik weiter empfiehlt und sie als das Natürliche bezeichnet. Geradezu kantisch wirkt er aber, wenn er Sittlichkeit und Freiheit dadurch zu vereinen sucht, daß „der Wille des Gesetzes nichts Anderes sein kann als der eigene Wille“. Damit überschreitet Ostwald die geweihte Schwelle der Ethik und gelangt dahin, wo nur Der frei ist, der selbst nichts Anderes mehr will als die überpersönlichen Gewalten, mag man sie nun göttliche oder Naturgesetze nennen. Aber Ostwald betritt diese Gebiete als ein ungeweihter Eindringling, ein Emporkömmling des Geistes. Er eignet sich Alles an, betastet und benützt es, ohne zu ahnen, daß die Entwicklung von Jahrtausenden auf ihn niederschaut.

Die Folge dieser vier Grundunwahrhaftigkeiten des Monismus ist nun ein Vokabular ganz eigener Art. Das Wort Wissenschaft wird genannt: und alle großen Assoziationen erwachen, die sich damit verknüpfen, alle Verehrung wird aufgerufen, die diesem Begriff insbesondere von Denen entgegengebracht wird, die wenig Wissenschaft besitzen; und in Wirklichkeit ist gar nicht Wissenschaft gemeint, sondern Monismus. Was aber geschähe, wenn die Wissenschaft den Dualismus nachweise oder wenigstens wahrscheinlicher mache als den Monismus (was neuerdings wieder Henry Bergson gethan hat)? Ostwald wendet sich mit Vorliebe an die Unwissenschaftlichen, die nicht nachprüfen und nicht wissen können, daß Darwins Theorie heute in der Wissenschaft nicht mehr so unerschütteret dasteht, wie er zu glauben scheint. Er lockt auch mit dem Wort „Glück“. Was er jedoch meint, ist nichts Anderes als das durch den wissenschaftlich und technisch bedingten Komfort zu vermehrende äußere Behagen; aber eben so wenig, wie mit Energieersparniß eine Ethik zu begründen ist, können die technischen Erfindungen die Summe des Glücks vermehren, das ja nicht in den Dingen liegt, sondern in unserer Reaktion auf sie. Nach Ostwald wäre Alexander der Große, der in der Blüthe der Jugend auf der Höhe eines reichen Lebens starb, unglücklicher als ein emeritirter Naturwissenschaftler, der zwischen Telephon und W. G. behaglich altert und vergnügt die Spalten der Zeitungen füllt. Was weiß



der Monist von dem Glück des Helden am Abend der Schlacht, von dem des Frommen, der in sich die Gotteskindschaft erlebt, von dem des wirklich schöpferischen Menschen, wenn er nach einer Epoche sinnloser Energievergeudung mit zitternden Nerven eine Vision hat und festhält?

Heute, wo die heroischen und religiösen Werthe im Schwinden sind, klammert sich der stets nach Erhöhung langende Mensch an das Schöpferische. Er will das Produkt des schöpferischen Menschen mit erleben; als höchste Seligkeit erscheint ihm, selbst schöpferisch zu sein. Auch diese seelische Disposition unserer Zeit weiß Ostwald sehr flug zu verwenden. Er sagt, er bewerthe den schöpferischen Menschen als den höchsten; aber er meint nur den erfinderischen, oft sogar nur den findigen Menschen. Für ihn hat Edison der Menschheit mehr gegeben als Goethe. Auch die Bildung preist Ostwald und möchte sie Jedem zugänglich machen, aber er versteht darunter nur Besserwissen möglichst Vieler auf dem Grund der ihnen gepredigten monistischen Halbwahrheiten. Ostwald liebt auch das Wort „durchgeistigen“; aber was meint er damit? Er deutet es an bei der Besprechung des „amor intellectualis“ Spinozas. Diesen Begriff, der, wie gesagt, die tiefste intuitive Gotterkenntniß aus der inneren Erfahrung ausdrückt, übersetzt Ostwald leicht hin mit den Worten „denkende Liebe“ und sagt, sie sei die begeisterte Hingabe an Güter, die durch den Verstand, durch die Ueberlegung, durch das Urtheil gewonnen sind. Gerade das Gegenteil meint Spinoza, denn sonst hätte er nicht gesagt „amor intellectualis“, sondern „amor rationalis“. Wir wissen also, was Ostwald unter „durchgeistigen“ versteht, nämlich: rationalisiren.

Jeden, der die Welt nicht durch den Verstand, sondern aus der inneren Erfahrung zu begreifen und zu erfühlen sucht (wozu ihm das eigene Schicksal, Geschichte, Kunst und Religion eine überraschende Fülle von Material geben), nennt Ostwald einen Kulturschwärmer alten Stils, weil er das überreizte Treiben und Hasten des modernen Lebens skeptisch betrachtet und das Glück lieber „in der Versenkung in ruhige, möglichst unveränderliche, stimmungsvolle Zustände sucht“. Die Monisten dagegen halten „eine so zurückgezogen kontemplative Existenz für öde und inhaltlos“. Auch hier kommt Ostwald den besten Instinkten der Menge entgegen, die nach Lebensinhalt streben; aber was versteht er unter Lebensinhalt? Er erklärt es, indem er die ihm werthvollen Menschen schildert: „Sie fühlen von ihrem eigentlichen Lebensodem nur innerhalb der Großstadt, wo jede Stunde etwas Neues bringt, wo die Nachrichten von den Ereignissen der ganzen Welt in kürzester Frist zu-



sammentreffen und mit einander in Wechselwirkung gerathen“. Er vergißt, daß die Großstadt gerade dem selbst Inhaltlosen, wenn auch keinen eigenen Inhalt giebt, so doch eine dauernde Anfüllung seines Hirnes mit Fremdem ermöglicht, wenn auch kein schöpferisches Gestalten, so doch ein geschäftiges Arbeiten begünstigt.

Daß Ostwald auch für das Recht der Ueberzeugung eintritt, versteht sich; aber was meint er mit Ueberzeugung? Genau das Gegentheil Dessen, was eigentlich darunter zu verstehen ist. Seine Gemeinde besteht gerade aus den Halb- und Viertelgebildeten, die aus Mangel an Ueberzeugung blind die monistischen Lehren nachbeten. Das Aeußerste, was diese nicht Ueberzeugten, sondern nur Ueberredeten an Mißachtung fremder Ueberzeugung geleistet haben, ist der Ausschluß eines Mitglieds aus dem Monistenbund, weil es sich gegen die Impfung ausgesprochen hatte. Die „Wissenschaft“ hat die Impfung für gut erklärt, also darf Einer, der dagegen ist, nicht länger Monist sein. Behauptet Dieser nun etwa, die Madonna von Alt-Detting oder die Heilige Mutter von Rajan sei ihm im Traum erschienen und habe gesagt, daß Impfen stinke vor dem Angesicht des Herrn? Nein; auch der Impfgegner beruft sich auf die Wissenschaft. Welche Wissenschaft aber ist die rechte? Man sieht: es handelt sich so wenig um Wissenschaft wie um Ueberzeugung, sondern, wie bei jeder Sekte, um Dogma und blindes Gehorchen.

Oskar U. H. Schmiß.



Die Fragen der Wissenschaft sind sehr oft Fragen der Existenz. Eine einzige Entdeckung kann einen Mann berühmt machen und sein bürgerliches Glück begründen. Die Behandlung ist null und alle Wirkung liegt im Aperçu. Dabei ist wenig Allgemeines und Subjektives, sondern die einzelnen Manifestationen der Naturgesetze liegen alle sphingartig, starr, fest und stumm außer uns da. Jedes wahrgenommene neue Phänomen ist eine Entdeckung, jede Entdeckung ein Eigenthum. Taste aber nur Einer das Eigenthum an: und der Mensch mit seinen Leidenschaften wird sogleich da sein. Sobald man in der Wissenschaft einer gewissen beschränkten Konfession angehört, ist jede unbefangene, treue Auffassung dahin. Die Weltanschauung aller in einer einzigen, ausschließender Richtung befangener Theoretiker hat ihre Unschuld verloren. Geben diese Gelehrten von ihren Wahrnehmungen Rechenschaft, so erhalten wir, trotz der höchsten persönlichen Wahrheitliebe des Einzelnen, dennoch keineswegs die Wahrheit der Objekte; sondern wir empfangen die Gegenstände immer nur mit dem Geschmack einer sehr starken subjektiven Beimischung. (Goethe.)



## Vita vecchia.\*)

**I**ch wußte nicht, daß ich schön bin. Mein erster Ball hat es mir enthüllt. Wie wären die schweren, langen Stunden von Jedlesee erleichtert, verkürzt worden, wenn ich meine Schönheit gekannt hätte!

Aus dem Kloster bin ich in die Wälder gegangen, Schloßherrin, aber Einsiedlerin, Monate lang der Krankheit gegenüber, selbender mit dem Tod lebend, neben dem Bett, auf dem mein Vater seufzte. Nachdem ich ihn verloren hatte, mußte ich die Zeit der Trauer mannichfachen, verwickelten, ermüdenden Interessen widmen. Als die strengen Pflichten erfüllt waren, ist meine Tante gekommen, hat mich dem schläfrigen Dämmern, in dem ich lebte, entrißen und mich in die Welt eingeführt, wie man ein Kind ins Wasser wirft, um ihm das Schwimmen beizubringen. Zwischen meiner Abreise von Jedlesee und meinem ersten Ball ist ein Monat vergangen, in dem ich nur Lieferanten, Schneider, Näherinnen gesehen habe.

Als ich am Arm des alten Ministers, der meinem Vater befreundet gewesen, erschien, wurde ich einen Augenblick von dem Glanz der Kronleuchter und dem Feuerwerk der Blicke geblendet. Plötzlich überkam mich eine sonderbare Sicherheit, als ob ich die Natur wechselte. Ich hörte auf, geblendet zu werden; ich blendete. Mein Glanz wurde von allen Augen zurückgeworfen.

Das Leben in frischer Luft, die Gewohnheit, zu reiten und zu jagen, das frühe Aufstehen und Schlafengehen: das Alles hat die rosige Weiße meiner Haut und die geschmeidige Bestimmtheit meiner Bewegungen geschaffen. Ich habe die Gewohnheit, mit Anmuth zu befehlen, und man gehorcht mir: die Grazie des jungen Mädchens vereint sich in mir dem Charakter der Frau. Ich bin schön, sehr schön: und tief glücklich!

Jugend und Schönheit verachten, weil sie vorübergehen, scheint mir ein trauriger und falscher Gedanke. Verachtet man die Blumen, die doch so vergänglich sind? Warum beim Menschen nicht den Zustand der Blüthe und dann den Zustand der Frucht bewundern?

Meine Tante macht dieser Triumph bang um mich. Sie hat alle Predigten, die sie in ihrem Leben gehört hat, wiederholt, um mir vorzureden, was durchaus nicht angebracht ist: „Ich würde nicht immer zwanzig Jahre alt sein noch einen so frischen Teint haben noch . . .“ Das weiß ich. Aber dann wird es süß sein, mich an meine schöne Zeit zu erinnern; daß ich schön war, mir zu sagen, wenn ich es nicht mehr bin. Noch bin ich schön; und ich freue mich darüber.

---

\*) Ein in sich, aus sich verständliches Stück aus dem „Unbekannten Schicksal“, das Herr Emil Schering, als zweiten Band der „Romane Beladans“, bei Georg Müller herausgibt. Dieser deutschen Ausgabe ist der selbe Erfolg zu erhoffen, der Scherings deutschem „Strindberg“ beschert ward. Denn hier ist wieder ein starker Dichter für Europäer.



Ich freute mich so naiv, daß ich solche Strahlen warf! Man ließ einen ehrwürdigen Geistlichen kommen, damit er mich vor den Hinterhalten der Welt warne. Er hat besser gesprochen als meine Tante; und ich habe ihn eben so wenig begriffen. Ich bin schön und bin glücklich darüber: alle Auseinandersetzungen werden Das nicht ändern.

Man behauptet, daß dieses Glück nicht unschuldig sei. Ich lächle Allen zu und sage nur liebenswürdige Dinge. Die alten Leute sind sehr empfindlich für meine Artigkeiten. Ich gebe Freude, ich empfangе Freude; ist Das nicht köstlich?

Eine Freundin hat mich gefragt, ob ich noch keinen Kavalier bemerkt habe. Ich habe gelacht. Es wird einige Zeit vergehen, bevor ich im Auge des Anderen Anderes als mich sehe. Ich liebe mich zu sehr, um mich mit irgendeinem Anderen zu beschäftigen.

Der in Einsamkeit Erwachsene unterscheidet sich von den Nächsten. Ich begreife die Empfindungen meiner Freundinnen nicht und sie staunen, wenn ich meine ausspreche. Als ich gefragt wurde, welchen von meinen Tänzern ich vorziehe, habe ich geantwortet: Den besten.

Die alten Herren gefallen mir besser als die glänzenden Offiziere. Jene sind dankbar für die geringste Kleinigkeit. Diese sehen wie Menschenfresser aus, die mit einer Brotkrume fürliebnehmen und sich zu guter Laune zwingen. Die Gefenhaftigkeit des Mannes ist häßlich und dumm oder tückisch und beunruhigend.

Ich habe mir die Koketterie erklären lassen und frage mich, ob ich kokett sei. Ich will gefallen, Allen, aber ich thue nichts dazu, sondern bleibe, wie ich selbst bin: ich bin die Selbe wie in Jedlese, nur mit etwas mehr Toilette.

Erster Dorn an der Rose: die jungen Mädchen, die jungen Frauen, selbst andere, die nicht mehr jung sind, verabscheuen mich, verabscheuen meine Erfolge. Sie leiden so sehr darunter, daß sie böshast werden. Man hat mir unglaubliche Aeußerungen, unanständige Aeußerungen, wirkliche Verleumdungen hinterbracht. Ich entdecke bei meinen besten Freundinnen einen Neid, der sich nicht immer verbergen kann. Das Glück eines Weibes ist ein wirkliches Unglück für alle Frauen, die dessen Zeugen sind. Sicher wünschen mir manche die Blattern oder einen Unfall, der mich entstellt. Man kann also kein Vergnügen haben, daß nicht eine Pein für eine Andere wäre, selbst wenn man sich nur über sich freut. Die Koketterie kommt viel weniger aus dem Wunsch, einem Manne zu gefallen, als aus der immer wachen Lust, ihn den Anderen fortzunehmen. Ich habe gesehen, wie X einem jungen Mann ihren Handschuh gab, ohne ihn ausgezeichnet zu haben, zu dem einzigen Zweck, ihn von einer Freundin zu befreien. Die Frauen wollen den Mann noch lieber einer Anderen fort- als für sich nehmen.

Ich habe einen sehr begehrten ungarischen Edelmann, der viele Siege errungen haben soll und für einen Don Juan gilt, gefragt, wie er mit seinem Schnurrbart, den ich sehr lächerlich finde, so viele Frauen zu entzücken vermocht habe. Er hat mir geantwortet: „Ein Mann ge-



fällt Allen, sobald es sich darum handelt, ihn der Freundin zu entführen.“ Niemals werde ich so empfinden.

Ich möchte gefallen unter dem Beifall der Anderen: deren Verdruß verdirbt mir meine Freude. Empfinden, daß man für Alle, die uns sehen, der kostbarste Gegenstand dieser Welt ist: herrliches Gefühl!

Erster Heirathantrag, der mir wie ein abscheulicher Scherz vorgekommen ist! Ein Mann, sehr reich, von großem Einfluß, aber ein Mann, der nicht zu gut wäre für die Geschäfte eines Verwalters von Jedlesee. Ich habe ihn abfahren lassen wie einen schmutzigen Hund, der an ein neues Kleid springt.

Unter vier Augen sind die jungen Leute langweilig. Sie sehen aus wie Verschwörer, die bei jedem Wort ihr Geheimniß verschlucken: ihre gerührten Augen werden dumm und sie sprechen nur von sich, von Dem, was sie fühlen, von Dem, was sie denken, von Dem, was sie träumen. Und sie streichen sich heraus, sie stellen sich selber ein Zeugniß aus mit einer Ueberzeugung, die im Handel werthvoll sein würde: kein Käufer könnte ihr widerstehen.

In Jedlesee habe ich in alten Büchern geblättert, da ich Niemand hatte, mit dem ich sprechen konnte. Ich habe meinem Vater die französischen Autoren, die er leidenschaftlich liebte, vorgelesen; und ich glaube, eine bessere Bildung zu besitzen als die Mädchen, die in Wien erzogen sind und die tausend Romane verschlungen haben. Diesem Umstand schreibe ich zu, daß ich an den Duos der Salons wenig Geschmack finden kann. Neulich hatte ich abends den Vorhang eines Fensters weggeschoben und sah den Schnee in Flocken auf die verlassenene Allee fallen. Während das Brausen des Festes mein Ohr liebte, hielt ein schöner Dummkopf den Augenblick für günstig, mir zu sagen, was er leide, was er wünsche. Wahrhaftig: die Männer sind unverschämt, sich für interessant zu halten und immer vom Zustand ihres Herzens zu erzählen! Was bedeutet es für mich, daß ein Herrchen etwas später als gewöhnlich eingeschlafen ist, weil es an mich gedacht hat, oder daß es durch diesen selben Gedanken eine Gewohnheit oder ein Geschäft versäumt hat? Was bedeutet Das für mich?

Die Künstler wissen zu schmeicheln. Ein Maler hat mir meine ganze „plastische Familie“, wie er sich ausdrückte, angegeben: ich habe eine Schwester in Amiens, Cousinen in Chartres, eine Tante in Basel; und meine Verwandten sind heilige Personen, in Stein gehauen und Portale bewohnend. Er nennt mich „Trecenta“, um zu sagen, daß meine Schönheit den Charakter des vierzehnten Jahrhunderts hat; daß sie priesterlich, engelhaft, architektonisch und besonders magisch ist.

Der Polizeipräsident, der meiner Tante verpflichtet ist, hat uns als Zerstreuung vorgeschlagen, zu einer Zigeunerin zu gehen, die eben wegen Diebstahls ein Jahr abgeseßen hat. Diese Frau, die herrliche Augen hat, mager ist und schmutzig aussieht, hat mich mit tiefer Aufmerksamkeit betrachtet. Sie hat mir geweisagt, ich werde unglücklich in der Ehe sein, Jemand werde meinerwegen sterben und ich ein Leben



des Umherirrens führen. Ich habe über ihre Weissagung gelacht und Alle haben mit mir gelacht.

Meine Tante hat sich in den Kopf gesetzt, mich mit einem jungen Offizier von großem Namen und einer schönen Zukunft zu verheirathen; ich habe die Dinge eine Weile gehen lassen, dann aber erklärt, ich wünsche nicht, daß man für mich wählt, noch, daß man mir eine Partie vorschlägt; die Rolle der Familie beginne nach meiner Ansicht erst, wenn das junge Mädchen eine Neigung gestanden hat. Für mich ist dieser Tag noch sehr fern; ich will mich an meiner Schönheit freuen, ohne mich gegen Heirathsanträge vertheidigen zu müssen.

... Jetzt ist der zweite Winter, in dem ich in den wiener Salons tanze; und wenn ich auch eben so schön bin (oder noch schöner, wie die Leute sagen), so bin ich doch weniger glücklich. Sehr tief empfinde ich die Bosheit der Frauen und die Albernheit der Männer; zwischen Denen, die mich beneiden, und Denen, die mich langweilen, finde ich oft die Nacht lang und die Rückkehr düster. Meine Jugendlichkeit, die durch meine Aufgabe als Krankenpflegerin zurückgehalten war, hat sich zuerst frei getummelt. Jetzt glaube ich, ins Theater zu gehen, um das selbe Stück zu sehen. Trotzdem ich immer, wie man sagt, die Königin des Balles bin, sehe ich an jedem Abend den Augenblick voraus, wo ich mich langweilen werde, falls ich nicht, wie meine guten Freundinnen, Intriguen anzetteln und Bosheiten ausheden will.

Ein Triumpfeminat ist von mir und zwei Freundinnen gebildet worden. Wir sind beinahe vom selben Alter, vom selben Vermögen, ich möchte fast sagen: von der selben Schönheit, wenn ich mich nicht vorzöge — und wenn man mich nicht vorzöge. Ohne etwas Anderes darin zu suchen als ein Vergnügen, fühle ich bei meinen Freundinnen einen Wettstreit, der wahrhaft erstaunlich ist, weil er keinen Grund hat. Wenn untermuthet ein Mann dazwischen käme: ich weiß nicht, wessen jede, aus Neid, fähig wäre. Warum bildet fremdes Glück das Unglück für die Meisten? Ohne diese Vergleiche würden sich Alle bescheiden.

Graf Wilhelm ist der schönste Offizier von Wien, ein Herzenbrecher, ein Verschwender. Er kommt von einer kleinen Garnison zurück, wohin man ihn zur Strafe geschickt hatte, weil er etwas zu tolle Streiche machte. Man erzählt von ihm abscheuliche Dinge; doch stellt er die anderen Männer so in Schatten, daß die Geschichten vielleicht zum Theil Verleumdungen sind. Nachdem er uns einige Minuten betrachtet und beurtheilt hat, ist er gekommen, um sich vorzustellen, und hat mir die schmeichelhafteste Huldigung gewidmet. Meine beiden Freundinnen bissen sich die Lippen vor Aerger und ihre Blicke hatten einen so bösen Glanz, daß ich traurig wurde.

Graf Wilhelm findet sich überall ein, wo ich bin, und legt sich mir zu Füßen, wie man sagt, indem er eine Demuth vorgiebt, die von der ungezwungenen Haltung absticht, wie er sie anderen Damen zeigt. Er ist der Erste, der mir zu schmeicheln und mich für die Wahl eines Einzigen empfänglich zu machen weiß. Meine beiden Freundinnen wer-



den die Selbstsucht haben, bevor ein Monat vergeht, wenn sie sich nicht dem Grafen an den Hals werfen, um mir ihn abspänstig zu machen.

Meine Tante hat mir sehr häßliche Dinge über Wilhelm erzählt. Wenn Das wahr ist, so ist er ein Wüstling, ein Spieler, ein Trinker . . .

Wilhelm hat mit mir gesprochen, in den kurzen Pausen zwischen zwei Tänzen. Er ist nicht gebildet, aber er hat einen reizenden Saft und findet angenehme Worte. Er macht sich schüchtern, fast kindlich und spricht niemals von sich oder von dem Leid seiner Liebe; er beklagt sich nicht über meine Kälte, staunt nicht über meine Zurückhaltung wie die Anderen. Er ist der vollendetste Kavalier, den ich noch getroffen habe. Dabei: ganz ungebildet. Er versteht nur die Kunst, gut zu sagen, was für Jeden paßt. Das muß die Kunst von Versailles sein. Welch vollkommener Schmeichler! Aber er ist nicht sad. In seinen Bewegungen, in seinen klaren Augen, auf seinen dünnen und gebieterischen Lippen ist etwas Wildes und fast Beunruhigendes: er ist eine große Rake.

Ich habe ihm gesagt, in welchem abscheulichen Ruf er stehe. Er hat mir nur geantwortet: „Ich gehöre zu Denen, die nichts taugen und die, sich selbst überlassen, zum Teufel gehen; wenn aber ein Engel geruhte, mir ein Zeichen zu geben, würde ich zu Gott gehen.“ Ich habe nichts gefunden, was ich ihm antworten könnte, und unsere Unterhaltung über diesen Punkt ist dabei stehen geblieben.

Wilhelm weist die Koketterie meiner beiden Freundinnen, die wirkliche Feindinnen geworden sind, mit Verachtung zurück. Die Eine hat mich gefragt, ob ich Wilhelm heirathen wolle; als ich lebhaft verneinte, sagte sie: „Nun, ich werde mich nicht bedenken, in Deine Fußstapfen zu treten, denn ich bin bereit, ihm meine Hand zu geben.“ Ihre Familie würde sich dagegen auflehnen; aber ich muß ihr dankbar sein für ihre Absicht, die gut ist wie Frauenfreundschaft.

Man hat auf meine Tante eingewirkt. Sie grollt mir, weil ich ihren Freier trocken und entschieden abgelehnt habe, und sie hat mir eben so trocken gesagt, die häufigen Besuche des Grafen Wilhelm compromittirten mich; ich müsse ihm ein so saures Gesicht machen, daß er nicht wiederkomme. Um ihr Gebot zu unterstützen, hat sie einen glaubwürdigen Verwandten zu Hilfe gerufen; und wahrhaftig: ich müßte närrisch sein, wenn ich solche Enthüllungen übersehen wollte. Närrisch oder verliebt? Und wenn ich mich selber auch nicht mehr so wie früher liebe: ich liebe Keinen. Wilhelm nicht mehr als einen Anderen.

Warum fühlt sich eine schamhafte Seele gegen ihren Willen zu einer ganz anders gearteten Seele hingezogen? Kann ein junges Mädchen, das wirklich rein ist, von einem lästerhaften Mann träumen? Allerdings ist die Liebe so mächtig, daß sie reinigt, was sie berührt, wie die Heiligen Frauen den Drachen Halster aus ihrem Gürtel machen und sie so am Zügel führen.

Ich bin sehr würdevoll gewesen, glaube ich. Ich habe ungefähr so gesprochen: „Ihr Ruf ist von der Art, daß ein junges Mädchen Ihre Freundlichkeiten nicht annehmen kann, ohne sich zu schaden: aus un-



zweifelhaften Zeugnissen geht hervor, daß keine Familie Sie aufnehmen würde. Man sagt sogar, daß Ihre Seufzer um mich davon veranlaßt werden, daß ich Waise bin, daß ich Vermögen besitze, daß Sie mich zu einem unüberlegten Streich verleiten wollen.“ Er ist bleich geworden und hat die Augen niedergeschlagen. „Fräulein, wenn Sie mich angeklagt haben, so habe ich mich nie vertheidigt. Was bedeutet es, ob meine Unwürdigkeit etwas größer oder geringer ist? Ich bin Ihrer unwürdig, Das weiß ich. Aber der größte Ungläubige hat das Recht, von Besserung, von Befehrung zu träumen. Ich habe den Traum gehabt, mich durch Sie, für Sie umzuschaffen; der Teufel oder der Verdamnte hat gewagt, das Auge zu dem Engel zu erheben, und der Engel hat seinem reinen Wesen gehorcht und den Verwünschten in die alte Sünde zurückgestoßen.“

Er hat mich verlassen. Ich dachte, er würde sich über sein Mißgeschick trösten bei meinen Freundinnen, die bereit sind, ihn aufzunehmen. Er ist fortgegangen; und ich habe bald meinen Wagen verlangt.

Ein Freund von Wilhelm ist gekommen, um mir mit traurigem Gesicht über gleichgültige Dinge zu sprechen, ohne auf Wilhelm anzuspielen. Ich habe gesagt: „Ich bin wirklich beleidigt, ein Vorwand für schlechten Wandel zu sein. Graf Wilhelm sagt Allen, daß er ein abscheuliches Leben führe, um mich zu vergessen, und ich werde von der Oeffentlichen Meinung für seine Verfehlungen verantwortlich gemacht.“ Ist Das ein Anschlag? Sollte er aufrichtig sein? Was soll ich glauben? Wen soll ich um Rath fragen? Und dann: zu welchem Zweck? Mein Herz sagt Eins, meine Vernunft Anderes.

Ich komme ganz verwirrt aus einer Vorstellung des „Tannhäuser“: ich habe mich unter den Zügen der Elisabeth wiedererkannt, ich habe Wilhelm unter denen des Helden gesehen. Als der Minnesänger ausruft: „Ich such’ den Weg zum Venusberg“, hat mir das Herz in der Brust geschlagen. Hätte ich Wilhelm am Ausgang getroffen, ich hätte ihm die Hand gereicht.

In der That rettet Elisabeth nicht Tannhäuser, sondern seine Seele: und ich sollte mich für die Rettung Wilhelms opfern? Elisabeth ist eine Heilige und ich bin eine Frau. Ein Weib! Ich will mir Das unaufhörlich wiederholen, um nicht mehr zu versuchen, als ich kann.

Ich treffe den Grafen Wilhelm nicht mehr. Manche behaupten, ich habe ihn zur Verzweiflung gebracht; Andere, er verbringe seine Zeit in den Abgründen von Wien. Wer sagt die Wahrheit?

Seine Abwesenheit wirkt anders auf mich als seine Gegenwart: er beschäftigt meine Gedanken mehr, als ich wünsche, und macht mir Gewissensbisse. Für diesen Mann, der jung, schön und tapfer ist, war ich vielleicht wirklich der leuchtende Stern, der leitet und rettet.

Ein Wort, im Augenblick seiner größten Bedeutung gesagt, wirkt wie eine tolle Handlung: ein Wort rettet oder tötet, ein Wort entscheidet über ein Leben, ein Wort fettet oder löst zwei Schicksale.

Wilhelm verbringt seine Zeit in den schlimmsten Spelunken Wiens mit den schlechtesten Offizieren. Jemand hat mir gesagt: „Einst



führte unglückliche Liebe ins Kloster, jetzt führt sie in die Kneipe.“ Ich wäre also verhängnißvoll für diesen Unglücklichen gewesen. Er hat den Engel getroffen: und der Engel hat ihn zurückgestoßen. Was hätte ein wirklicher Engel gethan? Der Engel ist ein Wesen, das rettet, und nicht einß, das sich rettet. Doch der Engel kann durch den Sünder nicht verdorben werden, wohl aber das Weib . . .

Der, den ich Wolfram nenne, obwohl er nichts von der Milde des Minnesängers besitzt, hat mir gesagt: „Wilhelm ist in Verzweiflung, wenn er denkt, daß er durch sein Betragen Ihre gute Meinung einbüßt. Geben Sie ihm den Befehl, sich zu bessern, und die Erlaubniß, wieder in der Gesellschaft zu erscheinen, und er wird Ihnen gehorchen.“ Ich habe nicht geantwortet. Dadurch hätte ich mich gebunden; und ich fühle, daß künftig Alles von Bedeutung sein wird zwischen diesem Lannhäuser und mir.

Man müßte sich von Seinesgleichen angezogen fühlen. Das wäre logisch. Wie kommt es, daß die frommsten Frauen, im guten Sinn gemeint, Wilhelm ein besonderes Wohlwollen zeigen? Sie haben eine Art, zu sagen: „Er ist ein schrecklicher Mensch“, die das gerade Gegentheil bedeutet. Während ich erschrecke, empfinde ich Sympathie mit diesem abscheulichen Menschen; und ich muß mir immer wieder sagen, daß er abscheulich ist, um mir nicht zu gestehen, daß er sehr liebenswürdig sein kann.

Von Allen, die ich gesehen habe, den berühmten Komponisten nicht ausgenommen, hat mir Niemand so gefallen wie dieser abscheuliche Lebemann; und wenn ich mich genau prüfe, muß ich mir gestehen: ohne seinen schlechten Ruf, den er leider nur zu sehr verdient, hätte ich ihn gewählt. Aber wie mir schmeicheln, daß ich seine Natur ändern, einen so lasterhaften Menschen in einen treuen Gatten verwandeln kann? Es hieße Gott versuchen, mir eine solche Macht zuzutrauen!

Ich möchte in der Geschichte Beispiele auffuchen, wie Wüstlinge durch ihre Frauen befehrt worden sind. In welchem Buch würde ich sie finden? Man hat die Befehrungen des Glaubens erzählt, aber nicht die der Liebe. Gegeben hat es doch solche.

Bin ich schön genug, so schön, wie nöthig ist, um einen Mann, der die verkörperte Untreue und das Muster des Lasters ist, treu und musterhaft zu machen? Trotz der guten Meinung, die ich von mir habe, zögere ich, Ja zu antworten.

. . . Ich habe ihn wiedergesehen. Seine Blässe bewegte mich sehr. Wilhelm schien eine Verzeihung zu erbitten, die meine zu aufrichtigen Augen ihm nicht ver sagten. Wir haben nur einige kurze Worte gewechselt, die an sich gewöhnlich waren und doch von Erregung zitterten. Bin ich verwirrt gewesen? Ich glaube, in seinen Augen mehr Hoffnung leuchten gesehen zu haben, als ihm zutam. Da ich mich nicht mehr an meine Haltung erinnere, kann ich seine nicht beurtheilen. O wie furchtbar ist das Gefühl, sobald es sich belebt! Man kann nichts mehr unterscheiden, weil in der Seele zu viel vorgeht, das Alles für sich in Anspruch nimmt.



Ich will diesen Handel ohne Ende, in dem mein Wille von Tag zu Tag schwächer wird, abbrechen. Ich werde nach Jedleseee gehen. Auch ist's fast zwei Jahre her, daß ich nicht dort gewesen bin, und ich muß hin, um nach meinen Gütern zu sehen. Dort werde ich den Frieden wiederfinden und aufhören, an diesen unverbesserlichen Don Juan zu denken, der nicht das Herz eines jungen Mädchens verdient.

... Wie konnte ich bis zum zwanzigsten Jahr in Jedleseee leben? Jetzt, wo ich die Welt kenne, würde ich mich für eine Verbannte, Verdammte halten. Und doch würde diese Einsamkeit mit einem lieben Menschen das Paradies sein.

Mit verhängten Zügeln durch den Wald reiten, ist meine große Lust: aber mir folgt ein Gespenst . . . Ach, die Hese von Wien war vielleicht im Recht: ich werde unglücklich in der Liebe sein.

Es ist eine furchtbare Bestürmung, die zugleich unsere Schwäche wie unsere Tugenden belagert.

Wilhelm gefällt mir, Wilhelm verdient, daß man ihn rette. Ich muß sowohl meiner Neigung wie der Stimme der Barmherzigkeit widerstehen: ich werde zu gleicher Zeit durch den Teufel wie durch die Engel versucht. Denn schließlich würde es ein schönes Schicksal sein: zu reinigen, zu retten; aber wenn ich in meinem Wunsch scheitere, wenn ich meinen Eifer vergebens verschwende: in welchen Abgrund von Leiden werde ich fallen? Niemand habe ich, dem ich mich anvertrauen könnte.

Diese unfruchtbare, niederdrückende Träumerei werde ich nur durch ein entscheidende Handlung loswerden. Ich muß mich verheirathen. Aber jedesmal, wenn ich an Einen denke, der jede wünschenswerthe Würde besitzt, die Wilhelm fehlt, entdecke ich, daß ihm Alles fehlt, was Wilhelm besitzt; ich möchte es „Liebenswürdigkeit“ nennen, indem ich das Wort erhöhe; es ist die unbestimmte Eigenschaft, die zwischen den Tugenden und den Lasten liegt und sich aus gewissen Tugenden und gewissen Fehlern zusammensetzt.

Tannhäuser ist weder tapferer noch mehr Dichter als die anderen ritterlichen Sängere; warum vermag nur er Elisabeth zu entzücken? Warum? Scheint nicht Wolfram, der milde, weise Wolfram, der ideale Gatte zu sein, besonders für eine heilige Seele? Wie kann ich von Wilhelm angezogen werden, wenn nicht durch ein dunkles Bewußtsein, daß meine Reinheit der Erlösung eines Sünders dienen muß? Sollte es die Vorsehung sein, die will, daß das Mitleid des reinen Wesens mit dem unreinen erwacht und daß die Liebe Erlösung wird?

Während ich gegen meinen Willen an ihn denke, die Frage meines Schicksals hin und her wende, ohne sie beantworten zu können: was macht er, mein Tannhäuser? Dieser dreiste Galan, von dem ich Züge der Keckheit kenne, versucht nicht einmal, mir zu schreiben. Er muß wissen, daß ich allein in Jedleseee bin. Ist Das Respekt oder hat er vergessen? Was soll man von einem Mann erwarten, dem es in den Spelunken gefällt? Und gegen welche niedrigen Gewohnheiten müßte seine Gattin ankämpfen!



Nein, eine thörichte Hoffnung, diesen Teufel aus seiner Hölle befreien zu können! Möge er darin lästern und darin untergehen! Ich würde mich verderben, ohne ihn zu retten. Eine Illusion des Stolzes hat mir das Urtheil gefälscht: ich bin nur ein liebendes Mädchen und keine Heldin, keine Heilige! Ich werde nicht mehr an Wilhelm denken; und ich werde mich umsehen, den weisen und milden Wolfram zu entdecken, meinen wahren Gatten.

... Wäre eine Kugel mir am Ohr vorbeigepfiffen, hätte sich eine Viper unter meinem Schritt erhoben, ich hätte nicht den Schauer empfunden, den mir dieser kurze Brief verursacht hat: „Meine liebe Margarethe, ich schreibe Dir nur wenige Worte, so wichtig ist die Neuigkeit: das Mitglied unseres Triumpfeminats, die sanfte Josepha, wird Wilhelm heirathen, den berücktigten Wilhelm, Deinen Wilhelm. Sie hat (ich kann mir nicht erklären, wie) die Einwilligung ihrer Familie erhalten. Ich weiß nicht, was Du in der Einöde machen kannst, während dieses unbestimmten Frühlings, der das gesellschaftliche Leben noch fluthen läßt. Komm lieber zurück. Deine Freundin und Kameradin.“

Warum kann ich diesen Brief kaum für mein Tagebuch abschreiben? Leider sehe ich klarer, als mir lieb ist, in meinem Herzen. Der Gedanke, daß eine Andere Wilhelms Frau werden soll, bereitet mir einen so unerträglichen Schmerz, daß er körperlich wird. Warum mich mit Worten, Redensarten, Fragen, Ausrufen abspeisen! Ich liebe den Grafen Wilhelm. Mein Leben als junges Mädchen ist mit diesem Augenblick zu Ende. Kann eine Frau sagen, daß sie ihre Adler fliegen läßt, oder müßte man schreiben: ihre Tauben?

Meine Jugend, meine Schönheit, meine Freiheit, mein Vermögen will ich in unreine Hände legen, in lüderliche Hände, in schuldige Hände; und wenn diese Hände sich nicht durch meine Jugend, meine Schönheit, meine Freiheit, mein Vermögen reinigen lassen, werde ich auf einmal alt, häßlich, Sklavin, arm sein.

Mein Entschluß erstarrt: ich glaube, mich in ein spitzes Messer zu stürzen, in einen Abgrund zu werfen, einer Woge auszuliefern, die mich ins Unbekannte und in die Gefahr zieht. Ich habe Furcht vor meiner Entscheidung und gebe einer unwiderstehlichen Bezauberung nach. Ich berausche mich an meiner Unvernunft; und dieses Wagniß scheint mir der einzige Weg, auf dem ich mich selbst finden muß.

Ich habe gut überlegt: der Gedanke, daß er der Gatte einer Anderen geworden, würde mich vor Schmerz aufschreien lassen. Ich bin nicht mehr Herrin meines Schicksals. Wenn ich nur an ihn denke, habe ich ihn in meinen Adern.

Meine Ahnungen sind düster: ich sehe einen Abgrund und gehe darauf zu; am Rand werde ich nicht zurückweichen. Gott wird Mitleid mit mir haben. Ich Unglückliche, ich werde den Trost bewahren, eine Heldin gewesen zu sein, Alles für meinen Traum hingegeben zu haben.

Gott sei mir gnädig: ich werde Wilhelm heirathen. Es stand geschrieben.

P e l a d a n.





## Bankenartell.

Noch in der ersten Junihälfte folgte auf den Niederbruch einer Londoner Börsenfirma, die sich in Steels und Canadashares übernommen hatte, der Einsturz des alten Eisenhauses James Watson & Co. in Glasgow. Ging im britischen Eisengewerbe die Konjunktur abwärts? Der Corner, den die Speculanten aufgebaut hatten, schien zusammengefallen und der Beginn der mageren Jahre in der Eisenindustrie amtlich beglaubigt. Die englischen Banken sind in der Unterstützung der Börsenspekulation vorsichtig; sie wissen, daß die City stark in Pankeewerthen engagirt ist und viele amerikanische Finanzwechsel liegen hat, und halten, bis die Schwierigkeiten im Dollarland kleiner werden, ihr Geld zurück. Ihr Publikum ist viel tiefer in Börsenspekulationen verstrickt als das deutsche. Im ersten Quartal dieses Jahres hat der englische Geldmarkt Effekten im Werth einer Milliarde aufgenommen; im zweiten mißlangen wichtige Emissionen und die brasilianische Anleihe von 11 Millionen £ wurde nur zu einem beschämend kleinen Theil gezeichnet, obwohl ihre Bedingungen lockend waren. Wenn das Haus N. M. Rothschild and Sons ein Papier emittirt, ist sonst der Erfolg sicher. Diesmal kam anders. Da die Sao Paulo-Anleihe, die wenige Wochen vor den Brasilianern aufgelegt worden war, einen großen Erfolg hatte, kann die Sicherheit der brasilianischen Finanzen kaum bezweifelt worden sein. Wie schwach aber der Effektenmarkt schon geworden war, mußte der berühmteste Bankier der City gemerkt haben. Nun bleibt er auf den Brasilianern sitzen. Die Underwriter, die Helfer des Emissionhauses (Bankiers, Makler, Börsenagenten), hatten sich bemüht, die Brasilianer unter dem Zeichnungspreis loszuschlagen; aber auch diese Vorgefachte waren nicht siegreich. Im Allgemeinen gelten die Underwriter als nützliche Leute; nur wenige Emissionen brauchen ja keinen Vorspann. Oft hört man freilich, die Helfer handelten zu gewaltsam beim Verkauf der ihnen übertragenen Quoten; wenn sie die ihnen zugetheilten Papiere der Emissionsfirma nicht bezahlen können, bleibt die Firma, trotz den Unterbetheiligungen, im Engagement, bis alle Stücke untergebracht sind. Einen Rothschild genirt das im Allgemeinen nicht; da es bei den Brasilianern aber um 220 Millionen Mark geht, wird die Fesselung liquider Mittel auch ihm fühlbar. Das wirksamste Argument, das für die Underwriter vorzubringen ist, bieten die Ziffern der englischen Emissionen. Kein Börsen-  
centrum hat jahraus, jahrein solche Riesenmahlzeit neuer Werthpapiere zu verdauen wie London. Meist gehts ohne zu arge Verschwerbe. Und die Underwriter fühlen sich unabhängig, kümmern sich nicht um Sonderwünsche und empfehlen das Papier, das ihnen am besten scheint.

In deutschen Depositenkassen sieht es anders aus. Tot consilia, quot negotia. Oder: cujus regio, ejus religio. In jedem Bankenbezirk herrscht ein anderer Glaube. Wer sich mit guten Rathschlägen bis an den Rand füllen lassen will, Der braucht nur vier verschiedene Wechselstuben auf-



zufuchen (sie liegen ja dicht bei einander) und sich in jeder nach den Papieren zu erkundigen, von denen Etwas zu hoffen sei. Welche Fülle der Gesichte! Nun soll das Publikum zur Enthaltſamkeit erzogen werden. Banken und Bankiers haben ſich auf bindende Geſchäftsbedingungen geeinigt. Proviſionen, Depoſiten- und andere Zinſen ſollen nach einem gemeinſamen Schema berechnet werden. Zweck: die Konkurrenz zu beſeitigen und den bankers zulänglichen Lohn für ihre Arbeit zu ſchaffen. Der Eifer ſoll abgefühlt, dem Accept- und Effektenkredit Seltenheitwerth verliehen werden. Da nun der Ertrag aus Zinſen und Proviſionen mit dem Umfang der Geſchäfte wächst: wollen die Banken gegen ihr eigenes Glück wüthen? Soll Jeder Armuth, Keuſchheit und Gehorſam geloben, der zu einer Bank in Beziehungen treten will? Man hätte über das Pendant zu den Zweimonatbilanzen vielleicht nicht viel geredet, wenn nicht der empfindlichſte Theil der Oeffentlichen Meinung, die Börſe, getroffen worden wäre. Waß ſoll aus dem beliebten und gern gewährten Spekulationkredit werden, wenn ſich die Bankleiter als Gouvernanten fühlen? Die Angst wurde lauter, als im Reichstag eine „Kleine Anfrage“ auftauchte, die von dem Herrn Reichskanzler wiſſen wollte, wie er ſich zu den „Eiſchüſſen“ bei Spekulationsgeschäften ſtelle. Der Herr Reichskanzler hatte wohl andere Sorgen als die, ob bei Spekulationen in Phoenix oder Kanada 30, 40 oder 50 Prozent zu hinterlegen ſeien. Aber er durfte nicht, wie der kleine Cohn auf die Frage nach Karls Sachſenſieg, antworten: „Ihre Sorgen, Herr Lehrer!“ Die Antwort kam; ſchriftlich und tröſtlich. Der Reichsbankpräſident hat nicht, wie die Interpellanten meinten, den Banken zu einem Mindesteiſchuß von 50 Prozent gerathen, ſondern dieſen Prozentſatz als das Maximum bezeichnet. Und hinterdrein vernahm man, daß die Reichsbankleiter nicht nur freundliche Gefühle für Privatbanken und Börſe hegen, ſondern auch die Unregung zu dem „Konditionenkartell“ gegeben haben. Aus den beiden Meldungen ſich einen nett reimenden Verß zu machen, überließ man den werthen Zeitgenoſſen.

Die Vereinbarung der Banken gilt für Vorſchüſſe im gewöhnlichen Kreditgeſchäft, für die Beleihung vorhandener Werthpapiere bei Börsenengagements und für die Beleihung neuer Effekten. Bei Dividendenpapieren mit einem Kurſwerth unter 300 Prozent werden ſieben Zehntel des Werthes, bis 400 Prozent ſechs, über 400 Prozent fünf Zehntel als Beleihungsgrenze feſtgeſetzt. Wenn Einer 10 000 Mark Aueraktien kaufen will und von ſeiner Bank Kredit fordert, ſo hat er, da die Aktie über 400 ſteht, die Hälfte des Kurſwerthes (459) von 45 900 Mark, alſo 22 950, als Deckung zu hinterlegen. Dann iſt die Bank gegen jeden denkbaren Verluſt geſichert (der Eiſchuß reicht aus, um die Einbuße des halben Börsenwerthes zu decken) und der Käufer braucht nicht zu fürchten, daß er zum Verkauf gezwungen wird. Für die Phoenixaktie, die unter 300 ſteht, hat der Erwerber 30 Prozent des Betrages zu zahlen. 15 000 Mark Phoenix koſten 36 300 Mark. Der zu hinterlegende Sicherheitſonds hätte 10 890 Mark zu betragen. Dieſe Be-



dingungen sind nicht allzu hart; aber bisher wurden viel kleinere Einschüsse verlangt. Die Banken müssen wissen, was sie sich und ihrer Kundschaft zumuthen dürfen. Ihre Häupter haben gesagt, daß das Geschäft ruinirt würde, wenn man in jedem Durchschnittsfall 50 Prozent als Einschußgeld verlangte. Provisionen und Zinsen sind der wichtigste Bestandtheil des Gewinnes; den setzt man nicht aufs Spiel, wenn man den Ehrgeiz hat, nur von „legitimem“ Nutzen zu leben. Das Jahr 1913 hat noch keinen Glanz. Das Emissionengeschäft ist schwach und die Effektenbestände weisen jeden Gewinn in die Abschreibungsparthe.

Wer die neuen Geschäftsbedingungen durchsieht, muß glauben, daß die Banken bisher eine schlechte Hausordnung hatten. Die unlautere Konkurrenz soll beseitigt, der Kredit gereinigt, die Finanztratte ausgestoßen werden. Bis gestern wars ohne solche Einschränkungen recht gut gegangen. Entweder ist das Konditionenkartell unnöthig oder es war längst nöthig. Schlimm ist, daß es die Unterschiede zwischen Großbanken und Provinzbankiers unterstreicht. Der Bankier in der Provinz muß sich von den Aktienbanken Geld holen. Wird nun der Entgelt für solchen Kredit erhöht, so ist der Bankier gezwungen, im Ausland sein Glück zu versuchen oder den Geldmarkt in Anspruch zu nehmen und dadurch die allgemeine Bedrängniß gerade an den schlimmsten Terminen zu vergrößern. Wichtig ist aber auch, daß die neue Verfassung nur von einem Theil der Berufsgenossen beschworen worden ist; der andere Theil ist frei und kann sich als Außenseiter bethätigen. Noch bleiben also Bankhäuser, die für Depositengelder die „höchsten“ Zinsen zahlen; und Jeder kann weiter mit billigem Kredit an der Börse spielen. Die sittliche Hebung bleibt auf die Ausgewählten beschränkt; und die Ungefesselten werden nun erst recht ins Geschirr gehen und so billig wie möglich arbeiten, um den Anderen die enttäuschte Kundschaft wegzufangen. Ob die ersehnte Reinigung des Effektengeschäftes erreicht wird, ist schon deshalb fraglich. Wer Verluste erlitten hat, wünscht sich einen Ausgleich. Und der Verführer kann den Weg zur Hölle mit der Erlaubniß zu niedrigen Einschüssen in eine Rutschbahn umwandeln.

Das Ausland freut sich; für die fremden Börsen ist der deutsche Spekulant ein fetter Bissen. London, Paris, Brüssel, New York können deutsches Futter brauchen. Die Geschäfte gehen überall schlecht und die heimische Kundschaft ist nach übler Erfahrung nicht stets wieder am nächsten Tag zu fördern. Die Aufträge, die das Ausland sendet, müssen die Brücke zwischen zwei Haussen herstellen. Daß das Konditionenkartell den Mörtel zu diesem Bauwerk liefern wird, scheint mir gewiß. Die Franzosen haben natürlich allerlei böshafte Glossen über den Beschluß der deutschen Banken gemacht. Aber auch sie wissen, wie gut sich an den Effektenkäufen der Deutschen verdienen läßt. Und sie könnten zuletzt lachen, wenn dieser Verdienst durch das Kartell noch gemehrt würde. Darüber dürfte kein Nüchterner sich wundern. Ein Wunder wärs nur, wenn der Versuch gelänge: die Kundschaft zu keuscher Bürgertugend zu erziehen und aus dieser Kundschaft doch mindestens den selben Gewinn zu ziehen wie in der Zeit ihres Leichtsinns. **L a d o n.**





Berlin, den 28. Juni 1913.

## Siebenschläfer.

Inhalt vernichtet.

Ein berliner Professor hat, auf der Ratheder, neulich eine seltsame Geschichte erzählt. Wilhelm dem Zweiten sei, als er König und Kaiser geworden war, ein „Politisches Testament“ seines Großvaters vorgelegt worden, daß die Nachfolger Friedrich Wilhelms des Vierten mahnte, Preußen von dem Zwang der Verfassung zu befreien. Wilhelm habe selbst zwar nicht eine Minute lang die Möglichkeit, dieser Mahnung zu gehorchen, bedacht, doch ihre verleitliche Einwirkung auf einen nach ihm ins Regentenamt Erhöhten gefürchtet: und deshalb das Testament verbrannt und den leeren Umschlag, mit der Aufschrift „Inhalt vernichtet, Wilhelm R.“, ins Hausarchiv zurückgeschickt. So „unheimlich“ sei ihm der Rath des Großvaters gewesen; so treu er am ersten Königstag schon dem Bekenntniß zur Verfassung. Eine seltsame Geschichte. Friedrich Wilhelm der Vierte, dem in der potsdamer Friedenskirche die Gruftplatte eine „glorreiche Regierung“ bescheinigt, hat in der Verfassung nie Anderes sehen gelernt als eine von den Höllekräften der Revolution ihm aufgezwungene Last, die den Träger der Krone an freier Bewegung hindert und ihn nöthigt, auf den Willen einer zuchtlosen Menge zu lauschen. Schon des Kronprinzen Wunsch war, den berner Professor Karl Ludwig von Haller nach Berlin zu rufen, den von Metternich begünstigten Restau-



rator der Staatswissenschaft, der die Könige Europas gemahnt hatte: „Fliehet das Wort Konstitution; es ist Gift in Monarchien, weil es eine demokratische Grundlage voraussetzt, den inneren Krieg organisirt und zwei auf Leben und Tod gegen einander kämpfende Elemente schafft. Krieg, heiligen Krieg gegen die Sophisten, die sich durch ihre Grundsätze und ihre Verbindung selbst von Eurem Volk gesondert haben!“ Dennoch durfte Treitschke sagen, Friedrich Wilhelm habe „den gestrengen alten Absolutismus immer nur als einen Nothbehelf betrachtet und die Zusage der landständischen Verfassung mit froher Hoffnung begrüßt.“ Der König, der stets auf der Suche nach „Erinnerungstagen“ war, ließ den Vereinigten Landtag für den ersten April, den Tag des „Aufrufes an mein Volk“, nach Berlin laden und dem Erlaß die Sätze folgen: „Wie damals die vereinigte Kraft des mit seinem Königinnigst verbundenen Volkes den gemeinsamen Feind besiegte, so möge durch die ständischen Gesetze der Anfangspunkt einer neuen glänzenden Epoche gebildet werden, in welcher das herzlichste Vertrauen zwischen König und Volk die geschäftigen Feinde besiege, welche sich zwischen den König und sein Volk einzudrängen suchen, um aus der Zwietracht die Schwäche, aus der Schwäche den Umsturz zu bereiten und ein Reich der Willkür, Gottlosigkeit und Unordnung aufzurichten.“ Der Landtag war ihm die „zweckgemäß eingerichtete Repräsentation für das Ganze“, die sein Vater in dem Edikt vom siebenundzwanzigsten Oktober 1810 verheißen hatte. Durch die Einlösung des Versprechens war jedem Bedürfniß auf absehbare Frist nun genügt. Verfassungparagraphen brächten das Gift aus dem Westen ins Adlerland. „Nun und nimmermehr werde ich zugeben, daß sich zwischen unseren Herrgott im Himmel und dieses Land ein beschriebenes Blatt, gleich an als eine zweite Vorsehung, eindrange, um uns mit seinen Paragraphen zu regieren und durch sie die alte, heilige Treue zu ersetzen. Zwischen uns sei Wahrheit! Von einer Schwäche weiß ich mich gänzlich frei: ich strebe nicht nach eitler Volksgunst. Ich strebe allein danach, meine Pflicht nach bestem Wissen und nach meinem Gewissen zu erfüllen und den Dank meines Volkes zu verdienen, sollte er mir auch nimmer zu Theil werden.“ Diese Sätze empfingen den Vereinigten Landtag. Nach Tschetchs Attentat hatte der König gesagt: „Nichts kann mein Vertrauen zu meinem Volk erschüttern. Ich lege ruhig



mein Haupt in den Schoß jedes Einzelnen. Ich will mich der Gnade Gottes dadurch würdig zeigen, daß ich, wie und wo es nur immer angeht, nach allen meinen Kräften gnädig gegen meine Unterthanen verfare.“ Und Bunsen hatte aus seinem Munde das Wort gehört: „Ihr Alle meint es gut mit mir und seid auch gut zur Ausführung; aber es giebt Dinge, die man nur als König weiß, die ich selbst als Kronprinz nicht gewußt und nun erst, als König, erfahren habe.“ (Noch 1850 schrieb der Generaladjutant Leopold von Gerlach: „Der König hält seine Minister und auch mich für Rindvieh.“) Das beschriebene Blatt wurde dann doch nöthig; die zweite Vorsehung zwang sich dem König auf. Am sechsten Februar 1850 sprach er: Nicht, weil also mein Wohlgefallen ist, regire ich (Gott weiß es!), sondern, weil es Gottes Ordnung ist; darum aber will ich auch regiren! Ein freies Volk unter einem freien König: Das war meine Lösung seit zehn Jahren. Das ist sie heute und soll es bleiben, so lange ich athme. Jetzt aber, indem ich die Verfassungsurkunde, kraft königlicher Machtvollkommenheit, hiermit bestätige, gelobe ich feierlich, wahrhaftig und ausdrücklich vor Gott und Menschen, die Verfassung meines Landes und Reiches fest und unverbrüchlich zu halten und in Uebereinstimmung mit ihr und den Gesetzen zu regiren. Ja! Ja! Das will ich! So Gott mir helfe!“ Feierlich, wahrhaftig, ausdrücklich vor Gott und Menschen. Zwei Jahre danach schrieb er aus Charlottenburg an den Abgeordneten für Zauch-Belzig-Westhaveland: „Ich erinnere Sie daran, theuerster Bismarck, daß ich auf Sie und Ihre Hilfe zähle bey der nahen Verhandlung in Ihr Kammer über die Gestaltung der Ersten. Ich thue Dieß um so mehr, als ich leider aus aller sicherster Quelle Kenntniß von den schmutzigen Intriquen habe, die in bewußtem (?) oder unbewußtem (?) Verein räubiger Schafe aus der Rechten und stänkriger Böcke aus der Linken angestellt werden, um meine Absichten zu zerstören. Es ist Dieß ein trauriger Anblick unter allen Verhältnissen, einer ‚zum Haarausraufen‘ aber auf dem Felde der theuer angeschafften Lügenmaschine des französischen Constitutionalismus. Gott bess’r es! Amen. Friedrich Wilhelm.“ Mit dieser Lügenmaschine zu arbeiten, die Verfassung unverbrüchlich zu halten, hatte er geschworen; und als Eideszeugen Gott angerufen, dem er sich näher wählte als den Troß Sterblicher. Wollte er den Eid brechen?



Der war ihm nicht leicht geworden. Ungefähr dachte er wie seine Elise, die seufzte: „Wenn er den Eid leistet, hört er auf, König zu sein, und ist nur noch ein Präsident.“ Graf Brandenburg, der sich der „Treue eines fortgestoßenen Hundes“ rühmte, hatte, im Namen des Staatsministeriums, den Herrn, „fußfällig angefleht“, nur die Thronrede abzulesen oder mindestens den Ministern genau zu sagen, welche Worte er sprechen wolle. „Nein! Nein! Nein! Dreierlei will ich beschwören: daß bei der Huldigung Versprochene; ich und mein Haus wollen dem Herrn dienen; die Verfassung. Aber Schriftliches gebe ich nicht von mir. Hersagen will ichs meinetwegen; Brandenburg und Manteuffel mögen nachschreiben.“ General Joseph Maria von Radowik, den Friedrich Wilhelm einmal zwar einen Kettenhund schalt, doch allen anderen Rathgebern, immer wieder, vorzog, hatte gesagt: „Es giebt Zeiten, in denen die Staatsverfassung eines Volkes weder bestehen kann, wie sie ist, noch auch so umgestaltet werden könnte, daß sie zu bestehen vermag. Weh dem Fürsten, dem Staatsmann, dessen Leben in solche Zeiten fällt! Was er auch thue, er thut es entweder zu spät oder zu früh; ersieht vielleicht das Ziel, aber er kann es nicht erreichen. Wer ist reaktionär? Doch wohl nur Einer, der einen untergegangenen Zustand wieder hervorrufen will. Gäbe es eine solche Partei in Deutschland: in unserer Nationalversammlung ist Niemand reaktionär. Auch die Personen, die der alten Monarchie treu und aufrichtig gedient haben, sind gegen deren Mängel nicht blind gewesen. Auch sie haben sehr gut gewußt, daß nur der Rechtsstaat der wahren politischen Ordnung entspricht. Sie wünschten, daß der Uebergang auf gesetzlichem Wege geschehe; sie wünschten Evolution, nicht Revolution. Leider ist dieser Weg nicht zu rechter Zeit betreten worden; daher ist die Revolution erfolgt. Aber Niemand hier im Saal (der frankfurter Paulskirche) wünscht, die gefallen Zustände wieder hervorzurufen; erstens, weil sie faktisch untergegangen sind, zweitens, weil sie wirklich mangelhaft waren. Nicht nur das Gesetz der Nothwendigkeit, sondern eine höhere sittliche Verpflichtung hütet uns vor reaktionären Gelüsten.“ Und Bismarck, der diesen General den „geschickten Garderobier der mittelalterlichen Phantasie des Königs“ nannte, hatte früh erkannt, daß Preußens Ansehen in Deutschland und Gewicht gegen Oesterreich nur durch den Konstitutionalismus verbürgt wurde. Friedrich Wilhelm hat den



Getreuen oft erzählt, er habe den Ministern, die ihm Verfassung und Eidespflicht aufdrängten, zugerufen, „dieser Wisch werde Preußens Unglück sein und, so lange er gelte, alles Gute hindern.“ Den Gedanken an Eidbruch aber wies er schroff ab. „Ich werde meinen Eid halten und nichts thun, um den Wisch zu verbessern. Wenn man mich darum bittet, werde ich Verbesserungen genehmigen und, wenn die Kammern es beantragen, die ganze Verfassung beseitigen. Dann werde ich meinem Volk einen Freibrief geben, einen Ausfluß der königlichen Macht, der mehr Freiheiten enthalten wird als diese Verfassung, und so Das, was ich immer gewollt habe, ‚freie Fürsten und freie Völker‘, in Wahrheit realisiren.“ Im Winter 1852 notirt Gerlach, wohl nicht nur als seine Meinung: „Wir stehen jetzt einer beschworenen Konstitution gegenüber. Sie ist offenbar ein Uebel; aber wir haben genug gelernt, um sie nicht mehr als ein unvermeidliches anzuerkennen: denn sie hat im Land alle Sympathien verloren und ist erstens schwach, so daß die Regierung mit ihr kann, wo sie will, zweitens so dürr und trocken, daß Jeder sieht, mit ihr sei nichts zu machen. Wenn man die revolutionären Gesetze beseitigt, kann auch die Konstitution, so weit sie revolutionär ist, beseitigt werden.“ Fünf Jahre danach hatte der König den letzten Rückfall in sein „antikonstitutionelles Fieber“. Die Minister sollten Preußen von der Schande befreien, unter der es schmachte, seit die Gesetzgebung nicht mehr dem König allein vorbehalten, sondern unter die „drei Faktoren“ vertheilt sei. Eine Kabinettsordre forderte den Entwurf einer neuen Verfassungsurkunde, die alle ständische Freiheit wahre, den Staat aber von „Lüge und falschem Konstitutionalismus“ säubere. Im Juni 1857. Im Oktober ist die Krankheit des Königs nicht länger zu verheimlichen. Prinz Wilhelm von Preußen muß sich zur Uebernahme der Regentschaft bereit halten. In den Konferenzen (schreibt Gerlach) hatte der Flügeladjutant Edwin Manteuffel „stets die arrièrepensée, dem Prinzen über den Verfassungeid hinwegzuhelfen und so mit der unpreußischen und verderblichen Konstitution abzufahren. Ich halte aber den Prinzen nicht für geneigt, einen solchen Staatsstreich durchzuführen und sich damit in Gegensatz zu dem Zeitgeist zu setzen. Auch kann der Konstitutionalismus uns noch gute Dienste leisten. Die Spitze ist ihm abgebrochen nach verworfenem Verantwortlichkeitsgesetz und nach Manteuffels löblicher Er-



klärung, daß die Minister nicht daran dächten, sich vor einer Kammermehrheit zurückzuziehen; was sie auch praktisch bewiesen haben.“ Die Nebel des Zweifels sinken. Der König wollte den Eid nicht brechen, dem feierlich, wahrhaftig, ausdrücklich vor Gott und Menschen Gelobten nicht entbunden sein, Preußen aber, daß er auf seine besondere Weise innig liebte, von „dem Unglück, der Schmach des Konstitutionalismus“, ohne Eidbruch, ohne Kammerlärm, erlösen. Leise seufzten die Treusten: „Unklare Ideen!“

Eines längst Kranken. Hat die Psychose ihn früh oder spät umnachtet? Treitschke hält für „unzweifelhaft erwiesen, daß spätestens seit dem Jahr 1848 im Leben Friedrich Wilhelms Wendungen eintraten, welche sich kaum anders als aus augenblicklicher Geistesabwesenheit erklären lassen; die ersten Spuren dieser schrecklichen Heimsuchung werden wohl immer in Dunkel gehüllt bleiben.“ Vielleicht; wenn wichtige Dokumente vernichtet, wesentliche Symptome dem Blick entrückt werden. Doch höret den Kronprinzen den greisen Hardenberg, den er im Herzensgrund widrig fand, anhimmeln. Leset des Königs ersten Brief an Metternich: „Ach, wer Ihr warmes Herz mit Ihrem kalten Kopf vereinigte! Daß ist das gewisse Mittel, immer Recht zu behalten und richtig zu steuern. Ich fühle nur zu deutlich, daß dieser Verein mir abgeht; denn ich vermag mich nicht von dem Schlag zu erholen, der uns niedergeschmettert hat, und meine Lage erscheint mir wie ein Traum, aus welchem ich sehnlich das Erwachen wünsche.“ Ein König, dem der siebenzigjährige Vater gestorben ist. Leset, was er vier Jahre später, nach Tschek's Attentat und Verurtheilung zum Tod, an den langen Kleist, den Kammergerichtspräsidenten, schrieb: „Theuerster Kleist! Mir ist unendlich darum zu thun, daß der Unglückliche wisse, daß ich als Mensch und als Christ ihm von ganzem Herzen verzeihe und aus der Tiefe der Seele Gott um sein Heil anflehe. Er muß wissen, daß ich, wie es einem christlichen Bruder gegen den anderen ziemt, für ihn, für sein Heil, bete; und die Königin wie ich. Verbrennen Sie dann dieses Blatt, damit der Zeitgeist es nie mißdeute.“ Denket der Häufung von Interjektionen und Ausrufszeichen; der immer wiederkehrenden Klage: „Niemand versteht mich! Niemand begreift mich!“ (Neben die selbst der ergebene Bunsen aus rathloser Verzweiflung einmal schrieb: „Wenn man ihn verstände, wie könnte man ihn begreifen!“) Der Gedankenflucht und Alphasie, die



sich früh einstellten und mit Zeiten unwiderstehlichen Rededrangeß abwechselten. „Die Umsehung von Wortvorstellungen in Sprachbewegungen ist krankhaft erleichtert. In den höheren Graden der Ideenflucht treten, ganz wie unter dem Einfluß des Alkohols, an die Stelle des sachlichen Bandes der Vorstellungen mehr und mehr sprachlich eingelernte Redensarten. Jede auftauchende Vorstellung setzt sich sofort in Worte um; der Kranke sagt Alles, was er denkt. Da aber beim ziellosen Denken die Vorstellungen stets rascher aufeinanderfolgen, als man sie in Worte kleiden und aussprechen kann, überhastet sich das Reden des Kranken, obgleich sein Denken eher verlangsamt als beschleunigt ist. Auch in den Schriftstücken zeigt sich die Neigung, Fremdwörter zu gebrauchen, verschiedene Sprachen durcheinanderzuwerfen; die Unterstreichungen, Ausrufszeichen, kühnen Schnörkeleien nehmen zu.“ Diese (von Kraepelin im Lehrbuch der Psychiatrie genannten) Zeichen des manisch-depressiven Irreseins sind schon an dem vierzigjährigen Friedrich Wilhelm sichtbar. Ueber die Anfälle des Sechzigers berichtet Prinz Kraft zu Hohenlohe-Ingelfingen, der 1856 sein Flügeladjutant wurde. Eines Abends erwähnt die Königin die Insel Bornholm. Den Namen, sagt Friedrich Wilhelm, habe er nie gehört. „Wo liegt diese Insel?“ Dann: „Mein Kopf!“ Der nachts aus Bett gerufene Kammerdiener muß errathen, was des Königs schwere Zunge stammeln möchte. Nach dem Schlaganfall (in Pillnitz) erkennt er die zur Meldung befohlenen Offiziere nicht mehr; schreit, nach jedem Namen: „Wie heißt er? Wo hat er gestanden? Was ist er geworden? Ich kenne den Menschen ja gar nicht!“ Nimmt die Meldungen, die er selbst befohlen hat, stumm entgegen; und stöhnt danach: „So geht's mir! Ich werde von einer Menge Menschen belagert, von denen ich gar nicht ahne, wer sie sind.“ Als der Kaiser von Rußland aus Sanssouci abgereist ist, bittet Friedrich Wilhelm, der ihn bis nach Sommerfeld begleiten wollte, in Berlin völlig zusammen; er wird in Frikens Schloßchen zurückgebracht und Schönlein, der Leibarzt, sagt, daß Hilfe nicht mehr möglich sei. Der Körper erholt sich; doch der Geist bleibt wirr. Der König, schreibt Gerlach, „spricht eine selbst gemachte Sprache und oft ganz widersinnige Dinge. Die Königin hat zu mir gesagt, sie könne den König in dem Zustand, in dem er ist, keinem Menschen zeigen.“ Die Stimmung schwankt; die Sprachstörung schwindet nie wieder.



Auß dieser Zeit erwiesener Geisteskrankheit stammt das „Politische Testament“, das der Großneffe vernichtet hat. Weiß er meinte, nur in seinem Hause sei es bekannt? Dann hätte er gerirt. Werß nicht schon früher wußte, hat vor einundzwanzig Jahren auß Gerlachß „Denkwürdigkeiten“ alles zum Verständniß Nothwendige erfahren. „Fünfzehnter Oktober 1857. Der gestrige Tag verlief bei S. M. still, aber, wie unbefangene Zeugen sagen, in fortwährendem Dusel. Also wieder keine Besserung. Heute früh Manteuffel bei mir wegen des Verfassungeides. Der König hat zwei versiegelte scripta auf seinem Tisch: das eine über seine Beerdigung, das andere an seine Brüder, worin er ihnen die Aenderung der Verfassung empfiehlt und von dem Verfassungeid abräth. Das zweite haben der lange Kleist und Groeben gesehen; ich nicht, weil S. M. wußten, daß ich darüber anderer Meinung war. Kleist hält es, mit Eberhard Stolberg und Edwin Manteuffel, für ein großes Glück, den Verfassungeid loszuwerden. Ein schlechtes Gesetz zu beschwören, sagt Kleist, ist gegen Gottes Gebot. Wigleben: Patriot sei nur, wer dem König rieth, mit der Verfassung zu enden. Mir wird immer klarer, daß die radikale Partei, wenn sie ihr Handwerk versteht, dem Prinzen zum Umsturz der Verfassung rathen muß. Sie wird, mit Recht, sagen: Was kann uns diese durchlöchernte Verfassung mit dem feudalen Herrenhaus helfen? Die Erfahrung hat gezeigt, wie sie unseren Feinden zur Macht hilft. Fort damit! Der Prinz soll uns eine ganz andere Konzediren müssen, die wir, wie Napoleon, durch sieben Millionen Urwähler sanktioniren lassen und bei der gleichgiltig ist, ob er sie beschwört oder nicht. Der König soll heute vernehmlicher sein; zum ersten Mal hat er ordentlich die Zunge herausgestreckt.“ „Neunzehnter Oktober. Der Prinz wird sich, wie ich immer glaubte, zu dem Eid herbeilassen. Er hat auch vor Bismarck anerkannt, daß die Verfassung auß sich selbst gebessert und nicht wieder Alles in Frage gestellt werden könne. Diese Verbesserungabsicht will der Prinz auch bei dem Eid erwähnen. Bismarck war daher ganz mit ihm einig. Die quasi testamentarische Abmahnung des Königs vor dem Verfassungeid kommt in Betracht. Ließe der Prinz sich gegen den Eid einnehmen, so hätte die radikale Partei in seiner Umgebung eine treffliche Handhabe.“ Der franke König (der sich selbst immer „dämelig“ hieß) hatte den Folgern empfohlen: Schwöret



nicht; dann könnt Ihr Euer Land von der Tyrannei des Papierwischeß befreien. Sein Bruder Wilhelm und sein Nefse Friedrich Wilhelm haben die Mahnung gelesen und sie anderen betrübten Zeichen der Hirnkrankheit zugezählt. Die Versuchung, diesen letzten Willen des Paranoikers auszuführen, ist beiden Königen niemals genahet. Bismarck hat weder in Gesprächen noch in seinem Buch das Testament erwähnt. Das war verschollen, vergessen. Warum wurde es jetzt ans Licht gezerrt? Wem zu Nutzen?

Wilhelm der Zweite, Kaiser und König, hat die Veröffentlichung gewünscht; hat sie dem Professor Hinzé aufgetragen. Dem selben Historiker, der neulich den Satz Seelenß wiederholte, „daß in den Staaten das Maß von Freiheit normaler Weise umgekehrt proportional dem militärisch-politischen Druck sein muß, der auf ihren Grenzen lastet“; und den Parlamentarische Regierung im Deutschen Reich und in Preußen unmöglich dünkt, weil „ein enormer militärisch-politischer Druck von außen auf unseren langen, von Natur ungeschützten Grenzen lastet und diesem Druck kein allzu hohes Maß von politischer Freiheit entsprechen darf.“ Der Professor hat geglaubt, mit der Erzählung seinem König zu nützen. Sah er wirklich ein Verdienst darin, daß Wilhelm dem seit dreißig Jahren im Archiv gilbenden, von Großvater und Vater, von dem Retter Zollernß, dem Schöpfer des Reiches unbeachteten Rath eines siechen Hirnes nicht blind folgte? Nicht, in gewandelter Zeit, ohne den winzigsten zwingenden Anlaß, auszuführen versuchte, was schon 1857 jedem gesunden Kopf Unverstand schien? Auch ein König, der, vielleicht in stolzer Rasinostimmung, mit dem Gedanken an neue Mehrung der Kronmacht tändelte und, etwa in einem Trinkspruch auf den selbstherrlichen Regimentßchef, an die Möglichkeit erinnerte, die Schranken der Königßgewalt wieder wegzuräumen, könnte nicht im Ernst die Hoffnung hegen, er werde, er allein im Erdwesten, in den Zustand des offenbaren Absolutismus zurückfinden. (Höchstens in den „durch gefügige Parlamente unterstützten Kryptoabsolutismus, der keiner anderen Rechtfertigung als der Verweisung auf die Zustimmung der Majorität bedarf“, wie Bismarck murrte.) Nur ein von Eitelkeit Toller konnte 1888, nach Düppel, Königgrätz, Sedan, dem deutschen Volk das Mitbestimmungsrecht zu nehmen trachten; die Ruhe Preußens und den Bestand des Reiches auf ein Spiel zu setzen, in dem



nichts Unentbehrliches zu gewinnen, doch, an Frankreich, Habsburg, Welf, Unwiederbringliches zu verlieren war. Ein Verdienst? Studenten sind nicht so kindisch, da einß zu sehen, wo Pflicht sich in den Vortheil verknötet hat. Dem regirenden König hat die Rednerei nicht genügt; Vergeßlichen aber den Großohm, als einen Unredlichen oder Irren, wieder ins Gedächtniß gerückt. Cui bono? Ein Politiker hätte vor solchem Fehler gewarnt; ein der Verantwortlichkeit bewußter Minister die Warnung im Nothfall auf das Angebot seines Rücktrittes gestützt. Dem Volk zu künden, daß aus den Archiven Schriftstücke, die Menschen und Dinge des Staates richtig wägen lehren könnten, insgeheim beseitigt werden, ist schädlich (und die Bewahrung des leeren Umschlages mit der Aufschrift „Inhalt vernichtet“ mahnt unfreundlich an alte Bretterhistorien und Intriguenstücke). Schädlicher, durch solche Kunde den Blick der in unumschränkte Demokratie langenden Masse auf die Thatsache hinzulenken, daß die Willkür eines Einzelnen die Verfassung gefährden, den Staat in Wirrniß reißen kann. Muß im Sinn dieser Masse nicht der Wunsch keimen, die mühsam erkämpften constitutionellen Rechte fester zu verankern, als durch einen (zu gewährenden oder zu weigernden) Eid möglich ist, und noch lauter zu fordern, daß des Monarchen wirksamste Waffe und letztes Mittel, das Heer, der Verfassung, nicht mehr dem König, durch Treuschwur verpflichtet werde? Wer an dieses Ziel hinstrebte und den just Regirenden in eine Sterblichen sonst nicht erlangbare Glorie höhen wollte, Der nur konnte, aus politisch heilsichtigem Geist, den Wunsch schöpfen, Preußens Volk möge hören: „Friedrich Wilhelm der Vierte war, trotz seinem feierlichen und wahrhaftigen Gelübde, der Todfeind Eurer Rechte und versuchte, die Erben in den Entschluß zu Staatsstreich und Absolutismus zu hegen. Drei Könige haben ihr Ohr dem Loderuf gesperrt; erst der dritte aber hat die Denkschrift vernichtet: weil er fürchtete, sie könne einen Sohn oder Enkel in Trevel verleiten. Hoch lebe der Imperator und Rex!“ Er lebe; freue sich des rosigen Lichtes, daß ihn Papierblumen und anderen läppisch häßlichen Straßenpuß für den Ausdruck überschwingenden Volksempfindens und einen furialisch gewandten Bürgermeister für einen sieghaften Germanenkönig nehmen läßt. Nur darf er nicht staunen noch grollen, wenn die Nation, die ihr Schicksal nicht an Glückszufall hängen will, mit der Ge-



fahr, die ihn schreckte, rechnen lernt und nach einer Machtmehrung trachtet, die ihr Haus, auch gegen des Gewaltigsten Eingriff, fortan vergittert. Aus der seltsamen Geschichte kann Unheilsaat sprießen.

### Marthrologium.

„Nach Dem, was ich jetzt erfahren habe und täglich erfahre, beglückwünsche ich mich zu der ungewollten Mission, die das Fatum mir zutheilte. Niemand zu Leide habe ich meiner aufrichtigen Uezeugung von dem Wesen der großen Zeit als fünfzigjähriger Mann und Deutscher Ausdruck geben müssen. Und ich werde auch ferner zu meinem Wahlspruch halten: ‚Gehe Deines Weges gerade, schenken wird sich Dir die Gnade.‘ Womit ich aber nicht die Gnade von irgend Jemand außer Gott meine, der allein sie zu vergeben hat. Welche Gefahr beschwört die herrschende Partei der Konservativen durch ihre allzu enge Fusion mit der ultramontanen Macht über den Preußenstaat herauf! Hekern und Wühlern ist gelungen, die immer vergeblich geleugnete Kamarilla zu gewinnen und mit ihrer Hilfe die maßgebenden Stellen zu verwirren! Der deutsche Geist ist gemäßregelt worden. Im Herzen meiner engsten Heimath wollte der mörderische Stich feiger, schleichender und scheinheiliger Denunzianten mich moralisch vernichten. Doch der Versuch findet elementare Zurückweisung und ich erfahre täglich dankbar, daß die aufrechten, geradsinnigen, Achtung gebietenden Geister noch immer die Mehrheit bilden.“ Wer ist's, dessen Gram so voll Emphase tönt, daß die sieben eingemauerten Trabanten des Kaisers Decius ihn, mit vereinter Stimmenkraft, nicht überbrüllen könnten? Einer, der für Ehre und Freiheit, Weib und Kind, Haupt und Heim ficht? Nein: Einer, dessen (gegen festen Gold geliefertes) Theaterstückchen nicht an fünfzehn, sondern nur an elf Abenden aufgeführt worden ist; Herr Gerhart Hauptmann. Weßhalb ward der Puppenram nur an elf Abenden gezeigt? Weil der Magistrat der Stadt Breslau also wollte. Er allein trägt die Verantwortung. Kein Junker noch Pfaffe, kein Kronprinz noch Kardinal konnte ihn hindern, die Biermimik bis ins letzte Viertel des Brachmondes fortzusetzen. Keiner hat ihn gehindert (mir ist geschrieben worden, der Protektor der Ausstellung habe mit dem Theaterspiel gar nichts zu thun); war's eine Dummheit, den Jofus vor dem Fristthor zu enden, dann kam sie uns, nicht als die erste,



auß der Schlachtreihe der „aufrecht gesinnten Herren“, über deren Häuptern das Sturmpanier der Fortschrittlichen Volkspartei weht. Und wer hat den Schaden? Geldverlust die Breslauer Gemeindefasse. Sonst? Niemand. Ungemeinen Nutzen aber der Verfasser des „Festspieleß“, von dem kein Menschenkind sprach und das nun von der Neugier verschlungen wird. Diese Thatsache müßte Herrn Hauptmann, wenn er an den Werth seines Werkes glaubt, bis in den tiefsten Gemüthschacht beglücken. Wozu also der Lärm? Wozu von Mission und Fatum, von Gottes Gnade und Preußens Fährniß gefaselt, von Denunziantenthum, Vernichtungdrang und hinterlistigen Mörderstichen gewinselt?

„Seid gewiß, morgen zu lesen, daß gewaltige Werk sei vom Gepfauch der Blauen und der Schwarzen, der Heiligen und der Ritter, von den Brettern geweht und, dadurch, wieder einmal erwiesen worden, daß Preußen nicht zu den Kulturstaaten zu zählen ist.“ Ehe der Rummel begann, wurde er hier vorausgesagt. Daß er so lustig werden könne, hat Keiner geahnt. Weil Du in einem dem „Geist der Freiheitkriege“ geweihten Spiel den Krieg nicht als „Missethat“ und „nackten Mord“, die Krieger nicht, Deine für des Vaterlandes Befreiung gefallenen Ahnen, als von „blindem Haß“ Umnachtete an den Schaupranger gestellt sehen wolltest, bist Du ein roher Lummel; weil Du, als Katholik, im Festspielhaus nicht von Roms Käfig, von Passenwänsten und der Erlöserlüge zu hören erwartetest, bist Du ein Kulturfeind; und Böbelinstinkt heult aus Dir, weil Dich die Gaukelei ekelt, die große Menschen und großes Geschehen in die stümpernde Nachäfferei eines Jahrmarktschwankes erniedert. So sind die Friedlichen, die im Irrthum den Quell alles Hasses erkennen und der „Fleisch gewordenen, im Geist sich auswirkenden Liebe“ Feste bereiten. Wer nicht mit ihnen ist, heißt Rüpel, Feigling, Schleicher, Wühler, Heuchler, Meuchler; wird, wennß glimpflich abgeht, in den Böbelkehricht geworfen. Denn der Kulturträger hat gehorsam zu jauchzen, wenn Scharnhorst und Blücher, Stein und Hegel an Drähten zappeln und aus Goethes Schönbartspäß und Reinhardt's Arenaschmauß ein Schlesisches Himmelreich bereitet ward. Wir dürfen sanfter sein; und, in Gelassenheit, wiederholen, daß ein lüderlich hingefudeltes Puppenspiel, in dem nicht die winzigste Spur kühnen Geistes zu schauen war, vom Wust seiner Absurditäten erstickt worden ist.





# Eine Gefahr für die Geisteswissenschaften.

(Antwort an Herrn Professor Dr. Georg Simmel.)

Hochverehrter Herr Kollege, mit bestem Dank bestätige ich Ihnen den Empfang des Offenen Briefes, den Sie in der „Zukunft“ (1913, Nr. 33) meinen Ausführungen über „Eine Gefahr für die Geisteswissenschaften“ („Zukunft“ 1913, Nr. 27) gegenübergestellt haben. Ich erinnere mich, daß wir vor Jahren einmal eine Stunde der Diskussion über Philosophie und Psychologie im Eisenbahnwagen mit einander verbracht haben; seitdem haben wir uns kaum gesehen; aber der Gesamteindruck ritterlicher Waffenführung auf Ihrer Seite, der mir aus dieser Stunde blieb, hat sich mir bei der Lecture Ihrer Entgegnung lebendig erneuert. Trete ich dieser nochmals mit einigen Worten gegenüber, so wird deren Inhalt Dies hoffentlich rechtfertigen.

In der Frage des Schicksals der akademischen Lehrstühle für die empirische Psychologie, in der es sich an erster Stelle um die experimentelle Psychologie handelt, gehen Sie als Philosoph naturgemäß von dem Verhältniß dieser Psychologie zur Philosophie aus; eben so naturgemäß betrachte ich das Verhältniß dieser Psychologie zu den geisteswissenschaftlichen Einzeldisziplinen, denen ich nach meinem Beruf angehöre, als fundamental; außerdem kann ich noch versuchen, gegenüber der Entwicklung der modernen Psychologie einen möglichst allseitigen und damit objektiven Standpunkt als Kulturhistoriker zu gewinnen. Je nach dieser verschiedenen Stellungnahme werden wir natürlich auch in der Auffassung dessen, was empirische Psychologie von heute ist und was ihr noththut, zu verschiedenen Anschauungen gelangen. Eine volle Einigung wird sich da schwerlich erreichen lassen, ist ja auch nicht nöthig. Ich will aber Ihrem Standpunkt entgegenkommen, indem ich, abweichend von meiner früheren Darstellung, meinen Ausgangspunkt mit Ihnen von der Philosophie nehme.

Hier treffen wir uns in der Werthschätzung auch der reinen Philosophie; ich stimme völlig zu, wenn Sie von sich selbst den Satz citiren, daß die Philosophie mit all ihrer Unzulänglichkeit, mit aller Vergänglichkeit ihrer die Ewigkeit postulirenden Lehren der geistigen Entwicklung einen noch durch nichts Anderes ersetzten Werth biete. Aber auf dem gemeinsamen Grunde einer solchen Gesamtanschauung (vielleicht besser: gemeinsamer Erfahrungen und Stimmungen in dieser Hinsicht) gehen wir in unseren Meinungen über die Bedeutung, die eine reine Philosophie in der Gegenwart haben und gewinnen könne, völlig auseinander.



Sie glauben nicht an die Möglichkeit, geschweige denn Wahrscheinlichkeit einer neuen und beherrschenden Metaphysik in absehbarer Zukunft. Sie meinen, die Philosophie gravitiere durchaus nicht auf die Herrschaft eines einzigen Systems hin, sondern auf die Ausbildung einer immer wachsenden Anzahl durchaus divergenter philosophischer Gesamtschauungen. Und Sie führen Ihre Erfahrung und die Gunst Ihres Berufes für die Meinung ins Feld, daß die deutsche Philosophie der Gegenwart durch einen „ungeheuren Differenzirungsprozeß“ beherrscht sei.

Für mich, als Laien, ist es schwer, gegen die so entschieden ausgesprochene Meinung eines Meisters der Philosophie anzugehen. Ich habe aber in diesem Augenblick ein Buch unter der Hand, in dem sich Fachgenossen der Philosophie zu der strittigen Frage äußern; es ist der erste Jahrgang der bei Mittler in Berlin erscheinenden Jahrbücher der Philosophie. Und aus dessen Spalten ertönt ein ganz anderes Lied. Da meint Frischeisen-Köhler von der Philosophie der Gegenwart: „Es will scheinen, als ob die Fortbildung der Grundgedanken des achtzehnten Jahrhunderts in einer eigenthümlichen Weise die Entwicklung der nachantiken Zeit, der großen deutschen Spekulation, unter allerdings veränderten Bedingungen des Wissens und, so zu sagen, auf einer höheren Stufe zu wiederholen sich anschickt; wie denn auch verschiedener schon ein bewußter Anschluß an jene deutsche Spekulation verfolgt wird. So unabgeschlossen all Dies ist, so scheint es doch, als ob unsere Zeit einer neuen philosophischen Epoche entgegengeht, als ob gerade in der Gegenwart eine lange vorbereitete Entwicklung zur Reife gelangt. Freilich streben die einzelnen Richtungen innerhalb der Philosophie der Gegenwart im Einzelnen noch weit auseinander; aber für Den, der die ganze Bewegung zu überblicken sucht, scheint sie doch im Großen eine viel einheitlichere Tendenz aufzuweisen, als der erste Anschein vermuthen läßt.“ Um nur noch einen der Autoren des Buches, den ersten in der Reihe, Ernst Cassirer, auch einen Berliner, zu Wort kommen zu lassen, so läuft sein Bericht über die jüngste Entwicklung der Erkenntnistheorie darauf hinaus, daß wir uns rasch einer (wenn auch nicht Koinzidenz, so doch) engsten Begegnung von „kritischem Realismus“ und „objektivem Idealismus“ nähern. Eine solche engste Begegnung würde aber nicht nur einen ungewöhnlich weitgehenden Ausgleich des bisher in so starken Differenzen verlaufenen erkenntnistheoretischen Denkens bedeuten. Es würde vielmehr, bei den bekannten Beziehungen zwischen Erkenntnistheorie und metaphysischem Systembau, zumal bei stärkerem Ueberwiegen der Ele-



mente des objektiven Idealismus, zugleich die unbedingt nöthige und denkbar beste Grundlage für eine neue Begriffsdichtung bieten. Wer von den philosophischen Beobachtern hat nun Recht? Der Fall ist lehrreich. Es zeigt sich, wie schwer es ist, aus der Beobachtung des bloßen Verlaufes eines noch so hoch stehenden Kulturzweiges allein schon dessen Gegenwartverlauf, geschweige denn Zukunftsrichtung abzuschätzen. Und ist es nicht in der That ein Wenig die Situation Münchhausens, der sich an seinem Zopf aufhängen wollte? Für dergleichen Beobachtungen muß ein viel allgemeinerer Standpunkt außerhalb der zu beurtheilenden Bewegung, wenn auch natürlich in einer gewissen Vertrautheit mit dieser, gewählt werden. Es ist das durch keinerlei andere Manipulationen zu erzielende Privileg des Kulturhistorikers, diesen Standpunkt einzunehmen. Von dessen Betrachtungsweise aus aber kann kein Zweifel sein, daß wir einer Kultur des Idealismus entgegengehen (was ja auch schwerlich noch Jemand leugnet); daß eine Kultur des Idealismus aber auch Begriffsdichtungen bringen wird, ja, in Zeitaltern einer hohen Civilisation bringen muß, gehört zu dem eisernen Bestand geschichtlicher und psychologischer Erfahrungen, dem nicht so leicht zu widersprechen ist.

Also wird wohl doch nicht so ganz feststehen, daß uns in absehbarer Zeit ein Drang zur metaphysischen Systembildung erspart bleiben werde. Daß aber dann unter diesen Systemen eins herrschend hervortreten wird, entspricht auch geschichtlicher Erfahrung. Und stehen wir etwa so weit von dieser Entwicklung? Schon drängen sich Namen auf die Zunge und die Füße Derer, die den neuen Reigen eröffnen werden, stehen vor der Thür.

Unter diesen Umständen scheinen mir denn doch die Bemerkungen durchaus zulässig, die ich für diese Situation früher über die Rolle der empirischen Psychologie gemacht habe. Aber ich komme darauf im Einzelnen nicht zurück; ich will mich nicht wiederholen. Wohl aber wird es nöthig sein, ehe ich zu einigen mehr aktuellen Bemerkungen aus diesem Zusammenhang her übergehe, noch das Verhältniß der empirischen Psychologie zu dem Betrieb der geisteswissenschaftlichen Einzeldisziplinen ins Auge zu fassen.

Der ältere Betrieb aller Geisteswissenschaften war getragen durch die Philologie als Kunst und Methode der Deutung von Schriften: noch vor einem Menschenalter galt, Dem entsprechend, als Geschichte nur, was in schriftlicher Ueberlieferung vorlag; Prähistorie war verpönt, Spatenforschung war höchst verdächtig; junge Leute, die anderer Ansicht waren, geriethen in den Verdacht mangelnder Aukribie. Heute ist Das gewiß anders geworden und



vor Allem auf dem Gebiete des klassischen Alterthums sind wieder einmal die Fortschritte vorbildlich. Doch immer noch beherrschen Analogievorstellungen, die dem älteren philologischen Betrieb entnommen sind, weithin die Geisteswissenschaften. Ein Beispiel mag Das anschaulich machen. Noch heute gilt, wenn auch in abnehmendem Grade, in Literatur- und Kunstgeschichte, überhaupt in den Disziplinen der höchsten geistigen Bewegungen eine Ableitungsmethode, deren einfachstes generalisirtes Schema sein würde: der Dichter oder Künstler a geht auf die Dichter oder Künstler A und B zurück, wie der Nachweis gewisser Aehnlichkeiten oder gar Entlehnungen aus ihren Werken ergiebt: folglich ist sein Wesen durch die Formel  $\frac{A + B}{2}$  ausgedrückt. Es ist selbstverständlich, daß ein solcher Schluß das Wesentliche der Erscheinung, um deren Beschreibung es sich handelt, übersieht und daß eine auf ein solches Verfahren aufgebaute Geschichte ein Zerrbild des wirklichen Verlaufes ergiebt: denn eben das Personen und Dingen jeweils spezifisch Eigene ist unterdrückt. Einem wissenschaftlichen Betrieb aber, der, von der Philologie herkommend, sich der Geschichte nahte, lag die gewohnheitmäßige Uebernahme einer solchen Schlußweise allerdings nah. In der Erklärung des Zusammenhanges von Schriften hatte sich die Methode bewährt; Buch ließ sich allenfalls von Buch her ableiten. Warum sollte also nicht auch die Ableitung von Menschen möglich sein? Man sieht an diesem Beispiel deutlich, was der alten Methode, wie sie einst so gut wie ausschließlich zur Interpretation der schwer verständlichen Schriften des griechischen und römischen Alterthums ausgebildet worden war, in dem Augenblick, da sie zum Verständniß des Zusammenhanges von Menschen benutzt (und Das heißt: auf die Geschichte übertragen) wurde, fehlte; es fehlte das Verständniß des Eigenartigen, Wesentlichen des einzelnen Menschen, es fehlte die Psychologie. Und da die Geschichte in diesen früheren Zeiten, vor jetzt ein bis zwei Menschenaltern, schon in den Mittelpunkt der geisteswissenschaftlichen Bewegung zu treten begann, so fehlte nur zu sehr der psychologische Gesichtspunkt den Geisteswissenschaften überhaupt.

Nun ist Das mittlerweile anders geworden. Neben die philologische Methode sind in den Geisteswissenschaften andere Methoden getreten; und eben sie, wie die inzwischen in alle Geschichtswissenschaft sieghaft eingezogene kulturgeschichtliche Auffassung, haben die Philologie, da sie eine viel eingehendere Interpretation der Quellen erfordern, als solche zur Entwicklung neuer schärferer Methoden gezwungen und zwingen sie dazu von Tag zu Tag.



Unverkennbar aber bleibt dabei, daß hinter dieser ganzen jüngsten Fortentwicklung als treibendes Mittel die psychologische Anschauung steht. Und zwar keine metaphysische, sondern eine rein der Erfahrung gemäße psychologische Anschauung.

Aus der Kenntniß dieses Zusammenhanges her versteht man alsbald, wie die Durchbildung einer empirischen Psychologie heutzutage geradezu das dringende Bedürfniß aller Geisteswissenschaften ist; sie muß und wird unbedingt erfolgen: nicht nur auf dem Gebiete der experimentell festzulegenden Thatsachen, sondern eben so auf dem Wege der Selbstbeobachtung, nicht nur für die Materien der Individualpsychologie, sondern auch für die der Sozial- und Völkerpsychologie und nicht minder auch in den reichen Gebieten der Lebensalterpsychologie, insbesondere der Kinderpsychologie, und der Psychologie des Charakters.

Und klar ist, daß all Dies schon die volle Ausbildung der empirischen Psychologie als eigene große Universitätsdisziplin erfordert, auch ganz abgesehen davon, ob eine solche Ausbildung die Geisteswissenschaften vor der Uebermacht einer andrängenden neuen Metaphysik bewahren möchte: was allerdings meiner Ansicht nach der Fall sein würde.

Nun aber kam die Erklärung der Hundertundsechß, wendete sich „gegen die Besetzung der Philosophischen Lehrstühle mit Vertretern der Experimentellen Psychologie“ und wies „die Philosophischen Fakultäten sowie die Unterrichtsverwaltungen auf die daraus erwachsenden Nachtheile für das Studium der Philosophie und Psychologie hin“: die „Experimentelle Psychologie solle in Zukunft nur durch die Errichtung eigener Lehrstühle gepflegt werden“. Und unwidersprochen hat darauf Wundt und mit unwiderleglichen Gründen gezeigt, daß die Folge des hier vorgeschlagenen Verfahrens die Abschiebung der Experimentellen Psychologie in den Betrieb der Naturwissenschaften, speziell in den Thätigkeitsbereich der Medizinischen Wissenschaften sein würde.

Was hieß nun dies Alles? Glaubte man wirklich in den Kreisen der Philosophen, daß ein kräftiger Betrieb der Empirischen Psychologie ohne Experimentelle Psychologie möglich sei? Selbst in den Geisteswissenschaften läßt sich spüren, daß Dies unmöglich ist; ich habe davon in meiner früheren Erklärung gesprochen. Wenn aber die Experimentelle Psychologie „abgeschoben“ werden sollte: was sollte dann aus den übrigen, eben jetzt in bester Entwicklung begriffenen Theildisziplinen der Empirischen Psychologie werden? Wäre es da nicht eine ganz unumgängliche Pflicht der „Erklärung“ gewesen, sich über die der Empirischen Psychologie als Ganzem



zuges dachte Rolle, besser gesagt: über das ihr zuges dachte Schicksal klar und deutlich auszudrücken? Man darf nicht denken, daß Dies auch nur mit der Klarheit minderen Grades geschehen sei, die, in dem hier soeben gegebenen Citat, in den Worten von dem „Studium der Philosophie und Psychologie“ zu liegen scheint; in der „Erklärung“ stehen diese Worte so weit von der Erörterung der Lage der Experimentellen Psychologie entfernt, daß die gegenseitige Beziehung und die daraus resultirenden Ergebnisse nur von Dem überblickt werden konnten, der ganz genau zuschaute, während sich der Durchschnittsleser des allenfalls noch vorhandenen Zusammenhanges kaum bewußt wurde. Da war es denn begreiflich, daß, wie ich aus zahlreichen Mittheilungen weiß, dieses Fehlen einer klaren Stellungnahme zur Empirischen Psychologie als einem Ganzen, mit Einschluß der experimentellen Theildisziplin, sehr überraschte und daß man in dieser Hinsicht eine Aussprache „ohne Hörner und Klauen“ zu hören wünschte: daß die Empirische Psychologie als Ganzes willkommen heißen werde. Aus einem solchen Verfahren mußte dann die Zulassung und Entwicklung besonderer Geisteswissenschaftlicher Lehrstühle für Empirische Psychologie und damit auch für Experimentelle Psychologie ohne Weiteres und, so zu sagen, von selbst erfolgen.

Da war es denn gewiß ein trefflicher Schritt, daß eine Ergänzung der „Erklärung“ in dem gewünschten Sinn (in einem Artikel der Frankfurter Zeitung) von Rickert, dem Geschäftsführer der Erklärungaktion, in dem hier soeben gewünschten Sinn erfolgte. Sie zeigt gegenüber der Psychologie immer noch Spuren von Zurückhaltung, die in diesem Grade bei vielen Unterzeichnern der Erklärung vielleicht nicht vorhanden sein dürften. Im Ganzen aber beseitigt sie die Bedenken, zu denen die Erklärung vom Standpunkt der Geisteswissenschaften Anlaß gab, und wird hoffentlich dazu beitragen, der Psychologie in ihren verschiedenen Denominationen in ausreichendem Maß Lehrstühle an den deutschen Universitäten zu verschaffen.

Liegt aber eine solche Lösung nicht zugleich im Interesse aller reinen Philosophie? Wie will man denn sonst die praktischen Disziplinen der Ethik, Pädagogik und Politik, wie noch mehr Aesthetik und Erkenntnistheorie pflegen? Die Reibungen in dem Verhältniß von Philosophie und Psychologie, wie sie nun lange genug gewährt haben, müssen auch auf diesem begrenzten Gebiet einem Zustande gegenseitiger inniger Förderung weichen. Sie selbst, sehr verehrter Herr Kollege, sprechen von der „verächtlichen Gleichgiltigkeit, ja, der Abneigung, die manche entscheidenden, individuellen



und überindividuellen Instanzen bei uns gegen die Philosophie empfinden“. Diese Empfindungen werden gewiß beträchtlich abgeschwächt werden, wenn sich ein gleichmäßig friedlicher Fortschritt auf den doch immer noch von Alters her verschwisterten Gebieten der Philosophie und der Empirischen Psychologie bemerken läßt.

Ich könnte meine Bemerkungen hier abbrechen oder, richtiger, schließen, wenn Sie, verehrter Herr Kollege, nicht ein Motiv mehr persönlicher Art aufgegriffen hätten, daß aber noch, so will mir scheinen, lehrreiche sachliche Beobachtungen gestattet. Sie beklagen sich, daß ich das Verhalten der Hundertundsechß einer unerfreulichen sittlichen „Werthung“ unterworfen habe. Sie habe Nothwehr getrieben, ich aber habe ihnen das Recht hierzu aberkannt. Davon kann nun aber nach dem klaren Wortlaut meiner Ausführungen in alle Wege nicht die Rede sein. Wie sollte ich, insbesondere bei meiner Ihnen wohlbekannten wissenschaftlichen Stellung, dazu kommen, Ihnen dieses „erste Ethos des Gelehrten“ abzustreiten und (um Sie selbst weiter zu citiren) „diesen Glauben an das eigene, unersehbare Ziel“? Nicht dieses Ethos habe ich der Erklärung, also auch Ihnen, wie Sie sich ausdrücken, „als sittlichen Makel angeheftet“, sondern etwas gänzlich Anderes: nämlich die Form, in der Sie die Nothwehr geübt haben.

Sie wissen so gut wie ich und wie alle Welt, die sich für dergleichen Fragen erwärmt, daß die Berufung auf die Lehrstühle der deutschen Universitäten keine einfache Sache ist. Wir sind nicht in der stolzen Lage englischer Universitäten, etwa Cambridges, daß seine Professoren einfach proprio motu beruft. Die Berufung erfolgt durch den Staat; den Fakultäten steht nur die sachliche Berathung in Form eines Vorschlagsrechtes zu. Bei dieser Regelung potenzieller Art, die, an sich gewiß nicht ohne manche Vortheile, zu einem ständigen Auf und Ab der Kräftewirkungen von Regierung und Fakultäten führt, ist bekanntlich nicht ausgeschlossen, daß das Aus schlagen der auf beiden Seiten thätigen Kräfte bis zu Konflikten führt. In diesem Zustand werden die Fakultäten ihren Antheil an dem Berufungsgeschäft nur dann wahren können, wenn sie einen Faktor, in welchem sie unbedingt überlegen sind, ständig rein und unbeeinflußt zu ihrer eigensten Disposition halten. Dieser Faktor ist der ihrer besonderen Sachverständigkeit. Und nun fährt hier die Erklärung der Hundertundsechß dazwischen und empfiehlt ihre besondere sachmännische Erfahrung den „Philosophischen Fakultäten sowie den Unterrichtsverwaltungen“ zu maßgebender Berücksichtigung.

Nennen Sie Das, verehrter Herr Kollege, Entstehen für for-



porative Rechte? Ich habe dieß Vorgehen, in einer dem Kulturhistoriker naheliegenden Weise, mit dem unbewußten Wirken jener für unsere Zeit charakteristischen Motive zu erklären gesucht, die ich unter dem Ausdruck „Machtpolitik“ zusammenfasse: „Zur Entschuldigung oder vielmehr zur Erklärung läßt sich anführen, daß in einer Zeit ganz überwiegender Förderung materieller Interessen die Willensäußerungen der Nation so sehr auf grobe Mittel und rücksichtslose Geltendmachung dieser Mittel geschult worden sind, daß sich selbst die höchsten geistigen Interessen diesem Einfluß nicht mehr ganz entziehen können.“ Was haben Sie nun darauf erwidert? Sie fassen den Inhalt des eben citirten Satzes in die (noch dazu durch Gänsefüßchen als wörtliches Citat charakterisirten) Worte „rücksichtslose Geltendmachung grober Mittel zur Förderung materieller Interessen“ zusammen und behaupten, ich habe Ihre Nothwehr als eine solche Geltendmachung „denunzirt“.

Denunzirt! Ich würde mich an Ihrer Stelle nicht dreimal, sondern mindestens zwölfmal besonnen haben, ehe ich dieß Wort niedergeschrieben hätte. Wem denunzirt? Wer denunzirt, hat einen Adressaten im Kopf. Ich habe meinen Artikel in der breitesten Oeffentlichkeit geschrieben; auf Grund des besten Gewissens von der Welt lehne ich ab, auf irgend Jemand Absichten, für irgend Jemand Ansichten gehabt zu haben. Aber unwillkürlich frage ich mich in der Situation, in die Ihr Wort mich gebracht hat, wie es denn mit dem Gegner, wie mit der Erklärung stehe? Ausdrücklich hat sie sich, in einem Schritt, der meines Wissens keinen irgend auch nur annähernd ähnlichen Präzedenzfall in der Geschichte der deutschen Universitäten aufweist, an ganz bestimmte Adressaten, die Philosophischen Fakultäten und die Unterrichtsverwaltungen, gewendet.

Ich verfolge die in diesem Moment nächstliegende Schlußreihe nicht. Ich bin weit davon entfernt, rekriminiren zu wollen. Ich nehme Ihnen auch die „Denunziation“ nicht übel. Ich habe mich aufrichtig gefreut über die volle Würdigung meines Charakters, die Ihr Artikel im Uebrigen an mehr als einer Stelle enthält; es wird Ihnen nicht unbekannt sein, daß ich in akademischen Kreisen zu der Klasse der Gutverleumdeten gehöre.

Aber mehr noch. Ich habe seit dem Erscheinen Ihres Artikels das Urtheil jüngerer und älterer Freunde über den eigenartigen Schritt, die Erklärung Fakultäten und Regirungen zuzusenden, aufgesucht. Und ich habe zu meinem Erstaunen gefunden, daß es keineswegs immer mit dem meinen zusammengeht. Es giebt eine Meinung, wonach in dieser Zusendung eher eine Demonstration gegen die Regirungen, insbesondere das Preußische Kultusmini-



sterium wegen der Behandlung der marburger Sache, zu sehen wäre. Viel interessanter ist aber eine ebenfalls vertretene Meinung, wonach es gänzlich veraltet sei, für die unversehrte Bewahrung des Vorschlagsrechtes der Fakultäten einzutreten: dabei komme doch nichts heraus; es sei viel besser, die Regirungen besorgten die Ernennungen nur von sich aus; und so weiter. Ich bin gezwungen, in meiner Auseinandersetzung mit Ihnen, sehr verehrter Herr Kollege, diese Anschauung zu registriren. Aber ich thue es mit Schmerz. Sie scheint mir ein Verfallszeichen unseres älteren Universitätswesens zu sein, und soll ich sie von diesem Standpunkt aus charakterisiren, so kann es nur mit dem Motto „Ruimus in servitium“ geschehen.

Können aber so radikale Meinungen, wenn sie etwa im Kreis der Jüngeren nicht vereinzelt, sondern sozial auftreten, nicht auch als ein Symptom und als ein Gegenstück gleichsam Dessen angesehen werden, was ich als „Machtpolitik“ bezeichnete?

Ich empfehle mich Ihnen in aufrichtiger Hochachtung als Ihr ergebener

Leipzig.

Karl Lamprecht.



## Briefe.

I. **H**ochverehrter Herr Harden, als Leser Ihrer „Zukunft“ weiß ich seit vielen Jahren, daß Sie Rede und Gegenrede den breitesten Raum gewähren. Deshalb darf ich hoffen, daß einer nothwendigen Aeußerung gegenüber dem Artikel: „Die Deutsche Botschaft in Petersburg“ zum Ausdruck verholfen wird.

Die allseitige Möglichkeit, mit dem Instrument des Logik Alles zu beweisen, war früher mehr beschränkt durch Moralität, Vorurtheil und natürliche Scham, durch einen Konservatismus, der nicht das schlechteste Gut unserer Voreltern und Eltern war. Man ließ eine Sache reifen; blieb mit einer Umwerthung des Urtheiles zurückhaltend, bis endgiltig Neues sich bewährt hatte. Darunter litt wohl dieser oder jener Künstler; aber wenn ihm um mehr zu thun war als um den täglichen Erfolg, konnte er verschmerzen. Ueber das unseren heutigen Verhältnissen Typische brauchte kaum noch ein Wort verloren zu werden. Das Problem der Form reift, wenn es den Boden der mensch-



lichen Lustempfindungen verlassen hat, in der Technik. Die neue Form (sie ist schon unterwegs, über Bahnhöfe, Waarenhäuser und Fabriken hin) gebärt sich selbst. Wie wenig im Verhältniß zum Kraftaufwand auch bei dem größten Massenaufgebot an Intelligenz bewußt erreicht werden konnte, zeigt die verebbte Bewegung des Jugendstiles. Nach einer kurzen Verlegenheitspause umgürtete man den früh gealterten Leib mit scheinbar dem selben Fach entnommenen Reklameplatten, ohne die Tendenzverschiebung merklich werden zu lassen, und operirt schon einige Zeit mit dem öffentlichen Erfolg, die Situation wieder und stets gerettet zu haben, die Entwicklung auf dem Weg des Experimentes bewußt dahin geleitet zu haben, wo sie heute steht. Ueberaus ergöglich für den Fachmann war, daß alle produktiven Künstler, dem Grade ihrer gewachsenen Erkenntniß entsprechend, mehr oder weniger schnell, doch alle früher als die unproduktiven „Fachverständigen“, den Anknüpfungspunkt der Tradition wieder aufsuchten. Man sah eben ein, daß mit einer wilden „Individualität“, mit der sich ja malen und gar schreiben läßt, nicht Architektur getrieben werden kann. Ich erwarte mit Ungeduld die Geschichte dieser Bewegung. Aber wohl alle dazu Befähigten waren in der vordersten Reihe, als Führer, Propheten, und wollen, denke ich, noch eine Weile verstreichen lassen, damit die Vergesslichkeit der Zeitgenossen sie nicht mehr mit den so laut rufenden Männern von Einst identifiziren kann. Einige schreiben übrigens schon: „Uebergangsstadium.“ Das ist der Hintergrund. Auf ihm stehen, noch immer grell beleuchtet, die Männer des einstigen phänomenalen Irrthums; nur sind sie, dem Geschmaße der Zeit und ihrer inneren Kultur entsprechend, jetzt anders bekleidet. Daneben steht der verprügelte Hausherr, der Kunstarchitekt. Der leider immer noch akademisch erzogen wird, weil wir Alle dem mit Logik jonglirenden Juristen gleichermaßen unterthan sind und diese Leute ja Alles besser wissen müssen. Der die vielen Mängel des Hochschulstudiums empfindende Architekt mußte sich manche neue Möglichkeit der Ausformung der Architekturelemente von talentvollen Autodidakten vorwegnehmen lassen. Er merkte, der Brunnen unmittelbarer, menschlicher Empfindung sei noch nicht so ausgeschöpft, daß die Architekturfunkst ganz auf das Laienelement verzichten kann. Von welcher Wissenschaft überhaupt ließe sich Das behaupten, geschweige denn von Kunst? Darum verwundert mich die Anerkennung, die der Baumeister Behrend dem Baumeister Behrens zollt, nicht sonderlich. Aber er geht zu weit; insbesondere in seiner Gegenüberstellung: Behrens und Hoffmann. Behrens als der den Ur-elementen Nähere, Hoffmann als der mit Bewußtsein und Tradition konstruierende Aesthet. Behrend nennt bei Behrens Das Pathos, was er bei Hoffmann Phrase nennt. Behrens ist, wie Alle, die sich gegen die schließlich doch siegenden Kunstarchitekten behaupten wollten, heute Effektier. Es geht nicht mehr an, daß man Behrens, der eben so fern wie nah der Antike steht, als prachtvolle Monstrosität feiert und ganz außerordentliche Künstler wie Hoffmann dazu in einen sie herabsetzen-



den Gegensatz bringt. Das Neue, das den „führenden“ Autodidakten noch anhaftet oder noch angedichtet wird, ist mehr neu als gut. Meist, so weit es wirklich neu ist, mit geringen Ausnahmen von untergeordneter Bedeutung, nur Gährungsgrüßstand. Ja, wenn Behrens als Architekt nur die zwingende Logik eines Pfahlhüttenbauers hätte! Aber da selbst er, der freiresignirte Stilsführer, nur an den „äußerlichen“ Bauelementen der Antike, der durchgereiftesten Baukultur, im zwingenden Kreislauf seines selbstbegrenzten Stoffgebietes herumdoftort und mit diesen Dreiviertelwahrheiten weniger überzeugend noch wirkt als die Antike Altberlins, lasse man ihn da, wo er hingehört: bei den Effektifern mit Gährungsgrüßstand. Wenn man schon Hoffmann als Effektifer „feiert“, sollte man sich doch reinlich darüber klar werden, inwieweit heute überhaupt der revolutionäre Gedanke in der Architekturfunst (abgesehen von Eisen- und Betonbauten) Raum gefunden hat, mit welchem zeitlichen Erfolg und welchen berechtigten Aussichten. In riesigen Fabrikbauten, reinen Zweckgebilden, nur auf Rente gebaut, das Material ehrlich und ungeschminkt seinen Dienst thun zu lassen, ist gewiß ein Verdienst; aber wirklich im besten Fall nur der Verzicht eines anständigen Charakters, ist der Erbauer ein Künstler. Thut's ein Ingenieur, so ist's selbstverständlich. Solche Arbeit geschähe aber besser von Dem, der nicht auf Etwas in sich erst zu verzichten brauchte. Die Schönheit aus dem Eisenbeton herauszuholen ist noch Keinem bisher gelungen. Der Autodidakt dürfte dem Problem aber ganz hoffnungslos gegenüberstehen. So sind die Arbeiten von Behrens für die Industrie ehrliche „Arbeit“ und deshalb hoch zu schätzen. Wenn man von ihm Das als Kunst nimmt, was er als reine Vernunft bietet, kann man sich der Hoffnung hingeben, daß auf diesen Wegen der Vernunft und Einsicht, über die Industrie hinweg, auch dem heftig schwankenden Handwerk ein gutes Theil Vernunft zufließt. Wer aber Behrens als einen Führenden der Architektur sieht, übersieht, daß sein Maßhalten wahrscheinlich nicht die Zurückhaltung einer reichen Natur ist. Behrens ist entweder wirklich so primitiv geometrisch innerlich, was nicht gerade sehr für hohe Künstlerchaft spräche, oder er zwingt sich nur dazu, damit sich schließlich an die gerade Linie dauernd sein Name knüpft und dieser Name vielleicht endlich konjugirt wird.

Ohne einige Bitterkeit läßt sich über solche Dinge nicht schreiben. Was getroffen werden soll, ist die suggestive Hysterie der Kunstausübung und der Kunstbetrachtung. Immer weniger sind es, die davon frei bleiben. Aus ihrem Sinn wurden diese Zeilen geschrieben. In ausgezeichneter Hochachtung bin ich Ihnen ganz ergeben

München.

Julius Mössel.

II. Zwei Referendare über ihren Beruf. Der Erste:

Ein Richter und ein Rechtsanwalt haben über das Thema „Referendarsjammer“ gesprochen; vielleicht sind auch einem Referendar, als Nächstbetheiligten, noch ein paar Worte gestattet. Ich habe inzwischen mit manchem Berufsgenossen über den Brief im Heft 35 gesprochen;



unter ihnen waren praktische Köpfe und junge Leute, die der Kollege vielleicht als „feurige Renner“ bezeichnen würde; aber Zustimmung hat er bei Keinem gefunden. Gewiß: die Ausbildungszeit ist lang und unter einem Vorgesetzten, der im Referendar in erster Linie eine Schreibkraft sieht und ihn lediglich als Protokollführer benutzt (übrigens im Gegensatz zu Verordnungen des Justizministers), mag Einem wohl Zorn oder Ungeduld packen. Diese Vorgesetzten aber sind sicherlich vereinzelt; und der häufige Wechsel der Stationen und Abtheilungen macht äußerst unwahrscheinlich, daß man jedesmal oder auch nur meistens Pech hat. Daß der immer wachsende Stoffkreis, den der Assessor beherrschen soll, eine lange Ausbildungszeit für den Referendar nothwendig macht, ist schon von anderer Seite gesagt worden; eben so, daß der Referendar einen ganz erheblichen Theil dieser Zeit, und zwar in den verschiedensten Materien, ziemlich selbständig arbeitet; als Anwaltsvertreter wie als „Richter kraft Auftrags“ am großen Amtsgericht. Nicht zu vergessen ist weiter, daß der Referendar während seiner Ausbildungszeit nicht nur Referendar, „Paragraphenlehrling“, sein soll, sondern daß er auch dem weiteren Leben zu dienen hat; denn er soll ja nicht „weltfremd“ werden. Die Weite des vom Referendar zu durchwandernden Stoffgebietes verbürgt, daß von abwechslungsloser Gleichförmigkeit bei seiner Ausbildung nicht die Rede sein kann; er ist jung und nicht so überlastet, daß er nicht den Reizen des schönen Lebens manche Stunde opfern könnte. Kann man da wirklich behaupten, der Referendar, und gar der begabte, müsse während seiner vierjährigen Ausbildungszeit eine stumpfsinnige Paragraphenmaschine werden? Nein. Wenn es einen Referendarsjammer giebt, so beruht er nur zum geringsten Theil auf den von dem Kollegen gegeißelten Mißständen; seine Gründe sind nicht geistiger, sondern wirthschaftlicher Art. Aber hier erhebt sich ein neues Problem, das nur angedeutet werden soll. Vielleicht erinnert sich Mancher der bitter-heitern Worte eines berühmten Referendars in seiner Einleitung zum „Gastfreien Pastor“; der unbezahlte und darum unbezahlbare Referendar! Wäre eine Umfrage unter allen preußischen Gerichtsreferendaren möglich, der Verfasser des Briefes im Heft 35 der „Zukunft“ bliebe sicher in der Minderheit. Auch durch die Referendarsjahre weht schon, wenn auch nur gelinde, ein Hauch jener Freiheit, auf die sich die Bornehmheit des Richterberufes gründet.

Der Zweite schreibt: Die Referendarzeit wird von den meisten Referendaren als angenehm empfunden. Der Referendar wird von Anfang an mit dem Entwerfen richterlicher Verfügungen und Urtheile beschäftigt, die von dem zuständigen Richter ohne erhebliche Korrekturen unterzeichnet werden, wenn sie gut abgefaßt sind und der Richter nicht gerade ein Mörgler ist. Bei schneller arbeitenden Richtern wird ein tüchtiger Referendar oft die Befriedigung haben, daß seine Verfügungen ziemlich blind unterzeichnet werden. In Strassachen wird der Referendar, so weit er nach seinem persönlichen Auftreten hierzu befähigt



ist, mit der Vernehmung von Beschuldigten, Zeugen, Strafgefangenen beschäftigt. In Civilsachen trägt er dem Richter und der Kammer den Akteninhalt vor und schlägt die zu treffende Entscheidung vor. Im Dezernat der Staatsanwaltschaft entwirft er die Anklagen, die Einstellungsbefehle und andere Verfügungen. Im dritten und vierten Jahr kann er „kraft Auftrags“ richterliche Funktionen (Erlaß von Urtheilen und Beschlüssen ausgenommen) selbständig und ohne Mitwirkung eines Richters wahrnehmen. Ich wüßte nicht, welcher andere Beruf Zwanzigjährigen mehr bietet. Was der Kollege meint, wenn er sagt, daß Gleichalterige in anderen Berufen „im Leben ihren Mann stehen“, kann ich nicht verstehen. Die Thätigkeit in kaufmännischen oder industriellen Berufen bietet Männern dieses Alters doch weder in der Art der Thätigkeit noch an Selbständigkeit mehr. Und die Thätigkeit des Referendars ist allgemeinmenschlich höchst bildsam und überlastet die Zeit weniger als die meisten anderen Berufe. Wenn der Jurist ein dreijähriges Studium beendet hat, von dem er manchmal zwei Jahre ohne nennenswerthe Arbeit verbrachte, wird er auch als Referendar während der ersten drei Jahre täglich nur drei bis vier Stunden im Durchschnitt beruflich festgehalten und kann die übrige Zeit nach seinem Belieben ausnützen. Ich erinnere mich, einmal den Ausdruck „Referendarsherrlichkeit“ gehört zu haben. Er ist immerhin begreiflicher als das Wort „Referendarsjammer“; zumal in kleineren Land- und Amtsgerichtsstädten, in denen das Verhältniß zwischen Richtern und Referendaren vertrauter ist und die Referendare gesellschaftlich die konkurrenzlose Krone der Jugend bilden. Freilich hat die Thätigkeit des Referendars, wie jede Berufsthätigkeit, auch weniger angenehme Seiten, die jedoch nicht als besonders schlimm gelten. Das Protokoliren will mit einiger Langmuth ertragen sein; sein Zweck ist weniger in der Ausbildung der Referendare zu suchen als in der Entlastung der Gerichtsschreiber, die an den größeren Gerichten nicht in genügender Zahl angestellt sind, ist also auf finanzielle Gründe zurückzuführen. Der für zwei Jahre obligatorische Unterrichtskursus, von dem die Justizverwaltung sich besonders viel versprach, ist auch ein Stein des Anstoßes und allgemein unbeliebt. Aber hierüber setzen sich leidlich gute Temperamente leicht hinweg. Von „seelischen Leiden und Konflikten“ der „vier langen, qualvollen Tantalusjahre“, von einer „so strengen bureaukratischen Fuchtel, daß auch kein Schritchen, keine freie Bewegung möglich ist“: davon war wohl den allermeisten Referendaren, die diesen Brief lasen, nichts bekannt. Solche Anschauungen kommen meist wohl nur bei den Referendaren zur Entstehung, die sich entweder dienstlich wenig bewährt haben oder die so unglücklichen Temperamentes sind, daß sie sich in jedem anderen Beruf mindestens eben so unwohl fühlen würden. Andere aber, sogar hitzige junge Männer, deren Neigung mehr nach dem Unangenehmen als nach dem Nothwendigen geht, finden, daß die Beschäftigung des Referendars einem Zwanzig- bis Fünfundzwanzigjährigen nicht nur förderlich sein, sondern auch seinem berechtigten



Drang nach Selbständigkeit durchaus genügen kann. Die Zufriedenen haben, ganz sicher, die Mehrheit.

III. Ein Israelit schreibt mir aus Süddeutschland:

In den letzten Apriltagen haben sie den verunglückten jüdischen Flieger Elia Dunek zu Grabe getragen. Draußen in der Haide, im Osten der Weltstadt, wo noch der Kriegszustand in Permanenz herrscht, es heute Diesen, morgen Jenen trifft. Preußische Offiziere gaben ihm das Geleit, sprachen neben dem Rabbi an seiner Gruft. Und wer Ohren hatte, zu hören, vernahm ihre Rede also: „Mag es auch verfassungswidrig sein: wir wollen keine Juden unter uns. Und so ist der preußische Kriegsminister in recht kläglichem Lage, wenn er alljährlich vom Abgeordneten Gothein interpellirt wird. Wir nehmen Euch nicht auf, weil Ihr uns nicht die erwünschten Garantien bietet. Das ist ja nicht die einzige Zurücksetzung, die Ihr bei uns erleidet. Man läßt Euch auch nicht regiren. Sucht in unserer mit politischen Köpfen wahrlich nicht übermäßig gesegneten Heimath ein D'Israeli auf, so zwingt man ihn, ein Passalle zu werden. Seit unser großer Staatsmann die Geschäfte abgeben mußte, müssen wir büßen und werden es noch ganz anders zu spüren bekommen, wenns noch eine Weile so weiter geht wie bisher. Ihr verschmerzt Das leicht; trifft doch die Zurücksetzung nicht nur Euch. Schwerer bedrückt Euch der Ausschluß aus der sonst allen Qualifizirten offenen Offizierslaufbahn. Ihr fühlt Euch darob als Varias, jammert und greint über ‚Ungerechtigkeit‘. Spottet Eurer selbst und wißt nicht wie. Denn Hand aufs Herz: Werdet Ihr auf anderen Gebieten ‚gerecht‘ behandelt? Wird Euch sonstwo mit gleichem Maß gemessen? Wo habt Ihr es so bequem wie die Anderen? Wird von Euch nicht bei jeder Anstellung, bei jedem Examen, oft ganz unbewußt, das Doppelte verlangt? Ist nicht immer noch das Vorurtheil mächtig wider Euch? Aber Ihr seid gar nicht so wehleidig und viel zu klug, um nicht zu wissen, daß auch im zwanzigsten Jahrhundert die Gerechtigkeit nur eine regulative Idee ist. Seid reif für den Sinn der Erde und wißt Euch in Zeit und Umstände zu schicken. Werdet überall reich, obwohl das Geldverdienen in Handel und Gewerbe nicht überall so leicht ist wie bei der amorphen Masse der Weltstadt. Liefert dem Staat, so weit er Euch zuläßt, scharfsinnige Richter; und in den freien Berufen, wo der Mann noch Etwas gilt, habt Ihr beinahe die Führung. Selbst in der Wissenschaft steht Ihr neben den Ersten. Ueberall seid Ihr obenauf, weil Ihr fühlt und handelt wie der Dr. Sammet in Manns Roman „Königliche Hoheit“, dem sein Judenthum stets nur ein Ansporn zu doppelter Leistung war und der den Zwang dazu als Ehre, nicht als Demüthigung empfindet. Nach vornehmster preußischer Heerestradition wird der Mann dadurch ausgezeichnet, daß an ihn höhere Anforderungen gestellt werden als an den Durchschnitt. Wo aber habt Ihr im Militärdienst je Besonderes geleistet? Gewiß: Ihr thatet Eure Pflicht, dientet Euer Jahr ab, habt vor hundert Jahren für des Vaterlandes Befreiung, vor vierzig für seine Einheit gekämpft. Wie Alle. Wo aber ist



hier je das Außerordentliche gethan worden? Bis vor wenigen Jahren konntet Ihr einwenden, daß die uniforme Dienstordnung dem Einzelnen keine Gelegenheit zu besonderer Auszeichnung biete. Da öffnete Euch die Entwicklung der Abiatif eine Möglichkeit. Ihr habt sie nicht benutzt. Vergebens suchte das Auge die jüdischen Flieger. So weit es solche giebt, sind sie ausländischer Abstammung. Aber noch ist es nicht zu spät. Denn man könnte Euch dringend gebrauchen. So groß die in den letzten Jahren erzielten Fortschritte sind: den Vorsprung unserer Nachbarn einzuholen, gelingt uns nicht so schnell, wie zu wünschen wäre. Vielleicht, weil hier der Glanz des Einzelnen Alles ausmacht, unsere stärksten Künste, Organisation, exactes Zusammenarbeiten, nicht den Ausschlag geben. Doch werden wir auch hier nicht rasten, bis wir die Führung haben. Jeder ist uns willkommen, der bereit ist, dazu beizusteuern. Warum kommt Ihr nicht? Es ist ein hartes, heroisches Handwerk; verlangt Keuschheit und täglichen Einsatz des Lebens. Mehr hat Keiner herzugeben. Hier hättet Ihr Gelegenheit, Euren Muth zu beweisen, wie nirgends sonst. Bitte, keine Entrüstung! Ihr wißt Euch auch sonst unbilliger Forderung zu fügen, Euch dem Vorurtheil anzupassen. Und man verlangt nun einmal von Euch diesen Beweis. Eure Vorfahren waren eben nicht bei den Kreuzzügen; und es ist lange her seit den Taten der Makkabäer. Bismarck, dessen stärkste Seite wirklich nicht war, dem Gegner gerecht zu werden, hat für Lassalle öffentlich warme Worte gefunden; aber Lassalle war im Duell gefallen. Von denen, die sich aus der Hecke gegen Euch einen (seien wir artig neutral) ‚Beruf‘ machten, ist nach unrühmlicher Geschichte nur noch ein trauriger Ueberrest vorhanden. Den Althem würde es dem verschlagen, drängt Ihr Euch zu dem gefährdetsten, exponirtesten Theil der Armee. Euch würde Das sogar leichter als manchem Anderen; denn Ihr verfügt oft über die zur Erlernung des Handwerks nöthigen Mittel an Zeit und Geld und seid von Jugend auf mit dem Explosionenmotor des väterlichen Automobils vertraut. Bequemer ist es freilich, den ‚Betrieb‘ in der Behrenstraße zu studiren. Aber damit werbt Ihr keine Achtung, stärkt Ihr nur altes Vorurtheil. Doch Das braucht man Euch nicht erst zu sagen. Freilich werdet Ihr wohl dereinst einmal, nach der unaufhaltsamen Demokratisirung, auch ohne weitere Bemühungen die Aufnahme ins Offiziercorps erlangen. Aber nobler, sauberer ist es, sie sich durch eigenes Verdienst zu erstreiten, als, getragen von günstigen Zeitumständen, einen nothgedrungenen, unter Nasenrumpfen gewährten Empfang zu erreichen. Wenn Ihr mit einem Fliegerdiplom in die Armee tretet, werdet Ihr den größten Theil der Dienstzeit hindurch Offiziersdienste leisten, in stetem Konnex mit uns leben, Ruhm und Gefahr mit uns theilen. Und nichts kittet fester als Blut. Nach solcher Dienstzeit würden wir gar nicht mehr daran denken, Euch die Aufnahme zu verweigern; wäret Ihr eins mit uns geworden. Denn so ist nun einmal unsere Art: wir vermögen nur Den zu achten, der jeden Augenblick bereit ist, sein Leben in die Schanze zu schlagen. Diesen achten wir aber



wie Unseresgleichen. Sogar, wenn er ein Fremder ist, wie Der, den wir heute begraben haben, ja, selbst als Feind. Denkt stets daran! . . .“

IV. Die Budgetkommission des Reichstages will die nicht auf Kapitalbesitz fundirten Einkommen schon von 5000 Mark an zu dem einmaligen Wehrbeitrage heranziehen; der Bundesrath scheint die untere Grenze schon bei 10 000 Mark ziehen zu wollen. Beide gesetzgebenden Faktoren unterscheiden aber nicht Einkommen aus gewerblicher Arbeit und aus einer stets künftbaren, nicht pensionfähigen Stellung von dem Einkommen der Beamten, deren Existenz gesichert ist und deren Alter nach eingetretener Arbeitsunfähigkeit vor Sorgen durch die Pension geschützt ist und deren Hinterbliebene eine (wenn auch kleine) Versorgung erhalten. Wird ein höherer preussischer Beamter nach dreißigjähriger Dienstzeit, also etwa im Anfang seiner fünfziger Jahre, arbeitsunfähig, so erhält er ungefähr 5000 Mark Pension. Jeder Andere muß in der selben Zeit 125 000 Mark etwa von seinem Gehalt erspart haben, um die selbe Rente zu genießen. Wird der Beamte krank, so erhält er sein Gehalt weiter; der Andere kann nichts erwarten und riskirt, seine Stellung zu verlieren. Der Beamte ist für Lebenszeit versorgt; jeder Andere muß mit ungleichem Verdienst, ja, mit Zeiten von Arbeitslosigkeit rechnen. Das Einkommen des Beamten steigt mit dem Alter; bei der Mehrzahl der Anderen besteht die Gefahr, daß es sinken wird. Alle diese Gründe rechtfertigen eine Differenzirung der Untergrenzen zu Ungunsten der Beamten. Gerade wir Beamten sollten dafür eintreten, daß uns das Recht gegeben wird, schon von Einkommen von 5000 Mark an zum Wehrbeitrag zu steuern. Wir müssen Das um so mehr, als gerade in unseren Kreisen stets eine große Begeisterung für die Stärkung unserer Wehrmacht geherrscht hat. Ich bin Optimist genug, um zu glauben, daß es nur dieser Anregung bedarf, um alle Beamten, namentlich auch ihre Organisationen, in erster Linie den Deutschen Richterverein und den Bund der Festbesoldeten, zu veranlassen, diese Forderung aufzunehmen. Bei einem Einkommen von 5000 Mark etwa 100 Mark in drei Jahresraten abgeben: Keinem von uns wird Das schwer fallen. Es scheint mir geradezu ein nobile officium der Beamtenschaft, dies Verlangen zu stellen; es wäre ein gutes Beispiel für die Steuerscheuen, deren es leider nur zu viele in unserem lieben Deutschland giebt. Und dieser Beweis von (ich sage nicht: Opferwilligkeit, sondern) Pflichtbewußtsein würde dazu beitragen, die Kluft ein Wenig auszufüllen, die sich, Gott sei's geflagt, tief zwischen Beamtenthum und Bürgerthum aufgethan hat, und ein Aequivalent bieten für die aus den Geldern der Steuerzahler zu entnehmenden Gehaltserhöhungen, die durch die allgemeine Steuererhöhung leider unvermeidlich geworden waren. Amtsgerichtsrath Dr. H e r z.





## Rentenkapital.

Der Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande.“ Er gilt auch draußen nichts. Man hat zu oft schon schlechte Erfahrungen mit den Propheten gemacht. Vor etwa zehn Jahren wurde in New York, auf einem Kongreß von Vertretern der Lebensversicherungsanstalten, über die Bewegung des Zinsfußes gesprochen und behauptet, sie habe sinkende Tendenz. Wie denken die Propheten von 1903 heute über ihren Spruch? Der Zinsfuß scheint sie zu höhnen; er hat noch nie eine weniger sinkende Tendenz gehabt als in den letzten sechs Jahren. Der Schatzsekretär Kühn und der Finanzminister Dr. Lenzke können ein Lied davon singen. Den Text liefert der jüngste Anleihehandel. „Der Mensch versuche die Götter nicht!“ Ein „Erfolg“ wie der vom zwölften Juni war noch nicht da. Von 225 Millionen Reichsanleihe und Konsols wurde knapp die Hälfte gezeichnet; und den größten Theil übernahmen die öffentlichen Kassen. Da war's sogar im Februar noch besser: auf 150 Millionen Reichsanleihe wurden 223 angeboten und fast die ganze Summe fand sicheren Unterstand. Was soll nun werden? Glaubt wirklich Jemand, das Verbot, ausländische Papiere an die Börse zu lassen, könne den deutschen Renten helfen? Als ob das Publikum nicht unter den Effekten, die ihm fünf Prozent bringen, die Auswahl hätte! Zwar ist gejubelt worden, als es hieß, der preußische Handelsminister habe die Einführung neuer Auslandsanleihen an die berliner Börse verboten. Wenn wirklich ein allgemeines Verbot dieser Art erfolgt wäre, so käme es post festum. Aber der Minister wird den Banken unverbindlich gesagt haben, sie möchten sich in ihren Auslandsgeschäften einschränken. Das thun sie längst. Sie verzichteten auf die Betheiligung an der budapester Stadtanleihe, um sich für die große deutsche Emission frei zu halten. Und man wünscht ja, daß die Finanzinstitute an internationalen Geschäften theilnehmen, die für den deutschen Kredit und das Relief vom Ausland Bedeutung haben. Ob Das auf die neuen sechsprozentigen Mexikaner zutrifft, ist fraglich. Diese Emission kommt nicht zu uns. Die Begebung erfolgt nur in Paris, London, New York, Holland, Belgien und der Schweiz. Die deutsche Gruppe hat aber von den 6 Millionen £ der neuen Mexikaner 20 Prozent fest übernommen. Deutsches Geld ist auch da also festgelegt. Trotz allen Abschreckungsversuchen.

Die Macht der Regierung endet vor dem Chefskabinet der Banken. In ihren Zimmern können die Direktoren machen, was sie wollen. Sie können sich ganze Ladungen lästiger Ausländer ins Haus fahren lassen und sie unter der Hand an die Kundschaft weiterverkaufen. Sie dürfen sogar durch Prospekte auf die „günstige Gelegenheit“ hinweisen oder durch Cirkulare die Kauflust reizen. Gegen solchen Vertrieb ist die Staatsgewalt machtlos. Sie kann sich nur mit flammendem Schwert vor die Pforte der Börse stellen und den fremden Eindringlingen den Zutritt wehren. Und dieser Schutz gilt auch nur für den Landesbezirk. Was die preußischen Minister beschließen, braucht den hamburgischen



Senat nicht zu kümmern. Eine bulgarische Staatsanleihe, deren Zulassung in Berlin nicht genehmigt worden war, hat schließlich, nach zweijährigem Antichambrieren, einen Platz an der hamburger Börse gefunden. Das Bankhaus M. M. Warburg & Co. hat sich an der Uebernahme einer 4½prozentigen schwedischen Anleihe von 100 Millionen Kronen betheiligt (die einstweilen nicht in Deutschland placirt wird, sondern im Portefeuille des Emissionshauses bleibt, als „kein sehr angenehmes Engagement“). Da Warburg schon seit Jahren dem Schwedenkonsortium angehört, das aus vier französischen und zwei schwedischen Instituten besteht, so war die Mitwirkung an der jüngsten Anleihe von selbst gegeben. Hätte sich das einzige deutsche Mitglied der Finanzgruppe zurückgezogen, so wäre in Paris wahrscheinlich wieder gesagt worden, die deutsche Finanz stehe vor der Erklärung ihrer Insolvenz. Herr Max Warburg hatte auf dem letzten Bankiertag in München das Referat über das Thema „Geeignete und ungeeignete Mittel zur Hebung des Kurses der deutschen Staatspapiere“. Er lehnte eine grundsätzliche Behinderung ausländischer Emissionen ab und sagte: „Meine Ueberzeugung ist, daß die Frage, wann und welche Werthpapiere in Deutschland zuzulassen sind, dem Pflichtgefühl der einführenden Banken und Bankiers überlassen bleiben muß, wobei die nöthige Korrektur eventuell durch die Zulassungsstellen erfolgen kann. Eine Absperrung aber ist unmöglich.“ Mit ähnlichen Sätzen hatte Staatssekretär Dr. Delbrück die konservative Interpellation im Reichstag beantwortet. Kurpfuscherei ist immer gefährlich. Wenn das Gesetz bestimmt, daß Emissionen nicht zuzulassen sind, durch die „erhebliche allgemeine Interessen“ geschädigt werden, so ist damit nicht gesagt, daß solche Schädigung vorliegt, wenn man dem Publikum Umlagewerthe mit besseren Bedingungen, als die deutschen Staatspapiere gewähren, anbietet. Das allgemeine Interesse ist: das Volkvermögen möglichst sicher zu möglichst gutem Ertrag anzulegen. Trifft diese Voraussetzung auf die dreiprozentigen deutschen Reichsanleihen und preußischen Konsols zu? Münchengelder, die vor achtzehn Jahren in dreiprozentiger Reichsanleihe angelegt wurden, haben 25 Prozent vom Kapital verloren.

Zwischen Besitz und Verkehr fremder Werthpapiere ist ein Unterschied. In Deutschland und Großbritannien ist der Transit der ausländischen Effekten wichtig, weil der internationale Handel riesige Waaren- und Kapitalmengen wälzt. Da giebt's keine Vereisung. Alles fließt. Die großen Auslandemissionen sind mit dem Kennzeichen der Weltwirtschaft versehen, daß sie über den Werth bloßer Finanzgeschäfte hinaus hebt. Man vergißt diesen Zusammenhang und glaubt, das Problem mit nationalen Gefühlsregungen lösen zu können. In Frankreich ist's anders. Das französische Kapital erwirbt fremde Werthe, um sie zu besitzen. Die Weltanschauung des Rentners regirt. Die ist Tradition; und der kommerzielle Geist wird ihr nicht gefährlich. Die dreiprozentige französische Rente kostet 83,90, hat sich also um fast 5 Prozent unter den niedrigsten Kurs der vorigen Jahres gesenkt. Seit einem Vierteljahrhundert war sie nicht mehr so wohlfeil wie heute. Das Selbst-



bewußtsein der grande nation konnte sich an den unübertroffenen Eigenschaften ihres Staatspapiers. Neben den Siegen des großen Kaisers bildeten die Triumphe der Rente den stolzesten Besitz. *Tempi passati*. Man muß schon daran denken, das nationale Anlagepapier gegen die Konkurrenz ausländischer Anleihen zu schützen. Belgien hatte wegen einer Anleihe in Paris verhandelt, mußte sich aber auf „bessere Zeiten“ vertrösten lassen. Für die Aufnahme neuer russischer Eisenbahnobligationen fehlt es an der Begeisterung, die das Freundschaftsverhältniß zwischen Marianne und dem Zaren zur Pflicht macht. Die Portugiesen, die *demonstrandi causa* ihren fünf Jahre alten Bankdiskont von 6 Prozent um ein Prozent ermäßigten, rechnen für eine neue Anleihe auf die republikanischen Brüdergefühle an der Seine. Und die Balkanvölker wollen aus der französischen Brunnenröhre ihren Durst löschen.

Weil sich bei Alledem für Frankreich mehr um politische Probleme als um Geschäfte handelt, hat sich in die Berathungen der pariser Finanzkonferenz eine nicht gerade erfreuliche Tendenz eingeschlichen. Die Franzosen wollen offenbar ihr Monopol, das ihnen die jungtürkischen Anleihegeschäfte ramponirt hatten, wieder zu vollem Glanz bringen. Natürlich auf Kosten Deutschlands, das sich mit Frankreich in den Hauptbestand der türkischen Staatsschuld theilt. (Die deutsche Quote umfaßt rund 660 Millionen, die französische 1830 Millionen Francs; der Rest von 738 Millionen kommt auf alle anderen Länder.) Von der lebenswürdigen Gesinnung des französischen Partners zeugt ein sonderbares Verlangen. Für die Anleihen der Bagdadbahn haftet die türkische Regierung. Die letzte Serie der Anleihe ist von der deutschen Finanz bereits übernommen, aber noch nicht auf den Markt gebracht worden. Nie hat ein Staat, der ein Darlehen aufnahm, den Abschluß des Geschäfts erst vom Emissionstage an datirt. Der geht den Schuldner nicht an. Wenn er sein Geld von den Banken hat, ist er vergnügt und fragt nicht, was sie mit seinen Schuldtiteln anfangen. Die Franzosen scheinen für die Regelung der türkischen Schulden eine neue Auffassung vorzuschreiben. Sie haben sich gegen die Einfügung des erwähnten Abschnittes der Bagdadbahnanleihe in die türkische Gesamtschuld gewehrt, weil die Titres noch nicht auf den Markt gebracht seien, man also nicht von erledigten Geschäften reden dürfe. Den drei „Verbündeten“, die mit ihrem Kredit an die Stelle des türkischen Schuldners treten sollen, ist die französische Interpretation willkommen. Je kleiner die Summe der Gesamtschuld ist, desto leichter wird die Last, die Serbien, Bulgarien und Griechenland auf ihre Schultern zu nehmen haben. Die deutschen Agenten werden sich der gallischen Rechenkunst nicht anschließen. Die Franzosen glauben vielleicht an den viel gepriesenen Erfolg des deutsch-britischen Abkommens über die letzte Strecke der Bagdadbahn und suchen sich in ihrer Weise an diesem vermeintlichen Succès zu freuen. Die Finanzkonferenz hat auch zu entscheiden, wer für die Vorschüsse einstehen muß, die der Türkei seit dem Beginn des Krieges gegeben wurden; 23 Millionen Türkenpfund.

Serbien und Bulgarien sind auf das französische Portemonnaie



angewiesen. Ob es sich heimlich öffnet, wenn sie Krieg gegen einander führen? Die französische Finanz hatte sich im vorigen Jahr schon zur „Veredelung“ der bulgarischen Staatsschuld gerüstet; 180 Millionen Francs waren für den Zweck bestimmt. Aber es kam anders. Statt der Hebung des Kredits war die Hebung von Vorschüssen nöthig. Wenn nun die Franzmänner den Laden zumachen, bringen sie sich am Ende um ihr eigenes Geld. Treibt man Bulgarien ins wirthschaftliche Elend zurück, so haben die Gläubiger den Schaden. Ist ein Wunder, daß die gallische Grazie sich in galligen Zorn wandelt? Gute Rechner haben festgestellt, daß die Summen, die Frankreich in nächster Zeit ans Ausland geben wird, 3 bis 4 Milliarden Francs betragen. Und dabei sind die eigenen Geldgeschäfte der Regierung noch in der Schwebe. Die Nervosität steigert sich, wenn aus dem Lager des Dreibundes mit Pfeilen geschossen wird. Das thaten die Italiener mit der Wiedereinführung ihres „Affidavit“. Bis 1904 mußten die Besitzer italienischer Rente, die die Coupons im Ausland zur Einlösung vorlegten, die eidesstattliche Versicherung abgeben, daß sie Ausländer und Inhaber der Schuldtitres seien, deren Binscheine sie präsentirten. Da die Coupons im Inland nur in Papier ausgezahlt wurden, sollte verhindert werden, daß sie von Italienern ins Ausland geschickt wurden, um dort das Goldagio zu gewinnen. Auf diese Weise wurde eine für den Schuldnerstaat sehr unangenehme Speculation möglich. Der berliner Unternehmer kaufte die Coupons in Italien, zahlte dort den Papierpreis und löste sie dann in Deutschland gegen Gold ein. Ein Affidavit lassen sich natürlich nur solche Staaten geben, die nicht im vollen Besitz der wirthschaftlichen Leistungsfähigkeit sind und kein vollwerthiges Papiergeld haben. Italien konnte die Schutzmaßregel aufheben, nachdem seine Valuta regulirt worden war. Das Königreich hat die Konvertirung seiner hochverzinslichen Anleihen in 3½ prozentige Titres durchgeführt und, während Deutschland 4 prozentige Renten ausgeben mußte, den neuen Typ beibehalten. Nun scheint, durch den Krieg und die „Pazifizierung“ der neuen nordafrikanischen Provinz, die Reserve des Staatsschatzes langsam wegzutröpfeln. Vor Jahr und Tag hieß es, die italienische Regierung habe mit dem Haus Rothschild eine Anleihe von 300 Millionen Francs abgeschlossen. Dem Gerücht wurde schroff widersprochen. Vielleicht war das Geschäft nur aufgeschoben. Dann könnte man zweifelhaft sein, ob es noch heute unter den Bedingungen von 1912 vereinbart würde. Die Konvertirung der italienischen Rente hatte die für Deutschland nützliche Folge, daß der größte Theil der in deutschen Besitz gelangten Italiener in die Heimath zurückwanderte. Nicht so glücklich verlief die Sache für Frankreich. Dort blieben die italienischen Papiere festhaft; denn der französische Rentner war nicht durch die Industrie verwöhnt und hatte mit 3½ Prozent Zinsen noch immer genug. Deshalb trafe die Erneuerung des Affidavit zunächst die Franzosen.

L a d o n.



Herausgeber:  
MaXimilian Harden.  
Dreiundachtzigster Band.  
Berlin.  
Verlag der Zukunft.  
1913







Inhalt.  
Agadir, vor s Berlin»Paris.  
Aktionärrechte 165  
Amerikanische Eisenbahnen s.  
Fünfprozentige.  
Amerikanische Geschichte . . . , 153  
Amerikanische Handelsverträge  
s. U, S. A.  
Aesthetik s, Cohens.  
Balkan s. Moritz und Rina  
s, a. Mummenschanz,  
Balkankrieg s. Ursachen s. a.  
Weidlicher Hengst.  
Balkan»Memortal 171  
, II ..... 205  
III 239  
Bankenkartell 40«  
Banknoten s. Kapitalsteuern.  
Berlin.Paris 103  
Bethmann»Hollweg im Reichs»  
tag s. Weidlicher Hengst.  
Bismarck, nach s. Berlin»  
Paris.  
Botschafterreunion s. Balkan »  
Memorial II.  
Briefe 429  
Bulgarien s. Balkan»Me»  
morial.  
Bürgermeister s, Iuristen.  
Büßer 189  
Cadinen s. Moritz und Rina.  
Chinesische Anleihen f. Fünf»  
prozentige.  
Clemenceau s. Spektakel.  
Cohens Aesthetik 123  
Dante als Politiker 341  
Deutsche Botschaft, die, in  
Petersburg 259  
Deutsche Dichtung s. Dreißig  
Iahre.  
Deutsche Staatspapiere s. Krisis.  
Äiamanten s. Luxuswerth.  
Dienstpflicht, dreijährige, in  
Frankreich f. Spektakel,  
Disraeli 82  
Dreißig Iahre deutscher Dichtung 290  
Edikt s. Konstantinisches.  
Einheit und Fortschritt s.  
Mummenschanz.  
Eisen s. Scheidung.  
Elektroindustrie s. Scheidung.  
Erscheinung 349  
k^elix ^ustriä? s, Balkan»  
Memorial II.  
Frankreichs Wehrmacht s,  
Berlin»Parts.  
Fritzensgedichte 300  
Fünfprozentige 296  
Für Schlesien 169  
Gefahr für die Geisteswissen»  
schaften, eine 16, 421  
Geisteswissenschaften f. Gefahr  
s. a, Lamprecht.  
Geldpolitik 338  
Genschow « Co. s, Aktionär»  
rechte.  
Geschichte s. Amerikanische,  
Gold s. Luxuswerth.  
Gossudar aller Slaven, s.  
Mummenschanz,  
Goethes Naturbetrachtung .358  
tzeeresvermehrung für Schlesien  
s. Für Schlesien.  
Hochzeitschüsseln, kalte s. Spek-  
takel.  
Iahrhundertfestspiel in Bres»  
lau s. Mummenschanz.  
Iahrhundertsweilern s. Mum»  
menschanz.



Iubiläumthaler s. Moritz und Rina.  
Iuristen als Bürgermeister . . 28  
Kanada.Aktien s. Krisis.  
Kapitalsteuern 6S  
Königssohn, der 146  
Konstantinisches Edikt und Papstthum 22«  
Krisis? ^369  
Krupp K Co. s. Spektakel.  
Kunst und Wissenschaft s. ?etits t^ours.  
Lamprecht, Karl, an 230  
Lazzis.Balkan.MemoriallI.  
Liebe, die große ... 284  
Londoner Friede s. Trige» minus.  
Luftschiffahrt f. Wissenschaft. liche.  
Luxuswerth 134  
^aceäoine s, Trigeminus.  
Moden s, Moritz und Rina.  
Morgan, s. Kapitalsteuern  
Moritz und Rina 1  
Mummenschanz 375  
Nancy s. Berlin»Paris s. a. ?etits k^ours.  
Nemes, der Sammler 322  
Nicola s. Balkan.Memo» rial II.  
Oesterreichische Staatsanleihen s. Orientalia.  
Orientalia 196  
Orientbahnen s. Orientalia, Ozanam 335  
Papstthum s. Konstantini» sches.  
petits cours 69  
Philippe, Charles.Louis .... 50  
Pius X. s. ?etits ?ours.  
Polnischen Bauern, die .... 144  
Recht, das, auf den Tod.... 294  
Redl s. Trigeminus.  
Referendarsjammer .... 305, 373  
Reichstag s. ?etits t^ours.  
Reichstagskränzchen s. Weid. licher Hengst.  
Religion s, Russische.  
Rentenkapital 437  
Russische Finanzen s. Geld» Politik.  
Russische Religion 88  
Scheideweg?, am. 99  
Schewket Pascha s. Mummen- schanz.  
Schiffahrt s, Scheideweg  
Schlesien s. Für Schlesien.  
Siebenschläfer 409  
Skutari 137  
Slava s. Balkan.Memo- rial III.  
Spektakel 273  
Stadtbahn s. ?etits k^ours.  
Starkcr Tabak 25'  
Synopsis s. Balkan»Memo» rial III.  
Tabak s. Starker.  
Telepathie 13«  
Tigers Zahn, des s. Spektakel.  
Trigeminus 307  
Ursachen des Balkankrieges, die 48  
USA 269  
Verse IS, 265  
Vits vecckiä 397  
Waffen und Munition 234  
Wehrsteuer s. Moritz u. Rina.  
Weidliche Hengst, der 35  
Weltanschauung der Halbge» bildeten, die 388  
Wilson, Woodrow 199  
Wilson s. a. petits r^ours.  
Wissenschaftliche Luftschiffahrt . 35«  
Ziel, das s. Balkan»Memo» rial I.



Berlin, den 5. April 1913.  
Moritz und Rina.  
Kressin, Ouasimodo 1913.  
Freundwillig lieber Herr Bruder!  
^aß DeineReden mit eisernem Griffel aufBlei geschrieben,  
zu ewigem Gedächtniß in einen Fels gehauen würden!!'  
Paßt auf den unheiligen Moritz nicht schlechter als auf den From-  
men aus Uz, den kein Eliphas zum Heuchler krumm hämmern  
konnte. Und als ichs in aller Herrgottsfrühe gelesen hatte, stand  
der Entschluß fest, meinen Knicks zu machen. Ohne Komplimen»  
tirerei: Bist bei mir obenauf. Wurscht (comme ciit lautre)?Nie be-  
zweifelt. Hindert aber nicht, daß auf die alten Tage mein gläubi»  
ges Herze dem Bruder zuwächst. Wo es um Staatliches geht;  
nicht, versteht sich, im Hinterpommern meines Glaubens, das  
längst die Hoffnung aufgab, Dir, als reuig Heimkehrendem, je  
noch einKalb zuschlachten. ImWeltlichen: auf höchster Mittags»  
höhe. Trotz Magen Gefahr möchte herunterschlucken, was, Jahre  
lang, an Widerspruch über die Zähne kam. Kein behaglicher Zu-  
stand. Bis in aschgraue Unendlichkeit klüger schienst mir stets;  
doch ich saß warm in tröstenderZuversicht, freute mich mit altern»  
den Augen an der grünen Hecke und dachte: Allzu viel Scharf»  
sinn verfehlt die Kerbe. Aus. Grinsest freilich und Meinst, ich sei,  
wie (toute Proportion Zaräee) der Einzige von übermorgen, bis ins  
Bahrtuch dem Teutonenteufel verschrieben und dürfe deshalb



Die Zukunft.

nicht inFrömmheit Paradiren. Vielleicht; muß so verbraucht wer»  
den. Und stöhne selbst, weil er mich fester als jemals an der Kinn»  
kette hat. Seit dem Hochzeitspektakel. War für abgetragene Ner»  
den Wohl ein Bischen zu viel. Die ganze Bude umräumen, Hetz»  
reise nach Berlin, um alles Nöthige, Hals über Kopf, selbst zu  
besorgen, vier Tage lang das Häuschen dick voll und die Seele  
nicht gerade in Meeresstille: Das setzt sich nicht in die Kleider.  
Wenn Mieze nicht Küche, Dein gräßlich sachkundiger Schwager  
Keller abgenommen hätte, wärs nicht gegangen. Ihr wolltet ja,  
nett wie immer,Alles machen und riefet: X Lerlin! Dawäreaber,  
erstens, nähere und weitere Verwandtschaft des Herrn Geheimen  
Kommerzienrathes(GeheimrathistsürmichwasAnderesundsolls  
bleiben) nicht abzuwimmeln gewesen; und man mußte, zweitens,  
doch zeigen, daß man sich nicht lumpen läßt. Ueberstanden;gut:da  
sogar derAreundwilligemitWorten streichelte. Mindestens ohne  
lauten Mißklang. Danach aber schachmatt. Sechs Wochen nur  
Familiäres ist auch für mütterliche Gemüther happig. Weißt noch,  
wie mich in ausspottetest, weil nicht der geringste Hang mehr,  
fürs Römische Reich zu sorgen? Der verhutzelt, wenn Aufgebot,  
Herberge, Atzuug, Plaisir zu bereiten und fünfzig Verwöhnte in  
einer Landklitsche anständig zu amusirensind. DieRuheschmeckte.  
Gesellschaftlich Verpflichtendes war im Ramsch abgcthan oder  
mit einleuchtendem Vorwand wegzuschieben. Von beiden Paaren  
kamen muntere Berichte und die Seligkeit des Jungen (dessen  
Luischen schon in Portofino die Beschwerden des Kmil/vs/zu  
spüren beginnt) half durch die Winterszeit am stillen He^d. Die,  
obendrein, fürAdolf, weil wenig Kälte, die beste seit Jahren war.  
Das, so zu sagen, Innerste schrie aber Nach Labe. Ein milder Fe»  
bruar in Paris wäre nicht schlecht gewesen. Nach Hochzeit und  
vor Vermögensabgabe nichts für arme Leute. Da trieb Heißhunger  
sacht wieder ins Allgemeine. Leider. Denn nun ist die Stimmung  
so gründlich verhagelt, daß derMannDeinerWahl seineFreude  
dran hat und felbst der unwahrscheinlich frühe Lenzkeine Heiterkeit,  
aus den Knollen zaubert. Ostern war draußen hübsch, drinnen  
ohne Helles Geläut und auferstehende Hoffnung. Und jetzt blickt  
das Auge auf Aurikel und Anemone (im März !), auf junges Grün  
und Kastanienknospen, als käme in Nebeln schon der grämliche  
Herbst angeschlichen und murmelte zwischen schwarzen Freiß»



Moritz und Rin«j  
slümpfcñ: Diesmal, Sippschaft, giebts nur 'ne grüne Coulissee;  
wirst Du um die Frühlingslust ohne Erbarmen geprellt.  
Das Jahr konnte so schön fein. Trotz Türken und'Balkan»  
wütherichen ernsthafte Freude bringen. Ein Fest, das jeder ehr»  
liche Preuße mitfeiern konnte, und einen Stolz, der nicht aus  
großem Mund zu reden braucht. Scharn Horst, Gneisenau,Blüchcr,  
Stein.Porck: selbst der kressiner Hausherr wird fast andächtig.wcnn  
<r dieNamen nennt. Hörst noch Vater erzählen? Mit dem letzten  
Brand in den armen Zehen wurde er dann wiederjung. Und immer  
derSchluß: „Dasbleibtuns.«Istsgelieben?Merkenichts.Patzke  
hatte sich einen Iubelthaler verschafft; mit dem geprägten Bild und  
der Aufschrift: »Der König rief und Alle, Alle kamen/ Ob der Vers  
vonSchillersei.Adolf,aufallenVerstandeshufenbeschlaHett,trabte  
los. Schiller? Wohin solche Kütscherseele denkt! Voü Clauren  
ist der Kram; von einem der ekligsten Geschmacksverderber, die  
Deutschland je erdulden mußte; von einem Kerl, den der sanfte  
Hauff schon, wegen platter Gemeinheit und schleimiger „Pikante»  
ric«, an den Pranger geschnürt hat. «Den sucht uns Herr Beth»  
mann aus. Der, nicht etwa Schiller oder Kleist, muß das Motto  
fürs Feiertag liefern. Warum? Weil der Kujon den Staats»  
anzeiger redigiert hat; und weil aus seinen Worten Unwissende  
schließen könnten, der König habe wirklich gerufen. Ist ihm nicht  
eingefallen. Der König hat die besten Männer, Stein, Scharnhorst,  
Vorck und manchenAnderen, spottschlecht behandelt,sich,so lange  
es irgend ging, gegen den Entschluß zum Krieg gesträubt und erst  
gerufen, als Stummheit auf dem Thron nicht mehr möglich war  
und die Russen auf ihrem tauroggener Schein standen. Für den  
Goldmacher Heun, der feinen Quark unter demDccknamcn Clan»  
ren insBreite spedirte,war der über die Futterkrippe verfügende  
König der glorreichste Held. Drum prangt derMimiliklckser jetzt  
auf königlich preußischer Münze. Ein kleiner Skandal, der in dem  
großen, täglichen ungerochen mitschwimmt." Ein Auszug nur;  
kannst Dir das Ganze allein vorstellen. Auch, daß ichs nicht glau»  
ben wollte. Stimmt aber. Viele Sommer sind hin, seit HauffZ  
.Mann imMond" uns ergö tzte; doch den Krach, dens gab, weil die  
magere Life Clauren geschmökert hatte, werde nie vergessen. Heute:  
Äationäldichter für die höchsten Feiertage. Muß denn durchaus  
Alles veregelt werden? Die Leute sind nicht Mehr pfahlblind und



u Die Zukunft. .  
st ocktaub wie donnemals; und wenns Fragen regnet, schämtUnser-  
cins sich die Augen aus dem Kopf. Du alte Preußenherrlichkcit!  
Kann nicht länger mit. Da war die Verlobung der jungen Prin»  
zesstn. Jeder freute sich. Ein schwarzer Stein weniger auf unserer  
Brettseite.Warum aber nicht im Elternhaus, wie sonst in guten Fa-  
milien? Warum, ohne Vater Welf und Mama Dänin, in Karls»  
ruhe, Braut und Mutter dann nach Gmunden und der lange März  
ohne Gegenbesuch? Empfindlichkeiten schonen: gehört sich; darf  
aber nicht aussehen, als müsse Entschuldigung erbeten und die  
unfaßbare Auszeichnung mit Resignation bezahlt werden. Auch  
die Photographie, für die sichdieBraut auf den Gartentisch geset^  
hatte, wäre im Engsten besser aufgehoben gewesen. Späße fröh>  
licherlugend;inWochenblätternalsoffiziellesBildderverlobten  
Kaisertochter: nicht mein Fall. Dann Cadinen. Hier, wo Verhält»  
nisse und Personen halbwegs bekannt, von Hcrrschaftund Gesinde  
einen Monat lang durchgehehelt. Jetzt heits, daß in Ordnung  
kommodem angeblich wegenNntauglichkeit»'rausgeschmifsenen"  
Pächter auf sein Immediatgesuch vom fünfzehnten Februar eine  
huldvolle Antwortgegeben, hohes Schmerzensgeld und die Krön?  
Vierter auf die Wunde gepappt wird. Ein wahrer Segen; nur  
etwas spät. Schafft auch die Thatsache nicht aus der Welt, dak  
man denAllerdurchlauchtigsten falsche Ziffern und unbegründete  
Kränkung aussprechen und durch die Druckermaschine verbreiten  
ließ. Des Herrn Kanzlers Excellenz stand daneben und blieb, wie  
Aphrodite vor Paris, stumm. Wenn Adolf, auch nur vor Nach-  
barschaft, über ein lebendiges Hausmöbel so geredet hätte,, wäre  
Deine Schwester dazwischen gesprungen. Weil sie nicht klebt und  
sich dieVerwegenheit erstmitdemAthemabgewöhnenwird.Holl»  
weg will bleiben und, wenn geschieden sein muß, nach Straßburg  
(die Pension langt nicht fürsStandesgemäe);nicktalsozuAllem.  
„Lasset mir den Etzdorf inRuhe!" Das hat, mehr als einmal, die  
festesten Westpreußen eingeschüchtert. Trotzdem dcrHinwcis,daß  
es irgendwo hapernmüsse, wenn einKaiserlicherBevollmächtigter  
imKreis eine so schlechte Stellung habe.schliclich nicht dcnKopf  
kosten konnte. Wer aber riskirt noch das Kleinste? Von gutem  
Preußenadel kam Heiterkeit. Beifall, Dank für die Rocigenrede.  
Habe das Blatt in Vaters Bibel. An Butagen nachzulesen.  
DasEuropäisch»Türlischc so durchsichtig wie cmebisan dcn^



Moritz und Rina.  
Pfropfenhals volle Tintenflasche. Wenn nicht Neujahr voraus-  
gesagt hättest, man werde, um Oesterreichs Schwitzkur zu vcr»  
längern, die Sache bis ins Frühjahr hinziehen, fände mich gar  
«icht zurecht. Kaum noch lesbar. Bombensicher nur, daß für uns  
kein Bröckchen abfällt und daß gegen unsere Türkenschwärmerei  
kein Kraut gewachsen ist. Habe für Serben, Kroaten und ähnliche  
Pflanzen nichts übrig. Besser als Haremsgelichter sind sie aber,  
fürs Erste auch nicht auszujäten; und schlagen sich, daß sogar der  
Marineeidam salutiert. Wir? Zeigen die kalte Schulter und  
schimpfen. Feinde, sagte Bismarck bei Geflügelpurse, muß man  
rotschlagen oder zu Freunden machen. War einmal. Kannst mir  
verrathen, was uns dieLoblieder aufHerrnSchükri(oderwie der  
Pascha sonst heißt) eintragen? KeineAhnung, ob seine Pflicht er-  
füllt hat oder ein Stoessel war, murmelt Adolf; meint, daß auch  
dieSchreiberdavonnichts wissenkönnenund daßmit dem Schwert  
jedenfalls nicht so weit gekommen ist wie mit dem Mund. »Kein.  
Steinbleibt auf dem anderen; ehe ich dieFestungdemFcind lasse,  
sprenge ich michmitihrin dieLuft.DieStadt stehtnoch.hatte noch für  
eine Weile Lebensmittel; und dcrGeneral sitzt beiFerdinand im  
Hotelzimmer." Soldatcnblutmußte diesmal für die Bulgaren sein.  
FelssteinwälleerkletternundeineFestungimSturmnehmen:Das  
war lange nicht. Und wer dafür das Leben einsetzt, weil er die Er»  
«berung eigener Kraft, nicht fremder Gnade verdanken will, darf  
allerlei Hochachtung fordern. Noblesse ist aus derMode. Auch auf  
das kleineMontenegrowird vonallen Seiten eingehauen; weiles  
nicht schlapp ist. Mit diesem Geist hätten wir vor hundert Jahren  
nicht gesiegt. Würden auch morgen nicht; denn die dreizehnhundert  
Millionen machen zwar Kohl fett, bringen aber keinen Willen ins  
Mark. Iiebrigens das Tollste, was jeerlebt. Früher wurde Welt-  
untergang angedroht, wenn für die Armee zweihundert verlangt  
waren. Jetzt werden wir ermahnt, höchst dankbar zu sein. Für die  
Versäumniß, die sich nun so bitter rächt, oder für den Muth, der  
tief in AndererTaschen greift? Ob nöthig,hoffe,vonDir zuhören.  
DaßAvancement bis hoch über die Stabsecke hinaus befserwird,  
könnte mich freuen, wenn der Junge noch den Rock des Königs  
trüge. Vorbei. Sohatmannurdie neueLast,diewiederzwingt,mit  
anständigem Genuß zu knausern. Ist bei Euch der Enthusiasmus  
für die Sache wirklich so groß, wie man liest, dann wärs nützlich,



S  
Die Zukunft.  
ein paar Führen aufs Land zu schicken. Hier blüht die Primel»  
forte nicht. Jeder schüttelt den Kopf, sieht schlechte Zeit und är»  
gere Leutenoth voraus und bietet die Wette, daß Ordentliches  
doch nicht draus werde. Am Meisten verdrießt das uncrnste  
Gehabe mit 1313 und die ewige Predigt, Opfer zu bringen. Der  
Landwehrmajor: „Den Vortritt hat das Königreich. Ich bin  
nicht derNächste dazu und warte das gute Beispiel von oben ab.  
Angeborene Bescheidenheit hindert, mich vorzudrängen. So lange  
das wertheReich wieeinVerschwendcr wirtschaftet undderUn»  
terthan aus seinemBlättchen erfährt,daß der Kaiserliche Hofstaat  
für achttägigen Aufenthalt nachHomburgfünfzigPferde undsech»  
zehn Automobile mitgenommen hat, kann keinVernünftiger glau»  
den, dieZeitsei wiedergekehrt, wo man das silberne Tischzeug fürs  
Vaterland hingeben mußte."Die Tonart ist nicht vereinzelt.Und  
oft frage ich mich,was schrecklicher sei: die tiefe Mißstimmung, die  
man überall fühlt, oder die Heuchelei, die sie verbirgt und sofort  
stramm steht, wenn ein nicht ganzZuverlässiger hereinplatzt. Das  
gabs bei uns noch nie, seit ich mitlaufe. Nicht drei Dutzend bcta»  
mestfür den geplanten Aufruf zumTreibund.Unddoch istEmcm,  
als müßte der Mann, der von derrichtigen Stelle ausundimrich»  
tigen Ton spräche, die ganze Schaar der Guten hinter sich haben.  
Schwindel wirkt nichtmehr; undZorn schläft nicht fester als einH ii I>  
nerhund. Vielleicht erlebens die Kinder. Wir? Mich überläuft,  
wenn von der »ernsten Zeit" und den «gewalligen Enlscheidun»  
gen" höre. Als ob wir danach lebten! Als ob es zu Enlscheidun»  
gen langte! Hochzeit (König und Königin von England, hieß es  
gestern hier, kommen und Bethmännchen sieht den Himmel voll  
Geigen), Jubiläum, Kieler Woche etc. pp., im Herbst die Krümel  
der Jahrhundertfeier. Das ist unsere Welt. Das heißt eineWeltt  
Hörst ausAlledem hcr aus,wie gern fröhlich würde, dann ist  
dieser von Greisentrübsinn und Märzhitze verhunzte Brief nicht  
ganz umsonst. Lotte will, soll und muß einen besseren haben. Die  
ist zu beneiden: nicht etwa um denGefährten, der länger alsNi»  
non emsig bleibt, sondern um ruhige Zuversicht. Möchte den La»  
den kennen, wo sie zu kaufen ist. Gratis von Moritz? Verpflichte  
mich, dieTrostrede zu ewigem GedächtnißinFcls zuhauen.Bitte  
aber: bald. In mirists öd und die Necksucht selbst flügellahm. Hast  
Recht behalten. Zu sehr. Dennoch grollt Dir nübt  
Rina.



Moritz und Rina,  
7  
Berlin. Bismarcktag 1913.  
Liebste!  
I.iKe I^iobe, all tears? Und kein Fünkchen alter Munterkeit  
in der lieben Epistel, die trotzdem mit verwandtem Herzschlag er-  
quickt? Das darf nicht dauern. Wird nicht. Die Hitzwelle hats  
auch Dir angethan. Wie Allen. War vorgestern drauf und dran,  
ausführlich zu schreiben. Nicht Politisches, das ja nur nach Her-  
ausforderungnoch möglich. Ueber'berlinFrühlingund Moden.  
Der letzteMärzfonntag hatte es in sich. EinGcwimincl, wiesonst  
kaum im Mai, wenn die Knospen springen. Bolksthünlich bis in  
die Heiligen Hallen, wo schlechter Kaffee dreißig Pfennige kostet  
und Kuchenpackete niemals entwickelt werden dürfen. Hättest, wie  
Manrikos Kolorirende, unter Thränen gelächelt. Abertaufend  
Verkäuferinnen und sonstwie Angestellte in Lcnzmontur. Kurze  
und lange, fette und magere, scheue und kecke. Manche noch mit  
der Freundin, viele schon mit dem Freund innig gepaart. Alle in  
fest geschnürtem Mieder, dessenDehnungnach unten so schwer zu  
begrenzen scheint wie Nordalbanien. Auf allen Köpschen (denen  
Ponysträhnen wieder erlaubt sind)Töpschn odcrPsännchn aus  
Strohmit Deckeloder Schleifeaus buntcrScide; wenn dcrReiher  
noch unerschwinglich ist. Acht von Zehn in dunkelblauem Kamm-  
garn oder Cheviot; kurzerlacke, kürzcnrR ock. Unter dessen Saum  
gabelt sichs. Oft steht man noch die hochhackigen Lackschuhe und  
durchbrochenen Strümpfe, in denen dicHcrenzunst hier bei sechs  
Grad Kälte herumwippte und die von Natnrrechtes wegen doch  
, erst jetzt an den Tag kommen müßten. Was aber auf Stil hält, hat  
Lackstiefel mit weißem oder hellgrauem Einsatz an; und gönntden  
Wandelnden den Anblick wunderholderBazarwaare. »In allen  
Preislagen". (Stiefel, versteht sich; was moine Sie denn?) Die  
Weiblichkeit, ders noch irgendwie erreichbar ist, preßt sich ins  
Ewig-Kindliche zurück. Stellst Dirs vor? Augen, in denen ein  
Blocksberg sich spiegelt; zwischen Stahl und Fischbein, auf bei»  
den Fronten, Alles, was einst Männerbegehr war; dazu Lack»  
schühchen mit breiter Seidenschleife und Strümpfe, durch deren  
Garnfenster die Beinhaut schimmert. Schön ist Häßlich; t«ul is  
ksir.DasBachfischchen (nach Kurszetteljargon) offenbar»gefragt"  
und die Zeit fern, wo alle Pulse nach Lebendgewicht klopften. Der  
VolkswirthfreutsichdesWohlstandcs, dcrcsolchcnMasscnausputz



S

Die Zukunft.

gestattet. Alles lag ja, mit Spitzenjabot undVulgarcnkragen, de» reit, als dieSonne uns plötzlich mit Maistrahlcn foppte; und der Schätzer deutscher Gediegenheit darf nicht zweifeln, daß nicht Jedem sofort Sichtbares anQuatttät und Reine dem Sichtbaren gleicht. Eher, ob der Drang ins Uniforme auf die Liste löblicher Eigenschaften zu setzen sei. Den guten Kindern ist abzumerken, daß sie sich unglücklich fühlen, wenn von Kopf zu Fnß nicht Alles ist, wie die Mehrheit es trägt. Zwei Stunden könnte man laufen, ohne Eine zu finden, die sich nach ihrer Fasson kleidet. Was, trotz den «ccasions derWaarenhäuser(diefürdieRcvolution deutscher Großstadtkleidung verantwortlich sind), nicht einmal stets theurer wäre; aber selbständigen Geschmack und ein Stückchen Persön-lichkeit voraussetzt. Darüber wollte Allerlei plaudern. Kalchas undAdolf wissen, warum. Da rief die lieblichste Alraune in schwe» rerePflicht. Viel schwerere: weil der Docht meiner Hoffnung noch tieferherabgebrannt ist als inRinas glühendemLäMpchen.Aber der Kiebitz hat sich gefputet und nach der Suppe kam derForster, dem unser Fürst so gern abends Reverenz erwies. Zu gastrono-misch? Auch gut. Also: an einem erstenApriltag bepackten sie Fritz von Preußen mit der Reichsacht; wollte Napoleon sich durch die Hochzeit mit Marie Luise in Deutschland verankern; mußte sein Bassano dem pariserSenatPreußensKriegserklärung vorlegen; wurde Bismarck geboren. Da darf kein Rabe krächzen. Gebiete Deinen Thränen! Zwischen Penthesilea und Lore Prohaska, die als August Renz unter den schwarzen Lützowern focht, ist Dein Platz, nicht imSpital nassen Jammers. »Ehrentvolloder nie siehst Du mich wieder", schrieb das tapfere Mädcl an denBruder. Und verrieth sein Geschlecht erst, als eine Franzosenkugel ihm an der Göhrde den Schenkel zerschmettertund den Lebensfaden zerrissen hatte. Woraus der Gentleman der berlinerWetztanzsäle schließen mag, daß diese Eleonore im Format für die Mode unseres herr-lichen Tages taugte; dernichtsoZeitgemäßeAnderes. Erlassেমir in Gnaden Saekularvergleiche. Hinken sämmtlich; und wirken meist sakrilegisch.NichtmalFriedrich Wilhelms dresdenerApril» wort läßt sich unter unseremMond brauchen: «AnderenihrPri, vateigenthum zunehmen, ist niemals meine Manier gewesen." Jetzt wird, zum ersten Mal, dieses Eigenthum auf Reichs-befehl angetastet. Nur mit unserer Zustimmung. So lügen sie alle



Moritz und Rina.

S  
'Tage. Reichstag und Presse müssen zustimmen. Und könnens kaum abwarten. Natürlich. Wenn ich Kanzleiräthe zusammen-trommle und ihnen sage, für unsere Veteranen müsse endlichDurchgreifendes geschehen und deshalb Jedem, der hundertTausend-, markscheine hat, einer weggenommen werden, giebts ein Jubel» gewitter. Wahrscheinlich sofort dann den Antrag, lieberzwei oder drei von den braunenLappen in die Staatskiste zu legen. Enthusiasmus? Suche mit der Laterne Einen, der im Kämmerlein nicht zugiebt, daßplumperundleichtfertigernochni-rgendsein Dilettant gehaust hat und der Entwurf, politisch, volkswirthschaftlich, steuer» technisch, alle Fehler vereint, die in der Eile zu erdenken waren. Seine nicht mal verschämte Ungerechtigkeit riecht manaufSchritt undTritt. Wer einMenschenalter lang gespart und für den Spät-abend achttausend Mark Zinsen erübrigt hat, muß vom Kapital tausend geben; Leute ohne Vermögen, aber mit hoher Pension oder Einnahme (bis zu fünfzigtausend Mark), bleiben unbelastet. Auch wenn derRcmtner sechs Kinder zu füttern hat undderPen-sionär lunggefeUe ist. Ein Gesetz gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen der Kapitalsbildner. Auch gegen dieSelbständigkeit und Zukunft derBundesstaaten und Kommunen. Das wittert Je-der.DieVerehrlichen, die darüber schreiben, kostet dasSpäßchen aber nichts. Vermögen über zehn-, Einkommen über fünfzigtau-send Mark sind da das Rarste vom Raren. Also wird jedes Ver» nunftbedenken wie Landesverrat!) behandelt. Die Hohe Finanz, der eine fette Aufsichtrathsstelle mehr ausschwitzt, als der Extra» bote abholen kann, stemmte sich mit aller Kraft gegen Anleihen. Der Abgeordnete, auch selten ein auf dem Geldsack Sitzender, hängt nicht an den Stimmen der paar Wohlhabenden des Wahlkreises und kann sich als Crispinsjünger aufspielen,wenn Alles ohne Kon» sumsteuer und »Belastung der schwachen Schultern" ins Reine gebracht worden ist.So liegts. Das ist die »freudigeZuslimmung derNation." Wer ein Wort dagegen wagt, ist ein Filz, will nachts desertiren und läßt das theure Vaterland in der Patsche. Meinst, hier sei demUnsinn dieWelt schonmitBretternvcr-nagelt? Nee,Liebeken:die reicht viel weiter.Stehst amBranden-burgerThor und sollst auf gerader Straße bis nach Döberitz. Mußt Dich zunächst in den Entschluß strecken, das Gesamtplänchn großartig,gewaltig, grandios (zu gefälligerAuswahl) zu nennen.



Die Zukunft.

Weil nur ein Löwenhirn so-Ungemeines aushecken konnte. Die-Erinnerung, daß es allen Zeiten caesarischer Wirthschaft gemein war und daß Bülow. wenn er dahinaus wollte. auf der Schlitterbahn .der Nachlaßsteuer nicht sein rechtes Bein zu verstauchen brauchte, schärst sich nicht ein. Gewaltig und Opfer: die Pfanne ist ausgeschmiert und über Hellem Feuer wirds im Handumdrehen gar. Die allersaftigsten Fehler sind, von Bismarcks Entlassung über die Burendepesche und das lothringer Wahlrecht bis nach Agadir. bei uns immer mUdröhncndem Hurra gefeiert worden. Wer aber fein Setzci mit allen primeurs-des Lenzes garniren will, Der muß auch für die Freiheit noch ein Bischen Torf abbrennen. Weißt denn nicht, wo uns der Schuh drückt? »Die Staatsgcwalt ist in den Händen einer kleinen, aber mächtigen Klasse"; der Lunker, versteht sich, die uns Delbrück, Lisko, Kühn, Solf, Kraelke, Tirpitz, Lentze, Breitenbach, Sydow, Beseler und andere Uradelssprossen auf den Hals gehetzt haben. Dazu kommt «die ungesetzliche Wahlkreisgeometrie im Reich und das ungerechte Wahlgesetz in Preußen". Schnell also her mit dem einzig wahren, bewährten, allgemeinen, gleichen, direkten Wahlrecht und mit einem Mandatarsürje hunderttausend Wähler; dann wird der Liberalismus zwar stimmlos, in beiden Hohen Häusern der Reichshauptstadt herrscht die rothe Genossenschaft, aber unser Weltgeschäft giebt lor ever die üppigsten Dividenden. Was für Adolf; lacht sich aus Zipperlein auf den höchsten Aktienast. Solches Blech ist heute noch abzusetzen. Trotzdem alle Erfahrung der Erdgeschichte lehrt, daß Machtmehrung meist nur zu erlangen war, wenn zuvor Einer den Massenwillen geduckt oder in Schlaf geschwatzt hatte; und trotzdem mit des Blinden Krückstock zu fühlen ist, daß wir, weil als Reich noch nicht satt und als Nation noch nicht einig, auf Demokratie und anderen »Komfort der Neuzeit" noch für eine Weile verzichten müssen. Ohne Umschweif: weil wir mit Krieg zu rechnen haben, darf das dazu nöthige Stück Barbarenthum nicht aus dem Pökel. Frei, gleich, brüderlich waren 1813 die Franzosen; sie hatten die höhere Kultur, die ganz beträchtlich größere Menschenrechtsportion und ihr Staatszustand bot dem Sohn des Gassenkehrers die Möglichkeit, Marschall, Minister, Präsident oder Kaiser zu werden. Trügt mein Gedächtniß nicht, so sind sie dennoch geschlagen worden. Eines Provinzjuri«-sten gekrönter Sohn von dem groben Lunker Blücher.



Moritz und Rina.

11

Zurück ins Tempelreich des gewaltigen Opfers. Was ist?  
I chre (Manche schelten: Jahrzehnte) lang ist für das Heer m^t  
gethan worden, was gelhan werden mußte. Aus Angst; um den  
Nachbar oder denMannaufderdeutschenStraßenicht zuärgern;  
weil die Panzerschiffe oder Kinkerlitzchen zu viel verschlangen.  
Schlimm genug.WerNothwendiges ausschiebt, bis derBedarfnur  
durchplötzlichcnRiesenaufwand zu decken ist, müßte vom Sitz des  
Geschäftsleiters herunter. Doch die Schuldfrage mag noch ruhen.  
Die allgemeine Wehrpflicht soll wicoerWahrheit und jedes Loch  
in der Rüstung ausgef.ickt werden. Schön. Deutschlands Volk  
undWirthschast kanns leisten.Je leiser, desto wirksamer. Verstan-  
dig bedachte Steuern; Vcrtriebsmonopole; wo Ungeheures ver-  
trunken, verputzt, verlüdertwird, kann auch der Konsum dem Staat  
noch mehr Zinsen. Da man das Häuflein derReichen nicht bis zur  
Entkräftungmelckcnkaim.bleibthieniedenallerStcuerweisheitletz»  
ter Schluß: Für die Dauer sind große Summen nur aus dem nicht  
unentbehrlichen Verbrauch der Masse zu holen. Die sorgt, Gott  
und den Nöthen seiDank, selbst dafür, daß der Druck nicht zu hart  
wird und von der Lohnhöhe Linderung kommt. Nüchterne Rech-  
nerei; wir brauchen für die nächsten drei Jahre je einehalbeMil-  
liarde über den Voranschlag; woher ohne Schinderei nehmen?  
Wissen Finanzminister und Reichsschatzsekretär keine Antwort,  
dann haben sie ihren Beruf verfehlt und sollen sich mit der Re-  
paratur von Regenschirmen fristen.Der über ihnen steht, braucht  
aberdenMuthzumWollcnunddarfnichtinAngftschweißundan»  
dcreFeuchtigkeitgrathen, wennlangwierige Fehde mitdemPar»  
lament nicht zu vermeiden ist. Wofürwirdbezahl? Iedermuß  
mal durch. Kanns, wenn was geleistet hat. »Unsere Hoffnung,  
die Wehrausgaben beschränken zu können, ist leider nicht haltbar  
geblieben. Wir können auf die Hunderttausende, die, trotz voller  
Tauglichkeit, bisher nicht eingestellt wurden, nicht länger verzich-  
ten. Oesterreich»Ungarn ist durch die Wandlung der Territorial-  
verhältnisse in Südosteuropa ernstlicher als während derTürten»  
verfallszeit bedroht und könnte nur mit verringerter Stoßgcwalt  
neben uns fechten. Wir fordern, was nothwendig ist, nicht eine  
MarkMehr;undwerden nicht weich, bisdasVerlangte demReich  
sicher ist." Ohne Genie und Titanenkraft zu machen. Bei uns?  
Theater. Der Schlaf der Welt wird gestört, von Opferpflicht und



Die Zukunft.  
Schicksalswende geschwafelt undmitdemSchcrfleidcrBundes-  
fürstengcwimpelt. Daist derGipfel.AberichtraueunsercnReichs-  
botcn kaum denNerv zu,aus dem die Antwort käme: «Wirdan-  
ken verbindlichst. DcnBundesfürsten ist Steuerfreiheit verbürgt;  
wollen sie sich des Privilegs begeben und, wie andere Sterbliche,  
ihrenBesitz deklariren: alleAchtung! Auf Abfall undAlmoscn ist  
das Reich nicht angewiesen. Jeder bleibe hübsch im Gehäuse seines  
Rechtes." Der Aktschluß könnte verpuffen. Wir sind nicht arm,  
nicht imGcmeineigcnthum gefährdet nnd können, bei umsichtiger  
Vorsorge, alles Nöthige anschaffen. Doch wir mimen: »1813°. Neu  
einstudirt; bei festlich beleuchtetem Haus. Die Noth pocht  
ansThor! Gebet Gold fürEifen! Kein würdeloses Feilschen und  
Knickern! (Nach der Politik in Bildern eine in Ausrufzeichen.)  
DerFeind blickt EuchmordgieriginsWeißedesAuges! (Läßtsich  
nicht, wie der Rosenduft von Kerkyra, auch Pulvergeruch übers  
Orchester spritzen?) DerFeind ist eher verdutzt; rasch aber aufge-  
heitert. «So schwer nehmen dieDeutschen selbst den Verlust ihres  
Türkentrumpfes? Famos. Anleihen und Normalsteuern erträgt  
ihr Reich nicht mehr? Gestern zwei starken Ländern felsenfest  
verbündet, Erbfrundschaft mit Rußland, zärtlichste Intimität  
mit England: und heute muß das Privatvermögen ans Messer,  
weil ringsum Feindschaft dräut und nur auf das eigene Schwert  
Verlaß ist? Dann pfeifen sie, wenninWestundOstnocheinHalb»  
dutzend Dopveldrea dnoughts gepanzert wird, bald auf dem letzten  
Loch / Nein, liebe Nachbarn; noch lange nicht auf dem vorletzten.  
Die Sache ist, wirklich, ganz einfach. Die Banken wollen endlich  
wieder mit Nutzen emittiren und scheuen den Wall der Staats-  
Papiere. Die Abgeordneten wollen dem geliebten Mittelstand,  
dessen Stimme sie wählt, Bier, Branntwein, Salz, Zucker nicht  
um ein Zehntel des Betrages vertheuern, den der Produzent oder  
Zwischenhändler morgen zuschlagen kann. Der Kanzler will nicht  
in den Kugelregen noch durch Massengemurr in die Iubiläums«  
gala. Die Straße soll jauchzen. So stichhaltige Gründe willen  
zusammen. Neber alle hilft ein Theaterspiel glimpflich hinweg.  
Wenn Noth ans Thor pochte, würden wir sparen. Thun  
wirs? Reich, Staat, Kommunen leben wie Prasser. Neberall ist  
das Theuerste kaum gut genug. Bahnhöfe, Kasernen, Post- und  
Rathhäuscr, anderes Behördenobdach. Fürs Marineamt wird



Moritz und Rina, II  
auf werthvollstem berliner Westboden ein Sandsteinpalast gebauet, t,  
der einer Kaiserpfalz ähnelt. Ist der Schiffbauerdamm und fern  
Umkreis zu weit und billigerer Baustoff zu simpel? Neue Kaserne  
sehen wie Prunkfanatorien oder Bäderkasinos aus und werden  
von einer zur anderen Dämmerung in Lichtfluthen getaucht. Weil  
der „Titanic“, unfertig und mit einem Handwerkerheer im Bauch,  
sich an einem Eisberg zerschlitzt hat, muß die »Hohenzollern« ins alte  
Eisen. »Zu gefährlich.“ Dann dürfte der höchste Reichsrepräsentant  
sie nicht einmal mehr zu einer Fahrt nach Helgoland betreten.  
Der Ersatz kostet achtzehn Millionen. »Alle Kaiser, Könige, sogar  
Präsidenten haben solche Schiffe.“ Die Liste, mit Stapellaufsda-  
ten und Kostenangabe, wird höflich erbeten, zweill Irren menschlich  
ist. In allen Bezirken des Reichshaushaltes sind Millionen zu  
ersparen. Oft wird das Geld verknallt, damit nichts übrig bleibt  
und die Reichstagskommission etwa quengelt, man habe den Etat  
zu hoch angesetzt. Spielraum für die Resforts; die Erlaubniß, Ra-  
tionengelder, wenns nöthig wird, für Waffen zu verwenden: Al-  
les athmet auf und die Markstücke bringen Nutzzins. Wenn Noth  
ans Thor pochte, müßten wir unsere ganze Lebensweise umstülpen;  
oben und im Mittelstock viel einfacher werden. Pocht aber nicht.  
Wir spielen nur, weils ohne Theater nicht geht, vor Europa: 1813.  
Ein gefährliches Spiel. Aber dem Herrn Kanzler ist das Ge-  
ständniß nicht zuzumuthen: »Ich habe meine Sache so schlecht ge-  
macht, daß wir, trotz Allem, was wir bieten können, ohne zuläng-  
lichen Bündnißschutz sind und, außer einem Wehrbudget von zwei-  
tausend Millionen, diesmal ein Extraordinarium von einer Mil-  
liarde brauchen.“ In anderen Ländern gehts wie in der Manege:  
abgehetzte oder lahrende Gäule verschwinden und dem gestriegel-  
ten, mit frischem Behang hereinhüpfenden Pferd sieht von der  
Galerie Keiner an, daß es vor anderthalb Stunden im Spanier-  
schritt gestolpert ist. Bei uns wird nach sichtbaren Unfällen das Per-  
sonal nicht gewechselt. Was bleibt dem Mann übrig, der ungeahnte  
Forderung mit Nimbus vertreten soll und sich nicht der Schwachheit  
oder Fahrlässigkeit anklagen darf? Er muß thun, als werde späte-  
stens übermorgen die Welt untergehen, wenn nicht morgen sein  
Wunsch erfüllt ist. Zu Haus kanns nützen; draußen muß es schaden.  
Weil man sich da nicht abgewöhnt, zu fürchten, daß der Grimasse  
die That folgen werde. Ob Frankreich die dreijährige Dienstzeit.



15 Die Zukunft.

beschließt oder nicht: lange kanns nicht halten. Daflüertnurdcr Wille eines stolzen Volkes auf, das die Großmachtstellung um jcdenPrcisbewahrenmöchteundnun entsetzt sieht, daß derRival ihm um fünfundzwanzig Millionen Mcnschenköpfe voraus ist. Aber Rußland kann, einstweilen mit fremdem Geld, noch viel weiter. Gute Politik brauchen wir, starke und klare; so lange wir passiv sind, ändert keine Ziffernerhöhung die Relation zurMacht der verbündeten Gegner. Das Heer allein thuts nicht. Wir kommen zu Land in die selbe Klemme wie zu Wasser. Weilwir rüsten, entstehtder Glaube, daß wir erobern, uns dehnen wollen. Je lauter das Leugnen, desto fester der Glaube. Erhebt sich im Restaurant Einer zu derBetheuerung, er wolle unter allen Um ständen fried» fertig bleibenundwederdemWirthnoch denGästen Mauschellen geben, dann gilt er als Bluffer oder als Rowdy; als Jahrmarkts» Herkules ohne Muskeln oder als Strolch, der Roheit vorbereitet. Einem Quartaner müßte einleuchten, woher unsere Schwierigkeit kommt. Wirsind,längst schon,kräftig genug.um jedenAngrisf abzuwehren. Schreien jeden Tag, daß wir nur dieseAbwehrgewißheit wollen. Waffnen uns aber so, daß auch Offensive den Sieg bringen könnte. Stoßen alle dadurch Gefährdeten in Koalition. Und beschwören dieAngriffsgefahr,die abgewehrt werden sollte, herauf- Wir haben die günstigste allerHochkonjunktur»(Mannund Junge erklären den Ausdruck) verpaßt. Dennoch: Gebieteden Thränen! IneinemLande, das so dicke Dummheiten gesund überstanden hat, ist nicht aller Tage Abend. Mein Trost nach Wuthanfällen. Wir stellen fast neunhunderttausend Mann (mitInten» dantur und Zubehör) inFriedenspräsenz und hätten nicht nöthig, zu thun, als müsse die Nation sich deshalb ein Bein ausreißen. Keine Kleinigkeit. Vor solcher FronrNeße sichPoliti? machen, die sich gewaschen hat. Saubere; höllisch starke und himmlisch ruhige. Fritz und Bismarck Haltens nicht so leicht; mußten das Volk erst aus dem Boden stampfen und zurechtdrillen, das die Milliarden verdient. Beide wußten aber, was sie wollten (weil fies wollen mußten), und hielten Zunge undArmstill, biszuRedeund Handlung die Stunde kam.Lernen wirs niemals wieder? Gute Nacht! Moritz.



Verse.

Verse.  
8M,V Ein reicher Frühlingstraum,  
Der letzte Schein verglommen  
An blauer Berge Saum.  
Die weißen Wolken zsgen  
un ist zur Nacht gekommen  
Der Sonne scheidend nach  
Und Koch am Himmelsbogen  
wird Stern an Sternlcin wach.  
Wenn so m tiefem Dunkel  
Gefangen liegt die Welt,  
von zaubrischem Gefunkel  
Das Firmament erhellt:  
Dann zieht wie Uluttrsegen .'   
Der Friede bei mir e,n  
Und meiner Seele Regen,  
Das leiseste, ist Dein.  
^'  
Mein Lied, das sangen goldne Sterne mit  
In blühenden verträumten Sommernächten,  
Sie gingen langsam und mit leisem Schritt,  
Als ob auch sie an Ruß und Liebe dächten.  
Sie gingen hin am Himmel wie im Traum  
Und sangen zitternd meine junge Weise.  
Und wie sie sangen, merkten sie wohl kaum  
Auf ihrer Höhen blaue Weggeleise.  
Und so hat einer auf der Himmelsbahn,,  
von meinem Lied und seiner Liebe trunken.  
Sich selbst vergessend falschen Schritt gethan  
Und ist verleuchtend in die Nacht gesunken.  
Nun kehrt' ich heim. Wie »r mein traut Gemach!  
. Oer Ulondenschein nur grüßt mich an der Schwelle?  
Wie ruht in seiner silberblauen Helle  
So still dss Haus vom Garten bis zum Dach!  
verschwiegner Sehnsucht unerschöxfte Puelle,  
Nun wirst Du wieder mir im Busen wach.  
Den schnellen Wolken zielm die Wünsch? nach;  
Ich selber, baumgleich, wurzle an der Stelle.  
Ein Wort, ein wort nur! Nur nicht stumm ertragen,  
was jetzt an Schmerz durch meine Seele zieht!  
Die bange Ahnung, daß mein Glück entflieht. . .  
Ach könnten Dir es diese Worte sagen.  
Neustadt a. H. L. Schwangarr.



I«  
Die Zukunft.  
Eine Gefahr für die Geisteswissenschaften.

or einiger Zeit wurde in wissenschaftlichen Kreisen die folgende Erklärung versandt:  
„Die unterzeichneten Dozenten der Philosophie an den Hochschulen Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz sehen sich zu einer Erklärung veranlaßt, die sich gegen die Besetzung philosophischer Lehrstühle mit Vertretern der experimentellen Psychologie wendet. Das Arbeitsgebiet der experimentellen Psychologie hat sich mit dem höchst erfreulichen Aufschwung dieser Wissenschaft so erweitert^ daß sie längst als eine selbständige Disziplin anerkannt wird, deren Betrieb die volle Kraft eines Gelehrten erfordert. Trotzdem sind nicht eigene Lehrstühle für sie geschaffen, sondern man hat wiederholt Professuren der Philosophie mit Männern besetzt, deren Thätigkeit zum größten Theil oder ausschließlich der experimentellen Erforschung des Seelenlebens gewidmet ist. Das wird zwar verständlich, wenn man auf die Anfänge dieser Wissenschaft zurückblickt, und es war frühv wohl auch nicht zu vermeiden, daß beide Disziplinen von einem Gelehrten zugleich vertreten wurden. Mit der fortschreitenden Entwicklung der experimentellen Psychologie ergeben sich jedoch daraus Uebelstände für alle Betheiligten. Vor Allem wird der Philosophie, für welche die Theilnahme der akademischen Jugend beständig wächst, durch Entziehung von ihr allein gewidmeten Lehrstühlen eine empfindliche Schädigung zugefügt. Das ist um so bedenklicher, als das philosophische Arbeitsgebiet sich andauernd vergrößert und als man gerade in unseren philosophisch bewegten Zeiten den Studenten keine Gelegenheit nehmen darf, sich bei ihren akademischen Lehrern auch über die allgemeinen Fragen der Weltanschauung und Lebensauffassung wissenschaftlich zu orientiren. Nach diesem Allen halten es die Unterzeichneten für ihre Pflicht, die Philosophischen Fakultäten sowie die Unterrichtsverwaltungen auf die hieraus erwachsenden Nachtheile für das Studium der Philosophie und Psychologie hinzuweisen. Es muß im gemeinsamen Interesse der beiden Wissenschaften sorgfältig darauf Bedacht genommen werden, daß der Philosophie ihre Stellung im Leben der Hochschulen gewahrt bleibt. Daher sollte die experimentelle Psychologie in Zukunft nur durch die Errichtung eigener Lehrstühle gepflegt werden und überall, wo die alten philosophischen Professuren durch Vertreter der experimentellen Psychologie besetzt sind, ist für Schaffung von neuen philosophischen Lehrstühlen zu sorgen.“ I  
Dringt man in dieser sehr geschickten Erklärung, durch Fell und Fleisch bis zum Skelet vor, so ergiebt sich, daß von der sogenannten reinen Philosophie gegen hie selbständige Entwicklung der Psychologie innerhalb des Rahmens der philosophischen Wissenschaften Front gemacht wird. D« Situation, wird noch klarer, wenn



Eine Gefahr für die Geisteswissenschaften. 17  
man die inzwischen erschienene Schrift „Die Psychologie im Kampf ums Dasein“ von Wilhelm Wundt, dem Altmeister der deutschen Psychologie, heranzieht. In ihr zeigt Wundt mit unwiderleglichen Gründen, daß die Folge des in der „Erklärung“ vorgeschlagenen Verfahrens die Abschiebung der experimentellen Psychologie in den Betrieb der Naturwissenschaften, speziell in den Thätigkeitsbereich der medizinischen Wissenschaften sein würde. Der in dieser Richtung gelieferte Beweis darf um so sicherer gelten, als in den Kreisen der reinen Philosophie vielfach die selbe Meinung vorherrscht und auch aus ihr keinerlei Hehl gemacht wird. Darüber freilich, daß unter den mehr als. hundert Unterzeichnern, welche die Erklärung gefunden hat, Viele sind, die die soeben vorgetragenen Folgen keineswegs wünschen, besteht wohl auch schwerlich ein Zweifel. Doch nicht darum handelt es sich, ob jeder Unterzeichner die Konsequenzen seiner Handlung richtig ermessen hat, sondern ganz allein darum, welche Folgen unter allseitiger Erwägung der Umstände dadurch zu erwarten sind: wenn glicht etwa eben die Aufdeckung dieser Folgen die Bewegung hemmen und bewirken sollte, daß man sich wenigstens der engen Zusammengehörigkeit von Philosophie und Geisteswissenschaften auf der einen und Psychologie auf der anderen Seite bis zu dem Grade wieder bewußt wird, daß man ganz allgemein die Ausgestaltung einer der Philosophie und den Geisteswissenschaften unbedingt zugerechneten Psychologie, und zwar der Experimental» wie der Völkerpsychologie, ins Auge faßt.

Den Laien wird im Uebrigen bei der ganzen Angelegenheit wohl zunächst interessiren, daß hier der Versuch gemacht wird, eine nach der Auffassung der „Erklärung“, wie auch gewiß nach der allgemeinen Meinung aller Sachverständigen, aufkommende geistige Bewegung, die der reinen Philosophie, dadurch zu fördern, daß man eine Anzahl von Lehrstühlen an den deutschen Universitäten für sie reklamirt und zu reserviren sucht. Man darf ruhig sagen, daß Dies ein nie gesehener Vorgang ist. Gewiß hat es in Deutschland geistige Bewegungen von der Stärke und Größe gegeben, daß sie, zumal auf dem Gebiet der Besetzung der philosophischen Lehrstühle der Universitäten,, alsbald darin zum Ausdruck gelangten, daß diese hauptsächlich Vertretern der neuen Bewegung zufielen. In dieser Weise hat eine Weile Wolffs Philosophie über die philosophischen Katheder Deutschlands geherrscht; dann wurden, seit dem Beginn etwa des neunzehnten Jahrhunderts, fast alle diese Lehrstühle unter dem Einfluß nicht der Person, wohl aber des Systems Kants, des „Allzermalmers“ kantisch; später, in



Die Zukunft.

den zwanziger und dreißiger Jahren, in den Zeiten der ausgehenden Romantik und des spekulativen Idealismus, sind sie bekanntlich hegelisch geworden. Dabei hat Hegel persönlich sehr viel dafür gethan, das Geschlecht der Hegelianer und Hegelingen auf deutschen Kathedern unterzubringen. Das ist ihm aber mit Recht im hohen Grade verdacht worden; und auch spätere Versuche hervorragender deutscher Universitätslehrer, sei es auf dem Gebiet der Philosophie, sei es auf dem Gebiet anderer Wissenschaften, ihre Meinung und ihren Anschauungsreis auf dem Wege der Okkupation der Lehrstühle durch Schüler über die Zeit ihres eigenen Lebens hinaus zu fristen, wie man sie bis in die jüngste Zeit wahrnehmen kann, sind immer dem Verdikt der Fachgenossen und erst recht der Laienwelt verfallen. Denn noch gilt in wissenschaftlichen Kreisen das alte idealistische Wort des Protestantismus: „Das Wort sie sollen lassen stahn“; und noch ist die Meinung nicht verschwunden, daß geistige Bewegungen allein aus sich heraus Kraft und Geschmeidigkeit ihrer Fortpflanzung erhalten müssen, nicht durch äußere Mittel.

In dem in der „Erklärung“ empfohlenen Vorgehen ist charakteristisch, einerlei, wie man sich im Nebrigen die Besetzung der philosophischen Lehrstühle denkt, daß überhaupt die Besetzung dieser Lehrstühle in die Frage nach der Fortentwicklung einer geistigen Bewegung in irgendeinem Sinn hineingezogen werden kann. Das ist in dieser offenen Aussprache neu; und gänzlich unerhört ist, daß eine Erklärung dieses Inhaltes die Unterschriften nicht weniger größerer und kleinerer Gelehrten im Bereich der philosophischen Berufsthätigkeit finden konnte. Es läßt sich nicht umgehen, offen auszusprechen, daß hier ein Ueberschlagen der Idee der Machtpolitik in Das, was man Universitätspolitik nennen könnte, hinein von einer bisher nicht gekannten Offenheit vorliegt. Zur Entschuldigung oder vielmehr zur Erklärung läßt sich anführen, daß in einer Zeit ganz überwiegender Förderung materieller Interessen die Willensäußerungen der Nation so sehr auf grobe Mittel und rücksichtslose Geltendmachung dieser Mittel geschult worden sind, daß sich selbst die höchsten geistigen Interessen diesem Einfluß nicht mehr ganz entziehen können. Zu welcher Veräutzerlichung das Eindringen einer solchen Denkweise namentlich deshalb, weil es unbewußt erfolgt und daher zunächst fast nur dem sondirenden Historiker klarer entgegentritt, führen muß, kann man daran sehen, daß auf dem Gebiet der Geisteswissenschaften seit der inneren geistigen und seelischen Entwicklung der jüngsten Vergangenheit immer mehr die Neigung auftritt, überhaupt nur das Gehäuse



Eine Hefahr für die Heisrestwissenschaften. 19

großer seelischen Erscheinungen noch zu untersuchen: im Gebiet der Religiongeschichte werthet man nach den Ergebnissen der Kirchengeschichte, in der Entwicklung der großen materiellen Faktoren des Lebens nach der Verfassungsgeschichte; und nun soll uns wohl gar noch eine Werthung der allgemeinen Kulturentwicklung nach den Deduktionen irgendwelcher reinen Philosophien aufgezwungen werden. , ,

, Mit den letzten Bemerkungen treten wir dem eigentlichen Sinn näher, der in der Forderung der „Erklärung“ enthalten ist. 'Man weiß, daß die Psychologie früher ein Theilgebiet der so? genannten Metaphysik bildete. Diese entstand, indem aus irgendwelchen Voraussetzungen/erkenntnitztheoretischer oder sonstiger kulturgeschichtlicher Natur, wie sie einem bestimmten Zeitalter eigen waren und günstigen Falls dessen innerste Meinung in glücklich zusammenfassender Weise wiedergaben, eine Begriffsdichtung gebildet wurde, deren Ganzes die großen Probleme der Weltanschauung, des Verhältnisses der Einzelperson zu den Gesamterscheinungen, des Charakters der Strebungen und Willensäußerungen, der Vorstellungen von einer letzten schöpferischen Ursache der Welt und Aehnliches mehr lösen sollte. So sind in den Zeiten nach der großen geistigen Befreiung der Persönlichkeit, die mit der Reformation eingeleitet wurde, die metaphysischen Systeme von den Pantheisten des sechzehnten Jahrhunderts über Descartes hinab bis auf Leibniz einander gefolgt; und noch einmal hat die deutsche Philosophie in den Zeiten der Romantik von Fichte über Schelling bis auf Hegel eine Begriffsdichtung größten Stils mit dem Anspruch auf Gemeingiltigkeit entwickelt.

Der damit gegebenen Nothwendigkeit, die Lehre von der menschlichen Seele als einen Untertheil einer allgemeinen Begriffsdichtung zu entwickeln, stellten sich nun aber seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts in steigendem Maß Widerstände entgegen. Hier kann nicht ausgeführt werden, aus welchen vollkommen einleuchtenden kulturgeschichtlichen Ursachen seit dieser Zeit unausrottbar und in immer höherem Grade bis zur Gegenwart, ja, eben diese Gegenwart völlig beherrschend, sich das Bedürfniß geltend machte, das menschliche Seelenleben empirisch für sich allein aus den induktiv erkennbaren Gegebenheiten seines Daseins heraus zu untersuchen und zu entwickeln. Genug, daß seit etwa Creutzens Versuch über die Seele (1754) eine Bewegung begann, welche auf die immer stärkere Verselbständigung der Psychologie als einer besonderen Wissenschaft hinauslief. In eben der Zeit nun, in denen die letzten großen Systeme der Begriffsdichtung



20 Die Zukunft.

entstanden sind, gelangte diese psychologische Bewegung zum ersten Mal zu einem bestimmteren Abschluß. Die Untersuchungen von Beneke und Herbart kamen und versuchten, obgleich noch vielfach metaphysisch durchtränkt, dennoch eine mit den Thatsachen der Erfahrung übereinstimmende Lehre von den Grunderscheinungen des Seelenlebens zu geben. Von da an ist dann eine unendlich reiche Entwicklung bis zur Gegenwart erfolgt. Grundlegend für diese Entwicklung wurde schließlich die experimentelle Psychologie; aus der Physiologie her entwickelt, aber längst vornehmlich durch die Forschungen von Wundt selbständig geworden, untersucht sie diejenigen Vorgänge unseres Seelenlebens, welche sich mit voller Sicherheit experimenteller Behandlung unterziehen lassen. Daneben aber meldeten sich auch schon früh andere Zweige einer rein empirischen Psychologie, so die Völkerpsychologie, welche vornehmlich den sozialpsychischen Erscheinungen menschlicher Gemeinschaften nachgeht, und neuerdings vor Allem die Kinderpsychologie, welche in die Entwicklungsgeschichte des menschlichen Seelenlebens einführt.

Nun versteht sich von selbst, daß die Geisteswissenschaften, die der Erkenntnis; des Wesens und des Verlaufes der großen seelischen Vorgänge innerhalb der menschlichen Entwicklung gewidmet sind, zu diesen Versuchen, eine selbständige Psychologie zu begründen, die engsten Beziehungen haben. Trat Das in den Anfängen der experimentellen Psychologie und selbst der Völkerpsychologie nicht so vollkommen, augenscheinlich und besonders im praktischen Betrieb der Geisteswissenschaften nicht völlig evident hervor, so lag der Grund darin, daß die neue Wissenschaft vornehmlich auf experimentellem, aber selbst noch auf völkerpsychologischem Gebiet zunächst so elementare Prozesse des Seelenlebens der Erkenntnis näher zu führen hatte, wie sie für die Untersuchungen auf geisteswissenschaftlichem, philologischem, historischem, juristischem, theologischem Gebiet zunächst kaum zur Beobachtung gelangten. Zwischen dem Betrieb der Geisteswissenschaften und dem der aufkommenden Psychologie war also die Kluft oder Distanz noch so groß, daß auf beiden Seiten von einander nicht Notiz genommen zu werden brauchte und daß von Kurzsichtigen sogar die Meinung ausgesprochen werden konnte, beide Entwicklungslinien würden einander niemals berühren. Dieser Zeitpunkt ist aber inzwischen längst überwunden. Vor Allem gilt Das für die Völkerpsychologie, deren Einfluß auf die Völkerkunde als die Geschichtswissenschaft der primitiven Kulturen, wie selbst schon auf das Gebiet der eigentlichen, älteren Geschichtswissenschaft, die man jetzt als



Eine Gefahr für die Geisteswissenschaften. 21  
die Geschichtswissenschaft der höheren Kulturen bezeichnen muß,  
schon vollkommen evident ist: nein, selbst schon die Ergebnisse oder  
wenigstens die Methoden der experimentellen Psychologie kommen  
für die methodische Durchbildung der Geisteswissenschaft in hohem  
Grade in Betracht. Ein Historiker, zum Beispiel, in dessen Schüler»  
kreis sich Personen befinden, die sich eingehend mit experimen-  
teller Psychologie beschäftigt haben, wird bald bemerken, um wie  
ein Außerordentliches rascher und tiefer das geschichtliche Ver»  
ständnitz dieser Personen sich entwickelt als das derjenigen, die,  
neben ihnen stehend, die selbe historisch-methodische Ausbildung  
genießen, aber nicht psychologisch vorgebildet sind, lieber all diese  
Dinge und Zusammenhänge besteht nicht der geringste Zweifel.  
Von Tag zu Tag deutlicher erscheint die Psychologie als eine pro»  
paedeutische Wissenschaft für den tieferen Betrieb der Geistes»  
Wissenschaften.

Nun kommt die zuvor abgedruckte Erklärung daher und läßt,  
wenn nach ihr verfahren würde, am wissenschaftlichen Horizont  
Konsequenzen erscheinen, die nach dem Urtheil der Sachverständi-  
gen ein Abdorren der selbständigen Entwicklung der Psychologie  
und ganz besonders ihres Einflusses auf die Fortentwicklung der  
Geisteswissenschaften bedeuten würden; und sie sucht den sicheren  
Eintritt dieser Folgen dadurch zu erreichen, daß sie den Fakultäten  
und Ministerien ein bestimmtes Verfahren in der Besetzung ge»  
wisser Lehrstühle der Aniversitäten empfiehlt.

An dieser Stelle wird vielleicht mancher Leser lächeln und an  
die bekannten Vergleiche und Redensarten über Versuche mit un-  
tauglichen Mitteln erinnert werden. Gemach! Es wird sich darum  
handeln, was denn die reine Philosophie, deren Verbreitung man  
wünscht, an die Stelle setzen könnte und was der heutige Betrieb  
der Geisteswissenschaften etwa fähig wäre, von diesem Ersatz auf»  
zunehmen.

Wir wissen Alle (und der Schreiber dieser Zeilen ist so glück»  
lich, es mit am Frühesten verkündet zu haben), daß wir seit dem  
Ende des vorigen Jahrhunderts steigend einer Zeit des Idealis»  
mus entgegengehen, deren volle Entwicklung nur durch immer  
wieder aufsteigende Naturalismen, die aus der ständigen Fort-  
entwicklung unseres Wirthschaftlebens herkommen, gestört wird.  
Daß mit diesem wieder aufsteigenden Idealismus, der sich zuerst  
auf dem Gebiete der Phantasiethätigkeit geltend machte, auch die  
hohe Zeit einer neuen reinen Philosophie kommen müßte und muß,  
war selbstverständlich. Ja, noch mehr; wir Alle, die wir seit Jahren  
sehnsüchtig nach der vollen Entwicklung dieses Idealismus aus»



## 22 Die Zukunft.

schauen, wie sie heute auch durch den politischen Ernst der Zeiten nahegelegt wird, wir sehnen uns nach einem System neuer Weltanschauung, das da die neugebildeten sittlichen Werths unserer Zeit zu einem Ganzen entwickele und hinaus über alle Alltäglichkeiten des Daseins den Dom einer gesammten Anschauung von Gott und Welt wölbe, und wir begrüßen mit heller Freude jeden Versuch in dieser Richtung. Hier liegen die starken Verdienste Nitzsches, der nur der Johannes dieser Bewegung war; und dankbar verneigen wir uns und 'ehrfurchtvoll vor'den ersten vollkommeneren Systemen, mögen sie, wie das Euckens auch noch, wie entwicklungsgeschichtlich durchaus nothwendig, einen mehr populär-philosophischen Anstrich zeigen: und wir harren des Mannes, dem es gelingen soll, das Chaos der heutigen Bewegung auf allen Getreten der Strebungen und der Willensäußerungen unter einige siche.-e Formeln zu bannen und uns die Sicherheit der Persönlichkeit und des Gewissens in so manchen Konflikten des heutigen Daseins zu verbürgen.

Aber was hat die reine Philosophie, über die bisher soeben geschilderten Versuche hinaus, die nothwendiger Weise, weil der Masse zugewandt, Versuche des Predigers und des Propheten sein müssen, für die verlangte Fortentwicklung geleistet? Für weitere Kreise der wissenschaftlichen, insbesondere der geisteswissenschaftlichen Forschung maßgebend ist nur Rickerts System der Werthurtheile entwickelt worden. Aber freilich: ist es wirklich entwickelt worden? Rickert glaubt daran, daß in der Sittengeschichte der Menschheit Werths nachzuweisen seien, die einen absoluten Charakter besitzen und sich deshalb zur Aufstellung von Werthmaßstäben, die zur Beurtheilung aller Zeiten gleichmäßig brauchbar sind, eignen. Cr glaubt daran; aber er hat weder eine Tafel solcher Werths aufgestellt und eingehend begründet noch hat er auch nur für einen einzigen der ihm' unklar vorschwebenden Werthe den Beweis geliefert, daß er zu allen Zeiten der selbe gewesen sei. Allerdings finden sich bei ihm Versuche, einen solchen Beweis wenigstens für einen der fraglichen Werthe zu liefern, nämlich für den de? Wahrhaftigkeit, aber sie sind nur erkenntnißtheoretischer Natur und also selbstverständlich in die Voraussetzungen der heute gerade praktizirten Erkenntnißtheorie eingeschlossen. Der Historiker aber kann, was Rickert auf diesem Gebiet gesagt hat, durch einen völlig empirischen Nachweis aus dem Quellenbestand ausgehender Urzeiten der Völker wie ein Kartenhaus umblasen; und schon die Einsicht, zum Beispiel, in die sittliche Begriffswelt der angelsächsischen Quellen genügt, um den strikten Nachweis zu li<«



Eine Gefahr für die Geisteswissenschaften.

23

fern, daß Wahrhaftigkeit zu verschiedenen Zeiten etwas sehr Verschiedenes gewesen ist. Man muß schon ein so unhistorischer Kopf wie Rickert sein, um überhaupt gegenüber den zahlreichen Gegenbeweisen, die die Geschichte liefert, den Gedanken absoluter Werths als einer dem Menschenleben aller Zeiten inhärenten Kraft fassen zu können. i

Ich höre hier (in Parenthese sei Dies gesagt) den Vorwurf einer Lehre des sittlichen Relativismus ertönen. Man wird mir sagen, wenn es keine absoluten Werthe gebe, so höre am Ende jede Sittlichkeit auf und ich sei mit dem Vortrag meiner Anschauungen zum Mindesten ein Verführer der Jugend. Diesen seit zwanzig Jahren öfter als einmal gehörten Einwurf lasse ich mit stillem Lächeln an mir abgleiten. Gewiß giebt es keine jedem Zeitalter menschlicher Entwicklung in gleicher Weise eigene absolute Werthe, wohl aber giebt es für jedes einzelne Zeitalter solcher absoluten Werthe genug und die Söhne eines solchen Zeitalters müssen sich in ihrem Handeln diesen Werthen beugen, wollen sie nicht in Sittenkonflikte gerathen, die in den meisten Fällen zum Verbrecherthum und nur in Ausnahmementen zum Heldenthum führen werden. Freilich: wer die großen sozialpsychologischen Einflüsse menschlichen Gemeinschaftlebens nicht kennt und in jenem wunderlichen Individualismus hinlebt, der sich heute in der alleinigen Anerkennung des Singulären und in einer philiströsen Heldenverehrung äußert, Der wird nicht in der Lage sein, sich die absolute Gewalt kulturzeitlich gebundener Sittenbegriffe auch nur vorstellen zu können, wie es denn für ihn auch aussichtslos sein wird, solche Vorgänge wie die heutige militärische Begeisterung in Frankreich und zu gleicher Zeit den in dem Milliardenopfer hervortretenden zähen Widerstandssinn Deutschlands zu begreifen.

Kehren wir aber zu der Frage nach den absoluten Werthen Rickerts zurück und nehmen wir jetzt einmal an, daß diese Lehre von den absoluten Werthen über die bisher gezeigte Impotenz hinaus zur Fortbildung eines Gesamtsystems, dann selbstverständlich metaphysischen Charakters, gelangte; stellen wir einmal den Gedanken auf, daß es aus der reinen Philosophie heraus zu einer neuen großen metaphysischen Begriffsdichtung käme: was würde dann wohi, unter der Voraussetzung, daß gleichzeitig die Psychologie in die Rolle einer ^Spezialwissenschaft der Naturwissenschaften oder gar blos der Medizin abgeschoben wäre, die weitere Entwicklung der Geisteswissenschaften sein? Es ist gar keine Frage: sie würden dieser neuen Begriffsdichtung mit Haut und Haar verfallen.



24 . Die Zukunft.

Demjenigen, der zweifelt, mag entgegengehalten werden, daß jetzt schon die Anfänge einer solchen Entwicklung deutlich erkennbar sind; und Derjenige, der da meint, der einzelne geisteswissenschaftliche Forscher werde doch niemals so thöricht sein, auf ein vom Standpunkte der empirischen Forschung her so abstruses Gebilde wie das einer Werthmetaphysik sich auch nur einzulassen, mag auf die Ausführungen Nietzsches über das Verhältnis; der Einzelwissenschaften zur Philosophie verwiesen werden. Der einzelne empirische Forscher, der sich um Philosophie nicht kümmert, glaubt zwar allerdings, von deren Einwirkungen frei zu sein. Daß in Wahrheit das Gegentheil der Fall ist und daß er vielmehr Einflüsse, die er nicht sieht, selbstverständlich auch nicht abzuwehren in der Lage ist, fällt ihm dabei in seiner Gottähnlichkeit nicht ein. Siegt die reine Philosophie, so gehen wir einer erneuten Beherrschung der Geisteswissenschaften durch ein metaphysisches System entgegen und die Zeiten Hegels werden sich erneuern. Darüber kann kein Zweifel sein. Zwar werden sich einige klarer sehende Köpfe dieser Herrschaft entziehen, wie sich Ranks in seiner Zeit der Herrschaft Hegels entzogen hat und von diesem Punkte selbst im hohen Alter nicht ohne noch sehr lebhafteste Affektäußerung sprach, im Ganzen aber wird man ohne Schwierigkeiten, weil vielfach gänzlich unbekannt, unter das Kaudinische Joch der neuen Metaphysik gehen. Für die Zuversicht, mit der man diese Entwicklung auf der Seite der reinen Philosophie erwartet, ist eben das machtpolitische Dokument der „Erklärung“ ein lehrreiches Zeugniß.

Du siehst nun, verehrter Leser, daß es sich bei den besprochenen Dingen, die auf den ersten Augenblick so harmlos erscheinen können, nicht eben um Kleinigkeiten handelt. Die Naturwissenschaften haben in Deutschland in den ersten Jahrzehnten des neunzehnten Jahrhunderts unter der Beeinflussung vornehmlich durch Schellings Philosophie ein sogenanntes Zeitalter der Naturphilosophie erlebt. Gewiß blieb auch diese Zeit nicht ohne Früchte. Im Ganzen aber muß von ihr gesagt werden, daß sie noch heute bei den Sachverständigen in übelstem Andenken steht, da sie den freien Wettbewerb der deutschen empirischen Naturwissenschaft im Bereich des Denkens der europäischen Nationen für Deutschland um mindestens zwei Jahrzehnte unterbunden hat. Unter dem Joch eines deduktiven Systems der reinen Philosophie würden die Geisteswissenschaften in Deutschland einer ähnlichen Entwicklung verfallen. Dies um so mehr, als sie an sich noch längst nicht in dem Grade wie die Naturwissenschaften gefestigt sind, um den Einflüssen einer außer ihnen stehenden Gedankenwelt widerstehen zu können. Leipzig. Professor Dr., Karl Lamprecht.



Starker Tabak.

2S

Starker Tabak.

Mai 1911 fällt das Bundesobergericht in Washington über den Tabaktrust, die American Tobacco Company, ein Kompro» mißurtheil, das man nach der schroffen Verurtheilung durch die Erste Instanz, das newyorker Kreisgericht, nicht erwartet hatte. Dem Trust wurde befohlen, sich in einen neuen Rock zu stecken. Er sollte sechs Monate Zeit haben, um eine neue Form zu finden, die mit dem Sherman» gesetz vereinbar sei. Und die Tobacco Company nistete doch in Monopolmacht. Aus der Vereinigung von drei Gesellschaften war, im Schatten des Antitrustgesetzes, ein Riese von 70 Millionen Dollars Kapital aufgewachsen. Durch die neue, vom Gericht geforderte Berfassung sollte das Monopol gebrochen werden. Die Tobacco Company veröffentlichte ihr neues Programm erst am letzten Fristtag. Es war nicht ganz einfach die verschiedenen Werthpapierarten, die der Trust umschloß (70 Millionen Dollars Stamm» und 79 Millionen Bonds), so zu behandeln, daß sie das Eindringen von Outsiders verhindern. Die bemühten sich, einen Theil des Trustkapitals für sich zu gewinnen. Schließlich wurde der Trust in vier Theile zerlegt, die angeblich unabhängig von einander sein sollten: die American Tobacco, die R. I. Reynolds Tobacco, die Liggett and Myers und die P. Lorillard Co. Der Plan wurde genehmigt. Um seine Wirkung zu fördern, befahl das Gericht, die vier Gruppen in Untergesellschaften zu theilen. Hat der Tabaktrust nun kein Monopol mehr? Percival S. Hill, der Präsident der American Tobacco Co., sagt: Nein; die unabhängigen Fabrikanten und Händler der Neuen und Alten Welt sind anderer Meinung. Hill hat sich in einer Erklärung an das Publikum gewendet, um zu beweisen, daß die Einzelgesellschaften, die nach dem Richterspruch geblieben sind, einander wührende Konkurrenz machen. Er bestreitet, daß die American Tobacco Co. noch immer das ganze Geschäft an der Strippe habe; ein gesetzwidriges Einvernehmen der getrennten Gruppen sei unmöglich, weil die Aktien der einzelnen Gesellschaften gut vertheilt seien. Aber man glaubt diesen Versicherungen nicht, weil der Augenschein gegen sie ist. Der Tabaktrust ist eben so wenig tot wie die Standard Oil Co. Man macht gegen ihn mobil, wie gegen den Oeltrust. Beide leben und setzen die Welt in Schrecken. Die American Tobacco Co., von der Generalanwalt Wickersham sagte, sie sei „im Schmutz erzeugt und in Sünde geboren“, wird in Amerika und in Deutschland befehdet. Der alte Trust hat 75 Prozent der Rauchtabakfabrikation, 80 Prozent der Cigarettenproduktion, 90 Prozent des Schnupftabakgeschäfts kontrollirt. Und die Macht der neuen Tobacco Co. ist nicht geringer geworden. Einer der schlauesten amerikanischen Trustmänner, Henry C. Frick, der „Mann mit dem Koks“, hat sich an die Spitze einer Tobacco Products Corporation gestellt, die das Monopol des alten Trust brechen soll. Vielleicht will der Geschäfts-



mann Frick die Außenseiter zu eurer neuen Combine zusammen-schweißen; als Trustfeind wird er von der Regierung begünstigt. Die American Tobacco Co. wird sich hüten, im eigenen Lande das Gesetz zu verletzen. Die neuen Herren lassen nicht mit sich spaßen. Die Company zeigt also die weiße Weste. Verbirgt sie schwarze Pläne gegen die Alte Welt? In England ist der amerikanische Trust allmächtig. Gemeinsam mit der Imperial Tobacco Co., einer britischen Gesellschaft mit 18 Millionen L Kapital, ist die British American Tobacco Co. gegründet worden. Ihr Regent wurde James B. Duke, der Gründer und Präsident des alten Tabaktrust. Unter einem so erfahrenen Leitet gedieh der englische Ableger über Erwarten rasch und gut. Nachdem England die Flagge gestrichen hat, kommt Deutschland an die Reihe. Fünf große Cigarettenfabriken sind schon Glieder des Trust. Die Firmen leugnen ihre Zugehörigkeit, können aber gegen überzeugende Indizien nichts ausrichten. Für die Cigarre interessieren sich die Bankes nicht: weil die Tradition da schwer zu überwinden wäre. Die Cigarette hat über Zoll und Steuern gesiegt. In Deutschland wurden 1911 ungefähr 10 Milliarden Stück geraucht. Der Konsum steigt jährlich um 1000 Millionen. Die Amerikaner haben die Psychologie des Cigarettengeschäfts richtig erfaßt. Der Cigarettenraucher, der die ihm liebste Sorte begünstigt, macht ihren Namen populär. Im Cigarrenreich hat nur die Importe einen bekannten Namen; alles Uebrige wird nach dem Preis klassiert. Der Cigarettenraucher ist unabhängig, so lange er freie Wahl unter den Marken hat und hinter den verschiedenen Namen und Emblemen nicht ein einziger Produzent steht. Um den Gedanken an solchen Verlust des Rechtes zur „Selbstbestimmung“ nicht aufkommen zu lassen, wehrt sich jede Fabrik, die mit dem Trust in Verbindung gebracht wird. Ein „Verband zum Schutz der deutschen Tabakindustrie“ ist entstanden; und in Köln gabs in der Karwoche eine große Versammlung, die alle Raucher zum Kampf gegen den Trust rief. Nicht den Staat. Der wurde gar nicht erwähnt. Vielleicht schreckte das Beispiel des Petroleummonopols. Wie sollte der Staat auch helfen? Höchstens durch eine Regie, die fremden Tabak verarbeitet. Denn Eigenprodukt giebt's nur in der Pfalz; und davon schweigt des Sängers Höflichkeit. Also ein Lssus, in dem die Staatsgewalt nicht helfen kann. Ein Verbot, deutsche Fabriken dem amerikanischen Trust zu verkaufen, wäre eine Polizeimaßregel, die schlimmerem Eingriff praejudizieren könnte. Auch giebt's ja Strohänner, die jede Nationalität decken. Die Fabrikanten und Händler glauben, daß sie sich selbst helfen können. Ob aber die Raucher gegen Trustfabrikate mobil zu machen sind? Der persönliche Geschmack müßte dem Bewußtsein einer nationalen That weichen. Verschlechterung der Qualität und Vertheuerung des Preises wären stärkere Motive. So weit ist's noch nicht. Die American Tobacco Co. hat zu Haus den Preis weder erniedrigt noch erhöht. Auf die Frage, warum die angeblich freie Konkurrenz die Verkaufspreise nicht her»



Starker Tabak.

unterdrücke, antworten die Trustmänner: „Der Wettbewerb treibt den Preis des Rohmaterials in die Höhe (eine verschämte Empfehlung des Trustprinzips), deshalb können wir den Verkaufspreis nicht senken. Außerdem pflegt das Publikum gegen billige Cigaretten mißtrauisch zu sein.“ Die Trustdiplomaten verstehen, Menschen und Dinge richtig in ihre Rechnung zu stellen. Der Kampf gegen ein Monopol ist volksthümlich, wenn die Sache dem Volk an die Nieren geht, wie bei , Petroleum und Getreide. Der Kampf um die Cigarette kann nur mit volkswirthschaftlichen Gründen geführt werden. Rücksicht auf Fabrikanten und Händler; die Früchte des Volksvermögens sollen nicht ins Dollarland wandern. Das läßt sich hören. Wenn aber der Trust Handel und Gewerbe nicht schädigt? Der Ruf, amerikanische Uebermacht abzuwehren, findet stets Widerhall. Nur muß eben die Zwingherrschaft nachgewiesen werden. Die deutsche Tabakindustrie ist ein blühen-der Gewerbe-zweig, der Hunderttausende nährt. Deutsche Fabriken verarbeiten im Jahr mehr als 700 000 Doppelcentner überseeischen Rohmaterials. Das ist ein Objekt von 120 bis 130 Millionen Mark. Sogar für Amerikaner also der Mühe Werth. Noch aber herrschen sie nicht an den bekannten Straßenecken. Und Europa zittert noch nicht. Der Trust geht aufs Ganze. Er interessirt sich auch für die türkische Tabakregie. Wenn sie den türkischen Tabak in die Hände bekämen, wären die Vankees ein gutes Stück weiter. Man muß auf die Aktion am Bosphorus achten. Die Konzession der türkischen Tabakregiegesellschaft läuft am vierzehnten April 1914 ab. Von der europäischen Türkei wird nach dem Frieden kaum noch Etwas übrig bleiben; und der Tabak, der auf ihrem alten Gebiet wächst, wird nicht mehr türkisch sein. Die Dollarmänner können, da Alles noch unklar ist, leicht im Trüben fischen. Sie haben einen fetten Köder ausgeworfen. Da ohne Zustimmung der Dette Publique Ottomane über das Schicksal der Tabakregie nicht verfügt werden kann, ist es wichtig, sich dieses Faktors zu versichern. Der Tabaktrust ließ deshalb der türkischen Staatsschuldenverwaltung für die Konzession eine Summe bieten, die den Ertrag der Regie um wenigstens 3 Millionen Mark im Jahr übersteigt. Die Gesellschaft zahlt der Staatsschuldenverwaltung für das Tabakmonopol eine Jahrespacht von 750 000 Türkenpfund und einen Theil vom Jahresgewinn. Im letzten Jahr warens 98 000 Pfund. Die Amerikaner bieten mindestens 200 000 Pfund mehr; und die alte Pachtsumme würde, wenn es bei der Regie bleibt, noch verringert werden, weil der Bereich des Tabakmonopols engere Grenzen erhielte. Die Tabakregiegesellschaft ist ein internationales Aktienunternehmen, das liquidiren muß, wenn es keine neue Konzession bekommt; an seine Stelle könnte die British-American Tobacco Co, treten. Natürlich müßte sie die Vermögensbestände der Regie übernehmen; besondersdieTabakvorräthe,GrundstückeundMaschinen. Die Aktionäre der alten Gesellschaft haben kein Interesse an einem Vertrag, der ihnen die Rente kürzt. Allzu üppig war die Verzinsung des



28 Die Zukunft.

Kapitals schon bisher nicht. Die türkische Regierung, die an den Ueber»schüssen der Regie, so weit sie Pachtsumme und Vordividende über»steigen, theilhaftig ist, drängt auf Aenderung des Vertheilungsmodus. Man kann ihr den Wunsch nach höheren Einnahmen nachfühlen. Auf dem verarmten Boden muß jede Frucht, die noch Saft giebt, bis auf den letzten Tropfen ausgepreßt werden. Die türkische Regierung wird sich um die Antitrustbewegung nicht kümmern; und die Dette Publique wird in der britischen Hälfte der Tobacco Co, eher einen Reiz als ein Hindernis; erblicken. Denn in der türkischen Staatsschuldenverwaltung wiegt Englands Stimme schwer. Der Plan, aus der Türkenpleite den Tabak zu angeln, war nicht der dümmste der Trusthäupter. Ladon.

Juristen als Bürgermeister.

I. ^ Darstellung in den Heften 19 und 22 der „Zukunft“ scheint mir mehrfach über das Ziel hinauszuschießen. Juristen und Ingenieure müssen zusammen arbeiten. Statt die beiden Stände noch weiter zu spalten, möchte ich diese Gelegenheit benutzen, um ein Wort der Versöhnung zu sprechen. Die Juristen wissen, was die Techniker leisten und geleistet haben (sie brauchen ja nur auf eine Aelterperiode von wenigen Jahrzehnten zurückzublicken), und die Techniker dürfen nicht verkennen, was die Juristen leisten. Freilich werden die modernen Wissenschaften ihrem Wesen nach von manchen Juristen nicht tief genug erfaßt und darum auch ihrem Werth nach selten ganz richtig beurtheilt. Auch bin ich der Meinung, daß in Verwaltungen die juristische Arbeit nicht immer entscheidend ist, sondern die gesunde Wirthschaft Zweck und oberstes Ziel jeder wirthschaftlichen Verwaltung, gemeindlich, staatlich oder privat, sein muß. Große Unternehmungen sind möglich und gedeihen prächtig, auch wenn kein Jurist an der Spitze steht. Daraus ist zu schließen, daß auch in der Gemeindeverwaltung der Techniker berechtigt ist, an die Spitze zu treten und sich von einem Juristen in Rechtsfragen berathen zu lassen. Die Formalien, deren Kenntniß der Jurist voraus hat, kann der Techniker sich leicht aneignen, während der Jurist sich in die Materie der Wirthschaft und Technik meist schwer einarbeitet. Die Zeiten, in denen der Techniker ein „Nur-Techniker“ war sind längst vorbei. Die Technik hat die Wirthschaft schaffen helfen und mit auf die heutige Höhe gehoben. Der Jurist tritt von der Schule aus ins Bureau, also von einem Internat ins andere; der Techniker aber tritt von der Schule ins Wirthschaftsleben ein und ist dabei noch im Bureau thätig. In steter Berührung mit persönlicher und geschäftlicher Art mit vielen oder allen Volksschichten und deren Bedürfnissen wird er mit dem Denken und Fühlen des Volkes vertraut. Wenn er einige Jahre im Volk gelebt und mit ihm gearbeitet, wenn er nur



Juristen als Bürgermeister.  
einen Eisenbahnbau oder Aehnliches ausgeführt oder ein Werk ge-  
leitet hat, dann weiß er von der Praxis des Wirthschaftlebens mehr,  
als der Stubengelehrte in seinem ganzen Leben lernen kann. In  
den Städten, die zwei Bürgermeister haben, wäre wohl das Vernünf-  
tigste, einen Juristen und einen Techniker anzustellen. Die Stadt wird  
dann besser und billiger verwaltet werden als eine, die zwei juristische  
Bürgermeister hat. Wenn hier gefragt wurde, ob man einen Inge-  
nieur, einen Architekten oder einen Maschineningenieur nehmen solle,  
dann ist darauf zu antworten, daß jeder dieser Männer von der Wis-  
senschaft und Praxis des anderen immer noch mehr versteht, als der  
Jurist, dem die Grundlage fehlt, in jedem einzelnen Fall in Wochen  
langen Studien sich von einer technischen Sache aneignen kann. Auch  
von den sozialen Aufgaben der Stadtverwaltungen war die Rede.  
Die praktische Sozialpolitik darf nicht in Worten ausklingen, sondern  
in Werken. Warum sollte auf diesem Gebiet der Techniker weniger  
leisten als der Jurist? Wer mitten im praktischen Leben steht, sieht die  
sozialen Verhältnisse doch klarer als der ins Bureau Gebannte, Wächst  
die Sozialpolitik aus dem Recht oder aus der Wirthschaft? Auch der  
Unternehmer ist mehr, als mancher Jurist glaubt, ein nützlicher Wirth-  
schaftsfaktor; und wenn er seine Wirthschaft mit höchstem Nutzen be-  
treiben kann, so kann er sicherlich auch als Beamter die besten Dienste  
leisten. Zur Durchführung der Sozialpolitik braucht man in allererster  
Linie Geld. Das muß zuerst verdient werden. Kaufmännischer Geist ist,  
wirthschaftlicher Geist. Er wird sozial, wenn er die Vortheile der ra-  
tionellen Wirthschaft nicht allein einheimst, sondern auch der Allge-  
meinheit zukommen läßt. Daß Verwaltungsjuristen viel Gutes geleistet  
haben, ist mit Recht betont worden. Aber die Leistung der Verwaltung-  
stechniker ist nicht geringer. Cavour, Freycinet, Carnot sind aus dem  
Ingenieurstand hervorgegangen. Dr. Honsel und Dr. Gnauth haben als  
Finanzminister Vorzügliches geleistet. Das Verwaltungsgenie haftet  
also nicht am juristischen Studium. Leider sind auch die besten Inge-  
nieure in Deutschland über die Stellung eines Ersten juristischen Hilf-  
arbeiters bis heute kaum je hinausgekommen.

München. Dr. Zinßmeister.

II. Die Frage, ob das Haupt der Stadtverwaltung ein Jurist sein  
müsse, wird selbst von hervorragenden Juristen verneint. Professor Dr.  
Piloty sagt.- „Der Jurist kann kein guter Verwaltungsbeamter sein,  
weil er rechtsbefangen ist. Er verquickt die Verwaltungsachen, die in  
erster Linie nicht aus dem Recht, sondern aus dem Leben und seinen  
Aufgaben beurtheilt werden müssen, mit den Fragen der Zuständigkeit,  
Zulässigkeit. Unter dieser Rechtsbefangenheit muß das feinere und  
sichere Gefühl für den eigentlichen Lebensnerv der Verwaltung, für die  
Hebung und Steigerung der Leistung, verkümmern. Wo den Verwal-  
tungsjuristen kein Paragraph stützt, ist es öd und leer um ihn. Ein ge-  
wisses Maß von Rechtskenntniß muß ja auch der Verwaltungsbeamte  
haben; aber er darf es nur beihelfend, nicht bestimmend und leitend



Die Zukunft.  
gebrauchen. In den meisten Zweigen der öffentlichen Verwaltung tritt das Recht überhaupt in den Hintergrund." Piloty will die Thätigkeit des Juristen vorzüglich auf das Richteramt oder auf die Zweige der Verwaltung (Polizei, Steuer) «inschränken, wo das Zwangsmoment entscheidet. Aber das Eigenthümliche unserer juristischen Verwaltung ist gerade, daß sie sich in erster Linie durch das Zwangsmoment behauptet. Der Verwaltungszweck fordert den richtigen Ausbau und Gebrauch der Rechtsformen und Rechtsmittel zur bestmöglichen Leistung der Verwaltung, ihrer Zweige, Abtheilungen, Stellen, Organe. Aber die Juristen haben (Das ist der Grundfehler der juristischen Verwaltung) diese Mittel zum Selbstzweck erhoben uick auf diese Weise von je her einen den bestmöglichen Leistungen und Fähigkeiten gemäßen Ausbau der Verwaltung verhindert; vielmehr alle ihre Kräfte und Mittel in den Dienst der herrschenden Gewalten gestellt. Die in neuerer Zeit von den Technikern ausgehende Bewegung gegen die Vorherrschaft der Juristen in der Verwaltung ist darauf zurückzuführen: daß die juristisch-bureaukratische Verwaltung nicht nur, als veraltet, den neuzeitlichen technischen Errungenschaften und Umwälzungen auf allen Arbeit- und Lebensgebieten unangemessen ist und deshalb den Technikern die Stellen entzieht, die zu ihren aus solchen Umwälzungen erwachsenden neuen großen Aufgaben, überhaupt zu richtigem Betrieb und Gebrauch ihrer Organisationen, Organe und Werke für die Allgemeinheit nöthig sind, sondern auch in ihrem Geist, System und Prinzip denen der technischen Auffassung widerstreitet. Die angedeuteten Grundfehler der juristisch-bureaukratischen Verwaltung find organisch-technisch«; sie widersprechen dem energetischen Grundgesetz, das die technische Tntwicklung bisher bestimmte und weiter bestimmen wird: sowohl beim organischen wie beim physischen Bauen, also auch beim Bau der Verwaltungorganisationen, müssen die Formen und Mittel nach Maßgabe ihres Sachinhaltes und Zweckes oder der Kräfte und Fähigkeiten zu ihrem Gebrauch gestaltet, verarbeitet, verwendet und verwerthet werden. Auch die Verwaltungorganisationen von Städten, besonders die technischen, müssen nach dem selben Gesetz und System wie physische Bauwerke, im systematischen Zusammenhang ihrer Zweige, Abtheilungen, Stellen, Organe, ausgebaut werden. Hierzu sind aber vor Al-lem Techniker nöthig. Solche Techniker sind aber jetzt nicht an Diplomen und Doktoraten Technischer Hochschulen, die selbst die Organisa»tionstechnik, deren Prinzip und System im Lehrbetrieb, in der Ausbildung und Prüfungauslese vernachlässigen, sondern nur an ihren selbständigen Leistungen zu erkennen.  
München. Ingenieur Christianlungkuz.

III, Gestatten Sie einem alten Baubeamten einige Worte. Einer der Verfasser hat gesagt, das für die wirtschaftliche Ausbildung Wichtigste müsse die Praxis bringen. „Eins aber ist sicher: daß die technischen Studien diese wirthschaftliche Bildung noch weniger vermitteln eis die Rechtsstudien." Dieser Satz ist beweislos hingestellt, also schwer



Iuristen als Bürgermeister.

zu widerlegen: aber die Studien sollen ja auch die Ausbildung gar nicht verschaffen; die Praxis soll es thun. Wenn man, wie ich, in der«antwortlicher Stellung wirtschaftliche Wevthe, Bauten im Werth von etwa zwanzig Millionen Mark, geschaffen hat, wird man diese Behauptung schwer verstehen. Also die Thätigkeit eines Iuristen, der vielleicht sein Leben lang über gestohlene Taschentücher und Aehnliches zu Gericht sitzt, sichert höhere „wirtschaftliche Bildung" ? Weiter. „Die Studien gewähren keinen tieferen Blick in das menschliche Leben." Nein: die „Studien" allein nicht, welcher Art sie auch sein mögen. Aber die technischen Studien ermöglichen die Weiterbildung für das wirtschaftliche und damit menschliche Leben; Palast und Hütte bieten mir keine Geheimnisse: mit dem General spreche ich über Dies, mit dem Arbeiter über Ienes; eine größere Vielseitigkeit, als sie die Stellung eines im öffentlichen Leben stehenden höheren Baubeamten bistet, dürften nicht viele Aemter verbürgen; die des Iuristen gewiß nicht. „Es handelt sich um einen Konkurrenzkampf in der Bureaukratie." Ja: es handelt sich um den berechtigten Mitbewerb um Verwaltungstellen, die jetzt dem Techniker, obwohl er die Hauptaufgaben zu bewältigen und die Hauptarbeit zu leisten hat, entzogen werden. Dann hieß es: „Nicht der erfahrene, erfolgreiche Techniker ist es, der sich die Geltung in der kommunalen Verwaltung erkämpfen will, sondern der Techniker, der nur mit einseitiger Schulbildung ausgestattet ist." Hier wären Namen anzuführen gewesen, die den Satz erhärten könnten. Behauptung reiht sich an Behauptung; Beweise fehlen. Was heißt schließlich „einseitige Schulbildung"? Die Schulen, die der Techniker besucht, sind doch die selben, durch die der Iurist gegangen ist. Auf der Schule wird weder der Eine noch der Andere zum Fachmann erzogen. Das ist ja nickt die Aufgabe der Schule. Warum soll die hier zu erwerbende Vorbildung also einseitig sein? „Die Forderung: ‚Die Technik dem Techniker' ist gerecht; jede weitergehende Forderung aber sollte sorgfältig geprüft werden." Sicherlich. Die Gerichtsstube dem Iuristen! Jede weitergehende Forderung (Anstellung als Stadtrath oder Bürgermeister) sollte sorgfältig geprüft werden. Ein anderer Herr schrieb: „Der Iurist wird in der Schule und in der Praxis zur Verwaltung systematisch erzogen, der Techniker nicht." Was die Schule mit der Verwaltung zu thun hat, bleibt unklar; mir scheint: gar nichts. Woher die Annahme kommt, der Techniker werde nicht „zur Verwaltung erzogen", ist eben so unverständlich. Des Räthsels Lösung scheint der Hinweis auf „Technikum und Handelshochschule" zu bringen. Die Handelshochschule fordert gar keine, das Technikum eine geringe Vorbildung; dem Schreiber ist offenbar gar nicht bekannt, daß die Vorbildung der Baumeister auf einer Technischen Hochschule, dann durch mehrere Vorbereitungs-jahre erworben und in Staatsprüfungen erwiesen wird; er verwechselt ganz einfach Baumeister, Zeichner und Handwerker. Ein Dritter schrieb: „Die ergiebige Brotstelle braucht sich der Iurist nicht nehmen zu lassen, so lange die bessere oder nur gleiche Eignung Anderer für diesen Be-



32 Die Zukunft.

ruf nicht erwiesen ist." Gemeint ist selbstverständlich nicht der „Beruf“ des Juristen, sondern die Wahl zum Bürgermeister. So lange nichts erwiesen ist! Aber wie soll es erwiesen werden, wenn jede Möglichkeit der Probe mit hartnäckigem Widerstreben und mit Angst vor einem Vergleich verhindert wird? Unwillkürlich drängt sich mir der treffliche Ausspruch weiland Seiner Excellenz des Herrn Verkehrsministers von Nagler auf, der erklärte: „Da wollen sie nun eine Eisenbahn von Berlin nach Potsdam bauen! Solch ein Blödsinn! Gestern bin ich in der zwölfsitzigen Postkutsche gefahren und war ganz allein. Wie soll sich nun eine Eisenbahn bezahlt machen?“ Auch heute noch hält die Verkehrsverwaltung allzu gern an dem Satz fest: „So lange nicht erwiesen ist...“ Alter Herr von Nagler: zählen Sie, bitte, mal von der zimmelhöhe die Köpfe der heute täglich von Berlin nach Potsdam reisenden Fahrgäste! So lange nicht erwiesen ist... Ohne den Bahnbau wars nicht zu erweisen. Nein, die Sache ist ja klar genug ausgesprochen: „Vetterchen, Onkelchen haben mir zu der Stellung verholten; ich selbst bin ja auch nicht abgeneigt, Neffen oder Schwiegersohn ähnlichen Dienst zu erweisen. Aber da darf kein Anderer hereinreden.“ An der Quelle saß der Knabe... In einen Nachruf für meinen zu früh verstorbenen Schulkameraden Schustehrus wurde ihm, dem Oberbürgermeister von Charlottenburg, besonders nachgerühmt, was er bei Neubauten des Rathhauses, des Elektrizitätswerkes, des Bürgerhauses, der Brücken, Schulen, der Bismarckstraße, in der Kranken- und Armenpflege geleistet habe. Geht daraus etwa die Nothwendigkeit juristischer Studien hervor? Auch in der Krankenpflege (Unterkunft) dürfte sich der Techniker besser mit dem Arzte theilen (Heilung, Verpflegung) als mit dem Juristen. Ich schließe mit dem Wunsch, daß bei neuen Wahlen ein fröhlicher Wettbewerb tüchtiger Kräfte aus mancherlei Gebieten ermöglicht werde und nicht Brotneid und übermäßige Verehrung vor dem Formelwesen sich vereinen, um dem Herrn Juristen das Gebiet der städtischen Verwaltung als ihm allein gebührendes Betätigungsfeld auf die Dauer zu erhalten.

Magdeburg. Königlicher Baurath Schirmacher.

IV. Die Frage ist von einem ungenannten Verfasser, von den Herren Dr. Rübel, Professor Loos und Magistratssyndikus Langer erörtert worden. Der ungenannte Verfasser vertritt den Standpunkt des Technikers, eben so Professor Loos, während Dr. Rübel und Langer den des Juristen vertreten. Die Frage der „Juristen als Bürgermeister“ ist ein Ausschnitt aus der Frage der Unterdrückung der akademisch gebildeten Nichtjuristen. Mögen sie Techniker Mediziner, Philologen, Mathematiker, Theologen sein: in letzter Linie ist es die juristische Einwirkung, die ihren Lebensgang, ihre fachliche Bedeutung, den Rahmen ihrer Thätigkeit durch Gesetz und Verordnung regelt und ihre Ausbildung beherrscht. Der letzte Punkt weist auf die ganze Misere der Nichtjuristen. Sie werden auf den Hochschulen, während ihrer Praktischen Ausbildung und ihrer amtlichen Thätigkeit gerade von



Iuristen als Bürgermeister.  
Dem ferngehalten, dessen Kenntniß ihnen leitende Stellungen in der Verwaltung und im öffentlichen Leben sichern würde. Das zeigt deutlich der geringe Einfluß, den sie, sicher zum Schaden des Staates, im politischen Leben haben. Sie kommen selten über die undankbare Stellung eines Rathgebers hinaus, dessen man sich, je nach den Umständen, leicht entledigen kann. Viele kommen freilich, vielleicht zu ihrem eigenen Besten, nicht zur Erkenntniß ihrer überaus traurigen und beschämenden Lage. Die Wohlfahrt des Staates fördert gebieterisch daß solche kulturwidrige Zustände enden; auch der mächtigste Staat kann auf die Dauer nicht ertragen, daß Abertausend hochgebildete Männer von der leitenden, lebendigen Mitwirkung am öffentlichen, staatlichen und kommunalen Leben (allerdings nicht durch zwingende Gesetzesvorschriften, aber tatsächlich) ausgeschlossen werden. Der Staat beraubt sich selbst seiner Kräfte und seine beengte Auslese ist um so gefährlicher, weil die Zahl Derer, die studirt haben, sich nicht aus der allgemeinen Intelligenz, sondern aus einer kleinen besitzenden Oberschicht rekrutirt und aus ihr die von Natur Begabten sich im Allgemeinen nicht dem Iuristenstand, sondern dem Baufach, der Philologie, Mathematik und anderen Fächern zuwenden. Herr Langer sagt: „Es muß betont werden, daß die logische Durchbildung, die eine unerläßliche Nothwendigkeit für die Thätigkeit der Verwaltung ist, in der Regel nur zwei Berufsgemeinschaften eigen ist: den Mathematikern und den Iuristen.“ Nach Langers Ansicht sind also die Abiturienten, die besondere Begabung für Mathematik zeigen, in erster Linie für die Thätigkeit in der Verwaltung geeignet. Für die Architekten trifft Das in fast allen Fällen zu; für die Iuristen nur im Ausnahmefall. Das Studium des Baufaches erfordert ein eingehendes Studium der reinen und der angewandten Mathematik, zusammen mindestens vier Semester, denen drei Examina folgen. Langer weist also, ohne es zu wollen, des Technikers Befähigung für die Verwaltung haarscharf nach. Dann werden Verwaltungszweige angeführt, in denen der Techniker sich angeblich nicht zurecht finden kann. „Was versteht der Techniker von der Steuergesetzgebung, dieser über die Maßen schwierigen Materie?“ Um meinen Beruf zur Beantwortung dieser Frage zu erweisen, muß ich anführen, daß ich über das Steuerrecht der Gemeinden mehrere Werke herausgegeben habe. Ich kann ruhig sagen, daß man sich in das Steuerrecht sehr bald einzuarbeiten vermag; von einer „über die Maßen schwierigen Materie“ habe ich bisher nichts bemerkt. Ein intelligenter Mann, Iurist oder Techniker, kann sich im Zeitraum von drei Wochen, bei verständiger Anleitung, so tief in das Steuerrecht der Gemeinde einarbeiten, daß er als Bürgermeister in der Stadtverordnetenversammlung Diskussionen auf diesem Gebiet nicht zu scheuen braucht. Um das Steuerrecht als Spezialfach zu beherrschen, braucht man natürlich Jahre der Vorbereitung; aber eine solche Spezialkenntniß fordert Niemand von dem Oberhaupt einer Stadt. Aehnlich liegen die Verhältnisse auf dem wichtigen Gebiet des Baupolizei»



Die Zukunft.

rechtes. Auch hier kann man nicht verlangen, daß der Bürgermeister in allen polizeirechtlichen Fragen als Spezialist, sondern nur, daß er gründlich genug vorgebildet ist, um in schwierigen Fällen auf Grund des ihm Vorgetragenen richtig zu entscheiden. Weiter sagt Langer: „Das Wesen der Stadtverwaltung beherrscht nur Einer, der juristisch vor» und durchgebildet ist; jeder Athemzug, den die Kommune thut, ist ‚rechtserheblich‘, erfordert die sichere Direktive des Juristen.“ Das ist Uebertreibung. Mit dem selben Recht könnte man fordern, daß die Leiter aller gewerblichen Betriebe Juristen seien: denn deren Thätig» keit ist auch „rechtserheblich“ in Langers Sinn. Der Gerichtsassessor bringt bei seinem Eintritt in die städtische Verwaltung Wissen auf dem Gebiet des Verwaltungsrechtes nicht oder nur in kleinem Umfang mit, weil er in ganz einseitiger Weise für die Richterlaufbahn erzogen wor» den ist. Nach seinem Uebertritt in die Verwaltung ist er ein Neuling, wie jeder Andere, sei er Techniker oder sonst was. Thut er seine Pflicht, so findet er sich in die Materie hinein; bleibt er ein Stümper, so geht es ihm genau wie jedem anderen Sterblichen. Die „Athemzüge“ der Kommune sind durch die Anwendung der Verwaltungsgesetze und ihre Auslegung bedingt. Der Staat überläßt nun die Rechtsprechung in Verwaltungsangelegenheiten, die in ihrer Bedeutung wesentlich höher steht als die Verwaltung einer Kommune, in Erster und Zweiter In» stanz sogar Gerichtshöfen mit starker Laienbesetzung und sieht ein In» teresse hierdurch nicht gefährdet; aber der städtische Jurist, der Mann der Selbstverwaltung, sperrt dem hochgebildeten Techniker die Leiter» stellen in der Verwaltung. Im Grunde handelt sichs eben nur um eine Machtfrage. Die Technik hat Deutschland groß und reich gemacht. Ie» der hat Vortheile hiervon. Stolz kündet man auf Kongressen, das Le» - den der Nation stehe im Zeichen der Technik; in den Stadtverwaltun» gen giebt es kaum eine Etatposition, die nicht irgendwelche Beziehun» gen zur Technik hat. Aber man fürchtet offenbar, daß der Techniker, wenn er Raum zur Bethätigung erhält, sich das ganze Feld erobern könnte. Deshalb gilt die Losung: ?rinoipiis obsw! Diese Sperre wirkt auf die Unbefangenen wie eine Parodie auf die vielgerühmte Selbst» verwaltung, deren Bedrohung von der Staatsseite aus immer einen großen Entrüstungsturm bewirkt; aber die Selbstverwaltung in der eigenen Verwaltung zu pflegen, im Sinn des genialen Stein, dessen Namen man bei jeder Gelegenheit im Munde führt: Das ist Etwas ganz Anderes. Das Streben Steins und feines Mitarbeiters Frey ging dahin, schlummernde Kräfte im Volksleben zu wecken. Von sol» chem Streben ist nichts mehr zu merken. Das beste Zeugniß hierfür ist der Ausschluß der Techniker, Aerzte und anderer Tauglichen aus dem wichtigen Amt des Bürgermeisters zu Gunsten der Juristen. Der Entschluß dazu stammt aus einem antisozialen Gedanken, der nur auf Kosten wirtschaftlicher, moralischer und politischer Kräfte der Nation ausgeführt werden kann.

Berlin»Mariendorf. Gemeinde»Baurath Karl Saß.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian tzarden in Berlin, — Verlag der Z„km,ft in Berlin. — Druck von Paft « Karleb G m b H in Berlin,



Berlin, den 12. April 1912.

Der weidliche Hengst.

Die Berichte aus einem der Reichstagskränzchen, die man jetzt »vertrauliche Sitzungen« nennt (um ins Hirn des schlichten Bürgers den Trost zu pflanzen, dort werde, dort wenigstens über das internationale Reichsgeschäft manchmal irgendwie Be» trächtliches gesagt), hatten mich um den Schlaf gebracht. Das Haupt des Auswärtigen Amtes sollte da, nach mühsäuliger Wiederholung schimmelnder öeitartikel von der Entstehung des Balkankrieges geplaudert und erzählt haben, die Thatsache, daß die Diplomatie vom Ausbruch und Ziel des Krieges überrascht worden sei, gebe kein Recht zum Tadel, weil in Sofia, Belgrad, Athen, Cetinje die Entscheidung lange geschwankt habe und bis in die letzten Tage hinein ungewiß gewesen sei, ob der Balkanbund die Türkei an seine Spitze stellen oder bekämpfen werde. Das stand im Zeitungsbericht. Nirgends, daß einer der Herren, die für einen Taglohn von zwanzig Mark (und bald wohl für die Erlaubniß, in sämtlichen Eisenbahnzügen, von Lenz zu Lenz, den edlen Leib im Abtheil Erster Klasse zu räkeln) das deutsche Volk vertreten, widersprochen und die Aussage denen der Herren von Bethmann und von Kiderlen konfrontirt habe. Nirgends. Der neue, besten Willensvolle SKlatssekretär kommt aus Rom, kennt auch, aus eigener Anschauung, nur Rom und die Wilhelmstraße gründlich und hat, nach der Hast seines Berliner Balkangeschichtstudiums, die Zei»



3« Die Zukunft,  
ten verwechselt. Vielleicht wußte er Etwas von dem (1904 von Ricciotti Garibaldi und dem SerbokroatenTresitsch Pawitschitsch begonnenen, 1909 von denMinisternIswolskij und Tittoni fort» gesetzten) Versuch, einen italo-slavischen Balkanbund zu stiften und, als Wall gegen österreichischen Dehnungstrieb, das unabhängige Albanien zu schaffen, nach dem Oesterreich-Ungarn sich jetzt, in seine Freunde betrübender Blindheit, sehnt.Vielleicht hatte er die Rede gelesen, die Talaat Bey im August 1910 in Saloniki hielt und in der dieser jungtürkische Minister des Inneren die Behauptung wagte,dieGefahr eines antttürkischen Bundes spuke nur durch lichtlose Hirne. »DieWienerRegirunghatunsversichert, daß sie jedes uns bedrohende Bündniß hindern werde; und sie hat die dazu ausreichende Macht. Von Griechenland ist nicht das Geringste zu fürchten. Serbien ist ganz auf uns angewiesen. Montenegro freut sich seinerUnabhängigkeit und wird sich niemals in tollkühne Abenteuer stürzen. Den Bulgaren, dem einzigen Faktor, der für uns zählt, werden wir kleine Konzessionen machen, im Wesentlichen aber feste Entschlossenheit zeigen. Von all diesen Staaten droht uns also keinerleiGefahr."Vielleicht hat derStaatssekretär aus dem rasch überfüllten Gedächtnißschrein in Verhörs» noth die Erinnerung an den kurzen Hoffnungsgrausch gezupft, der dem ungeahntenlungtürkensiegfolgteund auf dem Balkanboden, besonders in Serbien, die Bündnißpläne der Michael und Milan, Garaschanin und Pirotshanatz noch einmal erwachen ließ. Zum letzten Mal. Seit die unmenschliche und unsaubere Wirtschaft derlungtürken sichtbargeworden war,seitDschawid Pascha wie einHenker aus derGräuelsage inAlbaniengehausthatte,war an ein Bündniß christlicher Balkanvölker mitderTürkeinichtmehr zu denken. Der Verdacht schon, ihr Streben suche solchen Bund^ hätte die Könige Ferdinand, Georg, Peter Krone und Kopf gekostet. Muß der Deutsche, der, trotz allem Irrlichteliren unkluger Regierung, seines Reiches Macht gemehrt und gesichert hat, denn immer wie ein Kind behandelt und, wenn er wissen will, mit Märchen gefüttert werden? Die deutscheDiplomatieist,obwohlsievon einzelnen (mit Kiderlens Hohn dafür belohnten) Zunftvertretern gewarnt wordenwar,vom Ausbruch des Balkankrieges überrascht und von allzu fest verankertem Irrwahn dann auf die falsche Seite getrieben worden. Wie Louis Napoleon im Jahr 1866 auf Oester-



Der weidliche Hengst.

87

reich s Karte fetzte und s eine ganzePolitik von der Zuversicht auf den Sieg des Habsburgischen rothen Löwen stimmen ließ, so hatimvo»rigen Spätherbst die berliner (und die wiener) Staatsmannschaft blind und taub auf den Sieg derTürken geschworen und aufallen: Eisensträngen der Politik die Weichen fo gestellt, als könne dieser Glaube nichtigen. Weshalb gestehtstesnicht endlich? Bebürdet Kiderlen, von Rechtes wegen, mit der Schuld falscher Weichen»stellung,die dergescheite,alsStaatssekretäraberpfYchisch erkrankte Mann in jedem wichtigen Fall seiner Amtsarbeit auf sich geladelt hat?HättederHemmunglosesienichtinsDickichtseinervonDünsten umnebelten Vorstellungswelt verführt, dann wäre ihr Unterlassen unverzeihlich. Wußte sie, daß der Krieg nah und die Niederlage derTürkei immerhin denkbar sei, erwog sie auch nur, daß auf den Graten der Politik hundertmal schon das den Thalsassen Unwahr»scheinliche (weil für das Wahrscheinliche auf allen Seiten vor»gesorgt war) Ereignis; geworden ist, dann mußte sie in Konstantia nopel und, zuvor noch, in Wien eindringlich warnen; die Türkei zuNachgiebigkeit stimmen, den Oesterreichern die Sicherung des Sandschakweges nach Saloniki empfehlen, die Balkankönige mit der Gefahr bewaffneter Intervention schrecken. Sie mußte; und verrieth, wenn sies nicht that, wider Pflicht und Gewissen die deutschen, die, im Sinn des Volksthumes, nicht des Staats»rechtes, gesamtdeutschen Interessen, die nach KirMlisse, Lüle Burgas,Kumanowo ebensowenig noch wirksamzuschützen waren wie nach Königgraetz-Sadowa die der bonapartischen Dynastie. Der Irrthum nur, die Knospe am Knüppelholz des Glaubens an den Türkensieg, kann unsere Geschäftsführer von wissentlicher Pflichtverletzung entschuldigen. Und gerade diesen Irrthum leug»nen sie; wollen sie mit rastlos erneuter Wortmacherei bestreiten. Weiter im Text. Während in Sofia und Belgrad die Stimm»ung noch schwankte, habe König Nikola, »gegen die Absicht der ihm Verbündetenden Krieg begonnen. Giebt es im Reichsdienst einen Gesandten, der solchen Unsinn berichtet? Ich kanns nicht glauben. Auch nicht, daß in das feine Köpfchen des Staatssekre»tärs die kindische Meinung sich einnisten konnte, ein Mann vom Schlag Ferdinands (bester koburger Schlotzabzug von derSon»nenseite) hänge sein Schicksal und seines Landes an die Laune des weißhaarigen Hitzkopfes vom Schwarzen Berg. Warum Nikola 4»



LS

Die Zukunft.

zuerstschlug? DerFrage istdieAntwort nicht leichtzu finden. Nur dieTürkensind überzeugt,sie längst gefunden zu haben. «Montenegro ist in steter Geldklemme. Das Wehrbudget bringt dem König im Jahr kaum mehr als zweihunderttausend Mark. Damit ist ein Krieg nicht zu führen.Und inPetersburgnicht immer zuPumpen. Nikola hat sich drum nicht nur den slavischen Brüdern und finischen Bettern verbündet, sondern, heimlich, auch einer wiener Bank» firma noch älteren Stammes; mit ihr eine Börsenspekulation, 5 la daisse, versteht sich, vorbereitet, die nur gelingen konnte, wenn sie denMarktüberraschte. Sie gelang, weil Nikolas Fanfare unter fast noch heiterem Himmel erscholl und, wie Iosuas Halljahrsposaunen die Mauern von Iericho, die steile Spitze des wiener Kursthur» mes umblies; und brachte Seiner Majestät vierMillionenMark (den reicheren Sozien das Fünffache) ein, die den ersten Kriegsbedarf deckten. NmsolcheKonjunkturzuschaffenundauszunützen, begann Montenegro den Kampf." So wispern die Türken, die von Hilmi Pascha das Geheimnitz des Schottenringes erlauscht haben könnten. So kanns gewesen sein. Und wenn Iosua die Hure Rahab, als die Herbergerin seiner Kundschafter, zu schonen befahl und dennoch in der Glorie des frommen Helden am Berge Gaas ruht, durfte derNeffedesWladikaDanilo,ohnedenRuhm zu schmälern, aus derHaussehoffnungspielfüchtigerBalletmädel» freunde für sein darbendes Volk Tribut pressen. Harmlosere Er» klärung istmöglich. Vom First des cetinjer Klosters hat der Dichter Nikola Petrowitsch Njegos einst gerufen:»Klinge, geliebte Glocke, töne weit hinaus ins Land und zeuge fürunseren heiligen Glauben, für den so ungeheure Ströme serbischen Christenblutes geflossen sind! Grütze Kara Georg, grütze Danilo und melde mit sanftem Gedröhn den Helden: Je größer die Mufulmanenmacht, desto höher der Ruhm meines Volkes, an dessen Willen sie zerschellen mutz." Der Sänger dieses Bardenliedes, der 1877, noch vor den Russen, für die serbischen Herzegowzen das Schwert gezogen hat, wollte auch jetzt nichtum denNimbusdeserstenRuferszumTür» kenkrieg geprellt sein. Doch Spekulation oderRuhmsucht: die Mär, Nikola habe mit keckem Streich den friedlichen Sinn der Bundes» genossen überrumpelt, taugt in den Hörbereich des Töchteralbums. Ist aber noch nicht die lustigste, die dem Reichstagskränzchen eingelöffelt worden sein soll.Dennaufdem selbenBlattsteht.Un»



Der weidliche Hengst.

8S

tcrstaats^ekrctar Zimmermann habe gesagt, in der Mongolei sei Deutschlands Stellung nicht um eines Haares Breite schlechter als die russische. Ists vorstellbar? Die Russen herrschen heute in derAeußerenMongolei;ihrResidentKorostowetzliefert,vonUrga aus, den MongolenDrillmeister,Waffen, Munition und besinnt schon den Plan, allen Gelben die Grenze zu sperren. Fraglich ist nur noch, ob die schwache Chinesenrepublik den Raub ruhig dul» den oder mit Iapans (heimlicher oder sichtbarer) Hilfe sich in das Wagni» eines Feldzuges stürzen wird. Das muß der fleißige Unterstaatssekretär wissen. Ihm fehlt Ader und Nerv des Politikers und feine besten Freunde sähen ihn gern in dem angenehmsten Generalkonsulat, durch das Weltmeer von derHochwarte strate» gischer Entscheidung getrennt. Doch gewissenlos ist er nicht; dazu wäre auf folchemPosten immerhin Talent nöthig. Trotzdem er die Balkanslaven heute noch Hammeldiebe schilt, also nicht ahnen kann, was diese Menschheit gestern geleistet hat und morgen leisten wird, ist unmöglich, daß ein vonKnappe Erzogener, von Holstein ins Vertrauen Zugelassener dem Reichstag erzählt habe, in der Mongolei sei unsere Stellung nicht schlechter als Rußlands, in China genauso günstig wie Englands (das seit demMärzauch in der Salzverwaltung nun Sitz und Stimme hat). In schwarzen Lettern steht es auf gräulichemHolzpapier? Das erweist nicht die Wahrheit. Der für denBericht gemiethete Volksvertretermuß sich verhört, muß die beiden Sekretäre mißverstanden haben. Was er sie sprechen ließ, konnte niemals über ihre Lippe kommen. Hätten sie so gesprochen, dann wäre denAbgeordneten, die Solches ohne Zorn und Gelächter hinnähmen, nur zu rathen: Kümmert Euch, brave Männer, nie wieder um Internationales; Pfuschet und flicket getrost an den Gesetzentwürfen herum, die fürsorgliche Re» girungweisheit inganzenGeschwaderndemBürgerbeschert; doch verirret von Leisten undAhle Euch nimmermehr in die Werkstatt derStaatsmannskunst.Wurden dieSätze, die seitWochen wach» sendes Entsetzen bestaunt, wirklich vorgebracht und vom Ohr der Wahlweiheträger geschluckt? Helios, der alles Irdische bescheint, schmunzelt stumm durchs graublaue Fliegenschster. Das Kränz« chen tagt hinter verriegelterThür; und ich stieg nie ausderZettel» kiste. Aber am siebentenAprilmittag schlägt die Stunde der Wehr-Vorlage. Die, sprach ich zu mir, muß Du im Reichstag erleben.



so

Die Zukunft.

Zwischen Zweifel und Hoffnung klemmt sich der Weg durch.

Die Berichterstattung muß trügen. Die felbe Budgetkommission, der eines Klippschülers Aberglaubenachgesagt ward.hat den Verbündeten Regirungen ja höheren Sold für Botschafter und Gesandte angetragen. Die wird, da sie sich zu solchem (hier seit einem Jahrzehnt empfohlenen) Vorschlag aufgerafft hat, endlich auch die Geheimfonds bewilligen, die dem Reichswohl wichtiger sind als Luftschiffe, die vom Wind zerbrochen odervom Nebel inFeindes» land verführt werden. Doch warum hat der Chef desAuswärtigenAmtes nicht schnell zugegriffen? Ihm müßte dran liegen, daß er die Plätze der Pourtales, Tschirschky,Rex,Hintze und anderer Fälligen auch Männern geben könne, die aus Privatmitteln nichts zuzusetzen haben. Warum will er »die Sache im Auge behalten", statt die Brise flink in feine Segel zu fangen? Vielleicht redet der Kanzler heute davon; hämmert die Mehrheit an den schwarzen Schafft des Centrumsvorschlages. Er hats unter diesem April» Himmel so leicht wie niemals ein für das Reich Werbender. Eine ungeheure, unerträumte Wehrforderung, die ernstlich gar nicht bekämpft wird. Kein Widerstand, der zu Gefahr werden könnte. Keine Fraktion hat das zu Wahlschlachten nöthige Geld; und die Sozialdemokratie muß vor derReichstagsauflösungzittern,die ein Viertel, ein Drittel der hundertzehn Mandate kosten könnte. Dazu vonAntivari bisUrga, von Panama bis Tibet ein Chaos, aus dem ein Schöpferkopf ein neues Weltbild zu gebären vermag. Nie war folche Gelegenheit einem Staatsmann zu neiden. Der Erfolg liegt auf der Straße und jeder Kraftgestus winkt ihn ins HoheHaus. Aber auch fortzeugendeWirkung ist heute zu erzwingen; tiefere, rascher nützbare noch als mit Bismarcks berühmtester Russenrede. Denn Europa ist heute führerlos und Asien schöpft, nach schmerzlichenWehenundenttäuschendemAbortus, aus dem siechen Leib Athem. Wie ein Evangelium würde jedes durchs Dunkel weisende Wort bejauchzt. Aller Augen warten, Aller Ohren auf diesen Kanzler, der fünfundsechzig Millionen Menschen, morgen fast neunhunderttausend junge Soldaten hinter sich hat und für ein Land mit nie und nirgends auf Europäerboden erreichter Vermögensmehrung spricht. Für ein Menschheitjahr kann er auf dem Zifferblatt der Erduhr die Zeiger stellen. Leuchtet aus seiner Rede majestätischer Menschenverstand, dann befiehlt er



Der weidliche Hengst<  
das fürDeutschlandsZukunftUnentbehrliche und sichert sie, nicht  
bis zur nächsten Nachtdämmeruttg nUr, wider schleichende Gefahr.  
Weißer, waser in dieser großenStunde wollen darf? Seit Wochen  
zereifert er sich in Regiemühsal. Jedem Hauptmund einer Irak»  
rion ward ein bis an den Rand voller Honignapf hingeschoben. Zu  
Betro Spahn zirptes: »Aufdes Glaubens SonnenbergesiehstDu  
Jesu Fahne wehn. Unser Schuldbuch sei vernichtet! Ausgesöhnt  
die ganze Welt!" Die Alideutschen, die dem durch den Kongo»  
sumps Stolzirenden schlimmer als Pestfliegen schienen, werden  
zärtlich getätschelt. Der nationalliberale Hamlet (mit beschränk»  
ter Haftpflicht) hört, daß an seiner Wimper des Reiches Schick»  
sal hänge. »Freude sunkelt in Pokalen; in der Traube goldnem  
Blut trinken Sanftmuth Kanibalen." Am Eßtisch des peacemslcer  
Dernburg sitzen in Eintracht der Kanzler des Deutschen Reiches  
und der Leiter des größten Demokratenblattes (sammmt dem Res»  
sorthüterdes »fluchwürdigenpreußischenWahlunrechts"). »Groll  
und Rache sei vergessen; unserm Totfeind fei verziehn. Keine  
Thräne soll ihn pressen, keine Reue nage ihn." Solche Kunst»  
stücke sind weder dem Barbier von Sevilla noch dem menschen»  
kundigeren Besitzer der Villa Malta je eingefallen. Wer nannte  
Bülow's Erben schwerfällig und ungelenk? Was, nach der Früh»  
lingsleistung, Herrn von Bethmann zugetraut wird, lehrt das  
schwirrende Gerücht, er habe an den Abgeordneten Ernst von Hey»  
debrand.den er imNovember 1911 öffentlich eines heuchlerischen  
Parteischachers mit nationaler Leidenschaft geziehen hat, einen  
Brief geschrieben, der.denAdressatenzu versöhnen, auf ein damals  
durch Gemüthsbewegung und allzu kurze Nachtruhe getrübt  
Bewußtsein, als auf einen die Schuld mildernden Umstand, hin»  
weise. Das Gerücht muß lügen (derSchreiber dieses Briefes wäre  
nicht nur durch den Fluch der Lächerlichkeit getötet); zeigt aber, was  
mündige Männer jetzt für möglich halten. Thut nichts. Die Welt»  
wende naht deutschem Empfinden. Glimmt dem Kanzler nur ein  
Fünkchen unter dem Schädeldach, dann umglänzt ihn, wenn diese  
Sonne sinkt, der Triumph. Bleibt über das Verhältniß zu Freund  
undFeind.überGermaniensWillen der ärgstenBosheit keinWort  
mehr zu sagen. AlleTrümpfe sind diesmal in einerHand. Eines,  
der ausschließ, hofft jeder Deutsche. Reichstagsplatz. Portal V.  
DiesesHaus ist desReichesAbbild.Allesistpomphaft.ohne



Die Zukunft.  
den Reiz leise gewachsener Kultur, zwischen Prunkdampfer und Luxuswaarenhaus, aber solid und theuer; ums Doppelte mehr Aufseher, als nöthig wären: und doch (oder just deshalb) plumpe Mißgriffe. (Ein gelberBotschafter wird wie ein Zudringling behandelt und muß eine halbe Stunde auf Einlaß harren.) Die Triebünen sind voll. Diplomaten, Adjutanten, Hofgesellschaft, Neugierige aller Sorten. Viele Frauen. Politiker, Künstler, Gelehrte, Köpfe der Industrie und Kaufmannschaft? Außer den abgeordnetenensehe ich keinen. Gewschel, Gekicher, Flirt; nirgends die winzigste Spur leidenschaftlicher Spannung. Gehts, im Ernst, um die Reichsmacht und um dreizehnhundert Millionen? Noch nicht Zwei; Zeit, in den Drucksachen zu blättern. »Durch die Ereignisse, die sich auf dem Balkan abspielen, sind die europäischen Machtverhältnisse verschoben worden." Im Winter las mans anders. «In Folge der eingetretenen Verschiebungen (schreibt so noch ein rüstigerKanzleirath?)ist es heute mehrdenn je unsere oberstePflicht,den Schutz unserer Grenzen so stark zu gestalten, wie unsere Volkskraft es zuläßt." Warum wurde die oberste Pflicht nicht gestern erfüllt? «Die Jahrhundertfeier der politischen Erhebung und Wiedergeburt Preußens und Deutschlands weckt die Erinnerung an die Beethätigung selbstloser Vaterlandliebe und beispiellosen Opfersinnes." Beispiellosen: Das durfte imneuenBerlinnicht fehlen. Von Lykurgs Spartanern bis aufdie bulgarischenPflugscharführerinnen haben auch andere Völker Allerlei für die Heimath gethan. Und 1813 regte in Preußen sich der Opfersinn doch wohl nicht, weil ein Türkenkrieg die Machtverhältnisse Europens verschoben hatte. Maschinennaht; wo man es angreift, reißts wie Theaterplunder. Nennt sich stolz aber: «Begründung".. Die Glocke tönt. Aus den Bundesrathsräumen dringt buntes Gewimmel hervor. Beamte aller Rangklassen; Offiziere aus dem Landheer und derMarine. Auf den Stühlen der Minister und Staatssekretäre ist jetzt Alles (seit Bülow und Rheinbaben; also: beispieillos) gut angezogen. Kein dem Volksgefühl innerlich Naher. KeinAuge, das in Herzen einleuchtet; kein Kopf, dessen Wesenslinie im Gedächtniß hastet. Beamte. Vor dem Präsidentenstuhl der alte Herr Kaempff. Fast immer starr aufrecht. Schwarz, mit weiß wallendem Bart, stahlfarbig funkelnder Brille und bis an denWirbelkahlerStirnhaut, die wie Messing aus Urahns Hausrath blinkt. Gespenstisch feierlich.



Der weidliche Hengst,  
Von Weitem sieht er aus wie auf kleinen Schaubühnen der sp i»  
sende Dänenkönig: »höchst schaudervoll". Spricht auch so: m t  
hohler Stimme, die lange schon cingeurnt war und nur Molc! e  
zur Ordnung rief. Kein Wort ist zu verstehen. Aber rechts von  
ihm hebt sich vom Stuhl. Der Reichskanzler hat das Wort.  
Er sieht nicht schlecht aus. Gar nicht mehr kränklich. Braune  
Wangen. Die Farbe eines Landbauers. Den zerreibt der Dienst  
nicht. Der Erste, der sich als Kanzler erholt hat. Für den langen  
Rumpf ist der Kopf zu klein. Zwischen Haar und Bart Alles wie  
zerknittert; als könne es so schief und stumpfwinkelig nicht immer  
gewesen fein. In den Aughöhlen lebt nichts; sieht es, wenn der  
Blick die Notizblätter absucht, genau so öde aus wie über dem  
Mund, der die großen Gegenstände der Volkheit bespricht (bis sie  
schrumpfen). Die Haltung wie einer von leisem Abendwind be»  
wegten Pappel; rechtwärts, linkwärts nun neigt sich der Wipfel.  
EtwasSchwankes, Unfestes; als wäre imWurzelboden dieHaupt-  
faser durchschnitten und nur einBündelchendünnereFasernhielte  
den Stamm. Als trüge nur ein Bein immer, in allmählich komisch  
wirkendem Wechsel, die Last. DieGeberdekommtnichtaus innerer  
Nöthigung, sondern soll ungezwungene Selbstsicherheit erweisen.  
Kanns aber nicht. Der rechte Arm ruht auf der Magengrube; zeigt  
den Handteller; sinkt; kriecht in dieHosentasche. Der linke machts  
nach. Der Gestus paßt niemals zum Wort. Und dieses Wort,  
meist deutlich und fast dialektlos, ist ohne jeden Persönlichkeit»  
klang. Von der Amtspflicht verlangtes Geräusch, nicht nothwen»  
digerWollensausdruck. Ein TonwievonBlech unter derBüchsen-  
scheere, die Konserven lüftet; dann wiedernasale Kommandolaute,  
in die einGenirter sich rettet, um auf einemBewußtfeinshügel zu  
scheinen. So groß hatte ich mir die Enttäuschung nicht gedacht.  
Doch wird, wer den Spuren eifernden Mühens nachtastet, manch»  
mal auch wieder von menschlichem Mitleid gerührt. DieserMann  
möchte so gern mehr sein alseinerder»buchgelehrtenBuralisten",  
in denen Stein Preußens Unglück und «den Geist unserer geist»  
losen Regirungmaschine" verkörpert sah;» die, es regne oder scheine  
die Sonne, die Abgaben steigen oder fallen, ihren Gehalt aus der  
Staatskasse erheben, im stillen, mit wohlverschlossenen Thören  
versehenen Bureau schreiben, schreiben, schreiben und ihre Kin»  
der wieder zu gleich brauchbaren Schreibmaschinen erziehen.\*



54 Die Zukunft,  
Gr hat (der Sprachentlarver Mauthner kann lachen) fromm ge»  
glaubt, dieHerrschaft über dieTerminologie, dieBerufsredeweise  
einer Kopfwerkerzunft sichere dem Erwerber den Gildemeister»  
brief: und spricht nun über Staatsschicksal, Volksdrang, Macht»  
trieb, wie ers von grauenRoutiers der Diplomatie erlauscht hat.  
Nur, leider, wie ein von dieserWillenswelt durchSiriusfernenGe-  
schiedener. Wie der mit unbändiger Beifallssucht ins Chefkabinet  
verschneite Jurist, der mit den Motti derWechselstube den abge»  
brühten Bankdirektor mimen möchte. Wie der emsige Altphilo»  
löge, der zweiNächte durchbgffelt hat, weil er vor dem Schulrath  
den kranken Physiklehrer vertreten soll. Man horcht, könnte jeder  
Wendung der Rede (auch der von der Wucht des Volksthumes  
und der nüchtern als Geschäft zu treibenden Politik) einen Her»  
kunftzettel ankleben; merkt aber bald, daß hier ein Blinder über  
Lichtfülle und Fabenreize dozirt. Wer fremd, ohne Kenntniß der  
Platzprivilegien, im Saal säße, wäre gewiß, daß da oben ein Stell»  
Vertreter spreche, ein Kommissar, dem sein Pflichtpart wacker ein»  
getrichtert worden ist. Der tröpfelt nun sacht durch das Papier,  
auf dem die Stichwörter stehen. In solcher Stunde eines Reichs»  
leiters Rede? Nicht der schüchternste Versuch zu äußerer oder gar  
innerer Architektonik. Nicht des flüchtigsten Glanzes Schimmer.  
Nirgends auch nur das dürrtügste Bild, das nur dieser Seele auf»  
stieg. Die Sätze zerbröckeln oder zerren sich wie mürbes Leder.  
Kein Wort blüht auf; jedes ist in duftlosen Papierbeeten hinge»  
kümmert und längst nun so schäbig blank wie von hunderttausend  
Schwitzhänden abgegriffene Nickelmünze. Zwanzigmal, wenn der  
Gedächtnißzwirn durchgescheuert ist: «Meine Herren!" Dreißig»  
mal. Und wieder eingespeicheltes Papier. In solcher Stunde. Des  
Reiches Kanzler. Der da redet, ärgert sich leicht und flackert dann  
in Kienholzhitze. Leidenschaft hat ihn nie brünstig umfassen. Die»  
sen dürrn Seelenboden hat nie eine Vision wärmend bestrahlt  
noch je Humor getränkt. Der Mann giebt, was er hat, und glaubt,  
was er sagt. Auf anderem Sitz würbe folche Armuth Erbarmen.  
Die Augenblickswirkung? Null. Lasset Euch durch das ge»  
botene oder geschenkte Wohlwollen der Stenographen nicht täu»  
sch en. Die setzen, wenn drei persönlich Verpflichtete oder vier von  
dem echolosen Wortgetröpfel Erschreckte »Bravo!" murmeln, als  
Beamte, Patrioten, Mcinungsförderer in den Bericht: «Lebhafte



Ver weidliche Hengst, 45  
Zustimmung". „Lebhafter Beifall". Gehts irgendwie, auch, mindestens einmal: „Stürmischer Beifall". Stürmisch! Wie Landregen unter stillem, graubraun verhängtem Himmel sickert es in den Saal. Der einzig Verantwortliche, ohne dessen Mitwirkung des Kaisers Recht erlischt, spricht über die Sicherheit, Macht, Ehre des Reiches. Das banalste Wort weckt, vor Fremden, Auslandsvertretern, Widerhall aus deutschen Herzen. (Heute nur das banalste. «Wir wollen frei und stark sein." «Ihre Heiterkeit, meine Herren von der Sozialdemokratie, beweist nur, daß ich im Recht bin." «Wenn uns Jemand Haus und Hof bedroht, stehen wir bereit bis auf den letzten Mann.") Sankt Bernhard! Ringsum ein Chaos wie vor neuem Schöpfungstag. Drinnen ein Aufgebot völscher Kraft, wie es ankeinen Rechtsgenossen thingjenochergangen ist. Und nicht eine Minute, die Sturmesgewalt auch nur ahnen ließe. Nichteine, die den Schauer, nur den krisson kurzer Gemüthsbrandung durchs Haus schickt. (Trotz allen Bismarckcitaten, die, seit Wilhelms Kathedervorgang, wieder erlaubt sind.) Nach bestem Wissen und Gewissen Eines, der nur Ohr dort, nicht Richter sein wollte: nicht eine. Langeweile, der Höflichkeit die Allure würdiger Andacht leiht. Zweimal wird laut gelacht; zweimal höhnisch. Ueber den Redner, der die Friedenspräsenzziffer ins Unerhoffte erhöht und die raZe äü nombre doch, den Glauben an die Siegbürgerschaft hoher Heeresziffern, als Aberglauben vehmt. Dann über Montenegro, dessen «herausfordernder Widerstand" mit steif aufgerecktem Magisterfinger gerüffelt wird. Ist ein kleines, bette!« armes Volk lächerlich, weil es sein Leben, die Zeugerkraft seiner Mannheit, an seines Wollens Ziel setzt? Selbst wenn dieses Ziel eines Lustschlosses Zinne wäre? Und ist den erlauchten Reichsboten wirklich eingeschwatzt worden, Montenegros Handeln sei nicht nur, weil es die Grenze des Landes kraft zu übersteigentrachtet, unvernünftig, fondern auch widerrechtlich? Montenegro ist noch im Kriege gegen die Türkei; sür dessen Dauer die Großmächte ihm Neutralität verheißen haben. Seit Monaten belagert seine Miliz die Festung Skutari. Als vor den Mauern dieser Stadt achtzehntausend Montenegriner gefallen sind, bläst aus London das Konzert der Großmächte: „Das Ganze Halt! Skutari wird zu Albanien geschlagen; also fehlt dem Gemetzel der Zweck." Die selbe Europäervorsehung hat im Dezember verfügt: «Adrianopel wird



Die Zukunft.  
bulgarisch." Hat sie Mohammeds General gezwungen, die Stadt zu räumen, Ferdinands, vonderBelagerung abzustehen? Nein; sonderninEngelsgeduld denOstermonderwartetunddas^chlim» mere)Gemetzel nichtzwecklos gefunden. Denn (erstens) denOeste7»> reichern, denen ein ganzes Hoffnungfuder ins Aigaiermeer weggeschwommen ist, nutzte endlich ein Angelköder hingehalten wer» den. Denn (zweitens) Bulgariens Feindschaft scheutIeder, Montenegros Keiner. Plärrt nicht von verletztem Recht! Von Rechtes wegen hat Europa in den Krieg des Vierbundes gegen die Türkei überhaupt nicht dreinzureden. Also auch nicht über Ungebühr zu stöhnen, weil dieserBund oder eins seiner Glieder denFriedens» schluß nur unter den Bedingungen will, auf die es den Anspruch erfochten, erblutet zu haben glaubt. Wo Streit herrscht, siegt die Stärke; die bereite Schlagkraft, nicht verbrieftes oder vom Himmel geweihtes Recht der Großmächte. Wenn hier höhnisch zu lachen ist,so, dünlt mich, nur über Europen, die sich von strammenLüm» mein ein Halbjahr lang jede Willkür gefallen ließ und an einem zerlumpten Knirps nun,um wieder ansehnlich zu scheinen, heroi» sche Dummheit hart strafen will. Statt dem verkletterten Nikola aus Sovereigns, Goldrubeln, Zwanzigfrancsstücken, Habsburger Münzdukaten eine Rückzugsbrücke über den Skutarissee zu bauen, sperrt sie ihm dieHäfen und bedroht sein bunt geflicktes Elend mit Schiffsgeschütz. Weil er eine von Albanern bewohnte Stadt noch immer begehrt. Und Herr von Bethmann, der Preußens Wikin» gergeschichteundZollernsMagenleistungdocheinBischenkennen müßte, nennt Nikolas Widerstand „herausfordernd". Der Vortrag macht nicht dieses Redners Glück. Und über den Inhalt derRede bleibtnichts zu sagen. Wir sind allenMächteu befreundet; deshalb: dreizehnhundert neue Millionen für das Heer; das ja auch heute nicht schwach ist. Zu Rußland sind die »Beziehungen offen, vertrauensvoll, freundschaftlichst" (lichst); kein Interessenzwist; keine Gefahr, daß aus dem Rassenzwiespalt die Kriegsflamme auflodere. Keine; deshalb: schnelle Moderni» sirung, theure Panzerung von Königsberg und Graudenz. Eng» lands Ziel in Südosteuropa und Kleinasien ist unseres: deshalb die »eingetretenen Machtverschiebungen", die wider Englands Willen nicht möglich wurden, dem Einfluß germanischer Wirth, schaft und Kultur das Aegacische und das Schwarze Meer ver»



Der leidliche Hengst.  
schließen und Deutschlands Völker in ungeheure Aufwands?r»  
höhungzwingen.Und so weiter.MitAlleninwolkenloserEintracht;  
aber weils überall schlechte Menschen giebt (die man daheim als  
Patrioten Preist, draußen als Chauvins, Panslavisten, lingoos  
oder unter anderem Ekelnamen verschreit), gegen Alle, für den  
Nothfall, in Waffen. DerDreibund ist (wer erräths?) „so fest wie  
je." So fest, daß in der Stunde, die uns franko»rufsischen Angriff  
brächte, Oesterreich»Ungarn sich mit Russen, Serben, Rumänen  
und (in Südtirol, Istrien, Nordalbanien) Italienern zu balgen  
hätte und kein Giolitti mächtig genug wäre, um die Bersaglieri  
über die Seealp zu schicken. Alles, Lesern und Hörern zu Leid, in  
unzähligen Artikeln und Reden erörtert und widerlegt. Der tau»  
sendmal beschnüffelte und beleckteBrei, von dem ein verwöhntes  
Kätzlein auch in Hungerspein nicht mehr fräße. Kein Dutzendre»  
dakteurs, kein Mächler nationaler Provinzwahlen bleibt in seiner  
Leistung darunter. Das ewige Leiergelöbniß: Friedenswacht,  
Bündnißtreue, Beschränkung auf Defensive. Nirgends ein Halm»  
chen, aus dem neuenDenkens, neuen Schöpferwillens Frucht zu  
dreschen wäre. Wunschlos und bieder. Auf dem Erdrund glaubts  
nichtEinerdemReich,dasinjedemIahr fortan zweitausend Mil»  
lionen an die Waffe wendet.Doch derletzteZweifelflieht:Das wird,  
Alles,wirklich imReichtag gefagt. In solcher Stunde sogar. Vom  
Kanzler, der uns weislich,auf leuchtendeFirngipfel, geführt hat.  
Dem Kriegsminister, der allerlei memorirten Lehrstoff be»  
händig von sich gab, hat von den Vierhundert nicht Einer zugehört.  
Auf der Tribüne war, vorn, kein Wort zu erfassen. Einerlei. Die  
allgemeine Wehrpflicht wird endlich wieder Wahrheit; wird vom  
Volkswillen so ernst gefordert, daß felbst eine bethmännische Em»  
pfehlung ihr nicht den Anhang zu schmälern vermag. Frankreichs  
Rente sinkt; die dretprozentige hat seit Neujahr fast achthundert  
MillionenFrancs amKurswerth verloren, die vierprozentige steht  
nur noch um eine Prozentstufe höher als unsere. Und die Haupt»  
macht unseres Vermögens düngt das Erdreich heimischer Indu»  
strie. Kehrt der Schlaf, mit tröstendem Mohnsaft, zurück? Vom  
Mahl her lächelt Luther: „Deutschland ist ein schöner, weidlicher  
Hengst, derFutter und Alles genug hat, wet z er bedarf, dem aber  
ein Reiter fehlt". Täglich durchtrabt Theobaldur denThiergarten.



Die Zukunft

Die Ursachen des Balkankrieges.

^Auf dem Berliner Kongreß unseligen Angedenkens hatten es die Vertreter der europäischen Großmächte für gut befunden, nicht auf die Stimme der Menschlichkeit, sondern auf die ihrer groben Selbstsucht zu hören, und so hatten sie von den Russen, nach blutigen Kämpfen befreite und von den Türken im Präliminarvertrag von San Stefano aufgegebenen Gegenden mit überwiegend christlicher Bevölkerung wieder unter eine kaum zwei Jahre vorher auf der Konstantinopeler Konferenz von den selben Diplomaten scharf gebrandmarkte Herrschaft zurückgeworfen. Diese Elite der europäischen Staatskunst wußte genau, welche Folgen ihr Beschluß für die christliche Bevölkerung in der Folgezeit haben würde. Hatten doch die hervorragendsten unter den Staatsmännern, die auf dem Berliner Kongreß eine neue Ordnung auf der Balkanhalbinsel zu schaffen hatten, den Stab über die türkische Regierung gebrochen; Fürst Bismarck selbst sagte, daß „Europa auf eine wirksame Art ein besseres Los der Bevölkerung im Orient verbürgen müsse“, und Lord Salisbury erklärte: „Wenn die Mächte nicht durchsetzen, daß eine dauerhafte und kräftige Verwaltung in diesen Gegenden eingeführt wird, so tragen sie die Verantwortung für das unvermeidliche Erneuern der Leiden, die ein so allgemeines Mitleid in Europa weckten und die Ursache so wichtiger Ereignisse wurden.“

Um dieses bessere Los zu verbürgen (oder um Sand in die Augen der europäischen Öffentlichen Meinung zu streuen), ward in den Berliner Vertrag ein Artikel eingeschoben, der für die noch unter türkischer Herrschaft belassenen christlichen Gegenden Reformen vorsah, ohne aber für ihre Durchführung irgendeine Bürgschaft zu sichern, trotzdem Fürst Gortschakow von solchen papiernen Anordnungen gesagt hatte, „daß sie nie erfüllt worden sind und niemals die Mißbräuche und thatsächlichen Uebelstände abgeschafft haben“. Dann entwarfen die Herren Diplomaten noch ein Statut für die künftige Verwaltung der christlichen Provinzen der Europäischen Türkei; aber kaum war dieses Statut, ein papiernes Dokument mehr in der Geschichte der türkischen Reformkomödien, ausgearbeitet worden, als die Diplomatie vor den Schwierigkeiten der Durchführung zurückschrak und die christlichen Völker ihrem eigenen Schicksal, also türkischer Willkür überließ.

Die Gebrechlichkeit der neuen Ordnung zeigte sich schon wenige Jahre nach dem Berliner Kongreß. Eine der schwierigsten und kunstvollsten Schöpfungen dieses Kongresses, deren Zweck die



Die Ursachen des Balkankrieges. 5?

Schwächung des bulgarischen Volkes schien (zu dessen Befreiung hauptsächlich der Krieg unternommen worden war), wurde im Jahr 1885 über den Haufen geworfen. Und gerade die Mächte, die auf dem Kongreß am Meisten für die Schaffung von Ost-rumelien gewirkt hatten, wurden nun die eifrigsten Vertheidiger der Vereinigung dieses Ostrumelien mit dem Fürstenthum Bulgarien und später die nachdrücklichsten Schirmer der Selbständigkeit des vergrößerten Bulgariens.

Inzwischen wurde immer deutlicher, welche gute Gelegenheit zu wirthschaftlicher Ausnützung das Osmanische Reich manchen Großstaaten Europas bot. Diese Aussicht änderte nun gründlich ältere Ansichten, die in dem berühmten Ausspruch des Fürsten Bismarck, daß die Orientalische Frage nicht die Knochen eines pommerschen Grenadiers werth sei, ihren prägnanten Ausdruck gefunden hatten. In diesen veränderten Umständen, besonders seit wegen der wirthschaftlichen Entwicklung mancher europäischen Staaten ein scharfer Antagonismus zwischen einzelnen Großmächten entstanden war, fand das Osmanische Reich, welches unauhaltsam, wenn auch langsam, seinem Verfall entgegenging, eine kräftige Stütze. Hierdurch gewann auch die Türkei die Möglichkeit, weiter ungestraft ihre bekannte Mißherrschaft über die ihr übrig gelassenen christlichen Völker auszuüben. Und als diese Völker, vom Geist der neuen Zeit, der so frisch von den neugeschaffenen Balkanländern zu ihnen herüberwehte, angehaucht, begannen, sich gegen die Mißherrschaft aufzulehnen, wurden sie mit grausamen Mitteln daran gemahnt, daß es ihnen nicht so leicht fallen werde, eine Besserung ihres schrecklichen Loses zu erwirken, und daß jedes gewaltsame Auflehnen gegen dieses Los unbarmherzig gezüchtigt werden würde. Besonders die Bulgaren Makedoniens zeigten sich in dieser Hinsicht nicht willig, ihr Schicksal auch weiter mit Geduld (die nicht ihre Tugend ist) zu ertragen. Eine Stütze fanden sie in der starken Emigrantenkolonie, die sich im Lauf der Zeit im Fürstenthum Bulgarien gebildet hatte. Bald nach dem Berliner Vertrag waren nämlich viele Bulgaren aus Makedonien nach Bulgarien übergesiedelt, wo sich ihrem autzergewöhnlichen Unternehmungsgeist ein weites Feld allseitiger Thätigkeit eröffnete. Sie bethätigten sich nicht nur als Maurer, Krämer, Zwischenhändler, Unternehmer aller Art, sondern auch als Lehrer, Professoren, Beamte, Offiziere, Journalisten, Politiker. Als Offiziere wurden sie die eifrigsten Verfechter der Idee der Befreiung Makedoniens im Schoß der bulgarischen Armee, die ohnehin die Befreiung dieses Schwesterlandes von der Türkenherrschaft als



Kg  
Die Zukunft,  
eine ihrer ersten Pflichten betrachten mußte. Als rührige Iou»  
nalisten und Politiker trugen sie, besonders bei dem großen Ein-  
fluß, welchen in Bulgarien Journalistik und Parteileben nach  
und nach gewonnen hatten, diese Idee in die gesellschaftlichen und  
politischen Kreise und mußten auch, da fast in allen Parteien  
irgendein Makedone eine wichtige Stelle einnahm, das politische  
Leben stark beeinflussen. So ist der Chef der Stambulowisten, der  
bekannte Advokat Genadiew, einer der besten Redner Bulgariens,  
ein Makedone; in der Partei der Demokraten ist Lioptschew,  
Minister im Kabinet Malinow, der in Konstantinopel die finan-  
ziellen Verhandlungen bei der Anerkennung der Unabhängigkeit  
Bulgariens führte. In der Partei der Zankowisten war einer der  
einflußreichsten Männer, der ehemalige Minister im Kabinet Ka»  
rawelow-Danew und einer der besten Advokaten Bulgariens, Dr.  
Radew, der leider vor etwa anderthalb Jahren nach einer Ope»  
ration in Wien starb und von ganz Bulgarien tief betrauert wurde,  
Makedone. Eben so ist der rührige bulgarische Gesandte in Rom,  
Herr Rizow, und einer der besten Journalisten Bulgariens, Si-  
meon Radew, der sofianer Korrespondent des „Temps“. ,!  
Unter solchen Umständen ist begreiflich, daß Alles, was in  
Makedonien geschah, in Bulgarien ein sehr starkes Echo fand.  
Aber die heillose türkische Verwaltung ging ruhig ihre Wege und  
ahnte nicht, daß sie dadurch die Dinge zu einem unausweichlichen  
Zusammenstoß mit Bulgarien trieb. Die türkische Mißwirtschaft,  
die Gesetzlosigkeit in der Verwaltung, die Unsicherheit im Leben  
und Eigentum der christlichen Bevölkerung zwang die intelli-  
genteren Bulgaren Makedoniens, eine Organisation zu schaffen,  
die sich zur Aufgabe machte, eine Besserung der Lage der christ-  
lichen Bevölkerung durch Gewaltmittel, da es anders nicht möglich  
war, zu erlangen. Diese Organisation, die im Jahre 1893 entstand,  
erstrebte eine Selbstverwaltung Makedoniens, wie sie in groben  
Umrissen im Artikel 23 des Berliner Vertrages vorgesehen wor-  
den war. Die Leiter der Organisation wußten, daß solche Selbst-  
verwaltung ohne europäische Kontrolle nicht möglich sein, die Di-  
plomatie aber nur durch Gewaltmittel zu zwingen sein werde, aus  
ihrer Passivität gegenüber der türkischen Mißwirtschaft heraus-  
zutreten. Das Schreckgespenst eines türkisch-bulgarischen Zusam-  
menstoßes, der ihre Interessen bedrohen konnte, sollte sie zum  
Einschreiten nöthigen. Deshalb wurde beschlossen, durch allerlei  
Attentate auf Eisenbahnen und auf öffentliche Institute, mit denen  
Interessen der Großmächte verbunden waren, und durch kleine  
Putsche eine ständige Unsicherheit im Lande zu schaffen. Man



Me Ursachen des BaNankrieges.

51

wußte ja, daß die Türken, ohnmächtig gegen solche Hand lungweise der Revolutionäre, sich an der friedlichen Bevölkerung vergreifen und dadurch die Öffentliche Meinung Europas gegen sich auf» bringen, die Großmächte also zum Eingriff zwingen würden.

Die türkische Regirung bekam bald Wind von dieser Organi» sation. In ihrer Unfähigkeit, der Bewegung Herr zu werden, nützte sie ihr durch Gewaltmatzregeln, die, wie erwartet, die fried» liche Bevölkerung trafen und den Revolutionären zuführten. So breitete sich die Organisation bald über das ganze Land aus und wurde von der bulgarischen Bevölkerung als eine Beschützerin gegen die Willkür der türkischen Behörden empfunden; denn sie vermochte in manchen Fällen Willkürakte der Behörden und be» sonders einflußreicher türkischer Begs grausam zu ahnden. Die Attentate und Aufftandsversuche des Frühjahres 1903 bewirkten denn auch die Intervention der Großmächte und die Einführung der im Mürzsteger Programm geforderten Reformen.

Die türkische Verwaltung, an deren Spitze in Makedonien der schlaue Hussein Hilmi Pascha (jetzt Botschafter in Wien) ge» stellt worden war, wußte den von den europäischen Großmächten eingesetzten Organen entgegenzuarbeiten und so die europäische Kontrolle fast unwirksam zu machen. Die Türken versuchten, das bulgarische Element, das sich als lebenskräftig erwiesen und die Einmischung der Großmächte herbeigeführt hatte, möglichst zu schwächen. Zu diesem Zweck wurde von Hilmi Pascha auch die Propaganda der Griechen und Serben begünstigt. Auch andere Mittel wurden angewandt, um die Bulgaren aus dem Lande zu treiben. Dadurch und durch die empörende türkische Mißwirth» schaft wurden besonders England und Rußland veranlaßt, sich für eine bessere Verwaltung Makedoniens einzusetzen. So kam es im Anfang des Jahres 1908 zu dem englischen Vorschlag, die Rechte der christlichen Bevölkerung zu erweitern und die euro» päische Kontrolle zu stärken. Dieser Grundsatz wurde im Abkom» men von Reval auch von Rußland angenommen.

Die jungtürkische Revolution vom Juli 1908 wurde in Bul» garien und von den Bulgaren Makedoniens im Allgemeinen mit unverfälschter Freude begrüßt. Das bulgarische Volk war Plötz» lich von einem quälenden Albdruck befreit worden, da es gerade in einem Augenblick ziemlicher Entmuthigung die Hoffnung schöpfen durfte, daß nun auf friedliche Weise das Los der christ» lichen Bevölkerung in der Europäischen Türkei sich bessern werde, Die Bulgaren des Fürstenthums waren dieser unaufhörlichen Sorge ohnehin schon überdrüssig; und wenn sie sich auch auf einen



SL

Die Zukunft,

Waffengang mit den Türken vorbereitet hatten, so waren sie doch im Innersten ihres Herzens nicht sehr kriegerisch gestimmt und mochten sich nicht gern den schrecklichen Gräueln eines unsicheren Krieges aussetzen. Die Bulgaren Makedoniens waren doppelt froh in der Erwartung, daß der eingetretene völlige Umschwung in der Türkei nun auf eine friedliche Art bessere Tage bringen werde. Sie begrüßten um so freudiger die Wendung, als sie auf diese Weise auch die Aussicht bekamen, ihre Nationalität gegenüber den fremden Ansprüchen leichter unversehrt zu erhalten. Im Taumel ihrer Freude kamen auch die bulgarischen Revolutionäre von ihren Bergen herunter und ergaben sich freudig den neuen Behörden, die in der That in den ersten Tagen ihnen ein löbliches Entgegenkommen zeigten.

Leider sollte aber dieser Freudentaumel von sehr kurzer Dauer sein. Die Führer der makedonischen Bulgaren merkten sehr bald, daß die jungtürkischen Machthaber das bulgarische Volk noch schlimmer behandelten als die Werkzeuge Abd ul Hamids. Schon in den ersten geheimen Zusammenkünften mit einflußreichen Jungtürken merkten die Makedonen, daß sie nichts Gutes von den neuen Männern zu erwarten hatten, die sich als Vertreter einer, herrschenden Rasse fühlten und noch weniger als ihre Vorgänger gewillt waren, von ihren alten Rechten abzuweichen. Die Bulgaren Makedoniens hatten, um sich in den politischen Kämpfen, die im neuen Verfassungsleben bevorstanden, auf gesetzlichen Boden zu stellen, die Organisation der „Konstitutionellen Klubs" geschaffen, deren Ziel war, das Volk für das neue Verfassungsleben des Reiches vorzubereiten und es für die Wahlen zu schulen. Diese Organisation, die sich bald über das ganze Land verbreitet hatte und nach der Meinung kundiger Leute\*) berufen sein konnte, die politische Erziehung aller Völker Makedoniens zu fördern, wurde jedoch von den neuen türkischen Machthabern, denen es gar \*) Hier sei mir gestattet, auf das ausgezeichnete Buch des „Be»gründers der Islamwissenschaft", des Professors Martin Hartmann, „Unpolitische Briefe aus der Türkei", hinzuweisen. Der Verfasser, der jedenfalls keiner besonderen Sympathien mit den Bulgaren bezichtigt werden kann, sagt auf Seite 35: „Daneben steht in der Türkei die Konstitutionelle Partei, die eine sehr energische und geschickte Thätigkeit ausübt und auf deren vom zweiten bis zum neunten September (1909) in Saloniki abgehaltenem Kongreß in einer die gespannte Aufmerksamkeit aller anderen Völkerelemente auf sich ziehenden intelligenten und sachlichen Weise verhandelt wurde. So werden durch die Bulgaren hier wirksame Elemente in die Bevölkerung geworfen."



Die Ursachen des Balkankrieges. 33

nicht um ein wirkliches Verfassungleben zu thun war (weil es eine freie nationale Bethätigung und vollkommene politische Gleichheit voraussetzt), durch ein Sondergesetz aufgelöst. Das war einer, der verhängnißvollsten Schritte der jungtürkischen Regirung, der, wie die späteren Ereignisse bewiesen, den Zusammenbruch der Europäischen Türkei herbeiführten sollte. Durch die Auflösung dieser Organisation, deren gesetzliche Bethätigung dem neuen Re»gime nur von Nutzen sein konnte, da sie mit der Zeit das bulgarische Volk von jeder revolutionären Thätigkeit abgezogen hätte, wurden die Bulgaren von Neuem daran gemahnt, daß sich die Verhältnisse im Lande auch in der neuen Aera nicht sonderlich geändert hatten und daß sie, wollten sie ein menschenwürdiges Dasein sich erwirken, wieder zu der erprobten geheimen revolutionären Thätigkeit zurückkehren müßten.

Das Volk wurde ärger als je bedrückt und die jungtürkischen Behörden, die das Wiederaufleben der revolutionären Bewegung fürchteten, trachteten, dem Volk die versteckten Waffen durch die grausamsten Gewaltmaßregeln zu entziehen; sie erließen das mittelalterliche Gesetz über die Banden und versuchten, besonders die jungen Leute entweder aus dem Leben oder wenigstens aus dem Lande zu schaffen. Diesem Zweck diente die Bildung von besonderen türkischen Banden, die Einsetzung von Kriegsgerichten, die Ermordung der bekannten ehemaligen Revolutionäre, die nach der Proklamirung der neuen Verfassung vertrauensselig von den Bergen heruntergekommen waren und sich friedlichen Beschäftigungen hingegeben hatten, die Vertreibung der besitzlosen Pächter von den türkischen Gehöften und deren Ersetzung durch hauptsächlich aus Bosnien herbeigezogene und von den Behörden unterstützte mohammedanische Einwanderer, die sich nicht als sehr arbeitsam und friedfertig zeigten. Durch die Heranziehung von Mohammedanern (auch aus Rußland, Rumänien und Bulgarien) und durch die Verscheuchung der bulgarischen Einwohner wollten die Jungtürken das ihnen ungünstige numerische Verhältniß der Bevölkerung ändern. Dr. Nazim Bey, einer der Ideologen der jungtürkischen Umwälzung, hatte in einer Interview offen gesagt: „Die Ansiedlung musulmanischer Einwanderer ist für uns eine Lebensfrage. Alle makedonischen Schwierigkeiten drehen sich um den numerischen Einfluß. Hinter allen Streitigkeiten um Kirchen und Kirchthürme verbergen sich politische Absichten. An dem Tag, wo es eine Million Musulmanen mehr in Makedonien geben wird, kann Niemand uns noch das Uebergewicht bestreiten.“ Ein anderer Wortführer der Jungtürken, Hussein Dschahid Bey, der



Die Zukunft.

Chefredakteur des „Tanin“, erkühnte sich zu schreiben, daß „andert« halb Millionen türkischer Bayonnettes bereit seien, Bulgarien, Montenegro und Serbien zurückzuerobern und noch einmal vor den Thoren von Wien zu erscheinen, um dem Westen das osmanische Gesetz zu diktieren“. So weit ging die Verblendung.

Die Ueberfülle grausamer Maßregeln zwang endlich die alte revolutionäre Organisation, ihre Thätigkeit wieder aufzunehmen. Schon im Lauf des Jahres 1911 begannen die Banden ihr altes Handwerk ^>on Neuem. Nnd damit man ja nicht im Anklaren über die Urheber der Gewaltakte in Makedonien sei, übergab die Organisation am einunddreißigsten Oktober 1911 den Konsuln der Großmächte in Saloniki ein „ineinoirs“, worin sie ihnen die Verschlechterung der Lage der christlichen Bevölkerung Makedoniens zur Kenntniß brachte und offen erklärte, daß sie den Kampf gegen die türkische Herrschaft wieder aufnehmen müsse und nicht eher die Waffen niederlegen werde, als bis sie ihr früheres Ziel, die Autonomie Makedoniens unter der Kontrolle der Großmächte, erreicht habe. „Indem wir öffentlich verkünden“ (so schloß diese Schrift des „Centralkomitees der Makedonischen Inneren Revolutionären Organisation“), „daß die Attentate, die Zusammenstöße der Revolutionäre mit der türkischen Armee im Verlauf dieses und des vergangenen Jahres nebst anderen revolutionären Kundgebungen als die Handlungen der Inneren Organisation angesehen werden müssen, sind wir gezwungen, zur Kenntniß der civilisirten Welt zu bringen, daß wir auch in Zukunft, wie in der Vergangenheit, mit allen erreichbaren Mitteln zu kämpfen entschlossen sind, bis das Ziel, die Autonomie Makedoniens, erreicht ist.“

Die türkische Regierung ließ sich von ihrer verhängnißvollen Politik der Bedrückung und Verfolgung nicht abbringen. Statt diese Anzeichen künftiger Ereignisse zu verstehen und solchen Ereignissen durch eine versöhnliche Politik vorzubeugen, bewirkten die Behörden in ihrer argen Verblendung wahre Metzeleien; ihr Werk war das denkwürdige Gemetzel von Schtip, das gerade den Plänen der revolutionären Organisation entsprach. Während in Bulgarien seit etlichen Monaten das friedlichste und türkenfreundlichste Ministerium die Geschäfte führte, glückte es den Revolutionären, durch ein Bombenattentat in der im nördlichen Makedonien, nicht sehr weit von der bulgarischen Grenze gelegenen Stadt Schtip, die sich immer als sehr revolutionär gezeigt hatte, die türkischen Behörden zu gräuervollen Ausschreitungen zu bringen und so die friedfertige und gegenüber der Türkei allzu nachgiebig gestimmte Politik der bulgarischen Regierung zu durch



Die Ursachen des Balkankrieges. 65

kreuzen und das Ministerium Geschow daran zu mahnen, daß alle seine Bemühungen, auf friedlichem Wege das Los der makedonischen Bevölkerung zu verbessern, umsonst bleiben werden. Das Gemetzel von Shtip (am vierten Dezember 1911), bei dem fast dreitausend Menschen getötet und verwundet wurden, rief, wie die Bombenverschwörer erhofft hatten, eine ungeheure Aufregung in Bulgarien hervor. Noch versuchte das Ministerium Geschow, in der Hoffnung, durch eine friedliche Politik die Türken für ein milderes Regiment zu stimmen, sich der Volksbewegung entgegen» zustellen und auf Personen, die sich an der Bewegung beteiligten (darunter auch auf den Schreiber dieser Zeilen, der auf dem Protestmeeting in Sofia, am vierundzwanzigsten Dezember, die Rede hielt), einschüchternd zu wirken; aber ein scharfsichtiger Beobachter konnte schon damals bemerken, daß dieses Gemetzel auch der türkenfreundlichen Politik des Ministeriums den Todesstoß versetzt hatte. Noch ein letztes Mal sträubte sich die Regierung, aus der veränderten Volksstimmung die Konsequenzen zu ziehen. Als sich im Lauf des Winters die Verfolgungen und Metzeleien häuften, hatte die Organisation beschlossen, zwei Makedonen, Professoren an der Universität in Sofia, die schon vor Jahren eine ähnliche Mission übernommen hatten, als Delegierte in die europäischen Hauptstädte zu senden, um die Aufmerksamkeit der Großmächte auf die wieder unerträglich gewordene Lage der christlichen Bevölkerung zu lenken und ihnen den festen Entschluß der Organisation zur Kenntniß zu bringen, nicht eher zu ruhen, als bis sie die Autonomie unter europäischer Kontrolle erreicht hätten. Die Delegierten sollten auch das Interesse einflußreicher Politiker und Publizisten in den Hauptstädten für Makedonien und für die Ziele des neuen Kampfes anfachen. Diesen Zweck hatte unsere Rundreise (ich war einer der Delegierten) im vorigen Frühjahr; wir gingen nach Petersburg, London, Paris und Rom. In Wien und Berlin, wo wir uns auch einige Tage aufhielten, unternahmen wir nichts, was mit unserer Mission zusammenhing, da wir fürchteten, dort kein Entgegenkommen zu finden. Diese Mission, die wir bis zur Abreise aus Sofia geheim hielten, war der Regierung sehr unbequem. Sie konnte uns aber nicht hindern, unsere Pflicht zu erfüllen, da wir als Professoren unserer vollkommen autonomen Universität gegen eine Matzregelung geschützt waren (die uns übrigens auch nicht sehr hart getroffen hätte). Die Jungtürken erkannten rasch die Bedeutung unserer Rundreise und suchten deshalb sofort durch eine besondere Deputation, bestehend aus zwei hochgestellten Persönlichkeiten, unter



Sie Zukunft.

.^denen Schukri Bey, jetzt Minister des Unterrichts im Kabinet Mahmud Schewket Paschas, war, mit Leitern der makedonischen Bewegung in Sofia in Fühlung zu kommen; sie zeigten sich aber so ungeschickt, daß ihr kläglicher Mißerfolg unserer Mission nur förderlich war, da wir nun darauf hinweisen konnten, daß auch die türkische Regierung der revolutionären Organisation eine große Bedeutung zuschreibe und mit ihr in direkte Verhandlungen zu treten suche. Wir erreichten, was von der Reise erwartet worden war. Freilich war das Ausland noch immer nicht im Klaren über die Gefahr, die sich in der makedonischen Bewegung barg. Die wuchs nun mit der Zahl der von den Türken verschuldeten Gräuel und zwang endlich die Regierung, gegen ihren Willen rasche Vorkehrungen zu treffen, um von den Ereignissen nicht unvorbereitet ereilt zu werden. Da der Krieg unvermeidlich schien, trachtete sie, ihn politisch vorzubereiten und sich der Mitwirkung der anderen Balkanstaaten zu versichern. Zwar hatte mancher dieser Staaten, welcher Bulgariens schnelle Entwicklung und Kräftigung mit scheelen Augen sah und eine Vergrößerung des jungen Königreiches nicht zulassen mochte, bis zuletzt mit den Türken geäugelt und ihnen Schergendienste in Makedonien geleistet; aber nun zeigte sich diesen Staaten die Aussicht, mit Hilfe Bulgariens nicht nur die Provinzen der Türkei sich anzueignen, die von ihren Konnationalen bevölkert sind, sondern auch Theile Makedoniens zu erhalten, die ihnen bisher Bulgarien hartnäckig verweigert hatte. Deswegen hatte ja bis jetzt auch keine Verständigung zwischen den Balkanstaaten zu Stande kommen können. Nun war Bulgarien in einer Lage, die es zu Konzessionen zwang, damit es nicht genöthigt sei, allein gegen die Türkei den Krieg zu führen. Die anschwellende kriegerische Volksströmung zwang die Regierung, trotzdem sie sich, wie ich bestimmt weiß, mit aller Macht gegen einen kriegsrischen Zusammenstoß mit der Türkei stemmte, fast mit Ueberstürzung die Bündnisse für ein gemeinsames Vorgehen mit den , anderen Balkanstaaten zu schließen, wofür sie sogar wichtige nationale Interessen opferte, zu deren Preisgebung sich kein? andere Regierung entschlossen hatte. So wurde in aller Eile schon am dreizehnten März 1912 das Bündniß für ein Zusammengehen gegen die Türkei mit Serbien geschlossen, am neunundzwanzigsten Mai mit Griechenland und um die selbe Zeit auch mit Montenegro. Alles ging in solcher Hast, daß keine Zeit für detaillirte Besprechungen mit manchem dieser Staaten blieb und das Bündniß nur in allgemeinen Umrissen festgelegt werden konnte. Inzwischen ereigneten sich die neuen Gräueltaten von Kot-



Pie Ursachen des Balkankrieges.

67

schani, einem kleinen makedonischen Städtchen dicht an der bulgarischen Grenze. Am ersten August, an einem Markttag, platzten zwei Bomben auf dem belebtesten Platze des Marktes und töteten und verwundeten etliche von den dort angesammelten Türken und bulgarischen Bauern. Sofort warfen sich die türkischen Soldaten, Polizisten und irregulären Baschibozuks auf die friedlichen Bewohner und in drei Stunden richteten sie im Städtchen ein schreckliches Blutbad mit allen möglichen begleitenden Nebengräueln an. Nun schäumte der Volkszorn in Bulgarien auf und keine Regierung konnte wagen, die Bewegung noch hemmen zu wollen. In den öffentlichen Versammlungen wurden unverhohlen sogar Drohungen gegen hohe Personen laut, da man sie in dem (falschen) Verdacht hatte, gegen den Krieg zu sein. Unmittelbar nach diesem allgemeinen Aufbrausen beschloß denn auch der Ministerrath unter dem Vorsitz des Königs, am sechszwanzigsten August, den Krieg gegen die Türkei; trotzdem militärische Sachverständige den Waffengang gern bis ins nächste Jahr aufgeschoben hätten, da noch nicht Alles zum Krieg bereit war.

Was man im Ausland gar nicht erwartete, einen Spätherbstfeldzug, erzwangen unsere Verhältnisse. Keine bulgarische Regierung konnte den Krieg beginnen, ehe alle Feldfrüchte eingeheimst waren, da für unser Land dieser Umstand wichtiger ist als die Witterung. Für einen europäischen Agrikulturstaat ist die beste Kriegszeit der Spätherbst und der Winter. Unser Volk jubelte; Groß und Klein war des Sieges gewiß, seit man wußte, daß wir im Rücken gesichert seien und fast unsere ganze Kraft auf den thrakischen Kriegsschauplatz werfen konnten. Selten wohl ist ein Krieg mit so allgemeiner Zuversicht und Freudigkeit begonnen worden. Wir, die den Niedergang des türkischen Kriegergeistes in der Nähe (besonders in den makedonischen Kämpfen und in den häufigen Grenzzusammenstößen mit den Türken, wo oft einzelne Soldaten ganzen türkischen Grenzposten Stand hielten) beobachten und gleichsam fühlen konnten, waren über den Ausgang des Krieges nicht im Zweifel; auch nicht darüber, daß die Entscheidung schon in den ersten Kämpfen fallen werde. Und so geschah es auch. Die wichtige Festung Kirkkilisse wurde sechs Tage nach der Kriegserklärung von unseren draufgängerischen Truppen überrumpelt und nach vier Wochen war die türkische Armee aufs Haupt geschlagen und hinter die befestigte Stellung von Tschataldscha geworfen, wodurch eigentlich das Kriegsschicksal entschieden war. Was darüber hinaus geschah, war nur die Folge des Uebereifers eines jungen und allzu thatkräftigen Heeres. Aber dieses Heer hat dann die Festung Adrianopol erstürmt. Sofia. Professor Dr. I. Gheorgow,



«  
Di« Zukunft.  
Charles-Louis Philippe. \*)  
»s'särQS toutes Iss okoses, ms,is  
z'säius surtout, os cz^ui soukkr.  
?Iilllxpe: „I^ettes ds ^euussss".  
A^Märe Charles-Louis Philippe ein Rittersmann gewesen, so hätte  
er die vorangestellten Worte als Wahlspruch in seinem Wap»  
penschilde führen können; denn sie enthalten ganz und gar den Kern  
seines Wesens. Er hing mit heißer Inbrunst am Leben und all dessen  
Erscheinungen; mit Himmel und Erde, mit Allem, was athmet, wächst  
und sich regt, fühlte er sich verwandt und zu der weichen Luft eines  
blauen Sommertages, zu dem im gelben Herbstlaub raschelnden Wind  
und zum herabsinkenden Abenddunkel redete er wie zu Seinesgleichen.  
Aber weil er das Leben so sehr liebte, weil er wußte, wie unendlich  
reich die Quellen der Lust und der Schönheit in ihm strömen, hat er  
auch so tief an ihm leiden müssen. Denn wie in des edlen Florian  
Geyers Herz floß in dem seinen ein „brennend Recht" und wie ein  
Stachel wüthete in seinem Innern der Gedanke, daß es Menschen gab,  
die hungern und frieren mußten, die geknechtet und ausgebeutet wur»  
den und denen die Thore der Freude für immer verschlossen waren.  
Die stillen Frauen, die ihn durch so viele Jahre seines Lebens beglei-  
tet, schreiten auch durch seine Werke und ihre dunklen Schatten ruhen  
auf allem Geschehen. Armuth und Sorge gehen immer Hand in Hand  
und singen schwermüthige Lieder. Und wenn sie auch den Blicken für  
eine Weile entschwinden, so halt doch ihre traurige Weise noch lange  
nach und mahnt daran, daß sie bald wiederkehren werden.  
Schon vor Philippe hatten französische Schriftsteller (Flaubert,  
Zola, Maupassant sind die bekanntesten) das einfache Volk geschildert.  
Sie hatten sein Leben, seine Gewohnheiten beobachtet, seine Anschau-  
ungen, seine ganze Art, zu denken und zu fühlen, studirt. Sie waren  
aber immer nur von außen an diese ihnen im Grunde fremden Men-  
schen herangetreten; ein Letztes und Tiefstes ihrer Seele hatte ihnen  
daher verborgen bleiben müssen. Philippe jedoch war unter ihnen auf«  
gewachsen, er hatte ihre spärlichen Freuden und ihre reichlichen Leiden  
getheilt, hatte durchmachen müssen, was auch sie durchgemacht hatten.  
Von der endlosen Reihe seiner Vorfahren her, die in drückendsten Ver-  
hältnissen gelebt, hatte sich das schwere Blut der Armen auf ihn ver«  
erbt, und so wußte er genau, wie es um sie bestellt war und was in  
ihren unruhvollen, bedrängten Herzen vor sich ging. Und wie er mit  
\*) Aus Philippes „Gesammelten Werken", die (herausgegeben  
und eingeleitet vom Dr. Südel) bei Egon Fleische! 6 Co. in Berlin  
erscheinen werden. Sechs Bände: die Novellensammlung „Die kleine  
Stadt" und die Romane „Bübü, „Der alte Perdrix", „Marie Dona»  
dieu", „Croquignole", „Mutter und Kind". Den Lesern der „Zukunft"  
ist der Dichter kein Fremdling.



Eharles»Louis Philippe.

SS

ihnen fühlte und an ihren Leiden litt, so liebte er sie auch. Er hätte gar nicht anders gekonnt; denn tief lag es in seinem Wesen begründet, die Schwachen, die Hilflosen, die vom Schicksal Hintangesetzten lieben zu müssen. Und immer wieder finden wir in seinen Werken Menschen, die lange und hart um ein bisschen Lebensglück gekämpft haben, die das erkämpfte Glück gleich wieder hingeben müssen und die der Dichter uns lieben lehrt.

So leidenschaftlich und kompliziert, so reich an Erlebnissen, Wechseln und dramatischen Vorgängen sein inneres Leben war, so einfach und bescheiden spielte sich seine äußere Existenz ab. Er hatte viele lockende Pläne; er sehnte sich in die Welt hinaus, wollte in weite Fernen führende Reisen machen, am bunten Glanz fremder Länder sich erfreuen. Aber aus Alledem hat nie Etwas werden können. Das Schicksal nahm weder auf seine Wünsche noch auf sein hohes Künstlerthum Rücksicht: in seinen besten Jahren sperrte es ihn in die trockene und langweilige Sphäre einer Kanzleistube; und als es endlich etwas heller um ihn wurde, als sein amtliches Pflichtenmaß sich verringerte und ihm so mehr Zeit für sein dichterisches Schaffen ließ, ritz es ihn nach kurzem Kranksein aus dem Leben. Er wurde nur fünfunddreißig Jahr alt. Am vierten August 1874 wurde er in Cerilly in der Landschaft Bourbonnais als Sohn eines Holzschuhmachers geboren. Er besuchte bis zu seinem zwölften Lebensjahr die Volksschule seiner Vaterstadt und setzte dann seine Studien auf den Gymnasien in Montluyon und, seit dem Jahr 1891, in Moulins fort. Seine Bemühungen, an der Levis ?olvts<:kmo.us in Paris Aufnahme zu finden, scheiterten; doch erhielt er, nachdem er eine Weile Beschäftigung in der „?Kärmä«is osiltrslo <lu servics äs ssutS miliwirs" gefunden hatte, Anstellung in der parijer Stadtverwaltung. Nach kurzem Krankenlager starb er am einundzwanzigsten Dezember 1909 an einem Nervenfieber.

Das Produzieren fiel ihm nicht leicht. Die Worte flössen ihm nur langsam aus der Feder und er feilte unablässig an seinen Sätzen. Sein Schreiben war ein zäher, hartnäckiger Kampf mit der Sprache. Wie er bei seinem Schaffen gerungen, was für Qualen er gelitten, erfährt man aus den nach seinem Tode veröffentlichten Briefen an seinen Freund Henri Vaudeputte. Das alberne Geschwätz der Bureaukollegen, das er während des ganzen Tages über sich ergehen lassen mußte und das noch lange peinvoll in ihm nachklang, machte es ihm unendlich schwer, sich in den Abendstunden zu einer ruhigen, produktiven Stimmung zu sammeln. Oft ist er so mürrisch und zerschlagen, daß er weder zu schreiben noch ein gutes Buch zu lesen fähig ist, daß er Paris verwünscht und sich nach einem bescheidenen Handwerkerdasein in einer friedlich stillen Provinzstadt sehnt. Doch diese Verstimmungen dauern nicht. Er hat zwar unter vielerlei Mißgeschick zu leiden, sein armsäliges Gehalt zwingt ihn zu allerbescheidenster Lebenshaltung; aber er lernt doch ew großes Glück kennen: den Rausch des Schaffens. In einem seiner Briefe an Vaudeputte spricht er von einem gemeinsamen Bekannten,



so

Die Zukunft.

einem wohlhabenden jungen Schriftsteller, der von schönen Kunstwerken umgeben sei und ein elegantes, sorgloses Leben führe. Und dann meint er, daß sie doch keine Ursache hätten, ihn zu beneiden, denn sie führten ein stärkeres Innenleben, ihre Bücher würden von ihrem Charakter bestimmt sein und durch ihre innere Erregung würden sie gut und stark werden. Jetzt brauche man Barbaren. Kraft sei nöthig, Wuth sogar und ein tiefes Erschauen des Lebens. Man müsse Gott ins Antlitz geschaut haben. Die Zeit der Leidenschaft beginne jetzt wieder. Von der strömenden Lebenskraft und der starken Sinnlichkeit, die Philippe für den Roman fordert, sind nun seine Werke übertoll. Was ihn ergriffen und erregt, was Stürme von Trotz und Zorn durch sein Blut gejagt, was sein Mitleiden geweckt, ihm die Tage verdunkelt und ihn in schlaflosen Nächten gequält, hat er mit leidenschaftlicher Gluth wieder in seine Bücher hineingegossen. Und so spiegelt sich in der flimmernden Schönheit seiner Sprache das Feuer seiner inneren Ekstasen und durch seinen Stil klingt der kraftvolle Rhythmus seines Blutes. Menschen, Stimmungen, Geschehnisse weiß er mit der selben suggestiven Kraft zu veranschaulichen. Eine außerordentliche Fähigkeit zur Assoziation ermöglichte ihm, scheinbar ganz fernliegenden Dingen das ihnen Gemeinsame zu finden und geheimnißvolle, bisher nie erkannte Beziehungen zwischen ihnen aufzudecken. Glücklicherweise vereinigten sich in ihm ein kraftvoll gesunder Realismus, der auch vor derben und brutalen Situationen nicht zurückschreckte, und ein tief in die Dinge eindringendes visionäres Schauen, das ihre transszendentale Bedeutung und ihr Verhältniß zum Weltganzen ahnungsvoll fühlte. Er war einer von den großen Neugierigen, die immer tieferen Erkenntnissen zustreben und die es vor Allem reizt, verborgene und dunkle Zusammenhänge zu verstehen und zu enthüllen. So versenkt er sich voll mystischer Gluth in die Geheimnisse des Weltgeschehens und in heißem Forscherdrang taucht er in die Untergründe menschlicher Seelen, um das unsicher Flackernde, das schwanke Auf und Ab ihrer Zustände zu belauschen. Bei diesen Versuchen, kaum noch zu entziffernde und darstellbare Regungen uns anschaulich zu machen, versteigt sich der Dichter oft zu einer Sprache von allzu überladener Bilderpracht. Man fühlt und genießt mit Entzücken den zarten Lyrismus, der durch die Zeilen bebt, und voll Wohlbehagen läßt man sich von der Worte holdem Klange wiegen; doch nicht immer vermag der nachprüfende Verstand dem Flug des Dichters in seine phantastischen Traumreiche zu folgen; zu nebelhaft mystisch webt sich dort Alles durcheinander. Philipps Stil ist in seinen früheren Werken, besonders in „I<sup>h</sup>s mörs et l'sntsnt“, von einer prachtvollen Knappheit. Die Sätze sind stark und wuchtig und durch die häufige Wiederholung mancher Worte scheinen lange Satzreihen wie durch ein gemeinsames Band fest zusammengehalten. Einem Trupp Krieger gleichen sie, die mit Hellem Spiel und siegesgewiß ins Feld rücken. Doch des Dichters Drang nach immer tieferer menschlicher Erkenntniß, sein Bemühen, auch die schattenhaf-



Charles-Louis Philippe,  
«1

ten Zwischentöne der Seele zu malen und -Unfaßbarem den Schein des Lebens zu leihen, verlangte eine Madelung seines Stils, Die Sätze werden breiter, verwickelter; mit leisem, singendem Rauschen fließen sie dahin. Es ist, als ob des Dichters erregte, schaffenstrunkene Seele nicht immer die Macht besessen habe, die Fülle seiner Visionen zu bändigen, die Fluch der ihn bedrängenden Bilder einzudämpfen. Vielleicht hat Philippe selbst empfunden, daß ihm seine frühere einfache und wuchtigere Ausdrucksweise stärkere künstlerische Wirkungen ermöglichte; denn in den Novellen, die er in den letzten Jahren seines Lebens schrieb, und in den wunderbaren Fragmenten des Romans „Odsrlss SIsuLNsrä" ist er wieder zu ihr zurückgekehrt.

Wie sich des Dichters Existenz in seinen Werken spiegelt, zeigt deutlich ihre vergleichende Betrachtung. Tief blicken wir, wenn wir in seinen Büchern lesen, in die Geschichte seines Lebens hinein. Wir erfahren aus ihnen, wie seine Kinder-, seine Jünglings- und seine Mannesjahre beschaffen waren. Wir lernen Männer kennen, die er seiner Freundschaft gewürdigt, mit denen er in der Dämmerzeit plaudernd im Kaffeehause saß und mit denen er (was er besonders gern that) an dienstfreien Tagen über Land gewandert ist. Die Seelen von grauen enthüllen sie uns, die er geliebt, durch die er Glück ersahren und tiefen Schmerz erlitten, von denen er sich endlich befreit oder denen er nach langer Trennung wieder hilfreich zur Seite gestanden hat. Und viele von den Kleinbürgern der Heimathstadt, deren Art ihm von den Tagen der Jugend her in lebendiger Erinnerung geblieben war, und von anderen, deren Wesen sich ihm im Getriebe der Weltstadt für einige flüchtige Tage erschloß, hat er mit ein paar kräftigen, suggestiven Strichen festgehalten.

Die Zeiten, die der Dichter nach Beendigung seiner Gymnasialjahre im Haus der Eltern und in schlechten pariser Ouatieren verbrachte, bis er schließlich nach langem Suchen und Harren einen bescheidenen Posten in der Stadtverwaltung fand, gehören zu den schmerzlichsten seines Lebens. Seine Thätigkeit in der Mairie des vierten Stadtbezirkes entsprach zwar weder seinen Fähigkeiten noch seinen Kenntnissen; er hatte aber jetzt wenigstens festen Boden unter den Füßen und brauchte nicht länger zu besorgen, eines Tages verhungern zu müssen. Kein Zufall ists, daß Philippes erster pariser Roman, „LuKu gu Uontpsrnssss" in der Sphäre der sozial niedrigsten Menschenklasse, der Dirnen und Zuhälter spielt. Tief in seinem Wesen war begründet, daß er gerade diesen verachteten Geschöpfen zunächst seine ganze Antheilnahme zuwandte; glaubte er doch, in ihnen die Aermsten der Armen zu sehen. Immer wieder liest man in seinen Briefen, wie lebhaft ihn das Problem der Prostitution bewegt und beschäftigt hat, wie er sich bemühte, die Ursachen, die so viele junge Menschenleben in Krankheit, Lastern und Verbrechen verkommen lassen, zu ergründen.

Ein persönliches Erlebnis; gab ihm die Möglichkeit tieferer Ein-



Sie Zukunft.  
blicke in das Wesen und Treiben dieser Kreise. Er machte die Bekanntschaft einer jungen Blumenarbeiterin, die, außer Stande, sich durch ihrer Hände Arbeit zu erhalten, zur Dirne geworden war. Die» ses kleine sanfte Geschöpf, das in trüben Stunden Schutz bei ihm gesucht, das er bei sich aufgenommen und in Tagen der Krankheit gepflegt und getröstet hat, ist die Heldin seines ersten Romans geworden. Philippe hat Berthes gutmüthige, bescheidene, leichtsinnige, von ewig wechselnden Stimmungen hin und her gerissene Seele mit tiefem Verstehen gezeichnet. Und den ganzen Lebensbezirk, dem sie entstammt und in dem sie immer trüberen Tiefen zugleitet, hat er voll visionärer Kraft gebannt: das nächtliche, unruhig bewegte Paris mit den endlos sich hinziehenden Boulevards, auf denen die Dirnen, nach einträglichen Abenteuern ausspähend, rastlos hin und her wandern; die jungen, noch unverbrauchten, die verführerisch zu blicken und die Männer leicht anzulocken wissen; und die alten, vom Laster zerrütteten, die ihre welken Reize immer wieder vergebens anbieten und schweren Tritts, müde und zerschlagen, durch das Dunkel hintrotten. Philippe hat Berthe zwischen zwei Männer gestellt, den gütigen, feinfühiligen Pierre Hardh und Bübü, den Zuhälter, der sie verführt und später in den Dirnenberuf hineingedrängt hat. Als Bübü wegen eines Diebstahls ins Gefängniß gesteckt wird, wendet sich Berthe, angewidert von ihrem bisherigen Leben, an Pierre um Hilfe. Er nimmt sie bei sich auf, sorgt für sie und es gelingt ihr, wieder Arbeit und ehrlichen Erwerb zu finden. Doch Bübü spürt nach seiner Rückkehr aus dem Gefängniß ihren Aufenthaltsort auf. !Nachts dringt er mit Freunden in das Zimmer ein, in dem Pierre und sie weilen, und zwingt sie, zu ihm und damit in ihr unwürdiges Leben zurückzukehren. Wie so viele andere Situationen des Buches hatte Philippe auch, diese erlebt; er selbst hatte Berthe in jener Nacht zur Seite geruht. Da er gegen die Uebermacht der Zuhälter nichts ausrichten konnte, mußte er sie ziehen lassen, aufs Tiefste erschüttert von der Erkenntniß, daß alle Bemühungen dieser Mädchen, gegen ihr Schicksal und ihre Unterdrücker anzukämpfen, ganz aussichtslos seien. Erst nach Jahren ist ihm gelungen, Berthe aus den Händen ihres Peinigers zu befreien. Wie die Gestalt des Mädchens ist ihm auch die Bübüs geglückt: es ist ein Kerl, der von Lebensgier und brutaler Energie sprüht, doch auch er kennt die Stunden der Schwäche, der Angst und Verzagtheit. Philippe kann in Bübü auch nur ein nothwendiges Produkt unserer sozialen Verhältnisse sehen, einen Menschen, der nicht schlechter ist als andere, die sich allgemeinen Ansehens erfreuen, weil ein günstiges Geschick besser im Leben für sie gesorgt hat. Auch an ihm entdeckt er gute Regungen, auch er besitzt in seiner Weise Ehrgefühl; und auch ihm bleibt schweres Leiden, schmerzlichste Lebensbitterniß nicht erspart. Und so, aus tiefem menschlichem Begreifen heraus, vermag er mit ihm zu fühlen und zu leiden. Französische Schriftsteller haben behauptet, daß Philippe sich in den Hauptgestalten seiner Bücher selbst geschildert und ihnen genau



Charles»Louis Philippe. 68  
geglichen habe. Das haben seine näheren Freunde nie gesagt; sie kannten ihn zu gut. Philippe hat allerdings diesen Figuren Manches von seinem Charakter mitgegeben, aber sein Wesen darin nicht erschöpft. Er besaß nämlich nicht nur eine große Güte und Sanftmuth, sondern auch Härte und Willenskraft; er war zugleich sentimental und ironisch, nachgiebig und starrköpfig, schüchtern und selbstbewußt. B?i all seiner Sensibilität steckte viel gesunde, unverbrauchte Kraft in ihm und ein starker Hunger der Sinne. Die tiefe Schwermuth, unter der er in den zwanziger Jahren oft so namenlos litt, hatte nicht zum Wenigsten ihren Grund darin, daß er, den es so sehr nach Liebe verlangte, sich unfähig glaubte, eines Weibes Zuneigung erringen zu können. Mit dreiundzwanzig Jahren wünscht er sich nichts sehnlicher als Frau und Kind und schreibt: „li v » <les momsuts oü 1a vus ü'uns zouus lsmme Qu brns <!un Komm« me knit <lu mal somms uu «oup <ls ooutsau." Und als er endlich eine kleine Freundin, wie er sie sich ge» wünscht, findet, meint er resignirt: „O'sst uns sxczuiss pstits kills, m^is z« suis irop sinosrs vis-À-vis <ls ruoi insrus pour «roirs c>u'uns ksinms puisss zäms,is m'^imer," Vielleicht waren es seine kleine unansehnliche Figur, sein keineswegs hübsches, dazu durch eine unschöne Narbe entstelltes Gesicht und seine ärmlichen Verhältnisse, die ihm in dieser Hinsicht so wenig Selbstvertrauen gaben. Pon seiner übergroßen Gefühlsweichheit (immer wieder berichtet er in seinen ersten pariser Jahren von vergossenen Thränen und vom Verweilen in melancholischen Zuständen) sucht er sich bewußt zu befreien. Mit aller Energie kämpft er dagegen an; ihre Ueberwindung bedeutet für ihn einen wichtigen Theil seiner Selbsterziehung. Do» stojewskijs Schriften hatten ihn wohl in seinem sentimental pessimistischen und altruistischen Empfinden bestärkt, vermuthlich auch die Tolstojs, die er eifrig gelesen hat. Anders wirkte Friedrich Nietzsche auf ihn; er erzog ihn zu größerer Wesenshärte, zu einer lebenbejahenden Weltanschauung. In „Klsris OonsSisu" hatte er gezeigt, wie sich der Held nach dem Verlust der Geliebten, der ihn zuerst tief erschüttert, wieder auf sich selbst besinnt, sich von aller unfruchtbaren Empfinderei befreit, um seine ganzen Kräfte auf eine Höherentwicklung seines Menschenthums zu konzentriren. Wieder waren es eigene seelische Erlebnisse, die er hier dichterisch gestaltet hat:„^'s,i stö 1s, viotims o"uQs tsmm« Ä'ail-lsurs sxtrsmsmsnt intelligento, tres lins, trös lsmrns, mnis msri-tsuss par Kvstöi'is, ru^I^clivsmeut msriteuse, F'ai elüsss, numsrot,". spingls mss <l«Lumsuts st ma,intsng.r,t r>us. gsguFÜ cle tout, zs suis oelibatsäre Z. Nouvsa,u, rus sens i?1sin öe loros pour la, vis 5. vsnii' s,ves <lu Nistösens <ls,ns mon ss,o st tout rnon tonners <ls Oisu 6s volonts. Oar z's.i biso. <ls ls, volonte, «'sst msms un zour sous lsc^uel tu Qs ins oonn^is p^s." Und in dem selben Brief betont er noch einmal sehr energisch seines Wesens Wandlung. Ihm ist schmerz- lich, daß der Freund, der ihn lange nicht gesehen, ihn noch immer für



Die Zukunft.

einen so sanften und gutherzigen Menschen hält, und so entwirft er, um ihn vom Gegentheil zu überzeugen, mit ein paar kräftigen Strichen ein neues Selbstportrait. Er sei stärk, voll Muth und Widerstandskraft, besitze einen leidenschaftlichen Willen, sei nichts weniger als ein „dvn tpe“ und stehe jetzt wahrscheinlich näher bei Nietzsche als bei Do» stojewskij. Doch wenn er auch dem Typus des harten Willensmenschen zustrebte, für kraftvolle, brutale, unbekümmerte Naturen Bewunderung empfand und ihnen in seinen Dichtungen stets den Sieg gab, so gehörte seine heimliche Liebe doch den Gütigen und Sanften, den rein und einfach Empfindenden, den innerlich Vornehmen, die nicht so glatt und gewandt mit dem Leben fertig zu werden vermögen.

Nachdem er die ersten, entbehrungsreichen Jahre seiner Beamtenlaufbahn überstanden und seine materielle Lage sich etwas erfreulicher gestaltet hatte, gewann er wieder viel von dem Frohsinn seiner frühen Kinderjahre zurück. Auch wuchs sein Selbstgefühl mit dem Fortschreiten seines Künstlerthums. Außer Nietzsche war es namentlich der französische Dramatiker Paul Claudel, dessen Dichtungen i,hn einer helleren Lebensauffassung zuführten. Deutlich tritt in den letzten Werken, in „Oi-o<zuissnols“ und einer Reihe der späteren Novellen, ein heiter strahlender Humor hervor, der sich früher selten gezeigt hatte. Doch sein Leben war voll von Aufregungen und Kämpfen bis in seine letzten Tage hinein. Sein heißes Mitempfinden mit Allen, die unter den sozialen Verhältnissen unserer Zeit zu leiden haben, sein Drang, Anderen hilfreich beizustehen und für Das, was ihm als das Rechte erschien, leidenschaftlich einzutreten, hielten seine Seele ständig in Unruhe; in ewigem Wechsel glitten Lichter und Schatten über sie hin. Die Freude, seine Dichtungen, in denen eine so warme und hingebende Liebe für das Volt glühte, auch in breitere Schichten des Volkes dringen zu sehen, erlebte er nicht mehr. Die vielen neuen, oft schwer verständlichen Gedanken und Bilder, seine Neigung zu Symbolen und Allegorien erschweren geistig ungeschulten Köpfen den Zugang zu ihnen. Da ihm seine Selbstachtung verbot, selbst irgendwie für seine Werke Propaganda zu machen, sich Denen zu nähern, die ihm nützen konnten, so beschränkte sich sein Leserkreis im Wesentlichen auf eine kleine, qualitativ allerdings sehr hochstehende Gemeinde, die seinem Schaffen mit großer Aufmerksamkeit und Bewunderung folgte.

Besonders in den Kreisen der jungen französischen Dichter genießt Philippe heute eine außerordentliche Verehrung. Auch außerhalb Frankreichs sammelt sich um sein Werk eine stetig wachsende Schaar von Bewunderern. Sein Ruhm hat sehr bald nach seinem Tod begonnen. Das glühende, im Zorn gewaltige, leidenschaftliche und doch gütige Herz hat dem Künstler viele Freunde geworben. Schon ist sein Werk in viele Sprachen übersetzt und sein Name in allen Ländern den Besten vertraut geworden. Und eines Tages werden gewiß in liegender Verehrung auch die Schichten sich zu ihm wenden, für die er gekämpft und mit denen er gelitten hat.

Wilhelm Südel.



Kapitalsteuern.

SS

Kapitalsteuern.

^K>n Wirthschaftleben regirt nicht immer die Vernunft. Als in S^)' Amerika die Millionäre unter den Sammelnamen „reiche Räuber" rubrizirt wurden, war die Öffentliche Meinung von des Gedankens Blässe angekränkt. Als nach Morgans Tod die Flaggen auf Halbmast gesetzt, die Börsengeschäfte auf fünf Minuten unterbrochen wurden (die höchste Ehre, die einem toten Finanzmann erwiesen wird), als in einer Adresse Morgan der „größte Bürger Amerikas" genannt, also neben Washington und Lincoln gestellt wurde, trug die Seffentliche Meinung die frische Farbe der Entschliebung. Vor wenigen Monaten saß Morgan auf dem Bänkchen und wurde von dem Herrn !Untermeyer peinlich über die Herkunft seines Geldes befragt. Die Reporter durchforschten sein Minenspiel und kamen zu dem Ergebniß, er habe wie ein verängsteter Löwe ausgesehen, den die läger in die Ecke getrieben haben. Noch in den Nekrologen sprach der Eine von Augen, die wie schwarze Höhlen zweier Flintenläufe aussahen, der Andere von kleinen, lebhaften, grauen Aeuglein. Weder das Aeußere noch das Innere des großen Geldmannes scheint durchsichtig gewesen zu sein. Wie ihn sein Biograph schilderte, erwähnte ich hier schon. Das Größte, was er geleistet hat, war: daß er eine Nation von Geschäftsleuten in den Glauben brachte, mit ihm stehe und fal^e der amerikanische Reichtum. Er hatte durch die Hingabe von 125 Millionen im Oktober 1907 die Börse gerettet. Ietzt freilich war sein Tod längst erwartet worden. Nach Harrimans Tod war die newyorker Börse Tage lang nervös; Morgans hatte sie escomptirt. Harriman starb als Fünziger, Morgan wenige Schritte vor der Schwelle ins achtzigste Jahr. Er war geistig nicht vom WuchsHarrimans; aber er hat einerWirthschaftepoche Ken Stempel seines Wesens aufgedrückt. Und die Gegner der Trusts dürfen sagen: „Er starb uns sehr gelegen." Der Entschluß vom Oktober 1907 hat ihm den dicksten Ruhmeskranz eingebracht. Interessanter war aber sein Kampf gegen Harriman; der Kampf um die Herrschaft über die Illinois-Central-, die Erie-, die Northsrn-Pacific»Bahn. Der Sieg hat zuerst den Iüngeren, der sich dem Riesen Rockefeller verbündet hatte, dann den Aelteren, der den Präsidenten Roosevelt für sich zu gewinnen verstand, den in der Besitzesfülle Ueberlebenden gekrönt. Vor neunzehn Jahren konnte Morgan höhnisch noch Harriman fragen, wen er (im Eriebahngeschäft) eigentlich vertrete, und geringschätzig die Achseln heben, als die Antwort kam: „Mich." Allmählich hat er dann die Persönlichkeit des Gegners richtig sehen gelernt; doch wohl kaum je erkannt, daß Harriman, neben Cecil Rhades,'das stärkste Hirn war, das der englisch sprechenden Menschheit in Jahrzehnten erwuchs. Das Urtheil über den Reichtum schwankt je nach dem Bedürf»niß. Was Deutsche Reich sucht in ein freundschaftliches Verhältniß zu den Höchstbesteuerten zu kommen. „Reiche Räuber? Ihr seid reich und ich, der Fiskus, räubere," Als die „Flüssigkeit" der Vermögen er-



Vi« Zukunft.

örtert wurde, las man, die Neubildung des Kapitals vollziehe sich zu langsam; investirt werde mehr bares Geld als produziert. Das Ergebniß dieser Feststellung ist der Versuch, sechs Milliarden Mark zum Besten des Fiskus in Bewegung zu setzen. Eine Milliarde auf den Tisch; dazu die Zinsen von fünf anderen Milliarden. Durch diese Anzapfung soll wahrscheinlich die Produktivität des Volksvermögens gesteigert werden; lehrt nicht alte Erfahrung, daß die Kaufkraft wächst, je höher die Steuern steigen? Und handelt sichs nicht um eine weltgeschichtliche That? VoAvs Is, gslörs! Selbst die Börse ist nachgerade ängstlich geworden. Schließlich stehen ihr die Aktiengesellschaften doch nicht ganz fern; und eine bis ins dritte und vierte Glied reichende Schröpfung ist schlimmer als eine Kotirungsteuer. Der Aktionär muß nach dem Kurswerth seines Besitzes zahlen und die Aktiengesellschaft ihr Vermögen noch einmal zur Steueroperation hingeben. Als Trostspende wird der Abzug der Nominalsumme des Aktienkapitals gewährt. Dann bleiben vom Betriebskapital 1>ie offenen Reserven und Obligationen. Aber damit ist natürlich der wirkliche Werth des Vermögens einer Aktiengesellschaft nicht erschöpft. Man kann sich auf Niedliche Veranlagungen gefaßt machen. Der Streit, ob die „Stillen Reserven" mit daran glauben müssen oder nicht, ist ziemlich müßig. Da der Aktionär nach dem Kurs besteuert werden soll, wird ja den „Stillen" alle Ehre erwiesen. Die Aktiengesellschaften erfreuen sich, so meint der Autor der neuen „Finanzreform", einer hohen Rentabilität. Der Statistiker merkt nichts von allgemeinem Wachsthum. Die neun berliner Aktienbanken hatten 1912 einen Reingewinn von 144 Millionen. An Steuern zahlten sie 121/2 Millionen. Das sind 8 Prozent des Gewinnes. Die Liquidität wird nicht größer, sondern kleiner; und die Rentabilität wird durch die Launen der Konjunktur oft genug gestört. Ist unter solchen Umständen die Neubelastung wirklich so lhnrmlos? In der Industrie sieht es noch schlimmer aus. Da steckt das Kapital in Betriebsanlagen, die beschäftigt sein müssen. Die Abhängigkeit von der Konjunktur ist noch enger und das bare Geld wird wie das tägliche Brot gebraucht. In der Gelsenkirchen er Bergwerksgesellschaft betrug die Summe der öffentlichen Lasten im vorigen Jahr 13,3 Millionen oder 68 Prozent des Reingewinnes. Die Industrie muß sich durch die Vermehrung ihres Effektenkapitals liquid halten; die Rente durch Verminderung der Unkosten stabilisiren. Dazu braucht man immer wieder Kapital. Die neuen Steuervorlagen vertheuern die Lebensbedingungen; sie ersetzen die alten Aktiensteuern durch einen Stempeltarif. Der Ausgabestempel für Aktien beträgt, nach dem geltenden Reichstarif, 3 Prozent vom Nennwerth des Aktienkapitals, Dazu kommt ein landesgesetzlicher Stempel für den Gesellschaftsvertrag, der höchstens 1Vs Prozent beträgt. Die beiden Abgaben werden ersetzt durch eine einheitliche Reichssteuer von 4Vs Prozent, die aber nicht nach dem Nennwerth, sondern nach dem Ausgabekurs berechnet wird. ÄZei der Gründung einer Aktiengesellschaft soll also der innere Werth



Kapitalsteuern.

6?

des Kapitals die Grundlage der Besteuerung sein. Werden Vermögen, Grundstücke, Rechte in die Gesellschaft eingebracht, so gilt deren Werth, nicht die von den Gründern aufgestellte Berechnung. Ein 'Unternehmen, das mit 10 Millionen Mark Aktienkapital gegründet wird, kann einen inneren Werth von 21) Millionen haben. Bei vorsichtiger Bilanzirung wird sich eine solche Differenz stets ergeben. Was thut der Fiskus? Er setzt eine Prämie auf die Solidität. Aber nicht für den Anderen, sondern für sich Die 10 Millionen hätt?n nach dem alten Modus 4SO000 Mark Stempelsteuer aufzubringen; nach dem neuen MO 000 Mark. Bei Kapitalserhöhungen ists eben so wie bei Neugründungen. Nun giebt es Bundesstaaten, die überhaupt keine Abgaben für Gesellschaftverträge haben. Für sie sind die Prozent Erhöhung reiner Zuwachs. Jeder kann sich vorstellen, wie Das auf die Struktur des gewerblichen Kapitals einwirken muß. Der Gesellschaften mit beschränkter Haftung nimmt sich der Fiskus besonders liebevoll ^n. Nach dem preußischen Stempelgesetz sind bis 1Vs Prozent zu zahlen, je nach dem Stammkapital. Der Gesetzentwurf fordert einheitlich 3 Prozent. Grund? Die G, m. b. H. treten „in immer bedeutenderem Maße an die Stelle von Aktiengesellschaften". Weil eine Gesellschaftform sich als brauchbar durchgesetzt hat, muß sie zwölf- bis dreifach besteuert werden. Lacht Iemand? Eine G. m. b. H. mit 20 000 Mark Kapital zahlt 50 Mark; später kostet der Stempel 60« Mark. Zuwachssteuer und Grundstückumsatzstempel sind oft in d:r Versenkung einer beim Besitzwechsel gegründeten „Grundstückverwerthungsgesellschaft" verschwunden. Das soll gebüßt werden. S Prozent Stempel drauf. Bei 100 000 Mark Stammkapital S«00 Mark statt 2SO Mark nachdem alten Tarif. Kein Auge bleibt trocken. Aber der Staat schenkt einen Trost: die 1300 Millionen, die in den nächsten zwei Jahren in Festungen, Kasernen, Flinten angelegt werden, fließen ja der Industrie zu. Alles, was gebraucht wird, muß in deutschen Fabriken hergestellt werden. Die Schornsteine werden rauchen und die Räder werden sich drehen. Aber viele Rohstoffe müssen aus dem Ausland bezogen werden; ein Theil des Geldes rutscht also hinüber. Und einen anderen Theil schicken die fremden Arbeiter nach Haus. Man denkt nicht so weit, sondern ist froh, wenn das Opferfest endlich vorüber ist. Die Minderung der heimischen Kaufkraft wird überhaupt nicht in die Rechnung gestellt. Da bleibt schließlich vom Segen für die Industrie nicht viel übrig. Die Bundesstaaten müssen, zum Besten des Reiches, auf einen Theil ihrer Steuern verzichten. Dafür sollen sie sich „durch Ausbau und Erhöhung" schadlos halten. Als Surrogat wird ihnen die berühmte Abgabe vom Vermögeuszuwachs in Aussicht gestellt. Eiu Monstrum, an dessen Gebnrt man nicht zu denken wagt. Aber das Einkommen, die ergiebigste Quelle des Wohlstandes, wird geschmälert und die Neubildung von Kapital erschwert. Ein ^irculus vitiozus. Wirthschaftskrisen entstehen, wcnn die Lebenskraft des Kapitals nachläßt. Aber wenn man ihm zu viel aufbürdet, muß es erlahmen.

- li



Die Zukunft.  
Die Vermehrung der Zahlungsmittel wird gefordert. Der Kriegs» schätz soll verdoppelt, von 12« auf 2W Millionen gebracht und für 120 Millionen Mark Silber ausgeprägt werden. Die 120 Millionen Gold sollen aus dem Verkehr heraus», dafür 12S Millionen Mark Ms» senscheine zu S und 10 Mark hineingepreßt werden. Was die Reichs» bank darüber zu sagen hat, las man schon. Es läßt sich hören und wirkt, in diesem Fall, überzeugender als die Gründe der Gegner. Die unbegrenzte Vermehrung kleiner Banknoten besprach ich. Man konnte von dieser Neuerung nicht begeistert sein. Aber die starken Argu» mente, mit denen die Reichsbank den neusten Vorschlag stützt, ver» scheuchen manches Bedenken. Die Reichskassenscheine sind in jedem Sinn unangenehm; doch sie werden gebraucht und sind in die Quali» tät nicht von den Banknoten zu unterscheiden. Sie tragen ein Kenn» zeichen, das dem Publikum nicht auffällt: man braucht sie nicht zu nehmen. Die Banknote ist gesetzliches Aahlungsmittel (auch erst seit 1S09); sie darf man nicht zurückweisen. Der Kassenschein wird von jeder öffentlichen Kasse genommen; ist aber kein vollwerthiges Geld im Sinn der Währung. Eben so wenig wie das Silber. Die Frage, die als letztes Destillat aus allen Bedenken bleibt, ist: „Steht das Dogma der Währung über den Nothwendigkeiten der Praxis?" Die Hüter des Schatzes sagen: Nein. Zeigt man ihnen sorgenvolle Skepsis, so heißt es: „Wer weiß denn besser als wir von der Reichsbank, was an kleinen Zahlungsmitteln gebraucht wird? Habt Ihr denn eine Ahnung, was allein die Militärkassen in den ersten Tagen nach der Mobilmachung verschlingen?" Millionen von Silbermünzen und Banknoten sind nicht in acht Tagen geprägt und gedruckt. Das dauert Jahre. Soll mans auf den Ernstfall ankommen lassen und dann nicht gerüstet sein? Daß weder Silber noch Kassenscheine gutes Geld sind, geben die Herren von der Reichsbank zu. Nur sagen sie: „Wir brauchen es; und wir machen es zu gutem Geld, indem wir die Qualität der Banknote wahren." Ich glaube, die Parteien könnten sich auf eine brauchbareFormel einigen. Zu schärfstem Ausdruck müßte gebracht wer» den, daß die Silberreserve nur Katastrophen vorbeugen soll. Das Wort „Krisis" ist zu oft mißbraucht worden, als daß es noch wirken könnte. Scheidemünzen und kleines Papiergeld werden vom Verkehr rasch auf» gesogen; und der Bedarf wächst ungeheuer schnell, sobald Gefahr im Anzug ist. Man muß also den theoretischen Widerwillen gegen das ungedeckte Zettelgeld unterdrücken. Präsident Havenstein ist sehr Sngst» ilich. Manche sagen: Zu ängstlich; und denken an seine Mahnreden an die Banken. Aber diese Aengstlichkeit bürgt am Ende auch dafür, daß nichts geschieht, was die Währung schädigt. Der Zwang, eine Reserve zu schaffen, engt die Wahl der Mittel ein. Wer weiß einen glatteren Weg? ?Kst is tns question. Die Reichsbankherren sagen: „Wir kennen die Fehler unserer Vorschläge, mißbilligen sie aber nicht, weil sie besser sind als alle schönen Theorien, die uns doch nicht helfen." Ladon.  
HerauSgebn u«d verantwortlicher Redakteur! Maximilian Harpen In Berlin, — Verlag der Zukiiinl, „ i^rli,, — Druck oon v,,^ L Karlcd 5, m, b r, i,, » , > ,,,,



Berlin, den 19. April 1913.

petits k^ours.

Kernmast.

siebenundzwanzigsten Juli 1830 hatten, nach dem von EW Thiers gegen die Ordonnances Karls des Zehnten veröffentlichten Aufruf, die Pariser den Straßenkampf begonnen und der Bourbonenregierung die Hölle so rasch geheizt, daß Karl nicht wagte, in seine Hauptstadt zurückzukehren. Er hatte dem Thron entsagt, war schon auf der Flucht nach England, das System der Parlamentsregierung und die Krönung des Herzogs Louis Philippe von Orleans gesichert. Als die Kunde vom Ausbruch der Revolution ins stille Weimar kam. Am sechsten Tage nach dem Ereigniß. Eckermann eilt zu Goethe, der dem Eintretenden entgegenruft: »Der Vulkan ist zum Ausbruch gekommen und Alles steht in Flammen! Was denken Sie von dieser großen Begebenheit?" Bald ergiebt sich, daß der Jünger den Meister mißversteht. Dem ist der Vulkan nicht die französische Volksleidenschaft, sondern der zwischen Cuvier und Geoffroy de Saint-Hilaire entstandene Naturforscherstreit, der am neunzehnten Juli in der Akademie der Wissenschaften zum ersten Mal öffentlich ausgefochten worden ist. »Die Sache ist von der höchsten Bedeutung und Sie können sich kaum vorstellen, was ich empfinde, seit heute der Bericht von der Sitzung hierherkam. Ich juble über den endlich erlebten allgemeinen Sieg einer Sache, der ich mein Leben gewidmet habe und die ganz vorzüglich



Die Zukunft, auch meine ist." Der abgesetzte König? Interessirt ihn nicht. Erst ein Halbjahr danach bspöttelt er Karls spitzen Schädel und spricht lächelnd: »Das Organ der Religiosität scheint bei ihm sehr entwickelt zu sein; übergroße Frommheit hat ihn wohl auch gehindert, seine Schuld zu bezahlen. Wir aber verdanken seinem Geniestreich, daß Europa so bald nicht wieder zu Ruhe kommen wird." Uns schiene der Zustand, den die weimarer Excellenz unruhig und drum unbehaglich fand, einem theokritischen Idyll ähnlich. Mit der Staatsreligiosität wird immer noch gefackelt und geangelt, hitziger sogar als anno 30, wo man die stete Frömmerei und unnützliche Führung des Herrgottsnamens nicht in so ruchloser Geduld hingenommen hätte; und von den wichtigsten Wandlungen der Erkenntniß und technischen Vermögens erfahren wir aus dem Zeitungs-papier so wenig, daß heute noch von der künstlichen Synthese unentbehrbarer Nahrungsmittel und von dem Ersatz fester Heizstoffe durch flüssige Millionen nichts ahnen. Jahre könnten, Jahrzehnte vergehen, bis eine Entdeckung vom fortzeugenden Werth der Galvanis in das Bewußtsein unserer Dichter dränge (die viel „weltfremder" als unsere Richter sind und sich modern dunkeln, wenn sie auf Haeckel schwören oder Tolstois Skopzengekreisch gegen Wehrpflicht und Volksrüstung wiederholen). Mit «Ereignissen" aber werden wir gefüttert wie eine Mastgans, deren Leber für eine Pastete bereitet werden soll, mit Maismehlnudeln und Pfeffer. Der Augustmontag, der Eckermann in Hast zu Goethe trieb, hatte, nach stillen Hochsommertagen, zwei bedeutsame Meldungen aus Paris gebracht; deren eine nur Gipfelgeister als für die Menschheit beträchtlich empfanden. Was lasen wir am vorigen Montag auf den drei Textseiten eines Abendblattes? Ein Anarchist, aus der Schule des von deutschen Künstlern und Gelehrten himmelhoch bejauchten Sennor Ferrer, hat auf den König von Spanien geschossen. (Dieser gescheite und, trotzdem er sich gern und reichlich vergnügt, gewissenhaft arbeitende Monarch, der sich nicht scheut, in freundlich intinem Gespräch das Wollen ernster Republikaner zu ergründen, hat sich auch in der neuen Fährniß gut gehalten und den Zweiflern bewiesen, daß die Schaar der tapferen Könige, die sich nicht hinter Polizeihecken verkriechen und in Attentaten nur „les petits inconvenients du metier" sehen, noch nicht ausgestorben ist.) Die Pest will, wieder einmal, nach Europa vorrücken und hat



stits ours.

71

schon am Rothen Meer ihr fahles Banner in durchglühten Küsten»  
felsstein gerammt. Des Papstes Lebenslicht flackert nur leise noch  
und scheint dem Verlöschen nah. (Daß der zehnte Pius, ein im  
Herzensgrund gütiger, phrasenlos frommer und durchaus nicht,  
wie mancher Protestant wähnt, in dumpfe Einfalt geschränkter  
Mann, nach Menschenvoraussicht nicht mehr lange zu leben habe,  
wurde schon im vorigen Jahr hier erwähnt; auch, daß damals die  
Nachfolge des pisaner Kirchenfürsten als wahrscheinlich galt. Für  
den von vielfarbigem Schmerz gepeinigten Papst und für die Rö-  
merkirche wäre besser gewesen, wenn Pius im Herbst das Auge ge-  
schlossen und das Konklave auf Petri Stuhl einen kräftig Wollen-  
den und rüstig Handelnden gesetzt hätte. Im Balkankrieg war für  
Rom viel zu retten; ist ihm viel verloren worden. Das nie völlig  
zu verschmerzende Schisma zwischen Rom und Byzanz hat sich,  
seit der erste Papst Nikolaus die Bulgaren an sich zu ketten trachtete  
und Photios, der gelehrte Patriarch von Konstantinopel, wider ihn  
aufstand und den päpstlichen Primat leugnete, noch vertieft; und  
die Vorstellung, nach dem ungeheuren, so schnell nicht erahnten  
Slaventriumph vom Weißen, vom Bering» und vom Ochotskij»  
Meer bis an die Adria, von Wladiwostok bis an die Orient»  
kirche der Griechisch»Orthodoxen herrschen zu sehen, kann treue  
Römer nicht heiter stimmen. Weder der friedlich heilige Eifer Gre-  
gors des Zehnten noch der bequeme Idealismus Urbans des  
Zweiten hat die Einung der beiden Kirchen auf die Dauer zu sichern  
vermocht; und durch den zwischen den zwei Christenheiten, des  
Westens und des Ostens, klaffenden Spalt sind die Türken in Süd-  
osteuropa bis auf den Machtsitz vorgestürmt, der ihnen nun, allen  
Zunftfeln zum Leid, doch aller Menschheitkultur zum Heil, ent-  
rissen ward. Von den im Besitzrecht thronenden Orthodoxen, die  
von einem neuen Konstantin, Symeon, Duschane träumen, wird,  
hinter dem thurm hohen Rufsenwall, Wesentliches nicht leicht zu  
erlangen sein. Im Herbst und im Winter war ein Bündniß mit  
Rom aber, auch für die germanische Sache im Südost, wichtiger,  
als die Fridoline der Wilhelmstraße verstanden, die just in dieser  
Zeit, um ein Appläuschen zu haschen, ihren Jesuitenquark auf-  
tischten und deren jüngere Spalierzierden von Rom, dem schwar-  
zen, so wenig wissen, daß sie, nach dem netten Diplomaten scherz,  
bei dem Namen Merry del Val ein Papstliebchen im Nachtge-»



Die Zukunft.

wand der Borgiazzeit, nicht einen hispanisch-würdigen Kardinal-Staatssekretär, mit ihres GeistesAeuglein erblicken.) HerrAnton von Werner, ein Patriot und in allem Handwerklichen tüchtiger alsMancher, der über den altenAnekdotenmaler diefeuchteNase rümpft, veröffentlicht Erinnerungen an Wilhelm den Ersten, der ihm, nach der Kritik eines Bildentwurses, bescheiden, der achtzig-jährige, mit dem Lorber dreier Kriege geschmückte Kaiser demAnfänger, gesagt hat: »Ich wollte Ihnen nur erklären, wie ichs als Soldat ansehe. Das Künstlerische ist Ihre Sache. Das verstehen Sie besser als ich." (Das gab es einmal; im Deutschen Reich; in Preußen; in Berlin.) Neuer Konflikt zwischen Japan und den Vereinigten Staaten; wieder wegen kalifornischer Abwehr des gelben Andranges. (Da reift ein Geschwür, das die Japan verbündeten, denVnnkees verwandtenund benachbartenBritten noch arg schmerzen und vielleichtKanadakostenwird.) HerrWoodrow Wilson will auch als Präsident der Vereinigten Staate leben wie andere sterbliche Menschen. Seine Antrittsproklamation hob sich hoch über alles von Europens Potentaten und Ministern Verkündete; seine Absage an das Ceremoniale erquickt jedes nicht höfisch verfettete Herz. Kein Galakram. Kein lungernder Diener-troß. »Ich habe mich dreiundfünfzig Jahre lang allein an- und ausgezogen und will mich so vernünftigen Brauch nicht entwöhnen." Keine Guirlande, kein Logenputz, Massengruß, Orchcsterlärm, wenn der Präsident ins Theater kommt. Keine Weisung mehr, daß seinem Wagen andere auf der Straße ausweichen oder Platz machen müssen. »Alle gebildeten und sauberen Menschen sind imWeißenHaus willkommen. Und jede Woche bin ich zweimal zwei Stunden lang für die Iournalisten zu sprechen, von denen gewiß oft nützliche Anregung und Warnung gebracht werden wird. Reichen Leuten, die nur Geld zu bieten haben, ist meine Thür verriegelt." (Du hast es, Amerika, noch heute besser. Deinem Haupt gilt ein Armour nicht höher als ein Finder neuerDenkpfade.)In Belgien hat dcr Generalstrike begonnen. Hunderttausende feiern; schon am ersten Ausstandstag. (Wächst die Wucht der Bewegung, dann bringt jederStriketag einen Werthverlust von mindestens vier MillionenFrancs.Dann wird in Berlin eine Kohlenhausse eben so wahrscheinlich wie in großen Industriegebieten die Lust, aus dem Phantom des Generalstrike ein greifbares, im



stits ?ours.

73

Kampf um politische Rechte brauchbares Schreckgebild zu machen. Dann aber werden aus dem Grubenland von Charleroi und dem Borinage bald Meldungen kommen, die an Germinalgräuel erinnern.) In den Kongostückchen, die der kranke Kiderlen und der von ihm als »Bedenkenmacher" (schwäbisch klangs derber; gab die Verdauungsfolgen indeutlicherem Wortbild) gehöhlte Kanzler den Franzosen abgedrückt haben und die jetzt Neu-Kamerun heißen, wird unsere Schutztruppe von eines Kriegerstammes tückischer List bedrängt. (Das ist, wie man, nach der Schilderung Ortskundiger, fürchten muß, leider erst ein schüchterner Anfang. Ganz andere Schwierigkeit ist voraus zu sehen und ohne einen fehr hohen Millionenhaufen wird das üble Land nicht halbwegs zu saniren, nicht wenigstens an den Rändern der Verkehrswege, zu pazifiziren sein. Hoffentlich verzaudert der Ewig-Unschlüssige die Geldforderung nicht wieder, bis das Sumpfwasser den Kolonialpionieren dicht an die Kehle geht.) In Nancy sollen Deutsche beschimpft, geschlagen, bespien, zum Kniefall gezwungen worden sein. (Sollen. Noch wird nicht einmal der Name der nach der Angabe schuldlos Mißhandeltengenannt. Vielleicht ein Zwist Angezechter, in den ein Häuflein des Sonntagspöbels hineinplärrte. Daß französische Offiziere der Belästigung einer Frau ruhig, aus fröhlichem Auge, zufahen, wird ohne bündigen Beweis kein Unbefangener glauben. Schmähhlich, daß in großen Zeitungen der Bericht prompt zu einer Franzosen-Hetze ausgebeutet wird. Was würden wir sagen, wenn auf dem schwanken Grund vager Gerüchte pariser Schreiber sich zu der Behauptung erfrechten, dem Deutschen fehle jedes Anstandsgefühl und der deutsche Offizier lächle wonnig, wenn drei Schritte vor ihm einer Frau von einer wüthenden Horde die Pelzstola und das Stirnhaar bespuckt wird ? Erwiesener Schimpf würde ernste Sühnung fordern; und, gerade unter Pichon, der ein gutes Verhältniß zu Deutschland wünscht, schnell finden. Muß aber die täppische Dummheit des Preßtheiles, der ein Großmaul für das Wesenszeichen der Tapferkeit hält, immer wieder dem Weizen unserer Feinde in Blüthe helfen? Wartet still; wer vor dem Abschluß unparteiischer Untersuchung ein Urtheil fällt, hat nicht das Recht, über Anstandsfragen mit zu reden.) König Nikola von Montenegro giebt dem Staatssekretär des Gossudars aller Reussen eine lustig schroffe Antwort und er bietet sich zu dem Beweis, daß



Vis Zukunft.  
die Hohe Excellenz wissentlich Unwahres behauptet habe. (Ruß»  
land, dessen Wirtschaft in Tropenüppigkeit prangt, braucht, nach  
langer Pause, Geld. Will endlich die siebenhundert Millionen  
sibirischer Eisenbahnpapiere, für die der kluge Dawidow vorge»  
sorgt und deren Aufnahme Herr Poincare schon als Minister-  
präsident zugesagt hat, in Paris unterbringen. Wünscht also die  
für solche Emission nöthige Ruhe. Raschen Friedensschluß, der  
den Bulgaren die Versuchung erspart, über Tschataldscha auf dem  
von ihrer nun frei gewordenen Feldartillerie leicht zu bahnenden  
Wegnach Konstantinopel zu marschiren. Heischt von den Tscherna»  
gorzen blinden Gehorsam und wird grob, weil sie ihn weigern.  
Neben die Nothwendigkeit, den Widerstand des gekrönten Stipen-  
diaten Nikola zu brechen und den Sibirerschuldscheinen die pariser  
mte zu sichern, ist Iswolskij mit seinem Petersburger Statthalter  
eines Sinnes. Aber Herr Sasonow, der, wie alle Kränklichen,  
eher brutal als stark sein kann, wollte zugleich die wogende Fluth  
des allslavischen Empfindens dämmen und seinen Zaren, dessen  
Wille nicht ausBronze ist, so fest an ein öffentlich sichtbaresStaats»  
dokument binden, daß die Töchter und Schwiegersöhne des Mon-  
tenegriners ihn nicht losschnüren können. Deshalb das plump zu-  
packende Kommunique, das demNrheber ausEuropaLorber und  
Hymneneintrug,inRußlandaber,amHofundimVolk,bitterePein  
schaffenwird. Und denstrammenGreisNikolanichteinenTag lang  
einschüchtert. „DaßIhrunsGetreidegeschenkthabt.giebtEuch noch  
nicht das Recht, die Tschernagorzen gegen ihren König aufzuhetzen  
und Europa vorzulügen, er habe Euch in den Krieg hineinzuzerren  
versucht." Familienzank; in demNikolaPetrowitsch umsTausend-  
fache mehr Slaven Hintersich hat als NikolaiAlexandrowitsch. Das  
hilft ihm freilich nicht in den Besitz von Skutari. Doch das Rumpf»  
Albanien, das mitZangenaus demTürkenleibgeholtward,wird,  
weil der unter österreichischem Feuer zu haltende Theilzu klein ist,  
sich bald in Italiens Sphäre neigen und den Papa oder Bruder  
Elenas freundlich anblicken. Der erhält auch Land und Geld. Fürs  
Erste ist die Hauptsache: die Sibirer können endlich ans Licht.)  
All dieseThatsachenund Gerüchte (nichtihreDeutung) stehen  
auf den drei Seiten eines Abendblattes. Madrid, Aden, Rom,  
Berlin, Tokio, Montreal, Franziska, Washington, Charleroi,  
Dzalong, Nancy, Cetinje, Petersburg, Paris: nicht einem Hoch»



schulfuchs nur würde von Alledem so dumm, als ging' ihm ein Mühlrad im Kopf herum. Was davon nach vier Wochen noch Ereigniß sein oder scheinen wird? Die Antwort hängt am Blick des Betrachters. Als Goethe mit dem Reichsfreiherrn vom Stein im Lahnthal gewesen und von Koblenz nach Köln gefahren war, dankte er ihm »für die genußvollen und lehrreichen Tage" in einem Brief, der in die Sätze mündet: «Ich finde mir eine neue Ansicht des Lebens und der Erkenntniß eröffnet, indem ich durch Dero Vertrauen hellere Blicke in die uns zunächst umgebende moralische und politische Welt richten und eine freiere Uebersicht über Fluß und Landgegenden gewinnen konnte. Hinzu kommt noch, daß die schönen Stunden, die mir in Ihrer Nähe gegönnt waren, Vorboten eines höchst bedeutenden Ereignisses geworden sind " Ein paar Wochennach Ligny und Belle Alliance; wenige Tage nach Napoleons Verzicht auf den Thron und dem zweiten Preußeneinzug in Paris. Was war dem Faustdichter damals ein höchst bedeutendes Ereigniß? Nicht die Wendung in einem Forscherstreit, sondern: «ein ehrenvolles Handschreiben des Fürsten von Metternich Erlaucht", das dem greisenden Poeten die Verleihung des Kommandeurkreuzes vom Kaiserlichen Leopold-Orden ankündete. Stein, der nach dem Empfang des Rothen Adlers geschrieben hatte: «Ich bin also bebändert", mag gelächelt haben, da er las, worin der Genius deutscher Volkheit ein höchst bedeutendes Ereigniß sah. An sich ist nichts klein oder groß; Umfang und Werth wird von dem betrachtenden Auge ermessen. Wer weiß? Die Vorgänge, deren Widerhall ein Abendblatt uns zutrug, dünken einen auf seine besondere Weise für Freiheit, Gleichheit, Bürgerrecht Schwärmenden vielleicht nicht politisch so höchst bedeutend wie das Gerücht, unterm Jubiläums- und Brachmond solle Herr Karl Iohannes Kaempff Excellenz werden.

Apollini et IVluis.

Die preußischen Staatsminister haben lange schon gute Tage- Die Kabinettsordre vom achten September 1852, mit deren Aufhebung vor dreiundzwanzig Jahren, um den lästig gewordenen Bismarck aus dem Amt zu scheuchen, gedroht wurde, gilt cle sacto nicht mehr. Dennoch brauchen die Ressortminister nicht zu fürchten, daß ihr König sie allzu oft zu Arbeit heranziehen, zu Vor-



Die Zukunft, tragen nöthigen werde. Sie sehen ihn selten; viel seltener als die russischen Reichssekretäre den Zaren. Auch einen Ministerpräsidenten, der wirklich den Entschlüssen präsidiert und die ganze Verwaltung, ihr Oben und Unten, mit seinem Willen durchdringt, mit seinem Geist durchleuchtet, haben sie längst nicht mehr über sich. Die Zeit, da der König dieser (nach dem Sinn der Verfassung mit Geschäftspflichten überbürdet) Präsident sein konnte und wollte, liegt hinter uns; und der Kanzler ist auf den Firnen seiner Weltallpolitik den preußischen Dingen entfremdet und kann sich höchstens noch um die Gegenstände bekümmern, die Zufallswind ins »Allerhöchste Interesse" gewirbelt hat. (Auch um die berliner Stadtbahn? Die soll elektrifiziert werden. Weils der König wünscht. Weil die großen Elektroconcerns noch höhere Einnahme ersehnen. Weil der Geheime Baurath Wittfeld, wie jeder klug und zäh Wollende, sein System durchsetzen möchte. Nothwendig? Die Industrie hat dem Staat, umsonst, zur Probe, eine Lokomotive geliefert, die eine ungemein erhöhte Fahrgeschwindigkeit sichert. Die Elektrische Lokomotive, mit der des neuen Systems Ersinner rechnet, sah bis heute weder sein noch irgendeines anderen Sterblichen Auge. Durch Kurzschluß, sabowAe, Wagengeknäuel, Gleissperrung könnte, gerade auf dieser Strecke, die Mobilmachung arg gefährdet werden. Und schließlich würde die unnöthige Ausführung eines unfertigen Phantastenplanes zwei» hundertMillionen kosten. Das ist in einer Zeit verschämt beginnender Vermögenskonfiskation kein Pappenstein. Die berliner Stadtbahn fährt langsam, ist unbequem und theuer. Ihr Gleisbezirk ist um dreiFünftel zu klein; mit ihren langen Eingangstunnels und hohen Treppen wird sie nur von Denen benutzt, die keine bessere Verkehrsmöglichkeit haben. Auch unter der Dampsherrschaft kann viel für sie geschehen. Die Elektrische Lokomotive müßte erst im Fernbetrieb bewährt sein, ehemals auf dieser empfindlichen Stelle mit ihr, als einem Ersatz des alten Dampf» und des neuen Trieb» wagensystems, wagen dürfte.) Die Ressorthäupter haben also ein selbstherrliches Leben. Ein Stein, auch nur ein Hardenberg zupft sie nicht am Ohr läppchen, Weit ausschauendes wird nicht unternommen oder schleppt sich (Verwaltungsreformplan) wie eine ewige Krankheit fort; und ist ihr Etat »im Landtag durch", dann sind sie wieder für ein lährchen Kleinkönige mit unbeschränkter Herrsch»



?stits ?«urs.

77

gewalt. So kommt Elend zu hohen Jahren. Beseler, Dallwitz, Lentze.Sydow, Trottzu Solz: »So viel der Helden, tapfer, deutsch und weise; ein stolzer Eichwald, herrlich, frisch und grün." Jeder von eigenen Gnaden ein Schöpferkopf. Der köstlichste Nährstoff, den Borussia in die Pfanne zu werfen hat. Was könnte in diesem täglich vom Fleiß bereicherten Land, in dessen leicht regirbarem Volk die Neuerungsucht endemisch ist, wohlthätig geschehen! Was geschieht, lehrt uns, schneller und schmerzloser als die Betrachtung der Hauptaktionen, ein Blick ins Kapitel der Pflege von Wissenschaft und Kunst. Kultusminister in Preußen: Das müßte ein souveräner Kopf sein. Einer, den Einfalt und Klügler-verstand als überlegenen, von den großen Zeichen der Zeit ge-weiheten Hüter der Volkskleinodien empfänden. Herrn von Trott zu Solz wirbt eine sichtbare Lebensleistung nicht solchesVertrauen. Er läßt die Dinge sacht an sich kommen und waltet dann »wohl-wollend" des Amtes. So lange Schmoller, alsWirthschafthisto-riker und Lehrer ein Mann von selten erreichtem Wuchs, in der Sonne stand, verfügte er über dieKathedr der Staatswissenschaft; seitihn die Ungnade derMinisterialen beschattet, werden, wo es ir-gendgeht.seineGegneraufwichtigeLehrstühlegehoben.Imweiten Reich Bildender Kunst gebietet, noch immer mit Tyrannenmacht, Excellenz Bode. Die Erinnerung an sein großes Verdienst ist durch gehäufte Mißgriffe und häßliche Vertheidigungsmittel nicht ausge-löscht worden. Jetzt sucht und findet er an der Spree Maecene und Donatoren, in deren für alles Musische entflammten Herzen der Sinn für Titel, Orden, Kaiserbesuche nicht erstorben ist; läßtreno-viren und firnissen,wasihmallzuverrunzeltseint(undtauft,wie der Volkswitz sagt, in dem Gneisbecken vor dem Alten Museum Schinkels die Bilder und Büsten; »Rembrandt soll man Dich heißen und Dich Leonardo"). Was ihm nicht schmeckt, kauft er nicht; und wenn es fo billig wäre wie vor drei Jahren noch der Greco. Einem geschenkten Magnasco aber leuchtet der Weise nicht in die Valeur. DerMinister beschränkt sich auf die Wahrung der heilig-sten Güter. Beispiel: »Während der Gottesdienststunden dürfen die Museen nicht geöffnet sein." Giebt es im dunkelsten Dorf einen Pastor, der meint, die Gottesdienststunde werde durch den An-blick von Kunstmeisterwerken entweiht? ^nno 1913? DieGalerie-dienerhabengewiß,sämmtlich,denunzählbarenDrang,anjedem



Die Zukunft.

Sonntag mit ihrem Gott im Kirchenschiff Zwiesprache zu halten ich unterschätze ihr metaphysisches Bedürfnis nicht, das am Ende sogar der Versuchung durch eine Feiertagzulage trotzen würde. Hunderttausende aber, die nie dran dachten noch je denken werden, in eine Kirche zu gehen, können, weil sie zwischen Zwölf und Drei ihreEB» und Nachtischzeit behaglich, einmal in sieben Tagen, auskosten möchten, nur die Gottesdienststunde zu Museenbesuch nützen. Rät Vernunft, ihnen die Kunsthallen zu sperren? Die selbe Unkenntnis großstädtischer Lebenspulse, die an kirchlichen Buß- und Trauertagen die Theater schließt, Konzerte, Lichtspiele, Vor» träge verbietet und dienach bunter Lust gierige Menge in den Dunst und Lärm der Kneipen treibt. Wenn Herr von Trott zu Solz ge» sehen hätte, wie es am Karfreitag, zwischen Sieben und Elf, in der Friedrichstraße zugeht, würde ihm vor dem Segen solcher Verbote vielleicht bang. Muß bei uns jeder Zopf erst verfilzen, ehe er ab» geschnitten wird? Zweites Beispiel kunstopolitischer Erwägung: »Das Meisteratelier für Architektur ist allerdings seit einiger Zeit unbesetzt; aber die Wahl will reiflich überlegt sein und man darf die Behörden nicht deshalb tadeln, weil sie, um eine falsche Wahl zu vermeiden, bisher gezögert hat." (Regelte dieser Grundsatz in allen Staatsstockwerken, dann wäre mancher Ministerstuhl» seit einiger Zeit unbesetzt".) Das Parlament, das danach nicht laut lacht, verdient den Ruhm der cksmbre intwuvable. Hat aber mehr in» nerlich ernsthafte, selbständig denkende Mitglieder als das beliebtere Produkt des allgemeinen Wahlrechtes. Der Abgeordnete Stofser, ein alter Offizier, hat schon oft durch menschenverständige, nicht auf fraktionellen Gemeinplätzen gewachsene Rede erfreut (und ist drum, natürlich, verschrien). Diesmal erzählte er, was den meisten Berlinern neu war: daß Preußens Hauptstadt die schönste Sammlung von Musikinstrumenten besitzt. »Ungefähr dreitausend Instrumente im Werth von fast fünf Millionen Mark; darunter viel aus dem Nachlaß großer Komponisten." Eine dem Staat gehörige Sammlung, die kaum Einer kennt und um die sich Nie» mand zu kümmern scheint. »Ich bin erstaunt über die Art, wie die Instrumente aufbewahrt werden. Drei, vier stehen in engen Räumen über einander. Siebenzig werthvolle Klaviere, darunter Ge» schenke preußischer Könige, mußten auf den Oberboden gebracht werden. Unter dreitausend Instrumenten finden Sie kaum ein



?stits ?ours.

79

einziges, das noch nicht gesprungen oder sonstwie beschädigt ist. Geht es so weiter, dann ist in fünf Jahren die ganze Sammlung ruiniert. Und viele der in diesen unzulänglichen Räumen verdorbenen Instrumente hatten sich Jahrhunderte lang in gutem Zustand erhalten." In dem Sitzungsbericht fand ich keine Antwort des Ministers, keine des Dezenten. »Die Etatpositionen für Kunst und Wissenschaft werden bewilligt." Wozu der Lärm? Die Herren der Ministerien haben nachgerade allzu bequem. Kein wachsam thätiges Präsidium; kein Widerstand in einem der beiden Häuser des Landtages; und nirgends das Schreckgespenst der Schadensersatzpflicht. Phoebos verstaubt; die Neun äugeln mit Traugott. Konsortium.

lubilste: stand unter der rothen Ziffer des Kalenderblattes; und die Fröhlichkeit währt in die vierte Woche nach Ostern sort. Waffenstillstand auf der Linie Enos-Midia. Fürst Lichnowsky hat wieder öffentlich bejauchzt, daß der deutsch-britische Verkehr in unerträumte Intimität gediehen ist; zum dritten oder zum vierten, hoffentlich aber zum letzten Mal. Denn eines Tages muß ihm »eröffnet" werden, daß solche Feststellung dem Wirth, nicht dem Gast, ziemt und daß Leute, die Einem nach nüchterner Geschäftsberedung treu ins Auge schauen, bieder die Hand schütteln und der Freude über die so schnell erreichte »Innigkeit der Beziehungen" zärtlichen Ausdruck geben, über die Achsel angesehen werden. (Britanien steht, trotz dem Krieg, in einem Jahr üppigsten Clearing- und Exportgewinnes und will vor der vollen Schüssel nicht gestört sein Deutschland hatsich ihm in allem Wesentlichen gefügt. Zu fürchten war, daß es entweder den Türken helfen oder sich am Aegaeischen, Marmara- und Schwarzen Meeresürden Bulgarenanspruch einsetzen und zwischen Nord und Süd des Slavenglobus einen harten Keil treiben werde. Nichts davon ward versucht. Michel hat seinen Türkenrumpf verloren und sieht den einzigen Kampfgenossen in neuer Gefahr. Die Slavenmacht wird riesenstark, bleibt fürs Erste unter dem Kreuzzepter des Weißen Zaren, der in der Mongolei und der Küstenprovinz, in Persien und im Franzosenkredit verwundbar ist, zwingt Germanien in festere Rüstung und lenkt ihren Blick einstweilen von den Weltmeeren weg. Die Mondsichel schrumpft in Europa; doch jeder Türke weiß, daß er Konstantin-



Die Zukunft.  
nodel sammt dem Dardanellenschlüssel, dem Marmarameer und dem Inselrest fortan den Briten verdankt und auf ihr Wohlwollen angewiesen ist. Und der Khalif bleibt unter der Dreizackdrohung des SntisK Empire, dessen musulmanische Bewohner an Kopfzahl dem deutschen Reichsvolk gleichen. Wozu also jetzt grollen? Ueber den Frieden wird in London, über Rumäniens Dehnungswünsche in Petersburg, über das münzbare Osmanenerbe in Paris verhandelt. 1>i ple Entente. Deutschland giebt für Wehrmittel, die keine Flanke Englands bedrohen, in einem Hui fünf Biertelmilliarden aus. Gründe genug zu britischer Freude. Nur ein blitzdummes Kind würde unter solchen Nmständen den artigen Nachbar mit Steinen bewerfen. Wollen im Deutschen Reich die Wachen nicht endlich erkennen, warum, »bis auf Weiteres", das Berhältniß zu Britanien leidlicher geworden ist?) Im Reichstag herrscht die schönste Ordnung. Herr von Bethmann stolzirt als Triumphaler. Herr von Lagow liest allerliebste Säckelchen vor (leider auch, ehe über den Studentenunfug aus Nancy irgendwelche zum Urtheil be»rechtigende Klarheit gekommen ist, Rügen des französischen Chauvinismus, die, acht Tage nach den unnöthigen Dankdepeschen im Trauerfall Zeppelin-Luneville, doppeltschrilltönen). Und der ins Olympische wachsende Herr Zimmermann spielt den Bismarck, dessen von Feindesblut dampfende Pranke den präsidentialen Ein»spruch wie eine lästige Mücke zerknickt. Jeder Zoll ein König aus eigenem Recht, ^ubilate! In Lachthränen ist wenig Salz. Der Reichstag, der das Alles, in Engelsgeduld, hinnimmt, dcr ernsthaft glaubt, die Durchführung allgemeiner Wehrpflicht sei erst im November nothwendig geworden, der nicht fragt, ob man mit so ungeheurem Kapital in der Konjunktur des Orient-handels überhaupt noch schlechtere Geschäfte machen könne, als unseres war, und der jedesmal wiehert, wenn ein würdiges Mitglied über das darbende. für Staatsehre blutende Montenegro und dessen immerhin kühnen König schnöd witzelt, — dieser Reichstag schluckt auch die neuen Steuern wie junge Spargelstangen. Biel-leicht schneidet er die holzigsten Stücke zuvor ab. Technisch, wirth-schaftlich, politisch ist der ganze Steuerplan ja eine Mißgeburt ohne gleichen; und hohe, sehr aktive Reichsbeamte knirschen, außer den Bankparagraphen dürfe kein einziger in Gesetzeskraft durchschlüpfen. Thut nichts: »Der Grundgedanke ist ein außerordentlich glück-



?stits?«urs.

81

licher", spricht der fünfte Kanzler. Der vierte hat diesen Grundgedanken (die Rüstung von der Vermögenssubstanz der Bürger zu zahlen) frivol genannt und, vor dem selben Stuhl, auf dem jetzt sein Adorant von 1908 thront, gesagt: »Der Wunsch, die breiten Massen gar nicht zu den neuen Steuern heranzuziehen, ist unerfüllbar. Jede Steuer, soll sie einigermaßen ergiebig fein, muß auch die Genußmittel derAllgemeinheittreffen. Diese Erwägungmußte die Verbündeten Regierungen in erster Linie auf die indirekten Steuern führen. Für sie sprach aber auch die Reichsverfassung, welche die direkten Steuern den Einzelstaaten vorbehalten hat und vorbehalten muß, wenn die Lebensfähigkeit dieser Staaten, ihre Leistungsfähigkeit, die Grundlage des Reiches, nicht gefährdet werden soll. " Damals: « Bravo!"»Sehr richtig!"Jetzt ? Der Vorschlag einer Kopfsteuer, die ins Mittelalter oder in verscharzte Anfänge des geistlosesten Kommunismus zurückweist. Ein Ausnahmegesetz gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen des Kapitalbesitzers. Auchdeswinzigsten.Witwen,Sieche,Krüppelmüssenzahlen,wenn sie zehntausend Mark auf derSparkasse haben und damit bis ans kühle Grab auskommen sollen. Wer nichts erspart hat, aber auf eineIahreseinnahme von neunundvierzigtaufendMark rechnen darf, zahlt keinen Pfennig. Eine Parzelle, deren Werth seit dem Kauf gesunken ist und die nur Geld kostet, muß zum Wehrbeitrag steuern. Wer, um der neuen Zinspflicht zu entwischen, sein Vermögen inDiamanten, Perlen.Bildern, Skulpturen,Rennpferden, Gobelins,Meißener oderLimoges anlegt, bleibt von der Steuer frei. Der kleine Landwirth, der sich auf fruchtloser Suche einer Zweiten Hypothek dieHacken wund rennt, muß an die Steuerkasse. Der Junggeselle mit vierzigtausend MarkGehalt lehnt sich ungeschoren in seinen Klubsessel. Das sind nur Zufallsproben. Ward solcher Unsinn je einem Parlament zugemuthet? Dennoch: die Verständigung kommt. Vielleicht, via Schiffer»Westarp, einneues Blöckchen (an dem sich die Wogen der Landtagswahl brechen) Der Grundgedanke, jeden Deutschen, Knecht und Kaiser, nach seinem Vermögen zahlen zu lassen.wärejanichteinso «außerordentlich glücklicher"; würde nicht von Abermillionen gepriesen, die nun, ohne Beitragspflicht, aus entzücktem Sinn ins »Opferjahr" blicken. Zu, den in Wallots Saal innig Gesellten aber spricht des Dichters Mund: «Behaltet einander; Ihr seid einander werth."



Die Zukunft,  
Disraeli.

enjamin Disraeli ist eine so unwahrscheinliche Persönlichkeit, daß sie als Romanfigur von der besonnenen Kritik abgelehnt werden würde. Ein getaufter Jude, der auf sein Judenthum so stolz ist, daß er zwei Drittel der aragonesischen Hidalgos für Judensproßlinge erklärt, dabei aber ein gläubiger Christ, der die Freigeisterei verabscheut, die Hochkirche stützt, persönlich der niederkirchlichen (freieren) Richtung nah steht und sich einen Katholiken ohne Papst nennen kann; und mit Alledem seiner eigenen Ueberzeugung nach ein echter Engländer. Ein phantastischer Romanschreiber und ein Dandy, der die londoner Klubs und die englischen Mittelmeergarnisonen mit papageifarbigem gestickter Gewandung, schwarzen Locken und einem Kinnbart, wie ihn sonst Niemand trägt, verblüfft, auf den Ionischen Inseln in der Tracht der griechischen Piraten glänzt, im Orient „auf wollüstigen Diwans ruht, köstliche Pfeifen raucht und sich täglich den Luxus eines Bades erlaubt, das zu seiner Vollkommenheit ein halbes Dutzend Diener verlangt“; in London mit der weniger korrekten Gesellschaft verkehrt, wo er Abenteurer und Verbannte wie Louis Napoleon trifft, so daß er als Parteiführer seinen jungen Anhängern rathen muß: Haltet Euch zu Lord Northcote; Der repräsentirt in unserer Partei die Respectability; ich selbst bin niemals respektabel gewesen. Und der mit solcher Abstammung, einer solchen Jugend, solchen Sitten, in Schulden erstickend (bis ihm die Vermählung mit einer reichen Witwe zur Grundlage einer bürgerlichen Existenz verhilft), im Lande der Korrektheit, der Respectability und des stolzesten Adels Premierminister wird, Ideale seiner Romanhelden (wie die Annexion von Cypern) verwirklicht, im Grenium der erlauchten Nobility als Earl of Beaconsfield Platz nimmt und mit seiner Lebenswürdigkeit die korrekteste aller Königinnen bezaubert. Als junger Rechtsanwalt wurde er von einem Gönner, der ihm behilflich sein wollte, Lord Melbourne, gefragt, was er zu werden gedanke. „Prime-Minister!“ Der Lord rieth ihm ernstlich ab und bewies ihm die Aussichtslosigkeit seines Strebens.

Diese n<sup>u</sup>rchenhafte Persönlichkeit nun führt uns Oskar A. H. Schmitz vor (Die Kunst der Politik. Lord Beaconsfield. Benjamin Disraeli. Berlin bei Meyer K Jessen, 1911), nicht in einer chronologisch geordneten Biographie, sondern in einer Reihe schöner Essays, welche die verschiedenen Seiten des Mannes und seines Wirkens darstellen. Dem Darsteller half ein Vortheil, den kein anderer Staatsmann seinen Biographen bietet: Disraeli hat sein po»



Disraeli.

83

litisches Herz in seinen Romanen ausgeschüttet; seine Helden und Heldinnen verrathen alle seine Ansichten und Pläne: und es ist klar, daß diese Art der Selbstdarstellung zuverlässiger ist als die in Parlament- oder Ministerreden, wo der Politiker kaum je ganz wahr sein, jedenfalls niemals die volle Wahrheit sagen darf. Die öffentliche Wirksamkeit des großen Tory konnte also mit seinen literarischen Bekenntnissen illustriert werden.

Nach seinem Eintritt in die politische Laufbahn dauerte es ein Weilchen, ehe er in den festen Kurs hineinfand. Das Torythum, bekannte er einer Vertrauten, hat sich überlebt; und ein Whig zu werden, kann ich mich nicht entschließen. Nach und nach kam er mit sich ins Reine; er gründete eine Jungenglandpartei zur Verjüngung des Torythums. Dieses war erstarrt, hatte weder Ideale noch Ziele mehr, wurde von den Whigs tot gesagt und glaubte an seinen Tod. Es sah das Wesen konservativer Gesinnung darin, daß man Alles beim Alten lasse, ja, es gab Tories, die sich einbildeten, ein Tory habe gar nicht das Recht, Etwas zu verändern und zu verbessern; Neuerungen und Fortschritt müsse es freilich geben, aber dafür zu sorgen, sei die Sache der Liberalen. Disraeli mühte sich, sie vom Gegentheil zu überzeugen; gerade sie seien zu Führern des Fortschritts berufen; nur aus der machtvollen Autorität eines herrschenden Standes könne die Kraft zu Neuschöpfungen erwachsen.

Sein Konservatismus entsprang einer doppelten Wurzel. Die eine war sein ästhetisches Gemüth, eine Frucht der Kreuzung des jüdischen Blutes mit einigen Tropfen Arierblut. Das Leben des englischen Landedelmannes erschien ihm als der Boden, auf dem am Ehesten die Kalokagathie gedeihe. Alle Gleichmacherei ist ihm verhaßt. Die Armen, die Kleinen sind ihm nicht gleichgiltig, noch weniger verachtet er sie, aber statt nach radikaler Manier die Großen auf das Niveau der Kleinen herabzuziehen, will er die Kleinen heben und den Hervorragenden annähern, ohne den Unterschied zu verwischen. Statt Privilegien abzuschaffen, fordert er neue Privilegien. Das Wahlrecht soll nicht das allgemeine gleiche sein, sondern ein Privileg für die Tüchtigen. Wenn er die Judenemanzipation empfiehlt, so geschieht es nicht mit der den Liberalen geläufigen Begründung, daß auch der Jude ein Mensch sei; vielmehr sollen dem Juden die höchsten Würden zugänglich sein, gerade weil er ein Jude ist, einer ausgezeichneten vornehmen Rasse angehört. Der englische Adel, der bekanntlich keine Kaste ist, sondern sich durch die Entlassung der jüngeren Söhne in den Bürgerstand und durch die Aufnahme von reichen und verdienten Bürgerlichen beständig



Die Zukunft.

verjüngt, erschien ihm als das Ideal einer Aristokratie. Diese Eigenthümlichkeit sei zu pflegen, für die aus anderen Ständen auf» tauchenden Talente und Charaktere seien immer wieder neue Adelsprivilegien zu schaffen. Deshalb dürfe auch das Parlament kein sogenanntes Volkshaus sein; so, wie es in England sei, alseineVertretung des herrschenden Standes, sei es gut; so habe es auch in Preußen der Freiherr vom Stein gemeint. Und es sei in der Ordnung, daß daneben das Oberhaus stehe, in dem nicht gewählte Vertreter des herrschenden Standes, sondern die Mitglieder der höchsten Schicht dieses Standes in Person sich versammeln.

Der Sinn dieser Institution sei, daß die endgiltige Entscheidung über die Gesetze in den Händen von Männern liege, die nicht von kleinlichen Interessen abhängen. Die ästhetische Forderung, daß den Gesellschaftsbau ein Stand der Schönen und Guten kröne, deckt sich mit Dem, was politische Weisheit gebietet.

Diese ist die andere Wurzel von Disraelis konservativer Gesinnung. Man kann sie auch historischen oder Wirklichkeitsinn nennen, Sinn für das Werden und Wachsen, für das auf natürlichem Wege Gewordene und Gewachsene. Dieser Sinn ist dem Engländer angeboren und charakterisirt das englische Leben im Gegensatz zum französischen. Der Franzose ist Theoretiker, ein zum Radikalismus neigender Doktrinär. Nach seiner Doktrin soll sich die Wirklichkeit richten, nach ihr will er sie modeln; in einem Tag macht er eine Staatsverfassung, während die Natur Jahrhunderte braucht, eine wirkliche, lebendige und lebensfähige Verfassung zu schaffen. Nach der großen Revolution in England eindringend, nahm dort dieser Doktrinarismus vom gröberen Bestandtheil der englischenEigenart denCharakter desUtilitarismus an; als ideale Staatsverfassung galt die, bei der sich am Meisten Geld verdienen läßt. Indem die Whigs, die bis dahin nur ein Klub großer Familien gewesen waren (während die Torypartei das Gros der gewöhnlichen Landedelleute, der Junker, enthielt), sich mit den radikalen Utilitariern bürgerlicher Abkunft verbündeten, entstand die Partei, die sich nach der schlechten Mode des Kontinents die liberale nannte. (Ganz wie ich findet Schmitz den Namen schon deshalb verhängnißvoll, weil er eine Herzenseigenschaft bezeichnet. Eben so gut, habe ich, freilich nach Bismarck, gesagt, könnte man eine politische Partei der guten Menschen oder der Freigiebigen oder der Keuschen gründen; die verkehrte Benennung steigert den Zwang zur Lüge, den alles politische Parteiwefen mit sich bringt, ins Groteske. Vom englischen Liberalismus unterscheidet sich der deutsche dadurch, daß in ihm Ideale, die sich über das englische



Ideal des Schachernutzens erheben, eine Rolle spielen; Ideale frei-  
 Ach, die entweder nebelhaft sind oder durch den Doktrinarismus,  
 mit dem ihre Verwirklichung erstrebt wird, zur Unwirklichkeit ver-  
 urtheilt bleiben.) Sofern der neue Parteiname ernst genommen  
 und als politisches Ziel die Freiheit proklamirt wurde, verspottete  
 Disraeli ihn mit der Bemerkung: unter der Herrschaft des Libera-  
 lismus dürfe sich Alles frei ausbreiten, besonders auch der Hunger  
 und das Elend.

Die Bekämpfung des Elends machte er zu einer Hauptauf-  
 gabe des Jungtorythums und trat deshalb energisch für Sozial-  
 reform ein, entschuldigte sogar die Chartisten. So sind die Tories  
 eine sozialreformerische Partei geworden, während die Whigs  
 durch ihr Bourgeoisanhängsel gezwungen wurden, Arbeiterschutz-  
 gesetze abzulehnen. (Meine Erwartung, man werde über die Be-  
 ziehungen Disraelis zu den Christlich-Sozialen, der Seele der So-  
 zialreform, Näheres erfahren, wurde getäuscht; nur ganz flüchtig  
 werden diese Oxforder einmal gestreift.) Die Arbeiter haben sein  
 Wirken anerkannt und ihm ihre Dankbarkeit durch manche Ova-  
 tion gezeigt. Ein Hauptvorwurf, den er den Liberalen machte, war  
 der, daß ihre Parlamentsreform (die erste von 1832; die zweite,  
 von 1867, war fein Werk) antidemokratisch, nur für das Großbür-  
 gertum zugeschnitten sei. Diese Reform hatte sogar dem ausster-  
 benden Bauernstand vollends den Rest gegeben, indem sie etwa  
 fünfzigtausend kleinen Freibauern, die bis dahin als Grund-  
 besitzer stimmberechtigt gewesen waren, durch den zu hohen Census  
 das Stimmrecht nahm, was ihren Untergang beschleunigte.  
 Als warmer Freund des ländlichen Grundbesitzes war Dis-  
 raeli auch Schutzzöllner. Er protestirte gegen die Behauptung  
 Peels, daß England aufgehört habe, ein Agrarstaat zu sein; dieses  
 Ziel werde erst von den Freihändlern erstrebt; ,es sei, unverantwor-  
 tlicher Leichtsinn, die moralischen Werthe, die sich in einem Acker-  
 bau treibenden Volke beständig erneuerten, der Bereicherung durch  
 die Industrie zu opfern. Die neue Schicht der Plutokraten erstrebe  
 dieBeherrschung des Weltmarktes durch Verbilligung der Waaren,  
 die nur bei niedrigen Arbeitlöhnen möglich sei, was wiederum  
 die Verbilligung der Nahrungsmittel voraussetze. Er prophezeite,  
 wohin Das führen werde. Die Landwirthe müssen verarmen und  
 von der Scholle weichen; das Land werde in das Eigenthum von  
 nicht residirenden Besitzern übergehen, die es als Luxusgegenstand  
 behandeln, gleich einer gewöhnlichen Waare kaufen und verkaufen,  
 das Band des patriarchalischen Verhältnisses zwischen Landvolk  
 und Herrschaft nicht kennen und so die Feindschaft zwischen Arm



Die Zukunft.

und Reich aus der Stadt aufs Land hinaustragen würden. (Meine Kenntniß der englischen Geschichte reicht nicht hin, mich zu einer kritischen Prüfung dieser Darstellung zu berechtigen. Doch glaube ich, mir die Bemerkung erlauben zu dürfen, daß Peel wahrschein» lich gegen Disraeli Recht gehabt hat, Disraelis Versuch, die eng» lische Landwirthschaft zu retten, kam zu spät; England war damals wirklich schon industrialisirt und es blieb nichts übrig als der Ver» such, sein Heer von Industriearbeitern durch die Einfuhr wohlfeiler Lebensmittel vorm Hungertod zu schützen. Auch darf nicht über» sehen werden, daß die Lords selbst den Industrialisierungsprozeß ein» geleitet haben, als sie von den Stiftsgütern die Pächter vertrieben und der rentablerenWollproduktion wegen denAcker inSchafweide verwandelt hatten. Endlich, daß die selben Lords mit der Auffas» sung des ländlichen Grundbesitzes als einem angenehmen Luxus den Anfang gemacht hatten, was dem Kampf des radikalen Lloyd George gegen sie Berechtigung verleiht. An eine wichtige Wahr» heit mahnt der folgende Satz aus einer Unterhausrede Disraelis: „Freihandel entwerthet dieArbeit, weil das ungeschützte Land mehr Arbeit hergeben muß im Austausch mit den Produkten des ge» schützten Landes; so wird, an der Arbeit gemessen, das fremde Pro» dukt, und damit auch Gold und Silber, die eingeführte Produkte sind, theurer.“ Ganz abgesehen von Freihandel und Schutzzoll, er» schließt weiteres Nachdenken über das angedeutete Verhältniß des Arbeitswerths zum Waarenpreis die Einsicht, daß ein Volk, wel» ches seine Lebensmittel mit exportirten Industriewaaren bezahlen, diese darum wohlfeiler als seine Konkurrenten liefern muß, für andere Völker Sklavenarbeit verrichtet.) Vom Liberalismus wird dann noch gesagt, daß er, weil die Menschen von liberaler Ge» sinnung nicht zahlreich genug für eine Parteibildung sind, darauf angewiesen ist, mit allerlei demagogischen Mitteln Anhänger zu werben. Er sammelt alle Unzufriedenen, die ja durch Versprechun» gen, durch Reformprogramme jederzeit leicht zu gewinnen sind. Schmitz zeigt bei dieser Gelegenheit, wie die französische Revolu» tion der Doktrin Macht verliehen hat, indem sie den Grundsatz zur Geltung brachte, daß sich die Wirklichkeit nach der Doktrin richten und vor der Doktrin rechtfertigen müsse, während doch das Be» stehende eben durch sein Bestehen gerechtfertigt sei. (Zu dieser he» gelischen Ansicht ist allerdings ein Fragezeichen zu machen.) Die Doktrine, aber werden seitdem zu Reformprogrammen verwendet, denen parteibildende Kraft innewohnt. Denn Jedermann sieht ge» nau, was ihn drückt, und glaubt gern Dem, der ihn vom Druck zu befreien verspricht; dagegen sieht er nicht, was das Reformpro»



Disraeli.

87

gramm Nndurchführbares und Schädliches enthält. Das hat erst die Zukunft zu enthüllen. Schmitz meint, während auf dem Kontinent die Regirungen sich abgemüht haben, die Hydra Revolution mit Gewalt zu vernichten, dieser aber für jeden abgeschlagenen Kopf ein paar neue Köpfe gewachsen seien, bis sie endlich die drohende Gefalt der Sozialdemokratie angenommen habe, sei es in England dem Juden Disraeli gelungen, den Tories zur Erkenntniß ihrer Aufgabe zu verhelfen, die darin bestehe, daß sie als Herrschende berechtigt Forderungen der Beherrschten zur rechten Zeit bewilligen, das Neue, das werden will, aus seinen Keimen entwickeln und dem noch lebensfähigen Alten anpassen; dadurch habe er England vor einer Revolution bewahrt. (Das Hauptverdienst dafür kommt wohl dem englischen Volkscharakter und gewissen englischen Zuständen zu, die oft dargestellt worden sind; diese Eigentümlichkeiten und Zustände weise benützt zu haben: darin wiederum besteht das eigentliche Verdienst Disraelis.) Dieser Jude war ein Phantasiemensch, der erkannte, daß ein Mann ohne Phantasie kein großer Staatsmann sein, keine großen Pläne konzipiren könne, und er begriff, wie wichtig es für die Erhaltung der englischen Herrschaft in Asien fei, auf die Phantasie der Orientalen zu wirken. Der Titel einer Kaiserin von Indien, den er der Königin Viktoria empfahl, war ein Mittel solcher Einwirkung, und die prunkvolle Kaiserkrönung des fünften Georg zeigt, wie diese Mahnung heute noch beherzigt wird.

Das Buch ist eine Tendenzschrift; Schmitz will sein eigenes Ideal des konservativen Fortschritts oder fortschrittlichen Konservatismus an dem englischen Staatsmann demonstrieren; und man mutz ihm lassen, daß er kein dazu geeigneteres Objekt finden konnte. Der Vergleich mit Bismarck lag nah und wird in geschickter Weise durchgeführt. Auch sonst enthält oasBuch schätzenswertheBeiträge zur Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts, vor Allem einen guten Abriß der neueren Geschichte Englands, seines Parlaments, seiner Parteien (zum Theil in Anlehnung an Ranke) und Charakteristiken englischer Staatsmänner; die schönsten sind die von Gladstone und Palmerston. Von den Nutzenwendungen auf unsere deutschen Verhältnisse möchte ich besonders eine der Beachtung empfehlen: die Forderung der vollkommenen Gleichstellung der Juden, begründet mit dem Nachweis der konservativen Natur des Judenthums.

Neisse. Karl Ientsch.



Die Zukunft.

Russische Religion. \*)

vom Abendland herkommend, zum ersten Mal einen Gottes»

ÄSW dienst der Griechischen Kirche besucht, Der mag zu einer Aufgabe, wie wir sie uns gestellt haben, leicht den Kopf schütteln. Die äußeren Formen, in denen sich dort die Religion darstellt, sehen zunächst so gar nicht danach aus, als ob sie Lebenskräfte, vollends kultur» schaffende Kräfte in sich bergen könnten. Fremd muthet uns an schon die Einrichtung des Gotteshauses, die Abscheidung des Schiffes vom Altarraum durch eine hohe, mit Bildern geschmückte Wand; noch räthselhafter erscheinen die Vorgänge an dieser Bilderwand selbst: das Oeffnen und Schließen der Thüren, das Heraustreten und Wiederhineingehen des Priesters, dazwischen hinein das endlose „Herr, erbarme Dich unser“, die langgedehnten Gebete, das Sichniederwerfen und Bekreuzigen der Gemeinde. Das Alles macht auf den ferner Stehenden fast den Eindruck, als ob hier nur eine Art feierlichen Spieles vorgeführt würde. Und wenn die aufrichtige und tiefe Ergriffenheit der Gemeinde auch den Zweifler zu der Anerkennung nöthigen mag, daß in diesem Gottesdienst wirklich eine Seele vorhanden ist, so scheint doch diese Seele mehr einem Gespenst aus der Vergangenheit als einem lebendigen Gebilde der Gegenwart zu gleichen. So völlig jenseits der uns vertrauten Wirklichkeit, so außer allem deutlichen Zusammenhang mit der Welt, die uns umgiebt, spielt sich der ganze Vorgang ab. Man rührt in der That an die tiefste Frage, um die es sich für das heutige Rußland handelt, wenn man sich darauf besinnt, wie weit diese Religion geistige Kräfte von bleibendem Werth in sich birgt und in welcher Beziehung sie etwa zu den Aufgaben unserer Zeit stehen. Ohne Frage hält die Kirche in Rußland ein großes Stück Kultur aufrecht, die alte Kultur von Bhzanz, deren Fortleben man zumal in Moskau und Kiew überall mit Händen greifen kann. Aber ist die Verbindung zwischen Kultur und Kirche, die dort dem Beschauer entgegentritt, nicht nur eine äußerliche, nur in dem zufälligen geschichtlichen Verhältniß zu Bhzanz begründete und ist nicht diese ganze Kultur heute eine Rückständigkeit, ein Hinderniß für den wirklichen Fortschritt des Lebens? Muß nicht Beides, ererbte Kultur und Kirche, mit einander fallen, wenn Rußland den Anschluß an unsere Zeit gewinnen soll? Oder wäre es wirklich denkbar, daß auch hier die Religion Kräfte in sich enthält, die dem russischen Volk ermöglichen, aus dem Eigensten heraus Gegenwartwerthe zu schaffen?

Wenn man durch die äußere Form einer Religion zu ihrem in»

\*) Fragmente aus dem werthvollen Band »Rußlands Kultur und Volkswirtschaft“, den (im Auftrag der Vereinigung für staatswissenschaftliche Fortbildung) Herr Professor Max Sering in der Göschenschen Verlagsbuchhandlung herausgiebt und der über Rußlands Religion, Kultur, Recht, Wirtschaft wichtige Auskunft bringt.



neren Leben hindurchdringen will, so gilt es überall, zunächst die Gottesvorstellung zu erfassen. Sie ist in der Russischen, wie in der Griechischen Kirche überhaupt, ihrer Art nach näher bestimmt durch den Gegensatz, der dort zwischen einer oberen, der geistlichen, und einer unteren, der sichtbaren Welt aufgerichtet wird. Das Verhältnis, in das diese beiden Welten zu einander gesetzt sind, erinnert an den platonischen Gegensatz zwischen Ideenwelt und Erscheinungswelt, Und es erinnert nicht nur daran: platonischer Schwung und platonische Sehnsucht leben thatsächlich in dieser Anschauung der Griechischen Kirche fort. Das Diesseits der Ort des Lastenden und Drückenden, des Dunkels und der Unvollkommenheit, des Streits, des Uebels und des Bösen; hoch darüber die obere Welt als die Stätte des Friedens, der Ruhe, der Eintracht, des Glanzes, des Glückes und der Freude. Die Vorstellung dieser oberen Welt ist aber für den Russen nicht nur eine Häufung gestaltloser Wünsche, sie wird als Anschauung und damit als Wirklichkeit erfaßt in der Form eines lebendig sich aufbauenden Bildes. In der höchsten Höhe droben thront Gott als Herrscher in dem Reich des Lichtes. Um ihn her stehen als seine Diener die Engel in bestimmt festgesetzter Rangordnung; in dreimal drei Stufen steigt ihre Reihe durch Engel, Erzengel, Herrschaften, Gewalten, Mächte bis zu ihm empor. Es unterliegt keinem Zweifel, daß hier das byzantinische Herrscherbild in das Religiöse hinübergewirkt hat. Wie der Kaiser umgeben ist von einer peinlich abgestuften Beamtenhierarchie, in deren Zahl und mannichfacher Gliederung seine Größe sich spiegelt, so meint man, auch Gott sich denken zu müssen. Hier wie dort ist die lange Reihe der Zwischenglieder das Mittel, um die Erhabenheit des Herrschers und den Abstand von ihm dem Menschen gewissermaßen sinnlich fühlbar zu machen. Oft genug haben die Prediger in rednerischer Ausschmückung dieses Bild den Gläubigen vor Augen geführt. Wer Gott in Gedanken erreichen will, Der muß hinausgehen über das Sichtbare, hinaufsteigen über die Gestirne, über Engel und Erzengel; weit über ihnen noch, hoch über Allem, was er geschaffen, thront Gott, Auf diesem Hintergrund empfindet der griechische Christ die Tiefe des christlichen Erlösungsgedankens. Iene beiden Welten, die sonst durch eine breite Kluft geschieden sind, sind einmal thatsächlich zusammengekommen; Himmel und Erde haben sich einmal wirklich berührt. Das war in der Erscheinung des Gottmenschen. Nur durch ein Gotteswunder ward hier das Unmögliche möglich, aber zugleich nur vermöge einer unsagbaren Menschenfreundlichkeit Gottes. (Menschenfreundlichkeit sagt man nach altgriechischem Sprachgebrauch öfter als Liebe,) So tief hat sich der Höchste geneigt, daß er den Menschen zu Liebe bis in die Sichtbarkeit, ja, bis ins Leiden herabstieg. Erhabenheit und herablassende Güte, die gleichzeitige Erinnerung daran, wie hoch Gott über dem Menschen steht und wie nah er sich doch zu ihm begeben hat: Das sind die beiden Züge, die das griechische Gottesbild seinem Wesen nach ausmachen. Die Spannung, in der sie zu einander stehen, bildet den Hebel der griechischen Frömmigkeit.



so

Die Zukunft.

In der Auffassung der Erhabenheit Gottes liegt es begründet, daß hier die Religion zunächst verstanden wird als eine heilige Ordnung. Die Griechische Kirche ist außerordentlich reich an Satzungen. Mit dem künstlerischen Geschmack, der den Griechen niemals ganz abhanden gekommen ist, haben sie das Einzelne im Lauf der Jahrhunderte gestaltet. Schon der Aufbau des Kirchenjahres ist sinnvoll gefügt. Jeder Tag ist mit einem Heiligen besetzt. Das bedeutet: die ganze Zeit soll für eine heilige Zeit erklärt werden. Aber aus der gleichmäßigen Reihe der heiligen Tage heben sich kräftig die großen Festzeiten heraus. Sie sind dadurch ausgezeichnet, daß ihnen ein längeres Fasten (das bedeutendste ist das vierzig tägige Fasten vor Ostern) vorausgeschickt wird. Die Fastenzeit dient dem Doppelzweck, die Einkehr des Menschen in sich selbst zu fördern und gleichzeitig die Spannung zu steigern auf die zu erwartende Offenbarung. Denn nach altchristlicher (und jüdischer) Anschauung ist Fasten die Bereitung auf eine Offenbarung. Und wie eine jetzt, in diesem Augenblick, neu an den Menschen ergehende Offenbarung soll der Grundgedanke des Festes jedesmal vom Volk aufgenommen werden.

Für jedes Ereigniß von der Geburt bis zum Tod, für jede schwierige Lage hat die Griechische Kirche ihre Weihe. Sie steigert aber den Eindruck ihrer heiligen Handlungen, indem sie die einmal festgesetzte Form unabänderlich festhält. Damit erweckt sie die Vorstellung, daß in der heiligen Handlung etwas in sich selbst Fertiges, etwas Göttliches, von dem zufälligen Vertreter Unabhängiges an den Menschen herankäme. Alle ihre Ordnungen, zumal die Mysterien (so nennt sie die Sakramente), aber auch der Gottesdienst und das Dogma galten ihr bis in die Kleinigkeit des Wortlautes hinein als unverbrüchliches Gesetz. Nicht nur die amtliche Kirche hält streng darauf, daß in Alledem die hergebrachte Ordnung befolgt wird; auch die Gemeinde überwacht in diesem Stück ihre Priester sorgfältig. Man darf nicht vergessen, daß der Gottesdienst in der östlichen Kirche in der Muttersprache gehalten und dadurch dem Volk eine viel lebhaftere Beteiligung am Gottesdienst ermöglicht wird als bei uns in der abendländisch»katholischen Kirche. Wie peinlich gerade die Masse auf die Beobachtung auch der kleinsten Kleinigkeiten achtet, Das hat das bis zum heutigen Tage noch fortdauernde Schisma der Altgläubigen in Rußland geschichtlich bezeugt. Denn um was für Dinge hat es sich dabei gehandelt? Nicht nur darum, ob die alte, überlieferte Form der Kirchenbücher beibehalten werden sollte; auch um Unterschiede wie die, ob man das Kreuz mit zwei oder mit drei Fingern schlagen, ob man den Namen Jesus Ihsus oder Ihsus aussprechen müsse, hat damals der große Streit begonnen. Auf diese Eigenthümlichkeit der östlichen Kirche gründet sich nun bei uns der Eindruck, daß ihr ein starrer gesetzlicher Zug anhafte. Allein die Empfindung, mit der der griechische Gläubige diesem Ganzen von Vorschriften und Bräuchen gegenübersteht, ist doch innerlich freier, als es auf den ersten Blick erscheint. Die peinliche Einhaltung



Russische Religion.

9t

aller dieser Formen gilt ihm als eine Huldigung, die er Gott darbringt; an Gott als seinen Gebieter denkt er bei diesem Dienst, so wie er ihn etwa von dem Gewölbe der Kirche in dem Bilde des „Pantokrator“ auf sich herniederblicken sieht. Denn von Gott stammen zuletzt alle diese Einrichtungen her, die die Väter geschaffen haben. Sie sind nichts Anderes als das Ceremoniell, mit dem er sich umgiebt. Die reiche Fülle der Satzungen gehört zur Sache; je höher der Herrscher, desto umfassender muß auch die Ordnung sein, mit der er das Einzelne regelt. Die echt griechische Freude an einem Kosmos, an der Herrschaft der Form über den plumpen Stoff, schlägt an dieser Stelle auch beim Russen noch durch. Dadurch verliert aber die Unterwerfung unter das strenge Gesetz für sein Bewußtsein alles Erniedrigende und Beklemmende. Im Gegenteil: er fühlt sich dadurch gehoben, wie Der sich gehoben fühlt, der die Form beherrscht. Ja, man muß noch mehr sagen: er fühlt sich dadurch geheiligt und begnadigt. Gerade wenn er sich ängstlich an die göttliche Regel hält, so empfindet er zugleich seine Zugehörigkeit zu einem höheren, der Welt überlegenen Reich, sieht er sich getragen und umhegt durch die Majestät, vor der er sich beugt. Auch die uns so übe»mäßig „byzantinisch“ anmuthenden äußeren Bezeugungen erscheinen dem Russen von seiner Grundauffassung aus nur als selbstverständlich: das Sichniederwerfen, das lange sich dehnende Beten mit dem immer wiederholten „Herr, erbarme Dich“, das Anrufen der Fürsprache der Heiligen. So schickt es sich, daß man mit dem Herrscher, daß man insbesondere mit Gott verkehrt. In den Staub muß das Geschöpf sich beugen, wenn es vor seinen Schöpfer tritt. Niemand darf erwarten, daß der in der Höhe Thronende auf seine Bitten rasch eingeht. Darum muß man oft und lange beten, und wer bei dem Herrscher ankommen will, thut gut daran, sich durch einen Freund des Herrschers (Das ist der Heilige) bei ihm empfehlen zu lassen.

Tiefer hinein in das innere Empfinden führt uns die andere Seite des Gottesgedankens: die Vorstellung von der Güte Gottes, Hier fühlt man erst den eigentlichen Herzschlag der griechischen Frömmigkeit. Der Satz, daß Gott dem Menschen in Christus nahegekommen ist, wird innerhalb der Griechischen Kirche in ganz wörtlichem Sinn verstanden. In der Person Christi sind Kräfte der oberen Welt, Kräfte des Lebens und der Unsterblichkeit in die Sichtbarkeit hineingetragen worden. Sie wirken fort in den heiligen Handlungen. Das heißt: in den Mysterien. So erscheint denn jene von Gott gesetzte Ordnung zugleich als ein Ganzes von Kräften und Segnungen, das sich vom Himmel herab auf die Erde herniedersenkt. In jedem Stück dieser Ordnung ist eine geheimnißvolle Wirkensmacht verborgen. Die Anschauung, daß die heilige Handlung Trägerin einer übernatürlichen Kraft und daß diese Gabe die Gabe der Religion ist, hat das alte griechische Christenthum aus den Mysterienreligionen übernommen. Wenn wir, von unserem Standpunkt aus, eine solche Auffassung materialistisch nennen, so nimmt man dort diesen Ausdruck ohne Bedenken auf. Man er-



Die Zukunft.

klärt uns, darin zeige sich eben die ganze Größe des göttlichen Erbar-  
mens, daß Gott bis ins sinnlich Faßbare, bis ins stofflich Greifbare  
heruntersteige; hätte er Das nicht gethan, so wäre die ganze Erlösung  
nur ein Gedankending, also nach ihrer Anschauung etwas Luftiges,  
etwas Unwirkliches gewesen.

Auf dieser Ueberzeugung ist vor Allem auch der ganze griechische  
Gottesdienst aufgebaut. Dort wird nicht, wie bei uns, in erster Linie  
geredet (was nützt das viele Reden?), sondern die Sache selbst wird  
vorgeführt. Das heilige Geheimniß der Verbindung des Göttlichen mit  
dem Sichtbaren wird in der Liturgie vor den Gläubigen und für die  
Gläubigen, tme der bezeichnende Ausdruck lautet, „vollzogen". Darin  
liegt für den Griechen der Sinn des Gottesdienstes. Die Handlung  
selbst verläuft in höchst lebendiger Spannung. Stimmung schaffend  
wirkt für den Griechen schon die uns befremdliche Einrichtung des Got-  
teshauses. Von den Wänden und den Pfeilern herab grüßen ihn die  
Bilder der Heiligen und der Engel und die erhabene Gestalt des Pan-  
tokrator. Das bedeutet für den Griechen: beim Eintritt in das Gottes-  
haus fühlt er sich unmittelbar aufgenommen in eine Gemeinschaft, die  
hinausreicht über diese sichtbare Gemeinde, fühlt er sich versetzt in ei-  
nen himmlischen Kreis, der mit ihm das große Ereigniß feiert. Aber  
auch die Bilderwand (ein Stück, bas die Griechische Kirche in Iustini-  
ans Zeiten aus dem alten Theater herübergenommen hat; sie entspricht  
dem Proskenion des griechischen Theaters) bedeutet für den Griechen'  
etwas Besonderes. Sie entzieht den Altarraum den Blicken des Gläu-  
bigen und macht ihn dadurch zum Adyton. Von dort her muß sich das  
Geheimniß offenbaren. Allmählich, stufenweise wird die Gemeinde zu  
ihm emporgeführt. Den Anfang des Gottesdienstes (ich rede vom  
Standpunkt der Gemeinde aus und übergehe den Theil des Gottes-  
dienstes, den der Priester für sich hinter verschlossenen Thüren verrich-  
tet) bilden lange sich hinziehende Bittgebete. Dann folgt mit dem so-  
genannten kleinen Einzug die Eröffnung der eigentlichen Feier. Der  
Priester verläßt, das Evangelienbuch tragend, den Altarraum durch  
die nördliche Thür, geht in das Schiff etwa bis in die Nähe der Zu-  
hörer, biegt dort um und kehrt durch die mittlere, die „königliche" Thür  
wieder in den Altarraum zurück. Der Umgang soll (so will es die heu-  
tige, seit dem Mittelalter ausgekommene Deutung) Christus darstellen,  
wie er das Evangelium in der Welt verkündet. Daran schließt sich die  
Schriftverlesung; die Lehre (Das ist dabei der Gedanke) soll den Grund  
legen für die eigentliche Handlung. Mit dem zweiten, dem „großen"  
Einzug hebt der Weiheakt im engeren Sinn an. Der Priester geht wie-  
der den selben Weg von der nördlichen Thür aus in die Nähe der Ge-  
meinde, dann zurück zur mittleren Thür; nur trägt er diesmal das  
Brot auf dem Diskus und den Kelch. Denn jetzt soll er Jesus auf sei-  
nem Leidensweg darstellen. Vor dem Altar bleibt er stehen; er spricht  
dort eine Reihe von Gebeten, mit denen er die Gemeinde auf das Letzte  
vorbereitet. Sie münden aus in die Epiklese, in die Anrufung des



Russische Religion.

S3

Heiligen Geistes. Der Priester hebt das Brot und den Wein hoch und ruft den Heiligen Geist an, haß, er herniederfahren und sich mit den Elementen verbinden möge. Das ist der Höhepunkt der Feier. Nun ist Gott sichtbar, gegenwärtig in der Gemeinde. Jetzt kann Alles zum Wort kommen, was man auf dem Herzen hat; unmittelbar kann man Gott alle seine Anliegen vortragen. Diesen Sinn haben die Gebets die auf die Epiklese folgen.

Man hat ein Gotteswunder erlebt, man hat Gott selbst in der Nähe gespürt, ja, geschaut. Darin faßt sich für den Griechen die Bedeutung des Gottesdienstes zusammen. Wie in diesem Fall die Offenbarung Gottes für die Empfindung den Kern der ganzen Feier bildet, so auch in jedem der vielen anderen heiligen Mysterien. Sie sind, jedes einzelne, eine Ausstrahlung der Kraft des Heiligen Geistes.

Unter diesem Gesichtspunkt wird aber namentlich auch das Erbauungsmittel erfaßt, das in der öffentlichen wie in der persönlichen Gottesverehrung die größte Rolle spielt, nämlich das Bild.

Das Bild gilt dem Russen nicht als etwas von Menschen nach ihrem Belieben Gefertigtes, sondern als eine Erscheinung des Heiligen selbst. Man glaubt an eine innere Beziehung zwischen dem Bild und der dargestellten Person. Philosophisch haben im neunten Jahrhundert die Vertheidiger der Bilderverehrung diesen Zusammenhang zwischen Bild und dargestellter Person begründet, thatsächlich freilich nur die neuplatonische Theorie über das Götterbild in das Christenthum hinübertragend. Ich brauche wohl nur das Wort Sympathie auszusprechen, um den Grundgedanken des Beweises anzudeuten. Wo das Bild ist, ist darum auch der Heilige selbst gegenwärtig. Er sieht aus dem Bild heraus, was vorgeht, und ist als Freund und Helfer, aber auch als Warner und Rächer überall, wo sein Bild hängt, zur Stelle. Darum kann man mit dem Bild verkehren wie mit einer lebenden Person, man kann es anreden, kann es küssen, kann ihm Weihrauch spenden: und man ist dabei gewiß, daß der Heilige selbst diese Huldigung empfindet. Heiligenverehrung (man darf nicht Heiligenanbetung sagen, dagegen hat sich das siebente Konzil verwahrt) ist hier so viel wie Bilderverehrung. Mit einer gewissen Zärtlichkeit übt der Russe diesen Dienst. Kein Haus, kein Zimmer, vollends keine Kirche, worin sich nicht ein Heiligenbild befände. Dadurch bekommt der Raum für den Russen erst etwas Trauliches, etwas Geweihtes. Nicht alle Bilder stehen dem Rang nach einander gleich, so wenig wie alle Heiligen sich auf der gleichen Stufe befinden. Am Höchsten gelten die wunderbar entstandenen Bilder, die vom Himmel gefallenen oder vom Apostel Lukas gemalten, die Achiropiiten. Ihre Zahl ist naturgemäß beschränkt; aber auch Nachbildungen schreibt man oft eine ähnliche Kraft zu wie dem Urbild. Das berühmteste Bild in Rußland, das Bild der iberischen Gottesmutter in Moskau, ist nur die Nachbildung eines Bildes im Iwironkloster auf dem Athos. Aber dieser Nachahmung wird vom Volk ganz der gleiche Werth beigelegt wie dem Urbild und selbst das für



Die Zukunft.

Ausnahmefälle bereit gehaltene Ersatzstück genießt in der allgemeinen Schätzung das selbe Ansehen wie die ursprüngliche Wiedergabe. Aber so weit auch der Glaube an das Bild gehen mag: gewisse Rücksichten und Grenzen werden bei der Darstellung und Verehrung doch innegehalten. Gott selbst abzuschildern, ist streng verboten. Das hieße den Unendlichen menschlicher Beschränktheit unterwerfen. Bilder der Dreieinigkeit, wie wir sie im Abendland so häufig haben, könnte der Grieche und der Russe nur mit Abscheu erblicken. In die Lücke tritt für sie die Darstellung Christi als des Pantokrator. Aber auch die Werke der Bildenden Kunst sind aus der Kirche verbannt. Die Bildsäule erscheint als ein Götze; sie könnte dazu verleiten, daß das Bild selbst angebetet würde, während dem Lehrsatz nach die Verehrung doch nur dem Heiligen selbst gelten soll. Und auch für die allein zugelassenen gemalten und Mosaikbilder gelten gewisse beengende Regeln. Jedem Beschauer fällt sofort die Starrheit, der Mangel an Tiefe der Auffassung vor russischen Heiligenbildern auf. Gerade die berühmtesten Heiligenbilder stehen im Kunstwerth nach unserer Auffassung am Allerniedrigsten. Das liegt nicht etwa am Unvermögen des Künstlers, sondern beruht auf bestimmter Satzung und Absicht. Der Künstler darf nichts von Eigenem in das Bild hineinlegen; damit würde er es verfälschen und entwerthen. Er muß den Heiligen so darstellen, wie er (der Ueberlieferung gemäß) wirklich ausgesehen hat. Wie könnte denn sonst der Heilige in dem Bilde da sein? Je alterthümlicher, je fremdartiger ein Bild erscheint, desto glaubhafter dünkt es den Russen. Eben so wenig darf der Künstler sich beifallen lassen, irgendetwas von Bewegung in die Züge des Heiligen hineinzutragen; denn (der alte stoische Gedanke wirkt hier nach): jede Bewegung führt letztlich auf Gemüthswallung, auf ein  $i^{\wedge}S$ «, zurück. Aufregung ist aber Etwas, das vom göttlichen Wesen ausgeschlossen ist. Die feierliche Ruhe ist die allein für den Heiligen geziemende Haltung.

Die heilige Ordnung, die in den Einrichtungen der Kirche zur Erscheinung kommt,, ist, als Ganzes gewürdigt, Gnade; Gabe, mit der Gott zu den Menschen herabsteigt. Ihr muß nun antworten das Aufstreben des Menschen zu Gott, Diese Seite der Frömmigkeit hat innerhalb der Griechischen Kirche das Mönchthum kräftig entwickelt. Sein Vorbild zieht die übrige Masse nach sich. Denn der Mönch gilt seit alten Zeiten im Orient als der Christ; und diese Auffassung steht in Rußland noch heute fest. Dort hat das Mönchthum im Unterschied von anderen Gebieten der Griechischen Kirche (die Türkei, Das heißt: den Athos ausgenommen) noch seine alte Art und seine alte Ehrenstellung behauptet. Die Natur des Landes leistet dabei Vorschub. Abgelegene, unwirthliche Gegenden, wie das Weiße Meer, haben für das russische Mönchthum eine ähnliche Bedeutung erlangt wie in alten Zeiten und in anderen Gegenden etwa die Wüste. Von dort her, von der Gegend des Weißen Meeres, tauchen immer wieder, auch in neuster Zeit noch, Gestalten auf, die uns ganz an die großen Heiligen der früheren Jahr-



Russische Religion.

93

hunderte in Egypten und in Palästina erinnern. Rußland hat sogar noch eine eigenartige Fortbildung des Mönchthums hervorgebracht, den ruhelos wandernden Mönch, den „Strennjik“. Deutlich kommt darin, wie auch in der Vorliebe für ausgedehnte Pilgerfahrten, der alte Hang zum Nomadenleben im russischen Volk wieder zum Durchbruch. Das griechische Mönchthum unterscheidet sich stark von dem uns aus der abendländischen Kirche bekannten. Vor Allem: im griechischen Mönchthum gab und giebt es keine Orden, keine umfassende Organisation. Jedes Kloster steht rechtlich auf sich. Es giebt auch keinen Zwang für den Einzelnen, in dem Kloster, in das er einmal eingetreten ist, bis an sein Lebensende zu bleiben. Er kann, wenn er den Trieb in sich spürt, als Gereifter das Kloster verlassen, um ganz einsam zu leben. Denn bis heute noch hat sich die alte Anschauung erhalten, daß erst der Einsiedler, der Anachoret, das mönchische Ideal ganz verwirklicht. Damit hängt zusammen, daß das orientalische Mönchthum grundsätzlich keinen Beruf in der Welt sucht. Für die Welt will es nur tot sein; es kennt kein anderes Ziel als das, die Seligkeit der eigenen Seele zu schaffen. Aber diese Aufgab« hat es (freilich nur in den ausgeprägtesten Vertretern; die Masse bleibt überall stumpf) mit ganzer Anspannung erfaßt. Es gilt, die Sinnlichkeit, die niedrigen Leidenschaften in sich niederzukämpfen, damit der Geist frei werde, Gott zu schauen und in ihm zu leben. Diese Aufgabe füllt das ganze Leben. Hier offenbart die Spannung, die in dem griechischen Gottesgedanken liegt, erst ihre ganze, Seelen bewegende Kraft. Dem Gott, der sich so tief zu den Menschen herabgelassen hat, kann man durch unablässige Arbeit an sich selbst nah kommen. Man kann ihn fassen in Augenblicken der Erhebung; doch der eben so ganz nah Geschaute entweicht sofort wieder in unermeßliche Fernen. Denn er steht zu hoch, um jemals von Menschen ganz begriffen zu werden. So hebt das Ringen immer von Neuem an. Gerade in dem Wechselspiel zwischen Auftauchen und Wiederentschwinden des Zieles liegt aber der Antrieb und die Möglichkeit zu einem ins Ewige sich erstreckenden Fortschreiten. Im unendlichen Streben nach dem unendlichen Gott kann der Mensch selbst ins Unendliche wachsen. Jeder muß fühlen, wie stark dieser Gedanke auf Tolstoi und auf seine Auffassung von der Religion gewirkt hat. Ohne daß das Mönchthum eine Thätigkeit in der Welt gesucht hat, oder vielleicht gerade, weil es sie nicht gesucht hat, ist ihm eine zugefallen. Sie kam ihm schon daher, daß die Griechische Kirche selbst das Ideal des Mönches, das Verlangen nach Vereinigung mit Gott, als das höchste Ziel der Frömmigkeit anerkennt. Wer die Welt nicht verlassen kann, Der bemüht sich wenigstens, in eifrigem Besuch der Kirche und der heiligen Stätten, in persönlicher Steigerung des Fastens, der Wohlthätigkeit, des Gebets innerhalb seiner Verhältnisse etwas Aehnliches zu verwirklichen wie der Mönch, Aber die Weltleute suchten auch seit alten Zeiten den Mönch auf als ihren geistlichen Führer und Berather. Denn der Mönch besaß



Die Zukunft.

und besitzt im Unterschied vom Priester persönliches Ansehen. Der Priester gilt nur so lange Etwas, wie er die Gewänder anhat und am Altar steht. Ist der Gottesdienst vorüber, so ist er ein gewöhnlicher Mensch. Anders ist es mit dem Mönch. Er erscheint dem Volk als der Erfahrene in geistlichen Angelegenheiten. Von ihm glaubt man, daß ihn Gott auch in Dingen erhört, wo dem gewöhnlichen Menschen seine Bitte abgeschlagen wird; denn er ist, wie der stehende alte Ausdruck lautet, „?in Freund Gottes", einer, der freien Zugang zu ihm hat. Noch heute ist es in Rußland so wie vor Jahrhunderten, daß man in allen Fällen, wo persönliches Vertrauen erforderlich ist, sich nicht an den Priester, sondern an den Mönch wendet.

Durch die eigenthümliche Gestaltung der Coelibatsvorschriften hat das Mönchthum in der Russischen Kirche die herrschende Stellung erlangt. Die Griechische Kirche verlangt seit Iustinian (oder feit dem Trullanischen Konzil von 692) nur vom Bischof vollkommene Ehelosigkeit. Dem Priester und dem Diakon ist zwar nicht gestattet, nach der Weihe noch eine Ehe einzugehen, wohl aber, eine vor der Weihe geschlossene Ehe fortzusetzen. Von der Freiheit, die damit gegeben ist, wird regelmäßig Gebrauch gemacht. Es giebt nur verheirathete Popen. Nun wäre es an und für sich kirchenrechtlich möglich, daß ein Pope zum Bischof aufstiege, unter der Bedingung, daß cr seine Frau entläßt, die dann in ein entferntes Kloster gehen muß. Aber aus nah liegenden Gründen wird davon niemals oder so gut wie niemals Gebrauch gemacht. Es ist einfacher, die höheren Stellen Denen zu übertragen, die ehelos sind. So ist innerhalb der russischen Geistlichkeit der Unterschied zwischen dem „schwarzen" und dem „weißen" Klerus entstanden. Schwarz, das Zeichen der Trauer und Buße, ist die Farbe des Mönchsgewandes. Die Bezeichnung „weißer Klerus" für die Welt» geistlichkeit ist freilich mehr uneigentlich; denn thatsächlich ist das Sticharion des russischen Priesters in der Regel nicht weiß, sondern braun oder blau. Der schwarze Klerus, das Mönchthum, stellt die Oberschicht dar. Er regirt die Kirche.

.. . Auch in Rußland ist die Frömmigkeit nicht überall gleichartig.

Wenn man von Denen absieht, die an der Grenze der Kirche stehen oder über sie hinausgetreten sind, von den Sektirern in ihren verschiedenen Verzweigungen, von modernen Freigeistern und Gottesleugnern oder von Prophetengestalten wie Tolstoi, so sind doch auch auf dem Boden der kirchlichen Frömmigkeit noch mannichfache Abtönungen möglich. Das Christenthum der Schiffer auf der Wolga und das der Samojeden, das der bäuerlichen und das der städtischen Bevölkerung weist eigenartige Züge auf. Immerhin drücken in Rußland die Formen der Kirche so stark, daß man mit mehr Recht als irgend anderswo das ganze Volk als eine Einheit schildern kann.

Wenn man nun die seelische Haltung des russischen Volkes gegenüber der Kirche und der Religion darzustellen unternimmt, so muß man den Satz voranstellen, daß der Russe feine Kirche wirklich liebt.



Er gehorcht ihr nicht aus Zwang; es zieht ihn selbst zu ihr hin. Denn in der Kirche findet er vor allem eine Zufluchtstätte, in der er ausruhen kann von der Mühe des Daseins, auch von dem harten Druck, mit dem der Staat auf ihm lastet. Die Kirche tritt ihm in erster Linie und fast allein als Trösterin und Helferin gegenüber. In ihrem Bereich fühlt er sich in eine höhere Welt versetzt, fühlt er sich umfassen von Wärme, von Zärtlichkeit, von Güte. Durch die Kirche kommt etwas Freudiges, etwas Festliches in das eintönige Grau seines Lebens hinein. Ihre Feiern sind darum dem Volk am Meisten ans Herz gewachsen; und diese Stimmung wirkt auch bei Solchen noch nach, die mit dem Kirchenglauben zerfallen sind.

Aber die Eindrücke gehen beim Russen noch tiefer. Der griechisch-sche Gottesdienst ist darauf eingestellt, in dem Schauer, den er zunächst erwecken soll, zugleich Rührung zu bewirken. Die Menschenfreundlichkeit des Allmächtigen wird hier im Abendmahl erlebt; dort spürt es der Einzelne, wie sie ihn, ja, gerade ihn meint. Und der Russe ist empfänglich für dieses Gefühl. Man muß die Gemeinde sehen, wie sie in dem Augenblick, wo das Sakrament ihr nah gebracht wird, bis zu Thränen ergriffen ist. Es ist nicht slavische Weichheit, was hier zum Ausdruck kommt, sondern allgemein griechische Empfindung. Auf griechischem Boden ist zuerst der Ausdruck „Thränengnade“ geprägt worden. Dort hat man angefangen, die geistige Feinfühligkeit nach dem Maß der vergossenen Thränen (Freudenthränen sind gemeint) zu beurtheilen. Aber man darf vielleicht sagen, daß nirgends in der Griechischen Kirche dieser Zug so in seiner ganzen reinen Kindlichkeit stehen geblieben ist wie in Rußland. Man würde jedoch dem russischen Volk schweres Unrecht thun, wenn man aus der heftigen Erregung schließen wollte, daß das Gefühl sich dann auch in diesem Ausdruck verbraucht. In der Rührung während des Gottesdienstes schmilzt thatsächlich Hartes in den Herzen und werden Antriebe gesetzt, die in den Alltag hinüberreichen. Die Gemeinsamkeit des ergreifenden Erlebnisses, in dem jeder sich als unwürdig Begnadeten empfindet, schafft zunächst ein starkes Gefühl für die Zusammengehörigkeit des Menschen mit dem Menschen. Die gewohnten Anreden „Brüderchen“, „Väterchen“ sind nicht bloße Redensarten. Die natürliche Gutmüthigkeit des Russen ist unter dem Einfluß des christlichen Gedankens gesteigert und vertieft. Man würde es in Rußland sich übel nehmen, wenn man gegenüber einem menschlichen Unglück stumpf bliebe; mag der Betroffene sein, wer er will, auch ein Verbrecher. Und man würde es eben so als unverzeihliche Härte betrachten, wenn man die Hand nicht öffnete, um einen Nothleidenden zu unterstützen. In allen christlichen Kirchen ist anerkannt, daß nirgendwo die Wohlthätigkeit so frei, so als selbstverständliche Pflicht geübt wird wie gerade in Rußland. Hier steht der Grundsatz noch ungebrochen in Kraft, den das älteste Christenthum aufgestellt hat, daß das Almosen gegeben werden müsse ohne Verzug und ohne daß der die Gabe Heischende erst



98 Die Zukunft.

auf seine Würdigkeit geprüft wird. Ist er es nicht werth, heuchelt er nur eine Noth, so trägt er die Verantwortung. Der Christ hat nur ohne Besinnen die Pflicht zu erfüllen, die die sich bietende Gelegenheit von ihm fordert: „Nimm das Gute, wirf es ins Meer; sieht es der Fisch nicht, so sieht es der Herr.“

. . . Uns Westeuropäern treten gerade an den schönen Zügen des russischen Christenthums zugleich auch seine Schranken ins Bewußtsein. Das Mitgefühl mit dem Unglück wird dort leicht zur Schwäche; es stumpft die Schärfe des sittlichen Urtheils ab. Der Verbrecher, der seine Strafe abbüßt, ist in den Augen des Volkes eben nur ein Unglücklicher. Bezeichnend dafür ist vielleicht Dostojewskijs Raskolnikow, (5r hat einen doppelten Mord auf dem Gewissen. Aber was von ihm in sittlicher Hinsicht verlangt wird, ist nur, daß er feine Schuld bekennt. Sobald er sich dazu herbeigelassen hat, ist Alles, die Freunde, das Publikum, selbst der Richter nur darauf bedacht, ihm zu helfen. Daß er trotz seinem Geständniß noch ein Befleckter ist, ward vergessen. Nicht anders verhält es sich mit der russischen Wohlthätigkeit.

Wir achten die edle Gesinnung, die in dem Augenblick, wo eine Noth sich zeigt, sofort auch die Willigkeit zur Abhilfe erschwingt; und wir verstehen die Gründe, um deren willen das alte Christenthum die Prüfung des die Wohlthat Heischenden verbot. Aber wir verlangen von Dem, der wirklich helfen will, doch mehr. Wir machen Den, der giebt, allerdings verantwortlich für Das, was er mit seinen Almosen anrichtet; und wir wollen nicht nur eine Hilfe von Fall zu Fall, sondern eine durchgreifende Besserung der Zustände, die die Noth verursachen. Iedoch dieser Gedanke einer planmäßigen, HÄfe fällt beim Nusen überhaupt aus. Auf die gleichen Grenzen stößt man beim russischen Vorsehungsglauben. An ausharrender Geduld wird Uebermenschliches geleistet. Aber daß man im Vertrauen auf Gott auch Etwas wagen könnte, daß man die Verhältnisse im Ganzen umgestalten könnte, wird nicht als eine Forderung des Glaubens empfunden. Ia, die Stimmung der Frömmigkeit schließt einen solchen Ausschwing geradezu aus. Die Erde ist nun einmal nicht darauf eingerichtet, den Menschen vollkommenes Glück zu gewähren. Es hieße Gott meistern wollen, wenn man sich mit großartigen Weltverbesserungsplänen abgeben wollte. Oder wo, wie bei Tolstoi, aus dem Gewissensdrang ein leidenschaftlicher Wille zur Neugestaltung hervorbricht, da setzt sich der Glaube kühn über die Bedingungen der Wirklichkeit hinweg. Die Befolgung der Gebote des Evangeliums soll von selbst und unmittelbar alle Nöthe beenden. Der Gedanke, durch absichtvolle Arbeit an Menschen und Dingen allmählich eine Höherentwicklung herbeizuführen, wird hier erst recht abgelehnt. Die religiösen Kräfte, die das russische Christenthum erzeugt, sind mehr auf das Ertragen als auf das Schaffen angelegt. Sie verleihen die Fähigkeit, sich in die Welt zu schicken, aber sie enthalten keinen Antrieb, in sie einzugreifen.

Charlottenburg. Professor Dr. Karl Holl.



Am Scheideweg?

99

Am Scheideweg?

^W?ie deutsche Roheisenindustrie verzeichnet Glanzleistungen. In einem Jahr acht Rekorde. Das bringt der beste Steepler nicht fertig. Der März gab 1,63 Millionen Tonnen; wieder einen Gipfel, Wer bestreitet, daß es der Eisenindustrie noch so gut geht wie vor dem Kriege? Man merkt ein Nachlassen der Aufmerksamkeit für Ereignisse, die sonst sehr wichtig genommen wurden. Der essener Roheisenverband, der bis Ende 1915 fest gemacht war, ist um zwei Jahre verlängert worden; ein gewichtiges Syndikat. Zehn bis fünfzehn Zeilen, Idann: Schwamm drüber. So war es früher nicht. Heute werden alle Empfindungen von der Politik aufgesogen, wie Tinte vom Löschpapier. Angst verengt das Gesichtsfeld; und Kurzsichtigkeit hat der Wirthschaft noch nie Heil gebracht. Der neue Roheisenverband war kein Geschenk l>es Zufalls. Er entstand aus der Roth und hatte dann noch lange sich Mit Außenseitern (im Siegerland und in Luxemburg) herumzuschlagen, bis er lückenlos war. Nun ist er uns bis Ende 1917 sicher. Schlimm wäre, wenn der Konjunktur am Scheideweg neue Syndikatkonflikte sich aufgedrängt hätten. Weiß man doch nicht, wie es werden wird. Im Gebälk des englischen Roheisenhandels knistert es schon seit Wochen. Ende Februar gab es einen Preissturz in Eisen-Warrants, auf dessen Ursprung der Schleier des Geheimnisses lag. Fachleute Leugneten, daß die Konjunktur unterhöhlt sei. Gelockert ist sie jedenfalls. Die Ausfuhr von Eisen und Stahl ist im März schwächer geworden. Sie betrug 389 000 Tons gegen 506 000 im März 1912. Die Eisenindustrie Großbritaniens scheint nicht mehr ganz up zu sein. In Deutschland gehts dem Rohmaterial noch gut; fertiges Fabrikat wird nicht mehr so lebhaft verlangt. Die Verbraucher scheinen zu zögern. Schlecht steht es um Stabeisen und Träger. Dort der Mangel eines gut organisirten Marktes, deshalb Preisunterbietungen; hier der unmittelbare Einfluß der Baukrisis. Die Stabeisennoth zeigt, welche Mängel bei der Erneuerung des Stahlwerkverbandes geblieben sind. Der bindet nur Halbzeug, Träger und Schienen. Das Andere, Stabeisen, Walzdraht, Bleche, Röhren, blieb frei. Vor einem Jahr wehrte sich die Ueberzeugung gegen das Eingeständniß eines Risikos, Was produziert wurde, verschlang der Markt. Wo sollte eine Gefahr ,sein? Später werde man für Syndikate sorgen. Nun ist es so weit; iaber die Syndikate? Fehlen. Wie schwer es ist, die Produzenten zu binden, lehrt die Geschichte des Walzdrahtverbandes. Verhandlungen bis zum Ueberdruß; aber keine Gewißheit, daß das Kartell erneuert wird. Den Kohlenleuten macht die Zukunft ihres Verbandes keine Sorge; die hohen Preise beglücken und an das Schicksal wird keine Frage gestellt. Die Kohlenzechen dürfen mit ihrem Ertrag zufrieden sein. Seit dem ersten April gelten die im Oktober 1912 erhöhten Preise, Vielleicht hatte die leidende Partei gehofft, das Syndikat werde, mit Rücksicht auf den Palkankampf und die Einschüchterung des Geschäftes,



Die Zukunft.

die (unter anderen Verhältnissen beschlossene) Preiserhöhung wieder streichen. Aber was man hat, HM man. Polen ist noch nicht verloren; und das Kohlensyndikat ist konservativ. Wer wird sich jetzt, wo die Wehrsteuer droht, die Einnahmen schmälern? Beschwerzt fühlen sich ja nur die „Außenseiter“. Die großen Universalwerke sitzen im Fett. Daß in Nordfrankreich und Belgien die Kokspreise erhöht wurden, gilt als Friedenssymptom. Der Hüttenindustrie kann es nicht schlecht gehen, wenn man ihr eine neue Vertheuerung des Brennmaterials zumuthet. Die Besteuerung der französischen Kohle bringt dem ausländischen Bergbau eine Chance. Jede Tonne versandter oder verkaufter Stein»kohle wird künftig mit einem halben Franc besteuert. Das bringt dem Importeur eine eben so große Minderung des Einfuhrzolles; denn der französische Produzent wird seinen Preis natürlich um den Betrag der neuen Steuer erhöhen. Deutschlands Kohlenausfuhr nach Frankreich umfaßt etwa 10 Prozent des Gesamtexportes.

Was der amerikanische Reformtarif dem deutschen Eisen- und Stahlgewerbe bescheren wird, hängt von der Entscheidung des Kongresses ab. Die Solinger scheinen vergnügt zu sein. Der Entwurf will für Stahlwaaren aller Art die Jollsätze im Durchschnitt halbiren und Bemessungschicanen abschaffen. Wenns dabei bleibt, wird die bergische Kleineisenindustrie ihre Messer, Gabeln und Scheren, Nägel und Nieten, Fahrradtheile und Schirmgestelle bequemer in Amerika absetzen. Aber die neue Zollaera ist nicht für den Importeur gemacht, sondern will den amerikanischen Fabrikanten zu höchster Konkurrenzfähigkeit stacheln. Alle Bestimmungen sind auf das Wohlergehen der Amerikaner zugeschnitten. Das versteht sich von selbst. Aber das Ausland wird sich, zum Beispiel, wohl gegen die Bestimmung wehren, daß allen Maaren, die in amerikanischen Schiffen landen, noch eine fünfprozente Zollermäßigung bewilligt wird. Sehr schlau; denn die Frachten, die der Pankee sich dann holt, gleichen die Extraprämie reichlich aus. Die deutschen Rheder sind gerade jetzt auf Amerika nicht gut zu sprechen. Die Canadian Pacific hat den Frieden des nordatlantischen Pools gestört und einen Schatten auf die hellen Zukunftsbilder geworfen. Ein Ratenkampf entstand aus der neuen Taktik der Kanadierin. Die Eröffnung einer Dampferlinie von Trieft nach den kanadischen Häfen leitete den Krieg ein. Die Canadian Pacific setzte den Passagepreis so tief herunter, daß von irgendwelchem Nutzen nicht mehr die Rede sein kann. Die Austro Americana, als unmittelbar betroffene Rivalin, mußte folgen. Die englische Cunard Line kam hinterdrein; und die deutschen Gesellschaften dürfen nicht zurückbleiben; sie haben schon im Januar die Rate um 30 auf 140 Mark erniedrigt. Daß gerade die Canadian Pacific der Störenfried ist, macht den Kampf zur Tragikomoedie. Deutsches Geld und deutsche Begeisterung sind in ansehnlichen Quantitäten für die Aktien der Kanadabahn aufgebracht worden. Der Kurs der Kanada-Aktie hat manchmal die Tendenz der Börse bestimmt. So wurde die Schlange am Busen genährt. Die Aus-



Am Scheideweg?

IM

wanderung nach Kanada nimmt zu. In den ersten drei Monaten des Jahres wurden über Hamburg 35 500 Auswanderer befördert (23 4<XZ im Vorjahr). Und an dem Zuwachs hat der Verkehr nach Kanada beträchtlichen Antheil. Die Zeit der Minimalzölle scheint drüben vorbei. Wilson will Maximalsätze, die nur da herabgesetzt werden, wo dem amerikanischen Handel eine Konzession gemacht wird. Wer sich des Umschwunges freut, darf aber nicht vergessen, daß nicht erleichterte Einfuhr nach Amerika das Ziel ist, nein: Kräftigung der amerikanischen Produktion durch einen Wettbewerb, der sie so stark macht, daß sie nicht nur im eigenen Land über alle Eindringlinge siegen, sondern sich auch weiter ausdehnen und fremde Märkte erobern kann. Das Glück der deutschen Schifffahrt ist ein wesentlicher Faktor in der Wirthschaftsrechnung. Die Konjunktur schien höchst günstig, bevor die Kanadier Ballins Diplomatenkunst auf eine harte Probe stellten. Der „Imperator“ darf kein Schattenkaiser werden; er kostet ungefähr 10 Millionen; drei Kaiser dieser Sorte verschlingen also eine Summe, die beinahe die ganze Breite des Stammkapitals einnimmt. Da darf mit den Abschreibungen nicht geknausert werden und der Gewinn muß wachsen, damit die Dividende keinen Schaden nimmt. Wären auf drei Titanen im Jahr 15 Millionen abzuschreiben, so müßte der letztjährige Gewinn um mehr als 25 Prozent in die Höhe schießen. Sonst stimmt nicht. Für die Europareisen der Amerikaner, auch der Sonderklasse aus der Fünften Avenue, wäre die Herabsetzung der Luxuszölle ein Reizmittel gewesen. Aber diese Zölle bleiben und werden vielleicht noch erhöht. Sogar die Einfuhr von Reiherfedern soll verboten sein. Ein Glück, das die pariser Modedynasten dem Reiher abgesagt haben. Die Dollarkönigin findet neue Schöpfungen der französischen Modegenies; doch die Strenge der Zollbehörden, die schon manche Lady in arge Verlegenheit brachte, wird sich verschärfen; denn Schmuck, Spitzen, Bilder, Edelsteine müssen ersetzen, was andere Gegenstände nicht mehr bieten. Und wenn dem reichen Amerikaner der Einkauf von Preziosen in Europa verleidet wird, schwächt sich ihm der Reiz des alten Kontinentes, den er ja nur als „Sehenswürdigkeit“ und Kaufhaus nimmt. In newyorker Blättern stand neulich, amerikanische Eisenbahnshares, insbesondere aber die Aktien der Canadian Pacific, seien in den Tagen der deutschen Geldnoth in gute Dollars umgetauscht worden. Die Ordres seien einander rasch gefolgt; aber man habe genommen, was herübergekommen sei. Ein Loblied, das nicht einmal übertrieben ist. Nur fehlt als Einleitung die Nachricht, daß Deutschland fähig war, sich Geld in Amerika zu machen, weil es vorher so viel« Pankees-Werthe aufgenommen hatte. Geld ist dicker als Blut. Michel und Jonathan sind die besten Freunde, weil die Liebe bei ihnen durchs Portemonnaie geht. Im Uebrigen sind die fetten Zinsen, die man in Deutschland findet, nicht zu verachten. Ein Weilchen wirds wohl noch dauern; nach dem Quartalsultimo sind die hoch getriebenen Ansprüche freilich zurückgegangen. Die Reichsbank plant noch keine Diskonter-



Die Zukunft.

Mäßigung; wahrscheinlich wird die Bank von England den Vortritt haben. Nur an einer Stelle sah man, daß der ärgste Druck der politischen Sorge nachzulassen begann: die Banken setzten den Zinsfuß für täglich kündbares Geld von 4 auf 3½, dann auf 3 Prozent herunter. Vielleicht hing damit eine kleine Schwenkung zum Rentenmarkt zusammen. Wo 4½ und 5 Prozent Zinsen winken, fehlt's nicht an Zulauf. Die neuen Schuckertobligationen sind schnell abgesetzt worden. Nun geht es in der Elektroindustrie weiter. Die Gesellschaft für elektrische Unternehmungen in Berlin, zum Loeweconcern gehörig, erhöht ihr Aktienkapital von 50 auf 60 Millionen; im Bereich von Siemens & Halske werden neue Obligationen ausgegeben von der Schweizerischen Gesellschaft für elektrische Industrie in Basel (5 Millionen Francs); aber allerletzte Neuheit sind fünfprozentige Obligationen der AEG, Das Bankenkonsortium, das die Stücke zu 97 Vs Prozent übernahm, beim Verkauf zum Parikurs also 2Vs Prozent verdient, hatte mit klugem Vorbedacht einen besonders reizvollen Zinsfuß gewählt. Diesmal handelt sichs um 30 Millionen, die zur Finanzierung der neuen Hoch- und Untergrundbahn Gesundbrunnen-Neukölln dienen sollen. Später wird eine besondere Bau- und Betriebsgesellschaft gegründet werden; denn mit den 30 Millionen sind die Kosten des Baues nicht gedeckt. Die werden auf 85 Millionen, bei siebenjähriger Bauzeit, veranschlagt. Die AEG hat dieses große Objekt in eigene Regie bekommen. Sie darf also, mit ihren Zinsbedingungen für neues Geld freigiebig sein, da der Bau sich lohnen wird. Aber man ficht, wie sich die Dimensionen der durchzuführenden Aufgaben auf das eigene Anlagekapital übertragen. Die AEG hat erst im vorigen Jahr ihr Grundkapital auf 153 Millionen erhöht. Nun wächst sie auch mit ihren Obligationen in die Hochgebirgsregion. Durch den Zuwachs werden es 110 Millionen. Die fünfprozentige Verzinsung soll übrigens nur für fünf Jahre bestehen bleiben. Dann senkt sich der Zinsfuß auf 4 Prozent. So hat der Käufer des Papiers eine 2VsProzentige Prämie in Ansatz zu bringen und darf sagen, daß er eine 4VüProzentige AEG-Obligation zu 97½, erworben hat. Zu so niedrigem Preis giebt es nichts Aehnliches. Daß die Ausführung von Riesenprojekten Geld kostet, ist klar; eben so, daß die Industrie sich ihrer freuen muß. Der Geldbedarf ist also nicht zu vermeiden; wie man ihn deckt, hängt von der allgemeinen Konstellation ab. Ein allgemeiner Wechsel von 4 auf 5 Prozent ist nicht zu erwarten; er würde das Obligationenkapital entwerthen. In diesem einen Fall ist der Bankstratege, der den Aufmarsch leitete, als Sieger heimgekehrt. Das war vorausszusehen. Die Obligationen sind wie warme Semmel weggeholt worden. Die Nachbarschaft klagte freilich, daß Karolus Fürstenberg ihr die Preise verderbe. „AEG zu 5 Prozent! Unerhört!“ Der Bedarf aber und die rasche Abnahme beweisen, daß es großen Provinzen der deutschen Wirthschaft, trotz allen Unkenrufen, noch recht gut geht.

L a d o n.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Tzardien in Berlin. —  
Perlag der Zukunft in Berlin, — Druck von Paß & Varleb G, m, b, B, in Berlin,



Berlin, den 2«. April 1913.

Berlin-Paris.

Nach Bismarck.

As von der Zinne des berliner Auswärtigen Amtes nach Paris,  
an die Ezcellenz des Deutschen Botschafters, die Wei-  
sung gelangt war, am Quai d'Orsay grimmig zu blicken und Herrn  
Pichon die Igelstacheln fühlenzulassen, mag Freiherr von Schoen  
sich seufzend gefragt haben, warum, immer wieder, gerade sein  
sanfter Muth ausersehen sei, zwischen den von Lucanus behaupteten  
turor teuwnicus und die von Bouchet gepriesene krancigque ku-  
reur eingeklemmt zu werden. Auf allen Sprossen der Ehrenleiter;  
als Botschafter in Paris (Agadir), Staatssekretär (Muleyyafid-  
Mannesmann), Botschafter in Petersburg (Algesiras). Nancy:  
Der fünfte Streich. Den ersten trennen zweiundzwanzig Jahre von  
unserem Jubellenz. Sah der Freiherr sich, als jungen Botschafts-  
rath, mit Münster und dessen Tochter, Lord Lytton, deutschen und  
britischen Botschaftsekretären in der ersten Stunde des neunzehnten  
Februartages 1891 auf dem pariser Nordbahnhof zu feierlichem  
Empfang der Kaiserin Friedrich vereint? Deren Ankunft war erst  
sechsenddreißig Stunden zuvor dem Grafen Münster gemeldet  
worden. Welcher Zweck trieb sie nach Paris? Bismarck, den der  
junge Kaiser nur »verschmaufen lassen" wollte, war endlich weg»  
geschafft; und was er nicht zu erlangen vermocht hatte, sollte nun  
blitzschnell erworben werden: die Freundschaft Frankreichs. Die  
zur Internationalen Arbeiterschutzkonferenz aus Frankreich Av-  
iv



Die Zukunft.  
geordneten wurden durch besondere Zeichen kaiserlicher Huld ge-  
ehrt. Auf dem Aerztekongreß bat Virchow (wie rasch ist der un-  
ermüdliche Organisator seines Ruhmes vergessen worden!) die  
französischen Kollegen, den Nachhall alten Haders aus dem Ge-  
dächtniß zu tilgen. Alles mußte sich, wie in Uhlands Frühlings-  
glaubenslied, nun wenden. »Die Welt wird schöner mit jedem Tag;  
man weiß nicht, was noch werden mag." Zunächst: eine Inter-  
nationale Kunstausstellung in Berlin. Die hatte Bismarck nicht  
gewünscht; weil er den Parisern die Pein der Betheiligung, die  
nicht geringere der Ablehnung ersparen wollte. Jetzt aber weht  
Maienluft aus dem Wasgenwald. Wilhelm sagt fröhlich: Ja;  
erbietet sich sogar zum Protektorat. Davon rath Herr Anton  
von Werner ab (ders in seinem bei Mittler erschienenen Buch  
«Erlebnisse und Eindrücke" erzählt). «Eure Majestät muß weit  
aus der Schußlinie bleiben." Abgemacht. Des Kaisers Mutter  
wird Protektorin sein. Der Vorsteher der berliner Stadtverord-  
neten spricht, sachlich, frei, finzig: «Wenn die Kaiserin Friedrich  
bei der Sache ist, bewilligt die Stadt, was Sie wollen. "Bewilligt»  
die sonst so amusische Gemeinde, wirklich hunderttausend Mark.  
Alles in bester Ordnung. Der Kaiser wird die Ausstellung eröffnen.  
Der Botschafter Herberte will seine Regierung, Herr von Schoen  
in Paris die Künstler dem Plan günstig stimmen. Ihnen wer-  
den die besten Säle vorbehalten. Am letzten Januartag schreibt  
Herberte an Herrn von Werner (der in seinem Buch diesen wich-  
tigen Brief leider nicht erwähnt): «Die Regierung der Republik  
ist von der freundlichen Mittheilung angenehm berührt worden;  
wenn sie auch nicht offiziell in eine Privatangelegenheit ein-  
greifen kann, wird sie doch mit Vergnügen hören, daß die Künstler  
Ihrem Ruf zu folgen bereit sind." Il ne peut intervenir officielle-  
ment dans une entreprise privée: Das war so deutlich, wie Freycinets  
Händchen zu schreiben vermochte. Nicht deutlich genug für die  
Firma Caprivi-Marschall. Statt zu verstehen, daß die pariser  
Regierung, so kurze Zeit nach der Auflösung der Patriotenliga und  
der Verurtheilung des Generals Boulanger, aus dem Spiel blei-  
ben und die Ausstellung als eine (unpolitische) Angelegenheit der  
Künstlerschaft betrachtet haben wollte, ließ Marschall den Brief-  
Herbets in die Norddeutsche Allgemeine Zeitung setzen. Das  
genügte noch nicht. (Herr Pierre Albin, der die amtlichen Akten



Berlin-Paris.

103

benutzen durfte, hat den Hergang in der IZevue 6e Paris erzählt.) Am Tag des Briefdatums ist Meissonnier gestorben. General-adjutant Graf Wedel (jetzt Statthalter in Straßburg) muß im Auftrag des Kaisers anHerbette schreiben; ihm und der pariserAka» Henne derSchönenKünsteaussprechen, welchen SchmerzderTod des großen französischen Armeemalers Seiner Majestät bereitet habe. Auch dieser Brief wird, weil der Kaiser es wünscht, veröffentlicht. Nnd Freycinet, der die höfliche Handlung nicht un» «rwidertlassenwill,ernenntHelmholtzzumGroßoffizierderEhrenlegion. »Seht Ihr nun, wie glatt wir, ohne Bismarcks Kürassierstiefel, lauf dem Weg nach West vorwärts kommen?" Für den zwölften Februarabend fagtWilhelm sich beiHerbette zumEssen an; bringt Bruder und Schwägerin, Caprivi und Marschall, den Fürsten Radziwill und Herrn von Werner mit; und schwelgt im Lob der französischen Malerei (von Watteau bis zuMeissonnier, Detailleund dersüßenSchwachheitdesBouguereauzFrankreichs Zranä crü, Manet und seine Schaar, ist ja verpönt). Noch nicht genug. Friedrichs Wittwe, Dilettantin in allen KünstenundKunstgewerben, wird selbst nach Paris fahren und, als Patronin, die Künstler zurAusstellung einladen. Ihr kann Keiner widerstehen. Solcher Huldaufwand muß denGalliergrollentwaffnen; dieletzte Spur der Erinnerung an den Schnaebelestreit und den Welt-Ausstellungzankaus denHerzenharken. UndhabenwirdieFranzosen erst in Berlin, dann bezaubert sie der Kaiser und ein Völkerfrühling istuns gewiß. » Der alte Nörgler im Sachsenwald wird sich quittegelb ärgern!" Herrn Herbette, der nicht gefragt, nur von der Absicht informirt worden ist, überläuft. Er kennt sein unberechenbares, durch jedenRochefort oderDeroulede.aufzuregendesParis; auch im neuen Berlin das Klima gut genug, um zu wissen, wie plötzlich da Sturm hellstem Sonnenschein folgt. Drum empfiehl er jede mögliche Vorsicht. Und tröstet sich schließlich mit dem Gedanken, daß die Kaiserin incognito, als Gräfin von Lingen, reist, als Zweck der Fahrt den Kauf von Kunstgegenständen für ihrSchloßCronberg angeben läßt und in der Republik allenIn-Habern staatlicher Aemter und Würden fern bleiben wird. Aber: sie wird feierlich, von deutschen und englischen Diplomaten, empfangen, wohnt in der Deutschen Botschaft, ladet den VritenbotschafterindieRuedeLille,fährtmitMünsternachSo



106  
Die Zukunft;  
Cloud (wo 1813 Blücher und Wellington die Kapitulation von Paris unterzeichneten, 1870das Schloß Ludwigs desVierzehnt en durch das Feuer der Festungsgeschütze in Brand gerieth), früh» stückt in Versailles dicht neben dem Palast, in dessen Spiegelsaal 1871 die Proklamation des Deutschen Reiches verlesen ward. Und offiziöse Stimmen rufen aus Berlin, dieReife derKaiferin» Witwe sei ein »historisches Ereigniß", ein unüberbietbares Zeichen versöhnlichenSinnes und müsse die Franzosen zum Verzicht auf rachsüchtige Wünsche zwingen. So ists gemeint? DieAtelierbesuche sind nur Vorwände, die den Gimpelfang dem Auge verbergen sollen? Schnell umwölkt sich der Himmel. Im Wagram«saal beschließen die Häupter des Patriotenbundes, das Denkmal des im Krieg gefallenenMalersHenriRegnault zu kränzen; und die zur Huldigung Erwählten vereinen sich vor der Statue der Stadt Straßburg zum Weihegruß. Paul Derouledede mahnt, in einem hitzigen Brief, seinen Freund Detaille an die Pflicht, der berliner Lockung zu widerstehen; und derMaler antwortet: »Ich bin überrumpelt worden, gehe aber nicht hin." Die von Herbette gewarnte Regirung läßt den Kranz wegnehmen.WilhelmsMutter ist in einemmitdemWappenderDeutschenBotschaft geschmückten Wagen durch den Park von Saint»Cloud gefahren. Unerhörtt „In welchen Rinnstein soll die Knechtseligkeit dieser Regirung uns noch schleifen?" Freycinet und Floquet (der Kammerpräsident) erwirken von Derouledede die Zurücknahme einer Interpellation, die zu gefährlicher Erörterung Anlaß gäbe; verpflichten sich aber, den Kranz wieder vorsRegnault»Denkmal legen zu lassen. Zu spät. Die Presse der alten „bouwnZe" tobt. Im Helliotsaal fordert Herr Francis Laur die Pariser auf, durch den Ausdruck ihres Unmuthes über die Anwesenheit der Mutter zugleich dem Sohn einen Backenstreich (un souMet) zu geben; und drückt den Beschluß durch: »Die Patrioten werden nicht dulden, daß Wilhelm der Zweite, KerkermeistervonElsaß»Lothringen, nach Paris komme." Merundzwanzigster Februar. Nun hagelts aus den Ateliers Absagen. Am siebenundzwanzigsten reist, morgens, die Kaiserin Friedrich still nach London ab. Ein paar Stunden danach hört Freycinet, der Kaiser sei in höchstem Zorn und habe^ am Vorabend mit dem Generalstabschef Grafen Waldersee ein langes Gespräch gehabt, nach dessen Schluß für den Fall der



Berlin-Paris.

107

MobilmachungBefehle an die Corpskommandos ergangen seien. AmAbend kommt von Herbetten einBericht über seinen Empfang im Auswärtigen Amt. Nie hat Bismarck so schroff zu einem Vertreter derRepublik gesprochen. Marschall, gestern noch zuckersüß, spritzt nun alle Säure aus, die sein Magen gespeichert hat. »Was von einer starkenRegirung zu erwarten wäre, kann man von den pariserMachthabern ja freilich nicht verlangen; aber unsere Geduld hat ihre Grenzen." DerBotschafterbetontmitruhigemNachdruck, daß seine Regirung, deren Meinung über den Reiseplan nicht erfragt worden sei, alles ihr zum Schutz der Kaiserin Mögliche gethan und sich sogar dem Verdacht schwächlicher Nachgiebigkeit ausgesetzt habe; doch weder, wie man inBerlin wisse, für Versammlungen noch für die Presse über eine Praeventivcensur verfüge. Umsonst. Der Staatssekretär rügt und droht; derBotschafter wird steif und geht nach kaltem Gruß. Zwei Schüsse folgen: und Papierkugeln fallen ins Land, Havas muß melden, daß die Regierung der Republik den Reiseplan der Kaiserin Friedrich nicht gekannt und nie einem Künstler zugeredet habe, nach Berlin zu gehen; W. T.B. darauf hinweisen, daß Frankreichs Öffentliche Meinung, selbst unter einer Regirung, die man für stark hielt, durch Schreihälse vom Schlag eines Deroulede und Laur zu stimmen, nur von dieser Westseite aus also der Friede gefährdet sei. Kein französischer Künstler stellt in Berlin aus. Im Mai läßt Freycinet fünfzehn russische Nihilisten in Paris verhaften und durchheilen. Im Juli hört Alexander der Dritte, als Gast des vor Kronstadt ankernden französischen Geschwaders, entblößten Hauptes die Marseillaise („<)ue veut cette Korde ci'esclaves, ci'etrans, <ie rois conjurés?"). Iswolskijs Bemühung bei Rampolla wird von der französischen Diplomatie unterstützt. Am zweiundzwanzigsten August in Paris der erste franko-russische Vertrag unterzeichnet. Am dreiundzwanzigsten Januar 1903 sagt Ribot in der Kammer: «Unmittelbar nach der Abreise der Kaiserin Friedrich hat Kaiser Alexander uns die Anerbietungen gemacht, die wir angenommen haben." Zwischen der Republik und dem Deutschen Reich ist die Kluft tiefer als je seit der Stunde, da dieses Reiches Krone im Feuer des großen Krieges geschmiedet ward. Und Frankreich, das so lange in Einsamkeit schmachtete, hat im Osten die Freundschaft gefunden, die schon Nikolai Pawlowitsch ihm, für den Fall deutscher Einung, vor Tocquevilles Gesandten, verheißen hatte.



108 Die Zukunft,  
VorAgadir.

Nach Sedan, als das Kaiserreich gestürzt und Trochu der erste Herr der Dritten Republik geworden war, wurde, am sech» zehnten September, im Journal äes Oebats ein Offener Brief der-» öffentliche, den Ernest Renan an David Friedrich Strauß ge» geschrieben hatte. Dessen Hauptsätze sind heute noch lehrreich. «Das große Unglück der Welt ist, daß Frankreich Deutschland, Deutsch-land Frankreich nicht versteht; und dieses Mißverständnih wird sich jetzt nur noch verschlimmern. Im Jahr 1866 haben wir (ich spreche imNamen einer kleinen Gruppe wahrhastliberalerMän-ner)mit ausrichtigerFreude gesehen, daß Deutschland sich alseine Macht erstenRanges zu konstituiren begann. Wir glaubten, wie wahrscheinlich auchSie,das geeinteDeutschlandwerdePreußen, dem es diese Einheit zu danken hatte,in sich auflösenznach einem allgemein giltigen Gesetz verschwindet der Sauerteig ja in der Masse, die er in Gährung gebracht hat. An die Stelle des anmaß-endenund engherzigen Pedantismus, deruns anPreußen manch-mal mißfällt, wird, so dachten wir, allmählich und für die Dauer der deutsche Geist treten und mit seiner wundervollenWeite, seiner philosophischen und poetischen Sehnsucht uns erquicken. Doch un» seremTraum ist derAnblick harter Wirklichkeit gefolgt. Wie groß man die Fehler unserer Regirung darstellen möge: auch das Ve» fahrenderpreußischenRegirungmußgetadeltwerden. Bismarcks Plänesind1863demKaiserNapoleonmitgetheiltworden,derihnen imAllgemeinezustimmte. Wenn diese Zustimmung dem Glauben an die historische Notwendigkeit deutscher Einigung entstammte, demWunsch, diese Einigung möge sich in freundschaftlichem Ein-verständniß mitFrankreich vollziehen, dann hatte derKaiser tau» sendmal Recht. Einen Monat vor dem Beginn des Krieges von 1866 glaubte (wie ich weiß) Napoleon anPreußensSieg; wünschte ihn sogar. Das Zaudern, die Neigung, gestern Gesagtem heute zu widersprechen, hat dem Kaiser auch bei dieser Gelegenheit, wie bei so vielen,Unheilgebracht.DerSiegvonKöniggraetzkam: und nichts war vereinbart. Unfaßbarer Wankelmuth! Der Kaiser, dem die Großsprecherei der Kriegspartei und dieVorwürfe derOppo» sition den Blick trübten, ließ sich verleiten, in einem Ereigniß, das er gewollt und herbeigeführt hatte und das er als einen Sieg be-trachten mußte, eine Niederlage zu sehen. Wir Philosophen sind



so naiv, zu glauben, daß der Erfolg nicht Alles rechtfertigt und auch der Sieger Unrecht gethan haben kann. Auch ohne Vereinbarung schuldete Preußen dem Kaiser und Frankreich Dank und Sympathie. Ihr berliner Ministerium dachte darüber anders; es ließ sich von einem Stolz leiten, der eines Tages üble Folgen haben wird. Gebietserweiterungen sind für ein Volk von dreißig oder vierzig Millionen Menschen gewiß nicht allzu wichtig. Die Erwerbung von Savoyen und Nizza hatuns mehrLast als Nutzen gebracht. Dennoch darf man bedauern, daß die preußische Regierung in dem luxemburger Handel dieStrengeihrerAnsprüchenicht gemildert hat. Durch dieAngliederungLuxemburgs wäreFrankreich nicht größer,Deutschland nicht kleiner geworden; aber diese unbeträchtliche Konzession hätte die aus flüchtiger Impression entstehende Meinung beschwichtigt, die in einemLandes allgemeinen Wahlrechtes geschont werden muß, und unsererRegirung gestattet, ihren Rückzug zu maskiren. Der Krieg, den wir jetzt erleben, war nicht unvermeidlich. Frankreich wollte ihn durchaus nicht. Diese Dinge darf man nicht nach Zeitungphrasen und Boulevardgeschrei beurtheilen. Frankreich liebt im tiefsten Herzen den Frieden; es will sich mit der Ausschöpfung feiner ungeheuren Reichtumsquellen beschäftigen, will den Fragen der demokratischen und sozialen Zukunft die Antwort suchen. Die Schwäche unserer konstitutionellen Einrichtungen, der unheilvolle Rath, den ruhm süchtige und beschränkte Offiziere, unwissende und eitle Divlomatenden dem Kaiser gaben: da haben Sie die wirklichen Ursachen des Krieges; die einzigen. Zwei Meinungen sind jetzt in Frankreich hörbar. .Lasset uns diesen widrigen Handel so schnell wie möglich enden; Alles, was verlangt wird, abtreten: Elsaß und Lothringen; jeden Friedensvertrag unterzeichnen; dann aber: tödtlicher Haß, rastlose Rüstung, Bündniß mit Jedem, ders haben will, schrankenlose Erfüllung aller russischen Wünsche; als einziges Ziel und allein treibende Kraft des nationalen Lebens: Vernichtungskrieg gegen die germanische Rassel' So spricht eine Partei. Die andere sagt: ,Wir müssen Frankreichs Integrität retten, unsere Verfassung bessern, unsere Fehler ablegen und, statt von Rache für einen von uns als ungerechten Angreifern begonnenen Krieg zu träumen, mitDeutschland und England einen Bund schließen, der die Menschheit auf den Wegen freier Gesittung vorwärts zu



Die Zukunft,  
führenvermag.'WelchePolitikFrankreichwählenwird:Dashängt  
vonDeutschlandsVerhaltenab; und damitwird zugleich auch über  
die Zukunft derCivilisation entschieden werden.DerFriede kann  
nur das Werk Europas sein; und diese Europa will nicht, daß ein  
Glied ihrerFamilie allzu sehr geschwächtwerde. MitgutemRecht  
fordern Sie eine Bürgschaft gegen die Wiederkehr ungesunder  
Träume; die stärkste Bürgschaft hätten Sie, wenn Europa die heute  
geltende Grenzregulirung bestätigte und Jedem verböte, die durch  
alte Verträge geschützten Marksteine zu verrücken. Jede andere  
Lösung öffnet endloser Rachsucht das Thor. Wir brauchen die Cen-  
tralmacht vereinigter Staaten." (So alt ist der holde Traum.)  
Strauß antwortete am zweiten Oktober. »Wenn von einem  
Dank geredet werden soll, so gehörte füreineblo negativeUnter»  
stützung(im Jahr 1866) auch nur negativer Dank: wennNapoleon  
einmal Lust empfand, etwasAehnliches auszuführen, durftePreu-  
Hen ihm nicht in den Weg treten. Und dieses Negative hatte ihm  
jaPreußen schonim Voraus geleistet, indem es der Einverleibung  
von Savoyen und Nizza in das französische Kaiserreich keinen  
Widerstand entgegengesetzt hatte. Wir hättendurch die Abtretung  
Luxemburgs der französischen Regirung den Verzicht auf weitere  
Forderungen erleichtern sollen? Der König von Preußen hatte sich  
auf den Platz der alten Kaiser gestellt. Durfte er als Minderer  
des Reiches debutiren? Nachdem er soeben mehrere deutsche Pro-  
vinzen für sich erobert hatte: durfte er in die verrufenen Spuren  
der Habsburgischen Kaiser dadurch treten, daß er dagegen, wie sie  
so oft gethan, eine deutsche Provinz, die ihm nicht gehörte, an  
Frankreich kommen ließ? Liebenswert ist auch uns, den  
preußisch gesinntenSüddeutschen, das spezifisch preußische Wesen  
nicht. Aber als .politisches Thier' ist der Preuße dem Süddeut-  
schen überlegen. Ohne den preußischen Kriegsplan, der sie leitete,  
ohne die preußische Heereseinrichtung, der sie sich anschließen konn»  
ten, würden die Süddeutschen mit all ihrem guten Willen, all ihrer  
Stärke und Mannhaftigkeit doch nichts gegen die Franzosen aus-  
gerichtet haben. Wir rechnen auf einen Siegespreis und glauben  
nicht, daß wir Frankreich durch eine schonende Behandlung ver-  
söhnen könnten. Ein Volk, das für Sadowa, also für eine ihm ganz  
fremde Niederlage, Genugthuung haben wollte, wird für Wörth  
undMetz,fürSedan und Paris zehnfach um Rache schreien, wenn



Berlin-Paris,

III

wir ihm auch weiter nichts zu Leid thun, als daß wir es so oft ge»  
schlagen haben. Da wir von seinem guten Willen unter keinen Um»  
ständen Etwas zu erwarten haben, müssen wir darauf bedacht sein,  
daß sein übler Wille uns sortan nicht mehr schaden kann. Die  
Festungen, die Frankreich bisher benutzt hat, um von ihnen aus  
in unser Land einzufallen, werden wir ihm wegnehmen; nicht, um  
von ihnen aus künftig das französische Land anzugreifen, sondern,  
um unser deutsches Land zu sichern. Durch die Vermittlung der  
neutralen Mächte wollen wir unser Zerwürfniß mit Frankreich  
nicht schlichten lassen; bei dem letzten Schiedsgericht dieser Art,  
das uns mit Frankreich ins Gleiche setzen sollte, dem Wiener Kon»  
greß, sind wir zu schlecht gefahren. Wir werden das Schwert, das  
wir nur nothgedrungen ergriffen haben, zwar nicht eher aus der  
Hand legen, als bis der Zweck dieses Krieges erreicht ist; aber  
wir werden es auch keinen Tag länger in der Hand behalten."  
Am einundzwanzigsten März 1871, als in den versailer Prä»  
liminarien die deutsche Zukunft der umstrittenen Provinzen ge»  
sichert war, sprach im Weißen Saal des Zollernschlosses Kaiser  
Wilhelm zum Deutschen Reichstag: »Wir haben erreicht, was seit  
der Zeit unserer Väter für Deutschland erstrebt wurde: die Ein»  
heit und deren organische Gestaltung, die Sicherung unserer Gren»  
zen, die Unabhängigkeit unserer nationalen Rechtsentwicklung.  
Möge dem deutschen Reichskrieg, den wir so ruhmreich geführt,  
ein nicht minder glorreicher Reichsfriede folgen und möge die Auf»  
gabe des deutschen Volkes fortan darin beschlossen sein, sich indem  
Wettkampf um die Güter des Friedens als Sieger zu erweisen.  
Das walte Gott!" Noch einmal, im Herbst (Thiers war schon zum  
Präsidenten der Republik gewählt), schrieb Renan an Strauß.  
Der Friede war längst unterzeichnet, für Frankreich nichts mehr  
zu erwirken; und die Bitterniß des Besiegten schwingt in dem Ton  
des Briefes. Strauß hatte den Briefwechsel in einer Brochure  
veröffentlicht, deren Ertrag einem deutschen Invalidenhaus zu»  
fließen sollte. Dadurch fühlte der Franzose sich verletzt. »Wenn  
Sie mir erlaubt hätten, von Ihnen Geschriebenes zu veröffent»  
lichen, wäre mir nie, unter keinen Umständen, der Einfall gekom»  
men, den Ertrag unserem Invalidenhaufe zuzuweisen. So grund»  
verschieden sind wir. Der Gedanke an den Zweck reißt Sie hin;  
Leidenschaft hindert Sie, Das zu sehen, was der Muthwille bla»



1!2  
Die Zukunft.  
sirtter Leute Geschmack und Takt nennt." In dieser Tonart gehts weiter. «Daß Deutschland seinen Gegner vernichtet hat, war ein Fehler; es hat Frankreich behandelt, als ob es nie einen anderen^ Feind haben könne. Auch im Haß soll man aber bedenken, daß man einst die Bundesgenossenschaft des heute Gehaßten brauchen kann. Lothringen hat zum Germanenreich gehört? Gewiß. Das gilt aber auch für Holland, für die Schweiz, selbst für Italien (bis nach Benevent) und, wenn man über den Vertrag von Verdun hinaus zurückgeht, für ganz Frankreich. Der Elsaß ist, nach RaM und Sprache, heute ein deutsches Land, war aber, wie ein TheU Süddeutschlands, ein keltisches, bevor die Germanen eindran» gen. Wir folgern daraus nicht, daß Süddeutschland französisch sein müsse; doch soll man auch nicht behaupten, nach altem Recht müsse Metz und Luxemburg deutsch sein. Wo sollte solche Archäo» logie enden?Wer die Menschheit mit allzu scharfem Grenzstrich in Rassen scheidet, sündigt nicht nur gegen die Wissenschaft, die lehrt» daß wirklich reine Rassen nur in sehr wenigen Ländern wohnenr er treibt auch zu .zoologischen'Kriegen, zuVernichtungskämpfen, wie die verschiedenen Gattungen derNager und Fleischfresser sie manchmal gegen einander führen.Im Glanz seinesKriegerruhmes kann Deutschland seinen wahren Beruf verfehlen. Wir müßten gemeinsam den sozialen Fragen die Antwort suchen. Das Han» deln der preußischen Staatsmänner hat aber bewirkt, daßFrank» reich nur ein Ziel vor sich sieht: die Rückeroberung der verlorenen Provinzen. Unsere Lage zwingt uns, den Deutschenhaß derSlaven zu schüren, den Panslavismus zu hätscheln und ohne einschränkende Bedingung fortan dem russischen Ehrgeiz zu dienen." So war, auf beiden Seiten, vor vierzig Jahren die Stimm» ung. Die Biographen des Christenheilands sprachenbesser,fühlten aber nicht anders als ihre gebildeten Landsleute. Wir haben, hieß es in Deutschland, unser Reichshaus verschlossen und den Schlüssel in die Tasche gesteckt. Schlüssel und Schloß, wurde aus Frankreich geantwortet, haben zwei Jahrhunderte lang uns ge» hört; wisset Ihr, die auf Eure Naturforscherleistung so stolz seid, nicht, daßWesen von straff centralisirtem Lebensbau den Verlust eines wichtigen Gliedes nicht ertragen? Der Gallier verschmerzt nicht, wie Lateiner, Slaven, Germanen selbst, ein ihm angethanes Leid; tröstet sich nicht, wie sie, an dem Gedanken, als einTapferer



Berlin-Paris,  
IIS

einem Tapferen erlegen zu sein. Und Gallier ist, trotz aller Infusion  
römischen und germanischen Blutes, der Franzose geblieben; seit  
das Fallbeil die Häupter des besten Adels, der fremden Stammes  
war, gemäht hat, ist der Galliergeist, ein nach den Tagen des großen  
Juliercaesars kaum veränderter, zur Herrschaft gelangt. Der ruht  
nicht, bis auf seinem Schilde die Scharte ausgewetzt, seiner Klein-  
odienkrone das geraubte Juwel wieder eingefügt ist. Ihr habt  
uns verkannt. Alles wäre anders gekommen, wenn Euer blinder  
Bismarck (einen Tollhäusler nannte ihn, im Gespräch mit dem  
feinen Poeten Prof. Vermerimee, am Biarritzer Strand Louis Na-  
poleon) uns in Versailles hehandelt hätte, wie Oesterreich in Ni-  
kolsburg von ihm behandelt worden war: als ein vom Waffenge-  
lück besiegtter Gegner, auf dessen Freundschaft man für die nächste  
Woche rechnen wollte und durfte ... Das hätte der Kanzler gern  
gethan; gern, nach freiem Willensermessen, über alle Felder des  
Schachbrettes verfügt. Als die Potsdamer Kamarilla ihn des  
Bonapartismus, also der Sünde wider den Heiligen Geist der Le-  
gitimität, verdächtigte, schrieb Bismarck an Gerlach: «Frankreich  
zählt mir, ohne Rücksicht auf die jeweilige Person an seiner Spitze,  
nur als ein Stein, und zwar ein unvermeidlicher, in dem Schach-  
spiel der Politik, in welchem ich nur meinem König und meinem  
Land zu dienen Beruf habe. Ich will nichts weiter als: anderen  
Leuten den Glauben benehmen, sie könnten sich verbünden, mit  
wem sie wollten, aber wir würden eher Riemen aus unserer Haut  
schneiden lassen als sie mit französischer Hilfe vertheidigen." Zehn  
Jahre danach, als er den Dritten Napoleon zum vorletzten Mal  
sah, sagte, am Tisch des Kaisers, ein Marschall von Frankreich zu  
ihm: »Eines Tages werden wir die Bayonettes kreuzen. Der  
Hahn kann nicht dulden, daß ein anderer Hahn lauter als er kräht;  
und bei Sadowa habt Ihr gar zu laut gekräht." Der Angeredete  
hat, mit artigem Lächeln, versprochen, pünktlich beim Rendezvous  
zu sein; und das Wort des alten Bawilleur nicht vergessen. Daß  
es mehr war als die weindunstige Zufallsrede eines Draufgänger-  
s, lehrte ihn, Jahrzehnte lang, jeder Vorgang erkennen. Ob  
Frankreich nur den Elsaß oder, nachdem Wunsch der Hofgenerale,  
auch das französische Lothringen verlor, ob es die Grenzen von  
1813 behielt oder sich gar wieder im Besitz der Landstrecken von  
Landau und Saarlouis sonnen durfte: der Verlust des Primates



114  
Die Zukunft,  
würde wie die ärgste Schmach schmerzen und kein Mittel unver»  
sucht bleiben, das Rache sür die in dem gegen Ludwigs und Ri»  
chellieus Schatten geführten Krieg erlittene Niederlage verhieß.  
Auch in Deutschland blieb kein Mittel unversucht, von dem eine  
Linderung des Gallierschmerzes zu hoffen war. Vor jedem Han-  
deln, jedem Verzicht auf Handeln bedachte der Kanzler die Wirk-  
ung auf Frankreich. Das schlechte Verhältniß der beiden Nach-  
barländer war ihm das „Geschwür von Europa"; ohne gewalt-  
samen Chirurgeneingriff, durch Erweichung, Enteiterung, Deutsch»  
lands Westflanke von diesem lähmenden Uebel zu befreien, hat er  
lange getrachtet. Als von Ost her den Geschlagenen eine neue Mor»  
genröthe mit rosigem Finger winkte, ward von deutschen Augen  
das Taggestirn begrüßt, als bringe es auch dem jungen Leib Ger-  
maniens das Heil aus dem Meer herauf. Ein Kolonialreich er-  
sehnt Ihr Franzosen? So groß, wie Ihrs wollt und erlangen könnt,  
soll es Euch werden. Marokko ? Wir geben Euch Blankovollmacht;  
sichern jedem Antrag, den Ihr in Madrid stellt, unsere Unterstütz-  
ung. Indochina? Unsere besten Wünsche geleiten Euch und wir  
sind bereit, gegen britischen Einschüchterungsversuch unsere Stimme  
für Euch hören zu lassen. Nicht auf die Schwächung Frankreichs  
wars abgesehen. Jede Exp nsion war ihm gegönnt. Nur in Eu-  
ropa sollte es sich in den Grenzen des Frankfurter Friedens be-  
scheiden. Das wollte es nicht. Die berliner Regirung ist für den  
französischen Anspruch aufTunis eingetreten und hat der Repu-  
blik den Ertrag des franko»chinesischen Krieges gesichert. Verge-  
bens. In der deutschen Bereitschaft zu kolonialpolitischer Hilse  
witterte zorniger Argwohn den Mausfallenspeck. Nicht ein neues  
Frankreich, riefen Ferrys Feinde über den Rhein, erwünschen  
wir, fondern den Wiederaufbau des alten; was Ihr erreichen  
möchtet. merken wir: je weiter wir uns dehnen, desto empfindlicher  
wird unser Centrum, das von keiner Gefährdung der Peripherie  
unberührt bleiben kann. Das Mißtrauen schien unausrodbar und  
der für das deutsche Reichsgeschäft Verantwortliche mußte sich,  
nach jeder Enttäuschung, wieder sagen, daß der Narbenbrand, die  
Erinnerung an die Niederlage und den Verlust funkelnder Prae»  
stigia, Frankreich stets den Mächten gesellen werde, denen es die  
Kraft zur Ueberwältigung Deutschlands zutraute. Was blieb zu  
thun? Manche Probleme, mahnte Renan, sind nur dadurch zu



Berlin»Paris.

115

löschn, daß man die Lösung nicht erst versucht; manche Konflikte nur durch geduldiges Warten auszugleichen. Auch wir mußten warten; in ruhiger, stetigerHöflichkeit jedem Franzosenherzen die Gewißheit einpflanzen, daß nur des Siegers Schwert den frankfurter Friedensvertrag zerfetzen könne. Wir lieben das schöne Land und das streitbare Volk, das scharfen Verstand mit Phantasie, Grazie mitTüchtigkeit, witzige. Flinkheit mit lyrischer Schwung»gcwalt paart. Wir gönnen ihm jeden Ruhm, wünschen ihm jede Mehrung seiner überseeischen Macht (der einzigen, die seine Zukunft zu sichern vermag) und werden seinem Thatendrang, wenn ernichtunserengcs Haus bedroht, nie uns entgegenstemmen. Wir ehren auch den Schmerz, der heute noch das Empfinden seiner Kinder färbt, achten das Gefühl, das die Trübung nationalen Glanzes nicht verwinden kann, undwolleneswedermitDrohung noch mit Zärtlichkeit reizen. Dann findet es eines Tages sich still mit dem historisch Gewordenen ab und lernt auch in dem lange leidenschaftlich gehaßten Preußen dasnützliche Glied derMensch»hcitfamilie erkennen; in einem Preußen sogar, das nicht, nach Renalis Wunsch, wie Hefe in die Teigmasse aufgegangen, nicht, wie die Urbs der Römer, vom Weltreich aufgezehrt worden ist. So haben verständigeDeutschestelsgedacht; redlicheSchätzerder französischenKultur, der die wichtigstenProvinzen des Germanen»geistics Unersetzliches danken. Frankreich verlernt mählich wohl die Hoffnung auf einen Sieg der Rachsucht. Die Wirtschaft der Republik blühte üppig, ihr mohammedanisches Reich wurde zum Land derVerheißung undinderWärmedesWohlstandeskonnte die alte Wunde endlich nun verharschen. Im Frieden ist nichts zu erschmeicheln noch zu erpressen; vom Krieg nichts zu erwarten. Hinter demRhein wimmelt ja nichtmehrdie Horde dumpfsinniger Barbaren, aus der nur einHäufleinweltsremderDichterund Denker vorragt. Durch Germaniens massigen Körper rieselt längst ein feines Feuer, dessen Widerschein den Wasgenwald durchglüht. Jeder sah es; und konnte nur fragen: Wann schlägt die Stunde, die zwei einander imRaum und imGeist so nahen, sowohlthätig einander ergänzenden Völkern eine dem Recht und der Ehre genügende Verständigung gestattet? Wann wird Europa von dem altenGeschwür befreit und Zwischen zwei starken und tapferen Völkern glcichenRechtsanspruches derunerlräglicheZustandgeendet?



116 Die Zukunft.

Unerträglich ist er geworden. Mittäppischer Werbung haben wir erwirkt, daß eingesargte Hoffnung den Deckel sprengte und, blinzelnd zunächst, wieder ins Licht lugte. Mit Nadelstichen, mit Demüthigungen, denen keine Schwächung des Nachbars folgte, haben wir den Gallierdünkel im Brennpunkt verwundet. Soll es so weitergehen? Nach jedem Vorsprung französischer Kolonialpolitik der Lärm und das ewigfruchtloseDiplomatengezänk sicherneuen? Schon ist das unbedachteWort eines deutschenZeitung»schreibers Anlaß zu pariser Protestversammlungen, in denen Deutschland beschimpft, zumarseiller Meetings, in denen dasBild des Deutschen Kaisers verbrannt wird. Bleibt gerecht! Seit wir die Ruhe des Starken verloren und mit einer Nervosität, diezwischen schmeichelnderZärtlichkeit und plumperNöthigungschwankte,die Franzosen angesteckt haben, wissen sie nicht mehr, was wir eigent»lich von ihnen wollen.., (Zu'est>« que l'^llema^ne a voulu ? » Das war schon im Algefirasjahr, dann während des Deserteurzwistes ihre ärgerliche Frage. Sie müssen'erfahren, endlich, wasDeutschland will. Nicht eine sanftere, versöhnliche Stimmung. Die nützt uns nicht; lüde dem ReichnureineSchonungspflichtauf,die andunklen Tagen höchst lästig w erden könnte. Wir wollen nicht länger gelähmt sein; nicht bei jedem Schritt die Gewißheit mitschleppen, daß Frankreich für die ersteStunde deutscherNothBundesgenossenzu»sammmentrommelt.Vorwärts wollen wir; und könnens nur, wenn n>ir Frankreich noch einmal besiegen oder in ein festes, hinter»haltloses Bündniß überreden. Ungemeiner Rhetorenkünste be»darf es zu diesem Zweck nicht; nur der Rückkehr des Glaubens <in die deutsche Willensbereitschaft zum Krieg. Herr Grand»Car»teret hat in einer Artikelreihe, die sich mehr mit dem Kaiser als mit der deutschenNation beschäftigt, gesagt, unter seinen Lands»lcuten sei die Furcht verbreitet, nach dem Ausbruch eines euro»pä'ischenKrieges werde durch den Vogesenspalt derRuf schallen: Wernichtfürmichist,Deristwidermich.Sicher;Germanien braucht nicht milder zu sein als der von Pharisäern bedrängte Heiland desMatlhaeus»Evangeliums. Gelingt eineanglo»deutscheVer»ständigung, dann schwindet den Franzosen dieAussicht ausMachtzuwachs und der Einfluß ihrer Politik versickert; kommmts zum Krieg, so haften auch sie uns für die Kosten. Wir geben in jedem lahrjetzt mindestens fünfzehnhundert MillionenMark für unsere



Berlin-Paris, 11?

^Reichswehr aus, können mindestens fünfMillionen Mann, feld»  
dienstfähige Leute, auf den Kriegsschauplatz stellenund habenauch  
In Strategen und Technikern, Industriellen und Kaufleuten un»  
übertroffene Kämpfer. Dagegen ist kein Kraut gewachsen; weder  
die Bourbonenlilie noch ein Spätling vom Stamm des Korsen  
könnte helfen. Obs einDegen der Republik vermag, muß Frank»  
reich ermessen. Nach vierlahrzehnten.als dieHeimathmündiger  
Menschen von feinstem Geistesschliff, wissen, ob es noch eine Waf«  
fenprobe wagen oder die Zukunft seiner Großmacht von Deutsch-  
land verbürgt sehen will, das ihm mehr geben, mehrnehmenkann  
als irgendein anderer Staat.Sehet!An zwei Weltmeerenschaaren  
sich die Angelfachsen zweier Erdtheile zur Einheit des Wollens.  
Ihnen muß morgen die Hegemonie weißerRassezufallen,wennwir  
den altenHader nicht schlichten.Vereint sindwir unüberwindlich: zu  
Land und zu Wasser, als reichlich mit Gold gedüngtesWirthschaft»  
gebiet und als Hüter des Kulturhortes. Wer nicht mit mir fam»  
melt.Der zerstreut. Zwischen den Nachbarn kanns nicht so bleiben,  
wie es jetzt ist. Deutschland hat die Wucht, Frankreich die Flamme.  
Die kann beiden Völkern zu friedlichem Sieg voranleuchten. Die  
müssen wir in Blut ersticken, wenn sie auch sortan nur den Zorn  
unserer Feinde Hitzen soll. Morgen. Denn das vor vierzig lah-  
ren verschlossene Haus wird allzu eng. Und jeder deutsche Enkel  
würde die Folgen spüren^ wenn die Ahnen die zur Dehnung des  
nationalen Machtbereiches ihnen gewährte Frist in ertraglosem,  
applaussüchtigem Spiel schmählich vertrödelt hätten. Frankreich  
braucht den nicht von den Presidios beherrschten Haupttheil von  
Marokko;DeutschlanddieErlösungvonvierzigjährigemUebel;der  
Kontinent dieMöglichkeit, gegen das vordrängende Angelnthum  
einig zu werden. DieHilfeleistungRußlands,dessen großeStädte  
nur die Kerntruppenmacht vor neuen Putschen schützt, wöge fürs  
nächsteLustrumnichtschwer. Edward ist tot und derMarinekönig  
zu stockbritischer Puritaner, um die Franzosen lieben zu können;  
seinWeltreich auch mit Hausarbeit bebürdet, die keinen Aufschub  
duldet. Die Gunst der Gestirne ruft zu rascher Entscheidung. Die  
Republik kann einen Freund haben, der ihr allen Glanz der Son»  
nentage zurückbringt und dessen Same im Schoß ihres Gartens  
eine neueBlüthe europäischerMcnschheit zeugt. Doch auch einen  
Feind, der, seit sie ihn kennen lernte, nicht entmannt worden ist.



IIS Die Zukunft.

Heute.

Die Sätze, die dem Nachbar die Notwendigkeit schneller-Wahl zeigen wollten, wurden geschrieben, ehe der »Panther" die deutsche Drohung nach Agadir trug. Seitdem hat das Verhältnis zu Frankreich füruns nicht mehr das Schwert, das es vierzig Jahre-lang gehabt hatte. Die Schneide ist stumpfer geworden. Da wir eine schon beglichene, von uns quittirte Rechnung noch einmal in Parisvorlegten und, mitdräuenderGeberde.Nachzahlung heischten, haben wir, zum ersten Mal, den Franzosen Unrecht gethan. Bismarck hätte solchen Vorschlag als das Hirngespinnst eines Tollen abgewehrt. Kiderlen war, erstens, als vom Hause Bismarck abtrünnig Gewordener und als dessen zähester Feind in allen Froschpfuhlen Öffentlicher Meinung beliebtund hatte, zweitens, die Suggestivkraft, die den schillernden Vorstellungen beginnen» der Psychose oft schwache Köpfe gewinnt. Ueber ihm ein europäischer Politik völlig Fremder, der gar zu gern dem Erdkreis so unermeßlichscheinen möchte,wie er selbst sich findet; unter ihm ein ewig Subalterner; und in der Nation der unklare Wunsch, nach all dem Gesäusel und Irrlichteliren endlich wieder eine kräftige Handlungzusehen.So geschah, was niemals geschehen war: einer Großmacht (der von uns mit redlichster Gerechtigkeit zu behandelnden)wurde im Frieden ein langerFetzen alten Siedlunglandes abgedrückt. Das im point ckonneur empfindlichste Volk wurde gedemüthigt und zugleich (nichtgeschwächt, sondern) gestärkt: denn von der Sierra Leone reichte, über kleine Enklaven Portugals und Spaniens hinweg, seine Herrschaft nun bis nach Gabes. Die Folgen des Panthersprunges und des Rückzuges in den Kongo-sumpf sind jedem unbefangenen Auge sichtbar geworden. Ohne Agadir noch kein libyscher Krieg; ohne Italiens Sieg über die Türkei kein Vorstoß des Balkanbundes; ohne KirMisse und Kumanowo kein Zwang zu hastiger Heeresvermehrung ins Nnge» heure. Neu-Kamerunistheuteschontheurer als dasganze Bündel deutscher Kolonien in Ost- und Westafrika. Nicht so leicht wahrnehmbar wurde die Wandlung der französischen Seele; wer sie spüren will, muß die Zeitung «L'action k"ran?sise«, Pinons Buch «Trance et ^llemagne«, Agathons Berichte über den Geist französischer Jugend, aber auch „^ux ecoutes cie la Trance qui vient» von dem jungen protestantischen Republikaner Gaston Riou lesen. Verschiedene Weltanschauung und Tonart; der selbe Rhythmus.



Verlin-Paris.  
»In den schmerzlichen Stunden, die hinter uns liegen, durchbcgte das ganze Land ein Gefühl": sagtHerrRenePinon; und schließt sein Buch mit Gortschakows Mahnung: »Frankreich muß stark und klug sein." Das Geschlecht, das sich mit Skepsis und Sozialismus brüstete, in jedem Priester einen Wicht, in jedem General einen Gecken sah, auf Anatole France schwor und sich mit dem Stolz der ganz feinen, ganz freien Geister clecacient nannte, diese Schaar müder Genießer ist enthronet. Frankreich will wieder glauben: an seineZukunft und an den Gott, der sie bereiten hilft. Frankreich willwicoer handeln: das Gesetz erfüllen, das derGeniusderVolkheitan des Himmelsdomes Azurkuppel schrieb. Von demScktcnzwist unddcrSchachcrmakei der alten Parteicngarde will die Iugend' nichts mehr hören; nur von Frankreichs unverjährbarem Ruhm und von nationaler Macht, die sich würdiger Freiheit gesellt. Dann läuft ihrs feurig durch die Wangen und sie wiederholt das WortRious: »Wir haben gelobt, niemals am Paterland zu verzweifeln." IhreHeinaih sollnichtwehrlos, nicht von fremder Gnade abhängig sein; nichtzumLuzushoteloderLu» panar reicher Müßiggängerwcrden. Stärke hatwiederWerthund das Heer wird, als eine Hoffnung, umjubelt. Als eineHoffnung auf Hilfeaus drückenderNoth; nichtalsdaszuAngriffund Sieg sicher tauglicheWerkzeug. DieZahl Derer, die den Krieg gegen Deutsch» land herbeiwünschen, istwinzig.MerziggcgenfünfundsechzigMillionen: einAugcnblickserfolg könntenichtdauern. DochncucrDemüthigung würde das Land und jeder Einzelne dengcfährlichsten Krieg vorziehen. And das Trachten nach solcher Demüthigung traut man uns zu. Nichts Heroisches (etwa denWikingcrplan, die Champagne und Burgund zu erobern oder aus Toulon ein deutsches Gibraltar zumachen);aberdenWillenzulästigemAergerniß, das denVorwand zurErpressung von »Kompensationen" liefert. Haben nicht deutsche Thoren geschrien, noch sei über Marokko nichtfürimmer entschieden und denZipfeln müssebalddieHauptmasse des französischen Kongobezirkes folgen? Weil er jede Zumuthung dieser Art abzuwehren verhieß, ist Herr Poincare, wider den Willen des mächtigsten Klüngels, Präsident geworden. »Den Panslavismus zu hätscheln und ohne einschränkende Bedingung dem russischen Ehrgeiz zu dienen": Das scheint wieder, wie Ncuan den Bätcrn vorausgesagt hat, Patriotcnpflicht. Rußland er.)olt sich viel rascher, alsirgcndwogeahntwordc.: n



12«  
Die Zukunft,  
war; seine Industrie blüht üppig auf und dicneicAqrarordininq  
verspricht köstliche Frucht. Die Macht des Slaventhumcö wäM  
indreiMonatenübcrallesErwartenhinaus. DasDcuischcNeich  
stemmt sich ihr nicht entgegen; thut aber auch nichts, um sie 5cr  
austro-ungarischen Monarchie zu versöhnen, und sieht ruhig, als  
ginge dcrHandel es nicht an, der Entwicklung zu, die dcnOcstcr-  
reichern wildesten Haß einbringt undRußland zumHort derB^I-  
kanmenschheitmacht.Frankreichjauchzt(leise): fein Schuldner, der  
Türke, wird, ohne dieLast europäischer undafrikanischerVerwal-  
tung, nach der Rückkehr an den anatolischen Krastquell erst recht  
ein im Sinn Shylocks guter, zinsfähiger Mann, der obendrein,  
wenn er im Zahlen säumig wird, in Syrien bequem zu pfänden  
ist; undDeutschland wagt nicht, für diezwanziglahre langzärtlich  
beäugte Mondsichel gegen den Dreibund England-Frankreich»  
Rußland ins Feld zu rücken. Doch in den Freudenbecher sickert  
Bitterniß: Deutschland erhöht dieHeereszifferin einen Friedens-  
präsenzstand vonfastneunhunderttausendMannzundFrankreich  
kann nur auf demAktenpapier desKriegsministerinms mehr als  
sünfhunderttausendMann unter dieTrikolore stellen. Hier bleibt  
keineWa hl.Die männlicheIugcnd muß dieLast drei ja h ^ igerDienst-  
zcit, ohne alleAusnahmcnundPrivilegien, aufsichnehmen; sonst  
gleitet dieRepublik vom ersten in den zweiten Machtrang hinab.  
Begeisterung hallt von der Nordsee bis an das Mittesmcer wi-  
der; weicht aber schnell mattem Bedenken. Darf man den freien  
Bürger der Republik in Dienstzeit kerkern, die länger ist als des  
Wasscrpolen und des Kroaten? Können wir, die schon jetzt halb  
Untaugliche einstellen, auf dem Acker und im Gewerbe so viele  
Männer entbehren? Wäre die Einrichtung haltbarund wiemüßt  
sie aufdieWirthschaft des Staates und Voltes wirken? Imersten  
Vierteljahr sind an fünfundzwanzig Milliarden dreiprozentigcr  
StaatsrentcbeinaheachlhundcrtMillionenFrancsverlorenwor-  
den. Die Regirung muß.zum zweiten Mal in kurzerZeit.für eine  
Eiscnbahnanleihe vier Prozent gewähren und kann keinAgio da-  
für fordern. Auch aus französischem Erdreich wächst kein Baum  
bis in den Himmel. Schlimme Zeit. Der Rebe und dem Enthu-  
siasmus schadet dcrMärzfrost. Die Kammer verzaubert, verschiebt  
dieWchrvorlage(die vor der deutschenGcsctz sein sollte). Elsässer  
und Lothringer sprechen offen aus, daß sie den Rachekrieg nicht  
ersehen, nicht an Frankreich "rückfallcn, sondern sich dasRccht



auf einen selbständigen deutschen Bundesstaat erobern wollen. Der Radikale Sembat rãth öffentlich, jeden Gedanken an Rache für 1870 jetzt zu verbannen und mit Deutschland einBündnig zu schließen. In derg^ctionssran^sise" wird gefragt, ob die Flamme, die der Agadirstreich aus allen reinen Herzen schlug, schon verglommen sei. Da naht den Mißgestimmten Trost; dreifacher. Ein Zeppelin Schiff, das sich auf der Probefahrt verirrt hat, dem der Tricbstoff fehlt und das (leider) derFührer nicht opfernwill, muß inLuneville landen;wird, einpaar Stunden nach der höchst offiziösen Mahnung, das theureGheimniß desstarrenLuftschiffes noch sorgsamer als bisher zu hüten, den Franzosen, zu gefälliger An» ficht, auf einen Exerzirplatz gelegt und hat französischen Soldaten, die es Tag und Nacht im Sturm an Seilen festhalten, sein Leben zu danken; der Koloß scheint einer Windstärke nicht trotzenzu können, die drei pariserAeroplanen gestattet, durch die Luft auf den Platz der Nothlandung zu kommen. Das alte Gallierlachen heitert die gestern noch trüben Mienen auf. Die unkluge Magisterrede des Reichskanzlers schürt das fast schon von Asche erstickte Feuer der Werbung für dreijährige Dienstzeit. Der frecheNnfug einer Nachtbummlerhorde, die in Nancy Deutsche geschimpft und gepufft hat,wird zu einerStaatsaktionaufgebauscht; vondcrRe» girung der Republik aber, nachdem das Wesentliche der ersten Berichte als unwahr erwiesen ist, schnell und anständig gesühnt. (Durchaus anständig; zwei Schutzmänner sind aus dem Dienst gesagt, zwei Kommissare versetzt unddemPräfektenisteinandercs Amt aufgenöthigt worden, das ihm nicht, wie bei uns behauptet wurde, den Sold erhöht und das ihm die Laufbahn des politisch Beamteten sperrt. Mehr konnte nur Trunkenheit fordern.) Was von der eklen Sache übrig blieb, war nicht zu unseren Gunsten als Saldo zu buchen. Die Landsleute, die sich selbst bescheinigen, daß siesich «Alles, ohne jeden Widerstand, gefallen ließen" (»fönst wären wir schließlich gar nicht lebend nach Metz retour gekommen"), hätten dem eigenen Interesse und, besonders, dem ihrer Hcimath besser gedient, wenn ihre Haltung der des Grafen von Charolais, der bis zum letzten Wank vor Nancys Mauern Karl derKühne blieb, mindestens ein Bischen ähnlicher gewesen wäre. Der Deutsche gilt auch an der Meurthe für einen Mordskerl mit Hörnern und Klauen; zwei junge Deutsche, die sich vor Pöbel» gekeif ducken, schädigt leicht derVcrdacht.daß sieUebles auf dem li.



122  
?)ie Zukunft.  
Kerbbholz haben und deshalb nicht wagen, derb dreinzuhauchn.  
Unsere Öffentliche Meinung ist arg entgleist. Daß der Fall benutzt werden sollte, um dem neuen Staatssekretär einAnsehen zu schaffen, ist jarecht nett; doch konnten Erfahrene Herrn von Iagow und den offiziösen Schreibern sagen, daß die der amtlichen Untersuchung voraus keuchende Rügerede als einBruch internationaler Vcrkehrssitte wirken müsse. Und wars nöthig, im Bereich großer Blätter zu thun, als sei so widriger Nachtspek, solche Mißhandlung Fremder noch niemals und nirgends erschaut worden, den Franzosen das Anstandsgefühl abzusprechen und das Recht auf den Namen einer ritterlichen Nation höhnisch zu weigern? In Parislebenhunderttausend,auchinNancy ungefähr fünftausend Deutsche. Niemand belästigt sie, ihre persönliche Freiheit und ihr Gewerbe. Der UngebührbezechterBummlerkannselbstdie stärkste Regirung nicht vorbeugen; unzulängliche Polizeiorgane die gewissenhafteste nur streng bestrafen. Das ist geschehen. Wer zweifelt, daß von Calais bis nach Perpignan der Vorgang als ein Fleck aufFrankreichs Ehre empfunden wird, kennt dieFranzosen nicht. Diese Empfindung ist nur durch das häßliche und ganz unoeutsche Schimpfgestöber, das über die Vogesen drang, gelindert worden. War vorbedachter Frevel zu ahnden, dann genügte Rede und Papiernicht. Hatte Nachtgesindel seinenRausch ausgejohlt, dann wars unfein, die Nation dafür verantwortlich zu machen. Frankreichs Rechenfehler ist, daß es den Krieg meiden, auf die Grimasse der Kriegsbereitung aber nicht verzichten will; daß es, in der Zuversicht, die Furcht vor deutscher Uebermacht werde ihm stets Helfer werben, denNachbarmit leiserDrohungzukitzeln, mit lauter zu striemen wagt. Wir haben seit 1890 oft lüstern um Frankreichs Gunst gebuhlt, uns, wenn es spröde schien, launisch gezeigt und, wo wir ein Damentemperament witterten, manchmal die im Verkehr mitDirnchen üblicheUmgangsform gewählt. Auf beiden Seiten muß der Mißbrauch rasch enden. Der Kaiser hat zu dem Botschafter derRepublik einstgesagt,erseimüde, die Hand auszustrecken, in die der Nachbar nicht einschlagen wolle. Wer rieth ihm, sie auszustrecken? Wir wollen höflich und ruhig sein; Unglimpf weder thun noch dulden. Und auch in der neuen, festen Rüstung nicht vergessen, daß in Nancy Kaunitz den Bund geknüpft hat, der einem Preußen ohne Fritz das Leben gefährdet hätte.  
PS»



Cohens Acsthetik.' 123

Lohens Aesthetit.\*)

6^us dem Nachlaß Konrad Ferdinand Meyers ist ein Gedicht

W^d bekannt geworden, das der Abschied von Rom in der Hei-  
math nach sechs Jahren hervorgerufen hat. Die dritte Strophe  
lautet:

„Nun laß mich scheiden, Stadt der Welt, von Dir  
Und laß mich Dein gedenken früh und spat,  
Daß die Betrachtung thätig werde mir  
Und ruhig meine That."

Was hier „thätige Betrachtung" heißt, Das nennt Hermann  
Cohen „reines Gefühl". Beim „letzten Strahl der Sonne" schaut  
der Dichter „auf das erblichne Rom". Menschlich erlebte Natur  
und Weltgeschichte wirken zugleich auf ein Selbst, in einem Selbst;  
und die Stimmung wird schöpferisch, in der Art, daß Aufnahme  
des Künstlerischen (im Blick nach der Peterskirche vom hohen Gar»  
ten aus) und der Vorsatz zu künstlerischer Erzeugung in einander  
übergehen. Es ist gleich das Klassische, was der Dichter sich vor-  
setzt: „Den Sinn des Großen raubt mir Keiner mehr"; und solcher  
Sinn stellt ihn über Tag und Stunde: „lind keine Welle fluthet  
mehr allein im tiefen Strom der Zeit." Aber Wollen und Den»  
ken werden in dieser Fluth des Fühlens nichterspült. Die „ruhige  
That" sammelt ihre beste Kraft und „der Gedanken reicher gort"  
ist unversehrt. Erkenntniß und Wille bleiben rein in sich.

Es war ein Wagniß, die Theorie auf Gefühl zu gründen.

Gerade auf ihr Gefühl als ein ursprüngliches berufen sich ja  
Kunstfreunde, um alle Theorie abzuweisen, die über Regeln der  
Technik und Daten der Kunstgeschichte hinausstrebt. Ist es mög-  
lich, das Prinzip der Aesthetik gegenüber den Gebilden der Kunst  
zart, weit und biegsam zu erhalten und es doch so zu befestigen,  
daß es in der philosophischen Systematik fruchtbar und in seinem  
eigenen Gebiete anwendbar wird? Die Reinheit soll das Gefühl  
dazu befähigen. Rein aber wird das Gefühl durch den systemati-  
schen Zusammenhang mit den Prinzipien der Logik und der Ethik  
und Kraft seiner eigenen Methodik, also durch seine Bethätigung  
als eine gesetzliche. Den Nachweis dieser Gesetzlichk.it führt Her-  
mann Cohen in einer vorwärts dringenden Darstellung. Dabei  
zeigt sich, daß das reine Gefühl als ein geistiges und schaffendes  
dem Urgefühl nicht fremd ist, zu dem jene Kunstfreunde vor auf»  
\*) System der Philosophie. Dritter Theil. Zwei Bände. Verlin,  
dei Bruno Cassirer.



Die Zukunft.

gedrungenen Gesetzen ihre Zuflucht nahmen, daß es ihm verwandt ist bis in die Physiologie hinein, bis zum Temperaturgefühl und zum Tastsinn.

Erkenntniß, Wille und Gefühl wirken in der Kultur zusammen, aber für die Begründung der Logik müssen wir von Willen und Gefühl, für die Begründung der Ethik vom Gefühl absehen. Der Gewinn der reinen Erkenntniß ist Vorbedingung für den Erwerb des reinen Willens; für das reine Gefühl werden reine Erkenntniß und reiner Wille vorausgesetzt. Wie kann dabei „die positive Kraft des Willens auf dem Affekt beruhen" und wie das Gefühl aus dem Fühlen hervorgehen? In den Fels sind drei Stufen eingehauen; wir gelangen zur zweiten nur über die erste, zu? dritten nur über die erste und zweite, aber von jeder Stufe aus reicht das Gestein bis zur Sohle. Die Anlage des Systems in Verbindung und Selbständigkeit der drei Bewußtseinsgebiete mag uns so verständlich werden. Weiter gilt das Gleichniß nicht. Die verschiedene Höhe der drei Stufen bedeutet kein Werthurtheil. Es giebt „mehrere Arten höchster Bedürfnisse des Geistes" und „keine der drei Einheiten kann die Einheit des Bewußtseins überhaupt sein". Wir sahen schon die Logik von der Ethik her vertieft und gesichert; und reicher Zuwachs wird den beiden ersten Theilen des Systems aus dem dritten. Bei jeder einzelnen Erörterung scheint das Ganze einen Augenblick zu wanken und die Grundlegungen werden wieder geprüft. So ergeben sich für die Allheit des Raumes neue Einsichten durch die Architektur, die Zeit als Antizipation erschließt sich im musikalischen Rhythmus und die „Tugenden zweiten Grades" zeigen nun offenkundig ihren ästhetischen Einschlag. Alles ist unaufhörliche, unermüdliche Wechselbeziehung; immer dichter laufen die Fäden, bis das Gewebe als eine Wirklichkeit Form und Farbe annimmt.

Wie das reine Gefühl Logik und Ethik und zwar Jene als Natur», Diese als Geisteswissenschaft voraussetzt und umsetzt, möchte ich erläutern an dem Erlebniß des „Grünen Heinrich" in der Münchener Universität. Er hört ein Kolleg über physische Anthropologie und hält sich an die „sachliche Form", an den „geschlossenen Kreis der Thatsachen", aber zugleich nehmen die Dinge eine „phantastisch typische Gestalt" an. „Das rührte von der Gewöhnung des malerischen Bildwesens her, die sich jetzt einmischte." Er liest Bücher über griechische Geschichte und vergegenwärtigt sich dabei „die schönen Landschaften, die Inseln und Vorgebirge, wenn ihre wohllautenden Namen genannt werden". Man beachte wohl, diese Regungen sind ihm zunächst nicht willkommen, er schilt sie



60hcns Aesthetik.

1L3

„phantastisch" und begiebt sich von der. Anthropologie zu Reflexionen über die Willensfreiheit, von der Historie zum Nachdenken über die Dauer geschichtlicher Bildungen. Er lernt „Achtung vor dem reinen Erkennen" und er fragt ernstlich, „in welchem Verhältnisse überhaupt die Summe des moralischen Inhaltes zu dem Rhythmus der Jahrhunderte stehe". Also Logik und Ethik sind nicht vernichtet oder auch nur abgeschwächt, während die ästhetische Energie sich anmeldet. Daß aber der künftige Dichter sich selbst noch als Maler betrachtet, erhöht den Werth seiner Bekenntnisse: die Einheit der Kunst über den Künsten und in den Künsten verräth sich in dieser Selbsttäuschung. Keller sieht die „typische Gestalt" noch im Gegensatz zur „sachlichen Form", weil die ästhetische Stimmung noch umschweift, noch nicht zum Kunstwerk versachlicht ist; ein ungeordnetes Ich wagt sich nur scheu hervor gegenüber einer durchdachten, sittlich gegliederten Welt. Hier beobachten wir das Gefühl in seiner Entwicklung zum reinen Gefühl. Im Zuge der Logik und der Ethik soll uns das Ich -als ein individuell erkennendes und wollendes nicht angehen, in der Aesthetik findet eine Rückbeziehung Statt auf das Ich, das reine Gefühl ist Selbstgefühl.

Wir kommen noch einmal zum „Grünen Heinrich". Die ästhetischen Regungen traten auf, als während der Vorlesung „die Lehre von unserer Menschennatur sich zusehends abrundete". Sie rundete sich ab; und doch drängte sie zu einer Ergänzung über die Lehre hinaus. Die Natur des Menschen, wie Keller sie meint, kann von keiner Physiologie fertig erklärt werden, auch keine Einpflicht in den Sinn von Recht und Staat kann ihr genügen: sie muß sich erfüllen in der Kunst. Die Arbeit und die Ergebnisse der Logik und der Ethik werden stofflich im Rückgang auf den „-Ursprung" (wir erinnern uns wieder an die Sohle unterhalb der Felsentreppe) und nun erfolgt der Ausstieg vom Urgefühl aus. Gelingt es, „unsere Menschennatur" zu ergreifen, so haben wir in einem das Ich und die Kunst. Dazu verhilft uns die Liebe als Liebe zum Menschen. Die Liebe „verwandelt sich in das ästhetische Gefühl". Was will Das sagen? Goethe hat uns gelehrt, „yaß „Idee und Liebe" bleibt auch nach dem Hingang der „eigentlichen Lust des, Sinnespieles". Bedarf es denn neben der Idee noch einer besonderen Liebe? Die Idee stammt doch vom Eros, muß also, Liebe in sich enthalten. „Man darf wohl gleichnißweise sagen, daß alle systematischen Richtungen des Bewußtseins im Eros^iim Künstlergeist des Menschen ihren Ursprung haben." Aber diese Liebe innerhalb der Idee führte uns in Höhen und Tiefen; sie



126  
 Die Zukunft.  
 kehrte nicht heim zum Ich. Also die besondere Liebe y«t ihren Beruf. In der Aesthetik des reinen Gefühls darf sie selbst zur Macht und Klarheit einer Idee sich erheben. Das Persönlichste wird nun geineingiltig. Es ist ein stilistisches Zeugniß für diese Aesthetik, wenn Citate aus Goethes Gedichten nicht als Anführungen wirken, sondern in Cohens Prosa als Satzglieder sich ein«stellen. Unwillkürlich vermittelt die Sprache zwischen dem Genius und seinem Interpreten.  
 Wir lesen im Laokoon: „Wie Manches würde in der Theorie unwidersprechlich scheinen, wenn es dem Genie nicht gelungen wäre, das Widerspiel durch die That zu erweisen“, und in der hamburgischen Dramaturgie: „Jedes Genie ist ein geborner Kunstrichter. Es hat die Probe aller Regeln in sich.“ Soll die Aesthetik immerdar durch die Thaten des Genies zugleich bedroht und bestimmt bleiben? Es kommt darauf an, daß wir in den Regeln das Gesetzliche erfassen. Das Gesetzliche ist nämlich gar nicht ein Kodex erstarrter Satzungen, es liegt tiefer als alle Formeln : zwischen den Aussprüchen <1« le^s latu, und den Ansprüchen äs jkerends.; die Griechen haben es gemeint mit dem „ungeschriebenen Gesetz“. Ließe sich darthun, daß die Thaten des Genies die Liebe zur Menschennatur in solcher Gesetzlichkeit bewähren, so brauchte die Theorie kein Widerspiel mehr zu befahren. Die Gesetzlichkeit kann in keinem Fall von außen herangertragen, sie muß in jeder Kunst, in jedem Künstler, in jedem Kunstwerk neu gewonnen werden; und jenes Etwas, die Liebe zur Menschennatur, muß dabei immer reichhaltiger und immer durchsichtiger sich herausheben. Das unternimmt Cohen; das Genie wird ihm, wird sich eine dialektische Aufgabe, „Die Eigenart der Originalität Rafaels beruht auf der Eigenart der ästhetischen Problemstellung, die er bildet.“ Die Ehrfurcht ist als solche kritisch; sie gelangt zu besseren Einsichten als die Respektlosigkeit und als der Heroenkult, in dem sich der Bewunderer selbst bewundert. So ringt der Kunstfreund um das Verständniß der Thaten des Genies und das Genie mit seinem Vorwurf. „Ich lasse Dich nicht, Du segnest mich denn!“ Auch hier gilt die „Analogie des Gebetes“. Cohen prüft das Genie an jener Liebe und jene Liebe am Genie; die Darstellung hält sich in einem schwebenden Gleichgewicht ohne Verzagen, ja, recht eigentlich in ihrem Element beim stärksten Ausschlag des Pendels, da, wo es um die Humanität des Aristophanes oder um die Rechte der Liebe und der Ehe in den „Wahlverwandtschaften“ geht oder wo an den Grenzen einer Kunst das Lächeln der Mona Lisa Deutung verlangt, gier, in der Aesthetik des reik«



nen Gefühls, reift sichtbar die Ernte der Logik der reinen Erkenntnis; jenes tiefste Durchpflügen des Bodens trägt sich aus. Bewußtsein und Bewegung sind Wechselbegriffe. In der Bewegung als einer beharrlichen ist die Ruhe eingeschlossen. Wie das Suchen nach der Wahrheit unsere Wahrheit selbst ist, so darf angesichts des Kunstwerkes die Tendenz zur Vollendung der Vollendung selbst gleichgesetzt werden: *ens rationis* und *ens sensibilis*, klingen zusammen wie in der Sprachphilosophie Wilhelms von Humboldt. Die biographische Bedingtheit des genialen Künstlers durch den gesellschaftlichen Zustand und die Machtverhältnisse seiner Epoche, seine Bindung durch Schule und Herkunft und die Aufträge, die eine nach politischen Bedürfnissen formulierte Religion erteilt, sie können doch dem reinen Gefühl nichts anhaben. Eine „ideale Aufhebung der Zeitunterschiede“ macht den israelitischen Prophetismus einem Michelangelo in der *Sistina* und Beide uns gleichzeitig. Giottos Frömmigkeit bleibt unbefangen gegenüber Franz von Assisi; ihn ergreift die „sittlich-soziale Bewegung“, nicht die eingezäunte Heiligkeit der Kirche.

Als „Idee“ wird die „Gestalt“ zur „Trägerin des tiefsten Inhalts der Seele“. So wollte es „das Schicksal der Sprachvernunft“. An diesem Schicksal webt Cohen selbst. Wir haben bemerkt, daß der Terminus des Gefühls zu Ehren kommt und daß doch der Wortsinn nicht verschoben, sondern geschärft wird. Das „Erfühlen“ ist viel tragfähiger als das „Einfühlen“; es schafft sich seinen Gegenstand. Der Humor aber gelangt in dieser Aesthetik zuerst zum wirklichen Leben, weil er befreit wird von der Zugabe der Melancholie und dem Beisatz der Satire und dennoch das menschlich Weitherzige bewahrt. Der Humor ist als *non physiologischer* und sogar pathologischer Abkunft und trachtet dabei nach dem Geistigen und Gesunden. Die ausgelassene und doch trübe Laune des *Tristram Shandy* schien uns immer der Rückschlag unterbundenen shakespeareschen Geistes gegen den Puritanismus. Jetzt galt es nur, den Humor in seiner Freiheit wiederzufinden in Shakespeares *Ineinander von Tragödie und Komödie* und rückwärts bis zum griechischen Drama mit feiner Ergänzung durch das Satyrspiel. Diese Freiheit offenbart sich eben nicht in „Sonderwerken des Humors“, sie steht in Wechselwirkung zum Erhabenen. Das Erhabene und der Humor ergeben sich aus dem Verhältniß des reinen Gefühls zu den systematischen Vordingungen. Im Erhabenen überwiegen die Logik und die Natur, im Humor die Ethik und der Mensch. Die Wage wird von der Schönheit gehalten. Das Schöne ist Aufgabe und Ideal, nicht



Die Zukunft.

gegebenes Maß; unter diesem Ideal erfolgt die „Vermittlung zwischen dem Subjekt des Selbst und dem Objekt des Kunstwerkes“. Wir verstehen jetzt, wie diese Vermittlung, und zwar nach beiden Seiten und für das Selbst des Künstlers sowohl als des Kunstfreundes, zugleich Erzeugung ist; das Selbst und das Kunstwerk werden erst in ihrer Relation zueinander vollendet.

Die Schönheit hat in der Aesthetik eine ähnliche Funktion wie die Wahrheit in der Ethik und die Richtigkeit in der Logik.

Das Schöne leuchtet über dem Streben nach Vollendung und behütet die Nacktheit, „das Werkzeug der Liebe für die Entdeckung des Menschen“ vor dem Verdachte der Lüsternheit, den Eros vor dem Rückfall in den Satyr. Aber auch das Nebenschwanken ins Barock erweist sich unter diesem Gesichtspunkte für Michelangelo und Beethoven und Beider Würdigung als falscher Schein, Der Hnmor triumphirt, wenn er das Häßliche eben in seiner Körperlichkeit vergeistigt und so dem Schönen einverleibt. Rembrandt, nicht unwerth seines Landsmannes Huyghens, hat für seine Kunst die Energieform des Lichtes behauptet; vor Allem aber ist er der Maler des echten, weil nicht herablassenden Mitleids mit dem Häßlichen und der „theodizeischen Kraft“ dieses Mitleids. Rafael konnte nicht zum Hofmaler werden. Er theiligt durch einen Zug der Sinnlichkeit seinen Leo den Zehnten an der Schwäche alles Menschenthums. Es ist ja dieses selben Menschenthums Stärke, daß es seine Schwäche nicht verkennt.

In der Schwebe des Erhabenen und des Humors erschafft das reine Gefühl seine Gestalten als Liebe zur Natur des Menschen; Das will auch heißen zu seiner Würde. Diese Sorge für die Menschenwürde eignet aller hohen Kunst in allen Zeitaltern, aber erst in der unserer Gegenwart näheren Zeit darf die Achtung vor jedem Menschenantlitz sich unverhohlener bezeugen, erst Meuniers Standbilder der Arbeit erklären uns, was Michelangelo sagt mit den „Sklaven“. Auf dem Weg zur Natur des Menschen findet sich auch der Mensch der Natur und beseelt Millets Landschaft, athmet sein Selbstgefühl in den Bauern von Leibi und Israels. „In seiner Klarheit und Geradheit“ steht Homer am Eingang der europäischen Poesie, er wirkt über die „Komplikationen der Kulturrichtungen“ hinweg, „die den Menschen aus ihrem Verhältniß zu den Göttern entstehen“. Mir scheint es bedeutsam, daß Werther in Wahlheim den Homer liest und nicht etwa den Theokrit. Aus der Idylle schöpfen nach einem Wort Jean Pauls „die Großen nur eine matte Idee von dem Landmann“; und Lotze nennt das Idyll „kein menschenwürdiges Dasein, wo es Eins und Alles



sein soll". So wendet sich die Kunst wieder zum Epos; und jetzt wird die Staffage ein gleichberechtigter Theil des Bildes. Dabei ist es wichtig, daß die Malerei von ihrer Technik, von ihrer Berührung mit der Physik aus dahin gewiesen wurde, Helden nicht mehr, wie einst, zunächst in den Größen der Weltgeschichte zu suchen. Cohen bekennt sich in der Vorrede zu einem „methodischen Rationalismus". In seiner Aesthetik vernehmen wir den Ton der „unbestochnen, von Vorurtheilen freien" Menschenliebe. Wie aber in der „Menschennatur" der Mensch nach den selbstlosen Anstrengungen der reinen Erkenntniß und des reinen Willens wieder leibt und lebt, so verleugnet des Autors „reines Gefühl" nicht die Verwandtschaft mit dem Urgefühl. Sie enthüllt sich in der Triebkraft seines Pathos, in den zartesten und den stärksten Schwingungen seiner Perioden da, wo er in funkelnder Prägnanz oder in ausgiebiger herzlicher Aussprache die „unbegreiflich hohen Werke" schildert. Er „durfte sich der Vivisektion nicht entziehen, von seinen Lebenserfahrungen an den großen Kunstwerken den Erkenntnißfreudig zu berichten". Ist das Subjektivität, so verdient sie Lob. Denn die Aesthetik kehrt ja zurück zum Ich, wenn sie auch der Erkenntnißmittel sich bedient, wenn sie auch bis ins Einzelne der Korrelationen die stetige Begegnung des reinen Gefühls und der beiden systematischen Vorbedingungen beachtet; in ihr senkt sich doch Erkennen und Wollen zum Erleben ein und dies Erleben dürfen wir am Ziel des Weges wieder unmittelbar und ursprünglich nennen. Dieses Ich ist das edelste Wir, die Aesthetik die Probe auf die Verbindung der Philosophie mit dem persönlichen Dasein. Das Recht auf solche Subjektivität hat sich Hermann Cohen durch objektive Strenge in den beiden ersten Theilen des Systems und wahrhaftig nicht zuletzt in dieser Aesthetik selbst verdient.

Gießen. Dr. Robert Fritzsche.

Was wissen wir denn und wie weit reichen wir denn mit unserem Witz? Der Mensch ist nicht geboren, die Probleme der Welt zu lösen, Wohl aber, zu suchen, wo das Problem angeht, und sich dann in der Grenze des Begreiflichen zu halten. Die Handlungen des Universums zu messen, reichen seine Fähigkeiten nicht hin; und von seinem niedrigen Standpunkt aus Vernunft in das Weltall bringen zu wollen, ist ein vergebliches Bestreben. Die Vernunft des Menschen und die Vernunft der Gottheit sind zwei sehr verschiedene Dinge, Höheres und Nächstes sollen wir nur aussprechen, wenn sie der Welt zu Gute kommen; andere sollen wir bei uns behalten, aber sie mögen und werden auf Das, was wir thun, wie der milde Schein einer verborgenen Sonne ihren Glanz breiten. (Goethe,)



130  
Die Zukunft.  
Telepathie.  
uf dem Portiertisch in der Nische des Empfangsraumes liegen Briefe und Zeitungen. Der Hotelportier hat gegessen und hält nun in seinem Stuhl Mittagsruhe,  
Ausgestorben ist das Haus. Ein prachtvoller Tag, Kein Sommergast anwesend. Große Stille herrscht und Schwüle. Nur die schwarzgerahmte runde Uhr an der mit Fahrplänen und bunten Reklambildern behangenen Wand tickt.  
Verdrießlich, des Expreßweges halber, radelt der Postbote die heiße Straße aus dem Dorf zum Hotel hinauf. Er muß absteigen, das Rad schieben; der Weg ist steil. Dann geht er ins Haus, wirft gleich»giltig die Depesche auf d:n Tisch und radelt, etwas erleichtert, ins Dorf hinunter. Der Portier hats nur mit einem Auge gesehen und es wieder geschlossen, um weiter zu schlafen.  
Aus ihrem Versteck guckt eine Maus, läuft schnell unter den Tisch, holt sich Krümel und verschwindet flink hinter der Fußbodenleiste. Leichter Luftzug spielt mit den wenigen rothblonden Haaren am sommersprossigen Schädel des Portiers, der vom kühlen Hauch erwacht und mit seinen wässerig blauen Augen nun auf die vor ihm liegende Depesche stiert. Lange blickt er, wie im Traum, auf das zusammengefaltete, mit dem schwarzgelben Papiersiegel versehene Telegramm. An: Dr. Franz Welten. „Hm! Morgen, nein, übermorgen kann er zurück sein“, denkt er. Der Hochkofel ist nicht leicht und das Thal bis zum Aufstieg lang ... Was mag in der Depesche stehen?... Das ge-altete Papier liegt unschuldig vor ihm. Ob ichs aufmache? Das noch feuchte Siegel löse? Seine Neugier wächst. Ob ich ... Aus Langeweile hält er das Telegramm wägend in der flachen, plumpen Hand, dann läßt er es tanzen, wie einen Federball.  
Ei was! Ich schau' nach!...  
Unter dem Treppenpodest in der Nische verschwindet er. Dort schläft nachts der wachhabende Hausdiener, dort steht auch das Waschbecken. Vorsichtig löst er das Siegel, entfaltet das Blatt und liest: „Ew, Mohlgeboren Mutter ist heute gestorben; kommen gnädiger Herr doch schnell. Ioseph.“  
Ganz gegen seine Erwartung, die sich auf Anderes gespitzt, war Das. Er ist nicht befriedigt. Aber behutsamer noch als zuvor faltet er das Blatt an den Kniffen wieder zusammen, pickt das schwarzgclbe Siegel darauf und legt es auf den Tisch, separat, an die freie Ecke. Als Ordnung liebender Mann beschwert er es mit einem Stein.  
Vom Inhalt weiß ich mal nichts, Das ist gewiß, und verrathen werd' ich mich ... Da reißt ihn die Telephonklingel aus seinen Gedanken; er springt auf, eilt zum Apparat.  
Hallo! Hier Hotel Obergrain... Ia! Hotel Obergrain... Nein!  
Doktor Welten ist auf den Hochkofel... Hochkofel... Ja!... Nein!  
Keine Unterkunfthütte, auch kein Telephon... Wie, bitte? .., Mor»



Telepathie.

131

gen «der übermorgen... Unmöglich... Dringend? ... Ia! Bitt' schön... Ist Etwas passirt, bitte?... Die Nummer, wie, bitte?.. Zweiundachtzig, dreiundvierzig interurban, römische Zehn . . . Ia, bitte!... Werde sofort Herrn Doktor bei Rückkehr ersuchen... Nicht Telegramm ... telephonische Verbindung ... Ausgeschlossen ... Danke! ...Bitt' schön, Herr Primar... Ganz verläßlich, ungenirt... Tot-sicher ... Auch nachts... Absolut... hab' d' Ehre, Herr Primar... Obergrain... Schluß!

Befriedigt, sogar etwas stolz, nimmt er höchst wichtig das Telegramm vom Tisch und steckt es, als wüßte er vom Inhalt gar nichts, in die Seitentasche seines Portierrockes.

Nachmittag kommen neue Gäste zugereist. Gegen Abend kehren die Ausflügler zurück. Das Hotel ist nicht wieder zu erkennen. Aus der Stille über Mittag hat sich ein lustiges, lautes Treiben entwickelt. Der Portier ist an allen Ecken und Enden beschäftigt, wie Kellner und Mägde.

Spät erst wird es endlich ruhiger; allmählich, bis das letzte Paar Stiesel im obersten Stockwerk auf den Korridor gepoltert ist.

In der Nische flimmert über d:r Namenverzeichnißtafel spärliches Licht ... Dr. Franz Welten, Zimmer Nr. 7 ... ganz im Dunkel.

„Schranz! Heut steig' ich mich leicht!"

„Habs scho g'merkt, Herr Doktor; was hais denn?"

„Famos geschlafen! ,Wie ich froh bin, daß ich frei ward... Nimmer kehr' ich zurück!""

„Singen kennens a, Herr Doktor?!"

„Hier loben muß man ja singen, in dieser herrlichen Luft. Schranz!

Sie wissen gar nicht, wie glücklich ich in meinen Bergen bin."

„Meiner Seel' i glaubs; s'ist wahr, in der Stadt drunten ists bös!-

„Wie lange haben wir noch, Schranz, bis zum Grat?"

„Ia mei! Wanns so fort radeln, Herr Doktor, in 'ner Stund, leicht!"

Wie die Katzen klettern Schranz, der Führer, und Doktor Welten den steilen Felsen hinan. Und wirklich: kaum eine Stunde verrinnt, so stehen die Beiden hoch oben am Grat, den sie kühn, mühelos und sicher Passiren. Dann noch zum Spitz, der gleichfalls glatt genommen wird.

Schranz macht Alles zum Morgenimbiß bereit. Der junge Welten sieht in die Runde und ist entzückt von der Prachtaussicht. Kalter Thee, Speck, Brot, Eier. Das schmeckt da droben nach sechsständigem Aufstieg in der freien, leichten Luft.

„Wie war der Winter, Schranz?"

„Müld, Herr Doktor, weng Schnee; ja mei! Winter... Winter, wie früher, giebts ja nimmer. D' Welt hat n Riß kriegt, sich verscho» den... und d' Menschen a!"

„So?"



132  
Die Zukunft.  
„Meiner Seel! Auto fahrens wie die Wülden, in d' Luft fahrens  
umanand, unterm Wasser schnüffeln; aber laufen, Berg steigen will  
halt Kaner mehr. Drunten treibens tollen .Wintersport', d' Lungen:  
I mog nit,.. Ueberhaupts, Herr Doktor, i setz' mi zur Ruh!... Wüll  
ka Maskarad! Bin z' alt!"  
„Aber Schranz!"  
„Ia, Du Gott! Mal musz der Mensch sei Ruh' haben. Sehgens  
Herr Doktor! I bin jetzt zweiundsechzig; mit zwanzig hab' i scho  
gführl. Das ist halt guug, mein' i, D' Leut frein mi a nit mehr. Dös  
Iahr führ i mei letztes!"  
„Schranz, Das haben Sie im vorigen Iahr auch gesagt!"  
„Wohl, wohl, Herr Doktor, aber heuer ists gwiß!"  
Eine Pause, Sie ließen sichs gut schmecken. Der junge Welten  
saß, von der Sonne beschienen, gegen einen Felsstein gelehnt und sah  
immer wieder in die klare Ferne. Schranz, etwas abseits, beobachtete  
ihn und hatte so Gedanken aus seiner Iugendzeit; dann fragte er: „Sa-  
gens, Herr Doktor, was habens da für 'nen Fleck auf der Backen?"  
„Ein Muttermal, Schranz, kennens Das nicht?"  
„Kennen scho, aber wie mans heißt, wißt i nit,.. Nämli,.. Herr  
Doktor, i hab' selber ans; aber, man sichgts halt nit, weils am Rücken  
sitzt. Möchten mir tauschen, gelt, Herr Doktor?"  
„Das genirt mich gar nicht, Schranz, im Gegentheil: ist ja eine  
Auszeichnung der Mutterliebe, und wenn ich nach Italien komme,  
wird es als Schönheitsfleck bewundert, Muttersöhnchen... ja wohl!"  
„So? Lebt d' Mutter noch, Herr Doktor?"  
„Freilich! Bald siebenzig, rüstig und fidel, immer gesund und  
gut, sag' ich Ihnen, ... so gut!"  
„Mei Mutter selig Hab i gar nit kennt. Grad' wie i an d' Welt  
kommen, ist's gstorben. Z' Grund gangen ists an mir, weil i so a Star-  
ker war."  
„Nun sind Sie immer noch stärker und so riesig groß geworden.  
Die Uniform muß Sie famos gekleidet haben."  
„Uniform? I war nie beim Mülitär!"  
„Sie, untauglich? Kann es mir nicht denken. Wo hat es denn  
gefehlt?"  
„Eigentli feilts nix, Herr Doktor, aber hier d' zwei Fingerspitz.."  
„Das habe ich, weiß Gott, noch nicht bemerkt; die rechte Hand?"  
„Wohl. Derfrozen ... sehens! Und..., übrigens ... 's Mülitär!  
Daderzu Hütt' i scho nimmer g'paßt! Wissens, Herr Doktor, a Zorn  
krieg' i, wann i's seh! E' gputztes Oelend!... Und a Göld kostts! Das  
mir zahlen müssen!... Andreas Hofer hat ka Mülitär braucht, um die  
Bagnsch n' aus zu schmeißen, daß d' Fetzen gflogen san ... Aber nacha,  
in Mantua, sakrament, da Habens das Mülitär ghabt, um ihn zu der-  
schießen!"  
„Das war damals, Schranz; heute ist es doch ganz anders gewor-  
den, Gott sei Dank!"



Telepathie.  
133  
„I krieg a Zorn, wann i's seh!"  
„Schranz, ich muß lachen!"  
„I lach' ja a, aber grandig, wissens ... Das ist halt mei Blut, da kann man nir. machen."  
„Sie möchten immer so frei sein wie hier oben. Das glaub' ich!"  
„Wohl. Unten aber a, freili! Warum denn nit? Das ginget scho! Wanns halt anders wär'!" Dabei fängt er an, seinen Rucksack zu packen. Der junge Welten versteht das Zeichen.  
Noch einen langen, langen Fernblick in die Runde; dann seilen sie sich zum Abstieg bei der Nordwand an.  
Absteigen ist immer schwieriger, besonders, wenn es so steil geht, Felsstücke und Geröll sich lösen. Da heißt es: Vorsicht, Geistesgegenwart und kaltes Blut. Das haben Beide.  
Wenn auch die Perlen auf der Stirn stehen und über die Nase auf die entblößte Brust tropfen: es geht abwärts, Schritt vor- Schritt. Vorsichtig prüft Schranz jeden Tritt; dann erst wird fester Fuß gefaßt. Bei einer Drehung scheint die Sonne auf den Schnee, der in der Scharte liegt. Schranz bleibt stehen, zieht das Seil ein Wenig nach und wirft einen prüfenden Seitenblick auf den Doktor, der frisch und froh mit seinen jungen Augen in die Weite schaut.  
„Ietzt langsam, Herr Doktor!"  
„Iawohl, Schranz!"  
Der Wind Pfeift über den Schnee. . -  
„Schranz, hören Sies?"  
„Was?" , , .  
„Wie es pfeift!"  
„'s wird ander' Wetter geben."  
Immer stärker jagts dahin; unheimlich tönt es.  
„Hallo!"  
Da fliegt der Hut vom Kopf des Doktors über den Schnee.  
Schranz bemerkt es unwillig. Macht nichts. Nur weiter. Bald ist der schützende Kamin erreicht...  
„Schranz, hören Sies?"  
Schranz, der keine Unterbrechungen liebt und abergläubig ist, antwortet nicht.  
„Schranz, hören Sie nicht, wie es ruft?!"  
Schranz bleibt stumm und arbeitet sich weiter im Schnee, Schritt vor Schritt.  
„Schranz!" schreit plötzlich wie toll der Doktor, „es ruft, es ruft mich, ... Die Mutter!"  
Ein Fehltritt; er stürzt, kann sich nicht halten, reißt den zittern» den Schranz, dem der Rucksack in das Genick schlägt, mit sich: und Beide sausen in die Tiefe,  
Scharfling am Mondsce. Paul Ka lisch,  
5\*?



IN

Die Zukunft.

Luxuswerth.

ie nach demokratischen Grundsätzen zu behandelnde Tarifrevision in den Vereinigten Staaten soll die hohen Zölle auf Luxusartikel (Edelsteine, Gold- und Silberwaaren, Spitzen, Kunstgegenstände) unverändert lassen. Der Amerikaner weiß, daß Bevölkerung und nationaler Besitz sich im gesegneten Lande der Sterne und Streifen rascher vermehren als in der älteren Kulturzone; deshalb stellt er die Einfuhr von Luxuswaaren nls sicheren Faktor in Z>ie Rechnung. Draußen dürfte man zufrieden sein, wenn die Prognose sich als richtig erweist; denn an der Kaufkraft der Amerikaner hängt ein Theil des Schicksals aller Luxusindustrien. Der Edelsteinhändler kann ein Lied davon singen. Von den 8 Millionen Karat Diamanten (im Werth von 200 Millionen Mark), die jährlich produziert werden, kaufen die Pankees den größeren Theil. Die südafrikanischen Gesellschaften hätten, ohne die Regsamkeit Amerikas, viel kleineren Gewinn. Die Premier Diamond Mining Co. schloß ihr Geschäftsjahr mit einer Förderung im Werth von 2 Millionen ^ (gegen 1,43) ab und gab ihren Aktionären «0000 L (267000), nachdem der Staat seinen Antheil von L erhalten hatte. Die gute Organisation des englischen Diamantenhandels sichert schon einen Theil des Erfolges. Die Waare ist so theuer, daß nur mit zahlungsfähigen Händlern das Geschäft zu machen ist. Das scheint von Denen, die eine neue Verfassung für den deutschen Diamantenhandel wünschen, manchmal vergessen zu werden. Den Kampf der Hanauer gegen die Diamantenregie habe ich im vorigen Jahr geschildert. Trotz der Opposition kam es zu einem neuen Abschluß mit dem bewährten antwerpener Händlersyndikat, das der Regie eine Million Karat abnahm. Wenn dieses Geschäft erledigt ist, muß weiter für die südwestafrikanische Ausbeute gesorgt werden; und schon jetzt wird mit Eifer gegen eine Wiederholung der alten Methode gearbeitet. Die Antwerpener sollen, wenn es geht, ausgeschaltet werden. Eine öffentliche Ausschreibung soll den deutschen Händlern die Gelegenheit bieten, ihre Offerten zu machen, die dann zu prüfen wären. Ob für die Produzenten mehr herauszuholen ist, scheint nicht so wichtig wie die Sorge für die deutschen Händler und Schleifer. Die Diamantenregie hat nun nicht etwa eine unbegrenzte Macht; sie wird kontrollirt, damit die Diamantenförderer ganz sicher sind, daß auch sie wirklich gefördert werden. Trotzdem fließen die Redeströme noch immer in dem behaglich breiten Delta der Vorurtheile und Schlagwörter zusammen. Wie aber hätte der Diamantenmarkt ohne die antwerpener und londoner Syndikate in der Kriegsatmosphäre ausgesehen? Luxus und politische Sorgen sind schlecht mit einander zu vereinen. Daß die Diamantenpreise auf der Höhe blieben, dankten sie nur den starken Händen, die sie hielten. Will man riskiren, daß sie ins Bodenlose fallen? Deutsch-Südwest hat neue Chancen bekommen: die Steuer, die an das Reich zu zahlen ist, wurde geändert und dadurch ermäßigt;



Luxuswerth.

133

«neue Felder sind in Abbau genommen worden. Statt der hohen Abgabe vom Bruttowerth der Diamanten wird seit dem ersten Januar <das Gesetz hat auf ein Jahr rückwärts wirkende Kraft) die Steuer vom Reingewinn erhoben. Der Fiskus bringt mit dieser Aenderung zunächst ein Opfer, für das ihn aber die vermehrte Produktion entschädigen wird. Die Produzenten, denen die Unkosten über den Kopf gewachsen waren, werden durch die Verminderung der Steuerlast neuen Muth bekommen. Aber das Steigen der Förderung ist ohne die Sicherheit des Absatzes ein fruchtloses Vergnügen. Nach der Steuerreform braucht man erst recht zahlungsfähige Händler. Vor acht Monaten wurde die Pomona»Diamanten»Gesellschaft gegründet, der man eine schöne Zukunft prophezeit. Die auf ihren Feldern gefundenen Steine sind größer als die anderen und könnten eher mit denen aus Südafrika konkurriren. Was der Boden Südwestafrikas bisher lieferte, war meist Mittelwaare, die den Karatgewaltigen der Debeers nicht gefährlich wurde. Tritt die Pomona aber mit großen Steinen in den Wettbewerb, so kann sie Einfluß auf die Taktik der EngländerZugewinnen. Aber man darf nicht vergessen, daß nur der Bund mit dem Starken reizt. Wer solche Möglichkeit sieht, muß wünschen, daß der deutsche Diamantenbergbau nicht unsicheren Reformversuchen ausgesetzt werde. Bei dem Umsatz der Edelsteine sind die wirtschaftlichen Beziehungen des Luxus deutlich sichtbar; nicht so leicht bei den Edelmetallen, besonders beim Gold. Als es noch keine Goldwährung gab, war das Wesen des Goldes als einer Waare klarer erkennbar. Man sah in ihm ein werthvolles Material, das dem Luxus diente; und der Standard des privaten und allgemeinen Reichthums wurde an dem Besitz goldener Schmuckgegenstände gemessen. In den Prunkzeiten Roms und Venedigs, in den Tagen, da der Kaufmann König war, galt der Luxus als Krongut der Reichen und Vornehmen und der Goldschmied gehörte zur höheren Kaste. Heute giebt es eine Goldwaarenindustrie; und der Begriff des Luxus hat sich verengt. Man müßte feststellen, ob das Gold als Münzstoff oder als Luxusgegenstand größeren Einfluß auf die Menschen gehabt hat. Trotzdem die Statistik über die Arten des Goldverbrauches keine ganz zuverlässigen Ziffern liefert, ist doch sicher, daß die Industrie einen beträchtlichen Antheil am Goldkonsum hat. Soet»beer schätzt die Goldproduktion von 1493 bis 1912 auf 62 Milliarden Mark; und man darf annehmen, daß Kunst und Gewerbe die Hälfte davon aufgenommen haben. Heute, unter der Herrschaft der Goldwährung, verbraucht die Industrie im Durchschnitt wohl nur ungefähr 25 bis. 30 Prozent der Gesamtproduktion. Daß die Vereinigten Staaten an der Spitze marschiren, ist ein natürliches Ergebniß ihres Reichthums. Deutschland kommt hinter Großbritannien und Frankreich. Die Unterschiede sind nicht sehr groß und in mancher Zeit wäre vielleicht die deutsche Goldverarbeitung vornan zu finden. Von dem Überschuß der deutschen Goldbilanz von 1912 (sie wird auf 20« bis 225 Millionen geschätzt) ist nur der kleinere Theil in die Reichsbank und in die



Münze gekommen; den Löwenantheil verschlang die Industrie. Kunst und Handwerk können als Verarbeiter von Gold die Kreise der Währung nur stören, wenn der industrielle Verbrauch in ein Mißverhältniß zur Produktion geräth. Die Goldlager sind nicht unerschöpflich. Im Lauf der Jahrhunderte sind neue Schatzkammern an die Stelle der alten getreten, die hergegeben hatten, was sie enthielten. Spanien, Nordafrika, Mexiko, Brasilien: da sind die Goldquelleu entweder ausgetrocknet oder ihr sickernder Ertrag ist ohne Bedeutung für den Weltmarkt. Eine neue Aera begann, als vor siebenzig Jahren das Gold aus Kalifornien kam; und bald darauf wurden die australischen Minen entdeckt. Doch Amerika und Australien kommen gegen Transvaal nicht auf. In nicht zu ferner Zeit wird Australien nicht viel mehr liefern als Brasilien: und schließlich wird aller Golddurst aus den Quellen Südafrikas gestillt werden. Noch wächst der Ertrag der Transvaalminen von Jahr zu Jahr. Seit 1905, wo der Werth der Ausbeute 15 Millionen Mark betrug, hat sie sich fast verdoppelt. Und ihr Antheil an der Weltproduktion ist von 22 (1904) auf 40 Prozent gestiegen. Schlimm ist, daß der Ruf des südafrikanischen Goldbergbaues durch die Börsenspekulation geschädigt wurde. Die Kränkung der Kapitalisten hat sich gerächt. Die Goldminenindustrie muß jetzt mit ihren eigenen Mitteln auskommen; neues Geld kann sie nur schwer erlangen. Die Konsolidirung ist nützlich. Aber Arbeitermangel und hohe Löhne bereiten große Schwierigkeiten. Schade, daß die Finanzierung der südafrikanischen Minen nicht in bedachtsamer Ruhe durchgeführt worden ist. Gold hat das Silber verdrängt. Die Silberproduktion bringt den Werth nach nur den vierten Theil der Goldsumme (nach dem Bericht einer londoner Metallfirma hatte das 1912 produzierte Silber einen Werth von 28, das Gold einen von 100 Millionen L); die der Qualität förderliche Eigenschaft der Seltenheit fehlt aber; denn Silber wird in größeren Mengen produziert als Gold. 1912 waren es etwa 900000 Kilo gegen rund 750000 Kilo des gelben Metalls. Unsere Deutsche Reichsbank suchte bisher das Silber in ihrem Metallbestand auf einen möglichst schmalen Raum zu drängen. Im Etat für 1913 waren zur Ausmünzung in Gold 86, in Silber nur 19 Millionen (gegen 24) bestimmt. Im Ganzen können noch 290 Millionen in Silbermünzen ausgegeben werden; daß dieser Betrag niemals erreicht werden wird, ist sicher. Gebrauchsgegenstände aus Gold sind immer Luxus; silberne nur unter bestimmten Umständen. Die währungspolitische Aufgabe des Luxus, an die man noch kaum gedacht hat, ist nur auf Gold, nicht auf Silber eingestellt. Gold ist das beste Währungsmetall, weil es relativ selten und im Werth beständig ist. Wenn die Notenbanken den Goldüberfluß in ihre Keller einsperrten, wäre die Wirkung der amerikanischen Corners ähnlich. Daran ist im Ernst nicht zu denken. Und vor Goldüberfluß schützt der Luxus, dessen Werth für die Volkswirtschaft noch immer, gerade in Deutschland, unterschätzt wird, Ladon. Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Tzarden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Pag S Garleb G. m. b. H., in Berlin.



Berlin, den 3. Mai 1913.

Skutari.

AMnter der goldenen Kreuzkrone spreitet, im rothen Feld, ein Doppeladler, dessen blauer Brustschild einen gepardelten» auf grünem Grund rechtwärts ausschreitenden Goldlöwen zeigt» stolz die Silberschwingen. Montenegros Wappenbildadler. Seit dem dreiundzwanzigsten Aprilmorgen schwebt er über denWällen der Festung Skutari. Hier hat, im alten Skodra, einst derIllyrer» könig Gentius geherrscht; hier, zwischen dem fast dreihundert» achtzig Quadratkilometer großen See, dem Drin und derBojana, wurde im Morgengrau des vierten nachchristlichen Jahrhunderts dem Kaiser Diocletianus Iovius gehuldigt; haben danach die Banner des Basileus von Byzanz, des Zaren von Serbien, der Republik Venedig, des Türkensultans geweht. Ein Pascha von Skutari hat bewirkt, daß dieHand des Zaren vonRußland heute bis an die Adriaküste blinden Gehorsam erwinken kann. Zweimal waren, 1623 und 1687, die Türken nach Montenegro vorgedrun» gen; hatten das Kloster von Cetinje zerstört und hunnisch in dem kleinenLändchen gehaust. Danilo,derersteWladikal,Fürst-Bischof) aus dem Stamm Petrowitsch Njegos, rief die Tschernagorzen zum Aufstand und erreichte die Erlösung aus dem Türkenjoch. Noch einmal aber gelingt, 1714, dem Pascha von Skutari die Ueber« rumpelung der Bischofsresidenz Cetinje; noch einmal verbrennt seine Horde das allen Südslaven heilige Kloster des Schwarzen

13



138 Die Zukunft.

Iwan. Danilos Kraft ist erschöpft. Doch thront im fernen Norden nicht ein großmächtiger Kaiser, der verheißen hat, alle im Glauben ans Griechekreuz Geeinten zu schirmen und die wimmelnde Slavenschaar zum Sieg über die Mondsichel der Osmanen zu führen? Danilo rafft sich zu dem Entschluß, in Rußlands Hauptstadt selbst um Hilfe zu bitten. Zar Peter (»der Große“) empfängt ihn huldvoll, schenkt ihm zehntausend Silberrubel und gelobt der darbenden Tschernagora seinen allgewaltig scheinenden Schutz. Das Karstvolk, das mit den Venezianern, dann mit Russen und Oesterreichern gegen die Türken kämpft, wird frei; bleibt fortan aber, an goldener Kette, unter russischer Vormundschaft und jeder Wladika muß in Petersburg erst die Weihe erschmeicheln, ehe er den Bauernvolksgegnossen als der Investitur Würdiger gilt. Peter Petrowitsch schlägt 1796 bei Kusa den Pascha Kara Mahmud von Skutari (das Ver-Türkelschkodar, der Slave Skadar nennt) und gliedert das östliche Bergland (Brda) seinem winzigen Reich an. Mit den Russen ficht er gegen das Heer Bonapartes, das Ragusa und die Kattaromündung besetzt hat. Napoleons Genie, das die Vernichtung Rußlands besinnt, ahnt von Weitem die Gefahr allslavischer Verbrüderung und möchte die Freundschaft des Bergvölkchens mit hohem Preis bezahlen. Am ersten September 1807 schreibt der Kaiser, an Eugen Beauharnais, den Vizekönig von Italien, General Lauriston müsse die Liebe der Montenegriner gewinnen <„les FaZner et s'en Kire aimer“). Das ist nicht so leicht, wiederferne Imperator träumt. Peters Krieger metzeln die Franzosen und benutzen deren Schädel zum Kegelspiel. Als Marmont in Kattaro diesen Barbarenbrauch vor dem Wladika rügt, den er endlich geschlagen hat, antwortet Peter gelassen: »Ja, unser Volk köpst die Gefangenen; aber Ihr Franzosen habt ja öffentlich sogar Euren angestammten König geköpft.“ Und sagt ihm, eben so ruhig:, Rußlands Feind ist unser Feind; ist der Feind aller Slaven. Denn die Russen sind unsere Brüder und von ihnen, die dem selben Stamm und dem selben Glauben angehören, erwarten alle Slaven das Heil/Noch giebt Napoleon die Hoffnung nicht auf. Warum, fragt er, »reden Sie mir nie von den Montenegrinern? Nur sich da nicht steif und hochmüthig zeigen! Man muß Agenten hinschicken und die Volksführer versöhnen. "Daß es nicht gelang, vergißt er nicht; noch 1811 schreibt er, der doch von der Feindschaft größerer Mächte



bedroht ist: «Ich mutz, früh oder spät, die Macht des montene-frischen Bischofs brechen." 1813 v<sup>^</sup>rtreßbt Peter, dem freilich die ^Zritenflotte hilft, die Franzosen aus den Bocche diCattaro; wird Don den Oesterreichern aber gezwungen, den lange sehnlich be-gehrten Zugang ans offene Meer wieder herauszugeben. Trotz dem Widerspruch der serbischen Kattaresen, die, als Bertrand, Bo-napartesStatthalter inIllyrien,nach denNiederlagen der Großen Armee zum Rückzug genöthigt war, einstimmig die Einverleibung in dieTschernagorageforderthatten.WoRom,Byzanz, Venedig, Normannen und Serben, Magyaren und Franzosen geboten, herrscht seit 1814 wieder Habsburg«Lothringen. Dicht unter dem fast achtzehnhundert Meter hohen, von Montenegro heute stark hefestigtenLowtschengebirg, dessenBatteriendieStadt,denKriegs-hafen, das ganze Becken von Kattaro unterFeuersgefahr halten. Wer die Schlangenwindungen der Bergstraße, hinauf, hinab. Kreide und Humusoasen, hinter sich hat, sieht das Dorf Njegos, die Geburtsstätte derDynastie. ZwölfGriechenkirchen: auf jefünf-zigEinwohnereine. Hierwurde, in einem Bauernhaus, von einer Bäuerin, die Eier und gehacktes Buchenholz über den felsigen Lowtschen auf den Markt von Kattaro schleppte (und deren En- kelin jetzt die Krone des Königreichs Italien trägt), dem Dorf- schulzen Mirko Petrowitsch am siebenten Oktober 1841 derKnabe Nikola geboren, der nun König von Montenegro heißt. Auch Cetinje, die Residenz, die ein hoher Schwarzer Berg von Nje- gos trennt, ist nur ein großes, sauberes Dorf, das, in einerFels» thalmulde, rings um das 1478 erbaute Iwanskloster entstan- denist.DasLiribi.dieHammelfleischhölleeuropäischerDiplomaten, die, wenn sie nach des Tages Last und Hitze Erquickung suchen, vom Belvedere (beiRjeka) auf denSkutarisee niederblicken. Alle Noth der armen, tapferen Tschernagorzen wird ihrem Auge dort sichtbar. Der guteBoden der Ebene vonSkutari: gestern türkisch morgen vielleicht einem KönigreichAlbanisnunterthan. Kattaro: österreichisch. Als 1876 Franz Iosef die ihm zur Ehre auf dem Lowtschen geschichtetenHolzstöße ihrenFlammengruß ins Becken hinabsenden sah, sprach er zu demFürstenderSchwarzenBerge: «MemHerrBruderwohnt da rechthoch." Undhörte'ausNikolas fiinkemMunde die Antwort: «Die Türken nahmen mir dieErdc, Z>ie Osterreicher das Meer; nur der Himmel ist mir geblieben."



1« Me Zukunft,  
Damals hatte derFürst dem Kaiser fürdiplomatischeUnter»  
stützung im Kampf gegen den Türkendrang zu danken; und sein  
Generalissimus Martinowitsch sagte dem (mit dem Kaiser aus  
Venedig nach Kattaro gekommenen) Freiherrn von Beck, Monte»  
negro sei bereit, einem in die Herzegowina einrückenden öfter»  
reichischen Corps dieFlanke zu decken, und schloß den Antrag mit  
der alten Formel: »Wir Tschernagorzen sind klein an Kopfzahl,  
doch groß an Willenskraft." Solche Stunden austro»montenegri»  
scherFreundschaftwaren aberselten. Fast immer galt in der Stein»  
wüste der Schwarzen Berge neben dem Türken, den er seitMet»  
ternichsZeit begünstigte, derOesterreicheralsderErbfeind.wider  
den nur Rußland das Karstvölkchen schützen könne. Als Danilo,  
der Neffe des zweiten Wladika Peter, aus dem Bisthum ein  
Fürstenthum machen und denTitel Gospodar annehmen will, er»  
bittet er,1851^vondemZarenNikolaiPawlowitschdieErlaubniß.  
Dessen Gunst verliert er, weil erim Krimkrieg neutral bleibt; wird^  
in Paris aber, 1857, von Louis Napoleon ungemein gnädig em»  
pfangen und, da er, nach seinem Sieg beiGrahowo (den die Ge»  
birgsbarden als dieRache fürs Amselfeld preisen), von dertürki»  
schenlleberzahlbedrängtist, durch Frankreichs Geschwader ander  
Adriaküste, durch Frankreichs Intervention in Konstantinopel un»  
terstützt. Im Sommer 1860 mordet ihn inKattaro einAlbaner.Auch  
seinNcffe und Nachfolger, der auf dem pariser Lyceum Louis»le»  
Grand erzogene Nikola, siehtsich zunächst aufFrankreichsHilfe an-  
gewiesen. Rußland hat, als Omer Pascha in die Tschernagora ein»  
bricht,mit denPolenzu thun.Palmerstons England stellt sich auf die  
TürkenseiteundderFriedeoonSkutarierspartdemvonLouis Na-  
poleon begünstigten Ländchen zwar die Rückpferchung ins loch^  
giebt aber dem Sultan das Recht, auf montenegrischem Bodeir  
Festungen zu bauen. Ehe es zur Ausführung kommt, hat Frank»  
reich den «Tirolern des Balkans" Weizenund Mais geschickt; hat  
der Minister Fould eine Loterie genehmigt.aus derenErtragNiko»  
la dieDarbenden speisen,neue Flinten und Munition kaufen kann»  
In dem Türkenkrieg, der im Juli 1876 beginnt, führt er wider die  
Mondsichel den ersten, den letzten Streich. (26 066 Montenegriner  
wehren 117600 angreifende Türken ab, töten 18000, verwunden,  
23000, nehmen 4606 in Gefangenschaft; ihr eigener Verlust ist:  
1366 Tote, 3466 Verwundete, ein Gefangener.) Und lehrt Ruß»



Skutari.  
Zand das kleineKriegervolkrichtig schätzen. Dem wird imFriedens-  
vertrag von San Stefano, well Ignatiew darauf besteht, nicht  
nur bosnisches und albanisches Land und als Ostgrenze der Lim»  
fluß, sondern auch Skutari zugesprochen. Das nimmtihmderBer»  
liner Kongreß wieder; giebt ihm aber, außer herzegowzischenBe-  
zirken und einem Theil des Skutariseeufer, den AdriahafenAnti»  
vari und, am oberen Lim, Gusinje und Plava. Mehmed Ali, der  
Zweite türkische Bevollmächtigte,protestirt: » Von musulmanischen  
oder katholischen Albanern bewohnte Landstriche den Montene»  
grinern auszuliefern, wäre im höchsten Grade ungerecht." Noch  
im selben Jahr wird er, in Diakowa, von Albanern getötet. Der  
mit Osmanengold gestiftete und genährte Albanerbund hindert  
Nikola, bis an, den oberen Lim oder ins Gebiet der katholischen  
Stämme seine Herrschaft zu dehnen. 1879. Europa ist fürMonte»  
ncgro und gegen Albanien. Flottendemonstration vorDulcigno;  
Drohung, der Türkei, wenn sie nicht schnell für Montenegro Sorge,  
Smyrna zu nehmen. Am sechsundzwanzigsten November 1880,  
fast dreißig Monate nach dem Schluß des berliner Kongresses,  
wird Nikola endlich, durch Europens Gnade, von dem ihm ab»  
gezwackten Limgebiet entschädigt: im Hafenbczirk von Dulcigno  
darf er, wie am Ufer des Skutarisees, seine Flagge hissen und  
herrscht nun vom Lowtschen bis an die Bojanamündung. Ueber  
Krieger. Jeder Tschernagorze ist vom achtzehnten bis ins sech»  
zigste Lebensjahr wehrpflichtig, jeder will Soldat sein; Acker»  
bestellung, Lastträger«, Handel ist Weibersache. Der Mann  
verdingt sich, wenns sein muß, als Steinklopfer; athmet aber  
auf, sobald der Feldherr ihn zu neuem Kampf ruft. Seit 1879  
hatte er nur noch in Scharmützeln gegen Albanerbanden gefoch»  
ten. IstNikolai in Sanftmuth bekehrt? Im Jahr 1883 besucht er,  
von dessen junger Hand so viele Türken fielen, den Sultan im  
Vildiz Kiosk. Fünf Jahre danach scheint seine ganze Sorge der  
Einfü h rung des (imWesten laut gepriesenen)Bürgerlichen Gesetz»  
buches zu gelten, das, im Auftrag des zweiten Zaren Alexander,  
der aus Ragusa stammende russische Staatsrath Bogischitsch den  
Tschernagorzen geschenkt hat. 1963 gewährt er dem Land eine Ver»  
fassung und Volksvertretung. 1997 wird er in Berlin vom Kaiser  
empfangen, sieht den österreichischen Admiral Montecuccoli als  
Gast bei sich und schickt, den Erzherzog Franz Ferdinand zu begrü»



142 Die Zukunft,  
ßen, seinen Acltesten nach Dalmatien. Während des Zweikampfes zwischen Aehrenthal und Iswolskij fürchtet er, wem Krieg, dessen Ausbruch sicher scheint, im Rücken von den Albanern angegriffen zu werden. Sein Konsul hat aus Skutari gemeldet, Oesterreich werbe die albanischen Malissoren nicht nur mit Gold, sondern auch mit dem Versprechen, ihnen nach dem Sieg Dulcigno zurückzugeben. Von Gewissensskrupeln war Mirkows Sohn nie geplagt. Er läßt einen Malissorenhäuptling nach Cetinje laden und wie einen Fürsten bewirthen; und schickt, in den letzten Märztagen des Jahres 1909, den Feldmarschall Wukotitsch nach Skutari, wo er also spricht: »Ein aufgezwungener Kampf wird uns den Türken, den größten Helden der Weltgeschichte, verbündet finden. Unter den geeinten Zeichen des Kreuzes und der Mondsichel werden wir den Sandschak und unser Bergland vertheidigen." Gegen Oesterreich: im Allslavenbund mit der Türkei. Italien und die Triple Entente erwirkt die Befreiung Antivaris von österreichischer Vormundschaft. Am Neujahrstag 1910 kann Nikola dort den französischen Contreadmiral Pivet «als ersten Gast in dem freien Hafen" und als Kommandanten eines stattlichen Geschwaders begrüßen. Im August feiert er seine Goldene Hochzeit und krönt sich zum König. Hussein Hilmi Pascha vertritt bei diesen Festen den Sultan. Der wird zwei Jahre danach von Nikola angegriffen. Am dreiundzwanzigsten April 1913 hebt Montenegros Wappenbildadler sich über die Wälle von Skutari. Und der Be» fehl über die Stadt wird dem selben Marschall Wukotitsch anvertraut, der vier Jahre zuvor dort sich den Türken verbrüdet hat. Skutari ist eine albanische Stadt, in die ein Slavenhäuflein eingewandert ist. Noch reiner prägt das Albanerthum sich in der von den katholischen Hoti und Grudi besiedelten Stadt Diakowa aus: die dennoch, auf Rußlands Wunsch und, leider, auf Deutsch» lands drängenden Rath, den Slaven zugesprochen worden ist. Fordert irgendein Lebensinteresse Oesterreichs, daß Skutari den Tschernagorzen gesperrt werde? Nein. Graf Berchtold könnte sich erinnern, daß sein Kollege San Giuliano die Schulkinder in Skutari die italienische Königshymne singen und der Majestät Victor Emanuels Hochrufe schmettern hörte; daß die uralte Sko» dm der Illyrer heute Italiens albanischer Hauptmarkt (auf dem Oesterreichs Absatz schnell sinkt), der sicherste Ankergrund römischer Hoffnung auf die Umklammerung der Adria geworden ist.



Skutati.  
Italien weiß, warum es, so gern sein Volk dem Vater der Königin jedeMqchterweiterung gönnte, sich für ein selbständiges Albanien einsetzt. Oesterreich, das doch nun einmal kein deutscher Staat ist, könnte eines nicht fernen Tages bereuen, daß es nach Skutari und San Giovanni diMedua den Slaven nicht lieber als den Italienern den Weg geöffnet hat. Ehre steht auf dem Spiel. seitzwischenPetersburg undWienderPaktDiakowa-Skutari geschlossen wurde? Mag sein. Jeder redliche Freund Oesterreich« Ungarns muß aber wünschen, daß die ehrwürdige, doch im Inner» sten nicht ganz wetterfeste Monarchie nicht, wie vonPiemontaus Italien undvonPreußen ausdemDeutschenBund,voneinerslgvo-italischenKoalition ausderBalkanzukunftgedrängtwerde.Die gerühmte »Verständigung" mit Rom, die alte Wünsche Italiens der Erfüllung nähert, verleitet in ein neues Schleswig-Holstein und belastet, um die Serben Peters und Nikolas abzuhalten, das Grundbuch der östlichen Adriaküste mit einer italienischen Hypo» thek. Oesterreich-Ungarn hat Grund genug,sich aus dem londoner Konzert zu lösen; hat Kraft genug, ehe die letzte Gelegenheit ihm entgleitet, das vom Irrthum Verlorene zurückzuerobern. Aber es müßte zu stolz fein, um für Albanernester, zu klug, um für eine Negation (»Skutari nicht den Montenegrinern!") zu fechten: statt für seine Position auf dem Weg nach Saloniki. Da es nicht wünschen kann, daß Wuth oder Hunger die Tschernagorzen zum Anschluß an das Königreich Peters treibt, bleibt ihm nur die Wahl, die Serbenmacht zu brechen oder sich zu befreunden. Zum Verhängniß müßte ihm werden, wenn es aus der Türkenmasse nur den Haß aller Rajahvö'lker heimbrächte und dem Weißen Zaren noch einmal auf denThron der Slavenhoffnung hülfe. San Giuliano, der den Schwiegervater seines Königs nicht bändigen darf, überließe dieses undankbare Geschäft gern einem österreicher» schen Armeecorps. Dessen Sieg brächte der inRacconigi geweihten Politik italo-russischer Balkaneintracht reichen Ertrag: den Oesterreichern, die sechs Monate lang jedem Starken nachgiebig waren, den Ruf des kleinlich grausamen Bedrängers der Schwächsten und den AUslavenzorn, der das lockere Reichsgefüge zerfressen muß. Glaubt Oesterreich, sich zu Entschluß und Handlung fähig zeigen zu müssen, dann mag es, statt Italiens Büttel und Wegbahnerzu werden, im Sandschak den zwei Serbenstaaten die Möglichkeit der Einung vermauern. Skutari? Eines Pyrrhus Sic«



Die Zukunft,  
Die polnischen Bauern. \*)  
Vierbändiger Roman ist nichts für die an die rasende  
Flucht wechselnder Wandelbilder gewöhnten Hirne von heute.  
Aber die „polnischen Bauern“ sind auch kein Roman, obwohl von  
einer Romanfabel durchflochten, die nichts spezifisch Polnisches  
hat, da sie im Bauernleben aller Länder nicht selten spielt: der alte  
Witwer heirathet eine junge Frau und entzweit sich dadurch mit  
seinen erwachsenen Kindern; daß ein verheiratheter Sohn einer  
der Liebhaber der schönen Stiefmutter ist, komplizirt den Fall.  
Aber die novellistischen Episoden haben Bedeutung nur als Be-  
standtheile einer Schilderung des polnischen Bauernlebens; sie  
ist von überzeugender Naturwahrheit. Wir sehen sie leibhaftig vor  
uns, diese Bauern eines Dorfes in Russisch-Polen, wie sie in den  
vier Jahreszeiten kümmerlich leben und mühsam arbeiten. Wir  
beobachten ihr Thun und Treiben, beinahe jeden ihrer Handgriffe  
in Haus und Hof, in Stall und Scheuer, auf dem Acker und im  
Wald; ihr intimstes Familienleben und ihre Seelen liegen aufge-  
deckt vor uns. Bei aller Armsüligkeit und Mühsal kein Stumpf-  
sinn, keine Verkümmernng: Menschen voll Feuer und Geist, mit  
reicher Phantasie begabt, sangesfroh, jede Arbeit mit einem Liede  
begleitend, wilde Tänzer, gegen Rothe, gegen Widersacher zorn-  
müthig aufbegehend, in der Leidenschaft jeder Unthat fähig; mit  
einem grausigen Kollektivverbrechen, einem Akt der Lynchjustiz an  
der Heldin des Romans, schließt der letzte Band. Diese Menschen  
denken nach über die Ereignisse und über ihre eigene Lage. Sie ,er-  
kennen, daß sie von den Adeligen zu Revolutionen aufgehetzt und  
dann im Stich gelassen werden; auch dem Pfarrer stehen sie, bei  
aller Frömmigkeit, kritisch gegenüber. Sie beklagen ihre Unwissen-  
heit; gern würden sie Opfer bringen für eine Schule, aber gegen  
die russische, die man ihnen aufdrängen will, sträuben sie sich:  
wenn die Gans brüllen wird wie ein Ochs, werden wir eine Schul-  
bezahlen, in der nicht unsere Sprache geredet wird. Den tiessten  
Eindruck hat auf mich das Walten des katholischen Glaubens in  
diesem Volke gemacht. Dieser Glaube versetzt die Seelen aus der  
drückenden, häßlichen Wirklichkeit in eine Phantasiewelt, in der  
sich die Heilige Geschichte und das Volksmärchen in Eins verweben.  
Dieser Glaube unterbricht das harte Alltagsleben mit Festen, an  
\*) Die polnischen Bauern von W. S. Reymont. I. Herbst. H. Win-  
ter. III. Frühling. IV. Sommer. Berechtigte Uebersetzung aus dem Pol-  
nischen von Iean Paul d'Ardeschah. Eugen Diederichs Verlag in Ien«/



Der Königssohn.

IIS

denen eine weihevollle Stimmung auch die Rohsten ergreift und schon das friedliche Familienmahl zur heiligen Kommunionfeier erhoben wird. Dieser Glaube erhält auch im Verbrecher noch das Gewissen lebendig, macht gütig gegen Menschen und Thiers und er» füllt das Herz des alten Bettelweibes mit einem Reichthum edler Gefühle, um den sie ein Morgan beneiden könnte. Ist es nicht ein trauriges Verhängnis;, daß zwei benachbarte Völker, die einander so schön ergänzen könnten, Deutsche und Polen, einander hassen? Palast zu EHebedze herrschte Bestürzung. Als die Großen des «W Reiches sich in des Königs Schlafgemach begeben hatten, um nach -Brauch und Sitte dem Lever beizuwohnen, lag der König erschöpft in Den Kissen und sein wie Ebenholz glänzendes Antlitz drückte Qual aus, Hie wulstigen Lippen zitterten, die breiten, unförmigen Hände streckten sich in kindischer Geberde ihnen entgegen.

Und doch näherten sich die Männer behutsam, langsam und Latzenhaft; die Furcht, die der König ihnen einflößte, schien nur noch zu wachsen, da sie ihn so seltsam verändert vorfanden. Dämmerung und Kühle herrschten in dem Gemach, das bunte Rolläden vor de? <Sluth des Tages schützten; die goldenen Sterne an der blauen Decke funkelten matt, das bizarre Blattmuster der Tapete verwirrte sich vor Den Blicken der Höflinge, die das Auge schweifen ließen, als halte es nicht dem Bilde Stand, das sich ihnen bot. Der schwarze Seidenman-4el, den Mancher von ihnen über den weißen Gewändern trug, knisterte. Der Athem dieser erschreckten Schaar ging fast hörbar, eine silberne Wanduhr, deren Zifferblatt mit zwölf Edelsteinen verziert war, tickte; sonst aber war jeder Laut verstummt, denn des Königs Lippen zitier» 4en immer noch, als vermöge er kein Wort hervorzubringen, und ga» Den ihm den Anschein, als wolle er vor diesen Männern in hilflose Thränen ausbrechen. Da plötzlich durchdrang die Stille ein dünner, schneidender Wehlaut, als rühre unkundige Hand an eine Biolinsaite, und nun erst erblickten die Höflinge ein mißfarbiges Etwas, das auf dem niederen Kissenlager kauerte, dem erhöhten Prunkbett des Königs zur Seite. Sie wichen zurück, doch heftig winkte der Herrscher sie heran, und als sie ihn im Halbkreis umstanden, gewahrten sie, daß es eine verendende Katze war, die neben dem König lag und mit bösen Augen nach ihnen blickte. Es schien ein Räthsel, wie sie hierher gelangt sein mochte, denn Allen war wohlbekannt, daß der Herrscher diese Thiers haßte, an die sich für ihn eine unheilvolle Prophezeiung knüpfte. So Neiße.

Karl Zeutsch.

Der Königssohn.



IIS Die Zukunft.

that sich nun auch Jeder hervor, die Katze zu entfernen. Sie faßten sie mit ihren Krückenstöcken an, daß sie zangengleich den zuckenden Thier» leib umschlossen, doch entglitt er und fiel schwer auf das Lager zurück. Langsam näherten sie Hände und Arme, aber wie toll schlug das Thier um sich und röchelte schauerlich auf. Da vergrub der König das Haupt und sah nicht, wie der oberste Nichter das Thier beherzt auf seinen. Schild hob und mit höhnischem Lächeln davontrug, wie auf einem silbernen Teller. Dabei flatterten die rothen und gelben Federchen seines Nacken» und Kopfputzes, daß Alle, die ihn sahen, nachher aussagten, ihnen schien, als sei eine Flamme aus des Königs Schlafgemach ge» drungen, die sich anschickte, das Reich in Brand zu stecken. Der König, aber verließ nicht mehr das Lager, weil er wußte, daß seinem Leben. Gefahr drohe, nun das Zeichen mit der Katze eingetroffen war. Er meinte, ihr zu entgehen, umschlossen ihn die vier Mauern seines Gemaches, vor dessen Thüren eine starke Wache aufzog. Auch nahm er kaum Nahrung zu sich aus Angst, Gift könne den Weg über seine Schwelle finden. Uebermannte ihn der Hunger und wurde die Lockung der aufgestellten Speisen zu groß, so befahl er seinenHöflingen, davon zu essen, beobachtete ihre Mienen und machte sich, ausgehungert und wild wie ein Thier, über die Reste her, die er ihnen entriß. Keinen gab es, den er nicht verdächtigte, ihm nach dem Leben zu trachten, denn Einer von ihnen mochte die Katze in den Palast geschmuggelt haben. Weil er die Männer, die er durch seine harte Regirung gegen sich aufgebracht wußte, ängstlich und feig geworden, jetzt nicht persönlich anzugreifen wagte, so hielt er sich an ihre Gefolgschaft. Und aus der Dämmerung der weißen Mosquitonetze, aus der sich des Königs Silhouette schattenhaft hob, drang manch eilig gefertigtes Todesurtheil in die Hallen und Höfe des Palastes, daß eis war, als sollte ein Wall abgeschlagener Köpfe des Königs Gemach vor Gefahr hüten. Der oberste Richter war der Vollstrecker dieser wahnwitzigen Urtheile, die sich häuften, daß im Palast kaum mehr eine Familie war, die des Königs Grausamkeit nicht traf. Scheinbar unbewegt, waltete er seines Amtes, aber als der Geruch des Blutes das Volk zu erhitzen begann, auf hohen Hölzern am, Marktplatz und vor den Thoren die Geköpften zu Dutzenden zur Schon standen, dieAasgeier wie eineWolke überoerStadt schwebten, da wußte er seine Stunde gekommen, mit entblößtem Schwert drang er furchtlos und allein in des Königs Gemach und hieß ihn sein Lager verlassen. Und nun, in äußerster Gefahr, geschah Seltsames mit dem König. Die Feigheit fiel von ihm ab, wie die Decken, die seinen zitternden Leib umhüllt hatten. Sein Antlitz wurde starr und bewegungslos. Er erhob nicht einmal die Stimme, die seine Soldaten herbeirufen konnte. „Die Katze?“ forschte er, als schiene ihm Das allein noch wrssenswerth. „Die schaffte ich auf Euer Ruhelager“, entgegnete lächelnd der oberste Richter. Der König nickte und wandte sich mit einer trägen und gleich» giltigen Bewegung dem Fenster zu, als wolle er nicht dem Mann in das Gesicht schauen, der nun an ihm Gericht übte. Dabei streifte sein



Der Königssohn. 14?

Blick die silberne Ahr. Dieses moderne Erzeugnis;, Geschenk eines europäischen Herrschers, schien plötzlich sein Interesse zu wecken; er hob nochmals den Blick und gewährte, daß die Spitze des Zeigers auf einen blutrothen Rubin wies. In diesem Moment sank er, im Rücken getroffen, zu Boden. Als die Leute zuströmten, des Königs Leichnam hoch zu heben und sich sonst noch zu schassen machten, um die Spuren der Bluthat zu tilgen, thaten sie demüthig und unterwürfig gegen den Mann, den sie des Königs Mörder wußten; denn sie meinten, er würde sich, kraft seiner That zum Herrscher aufwerfen. Aber der oberste Richter schritt ins Frauengemach, zerrte unter dem Gezeter der Weiber den jungen Sohn des Ermordeten vor das Volk und hieß es feinem König huldigen. Der -Knabe an seiner Hand war nur die sanften, thierischen Liebkosungen der Frauen gewöhnt, blickte zu Boden und wußte nicht, was diese Schaar, die heulte und brüllte und bei seinem Anblick vor Freude rasend zu werden schien, von ihm wollte. Er spielte mit den bunten Kugelchen, an denen er einen Kompaß um den Hals trug, wenn er den schlanken Hals wie ein Reh und endlich schlug er die Hände vor das Gesicht, als schämte er sich der Dreistigkeit der vielen Blicke, die auf ihm ruhten. Aber vollends diese Geberde erschien dem Volk, das unter argem Druck geschmachtet hatte, liebenswürdig und hinreißend. Alle strömten herbei. Jeder wollte den jungen König sehen, an den er tasten und sprechen hören, bis das Kind verschüchtert ihnen entschlüpfte. Schutz suchend vor dem Unbegreiflichen, das die Leute mit ihm vorhat-ten, war es nach des Vaters Gemach geflohen, das es nur selten betreten hatte, und schmiegte sich verstohlen in einen der langen weißen Vorhänge, die von dem Betthimmel hingen. Und weil der Vater ihn nicht davonwies und auch mit keinem Wort wehrte, sondern stumm und still auf dem Lager ruhte, begann der Knabe, Vertrauen zu fassen und zu dem Vater zu plaudern. Es machte ihn stolz, daß Der so geduldig lauschte; er kramte allerlei Dinge hervor, worüber die spielenden Weiber nicht Bescheid gewußt hätten, that auch manche Frage dazwischen. Daß der Vater schwieg, beirrte ihn nicht, sondern muthete ihn nachdenklich und feierlich an, da er das Lärmen des Frauenhauses gewöhnt war, wo den Tag über ununterbrochen geschwatzt wurde, Musikdosen und Orchestrions spielten und zahme Vögel betäubend krächzten. Auch kam es ihm nicht in den Sinn, daß der Vater schlafe oder tot sein könne, denn wie die Priester auf eine seltsame dreieckige Zeichnung wiesen, die sie Gottesauge nannten und von dem sie aussagten, es durchdringe die geheimsten Gedanken, meinte der Knabe bei sich, auch sein Vater, von dem Blut- und Heldenthaten im Munde der Frauen kreisten, besitze wunderbare und machtvolle Kenntniß von Allem, was sich abspielte, und hinter der weißen Gardine, die er nicht zu verrücken wagte, glaubte er des Vaters mächtiges Auge gottgleich auf sich und Aller Thun gerichtet. Und eben, weil der Vater, vor dem er, wie die Anderen, unbändigen Schrecken empfand, seinem Redefluß nicht wehrte, wuchs und wuchs des Knaben Freude, er empfand stolz und stark die



Die Zukunft.

Gemeinsamkeit mit dem Höchsten im Land und fühlte zugleich solch eine süße Liebe in seinem Herzen für den Vater, daß ihn dieses Gefühl seltsam betäubte. Das Blut kreiste lebhafter in seinen Adern, die Augen glänzten und das wollige, runde Haupt lehnte sich vertrauensvoll an die Gardine, als schmiege es sich in des Vaters Umarmung. Als er so benommen saß, denn die Uebermacht der Empfindungen hatte seine flinke Zunge endlich zum Verstummen gebracht, öffnete sich die Thür: und in das stille Gemach ergoß sich ein Menschenstrom. Zors, der Knabe, drückte sich tiefer noch in sein Versteck; da sah er, wie diese Meute sich an den König heranmachte, die Gewänder ihm vom Leib thaten, ihn in Tücher und Binden wickelten, ohne daß er sich wehrte. Und jetzt erst begann er, nicht zu fassen, warum der König schwieg; auch zu leinen schwieg. Oder spielte sich etwa eine Ceremonie ab, von der er nicht Kenntniß besaß? Er streckte sich auf den Fußspitzen, schob die Gardinen auseinander, die er umkrampft hielt, mit tiefen Athem» stößen hob sich seine Brust, daß die Kompaßnadel an seinem Hals wirbelte, und nun sah er gerade in das Antlitz des Toten. Der Knabe schrie gellend auf und stob wie ein Pfeil durch die Reihen der Männer, die sich vor ihm theilten.

Drei Tage und drei Nächte fand man den Königssohn nicht. Da» mit das Volk nicht murre und sich erhebe, sorgte man, daß die Nachricht seines Verschwindens nicht aus dem Palast drang. So suchten sie nach ihm erst, wenn Mitternacht war und Schlaf die Stadt umfängen hielt. Da huschten sie aus heimlichen Pforten, hielten die Sackeln in Thonkrügen verborgen und leuchteten vorsichtig die Wege ab, die in die Weite führten, durchsuchten die Euphorbiengebüsche und stiegen in die Höhlen hinab, in denen sie, eine Beute der Raubthiere, die Reste des königlichen Knaben zu finden meinten. Als aber der dritte Tag sich neigte, der rasche Uebergang zur Nacht sich vollzog und das Kreuz des Südens an dem Firmament aufflammte, stand Zors mitten im Frauengemach, wo die Weiber auf den Teppichen hockten, während häßliche Buhalosklavinnen in ihrem Rücken Fächer an langen Seilen bewegten. Die Weiber stoben empor wie ein Flug bunter Vögel, drängten sich schnatternd an den Wiedergefundenen, überhäuften ihn mit Zärtlichkeit; plötzlich erinnerten sie sich, daß dieses Kind nun ihr König sei, warfen sich zu Boden und spähten demüthig zu ihm empor, während die Zärtlichkeit, die in ihren Zügen stand, sich blitzschnell in einen lauernden Ausdruck von Verschmitztheit wandelte. Des Knaben Mutter trug schwarzgefärbte Gewandung und war zarter und edler gebaut als die anderen Frauen. Ihr junges Antlitz mit dem sanften Blick war beinahe hübsch zu nennen, sie sah wie des Kindes ältere Schwester aus; scheu und hilflos stand sie fern, als wage sie aus irgendeinem Grund nicht, sich dem Sohn zu nähern. Aber Zors schritt über die Anderen hinweg auf sie zu. Alle erhoben sich mit halbem Leib und die Buhalow weiber zogen die Schnüre der großen lautlosen Fächer und lauschten nach Kräften, was der Knabe sagen werde. Da klang seine



Der Königssohn.  
Stimme, die sie Alle kannten wie das Knurren ihrer Aeiffchen unddaK  
Krächzen der buntgefiederten Vögel, die frei über ihren Köpfen flat-  
terten, die sie kannten wie die Sprache des Windes in den Granat-  
apfelsträuchern und das Surren der rosarothten Heuschreckenschwärme,  
die wie Schneewolken von den Bergen kamen und über ihre Dächer  
strichen. Aber es war des Knaben Stimme kaum mehr. Sie war hart  
und schrill geworden, daß die meisten Weiber erschrocken auf ihren  
Knien verblieben und die anderen die straffen Punkaschnüre leer in  
den Händen spielen ließen.  
Der Knabe trat beinahe drohend an seine Mutter heran und-  
fragte: „Wer hat meinen Vater, den König, getötet?" Und Alle wus;»  
ten, daß es der oberste Richter war; weil aber des Königs Witwe in  
ihrem Blute Schwäche für den kühnen Mann trug, den sie sich, ehe  
ihre Witwentrauer abgelaufen war, zum Gatten erkiesen würde, so  
schwiegen die Weiber und des Knaben Mutter entgegnete: „Blume, die  
aus meinem Herzen sproß, gieb Dich zufrieden und trachte nicht, Rache  
zu nehmen! Dein Vater erlag einem hitzigen Fieber. Auf seinem  
Prunklager ist er gestorben. Hast Du ihn nicht mit den dunklen Ster-  
nen Deiner eigenen Augen ruhen gesehen?" Und hastig fügte sie noch>  
hinzu: „Lag ein Schwert auf der Schwelle und sahst Du Blut aus des  
Königs Wunden fließen?" Da hob sich die kleine schlanke Gestalt der  
Königin zuversichtlicher; ihre Weiber aber neigten sich, weil sie Freude  
an der Lüge hatten und allen ein grinsendes Lächeln im Antlitz stand.  
Der Knabe entgegnete nichts mehr. Doch stahl er sich aus dem lauen,  
duftenden Frauengemach und betrat den Gebäudeflügel, den der Va»  
ter bewohnt hatte. Unruhig wanderte er im Schein einer europäischen  
Moderateurlampe in dem Sterbezimmer auf und nieder, als suche er  
nach den Spuren des vergossenen Königsblutes, und als seine Glieder  
ihn nicht mehr trugen (denn in den drei Tagen und Nächten war er  
wie das gehetzte Thier durch die Weite gestreift), warf er sich auf die  
Galla und entschlummerte. Aber vor des Knaben Thür kauerte die  
Mutter, die Angst hatte und sich sorgte um ihr Kind und auch um den  
Mann, der viel bei ihr galt.  
Am nächsten Tag war die Bestattungfeier, der Zors mit gerun-  
zelter Stirn beiwohnte, als ahne er, man verberge ihm ein Geheimniß.  
Priester in goldenen Mänteln, die bis an ihre nackten Füße reichten,  
hielten Prunkschirme über die Bahre, Weihrauchdampf und der Schall  
einer grellen und betäubenden Musik hüllten alle Geschehnisse in My-  
stik und Verworrenheit. Als man die Leiche in das Steingrab gesenkt  
und weiße Tücher über die Fliesen breitete, die in flatternder Bewe»  
gung gehalten wurden, um den bösen Blick von dem Toten zu bannen,  
schien es, als schwänge sich friedlich und schön ein Flug von Tauben  
aus Dunst und Lärm zum Himmelsblau empor. Nach der Bestattung  
zog sich der junge König wieder in des Vaters Gemach zurück und Kei-  
ner durfte ihm nahen. Manchmal saß er in Thränen und oft brütete  
er finster vor sich hin. Denn daß ihm der Vater genommen war, daß



Die Zukunft.

er nicht mehr lebend vor ihm lag, als sein Herz laut und sehnsüchtig zu ihm gesprochen, erfüllte ihn mit, tiefer Trauer. „, , , ,

Die Höflinge sahen den seltsamen Gemüthszustand des Knaben mit Sorge, denn niemals noch hatte man Aehnliches an einem von ihnen beobachtet; nur von dem Erbfeind, den Engländern, ging die Kunde, sie wüßten sich oft so in Melancholie zu versenken, daß diese einer Krankheit glich. Sie meinten aber, man müsse nur eine Weile Geduld üben; auch hegten sie, so schwach und hilflos er schien, irgend» wie eine geheime Angst vor dem Erben eines Königs, der sie in harter Faust gehalten. Plötzlich und mit Ungestüm konnte der tote König in seinem Sohn erwachen.

Dem Volk verbarg man, was sich im Palast abspielte.,Ihm wurde gesagt, der junge König habe sich zurückgezogen, um weise Ueberlegung zu pflegen, wie es einem Nachkommen Salomons gezieme (eine Abstammung, deren sich das Geschlecht ihrer Könige rühmte); er bedenke die große Aufgabe, die ihm bevorstand, seine einzige Erholung und Zerstreuung bilde das Spiel mit Zinnsoldaten; täglich liefere er den Engländern mörderische Schlachten, Helden» und Kriegsthaten würden dereinst seine Regirung zieren.

Unterdessen flatterten die Zügel der Verwaltung. Die Königin verstand nichts davon und war vollauf mit der Leitung eines Hotels beschäftigt, das sie in der Stadt besaß und das ihre Einkünfte mehren sollte. Ihr Günstling dagegen mied den Vordergrund. Sein Plan, sich des Reiches zu bemächtigen, war listig und weitsichtig angelegt; er harrete, bis man ihn selbst in Drang und Noth berufen würde. In die» ser Zeit nun faßten die Fremden festen Fuß in der Stadt. Die An» sässigen erwarben käuflich Land, was ihnen zuvor verwehrt worden war, Handelsverträge wurden geschlossen, die Zölle in laxer Weise ein» gehoben, so daß ein Zuströmen von allerlei Handelstreibenden erfolgte und ein Ring von Europäern sich immer enger um die schwarze Be» völkerung schloß. Das Volk ließ es bedrückt geschehen, denn es wußte keinen Führer wider die Feinde, es lebte mühsälig und argwöhnisch dahin, seine Frauen bekränzten sich nicht das Haar und die Männer feierten keine Gelage. Das Hotel und Kaffeehaus in der Stadt wurde von den Eingeborenen gemieden und ihr Freudenruf: „Iilililil“, der manchmal Nächte lang zu hören war, wie das Zirpen der Grillen, und das Gurren der Holztauben, war nun verstummt.

Im Palast begann sich eine Partei zu bilden, die dem obersten Richter und seinem heimlich gewonnenen Einfluß feindsälig gesinnt waren. Sie bemühte sich, die Melancholie des Königs zu bannen. Da ihr der Zutritt in das einzige Gemach, das den Knaben umschloß, im» mcr noch verwehrt blieb, sandte man seine Mutter zu ihm. Erst weinte sie mit ihm, weil ihr Herz voll Sorge war, oder einfach, weil sie seine Thronen fließen sah; dann schmeichelte und spielte sie um ihn herum, that in der Einsamkeit die Trauergewänder ab und hüllte sich in bunte, 'leuchtende Stoffe, die ihr wohlgefielen, tanzte, zwitscherte nnd blies auf



Der Königssohn.

151

Z>em elphenbeinernen Pfeifchen, das ihr vom Hals hing. Alles, wie sie sagte, um den Trübsinn von der Stirn ihres Kindes zu scheuchen. Er aber blickte kaum nach ihr hin. Hierauf führten sie des verstorbenen Königs Leibroß an den Fenstern des Gemaches vorbei. Während der Leichenfeier sollte es hingeschlachtet werden nnd schon saß ihm ein Streich in dem Nacken; das Thier bäumte sich hoch auf im Schmerz und mit jedem seiner silberbeschlagenen Hufe zerschmetterte es den Schädel eines der Schwarzen, die es hielten. Sein Auge flammte und Dampf entstieg den Nüstern wie eine Rauchsäule. Da hatten sie von ihrem Vorhaben abgelassen und das Thier blieb am Leben. Als es an des Königs Sterbegemach vorbeigeführt wurde, wieherte es heftig. Da zeigte sich das schmale, verweinte Antlitz des Knaben am Fenster; und plötzlich begehrte er, daß man das Roß für ihn saddle. Er ritt davon in ^Begleitung nur eines geringen Dieners, der seine Waffen trug. Aber auf den flachen Dächern des Palastes sammelten sich dessen Bewohner und blickten, wie nach einem Wunder, das sich begeben, nach der schlan» ken dunklen Silhouette des Kindes, das sich auf dem Schimmel eilig entfernte. Sie verharrten Stunden lang auf ihrem Späherposten. Die Sonne sank in einen gluthfarbigen Himmel, dann klomm der Mond empor, das Wasser der großen Ströme rauschte durch die Nacht und hinter den Stadtthoren hörte man die Hyänen und Schakale heulen: Schon bemächtigte sich Angst der Leute, die sich immer dichter schaar» -ten und heftig gestikulirend nach dem Bergland der Ferne und dem Silbersaum der Wüste wiesen, als das Pochen der Hufe vernehmbar wurde. Der Knabe sprang vom Roß und in dem starken Mondschein konnten sie die breite Narbe am Widerrist gewahr werden, die einen ^Rubinengeschmeide glich. Sie konnten auch sehen, daß in des Dieners ^Angesicht fassungloses Entsetzen stand und des jungen Königs Züge traurig und gequält blieben wie zuvor. Und als sie seinen Begleiter zum Sprechen bewegten, was ihnen erst nach dringendem Befragen ge> lang, erfuhren sie, daß der Knabe sich von ihnen wenden und fliehen wollte und sein Roß deshalb zu immer behenderer Eile anspornte. Da hatte der schwarze Diener mit Aufbietung aller Kräfte die Verfolgung aufgenommen, das Roß, das wie ein großer schimmernder Vogel vor» ansauste, erreicht und dem Knaben bedeutet, er müsse sich vor dessen -Augen ins Schwert stürzen, würde ihm Uebles geschehen oder wolle er nicht in den Palast heimkehren. Iener hatte blos traurig und schwei- gend nach ihm geblickt und fügsam den Heimweg angetreten. Aber seitdem ritt er nicht mehr.

Nun versuchten die Höflinge ein letztes Mittel, solchen Wahn und Lauber zu zerstreuen. Sie wählten ein Weib, das in den Offenbarun- gen seiner Schönheit des Königs noch verschlossenes Herz einnehmen sollte. Es war älter als er, von fremder Rasse und kein jungfräuliches Meib mehr; aber in Verführungskünsten wohlbewandert, schamlos nnd klug zugleich. Die Frauen nöthigten sie in ihren Kreis, salbten ih- ren elphenbeinhellen Leib, daß er wie ein Gewürzschränklein duftete,



1S2 Die Zukunft.

und die Königin selbst streute Goldblättchen in ihr langes Haar. Ihre Hände zitterten bei dem Geschäft, daß die kostbare Zierath zum Theil auf den Teppich glitt; denn ihr Sinn war von Zwiespalt zerrissen. Sie wünschte nicht, daß ihr Sohn in Stumpfheit verharre; aber der Günstling sollte mit königlicher Macht an ihrer Seite gebieten, die nur ein Spielzeug war in der Hand eines thörichten Knaben. So blickte sie mit Mißtrauen zu der hochgewachsenen Fremden empor, die sich anschickte, ihr den Knaben zu rauben, und vielleicht einen erhitzten Mann ihrer Umarmung entließ, der Allen zum Unheil wurde. Als man dem Weib bedeutete, sie müsse sich hüllenlos dem König nahen, warf sie einen geringschätzigen Blick auf die Rathgeberinnen und barg, sich, so dicht sie konnte, in einen Mantel, der neben ihr lag. Es war ein Gewand der Königin. Und hoherhoben Hauptes schritt sie nach dem Gemach, das man ihr wies. Die Anderen, ihr im Rücken, flüster-ten hämische und boshafte Redensarten, obwohl Manche im Herzen ihr den Weg neideten.

Der König lag auf der Galla und that, als schliefe er, da er das Weib eintreten sah, das er dem Gewand nach für seine Mutter hielt. Die Fremde aber schritt unbekümmert heran und stellte sich, von der Gardine halb verborgen, auf den Platz, von wo das Kind zu seinem toten Vater gesprochen hatte. Dort verharrte sie regunglos; nur ihre. Blicke glitten wie sprühende Schwerter über den Ruhenden hin, daß er gleichsam Schmerz zu empfinden begann, blinzelte und plötzlich das Auge voll öffnete.

Und sie sagte: „Da ruht der Schwächling wie ein Saugpüpplein. auf dem Lager seines ermordeten Vaters..." Zors taumelte empor wie von einer Schlange gebissen. Höhnend fuhr das Weib fort: „Sei-nes Vaters Blut, das auf dieser Schwelle floß, ist ihm Haschisch und» Balsam zugleich; er träumt wie ein junger Sigwabaum, an dessen. Wurzeln schon das Feuer frißt, und weiß nichts davon." „Wer sagt, daß mein Vater ermordet wurde?" schrie der Knabe. Sie hob die Achseln: „Jeder, den Du befragen magst; nur Deine Mutter und den obersten Richter frage nicht, denn diese Beiden wissen. zu gut Bescheid!"

Da brüllte der König aufsaß es gräßlich und triumphirend zu» gleich klang. Denn alle Schwäche war von ihm genommen, Schaum stand ihm vor dem Muud, seine Augen schossen Wuth nnd die Haut an Gesicht uud Armen glänzte, als bräche aus allen Poren Schweiß. Und plötzlich war das Weib allein in dem Gemach. Doch ohne Reue sah sie ihre Beute scheiden. Sie hatte den König geweckt. Der Mann harrte noch ihrer und sollte ihr die Krone auf das Haupt setzen. Da hob sie die Arme, als senkte sich nun ein Geschick über sie herab, nach dem sie begierig langte, die Gewänder glitten nieder und hinge» rissen begannen ihre kleinen nackten Füße einen Tanz, lautlos wie der Flug der Schmetterlinge ...

Wien. Emanuela Baronin Mattl-LSwenkreuz,



Amerikanische Geschichte,  
!53

Amerikanische Geschichte.\*)

sollte inmitten des Volkes und des Lebens stehen. Sie hat nicht nur das stolze Amt, ruhmreiche Thaten und glücklich vollbrachte Pläne der Erinnerung zu erhalten. Sie soll auch belehren, soll Altäre errichten und auf ihnen die Leuchten der Erfahrung aufflammen lassen, auf daß sie beschritten« Pfade belichte und auch Bahnen, die zu betreten noch nie versucht wurde. Der Geschichtschreiber ist auch eine Art Prophet. Unsere Erinnerungen führen uns. Sie vermitteln uns die Kenntnis; unseres Charakters, lassen uns seine Stärke und seine Schwächen ermessen: und damit gewinnen wir eine Richtschnur für unser Streben, empfangen unsere Warnungen und unsere Fackeln der Hoffnung. Wir erfahren, welcher Art von Volk -und Nation wir angehören, und wir ahnen, welche Art von Menschen wir sein sollen.

Das offenbart sich nicht nur in den Geschichten der Nation. Der letzte Kern nationaler Geschichte ist die Lokalhistorie. Wenn\* Idylle nicht wahr wären, könnte es keine Epen geben, ^ und keine Vaterlandsliebe, wenn es keine Heimath, keine Nachbarn und keinen ruhigen Kreislauf der bürgerlichen Pflichten gäbe; ich für meinen Theil wundere mich nicht, daß gelehrte Männer, denen ein größeres Wirkungsfeld offen stand, auf dem alle Augen ihre Verdienste gewahrt hätten, doch vorzogen, ihr ganzes Dasein den eintönigen, verworrenen Chroniken irgendeines Landstriches zu widmen, wo es nichts gab als eine alte Kirche und ein armsäliges Dorf. Die Geschichte einer Nation ist nur die mit größeren Buchstaben geschriebene Geschichte ihrer Dörfer. Man wundert sich nur, daß viele Verfasser von Lokalgeschichten in ihrem Stoffe nicht mehr sahen, als sie zu erzählen suchten. In diesen alten Dörfchen, den Vorläufern der Städte, in diesen kleinen Gemeinden, die abseits stehen und doch ihr junges Leben der Nation darbringen, ruhen für wache Blicke Stoffe der Romantik und der Dichtkunst. Dort findet der forschende Blick Liebe, Werben um Liebe und das ernste Leben tiefer Hingabe. Wie viel Kraft, wie viel kühne Anstrengung waltete bei der Ausforstung der Wälder, wie viele Hoffnungen und wie viel Entdeckerfreude begleitet die erste Erforschung der nächsten Berge; wie viel Sehnsucht kam und ging mit den Schiffen drunten am Ufer, wie viel irdischer Stolz wirkte in dem Ehrgeiz der Gemeinde und wie viele göttliche Gedanken durchschwebten die Stille jener ländlichen Kirche! Den Werdegang vom Dorf zur Stadt konnte nur ein stetig wachsender Strom harter und zäher Bemühungen voll-\*) Fragmente aus dem Band „Nur Literatur; Betrachtungen eines Amerikaners“, der bei Georg Müller (in einer vom Herrn Hans Winand sorgsam und fein hergestellten Uebersetzung) erscheint und das Weltbild und das Strebensziel des Mannes entschleiern, der für das nächste Jahr fünf den Geschicken der Vereinigten Staaten präsidiert,



Die Zukunft.

enden: und dramatischer Kampf tritt in dieses stille Ringen, wenn die Anlage sich dehnt und wächst und Schritt vor Schritt sich zu Staaten erweitert. In den Fäden dieses Gewebes liegen alle tiefen Farben der menschlichen Geschichte verborgen, die lebensvollen Züge der Wirklichkeit und der Spiegel des Volksdaseins.

Lokalgeschichte kann in ihrer Schilderung gewiß tödtlich langweilig gemacht werden. Man hat oft das Gefühl, daß die Männer, die diese Art von Geschichte rekonstruieren, nur mit ausgedörrtem Material bauen; als wäre Das nöthig, um das Werk dauerhaft zu machen. Der Fehler liegt nicht im Stoff. Auch Nationalgeschichte kann schlecht geschrieben werden, wenn der Schreiber darauf bedacht ist, seinen Stoff gründlich auszutrocknen. Das ist vielleicht etwas schwieriger, weil es schwer zu vermeiden ist, in den Annalen nationaler Politik das Walten großer Kräfte zu verhüllen und Strömungen zu verwischen, deren Fluß vielleicht die Atmosphäre ganzer Erdtheile veränderte. Schon die Größe des Maßstabes giebt der Schilderung eine gewisse Würde und Getragenheit. Aber trotzdem bringen es Manche fertig, langweilig zu sein, wenn sie von Schöpfungen des menschlichen Willens sprechen. Die Abfassung lokaler Geschichte ist verhängnißvoll einfach. Manchen Ortsgeschichten fehlt jede Bedeutsamkeit; sie scheinen ohne Horizont und Perspektive. In der Geschichte jeder Gemeinschaft giebt es unzählige Ereignisse, belanglose Einzelheiten des Geschehens, die, sind sie einmal vorüber, keinen Menschen mehr angehen und mit Anstand in Chroniken beerdigt werden können. Die einzige lebensfähige Art von Lokalgeschichte ist eine, die mit offenen Augen geschrieben wurde, die einen Horizont und Perspektive besitzt. Manchmal mag es geschehen, daß in den Annalen einer kleineren Gemeinschaft irgendein seltsames Abenteuer beschlossen liegt, das auf diesem Schauplatz Anfang und Ende erlebte; aber Das ist ein seltener Glücksfall, der inmitten von Milliarden anderer Geschehnisse vereinzelt dasteht und vielleicht Anspruch darauf hat, für sich allein und um seiner selbst willen erzählt zu werden. In der Regel liegt die einzige und tiefere Bedeutung der Lokalgeschichte in dem Umstand, daß sie Theil und Glied eines größeren Ganzen ist. Sie gleicht einem Gästhaus an einer Landstraße, einer Station auf weiter Reise, Sie ist ein Punkt, den die Nationalgeschichte passirte. Die Menschheit hat dort Halt gemacht und kurze Zeit gerastet. Die Bedeutung der Lokalgeschichte im Verhältniß zur Nationalgeschichte ist die Bedeutung eines Theiles im Verhältniß zum Ganzen. Das Ganze kann ohne Theile nicht bestehen und kann nicht verstanden werden, wenn nicht auch die Theile verständlich sind. Lokale Geschichtschreibung untersteht her Nationalgeschichte nicht anders als jede Seite eines Buches dem Buche selbst. Auf keiner Seite wird man den ganzen Inhalt des Buches finden, aber jede Seite birgt einen Theil des Gesamtinhaltes. Selbst wenn die Geschichte einer einzelnen Gemeinde der Geschichte einer anderen Gemeinde genau gliche (was unmöglich ist), hätte sie ein Recht, zu



Wort zu kommen: und sei es auch nur, um die Geschichte der Nachbargemeinde zu bestätigen und sie als einen authentischen Theil in der Chronik der Rasse und der Nation zu beglaubigen. Die Alltäglichkeiten im Leben eines Volkes walten auch in den großen Elementen ihrer Existenz. Sie können in ihrem Wesen nie klar genug ergründet werden. Denn auf diesem Wege wird Geschichte zuverlässig und vermag einer dauernden Betrachtung Stand zu halten.

Die nationale Geschichte Amerikas zeigt ihr eigenes großes und weites Muster, das in seiner vollen Ausdehnung und Mannichfaltigkeit nur erkennbar wird, wenn der Stoff unseres nationalen Lebens in breiter Fläche und großem Maßstab vor uns ausgebreitet wird. Die Einzelheiten der Musterung aber, die individuellen Fäden des gewaltigen Gewebes werden nur in der Lokalgeschichte gefunden. Dort sieht man, in welcher Art die einzelnen Fäden in zarter Abtönung sich verschlingen, gewahrt die besonderen Feinheiten des Musters, sieht goldene Fäden neben baumwollenen, feine neben groben, Farbe neben Farbe. Das giebt der lokalen Geschichte Leben und Bedeutung. Und zugleich wird sie zu einem lehrreichen Prüfstein für ihren Antheil am Leben der Nation. Bei manchen Gemeinschaften finden wir eine restlosere und innigere Theilnahme am Nationaldasein als bei anderen. Um gleich ein Beispiel aufzugreifen: die Lokalgeschichten der Mittelstaaten der Union, die Geschichte New Porks, New Jerseys und Pennsylvaniens ist im Organismus der Nation ein wichtigerer Theil als die Geschichte der neu-englischen Gemeinschaften oder der verschiedenen Staaten und Landstriche des Südens. Ich weiß, daß Dies vielen amerikanischen Ohren wie eine Ketzerei klingen wird; ich weiß, daß ich damit der allgemein anerkannten Lehre widerspreche. Aber Anerkennung, wie allgemein sie auch sein mag, ist kein Beweis für die Richtigkeit einer Lehre.

Die nationale Geschichte der Union wurde zum größten Theil von Neuengländern geschrieben. Ihnen gebührt die Ehre, die ihnen zuerkannt wird. Ihre Gelehrsamkeit und ihr Charakter haben ihnen unter den großen Namen unserer Literaturgeschichte ehrenvolle Plätze gesichert; und kein gerechter Mann wird versuchen, ihren wohlverdienten Ruhm zu schmälern. Aber trotz Alledem haben sie unsere Geschichte nur von einem Standpunkt aus betrachtet. Von ihrem Standpunkt aus erscheint die ganze große Entwicklung Nordamerikas wie eine Ausdehnung Neuenglands. Alle anderen Elemente werden in dieser Darstellung an die Peripherie des großartigen Prozesses verwiesen, durch den der Puritaner die Entwicklung und Verfassung der Nation schuf. Der Puritaner ist es, der auszog und Länder eroberte; er ist der Held des Schicksals, der Typus und die Verkörperung eines auserwählten Volkes. Und ähnlich ergeht es dem Geschichtschreiber des Südens, wenn er seine Schilderung bis zum Höhepunkt führt: bis zu dem letzten Sturm und der letzten Bedrängniß in der Tragödie des großen Krieges. Ihm werden alle Ereignisse zu Bausteinen für



156  
Die Zukunft.  
eine Geschichte der Unterdrückung des Südens. Trotz der bedeutsamen  
Mitarbeit des Südens bei der großen Aufgabe der Bildung einer  
Nation, trotz der langjährigen Führung der nationalen Geschicke durch  
Kus dem Süden stammende Staatsmänner, trotz der Mitarbeit bei der  
Eroberung des Westens wurde der Süden stets übergangen, in den  
Hintergrund gedrängt, ausgeschlossen und vernichtet. Die Geschichte  
>der Vereinigten Staaten war, so lernten wir, von der Besiedelung  
Iamestown's bis zur Uebergabe von Appomattox nur ein einziger  
langwieriger Kampf um die Oberherrschaft, die zwischen Neuengland  
und dem Süden ausgetragen wurde; und das Ende dieses Kampfes  
kennt jeder. In diesen heroischen Tagen der Mühsal und der kühnen  
Thaten, da die Bevölkerung gleich einer Armee das Festland durch-  
zog und ihre Lagerstätten immer weiter vorschob, tobte unter allen  
Breitegraden nur Kampf. Er begleitete den großen Strom, folgte den  
leicht ansteigenden Steppen bis hinauf zu Schneegipfeln derRockies,  
wüthete jenseits von ihnen in den Goldfeldern und in den grünen  
Ebenen Kaliforniens. Und überall rang die Nation um die Herrschaft:  
bis der entscheidende Zusammenstoß kam, bei dem das aus den Ge-  
bilden Neuenglands stammende harte Volk siegte.  
Das ist eine höchst dramatische Form der Geschichtsdarstellung;  
man möchte fast wünschen, daß sie wahr wäre. Welche schöne Einheit-  
lichkeit würde dadurch unserem Epos verliehen! Aber die Wahrheit  
fesselt vielleicht noch mehr. Die Entwicklung einer Nation kann nicht  
auf so einfache Bedingungen zurückgeführt werden. Die zwei großen  
jMächte, Nord und Süd, hatten sich bei der Eroberung nnseres weiten  
Erdtheils gebildet und standen vor der Nothwendigkeit, sich zu ver-  
einigen oder zu überwinden. Aber die Männer, die vom Norden aus-  
zogen, waren kein unvermishtes Volk; sie kamen eben so aus den  
großen Mittelstaaten wie aus Neuengland. Ihr Zug nach dem Westen  
war eben so wenig ein Erzeugniß Neuenglands oder New Vorks od«  
Pennsylvaniens oder New Iersey, wie etwa Massachusetts ein Er-  
zeugniß Altenglands gewesen ist oder wie Neuholland ein Erzeugniß  
Hollands war. Die Bevölkerung des Südens aber, denen diese Er-  
oberer an den westlichen Flüssen und auf den offenen Prairien be-  
gegneten, war gleich ihnen durch die rauhen Lebensnothwendigkeiten  
des Grenzerlebens umgeformt. Eine Vermischung von Völkern, eine  
Umwandlung von Anschauungen und Bräuchen, ein neuer Schatz von  
Erfahrungen und Anpassungen inmitten eines neuen Lebens auf  
dürrer, unbebauter Ebene oder in fernen Thälern zwischen jungfräu-  
lichen Urwäldern, ein neues Temperament, ein neuer Abenteurer-  
geist, eine neue Entbehrunglust und eine neue Lebensbetrachtung: da  
sind die charakteristischen Eigenthümlichkeiten der Tage, da die Nation  
sich über das Land ausdehnte und aus einer Gruppe von Kolonien  
zu einer Staatenfamilie wurde.  
Die Pässe der östlichen Gebirge waren die Lebensadern unseres  
nationalen Daseins. Der wahre Odem unseres Wachsens und unserer

Trust institutions. Members should login to see which items are available while searching.

- See the [HathiTrust Accessibility](#) page for more information.

## Navigation links for help, collections

- [Home](#)
- [About](#)
  - [Our Partnership](#)
  - [Our Digital Library](#)
  - [Our Research Center](#)
  - [News & Publications](#)
- [Collections](#)
- 
- [Help](#)
- [Feedback](#)

## Navigation links for searching HathiTrust, login

[HathiTrust Digital Library](#)

Full-text    Catalog

Search

Search Field List    All Fields

Search

- [Advanced full-text search](#)
- [Advanced catalog search](#)
- [Search tips](#)

Full view only

[LOG IN](#)

## About this Book

### Catalog Record Details



[View full catalog record](#)

## Get this Book

- Partner login required

*If you are not a member of a partner institution, whole book download is not available. ([why not?](#))*

## Add to Collection

### Add Item to Collection

Add

## Share

Link to this page

[Embed this book](#)

## About versions

**Version:** 2012-02-19 12:49 UTC[version label for this item](#)

**Main Content (use access key 5 to view full text / OCR mode)**

Full Screen

[First](#) [Previous](#) [Next](#) [Last](#)

Jump to [Go](#)

Jump to section

- [Front Cover](#)
- [Title Page](#)
- [Section 1 - 1](#)
- [Section 2 - 28](#)
- [Section 3 - 35](#)
- [Section 4 - 37](#)
- [Section 5 - 67](#)
- [Section 6 - 69](#)
- [Section 7 - 75](#)
- [Section 8 - 85](#)
- [Section 9 - 103](#)
- [Section 10 - 121](#)
- [Section 11 - 127](#)
- [Section 12 - 137](#)
- [Section 13 - 139](#)
- [Section 14 - 145](#)
- [Section 15 - 153](#)
- [Section 16 - 155](#)
- [Section 17 - 165](#)
- [Section 18 - 169](#)
- [Section 19 - 171](#)
- [Section 20 - 173](#)
- [Section 21 - 189](#)
- [Section 22 - 205](#)
- [Section 23 - 223](#)
- [Section 24 - 230](#)
- [Section 25 - 237](#)
- [Section 26 - 239](#)
- [Section 27 - 241](#)
- [Section 28 - 265](#)
- [Section 29 - 271](#)
- [Section 30 - 273](#)
- [Section 31 - 275](#)



- [Section 32 - 289](#)
- [Section 33 - 290](#)
- [Section 34 - 307](#)
- [Section 35 - 309](#)
- [Section 36 - 323](#)
- [Section 37 - 325](#)
- [Section 38 - 341](#)
- [Section 39 - 359](#)
- [Section 40 - 375](#)
- [Section 41 - 388](#)
- [Section 42 - 409](#)
- [Section 43 - 411](#)
- [Section 44 - 427](#)

Search in this volume

Search in this text

Find

156  
Die Zukunft.  
eine Geschichte der Unterdrückung des Südens. Trotz der bedeutsamen  
Mitarbeit des Südens bei der großen Aufgabe der Bildung einer  
Nation, trotz der langjährigen Führung der nationalen Geschicke durch  
Kus dem Süden stammende Staatsmänner, trotz der Mitarbeit bei der  
Eroberung des Westens wurde der Süden stets übergangen, in den  
Hintergrund gedrängt, ausgeschlossen und vernichtet. Die Geschichte  
>der Vereinigten Staaten war, so lernten wir, von der Besiedelung  
Iamestown's bis zur Uebergabe von Appomattox nur ein einziger  
langwieriger Kampf um die Oberherrschaft, die zwischen Neuengland  
und dem Süden ausgetragen wurde; und das Ende dieses Kampfes  
kennt jeder. In diesen heroischen Tagen der Mühsal und der kühnen  
Thaten, da die Bevölkerung gleich einer Armee das Festland durch-  
zog und ihre Lagerstätten immer weiter vorschob, tobte unter allen  
Breitegraden nur Kampf. Er begleitete den großen Strom, folgte den  
leicht ansteigenden Steppen bis hinauf zu Schneegipfeln derRockies,  
wüthete jenseits von ihnen in den Goldfeldern und in den grünen  
Ebenen Kaliforniens. Und überall rang die Nation um die Herrschaft:  
bis der entscheidende Zusammenstoß kam, bei dem das aus den Ge-  
bilden Neuenglands stammende harte Volk siegte.  
Das ist eine höchst dramatische Form der Geschichtsdarstellung;  
man möchte fast wünschen, daß sie wahr wäre. Welche schöne Einheit-  
lichkeit würde dadurch unserem Epos verliehen! Aber die Wahrheit  
fesselt vielleicht noch mehr. Die Entwicklung einer Nation kann nicht  
auf so einfache Bedingungen zurückgeführt werden. Die zwei großen  
jMächte, Nord und Süd, hatten sich bei der Eroberung nnseres weiten  
Erdtheils gebildet und standen vor der Nothwendigkeit, sich zu ver-  
einigen oder zu überwinden. Aber die Männer, die vom Norden aus-  
zogen, waren kein unvermishtes Volk; sie kamen eben so aus den  
großen Mittelstaaten wie aus Neuengland. Ihr Zug nach dem Westen  
war eben so wenig ein Erzeugniß Neuenglands oder New Vorks od«  
Pennsylvaniens oder New Iersey, wie etwa Massachusetts ein Er-  
zeugniß Altenglands gewesen ist oder wie Neuholland ein Erzeugniß  
Hollands war. Die Bevölkerung des Südens aber, denen diese Er-  
oberer an den westlichen Flüssen und auf den offenen Prairien be-  
gegneten, war gleich ihnen durch die rauen Lebensnothwendigkeiten  
des Grenzerlebens umgeformt. Eine Vermischung von Völkern, eine  
Umwandlung von Anschauungen und Bräuchen, ein neuer Schatz von  
Erfahrungen und Anpassungen inmitten eines neuen Lebens auf  
dürrer, unbebauter Ebene oder in fernen Thälern zwischen jungfräu-  
lichen Urwäldern, ein neues Temperament, ein neuer Abenteuerer-  
geist, eine neue Entbehrungslust und eine neue Lebensbetrachtung: da  
sind die charakteristischen Eigenthümlichkeiten der Tage, da die Nation  
sich über das Land ausdehnte und aus einer Gruppe von Kolonien  
zu einer Staatenfamilie wurde.  
Die Pässe der östlichen Gebirge waren die Lebensadern unseres  
nationalen Daseins. Der wahre Odem unseres Wachsens und unserer

- [Home](#)
- [About](#)
- [Collections](#)
- [Help](#)
- [Feedback](#)
- [Mobile](#)
- [Take-Down Policy](#)
- [Privacy](#)
- [Contact](#)



Mannheit berührte uns zuerst, als unsere Pioniere auf den Gipfeln dieser östlichen Berge standen und auf einen neuen Erdtheil hinab» blickten, der dem Zug nach dem Westen noch offen war. Auf dem Laufe ferner, im Sonnenlicht blitzender Flüsse zu Füßen der Hügel und weithinaus auf den breiten Gefilden an den fruchtbaren Ufern des „Vaters der Ströme“, bis zu den gewaltigen Bergketten, die zum Stillen Ozean hinabsahen: dort lag das Land, in dem die Söhne aller Rassen und Zonen sich zusammenfanden, um eine große Nation zu bilden, deren Freiheit und stolzen Friedenswerke vor den Augen der Welt liegen. Dorthin kamen Franzosen, Skandinaven, Kelten, Deutsche, Slaven, Kinder der lateinischen Rassen und der Völker des Orients, Männer aus den alten Kolonien: Engländer, Schotten und Iren. Zu diesem großen Verschmelzungsprozeß, aus dem ein neues Volk hervorging, waren die Kolonien, die ersten dreizehn Staaten, nur Vorstudien und erste Versuche gewesen. Die große Methode aber, durch die ein Erdtheil mit einem Volk gleichen Athems bevölkert wurde, war das Ergebniß der Versuche, die von Anfang an in den Mittelstaaten unserer atlantischen Küste sich vollzogen hatten.

Hier lebte von Anfang an eine Mischbevölkerung, hier waltete Verschiedenheit der Elemente, Verschmelzung von Typen, hier spiegelte sich im Kleinen das große Schicksal der Nationen. Hier gab es nie ein Volk unvermischten Blutes und gleicher Herkunft, hier gab es keine Bräuche und keine Verfassung, die vom Mutterland übernommen waren. Von Anbeginn an glich das Leben dieser Staaten dem Leben des ganzen Landes; es zeigt sofort nationalen Charakter, das nationale „Muster“. In Neuengland und im Süden war Das ganz anders. Dort waren einige der wichtigsten Elemente unseres nationalen Lebens schon lange im Werden; aber nur vereinzelt und ohne individuelle Richtung, ohne Vermischung und Verschmelzung, lange Zeit sogar ohne Fortschritt. Niemand will bezweifeln, daß diese einzelnen Züge höchst bedeutsam waren und später wie Hauptfäden durch das Muster unseres ganzen Lebens liefen. Jedem Theil des Ganzen geben sie Farbe und Abtönung. Allein schon die Thatsache, daß sie sich so deutlich abheben und so nachdrücklich bemerkbar machen, beweist ihre besondere Herkunft. Alle anderen Elemente unseres Lebens, wie verschieden sie auch sein mögen und wie viel sie auch zur Zähigkeit und Widerstandskraft des Gewebes beitragen, erscheinen unlösbar hineingewebt: sie sind Theile eines Ganzen geworden. Sie sind kaum noch unterscheidbar, so vollständig sind sie eingeschmolzen. Aber (um im Bild zu bleiben) die von den Puritanern und die aus dem Süden stammenden Fäden machen nicht den Stoff aus, wenn sie ihn auch vielfach bestimmen und bei einer oberflächlichen Betrachtung wie Hauptelemente des Gewebes erscheinen können.

Mas war in Wirklichkeit der Lauf der amerikanischen Geschichte? Wodurch unterscheidet sie sich von der Geschichte Europas? Welche eigenthümlichen Züge weist sie auf, die ihr ein klar bestimmtes Ziel



IS»  
Die Zukunft.  
und eine bestimmte Richtung geben? Wir müssen befürchten, daß die vom Osten geschriebene Geschichte uns eine allzu enge Begrenzung und Einschränkung des Gesichtsfeldes auferlegt hat. Unsere Geschichtswerke hatten bis vor Kurzem einen stark lokalen Beigeschmack. Die Forschung hatte sich zu sehr und zu ausschließlich mit den Ursprüngen und mit der Ableitung unserer Historie aus der Geschichte der „Alten Welt“ beschäftigt. Als unsere Historiker von der Meeresküste aus ins Land vordrangen, waren ihre Blicke rückwärts gewandt und hafteten aus den'-Landungstellen und den Heimstätten der ersten Ansiedler. Trotz der steten Einwanderung mit ihrem unaufhörlichen Zustrom fremden Blutes sprachen und dachten sie von unserem Volk stets als von einer ursprünglichen Einheit, als von einer Menge gleichen Ursprunges, als von einer Gesammtheit, die in allen ihren Verzweigungen und Theilen Familienähnlichkeit aufwies und gemeinsamen alten, vertrauten Traditionen gehorchte. Diese Anschauung leitet um so mehr in die Irre, als sie zum großen Theil wahr ist, ohne doch die ganze Wahrheit zu sein. Es war ein britischer Stamm, der zuerst das Land besiedelte und stets den Schritt angab. Ueberall längs der Küste gab es gemeinsame Traditionen und Anschauungen i sie hatten bereits ihre bestimmte Form und Widerstandsfähigkeit gewonnen, als die Wanderung nach dem Westen begann: jener gewaltige Zug, der jede Einzelheit unseres Lebens umgestaltete und bestimmen sollte. Selbst die nationale Regirung war eingesetzt und durch Erfolge schon mächtig geworden, während wir noch zum größten Theil an den östlichen Küsten umherirrten und eine zu weit entfernte Grenze fürchteten. Als aber der Anfang gemacht war, setzte die große Umwandlung ein. Sie kam nicht völlig unvermittelt, denn langsame Veränderungen hatten von Anfang an gewaltet, Heute haben wir keine „Grenze“ im Sinn jener Tage, es sei denn vielleicht hier und dort in einer unfruchtbaren Ecke der westlichen Staaten irgendein ungastliches Gebirge, das noch der Besiedelung trotzt, oder kleine Landstriche, in denen die gedörrte Oberfläche der unfruchtbaren Ebene noch nicht den Klanen einer feindsäligen Natur entrissen werden konnte. Am Anfang aber war Alles „Grenze“; nur ein schmales Band von Niederlassungen begleitete am Rande der Seeküste zögernd eine unbekannte Wildniß. Vor diesen Siedelungen lag ein unberührter Erdtheil und hinter ihnen ein einsames Meer, auf dem nur selten ein vereinzelt Segel aufleuchtete. In dem langwierigen Prozeß der langsamem Besiedelung glich jeder einzelne Schritt dem vorhergehenden und dem ersten: er war nur jdas Vordringen zu einer neuen Grenze, die nicht anders war als die alte. Lange fehlte uns die neue Generation von Grenzleuten, die erst in späteren Jahren jenseits vom Gebirge erstand. Den ersten Grenzsmännern lag noch ein Tropfen von der Schüchternheit der alten Welt im Blut: noch fehlte ihnen das Grenzerherz. Sie waren im Grunde „Pilger“; und lebten im Exil und nicht in einer neuen Heimath. Einen prächtigen Muth besaßen sie und bei ihren kühnen Unternehmen ent-



Amerikanische Geschichte.

falteten sie eine trotzige Zähigkeit, auf die zurückzublicken einem schwach-  
Herzigen Zeitalter nützlich ist. Nie kam ihnen der Gedanke an ein Zu-  
rückweichen. Stetig, fast gemächlich dehnten sie ihre Wohnsitze aus.  
Sie bauten Hütten; und es galt ihnen als selbstverständlich, daß einst  
ihre Kinder diese Heimstätten bewohnen würden. Aber sie liebten das  
rauhe, entbehrungsreiche Leben nicht um seiner selbst willen. Wie lange  
blieben sie, wenn es nur irgendwie anging, in Sehweite des Meeres!  
Die Wildniß ward ihnen Zuflucht: aber wie viel Zeit mußte ver-  
streichen, ehe sie ihnen zugleich auch Freude und Hoffnung wurde! Hier  
lag ihr Schicksal: aber ihre Herzen zauderten und hielten sich zurück.  
Erst nach Generationen, als ihr Werk sich vergrößert und ihr Denken  
sich verwandelt hatte, kam ein neuer Pulsschlag in ihr Blut. Von dem  
ersten Tag in Wildniß an war ihr Leben neu und fremdartig gewesen.  
Ihre Häuser, ihre Nahrung, ihre Kleidung, ihr nachbarlicher Verkehr  
waren durch das Leben an der Grenze bedingt. Unmerklich wurden sie  
allmählich verwandelt. Das fremdartige Leben ward ihnen vertraut  
und zur Gewohnheit; ihre Anpassung vollzog sich unbewußt und ohne  
Anstrengung und bald war ihr Vorstellungskreis ein untrennbarer  
Theil und ein Erzeugniß des neuen Landes geworden. Aber so lange  
sie nicht dem Meere endgiltig und auf ewig den Rücken wandten, so  
lange sie die Franzosen nicht an den westlichen Grenzen weichen sahen,  
so lange die Bergpässe ihnen nicht vertraut wurden und so lange das  
jenseitige Land Stätte und Gegenstand ihrer Hoffnung geworden war,  
— so lange wurden sie nicht zu Amerikanern.

Als sie Amerikaner wurden, setzte die große, entscheidende Be-  
wegung unserer Geschichte ein. Selbst die Gesichter der Menschen ver-  
änderten sich. Die schnelle Beweglichkeit des Auges, die Bereitwillig-  
keit, jeden kühnen und abenteuerlichen Gedanken aufzunehmen, das  
nomadische Gebühren, das keine bestimmte Heimath kennt und Pläne  
erweckt, die überall ausgeführt werden können: all diese Kennzeichen  
des echten „Amerikaners“ traten damals in unser Leben ein. Der Knall  
der Peitsche und der Gesang des Fuhrmanns, das Keuchen der Boots-  
leute, die ihre schweren Flöße auf den Flüssen vorwärtsschoben, das  
fröhliche Gelächter am Lagerfeuer und der Schall von Menschentritten ,  
in stillen Forsten wurden die charakteristischen Laute unserer Atmo-  
sphäre. Es war eine rauhe, von der Sonne verbrannte, durch ein  
hartes Leben wechselndes Glückes und ständiger Gefahren gehärtete  
Rasse, die damals erstand; unwegsame Urwälder waren das Paradies  
ihrer Unternehmungslust, der Knall der Büchsen war ihren Ohren  
Musik, ihr Leben begann mit jenem Morgen von Neuem, ihr Hand-  
schlag war derb und freimüthig und feinführend ward ihr Finger nur,  
wenn er am Abzug des Gewehres lag. Auf den Spuren ihres Wan-  
derzuges erstanden hinter ihnen die Städte: und als die Nothwendig-  
keit gekommen war, paßten sie sich auch dem geregelten Leben an und  
wurden ansässig. So war das amerikanische Volk geartet, dessen Groß-  
that es wurde, sich seinen Erdtheil von einer Meeresküste bis zur



ISO  
Die Zukunft.  
anderen zu erobern, noch ehe die Nation hundert Jahre alt geworden war.. Das Bild ist seltsam. Geregelter und wildes Leben Seite an Seite: die Civilisation schliff die Kanten ab, sie wurde rauh und bereitwillig, mit einem Lied und einem Prahlwort, willkommen geheißen, — nicht von Staatsmännern, sondern von Viehtreibern und Waldläufern, deren Hände Axt, Peitsche und Büchse führten. Man hat behauptet, wir hätten hier Etwas von dem Urprozeß aller Geschichte wiederholt; das Leben und die Sitten unserer Grenzmänner führe zurück zu dem Leben und den Hoffnungen der Menschen, die durch Europa schweiften, als auch dort die Wälder noch dicht und dunkel waren. Aber der Unterschied ist groß und der Betrachtung würdiger als die Aehnlichkeit. Iene schattenhaften Massen von Menschen, die wir in fernen, unbekannten Tagen, als die ersten Staaten sich zu bilden begannen, über die Erdoberfläche ziehen, selbst die ehernen Gestalten, die wir so deutlich aus den tiefen Forsten Deutschlands auftauchen sehen, um den Römer aus seinen westlichen Provinzen zu verdrängen und neue Staaten aufzubauen, die wir noch heute bewundern und kennen, alle diese Menschen rangen mit Umständen, die mit der Entwicklung ihres Wesens auf gleicher Stufe standen. Sie streifen nicht erst die Erfahrungen eines langen Lebens inmitten alter und geordneter Staatswesen ab, brauchen nicht Städte, bebaute Felder und eine alte Civilisation zu vergessen, um den Kreislauf der Entwicklung noch einmal am Anfang zu beginnen. Auf dem Marsch ihrer Heere und auf dem Weg ans Lagerfeuer führen sie ihr Heim und ihren Staat Knit sich. Sie werden zu Waldmännern und zu Menschen, die bereit sind, im offenen Boot den Kampf mit dem Meere aufzunehmen. Sie leben in ihren neuen Ländern nicht anders als in den verlassenen. Ihnen war die Welt von Anfang an „Grenze“ gewesen. In ihrer neuen Heimath beginnen sie das selbe Leben, das sie in ihrer früheren geführt hatten. Wie anders sind dagegen die Umstände, die unsere erste Ansiedelung und die Entstehung neuer Staaten auf dieser Seite des Ozeans bestimmten! In einem gesetzlich geordneten Staatswesen aufgewachsene Engländer, die auf stolze rechtliche Traditionen zurückblicken, verlassen eine alte Heimstätte und treten in eine Wildniß, in der Staaten nie bestanden hatten; sie verlassen ein Land hoher geistiger und künstlerischer Kultur, das erst gestern das große elisabethanische Zeitalter erlebte, Sie kehren einem Reich den Rücken, in dem Shakespeare im friedlichen Stratford die Muße seiner letzten Tage genießt, wo Städte vom Getriebe des Handels widerhallen und verwöhnte Menschen in kunstvoll gewebten goldenen Gewändern prunken. Das Alles lassen sie hinter sich, kehren in die Vergangenheit zurück, opfern die Errungenschaften von sechs Jahrhunderten, nein, von einem Jahrtausend und mehr, um wieder von vorn zu beginnen, um inmitten einer Wildniß Staaten aufzubauen. Die gefestigten Gewohnheiten und die abgeklärte Gedankenwelt ihrer alten Heimath bringen sie mit in bie öde Wildniß eines unberührten Erdtheils. Zwischen ihnen und der



verlassenen Heimath liegt die mühsälige Ueberwindung eines gewaltigen Ozeans gleich einem Jahrtausend, das sie von jener Welt trennt, in der bisher ihre Gedanken verankert waren und Nahrung fanden. Sie stehen auf neuer Erde, ohne Werkzeuge, haben Jahrhunderte aus ihrer Rechnung gestrichen und sind wieder auf lange entschlummerte Instinkte und auf die vergessene Verwegenheit ihrer Rasse angewiesen: auf Fähigkeiten, die lange unbenutzt verkümmerten. Betrachte dies wunderliche Schauspiel: die Lebensarbeit einer primitiven Rasse soll mit der Gedankenwelt eines civilisirten Volkes vermählt werden! Nur dadurch erklären sich die seltsamen, manchmal grotesken Gedankensprünge und Thaten, die am Anfang unserer Geschichte sichtbar werden. Erfahrene Politiker sprechen mit dem Tonfall einer in allen Künsten feinsten Diplomatie eroberten Gewandtheit, in Rathszimmern, die in Blockhäusern untergebracht sind. Ueber die einsamen Fußpfade wüster Wälder schreiten Männer in Halskrausen, Spitzenmanchetten und mit sauber geputzten Schuhspangen. Durch die Stille der Wildniß tönt der Klang von Predigten, in denen sich die spitzfindigen Unterscheidungen der einzelnen Sekten mit den Gedankengängen einer metaphysischen Theologie vermählen. Der Glaube an die begrifflich differenzirte Zuspitzung eines Dogmas wird zur Aufnahmeprüfung für Männer und Frauen, die sich zu einem Trupp von Pionieren gesellen wollen. Wann ward seit den Zeiten der Sintfluth gleich Seltsames gesehen? Tausende civilisirter Menschen werden zu Bauern und verrichten die Arbeit primitiver Völker. Europa wurde „Grenzer“. Natürlich vollzog sich eine tiefe Umwandlung; und wenn auch nicht bei diesen Männern, so doch bei ihren Kindern. Und mit jeder Generation mußte diese Verwandlung sich vertiefen. Iedem nachdenklichen Betrachter muß auffallen, wie im Verlauf dieser Umwandlung inmitten der klaren Luft der Neuen Welt sich in allen vielfältigen Dingen das in ihnen waltende einfache Prinzip enthüllt; von allen Regirungsformen scheint das Zufällige abzufallen: und erkennbar werden die klaren, strengen ursprünglichen Gesetze; die sozialen Unterschiede werden abgestreift, enthüllen sich als die Masken und Hüllen, die sie waren, und jeder Mensch empfindet plötzlich wieder die Zusammengehörigkeit mit seinen Genossen. Es war, als hätte man Gelehrte und mit Wissen bebürdete Männer plötzlich aller Lebenstheorien und Trugschlüsse beraubt und als seien sie nur mit den Fähigkeiten eines erfahrenen und gereinigten Instinktes zurückgeblieben. Das ist die entscheidende Thatsache unserer Nationalgeschichte: durch dreihundert Jahre bewahrten wir stets ein Element jenes Grenzerlebens; und noch heute eignet uns Etwas von dem Grenzvolk, das mit Pferd und Karren hinaus ins Unbekannte zog. „Osten“ und „Westen“ sind in unserer Geschichte eine sich stetig verändernde Grenzlinie, eine Grenzscheide, an der rastlos Erlebnisse erwachsen und zu Erfahrungen werden: und die Summe dieser Geschehnisse tritt mit umgestaltender Kraft in das Leben unseres Volkskörpers. Unablässig hat unser politisches.



1kZ2

Die Zukunft.

unser wirthschaftliches, unser soziales Leben den mächtigen Einfluß der uncivilisirten Grenzgebiete empfangen und aufgenommen. Der „Westen“ ist das große Wort unserer Geschichte. Der „Westerner“ war der Typus und der Meister amerikanischen Lebens. Heute haben wir diese Grenzen längst überschritten und die Schranken unseres Landes sind die Küstenlinien des westlichen Ozeans. Bald wird der Westerner auch uns unserem Dasein verschwinden, wie er längst aus dem Dasein der Alten Welt verschwand. Dann wird für uns eine neue Epoche beginnen; und vielleicht hat sie schon begonnen. Langsam werden wir alt werden, werden unsere Völkermassen zusammenballen und die schwierigen Anpassungsmöglichkeiten studiren, die ein verwickeltes Gesellschaftleben fordert; wir werden um Kleinigkeiten und um Nuancen kämpfen, gewissermaßen um die Inneneinrichtung, wie wir bisher an dem Gerüst, an dem Mauerwerk unseres Regirungwesens arbeiteten. . . . Lincoln verstand jede Menschenart und die Kinder aller Landestheile; es war, als könnten die Wesenseigenthümlichkeiten aller Menschen in seiner seltsamen Natur Raum finden. Er blieb in seiner knochigen Gestalt stets das Abbild des harten Grenzmannes. Sein Wesen verlor nie das Stückchen Derbheit, das ihn in seiner Jugendzeit !manchmal sogar grob erscheinen ließ. Und doch wuchs er mit jeder neuen Aufgabe, bis er groß wurde: wie edel wurde seine Haltung, der die Anmuth doch nicht Bundesgenosse war! Er bewahrte stets das scharf spähende Auge des Jägers und Waldkindes und nie verlor sein Wesen die Spuren des wilden Lebens. Aber mit welcher Leichtigkeit erweiterte er sein Sehen, bis es die größten Probleme und Regirungsfragen umspannte; wie sicher erkannte und beurtheilte er den Werth und die Bedeutung jeder Erscheinung und jedes Menschen, der in seine Nähe kam! Seine wunderbare Fähigkeit, alle Dinge, die in seinen Bereich kamen, ganz zu verstehen und ganz zu überblicken, ist ein charakteristischer Zug seines Wesens: wenn man die Entwicklung dieser Fähigkeit in ihm studirt, studirt man das Abbild unseres nationalen Lebens. Der Lunge verlebte seine Jugend in Illinois, als es noch ein Grenzstaat war. Die Jugend dieses Staates fiel auch mit der Jugend Lincolns zusammen; auf dem Weg zur Volljährigkeit und zur Reife Hielten der Mann und der Staat mit einander' Schritt. Diese Grenzbevölkerung war eine ausgesprochen politische Bevölkerung. Sie fühlte unmittelbar jeden Athemzug der Nation, denn auf dem Zug nach Westen rollte das ganze Leben des Westens durch diesen Staat. Der Westen war von dem Osten nicht geschieden. Seine Gemeinschaften nahmen täglich neue Mitglieder auf, die aus dem Osten kamen, und mit ihnen neue Impulse und unmittelbare Beeinflussung, Aus den warmen Adern der älteren Gemeinden floß das Blut unmittelbar in die Adern der neuen. Auf diesem Schauplatz lernte Lincoln täglich die Lebensäußerung von Männern aller Art und aus allen Regionen kennen. Mit ihnen diskutierte er über die Politik: und während er sprach, reiste sein Gemüth in die Welt seiner Hörer und sein Sinn



lernte Menschen und Völker beurtheilen. Inmitten solcher Nachbarn im jungen Illinois mußte man fühlen, daß die nationalen Fragen von Jahr zu Jahr mehr nach Westen gravitirten: bis Beide aufeinanderstießen. Auf langsamen Flößen, die mit Waaren beladen waren, fuhr Lincoln zweimal den Mississippi bis zur Mündung hinunter; und er sah dabei mit seinen an Beobachtung gewöhnten Augen Menschen und Verhältnisse, die für den Süden charakteristisch waren. Langsam und ruhig, mit der gelassenen Weisheit, die ihn stets auszeichnete, arbeitete er sich in die praktischen Fragen der Staatspolitik hinein; zweimal saß er im Staatsparlament, einmal im Kongreß; und sein feinfühlig und scharfsichtiger Geist stand immer allen Eindrücken offen. Die ganze Zeit hindurch erörterte oder betrachtete er jedes einzelne politische Geschehniß und seine Bedeutung nicht anders, als er es in früheren Tagen gethan hatte, da er mit seinen Freunden und Bekannten am Kamin saß, an den Straßenecken plauderte oder sie in der Wahlversammlung begrüßte. Nie verlor er die Fühlung mit den gewöhnlichen Anschauungen der gewöhnlichen Menschen. Und inzwischen las er, wie Keiner in seiner Umgebung las, und bemühte sich, die Meisterschaft über die Sprache zu erringen: mit dem festen Vorsatz, diese Meisterschaft auch anzuwenden. In seiner eigenthümlichen Vorliebe für mathematische Studien fand er Genuß; und die Gewohnheit, reine und nackte Wahrheit zu beweisen, verschaffte ihm Vergnügen und zugleich Sicherheit. All diese Thätigkeiten betrieb er regellos, aber eifrig; überall trieb ihn der gleiche Instinkt und überall fand er sich leicht und gründlich zurecht. Es gab keine plötzlichen Sprünge bei diesem Wachsthum der Fähigkeiten von Unreise zur Vollkommenheit, vom Verständnis; für das Volk zu Illinois zum Verständnis; für das Volk der Vereinigten Staaten. Und so kam er schließlich mit unendlicher Mühe und einem beispiellosen Aufwand an Ausdauer zu seinem großen nationalen Amt: mit einer Rüstung, die kein Anderer übertreffen konnte, mit einem Rüstzeug, das aus einer Vermählung mit dem Leben des Volkes hervorgegangen war. Keine Leistung erscheint nun zu groß, als daß dieser Mann sie nicht anpacken und vollenden könne. Er kannte das Volk und seine Gewohnheiten, wie kein Anderer es kannte oder kennen konnte. Mit ihm erobert in den Annalen unserer Geschichte dieser „tapfere, weise, weitblickende, geduldige Mensch" seinen Platz, er, den der Dichter die „neue Geburt unserer neuen Erde, den ersten Amerikaner" nannte.

In Lincoln führt ein nationaler Mann den Vorsitz über Partikularisten. Lincoln verstand den Osten besser als der Osten ihn; und er verstand ihn sogar besser, als das Volk ihn verstand, dem er entstammte. Das bleibt ein bemerkenswerther Umstand. Mir ist die Laufbahn dieses großen Mannes eine Lehre. Ist es möglich, daß der Osten partikularistisch bleibt, dieweil der Westen in ein größeres Gesichtsfeld hineinwächst? „Seid rückenstark, braunhändig, aufrecht wie die Tannen; formt Eure Pläne nach dem Maß der halben Weltenkugel“:



Die Zukunft.

Das ist eine schöne Losung für den Pionier und den Mann des Waldes; aber wie willst Du in einem städtischen Bureau braunhändig bleiben? Wie, wenn Du nie die aufrechte Tanne sahst? Was nützt Dir ein so großer Vorsatz auf einem kleinen Theil der halben Welten» kugel? Mit zunehmendem Alter ist der Osten unzweifelhaft partikularistisch geworden. In den Straßen seiner Städte gemahnt nichts an die Prairie und in seinen gut gekleideten Bürgern gewahrst Du nichts vom Farmer oder vom Bauer. Die Häfen des Ostens sind vom Verkehr mit Europa und Indien erfüllt. Die Zeitungen des Ostens beschäftigen sich mit den Fragen der Alten Welt. Die Kunde von den großen Ebenen unseres Landes tönt dem Osten wie Kunde von fernen Ländern, die er nie anders als vielleicht vom Fenster eines Eisenbahnwagens aus erblicken wird. Sein Leben ist auf sich selbst gestellt und selbstsüchtig. Der Westen ist weniger in Gefahr, dem Partikularismus zu verfallen. Wer soll inmitten dieses weiten Landes sagen, wo eine Region endet und eine andere beginnt? Wer will in dieser freien und immer wechselnden Gesellschaft ergründen, wo die eine Klasse ansetzt und die andere sich abschließt?

Das aber ist der Sinn unserer Geschichte. Der Osten hat sich verausgabt und wurde für den Westen verausgabt: er gab seine Thatkraft, seine jungen Männer und deren Willenskraft; das Alles opferte er für die neuen Gebiete, die im Verlauf des vergangenen Jahrhunderts im Werden und Wachsen waren. Aber hat der Osten so viel gelernt, wie er lehrte, und so viel empfangen, wie er gab? Der Zug nach dem Westen ist an den Abhängen des Indischen Ozeans zum Stillstand gekommen. Nun verdichtet sich das Volk. Auf den alten Straßen kommen neue Menschen und besetzen die Stellen, die achtlos liegen geblieben waren, als zum ersten Mal der Marsch in das Gelobte Land begann. Neue Generationen siedeln sich an und beginnen ein Leben, wie es der Osten gleich dem Westen kennt; nein: ein viel besseres. Mit der Umwandlung, der Ruhepause, der Niederlassung wuchs unser Volk zu engeren Gruppen zusammen, stand sich Angesicht zu Angesicht gegenüber und lernte sich besser und gründlicher kennen. Jetzt ist für den Osten die Zeit zum Lernen gekommen; jetzt ist es an ihm, seine Auffassung der politischen und ökonomischen Verhältnisse nach dem »Maß der halben Weltenkugel" zu erweitern, das sein eigener Dichter verkündete. Wir entdecken unser nationales Temperament. Wir wollen unseren Sinn über den Erdtheil hinsenden, wollen Nachbarn seines Volkes werden und wollen es lieben, wie Lincoln es geliebt hat. Lies die Geschichte richtig: und Du wirst finden, daß die Mühe nicht zu groß ist. Wenn Du tief genug blickst, wird Dir die Geschichte Deiner Gemeinde eine Lehre erzählen, die Du Dir zu Herzen nehmen mußt. Hier, an unserer eigenen Küste, war einst die Grenze der Nation., und ein älterer Osten lag jenseits von den Meeren. Hier verschmolzen verschiedenartige Völker und Elemente, die von anderen Stätten geschieden waren und hier eine duldsame und heilsame Vermischung



Aktionärrechte,  
165

fanden. Hier floß einst auch mächtig und stolz der nationale Strom und trug Tausenderlei auf seinen Fluthen. Lasset uns das Bild jener Zeit nicht aus den Augen verlieren; lasset uns selbst und unsere Nachbarn und unser Schicksal mit offenen Augen kennen lernen; wenn wir die Geschichte so lesen, wie sie sich abspielte, und die großen Maße im Auge behalten, wenn wir frei bleiben wie die großen Grundsätze, die wir vertreten, dann sind wir das Volk, das noch einmal heroischen Abenteuern entgegengehen wird. Damit aber erneuen wir unsere Jugend und schützen unser Zeitalter vor dem Verfall.

Washington. Woodrow Wilson.

AWaragraph 282 des Handelsgesetzbuches sagt: „Iedem Aktionär muß (im Fall einer Kapitalserhöhung) ein seinem Antheil an dem bisherigen Grundkapital entsprechenden Theil der neuen Aktien zuge» theilt werden, so weit nicht in dem Beschluß über die Erhöhung des Grundkapitals ein Anderes bestimmt ist." Jeder Aktionär hat also bei der Emission neuer Aktien ein Bezugsrecht; es kann ihm aber durch Beschluß der Verwaltung genommen werden, deren Spruch die Generalversammlung bestätigen muß. Das ist oft nur eine Form und ändert nichts an der Thatsache, daß eins der Grundrechte des Aktionärs durch einen Federstrich beseitigt werden kann. Man darf sich darüber nicht wundern; denn der Aktionär ist in fast all seinen Beziehungen zur Gesellschaft vom Zufall eingehegt. Die Gefühle, die eine Beseitigung des Bezugsrechtes entstehen läßt, hängen von dessen Werth ab. Ist der Kurs einer Aktie hoch, so wird man, wenn sie lunge wirft, nicht gern auf deren Besitz verzichten. Am Wenigsten zum Besten Anderer. Die Aktiengesellschaft Gustav Genschow S Co. in Berlin beschloß eine Kapitalserhöhung unter Ausschluß des Bezugsrechtes. Die neuen Aktien wurden einem Konsortium zu einem Kurs übergeben, der um 33 bis 40 Prozent unter dem Börsenpreis stand. Die Gesellschaft, eine Waffen» und Munitionfabrik, hat in den letzten Jahren je 12 Prozent vertheilt. Vor der Generalversammlung hatten sich Aktionäre über den Modus der Aktienausgabe beschwert. In der Versammlung aber ging der Antrag ohne Widerspruch durch. Die Verwaltung hatte den Ausschluß des Bezugsrechtes mit der Angabe begründet, daß die Spannung zwischen dem Börsenpreis der alten und dem Begebungskurs der neuen Aktien nicht so groß sei, wie die Beschwerde angenommen habe. Immerhin bleibt, nach Abzug aller Kosten, dem Finanzkonsortium (Darmstädter Bank) noch ein Agio Aktionärrechte.



Die Zukunft.

von 5 Prozent. Das Bezugsrecht hätte, wie weiter gesagt wird, nur einen geringen Werth für die Aktionäre gehabt, da ihnen die neuen Stücke im Verhältnis; von 1: 5 angeboten wurden; und manchen Aktionär hätte die Geldknappheit oder die unsichere Börsentendenz vom Erwerb der neuen Aktien abgehalten. Um zu verhindern, daß Spekulanten das Bezugsrecht billig erwarben, die neuen Stücke kauften und dann mit Gewinn wieder losschlügen, sei das Recht ausgeschlossen worden; für die Aktionäre sei die Stabilität des Kurses wichtiger als ein kleiner Eintagsgewinn. Die Mehrheit scheint mit dieser Begründung einverstanden gewesen zu sein; aber es wäre nicht gut, wenn sie Schule machte. Die Gefahr, daß durch Aktienverkauf ein Kursdruck bewirkt wird, ist bei einem innerlich gesunden Papier nicht sehr ernst zu nehmen. Der Ausgleich kommt da immer bald. Gerade Genschow hat aber von den Verhältnissen, die der Allgemeinwirthschaft nicht förderlich sind, Nutzen. Waffen- und Munitionfabriken haben gute Tage, wenn Krieg droht. Je größer die Rüstungen, desto besser das Geschäft. In solchem Fall ist der Werth des Bezugsrechtes leicht auszurechnen. Der Aktionär hätte mit dem neuen Papier eine Möglichkeit höherer Dividendeneinnahme erworben. Warum denken andere Gesellschaften, die hoch im Kurs sind, nicht an das Risiko eines Druckes als eine Folge spekulativer Verkäufe? Genschows Konsortium wird die neuen Aktien zunächst nicht an die Börse bringen. Ob Das ein Vortheil für die übrigen Besitzer ist? Jede Vermehrung des Materials vermindert die Gefahr großer Kursschwankungen. Das Schicksal eines Papiers ist leichter zu kontrolliren, wenn genügende Mengen von „markt-gängigen“ Aktien da sind, als in Fällen, wo der vierte oder fünfte Theil des Gesamtkapitals zurückgehalten wird. Die Finanzherrscher bleiben natürlich nicht für alle Zeit auf den billig übernommenen Aktien sitzen. Sind sie zum Verkauf reif (sobald der Kurs tüchtig in die Höhe geklettert ist), dann werden sie weggegeben. Den Ernteseegen der den Aktionären gehören müßte, heimst das Konsortium ein-. Der Aktionär ist meist nur der Empfänger und Vollzieher (bewußt oder unbewußt) fremder Kombinationen. Er fragt und hört von der Verwaltung, daß eine „angemessene“ Dividende zu erwarten sei. Trotzdem senkt sich der Kurs und eines Tages heißt es, daß neue Umstände zur Minderung der Dividende zwingen. Nun gehts schnell abwärts. Schnell aber entsteht auch der Verdacht, der „unglückliche Zwischenfall“ sei schon früher bekannt gewesen, aber geheim gehalten worden, damit Eingeweihte ohne Verlust verkaufen konnten. Manchmal gelingt der Nachweis, daß die Verwaltung selbst überrascht worden ist. Oft aber bleibt ein Bodensatz des Mißtrauens zurück, der für ein Weilchen den Geschmack der Aktien verdirbt. Wo sind die Grenzen des Bezirkes, den jeder Aktionär betreten darf? Er hört vom Prinzip der Öffentlichkeit, das die deutsche Aktie vor den fremdländischen Artgenossen auszeichne; findet aber in der Praxis so viele Ausnahmen, daß er versucht ist, in ihnen die Regel zu suchen. Das Gesetz schreibt



Aktionärrecht.

,67  
nur die Grundbedingungen vor. Die Paragraphen 236 und 253 des Handelsgesetzbuches bestimmen die Rechte des Aktionärs im Bereich der Generalversammlung. Was er da zu fordern hat (rechtzeitige Bekanntmachung der Beschlüsse, Geschäftsbericht mit Bilanz und Gewinn» und Verlustrechnung), wird man ihm kaum je weigern. Sonst würden die Beschlüsse ja anfechtbar. Wie weit aber geht das Recht auf Auskunft? Darüber schweigt das Gesetz; es könnte auch gar nicht sagen, was in jedem Fall zur Wahrung des Geschäftsgeheimnisses verborgen, was dem fragenden Aktionär entschleiert werden muß. Was ist der Sinn des Begriffes „Oeffentlichkeit"? Gilt er allgemein oder nur für den Kreis der Aktionäre? Wer heute noch nicht Aktionär einer Gesellschaft ist, kann es morgen schon sein. Sein Wunsch, es zu werden, kann von der Kenntniß bestimmter Dinge abhängen. Er nimmt als sicher an, daß die Geschäfte gut gehen und eine hohe Dividende kommt; er kauft also und hört später, daß er geirrt hat. Darf er über „ungenügende Aufklärung der Öffentlichkeit" klagen, obwohl er, als die Information ihm nützen konnte, noch nicht Aktionär war? Das Oberlandesgericht Köln hat ein Urtheil gefällt, in dem die Gesamtheit der Aktionäre als Organ der Öffentlichkeit betrachtet und die Auskunft als Pflicht der Verwaltung gefordert wird. Ein Aktionär hatte in der Generalversammlung gefragt, wie sich die in einer Summe ausgewiesenen Tantiemen auf Vorstand, Aufsichtrath und Beamte vertheilten. Die Antwort wurde geweigert; und der Aktionär focht die Giltigkeit der Generalversammlungsbeschlüsse an. Erste und Zweite Instanz gaben ihm Recht. Das Oberlandesgericht nannte in seiner Entscheidung die Generalversammlung das „oberste Organ" der Aktiengesellschaft, dem die anderen Organe zu „gehorschen" haben. jDas Recht, Aufklärung zu fordern, dürfe dem Aktionär nicht mit dem Hinweis auf die Oeffentlichkeit bestritten werden. Das Gesetz kennt solche Einschränkung nicht; sie sei also nicht begründet. Auf das ge» Heime Wissen einzelner Aktionäre komme es nicht an; entscheidend sei allein die Generalversammlung. Dieses Urtheil könnte eine Revolution im Aktienreich bewirken. Im Allgemeinen sagt man dem Aktionär so wenig wie möglich; das „geheime Wissen" Einzelner ist keine Ausnahme. Neugierige werden nicht erst gewarnt, sondern gleich Mundtot gemacht. Und die Fälle, in denen auf wichtige Fragen befriedigende Antwort gegeben wird, sind fast so selten wie weiße Raben. Mit dem Gehorsam ist es nicht weit her. Freilich werden oft thörichte Fragen gestellt, die man, beim besten Willen, nicht beantworten kann. Die wirklichen Geheimnisse des Geschäfts müssen als solche behandelt werden; und der vernünftige Aktionär, dem die Lebensbedingungen seiner Gesellschaft nicht ganz fremd sein dürften, wird falsche Neugier meiden. Daß der Aktionär Rechte hat, soll man aber nicht vergessen. Das ihm liebste Recht ist das auf Dividende (wenn ein Gewinn zu vertheilen ist).. Den Dividendenschein kann er, wenn dessen Inhalt es nicht verbietet, weitergeben und damit das Recht auf die Dividende



Die Zukunft.

einem Anderen übertragen. Das Reichsgericht hat neulich in drei Fällen über die Grenzen des Dividendenanspruchs entschieden. Des Aktionärs Gewinnanspruch sei eine Folge seines Gesellschafterrechtes, werde aber erst dann zu einem Gläubigerrecht, wenn die Generalversammlung einen Reingewinn festgestellt und dessen Vertheilung beschlossen hat. Die Nachzahlung von Vorzugsdividenden war gefordert worden. Eine Montangesellschaft hatte Vorzugsaktien ausgegeben, die vor allen anderen aus dem Reingewinn 6 Prozent Dividende erhalten sollten. Ausdrücklich war bestimmt, daß die Vorzugsdividende nachzahlen sei, wenn die Zahlung ganz oder zum Theil unterbleiben mußte. Die Gewinne der späteren Geschäftsjahre sollten nur gegen Vorlegung des Dividendenscheines nachgezahlt werden. Nun erhielten die Vorzugsaktien niemals eine Dividende; weil kein Gewinn zu vertheilen war. Vier Jahre nach der Geburt der Vorzugsaktien wurden sie durch einen Beschluß der Generalversammlung mit all ihren Ansprüchen wieder beseitigt. Dann brachte ein Jahr einen vertheilbaren Reingewinn und man beschloß eine Dividende in der gewöhnlichen Form, also an alle Aktionäre in gleicher Höhe. Die Berliner Handelsgesellschaft besaß Dividendenscheine von den Vorzugsaktien (die ihr von der Niederdeutschen Bank verpfändet worden waren; sie hatte sie später verkauft und die Dividendenscheine zurückbehalten), focht den Beschluß der Generalversammlung, der die Rechte der ehemaligen Vorzugsaktionäre beseitigt hatte, als ungiltig an und forderte für ihre Scheine Nachzahlung der Dividenden. Die Unterinstanzen wiesen die Klage ab; das Reichsgericht entschied zu ihren Gunsten und stellte fest, daß ein Nachzahlungsrecht auf Vorzugsdividenden zu behandeln sei wie jedes Dividendenrecht. Der Werth des Dividendenscheins hängt von der Höhe der Dividende ab. Wer den Coupon vorher von der Aktie abgetrennt und verkauft hat, kann niemals die Auszahlung fordern, wenn die Gesellschaft dividendenlos bleibt. Der Schein ist dann eben werthlos geworden. Auf dem Dividendenschein der erwähnten Vorzugsaktien stand aber ausdrücklich, daß der Inhaber ein Nachzahlungsrecht habe. Das Recht war also auf jeden übertragbar, blieb an die Urkunde geknüpft und konnte mit ihr geltend gemacht werden. Der Anspruch auf Dividende war ein Gläubigerrecht geworden und mußte aus dem ersten vertheilbaren Gewinn befriedigt werden.

Wie soll es aber mit der bereits vertheilten Dividende werden?

Die ist, da die Aktien ihre Besitzer gewechselt haben können, weder ganz noch zum Theil zurückzufordern. Die Aktionäre, die von der 1911 gezahlten Dividende nichts bekamen, saßen auf dem Trocknen, während die bsati possigsnts, die ihre Aktien vielleicht längst verkauft haben, von der Entwicklung der Dinge unberührt bleiben. Summum jus, summ» injuria. Was die Gesellschaft belastet, ist natürlich von jedem einzelnen Aktionär mitzutragen. Doch wie lange bleibt ers? Nicht immer ist der Gewinner von gestern heute das Opfer. Ladon.



Für Schlesien.

169

Für Schlesien.

letzten Zeit konnte man mancherlei Urtheile über die beabsichtigte Heeresvermehrung in den Zeitungen lesen. Die Tadler sagten unter Anderem: „Wenn die Vergrößerung in solchem Umfang nothwendig war, hätte schon längst Etwas geschehen müssen; aber wir werden keinen Krieg bekommen.“ Alles auf unserer Erde ist immer neuen Veränderungen unterworfen, und was gestern zutreffend war, gilt oft heute nicht mehr. Ich glaube, nicht zu viel zu behaupten, wenn ich sage, daß große Kreise der Bevölkerung diese Vermehrung unserer Truppen freudig begrüßen. Bestimmte Kreise freilich nur unter der Voraussetzung, daß für die lange vernachlässigte Ostgrenze unseres Vaterlandes endlich in ausreichendem Maß gesorgt wird. Obgleich die Situation in Posen und zum Theil auch in Preußen nicht viel besser ist, will ich meine Darstellung auf Schlesien beschränken. Dicht belegt ist die böhmische Seite. In Görlitz, tzirschberg, Schweidnitz, Glatz, Neisse, Neustadt. Leobschütz, Ratibor und Pleß stehen starke Garnisonen, trotzdem der hohe Gebirgszug der Sudeten die Länder trennt. An der russischen Grenze haben wir nur einige unbedeutende Flußläufe und Sümpfe; sonst liegt Alles offen und von Truppen ist dort nichts zu sehen als ein Dragonerregiment, ein lägerbataillon und eine Maschinengewehr-Abtheilung. Wer fremd in unsere schöne Provinz kommt und nur gehört hat, daß Schlesien vom Feinde bedroht sei, kann unmöglich auf den Gedanken kommen, den Gegner im Osten zu suchen. Zur Beruhigung trägt es nun wirklich nicht bei, wenn allgemein gesagt wird, daß nur die Oderlinie gehalten, das rechte Oderufer aber dem Feind preisgegeben werden solle. Das ist zwar nur ein Gerücht, authentische Nachrichten liegen nicht vor; aber ganz unglaublich klingt das Gerücht nicht. Feldmarschall Graf von Blumenthal hat in seinen Erinnerungen gesagt, daß 1866 ursprünglich die Truppen bei Görlitz konzentriert, die schlesischen Regimenter zurückgezogen werden sollten und daß es nicht zuletzt das Verdienst des damaligen Kronprinzen und seines Generalstabschefs gewesen sei, wenn der Aufmarsch der Armeen eine andere Richtung bekam. Was 1866 möglich war, könnte auch morgen wieder möglich werden. Blickt man aber in die schlesische Geschichte weiter zurück, so findet man immer wieder die Preisgabe des rechten Oderufers. Diese Absicht erregte einst solchen Unwillen, daß einzelne Landesherren ihre Städte neu befestigten und eigene Truppen warben, um sich vor den polnischen Einfällen zu schützen, und daß sie sich weigerten, Steuern zu zahlen, da sie hierdurch mehr als Andere belastet seien. Ich glaube also, nachgewiesen zu haben, daß das allgemein verbreitete Gerücht, man werde nur die Oderlinie halten, nicht gar so unglaublich klingt. Und der Ein-



Die Zukunft.

wand, „die Verbrüderung der Menschen mache einen Krieg der Kontinentalstaaten unmöglich“, ist nicht ernst zu nehmen. Daß Rußland systematisch die polnischen Truppen (also die kultivirteren) nach dem Osten abschiebt und durch ferner stehende ersetzt, weiß jeder halbwegs Sachkundige längst. Was sagte General Skobelew? „Wir müssen Feldschlachten vermeiden, aber hunderttausend Kosaken ins Land schicken, die morden, sengen, plündern und schänden. Dann sehen wir die Deutschen sicher schnell klein werden!“ Aehnliches fürchtete Friedrich der Große. Nun könnte man ja darauf hinweisen, daß die modernen Verkehrsmittel binnen kürzester Zeit die Zusammenziehung großer Truppenmassen an bedrohten Punkten ermöglichen. Gewiß; aber wie werden diese Truppenmassen bei ungünstigen Witterungsverhältnissen untergebracht? Will ich von meinen Leuten viel verlangen, so mutz ich auch gut für sie sorgen. Aus Oesterreich hörte man in dem eben vergangenen Winter mancherlei neue Daten zu diesem Thema. Besser wäre es wohl, wenn schon in Friedenszeiten Garnisonen an der Grenze errichtet würden. Das flache Land und die kleinen Städte stellten bisher die größte Verhältnißziffer an Rekruten; sie werden es auch weiter thun, weil das Leben auf dem Lande gesünder ist. Aber man muß der Gefahr vorbeugen, daß dieser Brunnen der Gesundheit ausgeschöpft wird. Deshalb sollte die Militärverwaltung wieder Truppen in die Landstädte legen, damit diese Städte wachsen, ihrer Umgegend Etwas bieten können. Klein-Wilkau.

Freiherr Rudolf von Seydlitz-Kurzbach.

Diese Anregung scheint mir nöthig und nützlich. Einst galt deutschen Offizieren als sicher, daß im Fall eines Krieges gegen Rußland unser Heer in der Richtung auf Warschau marschiren, so das Hinterland decken und die Entscheidung dann wahrscheinlich an der Küste fallen werde. Heute hört man vielfach, der Feind solle nur ruhig über die Grenze kommen; um so sicherer sei dann seine Vernichtung auf schlesischem Boden. Ueber den Werth des strategischen Gedankens mögen Sachverständige urtheilen. Immerhin ist die Vorstellung, das rechte Oderufer solle zunächst dem Feind geräumt werden, für die von solcher Taktik bedrohte Provinz nicht gerade erfreulich. Und was zur Beruhigung, was zur Förderung schlesischer Kleinstädte geschehen kann, müßte sofort geschehen. Leider ist die Gewißheit entschwunden, daß diese Dinge an den zur Entscheidung berufenen Stellen stets richtig gesehen und die als nothwendig erkannten Matzregeln schleunig und furchtlos durchgesetzt werden. Eine Militärverwaltung, die so oft geirrt, so oft sich selbst „berichtigt“ und der im Preußischen Herrenhaus ein preußischer General „schwächliche Halbheit“ nachgesagt hat, darf nicht fordern, daß die Nation ihr fortan noch blind vertraue. Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Maximilian Barden in Berlin. — Verlag der Zuiunst in Berlin. — Druck von Paß S Garleb G, m, b H, in Berlin.



Berlin, den 1«. Mai 1918.  
Balkan»Memorial.  
Das Ziel.  
IWroßbritaniens Kraftquell entspringt zwischen denHimalaya»  
firnen und der Palkstraße. Dieser Quell, der, wie der Paktolos  
einst ins Lyderland, in das größte Reich uns bekannter Erdge-  
schichte Gold schwemmt, muß versiechen, wenn Ostindien nicht mehr  
dem Willen Britaniens gehorcht. Seit den Tagen der Clive und  
Warren Hastings ist deshalb Indien der Angelpunkt britischer  
Politik; derPivot jederden londoner Taktikern nothwendig schei-  
nenden Schwenkung. Wer mit übermächtiger Kriegsflotte in den  
Golf von Bombay, in die Bai von Bengalen vorzudringen oder  
auf trockenem Weg ein starkes Heer nach Haidarabad zu führen  
vermag, bedroht die Aorta im Leib des Britenimperiums. Der  
Absicht auf solche Bedrohung wird aber auch Jeder verdächtig, der  
in den Schein des Wunsches gelangt, sich und seine Großmacht  
fest und warm in die Gunst des Khalifen zu betten. Denn Indien  
wird unhaltbar, wenn gegen das Häuflein weißerMenschen, das  
eine Mertelmilliarde dunkelhäutiger Hindu beherrscht, in Fron»  
und Tributpflicht hält, die fünfundsechzigMillionenMohamme»  
daner sich waffnen, die auf anglo»indischem Boden leben, und,  
auf den Wink ihres Glaubenshauptes, des Sultans von Kon»  
stantinopel, das im Joch knirschende Gewimmel der Wedagläu»  
bigcn in wilden Aufruhr mitreißen. Weil nur die Gewißheit, in



jeder Entscheidungstunde den Ann und die Zunge des Khalifen lenken zu können, den Besitz Indiens sicher verbürgt und weil solche-Bürgschaft mit dem höchsten Preis nichtzu theuer bezahlt ist, ware« D'Israeli undSalisbury bereit; für denOsmanensultan zu fechten. Weil das Deutsche Reich (besonders feit des Kaisers Reise nach- und Rede in Damaskus) von dem Trieb bestimmt schien, in der iflamischenWelt England zu überbieten und sich, ungehemmt von der Rücksicht auf eine große Schaar mohammedanischer Unter» , thanen, den Musulmanen als Schutzmacht und Hoffnunghort zu' empfehlen, mußtezzwischen Britanien und Deutschland derSpalt sich weiten und bis in den Wurzelboden der Volksthumsempfin- dung sich tiefen. Die wachsende Schwierigkeit im Handelswett- bewerb wäre dem Briten erträglich gewesen. Eine Kriegsflotte» deren Kohlenfässunraum über den Aermelkanal kaum hinaus» reicht und die eben deshalb, ehe ihr überseeische Kohlenftationen offen stehen, nur im Kampf gegen England verwendbar ist, ein am Zahl und Zucht gewaltiges Heer, das vom Endstück des Bagdad» bahnstrangesaus nach Indienmarschirenkönnte, und dieFreund- schaft des Khalifen, der, mit so kräftiger Hilfe, in Asien und Afrika hundert Hindernisse, selbst dem unter der Goldfarbe geschmeidigen Britenleun unüberspringbare, zu schichten vermag . diese Häufung, derSchädigungsmöglichkeitenschienunerträglich.DasWachsthuM deutscher Menschen» und Vermögensziffer, der Neubau deutscher Kriegsschiffe war von England aus nicht zu hemmen. Was blieb? Der Versuch, ohne aufscheuchendes Geräusch die Tragbalken deut- scher Macht in Südeuropa abzusägen und dem Deutschen Reich denIslamfo völlig zu entfremden, daß fortan nicht mehr zu furch» ten war, er werde den Tag anglo»deutschen Krieges nützen, um in Egypten und Indien sich aus britischer Vormundschaft zu lösen. Eduard der Siebente hatte im engen Verkehrmit klugenKauf- leuten gelernt, daß die Sucht, den Geschäftspartner um ihm ver- heißenen Gewinn zu prellen, in der Welt großen Handelsstils längst, als altmodisch und abschreckend, verrufen ist: und hat drum Haupt» und Staatsgrundsätze seiner Heimath (keine starke Mili- tärmacht darf am Eingang ins Mittelmeer, keine als Landnach- bar einer wichtigen Britensiedlung geduldet werden) ohne zau- derndes Bedenken aus demKodex englischen Reichsbrauches ge- strichen. Dieser gemächlich rechnende König, in dem nichts vom



Ballan»Memorial, 17?

Wesen genialer Schöpferkraft war, hat die Genossenschaft, die ihn nothwendig dünkete, bar stets, wie ein in. Eenieland Gezeugter, bezahlt. Statt, wie Palmerston den Franzosen, Beaconsfield den Russen, jeden Kolonialgcbietsfetzcn, wenns irgend ging, aus den Zähnen zu reißen, hat er der Französischen Republik den Weg nach Fez gewiesen und dem Herrn aller Reusscn im Perserland einen fruchtbaren Weideplatz eingeräumt. Weil er in West und Ost ein Schwert und einen Schild gegen deutsche Bedrohung zu brauchen glaubte und die Nothhelfer gesättigt und durch den von seiner Gnade gewährten Machtzuwachs dem Deutschen Reich erst recht verfeindet sehen wollte. Er kannte auch, nicht nur aus Erzählungen des ihm lange intim gesellten Eisenbahngründers Hirsch, den Türken und wußte, welchen Stoff dessen Kirchenstaatsgehäus Herbergen könne, von welchem es gesprengt werden müsse. Des Mohammedaners metaphysisches Wesen saugt seinen Lebenssaft aus der Ueberzeugung, daß der Islam einen besseren, seelisch und sittlich edleren Menschenschlag umschließt als die Rajah, die Heerde der Christenvölker, der er, bei Todesgefahr, deshalb niemals das uneingeschränkte Recht des Herrenvolkes gewähren dürfe. Am letzten Augusttag des Jahres 1907 war von Grey und Iswolskij der anglo»russische Vertrag (über Persien, Afghanistan, Tibet) unterzeichnet worden, dem schon 1901 der Präsident Loubet, als er in Compiègne den Kaiser Nikolai Alexandrowitsch bewirthete, dann, in Algésiras, die Herren Arthur Nicolson, Donald Mackenzie Wallace und der Russengesandte Graf Cassini vorgearbeitet hatten. Am vierten Juni 1908 spricht Sir Edward Grey im Parlament: »Ich bin dafür, daß England und Rußland sich auf der Basis der Vernunft und der Ehrlichkeit über alle Fragen, die ein gemeinsames Interesse berühren, verständigen, und werde mit diesem Wunsch fallen, wenn das Unterhaus ihm die Erfüllung versagt." Die Mehrheit stimmt ihm zu. Am zehnten Juni ankert die Pacht »Victoria anä Ulbert« (über deren Lebensalter, Bau und Reparaturkosten Herr von Tirpitz dem Deutschen Reichstag noch Auskunft schuldet) vor Reval. Nikolai empfängt (mit Frau und Mutter) den König und die Königin von England; die Regierungen sind durch Iswolskij und Sir Charles Hardinge vertreten. Eduard spricht: »Ich bin gewiß, daß der neue Vertrag das Band, das die beiden Völker umschlingt, noch fester knüpfen und uns gestatten IS»



Die Zukunft.  
wird, wichtigen Zukunftsfragen in Freundschaft eine befriedigende Antwort zu finden." Damals sagte ich hier: »Auch über Makedonien werden Iswolskij und Grey einig. Mit dem Gouverneur und der sichtbaren Autonomie kann man noch ein Weilchen warten und inzwischen die Balkanerbenschaft genau reguliren; wichtig ist jetzt nur, dem Sultan jeden Zweifel daran zu nehmen, daß Briten und Russen zusammengehen: dann optirt er im Nothsall nicht für den vereinsamten blonden Kaiser. England, Frankreich, Rußland: ein neuer Dreibund. Ein längst vorauszusehender. Nur von denen nicht vorausgesehen, die sich von dem widrigen Rummel der Zeitungsmacher«, Bürgermeister- und Pfarrer-Besuche blenden ließen und hofften, über des Königs Haupt hinweg in die Gunst des Inselvolkes klettern zu können. (Schämt sich heute denn Keiner von den Bersöhnungschlemmern, die bei Lachs und Roastbeef, Hammel und Pudding Weltgeschichte zu machen wähnten und nicht merkten, daß Verachtung sie schlingen und schlürfen sah?) Ein ungeheures Ereigniß. Wers vor zwanzig Jahren, noch an Wilhelms Sarg, prophezeit hätte, wäre ausgelacht worden. Dennoch geschah es; wurde möglich, seit im Deutschen Reich die lärmvollste und sinnloseste Politik aufkam; wurde nothwendig. Die alte Kluft zwischen russischer und britischer Orientpolitik ist überbrückt; dreißig Jahre nach dem Berliner Kongreß. Jetzt läßt Sir Edward Grey mit sich handeln. Meint irgendein Wachter, daß es den beiden Edwards um die Gendarmerie, um Makedoniens Ruhe und Frieden zu thun war? Seit Iwans und Maximilians, seit Leopolds und Peters Tagen sind der Türkei Reformen immer nur empfohlen worden, wenn eine Großmacht oder Koalition den Herrschaftsbereich der Mondsichel verengen wollte. Rußland muß von asiatischem Verlust in Europa entschädigt, Italien dem alten Bund entfremdet, Oesterreich dem neuen Concern gewonnen werden; und die Imperien, die mit Buddhisten, Shintoisten, Sonnenanbetern zu rechnen haben, müssen die Schwächung des noch allzu bündnißfähigen Islam wünschen." Dawar (der durch fünf Jahreskreise rückwärts schweifende Blick sieht es bestätigt) das Ziel. Da mußte es jeder ahnen, der Curzons Wort nicht vergessen hatte: /Indien ist das Centrum des Britenreiches, dessen Werth und Weltstellung man erst erkennen kann, wenn man den Standpunkt östlich vom Suezkanal gewählt hat. Warum mußten wir Egypten



haben? Weils auf dem Weg nach Indien liegt. Warum lassen wir uns den Einfluß in Persien so viel kosten? Weil dasWasser des Persischen Golfes sich mit dem des Indischen Ozeans mischt. Warum durften wir die Türkei nicht einer uns feindlichen Großmachtgönnen? Weil sieIndienbedrohen könnte. "Warum(durfte man 1908 hinzufügen) mußten wir Briten in Gemeinschaft mit Rußland den: Sultan für Makedonien ein Reformprogramm aufzwingen, dessen Ausführung er als allmächtiger Großherr nicht überleben konnte? Weil er dem Deutschen Reich zugethan schien und des Willens verdächtig war, in der Stunde englischer Noth die indischen Musulmanen wider BritaniensOstflanke zu Hetzen. Dreiunddreißig Tage nach Eduards Abfahrt aus der reva? ler Bucht, wo aus zwei Reformplänen fürMakedonien einer, der anglo-russische, geworden war,kommts im Türkenheer zu offenem Aufruhr. ImDritten Corps: in Makedonien.Von Saloniki und Monastir frißt dasFeuer rasch weiter. »DieTürkei den Türken": wird die Losung. Aus der behutsamen Hand des Sultans gleitet die Macht den Führern des lungtürkenkomitees für Einheit und Fortschritt zu. Patriotische, doch vor dem in der Wirklichkeit ihrer verwesenden Heimath Nothwendigen und nochMöglichen blinde Offiziere; ein paar schlaue, in Paris und London aufgefütterte Jakobiner; ehrgeizige und eitle Kaffeehauspolitiker; Gesindel. Europa (dem London still eine Oeffentliche Meinung macht) jauchzt; weil der Völkerfreiheit ein neuer Morgen dämmert. Triftigen Grund zur Freude hat die Triple-Entente: Abd ul Hamid, der »Freund" des Deutschen Reiches, ist entmachtet. Er muß die Verfassung von 1876, die kaum fünf Wochen lang gegolten hatte, wieder in Kraft setzen; dieVerfassungMidhats, den er in der arabischen Festung Taif einkerkern und erwürgen, dessen Schädel er (in einer Kiste, deren Begleitadresse die Angabe trug: »Iapani»sches Elfenbein, Kunstwerke für Seine Majestät den Sultan"> sich in denVildizKiosk schicken ließ. DieVerfassung, deren sieben? zehnter Artikel allen Bürgern des Osmanenreiches, wider Mo«Hammeds Gebot, gleiche Rechte und Pflichten, ohne durch das Glaubensbekenntniß bedingte Unterschiede, zuwies. Schwindel; Sand in dieAugen der alten Topfguckerin Europa. Noch einmal entringt der listige Hamid sich den umschnürenden Stricken; für kurze Zeit. Dann wird er gezwungen, auf den Thron zu verzich»



576 Die Zukunft.

ten, nach Saloniki verschleppt, ein von ihm in Trunksucht Genö»thigter, von Alkohol Verwüsteter auf seinen Stuhl gesetzt. Einer, der mit gefalteten Händen die Bitte stammelt, ihn, der zum Sultan nicht taugt, in Ruhe zu lassen, den die Enver und Niazi, Schewket und Esfad aber als Khalifenpuppe just brauchen. Eine demokratische Türkei, deren Häupter von den Westmächten Geld und Lehre empfangen haben, muß, so lange sie zu leben vermag, unter der Vormundschaft dieser Mächte bleiben und kann nicht daran denken, der berliner Politik den Kreis der Profitgelegen»heit zuweiten. Kann sichaber auf die Dauerüberhauptnichthalten. Die Revolution, die unter den Klängen der Marfeillaife begonnen und durchgeführt ward, bereitet in Europa der Türkenherr»schaft das Grab. Danach? Süd Osteuropa fällt den Slaven zu, die dem deutschen Drang nach Ost einen Wall entgegenthürmen, und Oesterreich»UngarnwirdvordieFragegestellt.obesimaltenBund noch auf feine Kosten komme. (Herr Ernst Lemonon, der in sei»nemgutenBuch»l.'t!ur«pe et la politique britannique" meine lauten Warnungen aus dem Juni und Juli 1908 erwähnt, sagt offen: «HerrHarden hat nicht geirrt. Die anglo»russische Verständigung ist eine Gefahr für Berlin. Ihr Zweck war, dem der Entente Lor»äiale ähnlich, mindestens nach dem Willen der londonerRegirung, Deutschland einzuschüchtern und ihm auf dem Weg auf die Höhe der Welthegeemonie neueHindernissezu bereiten. DiepolitischeGe»meinschaftwirdgerade aufderBalkanhalbinselsichtbar. Und deut»licher noch als inAsienrichtetinEuropadieFrontderdreiMächte England, Frankreich, Rußland sich gegen das Deutsche Reich.") Aehrenthal mindert für eine Weile die Erntehoffnung der pax britannica. Schon im Januar haben seine Bahnbaupläne be»unruhigt und aus Rom und Athen, Belgrad und Sofia andere Verkehrsprojekte hervorgelockt. Am dritten Oktober 1908 läßt er die Annexion Bosniens und der Herzegowina den Signatar»mächten des Berliner Vertrages melden. Warum wird Franz Josephs Botschafter von Eduard, der ihm fast befreundet ist, an diesem Tag in Balmoral so übel empfangen und so rasch, ohne die gewohnte Einladung zur Tafel, verabschiedet? Warum sagt der King ärgerlich, schon die Anrede als „lieberFreund", die Franz Joseph sonst nie gewählt habe, zeige, daß der Brief ihm diktirt worden fei? Weil diese wienerPost die Ruhe der Jungen Türkei



stört und den Glauben weckt, Oesterreich wolle, über Mitrowitz  
Hinaus, nach Saloniki marschiren. Nein: es verzichtet (leider,  
wurde, schon damals, hier, dreimal, gesagt) auf den Sandschak  
Nowibazar. Nimmt aber der Türkei zwei Provinzen, die ihr, nach  
formalemRecht,nochangehörten;beleidigt dadurch dasislamische  
'Nationalgefühl und läßt die Frage entstehen, ob die Rückkehr in  
den Zustand der hamidischen Zeit, der so schmerzlich jähe Ueber»  
raschung erspart hätte, nicht zu erstreben wäre. Die Männer des  
Komitees für Einheit und Fortschritt heulen in Wuth auf und in  
ihrem „Tanin" wird geprahlt, der Tag, der ein Türkenheer vor  
Wiens Mauern sah, könne bald wieder dämmern. Boykott öfter»  
reichischerWaareninderTürkei. Bulgarien: unabhängiges, vom  
letzten Vasallenband gelöstes Königreich. Kreta: proklamirt sich  
«ls einenTheil des Hellenenstaates. Montenegro: entkettetsich der  
Sperrpflicht, die Artikel 29 des Berliner Vertrages ihm aufzwang.  
Bricht das Chaos herein? Kracht derNothbau deslungtürken»  
staates schon in allenFugen? DuellAehrenthal»Iswolskij.Ruß-  
land kann noch nicht, Frankreich will nichtfechten („ Erst, wenn Sie  
uns ein Landheer stellen; IhreFlotte schützt uns nicht vorInva»  
fion\*, sagt Clemenceau in Karlsbad zu Eduard). Aehrenthals  
ruhige Ilmsicht und Bülows leise, doch kräftig zugreifende Taktik  
sichern den verbündeten Kaiserreichen einen diplomatischen Sieg.  
Die Triple»Entente weicht und ratifizirt Oesterreichs Handel.  
Pflanzt ans Grab alter sofort aber das Panier neuer Hoffnung.  
Eduard schmunzelt: «!l täut,que1quetois,reculer pourinieuxssuter.»  
<DiePose des ausgeplünderten Spielers: nennt es die immersie»  
gesgewisseHammannei.)Iswolskij,der nach derNiederlagesich als  
einen ungemein klugen, zähen, odyssisch verschlagenen Diplomaten  
entpuppt, tröstet die südslavischen Brüder, die ihren Traum vom  
Großserbien zerrinnen sehen, und weist sie auf den Schleichpfad in  
einen Balkanbund, dem,unter anglo»russischemPatronat,mehr ge-  
lingen könne als einem einzelnen, in allerlei Sippenfeindschaft ver-  
stricktenHaemusstaat. (Unsinn.meckerts bei uns; Totfeinde sollen  
sich, Bulgaren und Griechen, Karageorgewitsch und Njegos, ver-  
bünden? Der dümmste Bluff, den dieser Geck je erdacht hat.) In  
England ist man früh wieder ruhig geworden. In der Guildhall  
hat Asquith ausgesprochen, welchen Nutzen die lückenlose Einig»  
keit Englands und Rußlands über alle in Südosteuropa schweben»



!73  
Die Zukunft.  
dcnProbleme gebracht habe. OesterreichsBotschafteristinSand»  
ringham mehrmals mit besonderer Huld aufgenommen worden  
und hat selbst in der Hofburg berichtet, wie gern der King der  
wiener Politik über die entstandenen Schwierigkeiten hinweg«  
helfen würde. London hat den austro»türkischen Frieden gemacht,  
der den Osmanen vierzig Millionen Mark und das Recht zur  
Zollerhöhung, den Oesterreichern die Bestätigung der Annexion  
einbrachte. Auf dieseLeistung warEduardbesonders stolz. Seine  
vorletzte ist das deutsch-französischeFebruarabkommenüberMa»  
rokko (das Wilhelm schnell fertig haben will, um dem Onkel, der  
ihn endlich besucht, mit dem Erweis bonae voluntatis eine Freude  
zu machen). So. Die Türkei deutschem Vordrang verriegelt.Frank-  
reich der Angst ledig, hinter dem Wandschirm des Scherifen»  
Zwistes Deutschlands Geisel zu werden, Oesterreich»Angarn über-  
zeugt, daß es ohneBritaniens Freundschaft nicht recht vorwärts  
komme. Was bleibt noch? Auch von West her muß Wien sich in  
seinen Balkanwünschen gefährdet sehen. Im Oktober 1909 ist der  
Zar, der Oesterreichs Gebiet wie einen Pestbezirk gemieden hat,  
mit Iswolskij inRacconigi. (Bülow ist nicht mehr Kanzler.) Und  
mählich wird nun offenbar, was Tittoni meinte, als er im Par»  
lament rief: »Die italo-russische Verständigung ist ein Ereigniß,  
dessen ganze Wichtigkeit erst die Zukunft entschleiern wird."  
Wie schnell die Balkanvölker von den Lungtürken enttäuscht,  
wie grausam sie von diesen Verkündern derFreiheirund Bruder-  
gleichheit gepeinigt wurden, hat derbulgarischeProfessorundPo-  
litikerIwanGheorgow am zwölftenApril hier erzählt. In Make-  
donien und Albanien, in Arabien und Armenien sogar machte,  
mit bethmännischer Emsigkeit, derregirendeKlüngeljedenirgend-  
wo, irgendwie möglichen Fehler. Und die Diplomatie der ver»  
Kündeten Kaiserreiche, die doch die Erhaltung der Europäischen  
Türkei wünschten, versäumte, ihn eindringlich zu warnen. Dem  
Habsburgerreich hatte er ärgere Schmach angethan als je eines  
anderen Staates Regirung. «In der Stunde, die wir zu ruhiger  
Arbeit brauchen, stürzt Oesterreich, mit seinergewohnten schmutzi-  
gen Gier, sich auf Bosnien und die Herzegowina. Keiner kaufe  
Oesterreichs schlechte Schleuderwaarel Kein Osmane darf auch  
nur einen Para für den ekelhaften Schund ausgeben, den Oester-  
reich in unserem-Land feilbietet; denn dieses Oesterreich tritt Ver-  
träge undVölkerrecht frech milFüßen,willunsdurchRevoltenund

Die Zukunft. v.83 1913. - Full View | HathiTrust Digital Library | HathiTrust Digital Library [Skip to main](#)

## Text Only Views

Go to the [text-only view of this item](#).

- Special full-text views of publicly-available items are available to authenticated members of HathiTrust institutions.
- Special full-text views of in-copyright items may be available to authenticated members of HathiTrust institutions. Members should login to see which items are available while searching.
- See the [HathiTrust Accessibility](#) page for more information.

## Navigation links for help, collections

- [Home](#)
- [About](#)
  - [Our Partnership](#)
  - [Our Digital Library](#)
  - [Our Research Center](#)
  - [News & Publications](#)
- [Collections](#)
- [Help](#)
- [Feedback](#)

## Navigation links for searching HathiTrust, login

[HathiTrust Digital Library](#)

Full-text    Catalog

Search

Search Field List    All Fields

Search

- [Advanced full-text search](#)
- [Advanced catalog search](#)
- [Search tips](#)

Full view only

[LOG IN](#)

## About this Book



## Catalog Record Details

Die Zukunft. v.83 1913.

[View full catalog record](#)

**Copyright:** [Public Domain in the United States, Google-digitized.](#)

## Get this Book

- [Find in a library](#)
- [Download this page \(PDF\)](#)
- [Download whole book \(PDF\)](#)

Partner login required

Partner institution members: [Login](#) to download this book.

*If you are not a member of a partner institution, whole book download is not available. ([why not?](#))*

## Add to Collection

[Login](#) to make your personal collections permanent

## Add Item to Collection

Add to your collection:

Add

## Share

Permanent link to this book

Link to this page

[Embed this book](#)

## About versions

**Version:** 2012-02-19 12:49 UTC[version label for this item](#)

# Main Content (use access key 5 to view full text / OCR mode)

[Scroll Flip Thumbnail Page by Page Plain Text](#)

Full Screen

[Zoom In](#) [Zoom Out](#)

[Rotate left](#) [Rotate right](#)

[First](#) [Previous](#) [Next](#) [Last](#)

Jump to  Go

Jump to section

- [Front Cover](#)
- [Title Page](#)
- [Section 1 - 1](#)
- [Section 2 - 28](#)
- [Section 3 - 35](#)
- [Section 4 - 37](#)
- [Section 5 - 67](#)
- [Section 6 - 69](#)
- [Section 7 - 75](#)
- [Section 8 - 85](#)
- [Section 9 - 103](#)
- [Section 10 - 121](#)
- [Section 11 - 127](#)
- [Section 12 - 137](#)
- [Section 13 - 139](#)
- [Section 14 - 145](#)
- [Section 15 - 153](#)
- [Section 16 - 155](#)
- [Section 17 - 165](#)
- [Section 18 - 169](#)
- [Section 19 - 171](#)
- [Section 20 - 173](#)
- [Section 21 - 189](#)
- [Section 22 - 205](#)
- [Section 23 - 223](#)
- [Section 24 - 230](#)
- [Section 25 - 237](#)
- [Section 26 - 239](#)
- [Section 27 - 241](#)
- [Section 28 - 265](#)
- [Section 29 - 271](#)



- [Section 30 - 273](#)
- [Section 31 - 275](#)
- [Section 32 - 289](#)
- [Section 33 - 290](#)
- [Section 34 - 307](#)
- [Section 35 - 309](#)
- [Section 36 - 323](#)
- [Section 37 - 325](#)
- [Section 38 - 341](#)
- [Section 39 - 359](#)
- [Section 40 - 375](#)
- [Section 41 - 388](#)
- [Section 42 - 409](#)
- [Section 43 - 411](#)
- [Section 44 - 427](#)

Search in this volume

Search in this text

Find

!73  
Die Zukunft.  
dcnProbleme gebracht habe. OesterreichsBotschafteristinSand»  
ringham mehrmals mit besonderer Huld aufgenommen worden  
und hat selbst in der Hofburg berichtet, wie gern der King der  
wiener Politik über die entstandenen Schwierigkeiten hinweg«  
helfen würde. London hat den austro»türkischen Frieden gemacht,  
der den Osmanen vierzig Millionen Mark und das Recht zur  
Zollerhöhung, den Oesterreichern die Bestätigung der Annexion  
einbrachte. Auf dieseLeistung warEduardbesonders stolz. Seine  
vorletzte ist das deutsch-französischeFebruarabkommenüberMa»  
rokko (das Wilhelm schnell fertig haben will, um dem Onkel, der  
ihn endlich besucht, mit dem Erweis bonae voluntatis eine Freude  
zu machen). So. Die Türkei deutschem Vordrang verriegelt.Frank-  
reich der Angst ledig, hinter dem Wandschirm des Scherifen»  
Zwistes Deutschlands Geisel zu werden, Oesterreich»Angarn über-  
zeugt, daß es ohneBritaniens Freundschaft nicht recht vorwärts  
komme. Was bleibt noch? Auch von West her muß Wien sich in  
seinen Balkanwünschen gefährdet sehen. Im Oktober 1909 ist der  
Zar, der Oesterreichs Gebiet wie einen Pestbezirk gemieden hat,  
mit Iswolskij inRacconigi. (Bülow ist nicht mehr Kanzler.) Und  
mählich wird nun offenbar, was Tittoni meinte, als er im Par»  
lament rief: »Die italo-russische Verständigung ist ein Ereigniß,  
dessen ganze Wichtigkeit erst die Zukunft entschleiern wird."  
Wie schnell die Balkanvölker von den Lungtürken enttäuscht,  
wie grausam sie von diesen Verkündern derFreiheirund Bruder-  
gleichheit gepeinigt wurden, hat derbulgarischeProfessorundPo-  
litikerIwanGheorgow am zwölftenApril hier erzählt. In Make-  
donien und Albanien, in Arabien und Armenien sogar machte,  
mit bethmännischer Emsigkeit, derregirendeKlüngeljedenirgend-  
wo, irgendwie möglichen Fehler. Und die Diplomatie der ver»  
Kündeten Kaiserreiche, die doch die Erhaltung der Europäischen  
Türkei wünschten, versäumte, ihn eindringlich zu warnen. Dem  
Habsburgerreich hatte er ärgere Schmach angethan als je eines  
anderen Staates Regirung. «In der Stunde, die wir zu ruhiger  
Arbeit brauchen, stürzt Oesterreich, mit seinergewohnten schmutzi-  
gen Gier, sich auf Bosnien und die Herzegowina. Keiner kaufe  
Oesterreichs schlechte Schleuderwaarel Kein Osmane darf auch  
nur einen Para für den ekelhaften Schund ausgeben, den Oester-  
reich in unserem-Land feilbietet; denn dieses Oesterreich tritt Ver-  
träge undVölkerrecht frech miIFüßen,willunsdurchRevoltenund

- [Home](#)
- [About](#)
- [Collections](#)
- [Help](#)
- [Feedback](#)
- [Mobile](#)
- [Take-Down Policy](#)
- [Privacy](#)
- [Contact](#)



Balkan-Memorial«

Krieg lähmen und uns den Absolutismus zurückbringen, den wir durch die Herrschaft des Rechtes und der Gerechtigkeit ersetzt haben. -Das stand am zehnten Oktober 1908 im »Tanin« Mochen lang danach Aehnliches in diesem Organ der Regierung. Nie hat, aus dem finstersten Winkel, trunkener Moskowitzerzorn unflätiger geschimpft als hier die in Mohammeds Namen Schaltenden. In Wien wars rasch vergessen. Wurde die offiziöse Meinung schon' damals von Ungarn gemacht, die, weil jede Stärkung des slavischen zugleich eine Schwächung des magyarischen Elementes bedingt, die Machtsphäre der Monarchie auf der Balkanhalbinsel nicht geweitet, die Türkentyrannie drum so lange wie möglich gestützt sehen wollten? Dem Magyarenwunsch verband sich der galizische Russenhaß, der sich gern mit der Farbe der Türkenfreundschaft gürtet, und die unkluge Lust manches Austro-Deutschen an jeder Kröte, die der Tscheche, Serbe, Kroat schlucken muß. Fast auf der ganzen Linie: blinde Turkophilie. Die Komiteemänner waren hehre und saubere Helden (und den Leiter des »Tanin" sah ich noch im Dezember 1912 im wiener Hotel Bristol huldvoll Cercle halten). Für uns mühte Marschall sich redlich; nicht so redlich: wäre redlicher gewesen. Er wollte flink erweisen, daß der hamidische Duft, der aus den Tagen der Pildizgunst an ihm haftete, ihn nicht hindere, auch den neuen Herren ein Liebling zu werden; und hütete sich deshalb, sie mit Kritik und Warnung zu belästigen. An die Stoßkraft und innere Tüchtigkeit der Balkanstaaten glaubte er so wenig wie sein Feind Kiderlen, trotzdem Beide in Bülow's Instruktionen die Sätze gelesen hatten: «Solange die Türkei lebt, wollen wir aus ihrer Existenz den größtmöglichen Nutzen, politisch und wirtschaftlich, ziehen. Aber wir müssen uns auch die Balkan-Völker, die sie eines Tages beerben werden, freundlich stimmen." Für diese Völker hatte Marschall nur lächelnde Geringschätzung, Kiderlen größten Schwabenhohn. Und weil Marschalls Bethu's Uchkeit und Ubiquität schließlich die Emporkömmlinge am Goldenen Horn rührte, weil sie ihn, aus dessen Hirn jede Erinnerung an Abd ul Hamid weggewischt schien, mit freundlicher Ehrerbietung behandelten, streckte ersichind den Wahn, Deutschland sei auch unter dem neuen Regime »oben auf". Schriebs nach Berlin; und fand bei der dort waltenden Einfalt Glauben. Briten, Russen, Franzosen aber sprachen zu den stambuler Kneipenherren: »Erkennt Ihr endlich nun, was Ihr an den Deutschen habt, die sich



Die Zukunft  
überlaut stets ihrerSelbftlosigkeitrühmen? EuremSultanhaben  
Hie, wie dem von Marokko, trotz allen Versprechungen jede Hilfe  
geweigertzim Kampf gegen Oesterreich und den Koburger,wie 1996  
im Streit um die Oase Tabah, Euch im Stich gelassen; und rennen  
Euch jetzt nur hastignach, weil sie nach neuerGelegenheitzurAus-  
beutung Eures Bodens hungert." Weil heute, mit noch niemals  
erschautem Mangel an Scham, Alles gefälscht wird, mutz an die  
Thatsache erinnert werden, daß durch frühe Warnung (die der  
Nachruhm des bosnischen Sieges stützen konnte), durch ernste  
Mahnung zu weiser Nachgiebigkeit und rascher Organisation des  
Heeres und der Verwaltung die Türkei noch zu retten war.  
Daß sie, nach vier trüben Lenzen, völlig zusammenbrach, war  
eineFolge derDummheit vonAgadir, die uns zwang, den Fran-  
zosen das Protektorat über Marokko auf dem Präsentirbrett an-  
zubieten. In einer Stunde, die solchen Antrag strenger als je eine  
andere verbot (und jedem Auswärtigen Amt, in dem nicht Un»  
wissenheit mit Psychose Kux menaZe machte, schon den Gedanken  
daran gewehrt hätte). Daß, durch unsere Schuld, wieder ein isla-  
misches Land in endgiltigen Europäerbesitz überging, der Khalifat,  
den wir stärken wollten, also abermals geschwächt wurde, war noch  
nicht das Schlimmste. Seit zehn Jahren hatte Frankreich einen  
Vertrag mitItalien geschlossen; der (England hat ihm,unterDel»  
casses geschickter Einwirkung, Ende 1902 zugestimmt) das König-  
reich verpflichtete, der Republik, die ihm Tripolitanien und die  
Kyrenaika überlasse, auf dem Weg nach Marokko jede erdenkliche  
Hilfe zu leisten. Den Geheimvertrag, der in Algesiras Italiens  
Haltung bestimmte. Da Frankreich nun Herr über Marokko, die  
vonBerlin aus sechsIahre lang vervehmte«Tunisifikation" des  
Scherifenreiches aufberlinerAntragEreigniß werden sollte, mußte  
Italien zugreifen; sich, nach der Erfüllung der Pflicht, das vom  
Vertrag ihm zugesprochene Rechtsichern. Wartete es, dann konnte  
die Junge Türkei sich innerlich stärken, Schützer werben und sich  
auch in Nordafrika fester verschanzen. Wer ihr Leben verlängern  
wollte, mußtejedes erlangbare Mittel benutzen.um ItaliensFeld»  
zug zu hindern. England erleichterte ihn und verbürgte, well es  
türkischenTruppen und türkischerMunition den Wegdurch Egyp-  
ten nach Benghasi sperrte, den Italienern den Sieg. (Und wurde,  
trotzdem Egypten nach der Staatsrechtsfiktion noch Sultansland  
ist, in Konstantmopel nicht verhaßt. Wie neidenswerth klug ar»



beitet dieDiplomatie diesesReiches!)Berlm?Fand, wieder ein-  
mal, »Deutschland sei an diesen Dingen nicht unmittelbar inter-  
essirt";that nichts, um denKriegzuhindern,nichts,umdieschmäh-  
lich blöde Preßschimpferei auf den »Raubzug" und die»Gräuel-  
thaten"dertapferenItalerfoldatenzu hemmen. (DieFolgen spürt  
der Deutsche heute noch zwischen Turin undPalermo.)AuchFrank-  
reich entgleiste diesmal in plumpe Fehler. Herr Poincarö, dessen  
Advokatenhand für die Entwirrung internationalerFäden unge-  
eignet ist (auch in der Verhandlung Mit Spanien, dem England  
den marokkanischen »Mittelmeerbolkon\* vorbehielt,hat fuchs ge-  
zeigt), ärgerte in dem Zank über das Durchsuchungsrecht der ita-  
lischen Seepolizei die römischen Giolittiner mit so zwecklos klein-  
licher Zähheit, daß im ganzen Königreich wieder Groll gegen die  
Französische Republik entstand, die von Delcasse und Barröre  
mühsam erneute kratellsn-s latina gefährdet schien und unsere offi-  
ziösen Gewohnheitlügner durch alle Gassen tuteten: »Totfeind-  
schaft zwischenFrankreich und Italien! Hurra!" Episode. Haupt-  
sache: DieOhnmacht derTürkei wurde, widerdiePhrophezie Col-  
mars von der Goltz und trotz der wackeren Arbeit der dem Herrn  
Enver unterthanen Ruhmbrutanstalt, jedem Auge sichtbar; der  
Sultan verlordieletzte Parzelle afrikanischenBodens; Italien er-  
warb ein großes, politisch und wirthschaftlich wichtiges Gebiet, das  
»ber,weils vonTunis und vom englischen Sudan aus bequem an-  
zugreifen, vom Mutterland nur auf demWeg überMalta zu er-  
reichen ist, den Besitzer, das Königreich, noch enger an die Seite  
der stärkstenWestmächte drängt. Am Bosporus schnellt die Wag-  
schale, die das Gewicht deutschen Ansehens trug, leer in die Höhe.  
Wieder haben wir nicht geholfen; trotz derRede vonDamaskus,  
die eine Bürgschaft gegen neue Zerstückung des Osmanenreichs-  
?örpersschien,hatjederunsererbeidenBundesgenossenderTürkei  
zweiProvinzen entrissen. »Ilsn'ontpassuKire«, fagtAbdulHamid  
vondenlungtürken; sind allzu täppisch und injedem Sinn lüder»  
lich. Können sie (oder die »Liberalen", die für ein Weilchen die  
Macht erraffen) sich halten? Vielleicht noch ein paar Jahre lang;  
wenn die Triple-Entente ihnen mit Rath und Geld hilft. Die?  
Ist jetzt ja, heits in Berlin, zerfallen wie eine morsche Almhütte,  
über die eine Lawine hinging. Potsdam! Baltisch-Port! Wi r! So  
innig war uns Rußland noch nie befreundet. Draußen glaubts  
Keiner; und als der neun Monate lang im Schoß gehegte Ver»



Die Zukunft.

trag über Persien und die Bagdadbahn ans Licht kommt, um»  
braust unsere Blamage einHöllengelächter. Da auf Nikolais wei»  
ches Herz aber nicht wie auf einen Granitfels zu bauen ist, wirdK  
doch wohl Zeit, die Filmkurbel zu drehen. Die Türkei ist zu ernster  
Wehr ohnmächtig, hats in Afrika wieder gezeigt und wird von  
der Rajah grimmiger gehaßt als in hamidischen Tagen. Die Ei-  
nung von Nord» und Südslaven ist das wirksamste Mittel gegen  
deutsch»russische Eintracht. In aller Hast und Heimlichkeit wird,  
mit Londons und Petersburgs Hilfe, der Balkanbund geknüpft.  
NichtTscharykows, der detn'Sultan denVorsitz gewähren wollte^  
sondern Iswolskijs, der die Spitze des Slavenschwertes gegen  
die Türkei zückt. Der letzte Türkenkrieg kann auf Europas Erde  
beginnen. Britanien hat sich entschlossen, die Assekuranz gegen  
deutschenDranginsWeiteremitdemWachsthumslavischerMacht  
zu bezahlen; den Nord» und Südslaven Osteuropa zu gönnen.  
D'Isräeli verhüllt, im Himmel derludenchristen, das Haupt. Pitt  
aber spricht tröstend zu Benjamin: »Kritik polic> is britisk traZe."  
Irrthum, laß los der Augen Band!

Daß Rußland im Geheimniß der Kriegsvorbereitung war^  
hat jeden etwa noch Zweifelnden der eben so treuherzige wie thö»  
richte Erlaß des Ministers Sasonow (gegen Montenegro; vom  
neunten April 1913) erkennen gelehrt. Dieser kränkliche und des»  
halb den Gegnern mehr als den Partnern bequeme Mann hatte  
sich nicht erst im Herbst, weil König Nikola, ohne von Peters-  
burg dieErlaubmß zu erbitten, losschlug, geärgert,fondern schon  
im Lenz: weilBulgarien sich auf eigene Faust, im Groll über Tscha»  
rykows Abberufung aus Konstantinopel, am dreizehnten März  
den Serben verbündet hatte. Er kehrte den Teschow und Danew  
die kalte Schulter zu und weigerte sich, der Bulgarenanleihe durch  
Dawidow in Paris dieKotirung zu verschaffen. Kleinkram. Das  
große Spiel, dessen Regie Grey und Nicolson, Iswolskij, Del»  
casse und Paul Cambon, Bertie und Tittoni führen, konnte und  
wollte er nicht hemmen. Daß England „6ans le mouvement" (,im  
Bild", sagt man bei uns) war, braucht nicht bewiesen zu werden.  
Beide Mächte rechneten mit der Türkenniederlage; stimmten  
schließlich aber, weil das Kriegsglück den Klügsten narren kann^  
der Formel Poincares zu, der, als Anwalt des Hauptgläubi^  
gers der Türkei, sicher gehen wollte: „Wahrung des status quo".



Die^e grundlos verspottete Formel sollte, nach der Absicht Bri» tamens und Rußlands, nur sagen: Siegt, wider alles Erwarten, die Türkei, so wehrt unser Spruch ihr die Rückeroberung des von Christen bewohnten Landes. DerVierbund bekümmerte sich nicht eine Minute lang um diesen Zettel; auch nicht um die Kollektiv» note der Großmächte, die den Balkanregirungen rath, den Frie» den zu erhalten, und ihnen, auch ihnenjetzt, feierlich jede Gebiets» dehnung untersagt. DieVorlegung dieser Note wird, vonLondon aus, achtzehn Tage lang verzögert; sie kommtzugleich mitRikolas Kriegserklärung. (Grey war verreist; wie immer, wenn er einen Handel hinziehen und Fragern nicht Rede stehen will. Deutscher Biedersinn, der meist im Ehrenkittel eines Kaiserlichen Legatton» Rathes, allen Sachverständigen zu größtemErgötzen, umhertappt, flüstert dann in Ehrfurcht, der Hexenmeister der ^oreiAn Ottice sei leider der Erholung bedürftig und habe nur deshalb«dem weiche- ren Premierminister Asquith" feinen Platz überlassen. »Ein Ka» mel? Mich dünkt, es hat einen Rücken wie ein Wiesel.") DerMer» bund weiß, was die Glocke geschlagen hat und auf wen er zählen' darf. Wien und Berlin(die ausBelgrad, wo für denTürkengeneral schon vorgesorgt wird, wohl ungefähr identische, der Wirklichkeit gleich ferne Berichte empfangen) glauben inbrünstig anden Osma- nensieg; und Kiderlen bewirthetdieBalkanmänner mitgesalzener Grobheit. »Krieg? Ihr werdet verhauen, daß die Lappen fliegen. Und halbEuropafreutichdarüber." FastsohattederAuswärtige Minister des Sultans gesprochen.»Krieg ? Erlauben Sie mir, laut zu lachen!" Noch einmal wäre das in Südost langsam erworbene, noch nicht ganz verlorene Ansehen zu retten; ein letztes Mal. Wenn Deutschland und Oesterreich zusammenstehen und keinen Zweifel darüber lassen,daß sie für ihrenRechtsanspruch,Machtanspruch im Nothfall das Schwert ziehen werden. Als Eduard inReval war und der Kontur des Kommenden sichtbar wurde, habe ich hier eine wuchtige Stärkung des deutschen Heeres und die freiwillige Be- grenzungder schwimmenden Machtmittelgefordert;am dreizehn- ten Juni 1908 gesagt: «Ein germanisches Volk darf nicht an vol- len Tafeln winfeln,ihm fehle das zum Erwerb derWaffe nöthige Geld. Mehrung der Landmacht: dann könnten wir mit ruhigem Gewissen die neue Morgenröthe erwarten. Nicht, wenn wir des Trachtens nach demWeltarbitrium verdächtig bleiben und durch das alltägliche Friedensgegrein uns noch in den üblenRuf listi-



Die Zukunft, gerHeuchelci bringen." Bosnische Krisis, Agadir, Tripolis: bis- zur Ermüdung des Lesers war der Ruf wiederholt worden. Noch im Oktober war die Militärvorlage nicht, wie im März, das Ein» geständniß,daß wir in unbequemere Enge gedrängt seien; konnte sie, zugleich mit einem bis ins Tiefste, Höchste durchdachten Orient^ Programm, hinter dem sechs Millionen deutscher und österreichi» scherBayonnettes startten, nicht nur die Luftschlösser derSlaven» Hoffnung sprengen, sondern auch, in einer seit 1866 und 70 ge- wandelten Deutschenwelt, die Wahrheit des moltkischenWortes aus dem Jahr 1841 erhärten: »Oesterreichs Schwert wird einst in die Wage der Entscheidung geworfen werden. Alle Flotten der Welt können die Theilung derTürkei weder vollziehen noch hin» Kern: Oesterreichs Heere können das Erste vielleicht, das Zweite gewiß." Gewiß: im Bund mit Deutschlands und Rumäniens. Noch immer ist, wie in Andrassys Zeit, die diesen drei Mächten »gemeinsame Aufgabe, das Zusammenfließen der nord» und der südslavischen Elemente zu verhindern und gegen die Slavifirung des Orients eine Barriere zu bilden." Was geschieht? Nichts. DerSieg war, anRaschheit undUmfang, so ungeheuer, wie kein Ferner ihn erträumt hatte. Bulgaren und Serben (die Siege der Griechen waren, da Saloniki nicht, Ianina kaum noch ver» theidigt wurde, ohne äußersten Kraftaufwand zu erringen) haben so tapfer, mit so froher Hingebung jedes Lebenshauches gekämpft wiejeeinHeldenvolkinderGeschichte. Grausam? In ihren Adern kreiste das Blut der vier Jahrhunderte lang von der Osmanen» Horde gemarterten Rajah; wenn die Bulgaren (seltener die Ser- ben) Wehrlose niederstießen, stand vor ihrer blutdürstigen Seele dasBild der gemetzeltenAhnen, der geschändeten Weiber, in den Harem verschleppten Jungfrauen ihres Stammes; aus Grüften lenkten Totenhände die Waffe. Doch wie raubthierisch auch jetzt noch die Türken gehaust haben, bezeugen zuverlässige Berichte und beglaubigte Photographien. Und diejetztsozärtlich gehätschel- ten Arnauten, die musulmanischen Albaner, haben schwangeren Frauen die Frucht aus dem Leib gerissen und das Zeugerglied des Mannes oder Sohnes in den röchelnden Mund gestopft; Mädchen die Brüste geschlitzt, die dünnen Unterärmchen durch die frischenWunden gezogen und die lammergeschöpfe so, nackt, mit gefalteten, blutigenHänden, vor sich hingetrieben. Wer staunt darüber, daß die fast einHalbjahrtausendnunansolcheGräuelge»



Balkan»Memormr, 1L5  
wohnten Slaven demTürken,der ihnenAlles geraubt hat,Reich,  
ethnisches und menschliches Recht, Boden und Hausfrieden, nicht  
Pardon gaben? Das Türkenheer war verhungert und verlaust, von  
untüchtigen Parteibrüllern oder Ziergecken geführt; hat sich aber,  
wo nicht ein Schreckenswirbel es jäh in wirre Flucht warf, muthig  
geschlagen. Freilich: wofür? Für einen in Kneipenunrath und  
Schande versinkenden Staat? Für einenIslam,demvonschmutzi»  
gen Jakobinerfingern das Herz ausgebrochen war und der nur  
in saftloser Geilheit noch weiter wucherte? Auch mit besserem Pro»  
Viani wäre, unter strammerer Führung, diese zusammengetrom-  
melte Schaar, die der Gedanke an nahe Fremdherrschaft eher  
hoffen als zittern ließ, gegen dieBulgaren und Serben nicht auf-  
gekommen. Deren heiligerWillewar dieser Krieg; nicht befohlene,  
von Kolbenstößen erzwungene Arbeit, fondern Erfüllung des in»  
brünstigsten Herzenswunsches. Ob es Tage lang nichtsAnderes  
gab als trockenes Brot, Zwiebeln und Knoblauch, ob die Blei»  
kugeln wie Hagelkörner prasselten: einerlei; jauchzend gings in  
denKampf. (Ohne Alkoholpeitsche; fast alleBulgaren und sehr viele  
Serben sind abstinent und Alle, besonders die Offiziere, ziehen  
Thee jedem anderen Trank vor.) Herr von Fenyès sagt in seinem  
«Tagebuch einesMannesvomRothenKreuz",das die barbarische  
GrausamkeitmancherBulgarennichtverschweigt:»DieseLeutesind  
eins mit ihrerRegirung;dieldeen, für die sie in denKrieg zogen,ent-  
standen im Gehirn des Volkes selbst. Das ist das Geheimniß der  
bulgarischen Erfolge. Kein Wort des Bedauerns darüber, daß  
sie im Krieg waren, kam von den Lippen der tausend Verwunde»  
ten. Ob es auch bei den Soldaten der österreichisch»ungarischen  
Armee so wäre?Ob es dieSoldaten aus Südtirol wohl vielküm«  
mern würde, wer im Banat ernten wird? Wären die Kroaten und  
Slovakenselbst umdenPreis ihresLebens bereit,dieGroßslaven  
aus einem Gebiet wegzujagen, dessenBewohnern sie in Sprache,  
Kultur und allen Sitten weniger fremd sind als der,Feind'? Sie  
werden aufBefehl schießen, vielleicht geschickt undgutgeführtsein;  
aber vermag die Kriegsleitung ihrerphysischenKraft auch diesese  
lische Energie hinzuzugeben? Der Drill verflüchtigt sich beim drit»  
ten Kanonenschuß; der Selbsterhaltungstrieb aber wirdihnen nicht  
zuflüstern, was die Bulgaren empfanden, wenn sie sich am fünf»  
ten Tag nachihrerRückkehr vondenPforten des Todes schon wie-  
der nach dem Schlachtfeld sehnten." Dreimal, viermal sind Ver»



Die Zukunft,  
mundete, halb erstAusgeflikte ins Feuer zurückgekehrt; ohne von  
anderem Befehl als des eigenenWillens dazu genöthigt zu sein.  
Lernet dieses Volk der Schollenbauer und Viehzüchter schätzen!  
Wer es befehden will, müßte es mindestens kennen. Die Stein»  
wälle von Adrianopel (dessen allzu laut gefeierter Kommandant  
sich Wochen lang um die Festung kaum gekümmert hatte) sind, da  
Hie bulgarische Jugend schon hingemäht war, vonLeutenzwischen  
Fünfunddreißig und Fünfzig, unter Iwanows Befehl, erstürmt  
worden; von Leuten, die Wochen lang kein Fleisch gegessen und  
oft im Wasser gelegen hatten. Deutsche InternistenundEhirurgen  
haben die Widerstandsfähigkeit, die an Erstände der Natur er-  
innernde Gesundheit der Südslaven bestaunt; ihre Gemüthslei»  
stung, auch ihrerWeiber, ist nicht geringerer Bewunderung wür-  
dig. Nicht an dem besten Maschinengewehr oderAeroplan hängt  
der Sieg; daran: daß ein Heer nicht nach totem Verfassungsbuch»  
staben nur das Volk inWaffen ist, sondern der in blutigerWirk»  
iichkeit gewaffnete Arm des nationalen Willens; daß jeder Ein»  
.zelne,MannvorMann, denKrieg alseineunvermeidlicheNoth»  
wendigkeit, als seine ganzpersönlicheSache empfinden gelernt und  
den Entschluß, überlebend zu siegen oder mit seinem Leib dem Fein-  
de denPfad zu verrammeln, mit allen Seelenkräften, wie den Hei»  
land, umklammert hat; daß Jeder kämpft wie um Gott, ums Weib.  
DerKrieg hat kaumvierWochen, dieFriedensmächlerei,bis  
heute, mehr als fünfMonate gewährt. Das war noch nicht; wird  
Dem aber schnell begreiflich, der weder von Betrügern noch von  
Betrogenen die Urtheilssubstanz bezieht. Der Sieg über das  
DeutscheReich und dessen Gefährten fchiennichtsoleichtzusichern  
wie einer über die Türkei: schon deshalb nicht, weil er dem Blick  
verborgen, dicht verschleiert, mit dem Beistand dieses Deutschen  
Reiches, gegen das der ganze Handel geführt worden war, er-  
rungen werden mußte. Deshalb mußten die vier Verbündeten im»  
mcr wieder warten; durfte Adrianopel nicht, nach dem(durchaus  
vollstreckbaren) Willen des Generals Iwanow, im Winter, son»  
dern erst imFrühlingerstürmtwerden; mußteKiamil,weilernach  
rascher Liquidation langte, sein Großwesirleben lassen. Als das  
Beben derSlavenerde denswws quosammt anderemSpinnenge»  
webe verschlungen hatte, kam eine neue Trugformel auf: „Lokali»  
firung des Krieges." In eifernderyast krochen unsere Matadores  
auch auf diesen frischen Leim. Wer mußte die Begrenzung des



Krieges denn wünschen? Jeder, dem sie, mit unzweideutiger Ge»  
wißheitebennursie,Vorthail verhieß. Also:Britanien.Rußland,  
Frankreich. Wer durfte die Begrenzung des Krieges, dessen Aus-  
bruch nun einmal imHerbst nicht verhütet worden war, nicht dul-  
den? Jeder, dem sie, mitunzweideutiger Gewißheit nursie, Scha»  
den bringen mußte. Also: Deutschland und Oesterreich. Deren  
einzige, aber auch unfehlbar wirksame Waffe war die klare An»  
kündigung: Wir zerfetzen mitdem Schwert EuerGezettel,wennun»  
serWille nicht dieNmgestaltung derMachtverhältnisse im Orient  
mitbestimmt. Daß sie dieses simple Wort sprechen würden, war  
unter sechsMonden die Hauptsorge imBrittenconcern. Sie spra-  
chen es nicht. Thaten, als sei der Erdfriede von irgendeiner an»  
deren Seite als von ihrer bedroht und ihrem Mühen zu danken,  
daß er erhalten wurde. Das Regiekollegium lachte sich krank; und  
wieder gesund. Emlgnd^Frankreich, Rußland hatten nur eine  
Gewissensangst: daß. Deutschland und Oesterreich den Frieden  
brechen könnten. Deutschland und Oesterreich buchten sich ins  
Verdienstkonto, daß ihnen, mit äußerstem Seelenkraftaufwand,  
gelingen sei, dem Weltfriedens bruch (vor dem nur ihre Gegner  
zu bangen hatten) vorzubeugen. Siehattc^r^n^ttnmHUerenthal»  
Vulow, erklärt: Eine Konferenz der Großmächte beschicken wir  
nicht. Schön. Man gab dem altenDingeinen neuen Namen («Bot»  
schafterreunion"), machte das Verfahren etwas umständlicher:  
und fing die Legalen von Wien und Berlin. (Niemals, spricht das  
schamhafte lüngferlein, gehe ich mit einem fremden Herrn in ein  
Separatzimmer; geht mit ihm aber dann in die Laube, wo nicht  
das winzigste Lampchen glüht.) »Wir haben durchgesetzt, daß keine  
Konferenz ist: ein Triumph." Der Kraft, die zwei Botschafter an»  
zuziehen, muß sich nundiestä kere noch gesellen: sieinderReunion  
zu halten. Auch Das gelingt. Und Herr von Bethmann, der am  
zweiten Dezember imReichstag von »dcmeifrigen Bestrebenaller  
Mächte, denFricden zu erhalten", von »der Hoffnung, den Krieg  
(VerschonzuEndewar)zulokalisiren",geredetund,ebensoahnung-  
los, blind, taub,frumb,gesagt hat,dasDeutscheReich»werdevon  
den Vorgängen auf dem Balkan nicht unmittelbar berührt",  
schwört wohlnoch heute darauf,daßer sich herkulisch gemüht habe,  
um Anderen das halb schon gezückte Schwert in die Scheide zu  
schmeicheln. Wem denn? Briten, Russen, Franzosen müßten an  
Scharfsinn unter demRindoieh stehen, wenn sie füreineSache,die,  
n



Die Zukunft.  
mit geringen Unkosten, in lieblichstem Frieden zu haben war, das Kriegsrisiko auf sich nähmen, das fettste Profitjahr ihrer Wirth» schastgeschichte derFurie zumFraß gäben und, ohne Zwang, ver» suchten, obmit dem unsertigenRussenheerund dem unbrauchbaren Franzosenpulver die Armeen Deutschlands, Oesterreichs, Ru» mäniens nebst den mit Mannlichergewehren bewaffneten Polen der Weichsel» und Niemen-Gubernatorien, den nach der ersten Schlappe desGossudars zum Aufruhr bereiten BaltenundFinen niederzuringen seien. Die Triple-Entente wollte denKrieg (sonst wäre keinSchuß imBalkanland gefallen); wollte ihn »lokalistrt": und mußte die Beiden, die ihn ins Weitere dehnen konnten, drum in dieReunion bitten, in derReunion festschwatzen. Deren lang» wierige Arbeit dünkt Den lächerlich, der, mit dem kindhaft ehr» baren Ernst des Fibelgläubigen, annimmt, da sei für »gemein» same Interessen Europas" gesorgt, geredet, gesonnen, gezaudert worden. Das nicht von so ausbündigerThorheitbefangeneAuge steht, daß jede taktische Schwenkung, jede Wirkung gefurchter Stirnen, jeder Bluff und jede Pause, der Schein derNnsicherheit und die Zeitversäumniß richtig errechnet war und daß dieser von Eseln und von Schlauköpfen, die eine Eselsmaske vorbanden, bespöttelten Reunion eine unüberbietbare Meisterleistung gelungen ist; die: von Enos bis nachSkutari alles derTriple-Entente politisch Wichtige in die Scheuer zu bergen und in den Lohgerbern, deren Felle wegschwammen, obendrein noch das Gefühl zu näh» ren, sie seien ungemein freundschaftlich behandelt worden. Am Ende kam auch Tittonis Wort noch zu Sinn und Geltung; gelang ein Spielkniff, der von trunkenem Uebermuth eingegeben schien. Nach einer Staatsposse, deren Verlauf noch zu schildern sein wird, schien Oesterreich bereit, an seinem Arm Italien nach Südalbanien zu führen; den Besitzer von Brindisi zum Haus» meister inValona zu machen, den kein Sperrsechserl dann je zur Aufriegelung des Adriatischen Meeres vermocht hätte. So weit ifts nicht gekommen. Doch nicht in abertausend Zeitungartikeln nur, sondern auch in Staatskanzleischriften und Kollektivnoten ist von Italiens Balkananspruch jetzt wie von urewigem Recht geredet worden. San Giuliano, der Jahrzehnte lang für Albanien ge» arbeitet hat, darf lächeln. DerRubber, der mit der Verlängerung des Dreibundes begann, hat die höchsten Honneurs eingebracht.



Büher.')

189

unseren russischen Klöstern giebt es, wie man weiß, auch jetzt AA)' noch unter den Mönchen manche Asketen und Heilige, Beichtväter und Rathgeber, Ob Das nun gut oder schlecht ist, ob man der Mönche bedarf oder nicht, wollen wir heute nicht erörtern. Es soll zwar nicht zeitgemäß sein, von Mönchen zu reden, doch können wir nicht umhin, es hier trotzdem zu thun, da das Folgende ein Mönch erzählt hat. Diese Beichtväter und Rathgeber sind manchmal hochgebildete Menschen, Menschen mit einem tiefen Verstand. Wenigstens wird so von ihnen berichtet; ich kenne sie nicht. Einige von ihnen, sagt man, seien in ganz Rußland bekannt; aus den fernsten Gegenden kommen die Menschen zn ihnen, oft sogar zu Fuß aus Archangelsk, ans Sibirien, aus dem Kaukasus. Den, der zu ihnen kommt, treibt eine Verzweiflung, mit der die eigene Seele nicht mehr kämpfen kann, oder auf dem Gewissen dieser Menschen ruht eine so furchtbare Schuld, daß sie mit ihrem Geistlichen in der tzeimath nicht darüber sprechen mögen, nicht aus Angst oder Mißtrauen, sondern, weil die Verzweiflung ihnen jeden Glauben an eine Vergebung ihrer Sünde genommen hat. Hören sie dann zufällig von einem solchen fernen, Trost spendenden Beichtvater, dann machen sie sich auf und pilgern zu ihm.

So hat nun einer von diesen Mönchen in einem Gespräch unter vier Augen seinem Zuhörer das Folgende erzählt.

„Schon seit zwanzig Jahren höre ich Beichten. Und in zwanzig Jahren lernt man so viele verborgene Krankheiten der Menschenseele kennen, daß Einen, wie man meinen sollte, nichts wundernehmen könnte. Und dennoch kommt es vor, daß man selbst nach zwanzig Jahren erschauert beim Anhören manch einer Schuld. Man verliert die Gemüthsruhe, die erforderlich ist, um dem Verzweifelten Trost geben zu können, und man muß sich selber zu Demuth und Verträum zwingen."

Und hierauf hat er die folgende unglaubliche Geschichte aus dem Volksleben erzählt.

„Ich sehe, ein Bauer kommt auf den Knien zu mir gekrochen. Ich hatte schon vom Fenster her gesehen, wie er draußen auf der Erde kriechend näher kam. Sein erstes Wort zu mir war: „Für mich giebt es keine Rettung mehr: bin verdammt! Was Du auch sagst, ich weiß: ich bin verdammt!" Ich versuchte, ihn einigermaßen zu beruhigen. Ich \*) Bruckstücke aus dem Band „Literarische Schriften", der (wie die anderen Werke Dostojewskijs und die gute Volksausgabe) im mün» chener Verlag von R, Piper ä Co. erscheint und schon willkommen zu heißen wäre, wenn er uns nichts Anderes böte als die Aufsätze über den Nihilismus, Puschkiu und Tolstois Anna Karenina. Leset Dosto» jewskij: weil er als Seelenerheller und als Seelengestalter einzig ist und weil nur er Ferne den slavischen Menschen erkennen lehrt.



19«  
Die Zukunft.  
sah, daß der Mensch weither gekommen war, weil es ihn nach Strafe und Leiden für sein Pergehen verlangte. ‚Wir kamen im Dorf, mehrere Burschen, zusammen,‘ begann er, , und da fingen wir an, unter uns zu streiten, wer den anderen in Frechheit überbieten könne. Ich prahlte, dag ich sie alle ausstechen werde. Da zog mich ein anderer Bursche bei Seite und sagte mir unter vier Augen: Hör mal, Das kannst Du nie und nimmer, was Du du sagst. Du prahlst ja nur. Ich wollte schon schwören, aber er unterbrach mich. Nein, wart, sagte er, nicht so. Du: schwöre mir bei Deinem Seelenheil in jener Welt, daß Du Alles thun wirst, was ich Dir sagen werde. Ich schwor. Gut, sagte er. Bald haben wir Fasten. Bereite Dich zum Abendmahl vor. Die Hostie nimm, aber verschluck sie nicht. Wenn Du dann aufstehst, tritt auf die Seite, nimm sie aus dem Munde und behalt sie in der Hand. Das Weitere werde ich Dir dann sagen. So that ich auch. Aus der Küche führte er mich geraden.Weges in den Gemüsegarten. Nahm einen Pflock, stieß ihn in die Erde und sagte: Leg' hin! Ich legte die Hostie auf den Pflock. Jetzt geh und hol eine Flinte, sagte er. Ich ging und holte sie. Lade sie, sagte er. Ich lud. Ziele und schieß. Ich erhob die Hand und zielte. Und da, wie der Schuß fiel, stand plötzlich vor mir das Kreuz mit dem Gekreuzigten. Da fiel ich bewußtlos hin . . .  
Zugetragen hatte sich Das schon mehrere Jahre vor der Beichte, Den Namen dieses Pilgers wie auch die Strafe, die er ihm auferlegte, hat der Pater natürlich nicht gesagt. Wahrscheinlich hat er die Seele dieses Menschen mit einer furchtbaren Buße belastet, vielleicht sogar mit einer, die fast über menschliche Kraft ging, in der Erwägung, daß, je schwerer die Strafe, sie um so eher das Gewissen erleichtern werde, weil es ihn doch nach Strafe undLeiden für seinVergehen verlangte..."  
Dieser Fall verdient, näher betrachtet zu werden; er ist äußerst charakteristisch. Ich bin immer der Meinung gewesen, daß das letzte Wort gerade diese Menschen aussprechen werden, diese reuigen oder auch nicht reuigen, bußfertigen oder unbußfertigen; sie werden es sagen und uns den neuen Weg weisen, den neuen Weg ins Freie aus allen unseren anscheinend vollkommen unlösbarenProblemen. Peters-burg wird doch nicht unser russisches Schicksal endgiltig entscheiden. Deshalb aber ist jeder, ja, sogar jeder geringste neue Zug dieser „neuen Menschen" unserer Aufmerksamkeit werth.  
Was mich am Meisten wundert, ist der Anfang des Ganzen, die Möglichkeit eines solchen Streites und Wettkampfes in einem russi»schen Dorf: wer den Anderen in Frechheit überbieten könne. Das ist eine Thatsache, die auf furchtbar viel hindeutet, und ich muß sagen, daß sie für mich eine sogar ganz unerwartete Erscheinung ist. Und ich habe doch genug Menschen aus dem Volk gesehen, sogar die merk-würdigsten Verbrecher und Sträflinge.  
Ferner ist die, sagen wir, krankhafte Seite des Vorfalls deiner»kenswerth. Halluzinationen sind eine vornehmlich krankhaste Erschei-nung und zugleich hört man von dieser Krankheit nur sehr, sehr selten.



Büßer.  
Die Möglichkeit einer plötzlichen Halluzination bei einem, wenn auch sehr erregten, aber immerhin ganz gesunken Menschen ist an sich bis» her vielleicht noch nicht vorgekommen. Doch Das ist eine medizinische Frage, von der ich wenig verstehe.  
Etwas ganz Anderes ist es mit der psychologischen Seite des Falles. Da erscheinen vor uns zwei Charaktere, die in hohem Maß für das ganze russische Volk typisch sind. Da ist vor allen Dingen dieses Bergessen eines jeden Maßes bezeichnend (doch ist Das, wohlgemerkt, fast immer nur eine zeitweilige Erscheinung, gleichsam eine vorüber-, gehende Anfechtung). Da ist dieses Bedürfniß, über das Maß hinaus» zugreifen, das Bedürfniß nach herzbeklemmenden Empfindungen, das Verlangen, an einen Abgrund heranzugehen, sich mit dem halben Kör» per schon über denRand zu beugen, in die schauervolleTiefe zu blicken und (sehr oft oder wenigstens in nicht seltenen Fällen) sich wie ein Wahnsinniger mit dem Kopf voran in die Tiefe zu stürzen. Das ist das Verneinungsbedürfniß im russischen Menschen, manchmal sogar in einem durchaus nicht verneinenden, sondern in einem ehrfürchtig Alles bejahenden Menschen; die Verneinung aller Dinge, selbst des größten Heiligthums des eigenen Herzens, seines höchsten Ideals, des ganzen Volksheiligthums, vor dem er soeben noch ehrfurchtvoll gekniet, das aber dann plötzlich gleichsam zu einer unerträglichen Last für ihn wird. Auffallend ist dabei namentlich jene Hast, jener unbezwingbareDrang, in dem der Russe sich in manchen Augenblicken seines eigenen oder des ganzen Volkslebens zn äußern beeilt, wenn der Augenblick einer von jenen ist, die den Charakter des Menschen herausordern, gleich» viel, ob es in einer guten oder in einer unflätigen That geschieht. Mitunter giebt es für ihn dann überhaupt keine Schranken mehr. Was cs auch sei, Liebe, Wein, Eigenliebe, Neid oder die tolle Stimmung eines Gelages: da giebt sich mancher Russe rückhaltlos dem Augenblick hin, ist im Stande, Alles zu zerreißen, zu vernichten, von Allem sich loszusagen, von der Familie, von den Sitten, von Gott. Mancher herzensgute Mensch kann plötzlich zum Thier und Verbrecher werden, wenn er einmal in diesen Wirbel hineingerät!), in diesen für uns ver» hängnißvollen Wirbel momentaner, konvulsivischer Selbstverneinung und Selbstzerstörung, die dem russischen Volkscharakter von je her zu seinem Verhängniß eigen sind. Aber mit eben solcher Kraft, mit eben so großem Ungestüm im Verlangen nach Selbsterhaltung und Buße versteht das ganze Volk, wie auch der einzelne Russe, sich selber wieder zu retten; und er rettet sich gewöhnlich gerade in dem Augenblick, wo er schon bei der letzten Grenze angelangt ist, wenn er also nirgend» wohin mehr weitergehen kann. Doch besonders bezeichnend ist, daß der Rückschlag, der die Wiederherstellung, die Rettung zur Folge hat, immer ernster ist als der erste Stoß, der ihn zur Verneinung und Selbstvernichtung treibt. Die erste Anwandlung ist eben immer eine Art Kleinmuth oder eine Laune, während der Rückschlag mit der Wiederherstellung und Rettung aus eigener Kraft immer etwas Großes



ist: und ihm giebt sich der russische Mensch mit der größten, gewaltigsten und ernstesten Anstrengung hin und blickt dann auf seine frühere Verneinung mit Selbstverachtung zurück.

Ich glaube, das hauptsächlichste, das ursprünglichste geistige Bedürfnis des russischen Volkes ist das Bedürfnis, zu leiden, ewig und unersättlich, überall und in Allem. Dies Lechzen nach Leid hat es, wie mir scheint, schon von je her in sich gehabt. Wie ein leidtragender Strom zieht es durch seine ganze Geschichte, und zwar nicht nur in Gestalt äußeren Unglücks und verschiedener Heimsuchungen; vielmehr entspringt seine Quelle dem lebenden Herzen des Volkes. Sogar im Glück des Russen, des einzelnen wie des ganzen Volkes, ist unbedingt ein Theil Leid enthalten; sonst ist für ihn das Glück nicht vollständig. Niemals, nicht einmal in den Stunden der größten Triumphe, die seine Geschichte kennt, hat das russische Volk ein stolzes oder triumphirendes Aussehen, sondern nur ein bis zum Leid ergriffenes; es athmet wohl auf, aber den Ruhm schreibt es der Gnade Gottes zu. Im Leid findet das russische Volk gleichkam einen Genuß. Und was vom ganzen Volke gilt, gilt auch vom einzelnen Russen (natürlich nur im Allgemeinen gesprochen). Man betrachte die zahlreichen Typen des randalirenden Russen. Es ist bei ihm nicht nur übermäßige Ausgelassenheit, deren Schrankenlosigkeit oder Frechheit uns in Erstaunen setzt oder durch die Tiefe des Falles einer Menschenseele anwidert. Dieser widerliche Mensch ist in erster Linie selbst ein Märtyrer. Eine naiv triumphirende Selbstzufriedenheit, eine satte Gespreiztheit ist einem Russen nie eigen; nicht einmal einem dummen. Man vergleiche einen russischen Betrunknen mit ^ nun, meinerwegen mit einem deutschen: der betrunkene Russe ist vielleicht gemeiner als der betrunkene Deutsche, doch der Deutsche ist zweifellos dümmer und komischer als der Rnfse. Die Deutschen sind ein vornehmlich selbstzufriedenes, auf sich stolzes Volk. Im betrunkenen Deutschen pflegen nun diese Grundzüge des Volkscharakters an Ausgeprägtheit proportional dem Quantum des getrunkenen Bieres zuzunehmen. Der betrunkene Deutsche ist ein zweifellos glücklicher Mensch und denkt nicht daran, zu weinen; er singt selbstgefällige Lieder und ist stolz. Er kommt stocksteif besoffen nach Haus, aber er ist dabei stolz. Der russische Trinker dagegen trinkt gewöhnlich aus Leid und weint nachher. Oder wenn er großthut, so ist doch kein Triumphiren, sondern nur ein Randaliren. In der Regel fällt ihm dann irgendeine ihm widerfahrene Kränkung ein und er fängt an, dem Beleidiger, einerlei, ob Dieser zugegen ist oder nicht, bittere Vorwürfe zu machen. Schließlich beweist er ihm mit Nachdruck, daß er womöglich ein General sei, schimpft dabei aufrichtig, wenn man ihm nicht glaubt, bis er zuletzt, um Alle zu überzeugen, nach der Polizei schreit. Aber er ist ja nnr deshalb so, ruft auch nur deshalb nach der Polizei, weil er iu den geheimsten Tiefen seiner betrunkenen Seele nur zn gut weih, daß er ganz und gar kein General, sondern nur ein ekelhafter Säufer und tiefer gesunken ist als das niedrigste Vieh. Was l.-ir hier im mikroskopischen Bei'piel sehen, sehen wir auch im großen



Büßer.

193

Ganzen. Selbst der größte Schandkerl, der fast schon gewaltig ist in seiner Frechheit, in seiner eleganten Lasterhaftigkeit, so daß ihm die Dummköpfe sogar nachäffen, selbst er fühlt in den verborgensten Tiefen seiner verderbten Seele, daß er doch nur ein Nichtswürdiger ist.. Er ist unzufrieden mit sich, die bittere Selbsterkenntnis; nagt an seinem Herzen; und dafür rächt er sich an den Anderen. Er martert sich, er tobt gegen sich und alles Gute in ihm und um ihn, bis er, unter ständigem Kampf gegen den in seinem Herzen sich ansammelnden Schmerz und doch zugleich sich wie berauschend an ihm, diese letzte Grenze erreicht. Wenn er aber dann, schon über dem Abgrund hängend, sich doch noch aufzurichten vermag, so straft er sich selbst grau«sam, straft er sich mehr, als Andere es je könnten.

"Was trieb diese Burschen in den Streit: „Wer den anderen an Frechheit überbieten könne?" Und warum wählt der Bursche gerade diese That zur Prüfung der Vermessenheit des anderen? Er hätte doch auch eine andere That wählen können, etwa die Ermordung einer hochgestellten Persönlichkeit oder sonst einen ganz besonderen Mord; denn der Bursche hatte doch geschworen, daß er „zu Allem" bereit sei, und sein Versucher wußte, daß er thatsächlich „Alles" thun werde, was er von ihm als Beweis seiner Vermessenheit verlangte. Doch selbst die schrecklichsten Verbrechen scheinen dem Versucher nicht schrecklich genug zu sein. Er denkt sich etwas noch nie Dagewesenes, etwas Unerhörtes aus, woran noch nie Iemand gedacht hat. Doch daß er gerade in dieser That das Unerhörteste, das Vermessenste sah: gerade Dies verräth die ganze Weltanschauung unseres Volkes.

Ich sagte: „woran noch nie Iemand gedacht hat". Ist es so?

Nein; denn Alles beweist, daß er sich schon lange mit diesem Gedanken beschäftigt haben muß. Vielleicht war schon in seiner Kindheit dieser Traum in seine Seele gekrochen, hatte sie mit Schrecken erfüllt und gequält, und diese Qual war für ihn vielleicht zum Genuß geworden.

Er hatte sich das Alles vielleicht schon lange zuvor ausgedacht, die Flinte, die Hostie, und nur als tiefstes Geheimnis; in sich bewahrt.

Selbst hätte er es vielleicht nicht zu thun gewagt; er spielte nur mit dieser Vorstellung, die ihm gefiel, die ihn verführte, der er nachgab.

Eine Sekunde lang unerhörteste Vermessenheit, und wenns die Seele kostet, doch dafür eine Sekunde über diesem Abgrund! Natürlich glaubte der Bursche, daß er für diese That ewig verdammt sein werde, aber: das Wagniß war doch zu verführerisch.

Man kann Vielerlei unbewußt wissen, indem man es nur fühlt, aber nicht weiß. Iedenfalls ist dieser Verführer ein interessantes Seelenproblem; und dabei darf man nicht vergessen, daß er ein Bauer war, unter Bauern lebte. Gerade Das ist es, was Einen am Meisten überrascht. Auch wäre es interessant, zu erfahren, ob er, der Verführer, sich für schuldiger hielt als sein Opfer. Anzunehmen ist, daß er es that, oder wenigstens wird er sich für eben so schuldig betrachtet haben, so daß er, als er den anderen Burschen herausforderte, zugleich sich selbst herausforderte,



S>ie Zukunft.

Man sagt, das russische Volk kenne kaum das Evangelium, kenne nicht einmal die Grundlehren seines Glaubens. Mag sein; doch dafür kennt es Christus und trägt ihn im Herzen. Das ist über jeden Zweifel erhaben. Wie aber eine richtige Auffassung von Christus ohne vorhergegangenen Religionunterricht möglich ist? Das eine andere Frage. Jedenfalls hat das Volk dieses Gefühl für Christus von Generation zu Generation vererbt und so ist es gleichsam eins geworden mit seinem Herzen. Vielleicht ist Christus die einzige Liebe des russischen Volkes, das ihn eben auf seine Art liebt, nämlich bis zur Qual. Deshalb ist ihm auch die liebste seiner Benennungen „das rechtgläubige Volk“, wie es sich denn vor allen anderen Völkern auf die richtigste Weise zu Christus bekennt. Es ist zugleich das Einzige, worauf unser Volk stolz ist.

Und nun: gerade an diesem Volksheiligthum sich zu versündigen, mit der ganzen Ueberlieferung, mit der ganzen Umgebung, mit der Erde selbst, mit Allen und Allem zu brechen und sich selbst unrettbar, auf ewig ins Verderben zu stürzen für diesen einen Augenblick des Triumphes und Stolzes: nein, eine größere Versuchung hätte der russische Mephisto wahrlich nicht ersinnen können! Schon die bloße Möglichkeit so dunkler, geheimnisvoller und vielverschlungener Regungen in der Seele eines einfachen Bauern macht Einen stutzig. Und dabei ist nicht zu vergessen, daß sich das Alles in diesem Burschen doch fast bis zur bewußten Idee entwickelt hatte.

Menschen können freilich bis zum Thierischen gefühllos sein, doch hier handelt es sich nicht um Gefühllosigkeit, sondern um etwas ganz Besonderes: um den mystischen Schrecken, der die größte Macht über die Menschenseele hat. Daß es sich in diesem Fall tatsächlich um eine mystische Angst gehandelt hat, steht nach dem ganzen Verlauf der Begebenheit wohl außer Frage. Die starre Seele des Burschen konnte zunächst noch gegen diese Angst ankämpfen. Uebrigens: war Das ein Beweis von Stärke oder von ängstlichem Kleinmuth? Vermuthlich wird es sowohl das Eine wie das Andere gewesen sein: eine Mischung der Gegensätze. Diese mystische Angst hat dann den Kampf noch verlängert, indem sie vom Herzen des Sünders das natürliche Empfinden fernhielt. Das Gefühl der Angst ist grausam, es verhärtet das Herz und panzert es gegen jede weiche oder hochherzige Regung. So konnte der Bursche die That vollbringen. Doch warum erschlug der Gepeinigte nicht seinen Peiniger?

Das ist es eben, daß sowohl bei Diesem wie bei Jenem in der Tiefe der Seele das selbe Gefühl gewesen sein muß, so daß Beide eine gewisse höllische Lust am eigenen Verderben empfunden haben werden, als sie dem athemraubenden Verlangen nachgaben, sich über diesen Abgrund zu beugen, und einen gewissen erschütternden Genuß von ihrer eigenen Vermessenheit.

Und da, im Augenblick, als die That geschehen war, steht plötzlich die Erscheinung des Gekreuzigten vor ihm! Sein Herz hat ihn gerichtet. Warum nicht sein Bewußtsein? Warum zeigte ihm nicht sein



Büß er.  
195

Vcrstand die ganz« Kleinlichkeit der That, die «r für Kühnheit gehalten hatte? Warum erblickte er das Gericht in der Gestalt einer Erscheinung, die doch wie von außen vor ihn hintrat, gleichsam unabhängig von seinem Geist und Gewissen? Das zu erklären, wäre eine große psychologische Aufgabe. Doch für ihn, den Verbrecher, war es natürlich ein Wunder des Herrn. Als Büßer kroch er über die Erde im Verlangen nach Strafe.

Der Andere aber, der Versucher? Von ihm hatte der Büßer nichts gesagt und wir wissen nicht, was aus ihm geworden ist. Vielleicht kroch auch er auf den Knien, vielleicht aber . . . blieb er im Dorf und lebt dort noch heute, trinkt und lacht und spottet an den Feiertagen nach wie vor. Die Erscheinung war ja nicht ihm erschienen! Oder? ...

Es wäre doch sehr wesentlich, Näheres auch über ihn zu erfahren, so ^ als Studienmaterial.

Ia, es wäre wesentlich. Denn man fragt sich unwillkürlich: Wie aber, wenn Dieser nun der unverfälschte Dorfnihilist war? Der einheimische Verneiner und Denker, der an nichts glaubt, der sich mit hochmüthigem Lächeln ein Versuchsobjekt aussucht, einer, der mit seinem Opfer weder Mitleid hat noch bei der Ausführung der Zhat zittert, sondern mit kalter Beobachtungslust das Beben und Zittern seines Opfers verfolgt? Einzig aus dem Verlangen heraus, fremde Qualen zu sehen oder Menschen in der Erniedrigung, weiß der Teufel, vielleicht sogar zu einer Art von wissenschaftlicher Erforschung? Wenn solche Züge sogar schon in unserem Volkscharakter vorhanden sind, unter den Landleuten, — so ist das allerdings eine stwas überraschende Entdeckung. Früher hat man nie Aehnliches vernommen.

Die Bedeutung dieses ganzen Vorfalles liegt darin, daß er nicht von einem Dichter erdacht ist, sondern daß sich Alles in der Wirklichkeit so zugetragen hat; es dürfte wahrlich nicht müßig sein, einmal in die Seele unseres zeitgenössischen Büßers zu schauen. Unsere Büßer verändern sich schnell. Dort unter im Volk gährt es feit der Aufhebung der Leibeigenschaft eben so wie oben in der Gesellschaft. Der Riese erwacht und dehnt seine Glieder; vielleicht will er zu toben anfangen, will schrankenlos sich ausleben. Man sagt, er thue es bereits; man spricht von Räubern und Verbrechern, von Trunksucht, von betrunkenen Kindern, betrunkenen Müttern, von Cynismus, von Armuth, Unredlichkeit, von Gottlosigkeit. Doch erinnern wir uns dieses Büßers und seien wir voll Zuversicht: im letzten Augenblick wird sich die ganze Lüge, wenn hier wirklich Lüge ist, aus dem Herzen des Volkes herausreißen und vor sich wird ejs eins überirdische Erscheinung sehen. Dann wird das Volk zu sich kommen und sich auf feine göttlichen Aufgaben besinnen. Iedenfalls wird es sich selbst retten, wenn es wirklich bis an den Rand des Verderbens mit ihm kommen sollte. Sich selbst und auch uns wird es retten; denn wieder sei es gesagt: das Licht und die Rettung werden von unten kommen.

Fedor Michaelowitsch Dostojewskij.



Die Zukunft.  
Orientalia.

Das deutsche Kapital hat der habsburgischen Monarchie in den letzten Monaten oft ausgeholfen. Von den Schatzscheinen, die Oesterreich und Ungarn im Dezember 1912 begaben, ging der österreichische Theil ins Dollarland, der ungarische nach Wien und Berlin. Und die Berliner haben sich den magyarischen Schatzwechseln nicht spröde gezeigt. Man bekommt nicht jeden Tag mitteleuropäische Staatspapiere, die mehr als 6 Prozent Zins tragen. Im April kam Ungarn mit einer ÄVsprozentigen Staatsrentenanleihe, die vom Publikum freundlich empfangen wurde. Seit dreißig Jahren war unter der Stephanskrone kein so hoher Rententypus gereift. Die alte sechsprozentige Goldrente war 1881 konvertirt worden; seitdem ging man über 4 Prozent nicht hinaus und sogar zu 3 und 3½ Prozent hinunter. Der neue Typ brachte also eine kleine Sensation, die durch den Ausgabekurs (90.60) noch gesteigert wurde. Gründe für das Abschwanken vom bequemen Weg waren sofort sichtbar. Was der Balkankampf dem Magharenland auferlegt hat, ist kein Geheimniß. Kredit ist dort ein Museumsobjekt, und wer behauptet, er mache gute Geschäfte, darf sich im Raritätenladen ausstellen lassen. Danach überraschte uns eine österreichische Staatsanleihe, die auf Mark lautet, nicht auf Kronen. Seit undenklichen Zeiten hatte Oesterreich keine Anleihe mehr ins Ausland begeben. Die erste Abschweifung war die erwähnte Fahrt ins Dollarland, die aber mit sehr kurzfristigen Papieren unternommen wurde. Das Deutsche Reich und einzelne Bundesstaaten, hatten sich schon früher amerikanisches Geld auf Wech'el geliehen. Aber eine große Anleihe bei fremden Banken untergebracht: für Oesterreich ein Novum. Dazu ½ Prozent Zinsen und niedriger Verkaufspreis (99 fürs Konsortium, 93 fürs Publikum). Ein Goldversprechen brauchte Oesterreich nicht mehr zu leisten; seine Anleihen lauteten auf Kronenwährung. Der Jahrgang 1913 wird also für die österreichische Regierung eine saure Erinnerung bleiben, während das Publikum seine Freileide an dem guten und billigen Papier hat. Die Subskription wäre ein großer Erfolg geworden, wenn Nikola nicht Skutari erobert hätte. Dieser Coup störte die Stimmung; aber das Resultat war dennoch friedlich. Es mußte nur ein wenig umgewandelt werden. Vor drei Jahren hatte der Finanzminister von Bilinski der Rothschildgruppe Paroli geboten, der Postsparkasse die Emission überlassen und die ganze Tradition entthront. Für Deutschland bekam die Deutsche Bank das Oesterreichermandat; Rothschilds Genossen traten zurück. Schon 1912 kam die Aussöhnung; und jetzt ist der Sieg der Rothschildarmee glorreich. Die letzte Anleihe ist von der deutschen Rothschildgruppe gemacht worden. In Geldsachen hört nicht nur die Gemüthlichkeit, sondern auch die Konsequenz auf. Oesterreich hat da an, seine Kronenrenten nicht durch Zuwachs belästigen zu lassen. Die neue Anleihe ist mit besonderen Kennzeichen versehen (kürzerer Tilgungsfrist, eventuell schon 1918; den Eisenbahnen gewidmet); wer



Orientalm,  
19?

die neuen Schuldverschreibungen erwirbt, darf damit rechnen, daß sie ihm in nicht allzu langer Zeit zum Parikurs wieder abgenommen werden. Kann Oesterreich sich bald von allem Ungemach erholen, so wird es die Sonderanleihe rasch tilgen. Noch ist der österreichische Staatskredit nicht in Verruf. Und das deutsche Publikum weiß gut verzinsliche Anlagepapiere zu schätzen. Die neue fünfprozentige Anleihe von Sao Paulo war weg, ehe sie auf den Markt gekommen war. Trotz Valorisation und lautem Protest des Reichstages.

Man merkt, heute, wie gut es war, daß der Deutsche sich bares Geld hingelegt hatte. Günstige Angebote haben das verführte Kapital wieder ans Tageslicht gelockt. Nach dem Reichsbankdiskont fragt schließlich Keiner mehr. An den hat man sich gewöhnt. Und wenn statt 6 wieder 5 Prozent gelten, wird die Welt sich nicht anders drehen als zuvor. Daß unsere Reichsbank noch im dichtesten politischen Nebel eine Milliarde in Gold hatte, mußte Eindruck machen. Nach allem Lärm hat sich, ohne Anwendung von Gewalt und künstlichen Mitteln, gezeigt, daß dem deutschen Geldmarkt der Balkankrieg mit seinen politischen Sorgen nicht ernstlich geschadet hat. Unsere Finanz operirt klug. Sie sucht die südöstlichen Reibungsflächen zu verkleinern, bevor sich an ihnen die Leidenschaften entzünden können. Die Entfernung der Orientbahnen aus der deutschen Sphäre war ein guter Schachzug. Da lag viel Zündstoff aufgehäuft. Das deutsche Kapital war mit einem erheblichen Betrag an dem Grundkapital der Betriebsgesellschaft für orientalische Eisenbahnen theilhaftig. Von 50 Millionen Francs war der größte Theil im Besitz der Bank für orientalische Eisenbahnen in Zürich und der Deutschen Bank. Das Züricher Institut gehört dem Schutzbereich deutscher Finanzinstitute an. Wie die Aktien der Orientbahnen ans deutsche Kapital gelangten, habe ich hier schon erzählt. Der Besitzwechsel geschah auf Wunsch der österreichischen Regierung, die für ihre wirtschaftlichen Pläne den Weg nach Saloniki frei haben will. Ein österreichisch-ungarisches Bankenkonsortium verhandelte mit der deutschen Gruppe; die Einigung über den Preis war aber schwer zu erreichen. Der Besitz der Orientbahnen bietet immerhin gute Chancen; billig wollte man also die Aktien nicht weggeben. Und noch war nur der größere Theil, nicht die Gesamtsumme des Aktienkapitals verkauft worden. Neben der Majorität von 25,50 besteht eine Minorität von 2,50 Millionen, die nur deshalb weniger bedeutet als ihre Ziffer, weil sie nicht in einer Hand ist. Der Politik dieser Minderheit mußte man künftig sicher sein. Das neue Bankenkonsortium ist Mandatar der österreichischen Regierung; und ein fast amtlicher Kommentar sagt: „Die österreichischen und ungarischen Banken sind von der Voraussetzung ausgegangen, daß mit den Regierungen der Balkanstaaten, die in das Erbe des Osmanischen Reiches eintreten, befriedigende Vereinbarungen über Ablösung oder Fortführung des Betriebes getroffen werden können. Die Betriebsgesellschaft der orientalischen Eisenbahnen ist berufen, in der Ausgestaltung des Eisenbahn-



1LL  
Die Zukunft.  
Wesens auf dem Balkan eine Rolle zu spielen. Sie verfolgt geschäftliche Interessen, mit denen sie dem Verkehr und der Volkswirtschaft dienen will." Im Bereich des Bahnnetzes werden neue Herren regiren, die sich selbst die Eisenbahnhoheit zusprechen können; natürlich nach angemessener Entschädigung der Vorbesitzer. Die Strecken, die von den Lokomotiven der Orientbahnen bewahren werden, sind mehr als 1100 Kilometer lang. Ein Stück von 300 Kilometern ist 1909 von Bulgarien angekauft worden, das auch als Hauptkäufer für den größten Theil des übrigen Netzes, dessen Werth sich seit 1909 erhöht hat, in Frage käme. Vertreterin der Majorität ist jetzt nicht mehr das Privatkapital, sondern eine Regierung. Und der Staat kann auch gegen eine Minderheit anders auftreten als der Vorkämpfer. Ob Das nur ein Vortheil, nicht auch ein Risiko ist, wird sich zeigen. In die Orientpolitik Oesterreichs hat sich ein neuer finanzieller Faktor eingeschoben. Geldinteressen werden, wenn es sein muß, mit dem Aufgebot aller Kraft verfochten. Die „freien“, in der Wirklichkeit sehr unfreien Aktionäre, die ein Kapital von 24<sup>2</sup> Millionen vertreten, sind an die Staatspolitik gefesselt. Was man ihnen schließlich für ihren Besitz bieten wird, kann heute Niemand sagen. Die Werths, die auf dem Spiel stehen, sind nicht gering. Die Bilanz der Orientbahnen ist sehr liquide, da nur die regulären Erträge, nicht auch die aus Streckenverkauf stammenden Gewinne vertheilt wurden. Und reichliche Reserven sichern den Aktionären schon heute eine ansehnliche Quote für die Liquidation. Darf sie ihnen verdorben werden? Der Handel mit den Orientbahnaktien setzt eine Summe von 41 Millionen Kronen in Bewegung. Die sind für die deutsche Finanz; Oesterreich erhält aus seiner letzten Anleihe etwa 130 Millionen Kronen. So wird ein Theil des Anleihebetrages durch Kompensation ausgeglichen.  
Um den stockenden Güterumsatz im Land zu beleben, wird die Ausfuhr forcirt. Nicht zum Nutzen der im Wettbewerb stehenden Industrie, die unter dem billigen Angebot österreichischer Waaren leidet. Das deutsche Textilgewerbe klagt über den Einbruch schwarzgelber Spinnereiprodukte. Diese Industrie ist die für unseren Export wichtigste; der Werth ihrer Produkte ist größer als die Ziffer, welche die Montanindustrie aufbringt; und in der Ausfuhr schlägt sie Eisen und Kohle. In den ersten Monaten des Jahres haben Theuerung und Politik den Absatz beeinträchtigt. Die Einfuhr von Rohstoffen und der Export von Fabrikaten zeigen sinkende Ziffern. Die österreichischen Spinnereien sind gezwungen, ihre Baumwollgarne zu Schleuderpreisen auf die ausländischen Märkte zu werfen. Die Einfuhr nach Deutschland ist rasch gestiegen, der Absatz deutscher Wirkwaren und Kleidstoffe in Oesterreich zurückgegangen. Davon hört man nicht so viel wie von Eisen und Kohle; dennoch ist der Rede werth, wenn Spinnerei und Weber Grund zur Klage haben. Oesterreich bessert seine Handelsbilanz, denn die Ausfuhr wächst und der Import läßt nach. (In den ersten drei Monaten des Jahres ging das Passivum von 228 auf 161 Mil»



Woodrow Wilson.

199

lionen Kronen zurück.) Aber diese Entwicklung ist kein Fortschritt. Die Zahlungsbilanz bleibt von ihr unberührt, da die veränderte Lage des Außenhandels ja nur die Folge der verminderten Kaufkraft und der beengten Geldverhältnisse, also ein ungünstiges Symptom ist. Die Finanzkonferenz, die in Paris alle Geldprobleme des Balkans lösen soll, wird schwere Arbeit haben. So glatt wie das Geschäft mit den Orientbahnaktien wird das mit der Dette Publique kaum gehen. Die Tagesordnung der pariser Konferenz spricht von „verbündeten“ Königreichen. Ist Das noch up to Ssts? Und wenn es keine Verbündeten mehr giebt, kann auch nicht mehr die Rede davon sein, daß sie einen Theil der Osmanenschuld übernehmen. Jeder Staat wird für sich verhandeln und gern der Kontrolle der türkischen Staatsschuldenverwaltung zu entschlüpfen suchen. Dann müßten die alten Anleihen zurückgezahlt werden: und dazu wäre neues Geld nöthig. Ob das ohne handfeste Sicherheitgarantie gegeben würde, ist fraglich. Die europäische Finanz kann weder Geld auf die Straße werfen noch auf erworbene Rechte verzichten. Sie ist durch die Ausgaben für neue Rüstungen sehr in Anspruch genommen; daran wurde noch nicht gedacht, als die Aussichten der türkischen Staatspapiere zum ersten Mal erörtert wurden. Man darf sich nicht darüber täuschen, daß die Beantwortung der Finanzfragen seit Frühlingsanfang viel schwieriger geworden ist und daß, wenn in London der Friedensvertrag Unterzeichner sein wird, in Paris noch die Hauptarbeit zu leisten bleibt. Ladon.

G

Woodrow Wilson.

Vorigen Sommer sagte mir ein Columbia»Professor, diz Vereinigten Staaten seien bei der bevorstehenden Präsidentenwahl in einer glücklichen Lage, da alle drei tzaupthandl»daten, Taft, Roosevelt, Wilson, bedeutende Männer seien. Mir scheint weder Taft noch Roosevelt dieses Prädikat („biz“) zu verdienen. Taft ist der Typus des wohlwollenden hohen Beamten, wie wir ihn in Preußen kennen: Bosse. Roosevelts verzettelte Dynamik wird durch die Worte Wilsons charakterisirt: „Das Leben besteht doch nicht darin, daß man immerzu einer Feuersbrunst nachläuft. Die Richtung ist eben so wichtig wie der Impetus der Bewegung.“ Ich erinnerte mich hierbei an Bismarcks Epigramm gegen den Monarchen, der „gern alle Tage Geburtstag haben möchte“. Uebrigens ist unser Teddy allen Kaisern an positivem Wissen, Gedankenreichthum und Arbeitskrast überlegen. Mancher Vergleich thut dem Mann Unrecht.



20«  
Die Zukunft.  
Es lohnt sich, Wilsons Persönlichkeit näher zu betrachten.  
Er begann seine Laufbahn als Töchtereschullehrer; und es war keine Kleinigkeit, das Borurtheil des Durchschnittsamerikaners gegen den „Professor“ (eigentlich: Oberlehrer) zu überwinden. (Wer hat je in einem deutschen Roman nach Spielhagen einen Oberlehrer als Helden gefunden? Mindestens muß es ein Universitätsdozent sein. Und der Amerikaner denkt ähnlich über die Bildner der Jugend.) Doch wird Jeder, der den Redner oder Schriftsteller Wilson kennen lernt, rasch herausfühlen: ein Philister ist er nicht. „Ich möchte die jungen Herren der heranwachsenden Generation ihren Vätern so unähnlich machen wie nur möglich.“ Das war ein verwegenes Wort, nur übertrumpft durch Dehmels: „Und wenn Dir einst von Sohnespflicht, mein Sohn, Dein alter Vater spricht, gehorch' ihm nicht, gehorch' ihm nicht!“ Der Mann, der früh wußte, daß er für das öffentliche Leben geboren sei (er veröffentlichte seinen ersten politischen Essay mit zweiundzwanzig Jahren) und daß man ihm, iout oommtt elie? nous, das Stigma des Kathederpolitikers aufprägen werde, schrieb dennoch: „Ueber die Politik einer Nation kann man aus ihrer Dichtung mehr lernen als aus allen ihren systematischen Schriftstellern, die über öffentliche Dinge und Konstitutionen reden.“ Ich war, nach Wilsons Photographien, auf einen blutleeren Kärner der Wissenschaft gefaßt und athmete vor diesem Paradoxon erleichtert auf. Er brüstet sich nicht mit seinem Wissen. „Kein Forscher kennt seinen Gegenstand. Im besten Fall weiß er, wo und wie er die Dinge findet, die er in Bezug auf seinen Gegenstand nicht weiß.“ Aus solcher Aeüßerung klingt eine entschiedene Abwendung von dem inunäus vult deeipi gelehrten Zünfter. Doch der Mann, der so radikal spricht und sich selbst als Radikalen bezeichnet, kann dem Freunde organischer Entwicklung nicht verdächtig werden, denn er bekennt sich als Bewunderer Burks. Fortschrittlich („progressive“) sein, heißt ihm: „das Wesentliche unserer Institutionen wahren“. „Regirungen“, sagt er, „haben niemals erfolgreiche und dauernde Asnderungen herbeigeführt, außer durch langsam wirkende Wandlung von Generation zu Generation.“ Von Doktrinarismus oder Fanatismus ist Wilson überhaupt weit entfernt; davor schützt ihn sein Humor. „Eins wenigstens läßt sich für das Gummikauen sagen: daß es Einem Zeit giebt, zwischen zwei Sätzen ein Bischen lichkeit. „Wir sollten längst gelernt haben, daß die reinsten nachzudenken.“ Und wirksamer



Woodrow Wilson.

2«!

Motive und der höchste Standard der Lebensführung sich bei manchen Männern mit einer sonderbaren Laxheit der sittlichen Einzelhandlung verbindet und daß solche Charaktere uns oft, zwingen, sie so sehr zu lieben, daß wir alle ihre Handlungen zu rechtfertigen versuchen." Dem Korrekten höchst anfechtbar, dem „Kenner der Höhen und Tiefen" liebenswerthe und praktische Weisheit. Wer den Muth behalten will, für seine Mitmenschen zu handeln und zu leiden, darf kaum anders empfinden. Daß Friedrich der Große die Menschen als „meschante Rasse" sah, erklärt vielleicht die Unfruchtbarkeit seines Systems. Als Schriftsteller scheint mir Wilson klug und gefällig; nicht mehr. Seine „Geschichte der Vereinigten Staaten" finde ich reizlos. Doch muß ich bemerken, daß meiner Beobachtung nach der Ausländer selbst nach intensivstem Studium der fremden Sprache in Stilfragen kein Urtheil hat; mein Vater, der ein hervorragender Philologe war, verfocht diese Ansicht hartnäckig und pflegte, wenn er hörte, irgendwer „beherrsche" dies oder jenes Idiom, diabolisch vergnügt zu lächeln. Wilsons Stil wird hier oft gerühmt.

Der Redner Wilson spricht meist frei. Flüssig und sicher, verständig und verständlich, in kurzen Sätzen, nie mit Bombast, selten mit Pathos. Seine Rhetorik der Burkes zu vergleichen, wie ein schnellfertiger Biograph thut, ist lächerlich. Burks redete Talare; von Wilson gilt das Wort: „Es trägt Verstand und rechter Sinn mit wenig Kunst sich selber vor." Hier eine Probe gehobenen Tones: „Man klagt mich an, ich sei ein Radikaler. Wenn der Versuch, bis auf die Wurzel zu dringen, den Radikalen macht, dann bin ich ein Radikaler. Schließlich zieht ja Alles, was im Himmelslicht blüht, seine Schönheit und Kraft aus den Wurzeln. Nur durch die nährenden Halme, die tief in den Boden gepflanzt sind, kann die Frucht sich entwickeln. Empor von diesem Boden, empor von dem stillen Schoß der Erde, steigen die Ströme der Lebenskraft und Lebensfülle. Empor von dem gemeinsamen Boden, empor aus dem stillen Herzen des Volkes steigen heute froh die Ströme der Hoffnung und der Entschliebung, die das Angesicht der Erde glorreich erneuern werden." Doch solche lyrisch schmeckenden Stellen sind selten; meist spricht ein geflissentlich Nüchterner zu den Wählern, die einen praktischen Geschäftsmann vernehmen wollen. Glaubte doch Feind und Freund ein Weilchen, Wilson werden den Ton der Walzcampagne nicht treffen. Man vergaß, daß der Kandidat zwar fließend Griechisch liest, aber auch fließend steno»



Die Zukunft.

graphirt. Auch hat er das an einen ähnlichen Ausspruch Schopen»  
hauers erinnernde Wort gesprochen: „Ein Reformter braucht  
noch kein Narr zu sein."

Nein. Dieser Professor ist dem verschlagensten Praktikus  
gewachsen. Das hat er bewiesen; und das „Wie" ist keine un»  
interessante Geschichte. Nach langen Jahren des Dozirens wurde  
Wilson Präsident der Universität Princeton, damals „tke inost  
oKsrniinA oountr^ olud in ^.inerioa". Söhne von Millionären  
führten hier in geschmackvoll eingerichteten Klubhäusern ein  
dilettirendes Dasein. Für den Neuling kam sozial Alles darauf  
an, in einen dieser Klubs Aufnahme zu finden. (Man ver»  
gleiche die bonner Borussen.) Die misera, plsbs der ärmeren  
und armen Studenten stand bei Seite. Diesem Zustand gegen»  
über betonte Wilson die Nothwendigkeit einer demokratischen  
Erziehung. Er lehnte eine Stiftung von fünfhunderttausend  
Dollar, denen eben so viel gefolgt wäre, unerbittlich ab, weil  
diese Stiftung den aristokratischen Tendenzen Vorschub geleistet  
hätte. An diese Ablehnung, die natürlich sensationell wirkte,  
schloß, sich eine erbitterte öffentliche Debatte; und nun wurden  
die leitenden Politiker des Staates New Jersey auf den sonder»  
baren Heiligen aufmerksam, der um einer Idee willen eine  
Million ausschlug. Bei der reformfreundlichen Strömung, die  
durch das Land ging, schien es ihnen ein geschickter Streich,  
den Professor zu gewinnen, dessen Popularität ihrer Unbeliebt-  
heit aufhelfen konnte und der gewiß Wachs in ihren Händen  
sein würde. Wilson erklärte den bossss, die ihm die Kandidatur  
anboten, daß er keinerlei Verpflichtung übernehme und sich im  
Fall der Wahl als völlig unabhängig betrachte; er ging so weit,  
dem einflußreichsten der politischen Drahtzieher, Smith, aus-  
drücklich anzukündigen, daß Smith, falls er einen Sitz im  
Senat erstrebe, mit seiner Opposition zu rechnen habe. Auch  
in öffentlichen Reden erklärte er, daß er ganz unabhängig und  
keiner Gruppe verpflichtet sei. Charakteristisch und drollig zu»  
gleich ist, daß die „bosscs" diese Erklärungen nicht ernst nahmen.  
Sie glaubten das Augurenzwinkern im Auge des Kandidaten  
zu sehen. So verhalfen sie ihm in die Macht; und als nun  
Smith seinen Senatsort forderte und Wilson ihm entgegen»  
trat, klagten sie über Undank. Wilson aber faßte den ganzen  
Vorgang in die Worte: „Sie glaubten nicht, daß ich es mit  
Dem, was ich sagte, ernst meinte, und ich glaubte, daß sie es  
mit Dem, was sie sagten, ernst meinten."

Wars wirklich so? Ich bin der Ansicht, daß Wilson sein»  
Gönner durchschaute, sich aber nicht für verpflichtet hielt, ihnen



Woodrow Wilson,  
geradezu gewaltsam die Binde vom Auge zu reißen. Seine Haltung erinnert hier sehr an Bismarck; er wußte, daß die „bosses“ an Alles glauben würden, nur an seine Aufrichtigkeit nicht: und so sagte er listig die Wahrheit. Das war sein gutes Recht und diese Taktik macht mich nicht im Mindesten an ihm irr. Im Amt hat er dann eine rege gesetzgeberische Initiative gezeigt und auch hier wieder den Muth der abweichenden Meinung bewiesen. Er erklärte der Wählerschaft, er werde insofern ein „unkonstitutioneller“ Sovsrnor sein, als er die Gesetzgebung stark beeinflussen werde. (Montesquieus isolirende Dreitheilung der Staatsgewalt ist ein Liebling» dogma der amerikanischen Staatslehre.) Er stand hier zwei Jahre auf der Bresche, immer bereit, sich persönlich einzusetzen und von den Cliques und Parteien an die Oeffentlichkeit zu appelliren. Und dann lenkte seine konstruktive^ Begabung die Augen der Nation auf ihn.

Was schätzten die Wähler an ihm? Hier war ein Mann von tadelloser Integrität, an dem noch kein politischer Makel haftete. Er besaß Menschenverstand, Bildung, Rednergabe, persönlichen Muth, einen starken Glauben an die Zukunft des demokratischen Gedankens, Einsicht in die politische Vergangenheit und Gegenwart, Menschenkenntniß und ungewöhnliche Begabung für Menschenbehandlung, Patriotismus, jene schöne und hier erfreulich weit verbreitete Eigenschaft, die man „tiuinaii LZMpatK^“ nennt, und eine schlichte Noblesse des Wesens. Neben so vielen Vorzügen kamen seine politischen Ideen nicht so sehr in Betracht; denn der Amerikaner ist mehr als irgend» eine andere Nation für den Zauber der Persönlichkeit („ma^e-tisin“) empfänglich. Ueber einige dieser Ideen aber giebt fein im März erschienenenes Buch „?K.o nsM krsedoni“ Auskunft. Die Regierung, sagt Wilson, ist gefangen und muß befreit werden. Die Oligarchie der Trusts beherrscht sie. Roosevelts Vorschlag, diese Trusts durch Einsetzung einer staatlichen Ueber» wachungskommission gewissermaßen zu humanisiren, würde den heutigen, unerträglichen Zustand nur legalisiren und verewigen. Die Macht der Trusts kann nur gebrochen werden. durch Reduktion des Tarifs und durch eine Gesetzgebung, die den kleinen Konkurrenten gegen die unlautere und gewaltthätige Bedrückung der großen Betriebe schützt. Parteiorganisationen sind noth» wendig und nützlich, aber die „bosses“, die Techniker der poli» tischen „Maschine“, mutz das Volk abschütteln, denn die „bosses“ sind keine Politiker, sondern nur die politischen Agenten großer Geschäftsconcerns. Soziale Gerechtigkeit ist das Ziel. Absolute



Die Zukunft.

Öffentlichkeit und Herrschaft nicht für das Volk, sondern durch das Volk (direkte Senatswahlen, Initiative, Referendum, reoall der Beamten) sind die Mittel. Fort mit den Monopolen!

plav für Alle.

Wer diese Sammlung von Wahlreden liest, wird finden, daß sie ein Bischen naiv klingen und daß sich Wilson Alles einfacher denkt, als es ist. Aber Zuhörerschaft und Zweck der Reden bestimmten natürlich den Ton und wir müssen erwägen, daß dies optimistische Uebersehen und Unterschätzen der Schwierigkeiten ein amerikanischer Charakterzug ist, der eng mit der unerschrockenen Thatkraft der Nation zusammenhängt. Nicht leugnen läßt sich, daß alle diese kritischen und konstruktiven Schlagwörter und Programmsätze dem Durchschnittsamerikaner aus der Seele gesprochen sind. Sie sind nicht Wilsons geistiger Privatbesitz: Roosevelt predigt ungefähr das Selbe; und auch er ist nur ein Exponent der Volksstimmung, nicht ein originaler politischer Denker. Aber Bagehot sagt: ‚A Oonstitntions,! stetes-man is s. man ok oommon opinions and nnLommon abilities,‘

In diesem Sinn wird sich Wilson vermuthlich bewähren. An Mißgriffen wird es nicht fehlen. Aber die Amerikaner sind nachsichtiger als andere Nationen. Auch sind sie stolz und denken, daß sie sich Mißgriffe leisten können. Sie halten sich an Shakespeares: „Er war ein Mann . . . nimmt Alles nur in Allem!“ Grämliches Nörgeln ist ihnen fremd.

Je älter man wird, je länger man politisches Leben beobachtet, desto mehr überzeugt man sich davon, daß Gottes Mühlen langsam mahlen. Sehr möglich, daß Präsident Wilson trotz seiner fast ungeduldigen Thatenfreudigkeit am Schluß der allzu kurzen Amtszeit resignirt sagen wird, er habe viel gesponnen und wenig gewebt. Auch wenn Dem so wäre: sein Mühen wird nicht verloren sein. , Denn das Wichtigste ist, daß der höchste Repräsentant des Volkes eine ethische Kraft sei, wie Washington und Lincoln es waren; und mir scheint, Wilson ist ein ganzer Mann, ein Mann, der es ernst meint und seine Lehre leben wird. Ein Präsident, der klug regirt, wäre alles Lobes werth; ein Präsident aber, der durch seine Lebensauffassung und Amtsführung den Idealismus der Nation, den Glauben an ihre weltgeschichtliche Aufgabe wieder zu erwecken vermöchte, würde von sich sagen dürfen, daß er das Nächste, Nöthigste, Nützlichste gethan, daß er der einzigen Gefahr gewehrt habe, die das amerikanische Volk wirklich bedrohen kann.

New Bork. Eduard Goldbeck.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian garden in Berlin. - Verlag der Zuiunst in Berlin, — Druck von Paß S Garleb G, m. b. tz. in Berlin.



Balkan-Memorial.

Lazzi.

Die langwierige Arbeit der Botschafter-Reunion dünkt Don  
lächerlich, der, mit dem kindhaft ehrbaren Ernst desFibcl-  
gläubigen, annimmt, dasei für»gemeinsame Interessen Europas"  
gesorgt, geredet, gesonnen, gezaudert worden. Das nicht von so  
ausbündiger Thorheit befangene Auge sieht, daß jede taktische  
Schwenkung, jede Wirkung gefurchter Stirnen, jeder Bluff und  
jede Pause, der Schein der Unsicherheit und die Zeitversäumniß  
richtig errechnet war und daß dieser von Eseln und von Schlau»  
köpfen, die eine Eselsmaske vorbanden, bespöttelten Reunion eine  
unüberbietbare Meisterleistung gelungen ist; die: von Enos bis  
nach Skutari alles der Triple-Entente politisch Wichtige in die  
Scheuerzu bergen und in den Lohgerbern, deren Felle wegschwam-  
men, obendrein noch das Gefühl zu nähren, sie seien ungemein  
freundschaftlich behandlctworden. Ohne feige Furcht vor Seffent-  
licher Meinung haben die Köpfe (meist drei, manchmal vier) der  
in der 5oreiZn Okkice Vereinten, immer wieder, die Sitzung oder  
den Beschluß vertagt, bis in Südost die Mandanten in die von  
ihrem Willen belagerten Festungswälle eingedrungen waren. In  
Adrianopel (das, weil der erste Murad dorthin, von Brussa, die  
") S »Zukunft" vom zehnten Mai 1913.

19



Die Zukunft.

Hofstatt verlegte und nach ihm noch zwei Sultane in Hadrians Stadt, dem Odrin des alten Bulgärenreiches, residirten, von der internationalen Türkenpresse in »die Heilige Stadt des Islam" umgefälscht wurde, das aber auch blinde deutsche Politiker, als das werthvollste Außenwerk des Glacis von Konstantinopel, den geliebten Osmanen gern retten wollten). In die Komnenenburg Ioannina, die unter der Tyrannis einer türkischen Minderheit lanina hieß. InSkutari. Da war das schwierigste aller londoner Kunststücke zu leisten. Denn, erstens, war Oesterreich»Ungarnvon den Italienern, die von Alessio bis nach Chimara ihrem Einfluß das neue, »autonome" Albanien offen halten wollen, derWunsch suggerirt worden, Skutari zurHauptstadt des bunten Clanstaates zu machen. (Trotzdem es dichtan derTschernagorzengrenze.ganz nah bei Cetinje und bei Caltaro, ganz fern den Herzkammern des Schkipetarenlebens liegkEin so verwünscht gescheiterGedanke.wie der wäre, die Hauptstadt desDeutschen Reiches nach Danzigoder Metz, die Oesterreichs nach Agram oder Sarajewozulegen.) Aus dem Skutarisee sollte, zweitens, die t^ee ^lorZain auftauchen, die der wiener und pesterUngeduld endlich wiedermitdemLuftbildeines «Erfolges" schmeichelt; eines,der eben so schön aussiehtund ebenso schädlich ist wie der erste, der, statt des begehrten,milRiesensummen für ansehnlichen Schiffahrtverkehr nutzbar zu machenden Küsten-plätzchens, dem Königreich Serbien eine Eisenbahn und einHafen» recht eintrug, die dieses Reich nicht einen Dinar kosten, seinen Bedürfnissen für eine lange Weile genügen und durch internatio-nale Aufsicht, auch für die Zufuhr von Waffen (Munition macht Serbien sich selbst und die neue Fabrik hat so gut gearbeitet, daß sie den Bulgaren alles rasch Nöthige liefern konnte), verbürgt sind. Die Luftspiegelung mußte, drittens, so spät sichtbar werden, daß die erschöpften Oesterreicher bereit waren, mit getröstetem Blick sie als eine erfreuliche Wirklichkeit zu umfassen, und doch so früh, daß die schwarzgelbe Ungeduld noch nicht in unzählbaren Zorn ausgeartet und die Frage, ob nicht ein Theil der seit 1903 an südslavischenHader verzettelten anderthalb Kronenmilliarden init dem Schwert Eugens und Radetzkys zurückzuholen sei, von dem deutsch-magyarischen Chor bejaht worden war. Und die Reunion hatte, viertens, mit dem Listenreichthum des genialischen Mkola zu rechnen. Schwer. Dennoch: Alles gelungen.



Daß in Oesterrcich-Nngarn Aufgewachsene den König von Montenegro hassen und schelten, ist am Ende begreiflich. Er hat die wiener Politik oft, die pester (die in der Monarchie und besonders in deren Außenforts noch über Gebühr und Reichsnutzen hinaus mächtig ist) öfter geärgert. Nicht immer; er hat Zeiten gehabt, in denen er austrophil war oder schien. Doch der tiefste Grund seines Wesens wird richtig wohl von der Dalmatinerlegende beleuchtet, die erzählt, Nikola habe einst am Grenzpfahl, mit unzweideutigem Pantomimus, ein brennendes Streichholz auf den Boden der Habsburg«Lothringer geworfen. Ein Scherzspiel, hinter dem grimmiger Ernst lauerte. Nikolas Traum war? die Serben der Tschernagora und des Königreiches in einen Staatsverband zusammenzuschnüren (deshalb gab er seine Tochter Zorka Herrn Peter Karageorgewitsch; deshalb vermählte er seinem zweiten Sohn, Mirko, Nathalie Konstantinowitsch, eine Nichte des Serbenkönigs Alexander, und ließ die erste Frucht dieses Bundes am Fenster des Konaks von Mirko dem Volk mit dem Ruf zeigen: „In diesem Kind mischt mein Blut sich dem der Obrenowitsch!“)

Aus diesem Großserbien den Aufruhr nach Oesterreich zu tragen, dessen Kaiser über eine größere Zahl serbischer Bürger gebietet, als selbstinsolchem Großserbienvereint wären. Das Streichholz könnte die Provinzen Bosnien und Herzegowina (die schon jetzt unter Kriegsrecht gestellt werden mußten) in Brand setzen und Dalmatien mit Feuersgefahr bedrohen. Auch österreichische Stimmen aber, die, im April und im Mai, dem König Rechtsbruch und schlimmere Schandthat nachsagten, kamen nicht aus einer vernünftigeren Klugheit bewachten Brust. Denn das Recht ist nur von den Großmächten, mit ihrer Flottendemonstration und (freilich nicht Zunder harmlosen) Hafensperre, gebrochen worden; nicht von Nikola. Dem war, nach seiner Kriegserklärung, von allen Seiten für die Dauer des Feldzuges unbedingte Neutralität zugesagt worden. Der hatte, ohne Einspruch zu hören, sechs Monate lang die Festung Skutari belagert und sollte nun, da vor deren Wällen <achtzehntausend Söhne seines kleinen, darbenden Volkes gefallen waren, auf die Eroberung verzichten, weil das londoner Konzert den Rückzugsmarsch blies. Was brauchte den einen rite erklärten Krieg Führenden die ferne Blechmusik zu kümmern? Nicht mehr «Is den General Schückridick Kollktivnote, die das belagerte Adria»



LOZ

Die Zukunft.

nopel den Türken absprach. Die wurden nicht durch ein Ausg  
bot großmächtiger Gewalt zur Räumung der Hadriansfeste ge-  
zwungen; wurden, obwohl ihr nutzlos fortwährender Widerstand  
Tausenden denLebensfadenabschnitt,alsNacheiferungweckende  
Helden gefeiert. HatNikola anders gehandelt? Er wollte zunächst  
das Kriegsziel erreichen und dann erst, nach alter, auf dem Bcr--  
linerKongreß und imFrieden vonPortsmouth erneutcrRcchts»  
gewohnheit,überdas Schicksaldes erobertenLandesverhandelnx  
er sah in dem EingriffderGroßmächte eineVerletzungübernomme-  
nerNeutralitätspflichtund forderte, daß Albaniens Grenzen nicht  
ohneMitwirkung der BefreierAlbaniens bestimmt werden. (Im  
Engsten die LageBismarcks in Versailles, als die Belagerung von  
Paris »territorial keine Fortschritte, mitunter sogar Rückschritte  
machte und man, je länger der Kampf dauerte, desto mehr mit der  
Möglichkeit rechnen mußte, daß die latente Mißgunst und die  
schwankenden Sympathien eine derübrigenMächte,in derBeun»  
ruhigung über unsere Erfolge, zu der Initiative für eine diploma-  
tische Einmischung bereit finden lassen würden. "Was dem Oester-  
„ reich Beusts im Großen damals mißlang,» die kollektiveMediation  
der Neutralen",scheint dem OesterreichBcrchtolds jetzt gelungen  
zu fem. Um keinen Lohn durfte einKanzlerdesDeutschenReiches  
zu solchem Schritt, zu so gefährlichem Praejudiz sich entschließen.  
Dennmehrals je hättegerade diesesReich nach einem glücklichen  
Krieg dieNeigungderNeutralen zu fürchten, »unsDeutschendurck>  
das Mittel eines Kongresses den Siegespreis zu beschneiden."  
Doch jede weitsichtige Erwägung politischerNothwendigkcit ist der  
selbstzufriedenen EinfaltThcobaldurs so fern wie das Wesen der  
Radioaktivität dem behelmtcn Hirn eines reitenden Schutzman-  
nes.) Nikola war durchaus im Recht; nur eine Weile nicht klar  
darüber, daß man in Petersburg, wie in London, Oesterreich nicht  
schlagen, sondern durch schmerzhaftc Erfahrung dem neuen Drei-  
bundversöhncnund,wennsirgendging,demZwangzuKriegaus-  
biegen wollte. (Weil RußlandsRüstung nicht fertig, Rußlands  
Wirthschaft in nie noch erblickter Blüthe, Rußlands Thronfolge  
unsicher ist; weilderZarhofft,indiesemHochsommereineszweiten  
Knaben Vater zu werden, und wohl wenig Lust hat, dem Groß«  
fürsten, der das Heer durch Bessarabien oder an die galizische  
Grenze führen müßte, in die verleitliche Glorie des Slavcnerlösers.



Valkan^Memorial.  
zuhclfenzweil die südösllliche Genossenschaft vom Krieg müde.der bulgarö-rumänische Bund noch nicht fest, die von Delcassö, als Trumpf gegen die preußischen Enteigner, empfohlene Verbrüderung mit den Polen über mühsame Ansätze noch nicht hinausge- langt und das neue Franzosengeld, dasRußland braucht, nur in Friedenszeit aus denZuicketsderpariserBanken zu holen ist.) Die schmutzige Schimpfrede, die dem greisenDichter-König der Tscher» rmgora von deutschen Schreibknechten aufs Kleid gespien wurde, schändet die Schmäher, nicht ihn; und die alberne Behauptung, er habe, demWillen Europas Hohngesprochen",ersticktimVerhäng» niß ihrer Lächerlichkeit. Nikola hat) so lange er konnte, gehandelt, wie wirsvon dem Vertreter dcrVoM und wünsH'en unMM^ ünö jedes Wort, das aus seinem MunR.Kicht aus ocm fälschender Reporter, kam, hat von würdigem Rechtsbewußtscin gezeugt. Was wirft man ihm vor? Daß er vom Gossudar aller Reussen, wie sein Ahn Danilo vom russischen Peter, in der Noth vielleicht auch einmal von Franz Ioseph Geld genommen hat? Er hats nicht in die Tasche gesteckt, sondern für fein in Elend schmachtentendes Land verwendet; und Brandenburgs GroßerSur» fürst hat für das vom Franzosenkönig gespendete Geld gern und innig gedankt. Daß Nikola sein Schiffflein listig durch alle Klippen^ zu steuern, heute hier, Morgen dort feine Hoffnung zu verankern; trachtete, war von der Regentenpflicht ihm befohlen. Er hat ge»? kämpft wie ein furchtloser Held (so, nicht wie Max Piccolomini,H der Bastard von Orleans oder gar Zrinyi, sehen die Historien»^ Helden, mit den bräunlichen Malen ihrer Menschlichkeit, in der H Nähe aus) und hat regirt wie ein redlicher Haushalte?. Seinem 4 Land Lust und Licht geschafft; ein Bürgerliches Gesetzbuch (zwölf H Jahre vor dem deutschen) eingeführt, das die Civilisten West» ^ europas bewundern: durch Rückversicherung, durch doppelte Asse- ^ kuranzdemeingeklemmtendenVolkdieAthmungmöglichkeitgewahrt; 7. aus freiemWillen eine Verfassung, ein Parlament gegeben und vom Thron herab gesprochen: »Die Zeit der Selbstherrschaft, ^ die geschichtlich nothwendig war, wird auch für Montenegro H nun Vergangenheit. In unabhängiger Freiheit des Willens ge» Z währe ich Euch dasRecht, an derArbeit für den Staat mitzuwir» I Fen. Jeder einer Kulturgemeinschaft Angehörige muß ein freier? Bürger fein." Dieser Beherrscher orientalischer Krieger, die vom s



Die Zukunft.  
sechzehnten bis inssechzigstelahreinganzesZeughausimGKrtek  
tragen, dieserFürst»Bischof derSlavenkirche, dem heutenoch, auf  
der Altane vor seinem schlichten Haus, die Tschernagorzen, wie-  
Katholiken dem Papst, Mann vorMann dasFußgewand küssen^  
hat am Nikolaustag des Jahres 1903 «im Angesicht Gottes, aller'  
Engel und Heiligen und vor den Vertretern des geliebten Volkes"  
derVerfassung unverbrüchliche Treue gelobt. («Ichbinihrvater^  
und könnte ein Vater je den Leib seines Kindes vcrstümmeln?">  
So ist der von unwissenden Bengeln als Strolch Verschriene.  
Er hat das Format shakespearischer Gestalten, darf sich zwi»  
schen Heinrich BolingVroK und Kleists Hermann stellen und wäre  
in jedem Gedicht allen Kunstempfindern ein Entzücken. (Kommen  
wir ohne Doppelte Moralbuchführung, eine für Poesie und eine  
fürAlltagsprosa, nicht aus undmußaufderBühneeingespreizter  
Tugendlaffe, unter dem selben Mond im Leben ein verschmitzter  
Geldmacher und Ordenerwinseler bewundert werden?) «Wir lit-  
ten menschlich seit dem Tage, da jener Fremdling eingerückt; wir  
rächten nicht die erste Plage, mitHohn auf uns herabgeschickt": s»  
könnte Nikola, im Ton der süßen Alten, gesungen haben. Armi-  
nisch klingt, wie des Cheruskers Verdammung deutschen Stam-  
messpaltes und kleinlicherSonderbündelei,seine(nunschonlahr»  
zehnte durchtönende)Klage: »WennSerben, Bulgaren, Kroaten  
einanderinBruderliebe die Hand gereicht, denWcrth derGriechen  
erkannt und sich ihnen in Freundschaft verbündet hätten, dann  
würde das Land zwischen demOlympos und derDrau heute von  
anderem Sang widerhallen. Der Haß hat, uns zu Unheil, ge»  
siegt. Doch wir wollen der Böse Geist der Türkei werden; an der  
Karstwand unserer Felsen ihre Macht brechen und den Nach»  
barn, die leiden wie wir, dann unsere Bruderhand hinstrecken."  
AnHermanns bitter ernstes Spiel mitMarbod erinnerteNikolas  
Eintagspakt mit Essad Pascha. Der ist wohl der Sohn desWali  
von Skutari, der vor vierzig Jahren den Vormund des jungen  
Mirditenfürsten Prink»Doda betrog, den Knaben dem Sultanin  
einen Goldkäfig lieferte, dann vom Botschafter derFranzösischen  
Republik aus der Einflußsphäre gedrängt wurde und, wider seine  
Absicht, bewirkte, daß der Berliner Kongreß den albanischenMir»  
ditcn dieFortdauer alle? Privilegien und Gerechtsame verbürgte^  
in deren Besitz sie ab sntiquo sind. Der Essad von heute, der mit



dem selben gewissenlosen Eifer dem Sultan Abd ul Hamid, dem lungtürkenkomitee, dann wieder der eigenen Raubrittergier ge» dient und sich flink auf den Platz des (just zur rechten Stunde er« mordeten) Kommandanten von Skutari gesetzt hatte, warim April, mit keckem Sprung, auf die Diagonalschichtung turko>rusflscher Wünsche gelangt und, wenn nicht alleZeichen trügen, imRufbe» reich des Herrn vonHartwig geblieben, der vonBelgrad aus.als Vertreter des Reussenzaren, IswolskijsLotsenarbeit mit derberer Faust weiterführt. Essad hat Stadt und Festung Skutari demKö» nig Nikola übergeben, als Preis der Kapitulation das Recht zu freiem Abzug mit allen Truppen und Waffen erlangt und schien bereit, sich zum Haupt eines erst südlich von Skutari, ungefähr an der Drin-Mündung beginnenden Albanerstaates krönen zu lassen. «Ihr, Großmächte, späht nach einem ins neue Staatsge» bild passenden Fürsten? Hier ist einer, dessen Toptanenstamm» baum bis aufKarlvonAnjou, den Henker Konradins.zurückweist, dessenAhn unter Georgios Castriota, dem Makedoniens Alezan» der ähnlich Geschätzten und drum Skanderbeg Genannten, focht und derdenWlora,derwichtigstenFamilieAlbaniens,verschwä» gert ist. Ihr, Oesterreicher, Ungarn, Italiener, wollt ein selbstän- diges, als Deich gegen die Südslavenfluth zu brauchendes Al» banien? Essads Ansehen.Essads Heer.Essads gutesVerhältnitz zu Russen und Türken sichert es Euch. Und dieservonderVorsehung Auserwählte, dessen Wink in dem Land Eurer Sorge so rasch Ruhe stiftet, verzichtet auf das Skutari, das Ihr dem neuen Staat un- entbehrlich wähtet. "Diese Verkündung sollte von einer nützlichen comeaix ok errors den Vorhang wegziehen und die (von der Staats- raison geheischte) Heuchelei der Schwärmer für Albanesenfrei» heit entlarven. Hatte das londoner Regiekollegium an der Insze- nierung mitgearbeitet? Als wären sechzig Proben vorangegangen: so klappte Alles. Oesterreich beschloß, mit seinem seit sieben Mo» naten mobilisirtenHeer inNikolasKarstzu dringen und, von den albanischen Häfen aus, Skutari den Tschernagorzen zu nehmen. Deren Land vor dem Einmarsch des großen Nachbars zu schir» men, war Italiens Wunsch; daß der Boden Montenegros nir» gends von sremdenTruppen betreten werde, wardieBedingung, an die Italien seinen Willen zu rascher Kooperation band. Für eines Augenblickes bangcDauer sah es aus, als könne diesewider»



. Die Zukunft.

natürliche Paarung Ereigniß werden. Oesterreich hatte so lange, mit dem blanken Schwert in der Faust, gezaudert, zu alten neue Kosten so hoch gehäuft, daß es in der ersten Wuth des Geprellten willig schien, pro ^Ibania sich dem Teufel selbst zu verbünden, also auch dem Königreich, dessen österreichische Grenzen auf beiden Seiten in eiserner Rüstung starren. Nach zehnmal laut wiederholter Drohung durfte die wiener Macht nicht nie» derknicken; von Europa konnte sie, für sich allein, ein Mandat nicht erlangen; und der austro-italische Geheimvertrag vom 1cchr 1897 verpflichtet beide Regirungen, aus dem derTürkenherrschaft ledigen Albanien einen freien und autonomen Staat zu machen und, wenn diese Autonomie nicht haltbar wäre, das dann Mögliche in enger Gemeinschaft zu beschließen und auszuführen. Den Inhalt dieses Vertrages in leuchtenden Lettern ans Himmelsgewölb zu schreiben, den Volksgenossen und der Nachbarschaft zu sagen,daßItalienmitTripolis, der Kyrenaika und zwei oder drei Inselchen nicht etwa schon völlig aus der Türkenmasse befriedigt sei:Das war derHauptzweckderRömertaktik. EinenFeldzugnach Skutari und weiter bis nach Essads Tirana wollte Marchese Di San Giuliano nicht; er ließ (heimlich) von dem Botschafter Imperiali in denFalz des londonerDocks denSchwimmpontonsenken, auf dem der Gefahr solchen Zuges auszuweichen war. Sir Edward Grey, in allen Künsten des Dämpfens und Schwichtigens Meister, verschiebt die Entscheidung drei Tage, fünf Tage lang; und kann am ersten Mainachmittag, pünktlich, der Reunion mit kalter Kontorstimme melden: »Der König von Montenegro hat mir heute telegraphirt, daß er sich dem Willen der Mächte fügt und Skutari räumt." Allen, die weder das dumpfe Geräusch des Bühnenumbaues noch die Kurbeldrehung hörten, scheint der Szenenwechsel ein göttlicher Gnade zu dankendes Wunder. Essad, morgens noch Gauner, Feigling, Mörder, auf demDorfchulzensitz unter dem hundertjährigen Kastanienbaum seiner grünen Heimath der Alba Albaniens, ist abends wieder die kreuzbrave Seele, derHeld undVolkshort, der er als Belagerter war. Das Schkipetarenland selbst: morgens in Feuersgluth, abends in friedlichster Ordnung. Und Nikolü, den irre Phantasie schon auf der Flucht nach Prizrend glaubte, wechselt nur die Prokuristen. Er war längst bereit gewesen, aufGoldencrBrückeüberdenSku»



^arische nach Cetinje zurückzukehren. Diese Möglichkeit wurde für.  
<in Weilchen dadurch vereitelt, daß man den «Bestechungsversuch"  
on allen Ecken plakatierte. Dann hieß die Losung: »Nicht einen  
«Strohalm demTückebold! Weh ihm, wenn er auch nur eineFlinte  
^n San Giovanni di Medua ausschifft!" (In dem stinkigenSumpf»  
loch, von dem in London Einer gesagt hat: „I\_In port? I>I«n: un  
Zziclet!») Mirkos Sohn hatte sich, noch mir weißemSchopf, wieder  
<Ils in alle Sättel gerechten Reiter bewährt. Nikolai Alexandro»  
Misch und Victor Emanuel konnten ihn nicht dem Haß ausliefern.  
Trotz Oesterreichs » Erfolgder a! s Zins Groll trägt, und ohne ge»  
stempelte Zusage ist ihm die laut versagte Kompensationnun sicher.  
Die gebührt ihm. Siebenhundertundzwanzig Jahre lang,  
Pon 640 bis 1360, war Skutari (das die Türken Schkodxa, die  
Slaven Skadar nennen) eine serbische Stadt. Ein serbischesVolks-  
epos kündet, wie KönigWukaschinmitzweenBrüderndieFestung  
<in dcr Bojana baute. Hier schlug das Herz der Zeta, die noch  
Heute der Kern Montenegros ist. Hier hat Stephan Duschan, ehe  
«r Zar der Serben und Basileus der Griechen winde, als Statt»  
halterinderZetaresidirt.Als,ba>dnachseinemTode,dasSerben-  
i-eich verfiel und dieAlbaner.mit dcrMondsichelund dem Schwert  
Mohammeds, nordwärts vordrangen, war Skadar der Sitz des  
kühnen Serben Baltsch, der sich das Moratschathal (am Skadar»  
1ee)unterwarfunddessen Enkel, fünfIahrenachdererstenSchlacht  
auf dem Amselfeld und demFall des letzten Serbenkaisers, Ska-  
dar, um es vor dem Türkenjoch zu bewahren, der Republik Ve-  
nedig verkaufte. Der hat es dreiundachtzig Jahre lang gehört  
und ist 1479 der Türkei einverleibt worden, deren Sultan da»  
mals schon in Konstantinopel herrschte. Der Enkel des dritten  
Baltscha aber, der Mann, den die in Türkenkriegen gehäuften  
Schulden zur Hingabe Skadars an die venezianischen Gläubiger  
zwangen, hieß Stephan Tschernogoraj; und von ihm, der nach  
sechzig siegreichen Kämpfen gegen die Türkenhorde endlich doch  
ins Steingebirg, nachCetinje, zurückweichen mußte, und von sei-  
nem SohnIwanTschernojewitsch empfing dasFürstenthum Zeta  
den Namen Tschernagora (deutsch: Schwarzenberg, romanisirt:  
Montenegro, türkisch: Kara Dagh). Der letzte Tschernojewitsch,  
Georg, hat 1S16 die Herrschgewalt dem Fürst»Bischof (Wla»  
dika) überlassen, dessen Mitra seit 1697 die Petrowitsch aus dem



Di« Zukunft,  
Stamm Njegos trugen. Stand Nikola PetrowitschNjegos wirk»  
lich auf gar so schwankem Rechtsgrund, da er nach diesem alten  
Serbensitz, der spät erst, nach dem Türkeneinbruch, albanisirt  
und islamisirt worden ist, die Hand reckte? Von Skutari ist sei»  
nem Volk oft Feuersnoth, Brandschatzung, Unheil jeglicher Art  
gekommen; auch der Ueberfall, der Danilo Petrowitsch 1714 an  
den Zarenhof Peters des Großen trieb. Skutari war und bliel>  
ein Ziel serbischer Sehnsucht; war der Wunsch, es zurückzuge»  
Winnen, wider Recht und Anstand, weil die Stadt 434 Jahre  
Paschas gehorcht hatte, fast ums Fünffache länger alsStraßburg  
französischen Kommandanten? Habt Ihr nicht (könnte unsNikola  
fragen) den Frieden von Rijswijk gerächt, der ins Krönungsjahr  
meines Stammvaters fiel? Macht geht noch immer vor Recht;  
und die Tschernagora ist klein und schwach. So aber waren in  
grauerZeit auch die (einst verslavte) Mark Brandenburg und das  
(zu Frankreich geschlagene) compartimentoPiemont. Oesterreichs  
Ehre und Oesterreichs Vortheil würde geschmälert, wenn Hunger  
die Tschernagorzen morgen den Peter und Pasitsch zutrieben.  
I. Am Pfingsttag blättert mancher in irgendeinem Sinn  
Fromme dasBuch desProphetenJeremias auf.in das dieApostel-  
geschichte mit ihrer frohen Botschaft vom Erbrausen des Heiligen  
Geistes ihn weist,und besinnt dann dieWorte.in denen der sonst  
so finstere Mann aus Anathoth inbrünstigen, fast heiter zuver-  
sichtlichenGlauben an das nahe Heil eines neuen Bundes kündet.  
»Siehe: Es kommt die Zeit (spricht der Herr), da will ich mit dem  
Hauselsrael und mitdemHauseludaeinenneuenBundmachen;  
nicht, wie der Bund gewesen, den ich mit den Vätern machte, da  
ich sie bei der Hand nahm, daß ich sie aus Egyptenland führete  
(welchen Bund sie nie gehalten haben und ich sie zwingen mußte);  
sondern ich will mein Gesetz in ihr Herz geben und in ihren Sinn  
schreiben. Und wird Keiner den Anderen, noch ein Bruder den  
anderen lehren und sagen: Erkenne den Herrn; sondern sie sollen  
mich alle kennen, Klein und Groß. Denn ich will ihre Missethat  
vergeben und ihrer Sünde nicht mehr gedenken." Da pocht der  
Puls derPfingstfeier. Ein neuerBund: Was im alten war, wirkt  
nicht nach, ist nun »Geschichte"; und keiner Sünde, keinesUnge»



Balkan-Memorial. . 2 IS

horsams aus der Zeit dieses Bundes wird fortan noch gedacht.  
Ein neuer Geist: Freiheit ist seinAthem; und statt mit der Zucht»  
ruthe des Zwanges die Leiber zu Lauf oder Stillstand zu striemen,  
wirbelt er sein reines Feuer, dessen Leucht- und Wärmkraft ins  
Hirn, in die Seele. Denen auch ist Alles jetzt neu, Alles erst jetzt  
wieder lenzlich. Wie der Ackerbauer, den unter dem Erntemond  
oft derBodenenttäuschthat,fät,was zuvor auchmißlangundver»  
trübte, die Seele in solchem Frühling neue Hoffnung in jede  
Schollenfurche. Natur und Geist haben Hochzeit. Und jeder ver-  
steht Ieden: der Parther des Römers, der Araber des Meders,  
der Egypter des Kreters Sprache. Denn Alle sind, ob auch ihre  
Zungen zertheilet wurden, im Feuer eines Geistes zusammenge»  
schweißt und scheinen nur den Kalten, Lauen, Geistlosen im All»  
tagssinn trunken. Der süße Wein, der aus ihnen jauchzt und sie  
grünenläßt,wiederaufsteigendeLenzsafringsumjedesGesträuch,  
istdasBewußtsein:neueGemeinschaft,neue Empfindung dertrotz  
den zertheiltenZungen vom Gemüth und vom Willen zum Leben  
mit gleicher Hitze verlangten inneren Einheit ist nothwendig und  
wird uns, weil sie aus neuem Geist geboren ward,sammt unseren  
Kindern nützlich werden. Da ist das Ziel. Solches Pfingstglück  
und solchesPfingstverlöbnißwünschenOesterreichsFreunde, aus  
ernsthafter herzlichem Gefühl als in anderen Iahren, dem Oester»  
reicher, der ein Vaterland hat (»und Ursache, es zu lieben").  
Kann sich des Lenzes freuen, wer nie den Winter sah?  
II. Kraft und Größe Einzelner und ganzerNationen werden  
besonders schnell und deutlich aus der Art erkennbar, wie sie sich  
in einer neuen Lage zurechtfinden. Ob sie in fruchtlosem Iammer  
über die verlorene Bequemlichkeit (die vielleicht nur eingebildet  
war) unwiderbringliche Zeit verwinseln oder schon in des Schiff»  
bruches Knirschen muthig der Stoßkraft ihrer Arme vertrauen, die  
ihnen an neueUfer.in neue Sonne helfen werden. Ob sie sichthat»  
scheu in dieGedankenfabrikeinsperrenunddemNachbarSorgen»  
spinnerzustöhnen, daß, ganz sicher.dasDritteundViertenimmer»  
mehr gekommen wäre.wenn «man" das Erste undZweite anders  
angefaßt hätte, oder ob sie, nach demRath zäher, unvergrübelter  
Angelsachsen, aus dem Gewordenen sofort dasBeste, was mög-  
lich ist.zu »machen" (to maKe)versuchen. Klein und schwach scheint  
unbefangenen Augen Ieder, der nicht so groß ist wie sein Schick»



,216 Die Zukunft.

fal. (»Was ist Größe, Clavigo? Sich in Rang und Ansehen über Andere zu erheben? Glaub' es nicht! Wenn Dein Herz nicht größer ist, als anderer ihrs, wenn Du nicht im Stande bist, Dich gelassen über Verhältnisse hinwegzusetzen, die einen gemeinen Menschen ängstigen würden, so bist Du mit all Deinen Bändern und Sternen, bist mit der Krone selbst nur ein gemeiner Mensch. °) Hat die Erde gebebt und hundert Hoffnungen in den Spalttrichter gestürzt: hundert neue winken mit den Rosenfingern der Göttin, die schimmernd aus dem nächsten Morgengrau steigt. Ist das Erste und Zweite falsch angefaßt worden? Fasset das Fünfte und Sechste richtig an. Wurden Fehler gemacht? Lernet sie meiden. Doch verlernet niemals den Muth, Euer Schicksal zu »machen". Die Stillung irdischen Bedürfnisses von den himmlischen Heerschaaren zu erwarten: davor hat schon der junge Bismarck gewarnt (im Jahr des Bregenzer Vertrages, den Fürst Felix Schwarzenberg mit Bayern und Württemberg gegen Preußen schloß und der uns längst nun ein »Fehler" scheint). Und der alte Bismarck hat über diese Zeit deutscher Wirrung gesagt: »Der Grundirrthum der damaligen preußischen Politik war der, daß man glaubte, Erfolge, die nur durch Kampf oder durch Bereitschaft dazugewonnen werden konnten, würden sich durch publizistische, parlamentarische und diplomatische Heucheleien in der Gestalt erreichen lassen, daß sie als unserer tugendhaften Bescheidenheit zum Lohn oratorisch Bethätigung unserer .deutschen Gesinnung' aufgezwungen erschienen. Man nannte Das später .moralische Eroberungen'; es war die Hoffnung, daß Andere für uns thun würden, was wir selbst nicht wagten." Der Sinn dieser Worte wirkt über Preußen und über das Jahr IWO hinaus; warnt heute noch laut zwei Reiche. Politische That ist nur von Einem zu erwarten, der zu wollen wagt, der weiß, was er will, der will, was er wollen muß, und der in den Kampf für eine res publica so leidenschaftliche Inbrunst mitbringt, wie je in dem Ringen um einen Gott, ein Weib, einen Goldhaufen versprüht worden ist. Niemals von Einem, dessen Brust sich nicht über diesen Elementen wölbt. Der setzt sich vielleicht das Ziel behaglich sorgenloser Wahrung des Besitzstandes. den er hinter den Heimathgrenzpfehlen swius quo nennt, oder hängt sich an den Strang der Feuerglocke und läßt sich dann vor einem Haus, wo es gar nicht gebrannt hat, für sein Löschungswerk feiern: heißt



Balkan-Memorial,  
also Metternich oderRoosevelt. Und versäumt, seigneurial lässig  
oder demagogisch eitel, am Ende selbst dieAlltagspflicht: aus der  
Summe des Möglichen das zunächst Notwendige zu errechnen.  
WeilderBereich desMöglichen sich verengt hat,braucht der  
Ertrag der Rechnung noch nicht kleiner zu werden. Nicht nur  
Schillers sternenglä'ubigerWallenstein alhmet auf, da derZmeifel,  
der zu lange dieMöglichkeiten umschlich, fliehen muß undNoth»  
wcn digkeit für Haupt und Leben zu fechten gebietet. Das ist mög-  
lich, Dies wahrscheinlich: Irrlichter. DeinFeind (denDu nie für  
blind und dumm halten darfst, auch wenn Dein den Wunsch spie-  
gelnder Blick ihn gestern so sah) weiß, daß Du gegen die wahr-  
scheinliche Gefahr Dich auf allen Seiten vermauert, verschanzt  
hast: und wird gerade deshalb alle Kraft an den Versuch setzen,  
das Dir Unwahrscheinliche Ereigniß werden zu lassen.  
(«Die österreichischeRegirung hat uns die Versicherung ge-  
geben, daß sie den Abschluß irgendeines die lunge Türkei be»  
drohendenBündnisses hindern werde; und sie vermag es": Talaat  
Bcy.Minister desInnern, am sechstenAugust 1910 in Saloniki.)  
Was hier gesagt wurde oder angedeutet werden mußte, gilt,  
Alles, wie für die Einzelnen, die mit dem ungeheuren Firnfelder»  
glückderVölkerführung bebürdet sindund.ehe sie ihren Gedanken  
zurThat rüsten, höchstens Einen noch zu überzeugen oder zu über-  
reden brauchen.auch fürNationcn.die mündig sind oderdieVor-  
mundschaft abgeschüttelt haben. Auch sie dürfen nicht kostbare  
Stunden amGrabderHoffnung verwimmern; nichtkränkiichzag-  
l>,st im Wollen sein noch dessen Ziel je vernebeln lassen. (Glebt  
denn Freiheit nur Recht? Dem einsamen Höhlenbewohner oder  
Anarchisten; sanetisslmum ossicium aber in der und für die Ge-  
meinschaft.) Die Unterschlagung der dem Vaterland schuldigen  
Pflichtwird einstim Kinderland gerächt. » Sieh vorwärts,Werner,  
und nicht hinter Dich!" Nicht kleiner sein als das Schicksal: und  
dennoch bis an denSeelenrand voll von frommem amor sati. Im  
Froschpfuhl der SpäBeverschleißernichl wonnigwie meines Golf«  
stromt s sanfterDünnungplätschern: und dennoch, obs draußen  
auch stürmt und drinnen knapp ist, den Humor bewahren.  
III. Dem Oesterreicher ist der Humor eigentliches Element.  
(IndemichDiesesniederschreibe,denkeich,wirklich,nichtanVolke>  
süiiger und Heurigen, neue Operetten und alte Fiaker, nicht ein»



Die Zukunft.

mal an Land- und Gemeindestuben.) Fast alle Stämme sind, in Gebirg und Thal, aus einem noch unter Thränen lächelnden Htm«mel mit diesem Segen beschenkt worden. Nur in die Bezirke der Politik, wenigstens der »großen", sickert nichts von dem unver»kaufbaren Gemüthssast, den die »Inncre Stadt" des Oesterreichers ihre Liebenswürdigkeit verdankt. In diesen Bezirken sieht es, von fern, oft aus, als wäre zur Anfeuchtung nur schwarze und gelbe Galle (die Gallenus so säuberlich schied) benutzt worden. Alles wird stockernsthaf, grämlich, rmmzcrisch genommen. Noch heute ist ein Abglanz Dessen, was der Norweger Kielland, fein stichelnd, »das Sedanlächeln der Deutschen" nannte, um den Berliner»mund, der gelassen das große Wort spricht: »Wir!" Der Wiener sagt es anders, wenn die Silbe Vaterländisches, Hochpolitisches auf die Wagschale werfen soll. Warum nur? Auch unseren Feldern ist manche Ernte verhagelt. Auch bei uns ist seit dem Herbst das Geschäft nicht gegangen, sondern mühsam gehumpelt; stöhnt der Mittelstand, daß für ihn zu keinem Zins Kredit oder eine Zweite Hypothek zu haben sei und nur der Reiche, der Beamte, der Lohnarbeiter noch sich des Lebens freuen könne; und wir müßten in diesem Jahr dreizehnhundert Millionen Mark an neuen Steuern neben den alten aufbringen. (Länger willich, trotzdem es leicht wäre, die Verlustliste nicht machen.) Oesterreich »Ungarns Land« wirthschaft und Industrie haben gesunde, urkräftige Lungen; und wer in der Stunde des Werkstattschlusses durch die Mariahilferstraße geht, lernt fühlen, wie in Wien gearbeitet wird, und, wenn er vor Jahren schon dort war, wie Alles sich ins Große gewandelt und jede Zelle und Form bürgerlichen Dafeins sich geweitet hat. Die Sorgen sind in Geschwadern gekommen und statt eines Nikolaus-tages gab es Dutzende (aller Sorten). Ader die in jedem Quartal mindestens zwölfmal über die Grenzen geschmuggelte Mahnung, rasch, so lange noch Frist sei, den Partezettel für die Monarchie zu bestellen, müßte die fröhliche Zuversicht auf ein langes Leben doch unausrodbar verwurzelt haben. »Oesterreich ist eine Sphinx, die sich selbst töten muß, wenn ihr Räthsel gelöst ist." Mir scheint: es hat nicht die allergeringste Neigung zu dem Versuch, »sich in»uic st aufzulösen", um irgendeinen Zeus zu amüsiren. Sphinx? Vielleicht eine der pharsalischen, von denen Mephisto Charaden fordert und die »sitzen vor den Pyramiden, zu der Völker Hoch»



Balkan»Memorial.

213  
Gericht, Überschwemmung, Krieg und Frieden — und verziehen  
Zein Gesichts Die sehnen sich nicht in muthwilligen Selbstmord.  
IV. Auch von Pharsalos gehts leichter in den Hades hinab  
als aus seiner Finsterniß dann wieder in Tageslicht. Ists nütz-  
lich, das ganzeReich in eine Stirn des Grames zu falten?Ist es  
nöthig?IneinesgroßenReichesyaupstadtwurde,anderSchwelle  
des vorigen Jahrhunderts, die Kunst erfunden, unholde Ereig-  
nisse zu parfumiren und „umzufrisiren" (terminus tecknicus), ehe  
sie ins Schaufenster gestellt werden,- auf daß sie schön aussehen  
mnd durch die Kittritzen der Scheibe lieblicher Duft ströme. Wien  
greift lieber nach Flor und Chlor. Redlicher ists; auch klüger?  
DemLand.demBolk.denHerrscherrnundHeerführernOester»  
reichs ist unverwelklicher Lorber auf den Schlachtfeldern derTür»  
ckenkriege erwachsen. Darf Oesterreich jetzt in die Welt blicken, als  
sei das Werk des Prinzen Eugen (der, bitte schön, auch vor und  
in Belgrad nicht gegen^ sondern für die Serben focht) vernichtet  
und alles seit Peterwardein und Semendria von Oesterreich in  
den Balkanboden Gesäte fruchtlos geblieben? Im Karst wächst  
nichts. Alles aber, was seit der letzten Weinlese reifwurde, ist (daß  
man daran erinnern muß!) am Ende doch die Bollendung, die  
Auswirkung des in der Heroenzeit österreicherischer Geschichte Be-  
gonnenen. Könnten Sie, Männer und Frauen, zwischen zwei  
Seufzern nicht auch einmal einBischen jubeln? Mit einem freund-  
lich skizzirtenZentalächeln das richtige »Wir!" in diePfingstlülfe  
Mmettcrn?Das würde nicht nur der Stimmung nützen;auchdem  
noch etwas unbehaglichen Berhällniß zu neuer Nachbarschaft.  
Jede kräftige oder sich kräftig wähnende Türkei mußte (derWin»  
ter 1908 hat es mit dem Boykott und der prahlerischen Drohung,  
zum dritten Mal bis an Wiens Mauer vorzudringen, selbst den  
Zweiflern bewiesen)derFeind Oesterreichs werden,jedein Europa  
Ichwach gewordene mußte für Europa eines Tages sterben. Und  
daß dieser Todesfall die Monarchie ein dickes Stück Geld kosten  
Verde, war unter allen Umständen gewiß. Die Umstände konn-  
ten viel anmuthiger sein; was von der Gunst des mandschuri-  
schen und des trivolitanischen Krieges ausgeschlagen ward, bringt  
keine Ewigkeit zurück. Trauersalven dürfen aber nicht zu lange  
Vahren. »Schwamm drüber": sang Oesterreich, als es nicht trif-  
tigeren Grund hatte, heiter zu sein. Wer das Donaubecken besitzt.



220  
Die Zukunft.  
Trieft, Amme-, die Ostflanke derAdria ündscלבst Balkangroßmacht  
ist.Dcrkannausdcraufblühcnden Halbinsel immer neueWagen-  
bürger voll herrlichster Garben heimbringen. Auch wenn erBis-  
marcksRath nicht hören will oder, obwohl ringsum noch nicht viel  
definitiv Haltbares zu erblicken ist, veraltet findet: »Die deutsche  
Reichsverfassung zeigt den Weg an, auf dem Oesterreich eine Ver-  
söhnungdcrcpolitischen und materiellen Interessen erreichen kann,  
die zwischen der Ostgrenze des rumänischen Volksstammes und  
der Bucht von Cattaro vorhanden ist." Dem Starken zu spät?  
Breite Fehler, die mit schartiger Kante noch lange den Leib  
derMonarchie wund quetschen und kratzen können. WenigcrDank  
für Oesterreich, als je, trotz Schiller, von Oesterreich gezollt wurde.  
Aber auch: a nev cnsnce. An fröhliche Arbeit, sie auszunützen!  
V. Wer dieOstflanke derAdria hat.... DerFremde muß bc»  
hutsam sein; wurde aber nicht als Einer geladen, der heißenBrer  
auf Katzenpfötchen zu umschleichen pflegt, und spricht, nicht in die»  
ser heiklen Sache allein, stets und überall nur aus und für sich.  
Das Buch des Freiherrn Leopold von Chlumecky, das die  
Namen der beiden Adriastaaten im Titel trägt und auf jedem  
Blatt von dem männlich ernstesten Patriotismus, dem tapferen Gc-  
rechtigkeitwillen und der triebhaften Historienempfindung des  
Verfassers zeugt, hat mich manches Neue gelehrt. Das Nuß-  
schälchen aber, das den Kern seines Glaubens umschließt, hatte  
auch zuvor niemals in mir ein Zweifel benagt. Ein von Rußland  
unmittelbar, ohneZwischendeckfirma,beherrschtesKonstantinopcl  
wäre für Oesterreich-Nngarn leichter erträglich als das Valona,  
in dem Italien dieUebermacht hat oder jemals haben könnte.Ich  
kenne auch nicht einen einzigen Staatsmann, Diplomaten, Poli-  
tiker, der anders denkt; habe nie einen gekannt. Zulängliche Ar»  
theilsgründe bietet schon die Antwort auf die Frage, ob mit der  
Zahl der Reibungsflächen (drei statt zweier) nicht auch die Zünd-  
funkengefahr wachsen müsse; bietet der Blick auf die Karte, der  
die Kilometerweite zwischen Otranto und Valona ermißt; bietet  
in dickenBallen die italo»französischeLiteratur über die ^Itra sponcls  
und, als dünnster Auszug aller tödtlich feinen Kräfte, das Wort  
des Herrn De Marinis: »Wer Valona hat, ist Herr im Adriati-  
schen Meer." Ein Wort, das aus Irrthum kommt, doch in Klar-  
heit weist.Denn: Herr ist nur, wer außer eineransehnlichenFlotte



Valona und Otranto oder Brindisi hat, also das Meer nach Willkür sperren, in übler Laune den Stiefelabsatz in die Balkanflanke drücken kann. »VonderOtrantostraßeundvomAegaeischenMeer muß die Erneuerung der sratellsn-s Istina ausgehen", sagt Herr Charles Loiseau; und: «DieAdria ist ein zu enges Feld, als daß es Dem politischen und demwirthschaftlichenLebensdrang zweier Großmächte ausreichenden Raum gewähren könnte." Das Buch, das dieseSätze enthält, neckt uns mit dem Titel: «l^equilibre actri^- tique.» Selbst Loiseaus Landsmann Rene Pinon (einer verfem« sten Köpfe in der schmalen Front europäischer Publizistik) fragte vor neun Jahren ironisch, seit wann ein «equilibre a un geul" erdacht worden sei. Das adriatische Gleichgewicht, für das eine ganze Donnerlegion unter Prinetti, Guiccardini, San Giuliano und anderen Illustren, einstweilen mit Zunge und Feder nur, gekämpft hat, sollte erst gesichert sein, wenn Italien beide Ufer in zärtlicher Rmschlingung hält und Oesterreich«Ungarn sich in das Verhängniß ergeben hat, in dem Nordfäckchen stecken zu bleiben. Ohne Pathetik: Solche Stunde kommt nicht. Eine aber kam, in derOesterreichs zuverlässigste Freunde sich selbst und einander fragten, ob in Staatskanzleischriften und Kollektivnoten von Italiens Balkananspruch wie von urewigem Recht geredet werden mußte. Ob auch Dieses noch, dieses Aergste, nollhwendig war. Der Vertrag vom Jahr 1397? Dessen Ursprung und Zweck kann ich mir erklären. Kaiser Franz Ioseph war in Petersburg gewesen und zwei Drittel von Europa glaubten an einen austro-russischenVertragüber dieTheilung deseuropäischenTürkenerbes. (Erst das I-ivre Mne Nr. 20 von 1902 hat, meines Wissens als erste beglaubigte Darstellung, durch den Bericht des M,nquis deReverseauxanDelcasse denAusspruchdes Grafen Goluchowski über den Kreis der Ungarischen Delegation hinaus bekannt gemacht: in Petersburg sei Geschriebenes weder erbeten noch gegeben, sondern nur mündlich vereinbart worden, daß beide Regirungen, wenn es nöthig werde, durch eine gemeinsame Handlung dem Balkan Frieden aufzwingen werden. Wie lange schmolz der Schnee dieses Jahres!) Italien kam aus dem abessinischenKrampf. HanotauzundVisconti-VenostahattenItalienstunesischeWundfläche zu überpflastern versucht. Die Irredenta fluchte laut dem Dreibund, der dasKönigreichhindere, feinenRechtsanspruchauf ?»



222  
Die Zukunft.  
Albanien durchzufechten. Und am vierundzwanzigsten O'tober 1896 hatte König Victor Emanuel sich der Tochter des Fürsten NikolavonMontcnegro vermählt; der König des Staates, der von Egypten und Tunesienausgeschlosscnwar,demEngland, nochlan-ge, Tripolitanien nicht gönnen zu wollen schien und den die Hasser des alten Dreibundes aufValona als den Ersatz fürBiserta hin-» wiesen; der höchste Vertreter des Volkes, das sein nicht nur von Anatole France empfundenes «Zenie <Ze la juxtaposition» auch ein« malimDickichtzwischenBündnißpflichtundVerwandtcngefühlbe-währenkonnte. Mißtrauische Unruhe auf beiden Seiten derAdria; auf beiden auch (Das dünkt mich die Hauptsache) noch die Gewiß» heit,daßnach.dem Ablebendes lieben alten GevattersStatusquo, diesesSpätlingsausMetternichsvieuxmarcK?ur-Zeit,Oesterreich-Ungarn in der Westbalkansphäre die unangefochtene, unanfecht» bare Vormachtstellung erhalten und im Golf von Saloniki die Wacht am Wardar und an der Römerstraße Dyrrhachion»By» zantion (oderDratsch»Zarigrad) übernehmen werde. ZweiStim» mung» und Meinungströme konnten in den Entschluß münden, Albaniens Zukunft an den umblitztenFlaggenschast austro»itali-> schen Einvernehmens zu hängen. Das war einmal.  
Heute sieht dasterrcstrische und ozeanische Bild anders aus. Italien hat früher, alsbeimAbschlußdcsGeheimvcrtrageZ(Del» casse PrinettizLordLansdorvne hat ihn balddanach huldvollbe» stätigt) zu ahnen war, aus denTümpeln des derTripelentente so paktolisch einträglichen Marokkohaders Tripolitanien und die Kyrenaika gefischt, ist im mcditerranischen Ostbecken Großmacht, langt von Genua bis ins Syi tenmeer, von Venedig bis in die Barka. Und Oesterreich»Ungarn? Ist mit dem Verdienstorden für Uneigennützigkeit vor dem Feinde belohntw«! den; hatdenSand-» schakaufgegeben (dieFranzosen sagen: weil Lexa vonAehrenthal den Italo»Albanesen nnd Pctromitsch»Italern ein greifbares Pfand aufrichtigerFreundschast bescheren wollte) und bleibt von allen nicht befiegtenBa'kanmächten, da auch Rumänien sich run» det, die einzige, der aus dem Kriegssemester kein Land zuwächst. Muß das Gleichgewicht noch durch neue Ccntner auf Italiens Schale gesichert werden? IstItaliensZukunftgefährdet, Mennes nicht auch auf die albanesische Balkanküste den Fuß setzen kann? KeinsmeinerWortewillunddarfalsAusdruckeines Grolls



Balkan»Memorial.

223

gegen das Königreich gedeutet werden, dessen Menschheit so tapfer geblieben und so rüstig zu moderner Erwerbsarbeit geworden ist. In mir lebt das Vertrauen, daß die Erben der Römer den Muth zu neuer Prüfung, neuer Durchleuchtung ihres Verhältnisses zu Oesterreich»Ungarn haben werden, dessen Reichshüter von ihnen die Losung annahmen: »Albanien den Albanesen!" Sogar den schwerer übers Herz zu bringenden Muth zu dem Eingeständniß Dessen, was unter dunklerem Himmel von drängender Taktikerpflicht erzwungen ward. Blicket, Römer, Wiener, umher: Alles ist neu geworden. Wer sich nicht in würdiger Schnelle erneut, Der verhängt selbst sich mit altem Gespinnst die großen Zeichen der Zeit. VI. Ein neuer Bund, der alle der Gemeinschaft Zugehörigen einander, trotz den zertheilten Zungen, verstehen lehrt? Die erste Vorbedingung wäre: datz alle Staubreste weggekehrt, alle Dünste von gestern und ehegestern in frischem, starkem Luftstrom weg» geschwemmt werden. Datz mit dem neuen Tag der Wille zu neuem Gefühl erwacht. Redlicher Wille zu Gerechtigkeit; auch den eigenen Vortheil nicht feig schonender. Der Gesättigte ist zu solcher Gerechtigkeit besser bereit als Einer, dem Noth die Gurgel würgt. Der alle Regungen durch giftende Glaube, datz Dieser rechtwärts schießt, Jener linkwärts schaut, sei eingesargt und möge nie den Urnenstein sprengen, der ihn deckt. Links ist kein Eden, nichts thront nicht Gott Dunias in ewigem Mai; nur Kinderträumen scheint am hellen Tag, was weitab ist, im Dust liegt, schon deshalb schön. Macchiavelli und Bonaparte haben ihrem Gefolge eingeschärft, den Feind, den es nicht vernichten könne, sich, auch um hohen Preis, zu befreunden. Lauriston und Marmont, mahnt immer wieder der Imperator, dürfen sich im Lande des Wladika nicht steif und hochmüthig geben, sondern müssen erwirken, datz die Tschernagorzen sich entschließen, sie zu lieben. Einfältiger Menschenverstand aber genügt zu der Warnung vor dem Trugschluß, zehntausend Nadelstiche seien eben so wirksam wie ein Keulenschlag (und die Keule eben doch ein auch dem Schwinger gefährliches Werkzeug). Nüchterne Lebenserfahrung spendet die Erkenntniß, daß man, was nicht zu weigern ist, rasch und mit freundlicher Miene geben, an erdientem Lob niemals knausern, durch gallige Mißgunst oder deren Grimasse nicht Anderen, Pfiffigeren oder Stälkeren, erleichtern soll, sich in den Nimbus des großhcrzig

20»



224 Die Zukunft,  
Gütigen, des höchsten Hortes aller Schwachen zu kleiden und in  
solcher Gala von den leckersten Töpfen das Fett abzulöffeln.  
Mehrheitrecht darf nicht heute ein Gott sein und morgen, weil  
seines Schwertes Schneide den Anhang schlitzt, ein blöder Götze  
werden. Eine anmaßende Rüste darf nicht ganze Waldboden-  
flächen aussaugen, der natürliche Erhaltungstrieb eines Stammes  
nicht allen anderen Wucherzins auspressen. Was einander im  
Gewand des Wesens fremd ist und dennoch (der in kühle Klar-  
heit ausmünzbarer Vernunft Strebende mit dem von jedem Ab-  
grund, jedem Nebelgeflüster in seine von Selbstqual gewürzte  
Seligkeit Verlockten) mit einander auf dem selben Theilchen der  
Erdrinde hausen muß, wäge. ohn' ihm Willenschwachoderschwind»  
lig zu werden, nicht noch ferner nach Worten, deren Wucht im  
Ohr Dieses anders ist, als sie auf Jenes Lippe war, sondern nur  
nach der Leistung für das vererbte Gut der Gemeinschaft. Die  
ist zu wahren. Ein Reich zu neuer, besser als bisher lohnender  
Ernte zu bestellen; in ernster, doch unvergrämelter Arbeit.  
Ein Reich, das, zwischen Eden und Ophir, mit Runzeln und  
Warzen noch liebenswerth bliebe und dessen fühlbares Leid den  
Mund selbst, der ihm oft, in slavischem, deutschem Laut, Unbill  
sprach, in Thränendrang verstummen ließe... Jeremias hat sich  
einst in den Glauben an das Heil eines neuen Bundes bekehrt.  
Diese Sätze (die ich sür das Pfingstblatt der Neuen Freien  
Presse schrieb) sollen nicht hehlen, daß Oesterreich»Ungarn in un-  
behaglicher Lage ist. Ausnahmerecht in Kroatien»Slavonien, in  
Bosnien und der Herzegowina; in Böhmen zwischen Deutschen  
und Tschechen, in Galizien zwischen Polen und Ruthenen der  
Ausgleichsversuch mißlungen; im wiener Reichsrath ein Mai-  
sturm des Slavenzornes fast gewiß; in Ungarn das Ministerium  
durch den Befehl des Tafelgerichtes in die Beweisaufnahme eines  
unsauberen Strafprozesses gezwungen, die tobsüchtige, aber an  
Zahl und Intelligenz starke Minderheit durch Polizeigewalt aus  
dem Reichstag gescheucht und alle über den Fraktionenzank hin»  
ausschauende Politik von dem blinden Trieb beherrscht, im Reich  
und an dessen Grenzen die Slavenmacht nicht wachsen, die auf  
allen Hochwachten vertretene Oligarchie der Magyaren nicht an»  
t usten zu lassen (der Hunyadyi, der auf dem Amselfeld focht und  
Belgrad entsetzte, scheint vergessen und die Türkei nur noch als



Balkan»Memorial,  
22S

Bollwerk gegen den Slavendrang im Gedächtniß); Milliarden»  
Verlufte durch einenKrieg, der wederLorber noch, bis heute, Ge»  
schäftsprofit gebracht hat; und seit sieben Monaten nun in allen  
(nicht polnischen) Slavenherzen der Jubel über jeden Sieg eines  
Balkanbundesheeres, inmancherstaatlichenAmtsstubesogareine  
Balkankarte, auf der die eroberten, oft schon die belagerten Orte mit  
südslavischen Fähnchen besteckt wurden; von Kirkkilisse bis Skutari  
jeder den Regierenden schwarz verhängteTag den Tschechen, Kroa-  
ten, Serben, Slovenen, Dalmatinern einVolksfest. Doch mürrische  
Miene frommt in solcher Stunde nicht mehr als blödiänisches  
Heiterlingthum. Oesterreich hat unwiderbringliche Zeit verzaudert  
und zuletzt, da es mitKnirpsen um albanischeNesterfeilschte.nach  
dem Wort eines klugen Freundes an den Verärgerten erinnert,  
«der, nachdem er im Klub nachts große Summen im Baccarat  
verloren hat.morgens in der Garderobe Lärm schlägt.weil ihmnoch  
ein paar Kreuzer abverlangt werden". Vorbei. Oesterreich muß  
leben,will leben,kann leben; darf aber nicht länger noch,nur den  
Russen (und Kumpanei) zum Vorthail, vor dem Entschluß zögern,  
selbstumhohenPreiswürdigerFreiheitseinem Staatsgedanken  
dasSlaventhum zu versöhnen. Die Slaven wird es nicht los; auch  
nicht.wenns die (ihnenfesteralsderFahneHabsburgs verlobten)  
Italiener in den Balkan hinüberwinkte. Der Weg von Otranto  
nach Valona ist zweiundsiebenzigKilometer lang. Um sich für je-  
den Fall, für Osmanensieg und austrischen Landzuwachs.die Klau-  
felndesAlbanervertrageszusichern,hatSanGiuliano,dereifrigste  
Förderer italischenDranges nach Osten, das Bündniß mitOester»  
reich so hastig erneut: und nun sah Europa, daß die lange Ver-  
bündeten eine Gemeinschaft von der Art der anglo»russischen für  
Persien scheuen müssen. Was, Hand aufs Herz, was Beträcht-  
liches hat in diesemWelthandel der Dreibund, der alte, erwirkt?  
Und: Konnte der Ertrag noch geringer, tiefer noch unter Null,  
fein, wenn keinMann mobil gemacht,inWien und inBerlinkein  
Ministerfinger gerührt wurde? Kaiser Nikolai und König Georg  
dürfen getrost ihrem Vetter Cumberland, der ohne Krone glanz-  
los im Hochzeitzug schreitet, den Herzenswunsch erfüllen, seinem  
Sohn in Wilhelms Hofkirche fröhliche Trauzeugen zu sein.



226  
Die Zukunft,  
Konstantinisches Edikt und Papstthum.  
as Jahr 1913 ist reich an Gedenkfeiern. Wohl die bedeut-  
samste ist die Feier zur Erinnerung an das im Jahr 313 in  
Mailand erlassene Toleranzedikt der römischen Kaiser Konstantin  
und Licintus. Eine That, wenn je eine, von weltgeschichtlicher Be-  
deutung und weltgeschichtlichen Folgen. Schon oft aber sind Be-  
deutung und Folgen dieses Erlasses gewürdigt worden; auch sind  
sie so offensichtlich, daß nochmaliges Eingehen auf sie nicht nöthig  
scheint. Anderes nimmt, im Zusammenhang mit dieser sechzehnhun-  
dertjährigen Gedenkfeier, unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. Das  
päpstliche Rom versucht, auch auf diese Feier seine Hand zu legen.  
Inhalt und Folgen des Ediktes deutet der zehnte Pius um in  
Ruhmestitel für das Papstthum. „Der katholische Erdkreis" wird  
aufgefordert, die Erinnerung an das Edikt „würdig" zu feiern  
und dem Papstthum zu danken für Alles, was es auf dem Grund  
des Ediktes für Christenheit und Menschheit gethan hat. In einem  
„Apostolischen Schreiben" vom achten März 1913 macht sich der  
Papst sogar zum Lobredner konstantinischer Toleranz und öffnet,  
zur Verherrlichung der Gedächtnißfeier, den Gläubigen die „Gna-  
denschätze" der Kirche (Ablässe und Aehnliches). Echt römisches Be-  
ginnen! Modern gesprochen: ein „Bluff", wie ihn in solcher Größe  
nur das Papstthum der Welt vorgaukeln kann und je und je  
mit staunenswerthem Erfolge vorgegaukelt hat („Konstantinische  
Schenkung", „Isidorische Dekrete" usw.).  
Wer das Edikt liest und mit seinem Inhalt die Grundsätze  
und Thaten des Papstthums vergleicht, sieht sofort zwischen Edikt  
und Papstthum die tiefen Gegensätze. Hier wahre Duldung, ein vor  
scchzehnhundert Jahren gesprochenes: „Jeder soll nach seiner Fas-  
son selig werden"; dort die Verkörperung brutaler, bis zu Folter  
und Tod gesteigerter Unduldsamkeit. Im Edikt heißt es: „Wir  
wollen den Christen und allen Anderen Freiheit geben, der Reli-  
gion zu folgen, die sie wollen ... So haben wir, nach heilsamer  
und gerechter Erwägung, den Entschluß gefaßt, Keinem die Frei-  
heit zu versagen, der christlichen Religion dder einer, die ihm für  
sich selbst die beste scheint, sich hinzugeben. Jeder soll in Aus-  
übung der Religion, die er gewählt hat, Freiheit haben." And  
wie hat sich zu diesen konstantinisch-friderizianischen Grundsätzen  
gestellt und stellt sich bis zur heutigen Stunde das Papstthum?  
Waren die „Ketzer", die Albigenser, die Waldenser, die Luthe-  
raner, nicht auch Menschen, „die sich der ihnen die beste scheinenden  
Religion hingeben wollten"? Und hat das Papstthum durch seine



Konstantinisches Edikt.

227

Inquisition diese Menschen nicht systematisch und beharrlich, Jahr«  
hunderte lang, zu Tausenden hingemordet?

Wie heißt es doch in den Lehr- und Handbüchern der päpst«  
lichen Inquisitoren?

„Zweck der Inquisition ist die Zerstörung der Ketzerei; die  
'Ketzerei kann aber nicht zerstört werden, außer durch Vernich«  
tung der Ketzer. Auf zweierlei Art werden aber die Ketzer »er-  
nichtet: erstens, indem sie sich von der Ketzerei zur katholischen  
Religion zurückwenden, zweitens, indem sie, dem weltlichen Ge-  
richt überliefert, körperlich verbrannt werden." (Bernhard Gui-  
donis: ?rscti«s Inquisitionis Kssrstioß prsvitstis; Edition Douai;  
Paris, 1886, Seite 217.) „Nachdem der Ketzer dem weltlichen  
Arm übergeben worden ist (dem Staate, der von der Kirche,  
unter Androhung schwerster Strafen, gezwungen wurde, den  
ihm durch die Kirche überlieferten Ketzer zu verbrennen),  
Zoll seine Reue nur in seltenen Fällen angenommen werden;  
denn die Bekehrung geschieht dann gewöhnlich nicht mehr von  
Herzen, sondern wegen der Schmerzen des brennenden Feuers  
und aus Todesfurcht. Die nnbußfertigen Ketzer sind dem welt-  
lichen Gericht zu übergeben, damit sie lebendig verbrannt wer-  
den." (Thomas Careüa: Irsotstus äs «kiioi« Lsnotissimss In^  
nisi-  
tionis; Lyon, 16SS, Seite 66.) „Wenn die Kirche kerne Hoffnung  
mehr hct den Ketzer zu bckehren, so trennt sie ihn, in Fürsorge für  
das Wohl der Anderen, durch die Exkommunikation von ihrer  
Gemeinschaft und überläßt ihn dem weltlichen Gericht, damit es  
ihn durch den Tod aus der Welt schaffe." (Thomas vonAquino:  
Lumm« VKeulogiss.) „Die Todesstrafe wird an den Ketzern von  
den weltlichen Gewalten vollstreckt, aber im Auftrag und auf  
iBefehl der kirchlichen Gewalt. Deshalb kann bis weltliche Obrig-  
keit einen ihr überlieferten Ketzer von dieser Strafe nicht aus-  
nehmen." (Der Jesuit Tanner: Os tiäs; ?Ksol«Aiss 8«K«I., Band 3.  
Ingolstadt, 1627; Seite 474.) „Die Vollstreckung des Urtheils  
der Inquisitoren geschieht durch die weltlichen Gewalten. Diese  
Bollstreckung hat ohne Zögern zu geschehen. Zögern die welt-  
lichen Gewalten mit der Vollstreckung oder versuchen sie, den  
Inquisitionprozeß mittelbar oder unmittelbar zu verhindern, so  
verfallen sie der Exkommunikation. Die gebührende Strafe ist  
die Strafe, die Leib und Seele trennt." (Bernhard Comensis:  
1,u«srna luqulsitorum, Vsnstiis 1ZW; Seite 38.)  
Diese Grundsätze widersprechen dem Konstantinischen Edikt  
schroff; das Papstthum aber hat sie Jahrhunderte lang angewandt.  
Italien, Spanien, Frankreich, Deutschland triefen vom Blut der  
durch die Inquisitoren auf Befehl des Papstthums getöteten  
Ketzer. Als fünfzehnhundert Waldenser vor dem Kardinal-Legaten  
des achten Papstes Innozenz, Albert von Kremona, in eine Höhl«



228  
Die Zukunft.  
von Val-Louise, am Fuß des Berges Pelvoux, geflohen waren, ließ der Vertreter römisch-päpstlicher Toleranz und des „Statthalters Christi" am Eingang der Höhle Feuer anzünden und der Rauch erstickte die in ihr hausenden Ketzer: Greise, Männer, Weiber und Kinder. (Mouston: Histoires des Vanâois, Paris 1851; Seite 63.)  
In Strasburg ließen Bischof Heinrich und die Dominikaner-Inquisitoren auf einem Riesenscheiterhaufen achtzig Ketzer auf einmal verbrennen. (Kaltner: Konrad von Marburg, Prag 1882; Seite 43.) Von der Thätigkeit des Inquisitors Konrad von Marburg sagen die „Kölner Annalen":  
„Es ist erstaunlich, daß in diesen Zeiten das Feuer so sehr gegen das Menschengeschlecht erstarkt. Eine ungezählte Schar >v«n Menschen ging in Deutschland auf dem Scheiterhaufen zu Grunde.« (M. G. S. S. 17, 8«.)  
Und dieser Massenmörder, Konrad von Marburg, stand bei Gregor dem Neunten im höchsten Ansehen; in vielen Schriftstücken lobt er seinen Eifer und treibt ihn an, fortzufahren „in den frommen Werken, die Gott gefallen".  
Eine Inschrift ckm Haus der Inquisition von Sevilla lautete:  
„Im Jahr des Herrn, 1481, unter dem Pontifikat Sixtus' des Vierten und unter der Herrschaft Ferdinands und Isabellas, nahm hier die Inquisition ihren Anfang. Fast tausend hart-Näckige Ketzer sind dem Feuer überliefert worden unter Billigung und Guttheißung der Päpste Innozenz VIII, Alexander VI, Pius III, Iulius II, Leo X, Adrian VI und Klemens VII." <Llorente: Geschichte der spanischen Inquisition; I, 274.)  
Auch in Rom, dem Sitze des Papstthums, wurden im sechzehnten und siebenzehnten Jahrhundert viele Ketzer hingerichtet. Selbst ein so ultramontan gesinnter Schriftsteller wie Ludwig von Pastor muß, in dem sechsten Band seiner „Geschichte der Päpste" (Freiburg 1913) von der inquisitorischen Thätigkeit des vierten Pauls (1555 bis 1559) zugeben: „Paul IV entwickelte bei seinem Einschreiten gegen Die, welche vom wahren Glauben abwichen, eine drakonisch« Strenge und stürmische Gewaltsamkeit. Wenn man der Pest mit allen Mitteln, auch durch Verbrennung der verseuchten Häuser und Kleider, entgegentrete, so, meinte er, müsse man die Pest der Seele, die viel höher als der Körper zu schätzen sei, in gleicher Weise bekämpfen und ausrotten. Dies maßlose Vorgehen hatte nach dem Tode des Papstes die Folge, daß die Wuth des Volkes sich hauptsächlich gegen das Gebäude der Inquisition wandte. Die Inquisition ging in einer Weise vor, daß auch streng katholische Beurtheiler mit ihrem Tadel nicht zurückhielten und mit ernsten Worten daran erinnerten, daß bei allem pflichtmäßigen Einschrei-



Konstantinisches Edikt.

229

ten jene Liebe gegenüber den Irrenden nicht außer Acht gelassen werden dürfe, die Christus gelehrt und geübt habe." Auch der edle Giordano Bruno fiel in Rom am siebenzehnten Februar 1600 der „päpstlichen Toleranz" zum Opfer: er wurde lebendig verbrannt. Papst Pius der Zehnte aber schreibt:

„In der That erscheint es sehr angebracht, die Verkündung des Ediktes zu feiern, das Konstantin der Große in Mailand erließ. Durch das Edikt machte der Kaiser den grausamen Verfolgungen der Christen ein Ende und führte sie der Freiheit entgegen, deren Preis das Blut des göttlichen Erlösers und der Märtyrer gewesen ist."

Gewiß: Konstantin hat „der grausamen Verfolgung der Christen" durch die heidnischen Kaiser ein Ende gemacht; aber das Papstthum hat wenige Jahrhunderte danach eine viel grausamere Christenverfolgung begonnen, als sie je in heidnische? Zeit erlebt worden war. Denn auch die vom Papstthum gemordeten Ketzer waren Christen. In der That: die eherne Stirn römischer Päpste gehört dazu, um das konstantinische Toleranzedikt für sich und ihr Thun anzurufen und es hinzustellen als eine Kundgebung, die den Grundsätzen und Thaten des Papstthumes entspricht. Lichterfelde. Graf P a ul von Hoensbroech.

Wir werden die Menschen zwingen, zu arbeiten; doch in den arbeitsfreien Stunden werden wir ihnen das Leben wie ein Kinderspiel gestalten: mit Kinderliebern, Chören und unschuldigen Tänzen. Wir werden ihnen sogar die Sünden vergeben (sie sind doch schwach und haltlos) und sie werden uns wie Kinder lieben, weil wir ihnen zu sündigen erlauben. Die Sühne für ihre That nehmen wir auf uns; sie aber werden uns dafür vergöttern, als ihre Wohlthäter, die vor Gott ihre Sünden tragen. Und Alle werden glücklich sein, Millionen Wesen; nur Die nicht, die über sie herrschen. Denn wir, die das Geheimnis; hüten, wir werden unglücklich sein. Man redet und prophezeit, daß Du, Jesus, kommen und von Neuem siegen werdest; daß die Buhlerin, die auf dem Thier sitzt und in ihren Händen das Geheimniß hält, beschimpft werden wird. Dann aber werde ich mich erheben und, zu Dir gewandt, auf die abertausend Millionen glücklicher Kinder hinweisen, die niemals die Sünde gekannt haben. Und wir, die, um sie glücklich zu machen, ihre Sünde auf uns genommen haben, wir werden dann vor Dich hintreten und, ohne Furcht vor Dir zu empfinden, also sprechen: „Berurtheile uns, wenn Du es wagst!" (Dostojewskij.)



230  
Die Zukunft.  
An Herrn Professor Karl Lamprecht.  
Sehr verehrter Herr Geheimrath!  
interessanten Gedanken, mit denen Sie, im Heft 27  
der „Zukunft“ der Erklärung der Philosophiedozenten  
über die psychologischen Professuren entgegengetreten sind, for-  
dern zu einer Vertheidigung unserer Absichten auf\*), der Sie  
nicht nur um Ihres oft bewährten Gerechtigkeitsinnes willen  
Gehör schenken werden, sondern vor Allem, weil Ihnen die Be-  
seitigung des Mißverständnisses, das Sie in unserer Erklärung  
eine „Gefahr für die Geisteswissenschaften“ sehen lieh/im Interesse  
eben dieser Wissenschaften nur willkommen sein kann. Jene  
Gefahr scheint Ihnen darin zu liegen, daß, wenn die Philosophie  
ihre bisher bestehenden Professuren weiter behielte (denn darum  
handelt es sich ja nur), uns! die Herrschaft eines metaphysischen,  
Systems drohte, das, wie einst der Hegelianismus, die empi-  
rischen. Geisteswissenschaften wieder auf die Irrwege unfrucht-  
barer Spekulation locken würde. Ich lasse nun dahingestellt,  
ob, wenn die seitdem unermäßig bereicherten und fundirten  
Wissenschaften von der Geschichte und der Sprache, dem gesell-  
schaftlichen Dasein und der Kunst sich heute noch von einer  
Philosophie dominiren ließen, diese nicht von einer so unerhörten,  
eigentlich unvorstellbaren Kraft und Bedeutung wäre, daß, wir  
vor allen Dingen einmal froh sein müßten, dieses weltgeschichtliche  
Wunder zu erleben. Doch darüber mag man streiten. Worüber  
aber für den Sachkenner nicht zu streiten ist, Das ist: daß, die  
philosophische Entwicklung in Deutschland, die Sie um dieser Be-  
sorgnis; willen abschneiden wollen, thatsächlich den grade ent-  
gegengesetzten Weg geht. Sie gravitirt durchaus nicht auf die  
Herrschaft eines einzigen Systems hin, sondern auf die Aus-  
bildung einer immer wachsenden Anzahl durchaus divergenter  
philosophischer Gesamtanschauungen. Ich wüßte nicht, was (in  
den diese Frage allein entscheidenden Grundmotiven) Rickerts  
Richtung mit den um Bergsons Einfluß, aufwachsenden Ge-  
staltungen zu thun hätte, was tzußerl mit den Neufriesianern,  
was die katholisirenden Philosopheme mit Eucken oder Lipps, was  
\*) Uebrigens bemerke ich ausdrücklich, daß ich hier nicht als  
Aeeligirter der Unterzeichner, sondern nur auf meine Verantwortung  
hin spreche.



An Herrn Professor Karl Lamprecht,  
231

die neuhegelischen mit den positivistischen, was Cohens Schule mit den bescheidenen Versuchen des Schreibers dieser Zeilen: und jede dieser Richtungen wirkt doch wohl jährlich auf viele Hunderte von Studenten ein. Gerade ein ungeheurer Differenzirung» prozeß herrscht in der deutschen Philosophie der Gegenwart, der seine „Einheit“ nur in dem Spiel fortwährender Wirkungen und Gegenwirkungen, Abspaltungen und Mischungen, Befruchtungen und Kontroversen zeigt, während von einer inhaltlichen Gleichheit oder Verschmelzbarkeit, die zu jener gefürchteten Autokratie eines Systems führen könnte, keine Spur, keinerlei Intention zu entdecken ist. Drohte solche Gefahr aber von irgendwo her, so würde die von Ihnen befürwortete Verminderung der philosophischen Lehrstühle ihr ja gerade Vorschub leisten, weil diese Akkumulation des philosophischen Kapitals sehr viel leichter zu «einseitig gewaltthätiger Beeinflussung der akademischen Jugend führen würde, als wenn eine Vielheit von Lehrstühlen die Entwicklung unserer philosophischen Mannichfaltigkeit begünstigt. Ist nun insoweit Ihre Besorgnis?, obgleich durch die That» lachen in keiner Weise indiziert, immerhin eine spekulative Möglichkeit, so bleibt mir doch völlig unbegreiflich, daß der Verbleib der Experimentalpsychologie in dem akademischen Bezirk der eigentlichen Philosophie die gefürchtete Entwicklung hintan» halten soll. Für diesen Kausalnexus, an dem die Triftigkeit Ihrer Deduktionen hängt, finde ich keine Spur eines Beweises: denn gerade Sie deduziren ja, daß, das Band zwischen Philosophie und Psychologie immer schwächer geworden und daß! die „Verselbständigung der Psychologie als einer besonderen Wissenschaft“ erfolgt sei. Ich verfolge diese Dinge, nun seit einem Vierteljahrhundert; abgesehen aber von Fechners Gesetz und seinen Entwicklungen und jenen gelegentlichen Berührungen und Anregungen, wie sie überhaupt zwischen allen Wissenschaften vorkommen, wüßte ich keinerlei positive oder negative Bedeutung der psychologischen Experimente für die spezifisch philosophischen Bestrebungen zu nennen. Ja, vielleicht hat keine einzige der Naturwissenschaften in ihrem jetzigen Stande so wenig Bedeutung für diese Bestrebungen wie die Experimentalpsychologie. Ich würde es für durchaus diskutabel halten, gewisse Professuren solchen Philosophen vorzubehalten, die von der Naturwissenschaft herkommen. Von den Forschungen von Heinrich Hertz und Men» delejew, Nernst und Einstein, Uexküll und Ehrlich aus führen tatsächlich Wege zu Gesammtanschauungen, hier sind Weiten und Tiefen, die auf philosophische Deutungen des Daseins vor»



Die Zukunft.

bereiten. Aber in unseren experimentalpsychologischen Arbeiten habe ich wenig Aehnliches bemerkt und nur die Personalunion, die in einigen hervorragenden Persönlichkeiten zwischen diesem Gebiet und dem ihm ganz heterogenen philosophischen besteht, kann darüber täuschen.

Nein, diese Psychologie, deren autonomen Werth Niemand von uns in Abrede gestellt hat, hat für die, Philosophie keinerlei innersachliche Bedeutung; und es entspricht deshalb nur der Sachlage, wenn Sie für die regulirende Funktion, die Sie ihr für diese zuschreiben, keinerlei Beweis anführen. Die dennoch unzweifelhafte Bedeutung ist vielmehr eine andere: durch die wachsende Besetzung der philosophischen Lehrstühle durch Gelehrte, die ganz oder wesentlich experimentalpsychologisch gebildet sind und arbeiten, wird die Philosophie nicht inhaltlich beeinflusst, nicht in ihrer eigenen Entwicklung gegen die gefürchtet« Tyrannis einer Metaphysik geschützt, sondern sie wird einfach substantiell ausgeschaltet, wird akademisch ausgehungert. Sie wehrt, sich dagegen. Und daß Sie diese Nothwehr für eine unsittliche „Machtpolitik" halten, als eine „rücksichtslose Geltendmachung grober Mittel zur Förderung materieller Interessen" denunzieren: Das ist eine Mißleitung des Urtheils, die zu „werthen" ich mich nicht legitimirt glaube, da mir der psychologische Schlüssel dazu fehlt. Wohl aber möchte ich wissen, was Sie selbst dazu sagen würden, wenn innerhalb der Gechichtswissenschaft ein Seitenzweig, zum Beispiel: Eeschichtphilosophie oder systematische Soziologie, zu selbständiger Bedeutung aufwüchse und nun beanspruchte, die Hälfte aller Lehrstühle der Historiker zu besetzen. Wenn Sie sich gegen solche Zunruthung nicht genau so wehrten, wie wir es in unserem Falle jetzt thun, so würde ich sagen: Sie haben den Glauben an Ihre Sache verloren. Uns gegenüber aber haben Sie das erste Ethos des Gelehrten: eben diesen Glauben an das eigene, unersetzbare Ziel, die Verpflichtung, die Fahne hoch zu halten — dieses Ethos haben Sie uns als sittlichen Makel angeheftet! Dies also ist der Kern der Frage: die Philosophie hat von der Psychologie nichts zu gewinnen; oder, genauer ausgedrückt, nicht mehr als von jeder anderen Natur» oder Geisteswissenschaft auch. Der Ersatz der philosophischen Professuren durch Psychologische ist also nichts Anderes als ein rein äußerliches Mittel, die Philosophie von ihrem Einfluß, auf die Jugend abzudrängen. Lassen wir doch die verbindlichen Redensarten: in dieser ganzen Bewegung lebt die verächtliche Gleichgiltigkeit, ja, die Abneigung, die manche entscheidenden, individuellen und überindividuellen



An Herrn Professor Karl Lamprecht. 233

Instanzen bei, uns gegen die Philosophie empfinden. Ich weiß, verehrter Herr Kollege, daß Sie nicht zu diesen gehören; um so entschiedener muß, erklärt werden, daß der Effekt Ihres Angriffs gegen uns in eben dieser, von Ihnen sicher mißbilligten Richtung läuft. Gestatten Sie mir, hier einige Zeilen aus einer früheren Ausführung über das selbe Problem zu citiren: «Mit all ihrer Unzulänglichkeit, mit aller Vergänglichkeit ihrer die Ewigkeit postulirenden Lehren bietet die Philosophie der geistigen Entwicklung einen noch durch nichts Anderes ersetzten Werth. Mas man, vielleicht etwas anmaßend, als philosophische .Weltanschauung' bezeichnet, hat eine innere Bedeutung für uns, die in die sonst geltende Alternative exakter Wissenschaftlichkeit und subjektiver Willkür nicht einzusperren ist und nach der seit geraumer Zeit wieder eine starke Sehnsucht der Jugend erwacht ist. Wer Jahrzehnte lang in der akademischen Sphäre wirkt und das Vertrauen der Jugend genießt, weiß, wie oft gerade die innerlich lebendigsten und idealistischsten jungen Menschen sich nach wenigen Semestern enttäuscht von Wem abwenden, was die Universität ihnen an allgemeiner Kultur, an Befriedigung ihrer innersten Bedürfnisse bietet. Denn sie wollen, außer all den vorzutrefflichen Belehrungen spezieller und exakter Art, noch etwas Allgemeineres oder, wenn man will, Persönlicheres, das freilich auch die Behandlung der Geschichte, der Kunst, der Philologie geben kann, das aber die Philosophie am Reinsten und Vollsten, > trotz ihrer sachlichen Fragwürdigkeiten, zu bieten vermag. Nennen man Dies ein bloßes Nebenprodukt der Wissenschaft oder auch der Philosophie als Wissenschaft; aber wo es der Jugend nicht mehr geboten wird, wenden sich gerade ihre besten Elemente anderen Quellen zu, die jene tiefsten Bedürfnisse zu speisen versprechen: der Mystik oder Dem, was sie ‚das Leben' nennen, der Sozialdemokratie oder der Literatur im Allgemeinen, einem falsch verstandenen Nietzsche oder einem skeptisch gefärbten Materialismus. Täuschen wir uns nicht darüber: die deutschen Universitäten haben die innerlichste Führung der Jugend in weitem Umfang an Mächte dieser Art abgegeben. Gewiß, ist das Hinüberwachsen der Philosophie im älteren Sinn in die Experimentalpsychologie nicht der einzige Grund dieser Wendung, die vielmehr aus einer großen Anzahl von Quellen ressortirt. Allein jener Ersatz der eigentlich philosophischen Lehrstühle durch experimentalpsychologische giebt ihr steigende Unterstützung und bleibendes Siegel." Ich glaube also, verehrter Herr Kollege, auf Grund ^einer immerhin ziemlich ausgedehnten Erfahrung in der akademischen



2Z« Die Zukunft.

Philosophie, Ihre Besorgniß über die möglichen Folgen unserer Erklärung beruhigen zu können: weder geht die thaisächliche Entwickelung den gefürchteten Weg; noch, wenn sie ihn ginge, könnte die Psychologie Dem anders wehren als durch das brutale Mittel, uns einfach die Lehrstühle wegzunehmen; noch endlich, selbst wenn Dies geschähe, würden die geistigen Wege unserer akademischen Jugend die Ihnen selbst erwünschte Richtung nehmen, sondern nur immer mehr die entgegengesetzte, dem inneren Einfluß der Universitäten sich entfremdende. Der Schwarzseher (wenn in einer so ernsten Angelegenheit ein Tröpfchen Humor einfließen dar^> ist in einer günstigen Lage: verlaufen die Dinge unglücklich, so mag er Das sehr bedauern, aber immerhin, er hat wenigstens Recht behalten; verlaufen sie aber seinen Prophezeiungen zuwider, so hat er zwar Unrecht, gehabt, aber wenigstens sind nun die Dinge gut verlaufen. Ich müßte" mich über Ihr tiefes und selbstloses Interesse an der deutschen Kultur> sehr täuschen, wenn Sie in Bezug aus Ihre düsteren, an unsere Erklärung geknüpften Prophezeiungen nicht der zweiten Seite der Alternative freudig den Vorzug geben würden.

In Hochschätzung und Ergebenheit bleibe ich der Ihrige  
Berlin-Westend. Professor Dr. Georg Simmel.

,H5

Waffen und Munition.

cn Reichstagsreden über die Taktik der Waffenfabriken hat die «Wi Börse einen versöhnenden Abschluß gefunden. Eine Pulver- und Dynamithausse, die den Krieg als wahren Spender des Segens erscheinen ließ. Als der Staatskommissar an der berliner Börse um die Iben des Mai 1912 die überreizte Börsenspekulation anklagte und das Verlangen der Kursreform in die haushohen Wogen schleuderte, waren unter den Favoriten der Börse die Aktien der Deutschen Waffen- und Munitionfabriken und der Vereinigten Köln-Rottweiler Pulverfabriken. Waffen kosteten damals 493, Pulver 327 Prozent. Die Gesellschaften machten gute Geschäfte, zahlten anständige Dividenden und lebten in guter Hoffnung. Die Kriegsangst hat sich gut reutirt. Was-



Waffen und Munition.

233

fen und Munition steigerten ihre Dividende für 1912 um 7 aus 32 Prozent; und die Aktie ist wieder eine Glanznummer des Börsenprogramms. Sie kletterte in wenigen Tagen um 80 Prozent und war mit 630 weit über den Gipfel hinaus, der am fünfzehnten Mai 1912 als Höhepunkt galt. Nur sitzen die Haussiers nicht mehr auf den Marktplätzen, sondern in den Logen. Und die ganze Sache ist mehr intimes Theater. Die Deutschen Waffen- und Munitionfabriken berichteten von einem großen brasilianischen Auftrag (Werth 20 Millionen) und voil reichlichen Bestellungen des Auslandes. Das war das Eine. Niemand fühlte sein patriotisches Empfinden durch die fremdländischen Ordres verletzt. Theorie und Praxis stimmen selten überein, wenn die Dividende den Ausschlag giebt. Deren überzeugende Kraft ist noch immer wirksamer als jede Predigt. Das Andere war die Aussicht auf die Geburt neuer Aktien, die zum Parikurs zu haben sein sollen. Ein Bezugsrecht, das 350 bis 400 Prozent werth ist, gehört nicht zu den täglichen Gaben. Die Aktionäre hatten eine solche Prämie schon 1912 erwartet. Man weiß ja, daß die hoch rentirenden Gesellschaften, die sich mit inneren Reserven vollpacken, der künstlichen Verwässerung ihres Kapitals nicht entgehen; denn die Dividenden dürfen nicht in die Wolken steigen und die Aktionäre haben schließlich das Recht, zu verlangen, daß die in den Falten der Bilanz aufgespeicherten Schätze einstmal ans Tageslicht befördert werden. Bei den Waffen ist seit Jahren ^thesaurirt worden. Die Betriebsanlagen, mit Ausnahme der Grundstücke, stehen mit 1 Mark zu Buch. Die Immobilien sind ganz niedrig bewerthet. Das Bankguthaben war Ultimo Dezember um 7 Millionen Mark größer als das 16 Millionen betragende Aktienkapital. Alles ist also für eine „Aufrollung“ vorbereitet; denn die Gesellschaft ist, trotz der dicken Polsterung, auf eine ausgiebige Geldbereitschaft angewiesen. Je weiter sich ihr Umsatz dehnt, desto notwendiger sind ihr liquide Mittel. Die ausländische Kundschaft zahlt nicht so prompt, daß man nach dem angenehmen Grundsatz „Zug um Zug“ leben könnte. Die Herstellung des Kriegsmaterials erfordert große Summen; und die verschafft man sich leicht, wenn man so ausgestattet ist wie die Waffenfabrik. Sie hat im April 1899 zum letzten Mal neue Aktien ausgegeben. Wahrscheinlich wird nun das Stammkapital verdoppelt werden (von 15 auf 30 Millionen) und jede alte Aktie bekommt das Recht, zum Parikurs eine neue zu beziehen. Hier haben sich also die Aktionäre nicht zu beklagen, daß man sie um ein werthvolles Vorrecht bringt. Ich sprach jüngst von dem Fall Genschow und wies auf die Chance, die auch diese Aktie als Waffenpapier hat. Die Hausse hat ihr inzwischen Vortheils gebracht; und der Verlust des Bezugsrechtes wird nach jeder Steigerung des Kurses schmerzhafter. Die Thesaurirung hat ihre Grenzen. Wrrd sie übertrieben, so gefährdet sie die Bilanzwahrheit eben so sehr, wie es die Unsolidität thut. Die „Verwässerung“ des Kapitals bedeutet nichts Anderes als eine summarisch« Erledigung der aus der Enge des Kapitals entsprin»



236  
Die Zukunft.  
genden Dividendenchancen. Die Gesellschaft erkaufte sich die Freiheit der Bewegung und entschädigt die Aktionäre im Voraus für eine durch die Verdoppelung des Kapitals etwa bedingte Minderung der Dividenden. Der „fiskalische Gesichtspunkt“ kommt natürlich auch dazu. Das braucht man nur sub specie des Wehrbeitrages der geplanten Vermögenzuwachssteuer zu sehen. Da ist ein Kurs von mehr als 600 und eine Dividende von mehr als 30 Prozent schon unbequem. Besser ist es, die verborgenen Schätze in Umlauf zu bringen, ehe Rost und Motten sie fressen. Von solcher Behandlung mit Scheidewasser berichtete ich schon, als in einzelnen Fällen billige Aktien zur Verdünnung hochwerthiger Kapitalien verwendet wurden. (Akkumulatoren Hagen; Kronprinz Metall; Elberfelder Farbenfabriken.) Die jüngsten Erscheinungen sind das erwähnte Projekt für Waffen und Munition und eine schon früher geplante Transaktion bei den Vereinigten Glanzstoff-Fabriken in Elberfeld. Die haben auch der Börse Glanzstoff geliefert. Das Unternehmen gehört zu den Stars der deutschen Industrie. Dividenden zwischen 36 und 40 Prozent; und eine Aktie, die an Elastizität das Mögliche leistet. Sie ist das theuerste Papier des berliner Kurszettels. Die letzte Hausse trieb sie um 130 auf 832 Prozent in die Höhe. Die Aktionäre escomptiren die angekündigte Ausgabe neuer Aktien zum Parikurs. Der Werth des Bezugsrechtes ist märchenhaft. Dabei liegt kein zwingender Grund zur Aufnahme neuer Betriebsmittel vor; denn die Liquidität der Bilanz läßt nichts zu wünschen übrig. Aber der Kurs ist zu mobil und könnte Ungelegenheiten bereiten. Beispiele lehren, daß bei geringem Aktienkapital eine Aufsicht über die Bewegung der Aktie sehr schwierig ist. Man denke an die Leistungen der Aktie Vogtländische Maschinenfabrik. Um die Zügel nicht aus der Hand zu verlieren, mehrt man die Zahl der Aktien, drückt den Kurs künstlich nieder und stellt ein passendes Verhältniß; zwischen ihm und der Dividende her. Im Uebrigen gelten die allgemeinen Bedenken: Steuerfiskus; Arbeiterpsyche. Lohnforderungen lassen sich schwer abweisen, wenn die Aktie das größte Kaliber hat. Nicht immer gelingt die Verwässerung. Wo die Rentabilität unverwundlich ist, stellt sich sehr bald schon der Status, den man beseitigen wollte, wieder her. Die Vereinigten Glanzstoffs haben schon einmal das Kapital gedehnt, um einen „normalen Zustand zu schaffen. Auch da wurden Pariaktien ausgegeben; und der Kurs flog, unter dem Antrieb dieser Chance, bis an die Decke, 300 Prozent war der erste Rekord. Der ist nun überholt. Und es fragt sich, ob die neue Kapitalserhöhung „besseren“ Erfolg haben wird, als die Kreszenz von 1870 hatte. Wer bedenkt, daß der Erfolg darin bestehen soll, die Aktie billiger zu machen, könnte dem Aktienweifen manche Enttäuschung verzeihen. Die Börse hat sich dem nicht widersetzt und ist fröhlich, weil wieder gutes Wetter angesagt wird. Den Spezialitäten geht es am Besten, Waffen, Pulver, Dynamit sind Sache der Zukunft. Daß sie international sind, liegt ihnen im Blut. Vis Waffen und Munitionfabriken sollen, wurde verlangt, keine



Waffen und Munition. 237

„Geschäfte machen, die dem Vaterland schaden können. Wie aber läßt sich das Geschäft, bei dem es auf Addition und Multiplikation ankommt, mit dem Patriotismus in reinen Einklang bringen? Eine Sisyphusarbeit für Den, der versuchen würde. Waffen und Munition sind an belgischen, französischen und italienischen Fabriken betheilig. Ein internationaler Eoncern, in dessen Geschäftsbereich die Fäden hin und wider laufen (schießen: möchte man sagen). Wer denkt an Grenzregulirungen, wenns Geld scheffelt! Und am Ende ists gleichgiltig, ob die Franzosen mit eigenen oder mit fremden Waffen kämpfen. Auch die Abhängigkeit vom Ausland wird durchs Vergrößerungsglas gesehen. Wenn die deutsche Industrie das ausländische Kapital zur Be»theiligung lockt: in Gottes Namen! Schädliche Majoritäten kann man sich vom Hals halten; aber der Aktie die Grenze sperren: undenkbar. Wenn den Deutschen ein französisches Unternehmen lockt, wird er sich nicht lange zieren. Solcher Kosmopolitismus ist kein Verbrechen; denn die Nationen kittet nichts fester an einander als das Geld. Der Völker»friede wäre längst weggelaufen, wenn ihn nicht das Kapital am Kra-gen hielte. Der Krieg auf dem Balkan aber hat der deutschenMunition-industrie reiche Früchte getragen. Der Werth der Ausfuhr von Sprengstoffen und Schießbedarf betrug im ersten Quartal 1913 etwa20Mil-lionen (gegen 1<sup>1</sup>/<sub>2</sub> im Vorjahr). Vive Is sou Su esuon! Dabki ist die wirtschaftliche Ausbeutung von Dynamit und Pul»ver international organisirt. Im Mittelpunkt einer Hauptgruppe steht die englische Nobel Dynamits Trust Company, die einen großen Theil der deutschen Sprengstoff-Fabriken in ihrem Machtbereich hat. Dar»unter ist die Dynamit-Aktiengesellschaft vormals AlfredNobel in Ham»burg, die mit einem Aktienkapital von 12 Millionen arbeitet. Im Ganzen stehen neun deutsche Dynamitfabriken, die fast alle Aktien-gesellschaften sind, unter der Kontrolle des englischen Trusts. Der hat aber auch Beziehungen zu den dentschen Pulverfabriken, die in mehrere Ringe zusammengeschlossen sind. Das wichtigste dieser Kartelle be-herrschen die Vereinigten Köln-Rottweiler Pulverfabriken, deren Aktie, wie ich schon sagte, Börsenfavorit ist. Die Dividende für 1912 stieg von 18 auf 20 Prozent. Die dritte Pulvergruppe wird von der Rheinisch-Westfälischen Sprengstoff-Aktiengefellschaft in Köln geführt. Auch eins von den Unternehmen, deren Pulver nicht naß wird. Anständige Divi-denden (zuletzt 15 gegen 14 Prozent auf erhöhtes Aktienkapital) und gut genährter Aktienkurs (243). Die Köln-Rottweiler haben sich ein Vorkaufsrecht auf die Rheinisch-Westfälische Sprengstoffgesellschaft ge»sichert. Unter den Außenseitern ist die Westfälisch-Anhaltische Spreng-stoff«Aktiengesellschaft besonders wichtig; eine der Kronzeuginnen für die Ergiebigkeit des Kriegsmaterials. Sie gab ihren Aktionären im Porigen Jahre Gratisaktien und eine Dividende von 25 Prozent. All« schlimmen Indizien sind vorhanden: Trust, ausländischer Einfluß, Kontrolle fremderAktiengesellschaften; und die Industrie blüht. Alles, was knallt, lebe! Die Knalleffekte der Bilanzen dürfen sich hören

21



Die Zukunft.

und sehen lassen. Dabei ist das ganze Pulver» und Dynamitgeschäft ver-trustet. In Amerika ist „Trust" fast schon ein Schimpfwort. Auf dem älteren Theil des Erdballs geräth Niemand in Krampfstände, wenn er ausgewachsene Trustgebilde sieht. In der Dynamit» und Pulverge-meinschaft ist die KoIsinA «ompsn^ zu Haus. Die Fabriken sind zugleich Effektenhalter. Sie haben in ihren Portefeuilles oft größere Beträge fremder Aktien, als ihr eigenes Aktienkapital umfaßt. In den Ver-einigten Staaten ist die „Aktienfahrschule" verpönt. Man will nicht mehr zulassen, daß eine Gesellschaft, hoch zu Roß, einen ganzen Zug anderer Aktiengruppen vor sich im Zügel hat. In Deutschland hat das System der „Effektenhaltung" noch keinen sichtbaren Schaden gebracht; ist dem Kapital vielmehr gut bekommen. Und Pulver ist eben ein ganz besonderer Stoff, bei dem sich nicht gut von einer „Schädigung der Konsumenten" sprechen läßt.

Natürlich ist das Geschäft der Waffen» und Munitionindustrie niemals von der Politik zu trennen. Das Gleichgewicht wird durch das aufs Verdienen gerichtete Endziel hergestellt. Die Schornsteine sollen rauchen. Die deutschen Fabriken könnten nicht leben, wenn ihnen nur der Marktbereich innerhalb der Grenzen bliebe. Und anderswo ist es eben so. Die Vorschüsse, welche die österreichischen Skodawerke und die deutsche Firma Krupp dem chinesischen Reich gegeben haben, um dort die Geldnoth zu bannen, sich selbst aber Aufträge zu verschaffen, haben den Weltfrieden nicht gestört. Die „Einigkeit" der Großmächte hat der Republik China die dringend nöthige Finanzkur nicht zu bereiten vermocht. Wer klug war, nützte die Verlegenheit der Gelben und sicherte sich gute Bestellungen. Keiner kann wissen, ob die deutschen und östere reichischen. Kanonen nicht einmal gegen ihre Landsleute Feuer speien. Daran darf man nicht denken; sonst ist auf diesem Gebiet kein Ge-schäft zu machen. Die Militärstaaten halten freilich darauf, eigene Waffenfabriken zu haben. Staatswerkstätten sind nicht nöthig, wenn die Privatindustrie leistungsfähig ist. In Ungarn hat der Nationalstolz sich wieder einmal geregt und eine eigene Kanonenfabrik gefordert. Neben den Skodawerken und dem Staatsarsenal in Wien soll, eine ungarische Kanonenschmiede dem Waffenbedarf der habsburgischen Monarchie dienen. Zwischen der ungarischen Regierung, den Skoda-werken und der Firma Krupp wurde ein Vertrag abgeschlossen, der bestimmt, daß binnen zwei Jahren eine als Aktiengesellschaft zu be-treibende Kanonenfabrik auf ungarischem Boden (in Raab) errichtet wird. Ob damit ein Geschäft zu machen ist, wird sich zeigen. Für sehr beträchtlich werden die Chancen nicht gehalten. Aber die Hauptsache ist, daß der „nationale Gedanke" (durch einen internationalen Vertrag) zu seinem Recht kommt. Die Naturgeschichte der gefährlichsten In-dustrie birgt weise Lehren für die Werthung des nationalen Vor»urtheils und des Patriotismus im Geschäftsbetrieb. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilwn harden in Berlin. — Verlag der Zukunft i» Berlin. — Druck von Paß « Sarleb <S. m. b tz, in Berlin.



Balkan-Memorial.

in. \*)

Slava.

Wenn ich in meine Jugend zurückdenke und die Seelenverfassung, in der ich damals lebte, mir vors Auge stelle, dann begreife ich die gräßlichsten Verbrechen; auch solche, die gar keinen Zweck hatten, keinem Menschen schaden sollten, indem man nur wie von ungefähr entgleist, einfach so aus Gier nach neuem Erlebnisse, aus dem Drang in irgendeine That, ein Handeln. In mancher Minute steht alles Künftige in so düsteren Farben vor dem Menschen, daß sein Verstand sich scheut, den Blick fest auf dieses Künftige zu richten; daß der Mensch sich abmüht, um in sich alles Walten der Vernunft zu ersticken und sich selbst zu überreden, daß er keine Zukunft habe noch durch ein nun Vergangenes geschritten sei. In solchen Minuten, wenn die Denkkraft nicht mehr jede Willensregung hemmt und unter Aufsicht hält, wenn das in uns pochende Leben sich nur noch in Sinnentrieben äußert, begreife ich erst das unerfahrene Kind, das, ohne Zaudern, ohne Angst, in dem Haus, unter dessen Dach seine Eltern und Geschwister, alles von ihm mit zärtlicher Liebe umfaßte schläft, ein Feuer entzündet und mit gierigem Lächeln in die Flämmchen bläst. Wenn des Denkens Kraft für eine Weile ausgelöscht ist, aus einem Hang in (ich kanns kaum \*) S. »Zukunft" vom zehnten und siebenzehnten Mai 1913,



Die Zukunft.

anders nennen) Zerstreuung, dann betrachtet ein siebenzehnjähriger Bauer die frisch geschärfte Schneide der Axt, die unter der Bank liegt: schwingt sie und starrt mit einem aus Stumpfsinn und Neugier gemischten Staunen auf das Blut, das dem Rumpf seines alten, in der Sekunde zuvor noch friedlich schlummernden Vaters entströmt. In dem selben Seelenzustand ist einem Anderen Genuß, sich über einen Abgrund zu beugen und sich vorzustellen, wie es sein werde, wenn er sich kopfüber hineinstürzte. Oder sich eine geladene Pistole an die Schläfe zu halten und zu träumen: ‚Wenn ich jetzt abdrückte?‘ Oder vor einen Ansehnlichen, von Ehrfurcht Umhegten hinzutreten und sich auszumalen, wie es würde, wenn er ihn beim Kragen nähme und rief: ‚Komm, mein Kerlchen!‘"

Lew Nikolajewitsch Tolstoi spricht; der Mann, in dem die Thorheit unzähliger Westeuropäer noch immer den Führer aus Finsterniß in das Licht freien Geistlebens, den »liberalen" Totfeind aller Seelenverdunkelung sieht und der doch, all in seiner Geniefülle, ein ärgerer „Reaktionär" war als Zar Alexander Alexandrowitsch und dessen feinnerviger, geistig kultivirter Großinquisitor Pobedonozew. Denn sein Sehnen floh hinter den Zustand zurück, den das Zarthum Peters, Katharinens selbst dem russischen Islam zuträglich fand; und er hat aus dem Asien seiner Seele ins getäubte Ohr Europas den Trutzruf geschleudert: »Kann ich die Kinder des Volkes denken und sprechen lehren? Nein: in ihrer Schule müßte ich denken und sprechen lernen. Die Entwicklung, die Bildung des Menschen ist nicht das Mittel zur Erlangung der Harmonie, deren Vorstellung wir, als ein Ideal, in uns tragen, sondern ist ein Hinderniß auf dem Weg zu ihr. In einem gesunden Säugling verkörpert sich unser Ideal von Wahrhaftigkeit, Schönheit, Güte, dessen ewig wärender Typus die Natur ist, die Pflanze, das Thier, alles ohne Denkvermögen Lebendige, und von dem jeder Lebenstag den Menschen weiter entfernt. Wir suchen unser Ideal vor uns: und müßten es doch hinter uns suchen. "Alles seit der Höhlenzeit vom Geist der Menschheit Ersonnene, Aufgebaute, aus Traum in Wirklichkeit Gehärtete dünkt ihn an Werth einem Pfefferling gleich; und dieser Menschheit Seelengehäus scheint dem Auge verunreint und ekel, das es der Herberge des Nazareners und seiner für nahen Weltuntergang bereiteten Sekte vergleicht. In anderem Sinn, völlig anderem als unserem Faust»



dichter ist ihm Seligkeit, das Ende dem Anfang eines Lebens zu verknüpfen. Er trachtete, als ihm »Alles klar geworden war<sup>^</sup>, an den Anfang allenMenschheitlebens (Christenheitlebens? Glaubenslebens?) zurück. WarihmwirklichAllesklar? Nichtnurdichter noch der Nebel geworden, feit der kleine Lew sich im Lenz aus d erTroika lehnte und, fast trunken von Lust an dem Sprießen ringsum, mit dem Triller pfeilschneller Lerchen denRuch desFaulbeer-bäumchenseinsog?Aehnelter,dermitscharferAxtschneidedasyirn vom Rumpf der Menschheit trennen möchte, nicht selbst Denen, die sich über denAbgrund beugen und, unter beinahe wollüstigen Schauern, träumen, wie herrlich es sein müsse, sich kopfüber hineinzustürzen? Nicht demStudenten, der seineBücher zuschlägt, sein Theeglas an die Wand schmettert, daß die Splitter im Morgen-grau wie Thautropfen glitzern, und, ohne je zuvor solcher Vorstellung den Riegel seines Bewußtseins geöffnet zu haben, plötzlich beschließt, einen Würdenträger zu töten? Dem Kutscher, der, in sternloserNacht,wie ein Toller auf feine Pferde einschlägt und die Zügel dann schleifen, den Schlitten in Schneeschlammlöcher, inWolfschluchten,in unbekannte Gefahr gleiten läßt, glücklich just in dem Traum von den unbekannten Schrecken, denen er so rasch entgegenjagt? Dem aus einsamem Wolgasteppendorf Ausgehobenen, dem der Abschied von der Heimath, von Allem, was bis heute ihm Weltall war, nicht gelinder als Todeskampf ist und dessen MuNd dennoch, unter überquellendenAugen, ein lustiges Lied singt, weil nun ein Anderes, Neues, unahnbar Gräuelvolles kommt, ein Leid, aus dem vielleicht, wie aus Sümpfen ein tanzender Funke, Läuterung aufschimmern wird? Dem Mädchen, das der Taumel einer Zufallsstunde ins Kloster oder ins Bordell, in Selbstmord oder in Spitaldienst, zu Altgläubigen oder zu Fürstenmördern treibt?Alle sind eines Stammes; in der selben Willenszone, dem selben Glaubensklima erwachsen. Alle,derDichter und seine Geschöpfe, die feinsten, höchstkultivirten noch, dem Bauer verwandt, von dem Dostojewskij erzählt. »Zwei Alte, seit Jahren eng befreundet, kommen zusammen in eine Herberge. Beide sind nüchternzhaben keinenTropfenBranntweingetrunken.Sie lassen sich Thee geben und übernachten in einem Kämmerchen. Seit zwei Tagen ist dem Einen aufgefallen, daß der Gefährte an einer Glasperlenkette eine silberne Uhr trägt, die er früher nie an ihm

22»



Me Zukunft.

sah. Dieser Eine ist nicht etwa ein Dieb oder schlechter Kerl; nein: ein ehrlicherMensch und, für einenBauer.inleidlicherLage. Aber die Uhr stach ihm so ins Auge, er begehrte sie so heftig, daß er alle Herrschaft über sich verlor. Er klappt ein Messer auf, wartet, bis sein Freund ihm den Rücken zukehrt, schleicht sich, leis wie ein Wolf, an ihn, hebt den Blick himmelwärts, bekreuzigt sich und murmelt: „Herr, vergieb mir um der Wunder Christi willen!“ Dann schlachtet er, wie einen Hammel, den Freund; und raubt dem Ver-röchelnden die.Uhr.“ Nicht ein brünstiges Dorfhähnchen, das mit Silber und Glasperlen vor den Mädeln stolziren möchte. Ein schon Grauer, der an Balz, Reihen, Paarung nicht mehr denken darf, sein Leben lang ehrlich war und noch in den Wehen der Schandthat des Heilands Namen aus der Lippe hat. Was riß ihn in blutigenWirbel?Otsckajanje: nennts derRusse.Ueberdrußan ewig gleichfarbigem, gleichtönigem Dasein als eines Rädchens in der Riesenmaschine russischer Menschheit; lüsterner Drang in Erlebniß, das der Monade ein Weltgefühl vortäuscht, und wäre esdasErlebniß gräßlichsterQual; die bis indieTiefederSezus-empfindung,bis in die höchsten Gipfel eingeborenenFatalismus fortwirkende Wonne des Bewußtseins, sich selbst ein Schicksal zu schmieden: die Sucht, in Leid, wie nach allzu langen Sommers Gluth in Eiswasser, sich bis an den Scheitel zu baden und durch Leid (dem Ertrinken jetzt, der Erstickung fast nah, jetzt, am Gurt der Bruderliebe, die Kehle wieder über dem Wasser) in die Selig»keit der Erlösung zu schwimmen, deren Glücksmorgen den von Schmach und Hoffnung noch Taumelnden beinahe betäubt; die Gier des hemmunglos, bis in irre Ekstase Frommen, der für die Iesuspflcht, die von all feinem Sehnen umklammerte, sich allzu schwächlich fühlt, doch in eines Schächers Martyrien von fern ähn-liches Geschicksich aus trägem Alltagsfrieden zu stürzen. Das Ziel ist, fast immer, dick umnebelt; der Sturz, die aus srei gewähntem Willen in dunkle Möglichkeiten reißende Bewegung, lockt mit un-widerstehlicher Gewalt.Auch hier ist.mehr als irgendwo, das Wort leerer Schall; Gefühl istAlles. Denkt anTolstoiskutusow.derim Kriegsraath schläft,nieeine Karte ansiehtund.währendinderEbene von Borodino dreihunderttausend Menschen im Ringkampf um MachtundLebenverknäultsind, dem auf demHimmelsthronWal-tenden, in Anachoretengeduld ein Feldherr des Reussenzaren,



Balkan-Memorial.  
überläßt, wem sein Wink den Sieg bescheren wolle. An Peter Besuchow (eine Hauptgestalt aus dem Epos »Krieg und Friede"), der im brennenden Moskau, ohne Zwang, ohne Zweck, sich in einen Mushikkittel mummt, aus seinem Palais stürzt, auf nackter Erde nächtigt, von einem Thürhüter sich mit den kargen Resten kalt gewordener Mahlzeitsättigen läßt und in dem nur der eine Wunsch glimmt, den Eroberer zu töten, mit eigener Hand den großen Kaiser zu würgen (den doch nicht ein Slave, den der passive Genius des Slaventhumes vernichten sollte). Denkt an Konstantin Ljowin, den (in dem Roman »Anna Karenina" nach der Pein eines Frühlings, nach banger Erregung und qualvollem Stöbern im eigenen Selbst, in »der Zelle, die nach einer Lebensminute platzt", das Wort frommer Einfall umkehren, den Weg ins Heil suchen und, wie ein vom Bann lösender Spruch, erkennen lehrt, daß »von der dummen, der schurkischen Vernunft alles Unheil stammt." Anden Altgläubigen, der wider den Kommandanten des sibirischen Totenhauses einen Stein schleudert: ohne Groll, nur, um gepeitscht und im Leiden geläutert zu werden. An Nietzsches zornigen, höh' nischen Satz über die Aehnlichkeit der Evangelienwelt mit der Dostojewskijs. Und an den Vers des Dichters Tutschew, der mahnt: » Vernunft wird Euch niemals Rußland verstehen lernen; an Rußland müßt Ihr glauben. "Rußland steht hier für den Slavenglobus. Dmitrij Merefchkowskij, das stärkste dichterisch konstruktive Talent in dem Rußland von heute und unter all seinen uns bekannten Seelen die in der buntesten Polyphonie tönende, hat einst, nicht als Erster freilich, daran erinnert, daß gerade die Helden, deren Name, wie heiliger Männer, aus dem ersten Jahrhundert russischer Geschichte in jedes Nordslavenohr klingt, Germanen waren: der Nowgoroder Rurik, der dem Herrnlosen Gewimmel das Haupt und der Retter aus Wirrniß wurde; Oleg, aus dessen Hirn der Gedanke an die Eroberung von Byzanz kam, Igor und Swatoslaw, die diesen Gedanken aufnahmen, doch nicht, in der ihrem Normannenblut fernen Welt orientalischer Wirklichkeit, auszuführen vermochten: Alle fast bis zu Dmitrij Donskoj, der die Tataren bezwang. »Vielleicht sind die Slaven das arische Urvolk. Wenn (wie immer wahrscheinlicher wird) der Ursitz des Aricthumes von den Ländern, die später Gallien und Germanien hießen, sich bis tief in unser Rußland hineinzog, dann hätten wir



Die Zukunft.

im Inderthum seine erste, östlichste Absplitterung, im Slaventhum, das seßhaft zurückblieb, den eigentlichen Rassekern zu sehen. Auch diese Rasse hielt sich, wie jede, die nicht bald verschwand, nur kurze Zeit rein; mit skythischem und thrakischem Blut, mit den Trägern der Mittelmeerkultur und mit den Stämmen, die an der Ost» und der Nordsee neue Kultur schufen, mit Esthen, Finen, Germanen, Ruderern (Russen), dann mit Bulgaren und Türken, Hunnen und Tataren, mit Mongolen und Turanern also, hat das Slaventhum sich vermischt. Bon allen Arierstämmen haben nur die Slaven eine Geschichte, die nicht eine von Kriegeren, von Eroberern ist. In ihr ist, vom Urbeginn an, ein Hang in Thatlosigkeit, in Beharren und Erhalten, eine konservative Scheu vor gefährlicher Unternehmung. Als hätten vom Leib des Urvolkes alle zur That fähigen Glieder sich gelöst und nur den allein nicht leistungsfähigen Rumpf zurückgelassen: so ists. Andere arische Rassen unterwarfen sich fremde Völker und Reiche und lernten dadurch die Kunst des Herrschens. Die Slaven konnten im eigenen Land nicht Ordnung schaffen und mußten drum aus Norwegen die Waraeger hinüberryufen. In den Kämpfen, die dann entstanden, und in der (als Großthat der Rasse zu verzeichnenden) Erlösung aus dem Tatarenjoch kam die treibende Kraft nie aus dem Volk, stets aus dem fremden Blut der Fürsten und Heerführer. Als Herren streuten sie die Saat» körner russischer Zukunft; aber die Masse sraß schließlich die Herren und deren Geschlechter erloschen, verschwanden. Aus der Mischung mit den Mongolen entstand ein neuer Slaventypus: der asiatische. Die ältesten Gräber zeigen einen hochgewachsenen, langschäde» ligen, hellhaarigen Menschen; der spätere Typ ist klein, dunkel, rundköpfig, mit breiter Antlitzfläche und vorstehenden Backenknochen. Diese beiden Typen sind die anthropologischen Grundbestandtheile des Slaventhumes; und eine Spurihrermannichfachen Vermischungsmöglichkeiten wird die scharfsichtige Prüfung in jedem Slaven finden. Ein Volk mit Massengedanken, nicht individualistischen, ists; ein Volk, in dem der Wille, die Energie, die Initiative niezustarker Seelenkrafterwacht ist. Alle stolzen, selbstbewußten, thatlustigen Theile hatten sich von der arischen Urrasse gelöst und nur die stilleren, in Geduld dem Drang nach Bewegung widerstehenden, das allzu Bewußte angstvoll fliehenden Elemente waren zurückgeblieben. Ihr Zusammenschluß schuf das Slaven-



thum, das wirkenennenzdas unkriegerisch ist, schwerzukriegerischem Handeln getrieben wird und seine Nationalhelden aus anderen Rassen kürt; in dem Einer sich vom Anderen kaum unterscheidet; dessen erste Geschichtzeit nichts von Schlachten und Siegen meldet; dessen Größe das Dulden ist und das man, wie die ihm in Blut und Sprache verwandten Inder, ein mystisches Volksthum nennen muß. Wo man im Slaventhum den Willen zu einer Expansion ins Weitere walten fühlt, da ist sein Ursprung nicht slavisch, sondern germanisch oder tatarisch. "Das sind Bruchstücke aus dem ideologischen Bau eines dem Blickfeld Mereschkowskijs Nahen. (Wirklich: herausgebrochene, geschliffene und zu anderem Gefüge benutzte Stücke.) Alles ist in so fernem, so weitem Bezirk Ideologie; in der Herren eigenem Geist haben die Zeiten sich gespiegelt. Vielleicht ist, was sich heute slavische Rasse nennt, anders entstanden, als auf dem Thurm folcher Gedankenbauten das Auge träumt. Vielleicht wird einst sogar die Annahme widerlegt, der Rassenname sei von slov« (Wort) abzuleiten und stamme aus dem Wahn (der auch die Nordalbaner umfing, als sie sich Schkipetaren, Verstehende, nannten), nur die Slaven (sloveni) seien deutlicher Sprache und hellen Gehörs fähig und alle ringsum Wohnenden Stumme, Unverständliche (riemcij: nicht die Deutschen nur, die das Wort heute bezeichnet). Die wichtigsten Wesenszüge der Rasse lehrt uns die slavische Dichtung aber klarer erkennen, empfinden als der wirre, oft abbiegende, an Gabelwegen in Finsterniß verlaufende, oft vom Drang fremden Blutes bestimmte Gang der Geschichte. Menschen aus dem Blick nirgends begrenzter Steppe, aus ungeheuren Wäldern, durch die nie eines Holzfällers Axt hallte; Menschen, die weder Gebirg noch Meer an ungestümes Wagniß gewöhnte und die, besonders im Norden, ihrer Ohnmacht gegen Elementarkräfte sich früh bewußt wurden. Größer im Leid als unter dem Zwang zur That; dumpf, weich, fromm, verträumt, mit dem kindhaften Hang, Alles zu fehen, als sei das Licht des Schöpfungstages noch nicht verglüht: und der wildesten Fanatismen doch voll, wenn ein Föhn, Mistral, sizilischer Sirotto, Taifun durch ihre Hirne strich; wenn eines Mannes, eines Weibes (Helene, Libussa, Katharina) Weckerwort sie für das Wohl der Rasse zur Handlung aufrief. Nirgends hängt, im Bereich keiner anderen Rasse, die Schicksalsentscheidung so fest an der Person der Füh-



renden, zum Führeramt Fähigen. Aus ihnen muß, wenn endlich »Etwas geschehen" soll, ein Feuer lodern, das durch Nächte, über Ströme hin leuchtet und im Gemüth der Fernsten, wie die Feuchtung mit Oel aus verkohlendem Docht, die Gewißheit aufzucken läßt, daß sie, gerade sie nur, gefordert werden. »Damit eine Explosion entstehe, muß das Kleinste und Größte, das Schwächste und Stärkste im Funken sich selbst gesagt haben: Entweder ich oder Keiner!" Das ist auch ein Wort von Mereschkowskij; ein Wort, das die Nrart slavischen Wesens ahnt und ahnen lehrt. Deutsche und Slaven verstehen einander noch immer nicht; sind, trotz Nachbarschaft, Blutmischung, Geschäftsverkehr, noch heute einander beinahe stumm. In den fünfzig Jahren, die verstrichen sind, seit Gontscharow neben seinen Oblomow den Deutschen, der ihm alles Deutschen Typus schien, stellte, ist das Verständniß nichtinniger, nichtleichter geworden. Schwerer noch. Denn die Slaven haben sich fühlen, ihre Einung erstreben, ihrer Massenkraft vertrauen gelernt. Wo ist die Zeit, da der wohlhabende Russe, Serbe, Tscheche sich der Sprache schämte, die von der Lippe des Haufens, des Pöbels kam? Längst ist der in fremdem Laut Redende vervehmt; sind, nach der Roder- und Pflügerarbeit der Lomonosow, Dershawin, Dobrowskij und vieler Anderen, die slavischen Sprachen in den Salon und in die Literatur vorgedrungen. (Goethe fand schon 1825 einzelne serbische Gedichte an Werth dem Hohen Lied Salomos gleich; zählte das ganze Bündel freilich, das ein hallisches Fräulein nach Deutschland gebracht hatte, der »barbarischen Volkspoesie" zu.) Slavenkunst hat sich, von Gogol bis auf Stanislawskis, Anna Pawlowa, den Maler und Szenengestalter Bakst, den Pantomimiker Nishinskij, die russischen Chöre und die tschechische Oper, den Erdwestenerobert; jedes Gebiet, sogar das dem Slavengenie ferne, von ihm niemals in ein Gipfelwerk gesteigerte Drama, sähe ohne ihren fortwirkenden Eindruck, Einfluß anders aus. Eine der Symbiose gefährliche Raschheit der Volksvermehrung, das bewußte Streben in eigene Wissenschaft und Kulturform, der aus jedergelungenen Probeder Rassekraft jäh aufschießende Stolz des lange von Anderen und von sich selbst gering Geschätzten: neue Hindernisse auf dem Weg zum Verständniß. Der Slave, dessen Wesensspur in Brandenburg, auf altwendischen Plätzen Dresdens noch sichtbar ist, will sich den Ruhm,



in kurzen Jahrzehnten eine neue Kultur geschaffen zu haben, nicht rauben, nicht im Kleinsten verkümmern lassen. Deshalb darf das Stadtbild Prags nicht an Karl den Vierten, nur an Libussa und Sobieslav erinnern; könnte selbst ein mächtiger Zar die Vorherrschaft der Nesselrode und Adlerberg nicht erneuen; wüthet der Moskauer, wenn er hört, daß in Wien (der, nach allslavischer Redeweise, »größten tschechischen Stadt“) die Tschechennicht einmal auf eigene Kosten ihren Kindern eine Schule schaffen dürfen; wühlt die Vorstellung, daß im Habsburgerreich das Mehrheitrecht nur für Deutsche und Magyaren gilt, bis nach Belgrad, nach Midia die Seelen auf; knirscht der Kroat, dem erzählt wird, in Preußen werde polnischen Kindern der Polenadler vom Lehrer aus dem Ohr gehackt. Der Slave will nicht mehr »Hand“ sein, Dung für den Kulturacker der dem Fremdling Frucht trägt, sondern Haupt und Herr seiner Welt, die er selbst schus. Kein Steg führt in sanftem Bogen über die Kluft. Hunderttausend Deutsche bewundern Tolstois Melodrama vom » Lebenden Leichnam“: und nehmen doch aus dem Spielhaus nicht die Erkenntniß mit, daß Alles, was sie dort wimmeln sahen, nur in slavischer Menschheit möglich ist, jede Gestalt, der Untersuchungrichter wie Protassow, nur von einem Slaven gezeugt werden, nur aus dem Schoß einer Welt wachsen konnte, die, nach Tutschews Wort, von Träumen umspült, umfluthet ist wie die Erd feste vom Ozean. Das Verhängniß des Deutschen, daß er kein Psychologe ist und am Liebsten sich selbst als Norm aller aufrecht schreitenden Kreatur nimmt, sperrt ihm auch die Einsicht, daß des Slaven Hirn anders als seins arbeitet, wägt, assoziiert, scheidet und spaltet. Daß es alles Konventionelle, alles nur dem irdischen Nutzen Dienende aus der Tiefe des Ur» triebes verachtet; den Emsigen, Strammen, Korrekten, Pünktlichen, nie in Traumdunst Versponnenen, als den zum Daseinskampf Tauglicheren, den schnellervorwärts, an den Trog mit fettem Futter Kommenden, dumpf, doch inbrünstig haßt. Ein Deutschland, das ihn aus Himmelsbläue anlächelte, das Land der Dichter und Denker, der mondbeglänzten Zaubernacht und der nie von heftigem Wind zerzausten Gartenlaube, hat der Slave geliebt; die Heimath Schillers und Uhlands, Hegels und Schopenhauers, der guten Frau Marlitt sogar. Die mechanisirte Welt, deren Gottheit der Nutzen, deren Mittel zur Macht eine ihm unerreichbare Organi-



Die Zukunft.

sation aller Kräfte ist, stößt ihn ab; und auf dem Rund der Erde ist ihm kein Geschöpf fremder, seiner Natur keins widriger als der geschorene oder glatt gescheitelte, preußisch sromme Mann, der Alles «machen" kann oder zu können glaubt, mit dem selben forschen Ernst von » S. M." erzählt und in der Schänke den » Ober" heranzuft, Waare und Berkchrssitte » tadellos" haben will, immer, weil Liebenswürdigkeit ihn unmännliche Schwachheit dünkt, aus barschem Ingrimmdreinblickt.seine Habe und seine Geltung schnell mehrt und jedes der «tsckajanje verwandte Traumgewebe, wie Hagel dieBlüthen.mit messerscharfemHohnwort(»So siehste aus!") zerfetzt. «Ein preußisches Bataillon brächte in Montenegro die großschnäuzigen Brüder rasch in Raison": noch in der Erinnerung an solche Sätze schaudert der Slave. Und der Deutsche vergißt, daß neben ihm Einer ist, der anders glaubt, fühlt, denkt, nicht um jeden Preis «tüchtig" fein und in fauberer Ordnung Hausen, auf die Wonne, über dem Abgrund zu schweben, niemals verzichten will. Millionen, die zu drücken, nicht zu unterdrücken sind. Daß der Kanzler des Deutschen Reiches in öffentlicher Sitzung die Möglichkeit nahen Kampfes zwischen Germanen und Slaven auch nur erwähnte, war, weil das offizielle Rußland davonnichts hören will, das offizielle Oesterreich nichts hören darf, sicher höchst thöricht (und der Eindruck ist durch denUebereifer, der den Wintern zuredete, Diakowa aufzugeben, inPetersburgnichtganzverharkt worden). Noch unklüger war aber in diesem Fall die aus unausrodbarem Magisterdünkel kommende Mahnung an »gewisse Publizisten", von der Möglichkeit solchen Kampfes nicht mehr zu sprechen. Nicht nur, weil aus dem Mund Eines, den nicht die winzigste Leistung, nicht das schmalste Gedankenhalmchen je zumLehramt berechtigt hat, die Mahnung verhallen muß; sondern, weil nationaleNothwendigkeit befiehlt, von diesemKampf, der die nächste Zukunft mitgestalten wird, rückhaltlos zu reden und, so lange es geht, zu verhüten, daß blutiger Krieg daraus werde. Die Slavenwelt ist nicht mehr, was sie vor einem Jahr noch war; über Nacht, wie dem gestern noch starren, blattlosenFlachland russischer Sommer, ist ihrer Seele der Hoffnungslenz erschienen. Der Sieg der Balkanvölker hat auf und in ihr mystisches Rassebewußtsein, ihren Islam gewirkt wie das Wasfenglück der Iapaner auf die Asiaten, von Südpersien bis überNordchina hinaus.Wenn wir wollen,



Balkaw-Memorial.  
heißt es jetzt, wenn fuchs um unsere Sache handelt, nicht, wie auf Korea und in derMandschurei,um einen befohlenen, ohne Glaubensbrunst unternommenen Feldzug, sind wir unüberwindlich; wenn im kleinsten Funkentheilchen die Gewißheit glühte: Ich oder Keiner! Horchet nicht auf die Unkundigen, die erzählen, nur das Fähnlein derPanslavisten, das, wie unserAlideutscher Verband, wie der britische Wehrpflichtverein des Feldmarschalls Roberts, wie inFrankreich die camelots ciu r«i,kaum mehrals einespärlische Freischaar hinter sich habe, sei bereit,für den ganzenUmfang flavischenLangens,Verlangens zu fechten.Das war einmal:umdie Zeit des prager Slavenkongresses; als dieAksakow,Katkow, Kollar die Geister schürten und Karamsins Fehderuf wider die wurm» stichige, faulende Kultur des Westens aus den Disputirstuben der Wohlhabenden in die Masse trugen.Wer jetzt noch so unterscheidet, hatsich in Illusion eingelullt. Daß alleBäche undStrömedes Slaventhums zu einem großen Meer zusammenfließen müssen und werden, ist heute jedem Slaven Glaubenssatzung, dem Minister Sasonow wie Katkows moskauer Epigonen; den Ausdruck bestimmt das Temperament und die gesellschaftliche Stellung jedes Einzelnen (und jede Regierung sucht ihn unter umwölktemHimmel zudämpfen).In diesem Sinn sind alle Russen, Tschechen, Serben, Ruthenen, Kroaten, Slovenen, Bosniaken, Tschernagorzen, fast alle Bulgaren sogar Panslavisten; die Männer der Konstitutionell-Demokratischen Russenpartei (Kadeten) wie des feudalen Grundadels in Böhmen. Alle fühlen sich, wie die unter Heiden zerstreuten Juden, die zwischen Katholiken eingeklemmten Protestanten, in der Diaspora, doch einer mächtigen Gemeinschaft zugehörig; Alle haben die Siege von Kirkkilisse, Lüle Burgas, Kumanowo, Bulair, Adrianopel wie ihrer Fahne erkämpfte gefeiert: im Schloß und in derWerkstatt, in Kasernen und Amtsstuben. Das Heer des Balkanbundes hieß ihnen »unsere Armee"; und Staatsbeamte scheuten sich nicht, den Weg dieses Heeres auf der Landkarte mitTriumphzeichen zu schmücken. Das Gerede von Panslavismus als einem Klüngelbekenntniß fälscht Gewicht und Maß der Gefahr und verleitet in den Irrwahn, daß nur imEngsten derFanatismussprieße,den die Wirklichkeit doch als Allen gemeinsam erweist. Noch sind Groß« und Kleinrussen, Moskowiter und Ruthenen (Ukrainer) nicht versöhntest das Nn-



250 Die Zukunft.

kraut des zwischen Russen und Polen wuchernden Hasses nicht ausgejätet. Darf deshalb der Germane die Bettdecke bis an die Brauen ziehen? Mit der Wucht des Allslavengefühls wächst auch seine anziehende Kraft. Seit dem Aufblühen des Südslaventhumes fühlt der Ruthene sich gestärkt und ist eher als zuvor bereit, den nun nicht mehr dünnen Fluß seiner Volksart in das große Meer münden zu lassen. Auch die Polen, die, in drei Reiche zer»sprengt, im Empfinden eine Nation geblieben sind, umweht wieder Morgenluft: näher als in Jahrzehnten je scheint ihnen der Tag, der ihr Schicksal noch einmal zur internationalen Frage macht. Die meisten (nicht alle) hatten für den Fall austro-russischen Krieges gegen Rußland optirt und Galizien ähnelte im Winter einem Lande, das der Hahnenschrei in Aufruhr hinreißen wird. Doch Rußland wirbt um sie, will ihnen Freiheit gewähren, die bisher stets geweigert wurde; ihr Volksgenosse Dmowli räth drängend zur Versöhnung, aus West und Süd werden sie beschworen, der Pflicht zu slavischer Gemeinbürgschaft alten Groll zuopfern; und die wichtigste Botschafteraufgabe des Herrn Delcasse ist, nach der bulgaro-rumänischen die russo-polnische Verständigung zu sichern- Gegen eine Koalition slavischer Staaten zu kämpfen, würde den Polen, die längst eine Gentry, einen nicht dem Adelswink hörigen Mittelstand haben, heute schon schwer, morgen, wenn Rußland streichelt und Preußen enteignet, vielleicht unmöglich. Ihr Kompaß weist in die Richtung der Rasse; und in einem Staatenbund, der alle Slavenmassen zu umfassen trachtete, fände auch ihre Volkspersönlichkeit Raum zu freier Bewegung. Ueberall strebt, hitziger als jemals, Verwandtes in Einheit. Nnd ein Neopan»slavismus, dem auch die Polen verlobt sind, ist das Wunschziel des stärksten und reichsten Syndikates europäischer Mächte. Die Aergernisse, die sich in Galizien und im Polenklub des wiener Reichsrathes jetzt wieder häufen, die polnischen Stimmen, die vor den üblen Folgen der slavenfeindlichen budapester Politik warnen und für die Habsburg-lothringischen Länder den Trialismus fordern: da sind die ersten Zeichen des gewandelten Zustandes. Wer weiß, wie bald fühlbar wird, daß Polen für den Osten werden soll, was für den Westen Elsaß-Lothringen ist ? Der Rhythmus der Slavenbewegung hat sich geändert, seit die Leute des Südens vornan marschiren. In ihren Adern kreist das Blut rascher;



251  
sie sind thätiger, härter, haben mehr Staatsbewußtsein und stol-  
zeren Willen zur Macht als die Enkel der unter dem Druck des  
Tatarenjoches stumpf Gewordenen; einen viel stärkeren Drang in  
Freiheit und Selbstbestimmungsrecht. Aus ihren Bezirken kann  
das Feuer auflodern, das die lange gehoffte, gefürchtete Explosion  
bewirkt; und überihnenistderjedemSlavenehrwürdigeNimbus  
des Türkenbezwingers. Hader trennt sie, Enttäuschte wenden sich  
'von Rußland ab und der Balkanbund ist fast schon gelöst? Täg-  
lich lesen wir: und sind, wenn wir dran glauben, so klug, wie  
die Kurzsichtigen waren, die nach Langensalza und Königgrätz,  
nach König Wilhelms Besuch am Hof des dritten Napoleon mein-  
ten, ein franko-preußischesBündniß sei noch wahrscheinlicher als  
die Einung der deutschen Völker, die einander gestern bekämpft  
hatten. Ein Krieg zwischen Bulgaren und Serben, Bulgaren und  
Griechen braucht nicht länger nachzuwirken als der von 1866. Dem  
Puls des in Bayern regirenden Herrn wird gewiß nie anzufühlen  
sein, daß eine Preußenkugel ihm denLeibgeschlitzthat.Der Kampf  
um die Vorherrschaft kann in Südost noch eine Weile währen und  
doch Episode bleiben. Muß alle Kunst denn, aller Fleiß immer an  
das Gaukelwerk derBeschwichtigung vergeudet werden? Unsere  
Gegner wollten die Ausbreitung und das Wachsthum slavischer  
Macht.fahren ihre Hauptwünsche schon erfüllt undkämenmühe-  
los bis an das Endziel, wenn wir uns wieder in den Trugglauben  
schwatzen ließen, daß ringsum Alles herrlich bestellt sei. Dagegen  
wird Jeder sich sträuben, den nicht die » ungetrübte Iubiläumsstim-  
mung« die Hauptsache dünkt und der nicht inRührungzerschmilzt,  
weil zwei Kaiser dem Neffen Ernst August als Trauzeugen gefällig  
sind,noch gar, weil der Geheime Justizrath Krause, liberaler Bür-  
gerin Stadt (Berlin) und Land (Nikolassee), geadelt, der Geheime  
KommerzienrathArnholdalszweiterIsraelit(nachKarl von Roth-  
schild) ins preußische Herrenhaus berufen wird. Neue Macht ist ge-  
worden. Wir haben ihrwederdenNährquellverstopftnochsie uns  
befreundet. Obwohl sie die Zukunft germanischer Wirthschaft und  
Kultur gefährden könnte, haben wir uns inden Wahnfestgebissen,  
die Entwicklung »berühre uns nicht unmittelbar" (Bethmann;  
Schloßabzug), sondern nur als Oesterreichs Gefährten. Grund-  
falsch.Wir durften.mußten sogar dasRecht heischen,mitkräftigstem  
NachdruckunserInteresse zu vertreten; mußten, statt,mit kindlichem



Die Zukunft.

Treugelübde auf der Zunge, im schwarzgelben Train nachzuhum»  
 peln, mit klarer Front eine deutsche Politik, die nostrae causae,  
 treiben; Oesterreich nicht zurückhalten und zu »Mäßigung" mah-  
 nen, sondern, zu entschlossen feindlichem oder freundlichem Thun,  
 vorwärts drängen und es vor Fehlern bewahren, die alle Säfte  
 des Reichsleibes vergiften; Hammer, nicht Ambos sein. Jetzt?  
 Die beiden Kaiserreiche haben die Südslaven weder gefördert noch  
 ernstlich geschädigt, weder irgendwie Beträchtliches durchgesetzt  
 noch gehindert, sich aber in den Rufengherziger Ränkesucht gebracht  
 und die Hoffnung der Slavenstaaten an den in London, Peters-  
 burg, Paris herrschenden Willen gekettet. Das gerade sollte ver-  
 hindert werden; denn die wiener (budapester) Politik sah als ihr  
 Ziel noch das von Andrassy in einem Privatbrief an Karl von Ru-  
 mänien gezeigte: »Das Zusammenfließen der nord- und der süd-  
 slavischen Elemente zu hindern und eine feste Barriere gegen die  
 Slavistrung eines Theiles von Europa zu bilden." Vorbei. Der  
 Südwind hitzt die Seelen. Und in allen Slavenprovinzen ist's w«  
 in der Saferzeit einer (nicht Seldwyla nahen) Orientschweiz.

Synopsis.

Jeder Friedensschluß der letzten Jahre, Japans in Ports-  
 mouth, Deutschlands im Kongosump, Spaniens in Paris, war  
 eine psx britsnics; ein von England gewollter, dem Britenimpe-  
 rium Zins tragender Friede. Doch keiner an Ausbeute so reich  
 wie der jetzt bereitete, den drum der Ehrenname des Londoner  
 Friedens krönen darf. Die Türkei aus Afrika und, ohne Krieg der  
 Großmächte, aus Europa gedrängt, der Kopf der nach Kleinasien  
 führenden Brücke leicht unter englischem Feuer zuhalten; Oester-  
 reich in neue Reibung, in Südost mit den Slaven, in Südwest mit  
 den Italienern, gebracht und nach dem Ausbruch eines europäi-  
 schen Krieges vollauf mit der eigenen Vertheidigung beschäftigt,  
 minder tauglich als zuvor also, dem Deutschen Reich Hilfe zu  
 leisten: dieses Reich selbst, ohne den Türkentrumpf, ohne die breit  
 offene Straße ins Aegaeische Meer und in seine anatolische Ein-  
 flußsphäre, mit einem geschwächten Bundesgenossen, zu unge-  
 heurer Stärkung seiner Landwehrmacht genöthigt; Rumäniens  
 Wachsthum von Rußlands Gnade abhängig odernur auf Oester-  
 reichs, Ungarns Kosten zu erlangen; das Trustgebiet bis nach



Balkan-Memorial.

253

Adrianopel und ins Ionische Meer erweitert und an der Adria, in dem Retortengebild eines Albanerstaates, ein neues Make-donien abgegrenzt, in dem, so oft es nützlich scheint, schnell ein Feuerchen angezündet ist. Das wäre nicht geringer Ertrag; noch nicht genügender? Während er eingestrichen wurde, wisperte, krächte, brüllte allerlei bethuliches Volk von der »Besserung des deutsch-englischenVerhältnisses". Nach all dem Lärm durfte man, allermindestens, hoffen (und ich deutete die Hoffnung hier an), daß Iohn Bull seinem Herzen ein Stößchen gegeben und uns das lange umraufte Endstück der Bagdadbahn überlassen habe. Nein. In dem Jahr solchen weltpolitischen Ertrages und einer Wirthschaft-ernte, die dem Schatzsekretär Lloyd George gestattet, ohne irgendeine Zoll-oder Steuererhöhung, für den Reichshaushalt fastviertausend Millionen Mark aufzuwenden, sichert England sich auch noch die Herrschaft über die Bagdadbahn. Den Russen schafft es (an der persischen Grenze) Urmia, das die Türkei räumt, den Franzosen Bewegungsfreiheit in Syrien. Dem Sultan Mohammed verspricht es die Wahrung feiner Scheinhoheit über Egypten, die Erhaltung des ihm nach dem Londoner Frieden bleibenden Landesbesitzes und zwei durch Zollrechte verbürgte Anleihen, deren halber Betrag (vierzig Millionen Mark) der Schuldner auf englischen Werften verbauen muß. Egypten: Kitchener findet den swtus quo bequem; Landesbesitzgarantie: gilt so lange, wie sie dem Garanten in seinen Kram taugt; Anleihe: ein solides Geschäft, das hohe Rente bringt. Die Prämie aber für die opferwillige Hingabe ist: das Schutzherrnrecht im Bezirk des Scheichs von Koweit und unbeschränkte Gewalt über die Strecke Bassora- Koweit (Persergolf). Der Vertrag, den Georg Siemens, als Leiter der Deutschen Bank und der Anatolischen Eisenbahngesellschaft, im Dezember 1899 mit dem türkischen Handelsminister schloß, gab ihm das Recht, die Bahn von Konia bis an den Persischen Golf zu verlängern. Der Kaiser hatte sich persönlich bei AbulHamid eingesetzt und dadurch dem Bankgeschäft den (öfter gefährlichen als förderbaren) Schimmer einer Staatsaktion gegeben. Zwölf Jahre lang stöhnten unsere klügsten Diplomaten, der in Berlin genährte Glaube an den politisch-strategischen Zweck der Bahn hemme wie ein Sperrsignal, alle Verhandlung mit England; trotzdem das deutsche Kapital allein, ohne fremde Hilfe, den Eisenstrang nicht bis



Die Zukunft.

ans Ziel legen könnte, seiden Briten nicht auszureden, daß einem Heerden trockenen Weg nach Indien bahnen solle. Jetzt? Ein großer Aufwand ist zinslos verthan. Die Bahn ist fast schon international, ihre Trace von den Lungtürken, nach londoner Diktat, geändert und sie mündet in britisches Gebiet. Fürst Bülow mag sich fragen, ob dieser letzte Schluß politischer Weisheit so langer Mühe, so heikler Lotsenarbeit werth war. Eine Rumpfbahn, die den Besitzern, deutschen und fremden, nach Jahren vielleicht einträglich werden kann und in deren Direktorium Englännersitzen: Das konnten wir früher und billiger haben. Darum die Weisung an den (immer zu dröhnendem Tonklang gestimmten) Freiherrn von Wangenheim, die Bedroher deutscher Interessen im kleinasiatischen Osmanenreich anzupfauchen? Nordpersien russisch, Südpersien, Koweit und Umgegend englisch. Britaniadarflachen zwie den Suezkanal einst den Franzosen, hat sie nun den Deutschen die Bagdadbahn abgelistet. Die wird für das von Sir William Willcocks bewässerte und meliorirte Land zwischen Euphrat und Tigris gut zu brauchen sein, die Kulturarbeit in Arabien, Pörsten, Afghanistan erleichtern und, mit dem Anschluß nach Saloniki, über Ostende die indische Post und das indische Eilgut rascher (um ein Drittel der Fahrzeit) als auf dem Weg über Brindisi »Domo d'Ossola nach England bringen. Das wäre noch nicht einmal der wichtigste Gewinn. Wer Cypern und Kairo, Koweit und Aden, den Perser» und den Arabergolf, den Suezkanal und das Rothe Meer hat, beherrscht, mit unanfechtbarer Flottenübermacht, Arabien. Ein alter Wunsch Britaniens wird erfüllt. Gibraltar, Malta, Cypern, alle Wasser» und Landstraßen nach Indien: so stark war das englische Weltreich noch niemals versichert. Deshalb wäre es thöricht, den Türken die Zollerhöhung, die sie so lange begehren, noch zu weigern. Sie mögen vier Prozent zuschlagen: um so rascher können sie der City das geliehene Geld zurückzahlen. Und je höher der Ertrag ihrer Wirthschaftsich hebt, desto größer wird der Nutzen des Absatzes in Mesopotamien und in den Sandschaks zwischen Gallivoli und Smyrna. Der neue anglo»türkische Vertrag, aus dem Wesentliches, nicht schon für den Abstrich Vorbedachtes, wohl kaum wegfallen wird, war selbst abgehärteten Deutschen eine rauhe Neberraschung. Die schlaunen londoner Manager schickten ihn naber in einer Stunde ans Licht, die den Amtsinhabern jeden, den meisten Meinung»



25S  
machern groben Widerspruch verbot. Denn die Huldvollen Ma»  
zestäten des Inselrciches feiern in Berlin ihres Neffen Hochzeit:  
also muß über dem Kanal der Himmel heiter sein. So leben wir;  
so genau weiß man draußenschon,welcheZauberkunstimberliner  
Wetterglas dasQnecksilber auf hoheGrade treibt. Der König und  
die Königin von England, der Kaiser und die Kaiserin von Indien,  
sind an unsere Spree gekommen. Grund zu Iubelstürmen? Der  
DeutscheKaifer war oft genug drüben. ZwarweißjedesKind,daß  
Ernst August, Herzog zu Braunschweig und Lüneburg, Königlicher  
Drinz von Großbritannien und Irland ist und daß die Söhne der  
KöniginÄlexandra und der Kaiserin Maria Feodorowna der nah  
Verwandten, aus demSouverainrecht gestürztenFamilie Cumber»  
land die Bitte, ihr im Zollernschloß Beistände zu sein, nicht ab-  
schlagen konnten. Zwar ist, mitfast kränkendem Eifer, in langen Ar-  
tikeln von London aus zehnmal dem Erdkreis gemeldet worden,  
derBesuchseinurfamiliär, «ganz privat" und deshalb auchToast»  
geschmetter ausgeschlossen. Einerlei: im Land stolzer Deutschen  
wird »festgestellt, daß solchcBesuche doch immer eineweitreichende  
Politische Bedeutung haben und daß insbesondere derBe^uch des  
Königs Georg dicerfreulicheBesserung des Verhältnisseszu Eng-  
land erkennen läßt". Punktum. (DersorglicheKanzlerhatgarden  
Satz zurechtgehobeit: »Gilt ihre Anwesenheit auch nureinemFa»  
milicnfest, so bildet doch die damit bekundete Herzlichkeit der per»  
sönlichenBeziehungen unter den drei Monarchen ein werthvolles  
Zmponderabilc für die Sicherheit des wechselseitig ungestörten  
Forischiittcs der großen Kulturnationen Europas." Nur einFa»  
milliencst; ein Impondcrabilc von unüberbietbarem Werth und  
Gewicht; der wcchselscitigungestörteFortschritt: darüberkanndie  
Schvnistcinfegerswitwe nicht hinaus, die dem Dank für Kondo»  
lenz die Bitte anknüpst.ihrerFirma die schätzbare Kundschaftnicht  
ans so kleinem Anlaß zu entziehen.) And über Bagdad,Basfora,  
LkowcitundAchnlichcsdarfderPatriotfürsErste nicht reden.Auch  
ist ja noch nichts unterschrieben (nicht schon von Hakki Pascha?)  
^und unser Einspruchsrecht in unzermorschbarcr Kraft. Persisch»  
Poisdam war doch auch nicht von Pappe, Kommt Zeit, kommt  
nrah,ich wohl dicErlcnnlniß, daß der anglo^türkische Bertrag als  
<cin ungemeiner Ersolg deutscher Slaatsmannskunst zu buchen ist.  
In die Schlußabrechnung über Gewinn und Verlust des Bal»



2S6 Sie Zukunft,  
kankriegsjahres; des, zunächst einmal, an Geldertrag reichsten i«  
der langen WirthschaftsgeschichteGroßbritaniens und Rußlands.  
Jeder verständige Deutsche müßte sich freuen, wenn zwischen sei-  
nem und dem britischen Reich derSpalt wirklichgeschlossen wäre.  
Ist ers? Oder ist das alltäglicheGejauchz über die«erneuteFreund-  
schaftder stammverwandten Nationen" eben so werthlos wie d«K  
Geplärr von der einträchtigen Friedenswahrung und der Ge»  
meinschaft der Ziele? Das Wesensbild dasEngländers zeigtman«  
chen im schönsten Sinn kindhasten Zug. Kindisch ist Englands Po-  
litik aber in ms^nis niemals gewesen. Das wäresie, wenn sie einen  
Staat, den sie, mit dem Aufgebot aller Kraft und List, acht Jahre  
lang zu isoliren, einzukreisen, zu lähmen getracht hat, plötzlich, wie  
aus langem Irrwahn erwachend, ins Herz ihres Herzens schlosse.  
England hat Hauptgrundsätze der ihm aus großer Zeit überlie-  
ferten Politik, nationaler und internationaler, gebrochen. Farbige  
in Asien begünstigt, Rußland, Frankreich, Italien gespeist, fremde  
Mittelmeermacht gefördert.Marokko, Nordpersien.dieMongolci«  
Tripolitanien,KretaalsSpielgewinnhingeworfen,sichunbequeme^  
militärisch kräftige Nachbarschaft aufgebürdet, den Panamatrank  
geschluckt, auf das äenvatil, das in jeder trüben Stunde aus der  
europäischenTürkei zu holen war, verzichtet, den Slaven aufGipfel  
geholfen, den Kolonien Sitz und vollgiltige Stimme im Reichs»  
rath gewährt: Alles nur,um vorDeutschland geschütztzu sein.Nicht»  
um es zu vernichten; nur, um es nicht in noch gefährlichere An»  
griffskraft wachsen zu lassen. Den Frieden wollte es immer er-  
halten (weil ein unglücklicher Krieg ihm Unersetzbares nehmen»  
jeder gegen Deutschland geführte es auf Jahrzehnte hinaus an,  
lästigeAbwehrbereitschast binden müßte); auch imJuli 1911, als  
es die Franzosen mahnte und beinahe zwang, kein Kriegsschiff  
nachAgadir zu senden, und sich mit der spitzen Drohrede seines-  
Schatzkanzlers begnügte. Damals schäumende Wuth und jetzt vou  
Zärtlichkeit feuchte Augen? Damals Sir Edward Grey derErz»  
seind, den jeder Kerndeutsche in Samiels Schlucht verwünschen  
mußte, und jetzt der weiseste, gerechteste, uns freundlichste Staats-  
mann? Bietet er uns etwa Kohlenstationen, kleinasiatisches Land  
mit guten Häfen, endlich wenigstens die Frucht des Vertrages über  
die portugiesischen Kolonien und unbeschränkte Zugänge auf die  
Märkte Ostasiens an? Nichts. Was er anbot, war: Wehrnzacht-



begrenzung (Haldane), die Herr von Tirpitz nicht wollte, und ein Rastjahr imFlottenbau(Churchill),dasvondem selbenAdmiral, als unseremInteresse schädlich,abgelehnt wurde.Seitdem hatEng-land die politische und dicstrategischeStellung desReichesärger erschwert, als die düsterste Prophetie ahnen ließ. Wir haben ihn?, Schritt vor Schritt, zugestimmt und seinen Geschäftsführer als einen neuenAristeides, einen von hehrstem Menschheitempfinden erfüllten Wahrer des Friedens (der, im Großer, nur von uns, von unserem Entschluß, für deutsches Lebensrecht zu fechten, ge-fährdet werden konnte) gefeiert. Georg der Fünfte kommt nach Berlin: wirsind entzückt.DcrMarineministerChurchillkommtnach Kiel: wirsind beglückt.Istjemitkcin^ren Spesen einRicsengcschäft aufgerollt und abgewickelt worden? Isis aber nicht auch höchste Zeit, sich auf die Pflicht zu nationaler Selbstachtung zu besinnen und den Fluchbann unverjährbarer Lächerlichkeit zu meiden? Irrthum, laß los derAugenBand Z DerVergleich derBilanzcn von1913 und1908(bosnischcKrisis)bringtPein; dürfte abernur wehleidigMorschen erspart werden.Damals blieb keinKorn auf der Tenne der Triple-Entente und deren Häupter knurrten uns grimmig an. Jetzt haben sie alles vom Wunsch Ersehnte in ihre Scheunegeborgen undausihrcmAuge winktBräutigamslächeln der frommen, gläubigen Jungfrau Germania. England, Frank-reich, Rußland hatten nur eine Gewissensangst: daßDeutschland und Oesterreich den Frieden brechen lönnten. Deutschland und , Oesterreich schrieben sich ins Verdienstkonto, daß ihnen, mit äußer-stem Seelenkrastauswand, gelungen sei, dem Weltfriedensbruch vorzubeugen. Welch Schauspiel! I^xbrilsrmica. LondonerFriede. Menschen allerFarben undZungenmcrkcn, daßdcmneuenDrei-bund das Schiedsrichteramt, die Leitung des Weltgeschäftes zuge-fallenist. ImOstenthürmtderSlavenwallsichhimmelan. In Süd-west wird den Musulmanen, »bis auf Weiteres", ein Eckchen ge-rettet; wird aus derSchwarzcn Küche cinStaatsgcbild hervorge-zaubert,von dem Keiner weiß, ob es leben kann, Jeder, daß es das nächste Angriffsobjekt der in neue Kraft erstarkten Balkanslaven sein wird. Ein Provisorium von der Sorte, die dem tracie Eng»lands immer noch Nutzen gebracht hat;und das zwischen Oester»reich und Italien die Brandgefahr steigert. (Daß von Rom aus »eine ganze politische und wirthschaftliche Staatsaktion" durch-»S»



L58  
Die Zukunft,  
geführt worden ist, um Albanien dem Königreich der Savoy erzu  
sichern, hat Marchese di SanGiuliano schon 1902 öffentlich aus-  
gesprochen; und in der offiziösen »Tribuns« wurde im April 1900  
gesagt: »Nie darf Italien dulden, daß Albanien anderem Ein-  
fluß als italischem zugänglich werde.«) An London, Petersburg,  
Paris klammern Sieger und Besiegte die Hoffnung. Dreimal deu»  
tet.während eines kurzen Aufenthaltes inParis, AlfonsoderDrei-  
zehnte den Willen zum Eintritt in das starke Konsortium an. Trotz-  
dem der Landtag vonElsaß«Lothringen,in feierlicher Resolution,  
erklärt hat, daß er nur Autonomie (als eines freien Bundesstaa-  
tes), nicht Rückkehr in Frankreichs Staatsverband erstrebe, und  
trotzdem sast zweihundert Mitglieder der pariser Kammern die»  
sen Beschluß, diese Emurnung aller Revancheträume, gebilligt  
haben, dämmert inBerlin nicht die Erkenntniß, daß der Schlüssel,  
der das Thor einer Zukunft öffnet, müheloser als je zuvor jetzt  
aus Paris zu holen ist; treibt man durch unfruchtbare Knebel-  
gesetze (die den Verleiher des allgemeinenWahlrechtes als blin-  
den Schädling erweisen) die Elsasser und Lothringer den Fran-  
zosen, die Franzosen den ami8 et allies als willfährige Mann-  
schaft zu. Was noch? Bagdadbahn. Koweit. Arabien. Konnte  
der Ertrag noch geringer, tiefer noch unter Null sein, wenn in  
derWilhelmstraße kein excellenter Finger gerührt, keine Note ge-  
schrieben, kein Offizier aus Generalstab und Kriegsministerium  
zu trauter Zwiesprache bemüht wurde? Die Summe der berliner  
Fehler und der deutschen Verluste wird durch die Ziffern und Mo-  
tive der Wehrvorlage bündig bezeugt; ist also nicht wegzulügen.  
Deutschland ist stark und überdauertrüstigauchdiesesUngemach.  
And der Augenschein lehrt, daß Germanen geduldig sein können  
wie der weichste Slave. Kein anderes Männervolk würde die  
neue Waffe getrost in dieHand eines Mandarinen legen, der mit  
der alten nicht einen Strohalm zu schützen vermocht hat. In kei-  
nem anderen Versassungstaat säße, nach vier Jahren solchen Miß-  
wachses, der Verantwortliche so fest auf seinemWürdenstuhl.In  
Deutschland kann es sein. Darf aber nicht, nach jedem Wolkcn-  
bruch, gejubelt werden: Seht, wie uns lieblich die Sonne lacht!



Die Deutsche Botschaft in Petersburg.

259

Die Deutsche Botschaft in Petersburg.

as Auswärtige Amt darf sich rühmen, die moderne Bankunst

durch einen großen amtlichen Auftrag legitimirt zu haben.

Zwar ist der Versuch nicht in Berlin oder innerhalb der weiteren

Grenzen des Landes unternommen worden, in dem die erfolg-

reiche Bewegung zu einer Regeneration der architektonischen und

gewerblichen Künste entstanden und entwickelt worden ist; gerade

dadurch aber bot sich die günstige Gelegenheit zu einem kräftigen

Vorstoß ins Ausland. And in diesem Sinn hat die Thatsache, daß

Professor Peter Behrens, der Architekt der modernen deutschen

Großindustrie und einer der unerschrockensten Führer der neuen

architektonischen Bewegung, in amtlichem Auftrag für die Deutsche

Botschaft in Sankt Petersburg ein Geschäfts» und Schmuckgebäude

errichtet hat, eine über das Künstlerische hinausgehende handels-

politische Bedeutung. Das preußische Arbeitsministerium hat, als

Berather des Auswärtigen Amtes, unter den modernen Baukünst-

leru die glücklichste Wahl getroffen, als es dem Bauherrn zunächst

für den inneren Ausbau und für die Ausstattung der Prunk-

räume diesen Architekten vorschlug. Denn Behrens wird schon

durch seine natürlichen Anlagen zu einem gewissen Pathos der

Haltung und der Geste verpflichtet und hat aus seiner vielseitigen

Beschäftigung im Dienst der Großindustrie Etwas von dem reprä-

sentativen Geist des modernen Unternehmerthums allmählich auch

in sein eigenes Arbeitsgebiet hineingetragen. Er hat mit erstaun-

licher Energie und mit bewundernswerther Disziplin als Auto-

didakt, der von der Malerei ausging, auf die technische Beherrsch-

ung des Baumeisterberufes hingearbeitet und ist schließlich, mit

wachsender Erfahrung, zu einer reifen Sicherheit der Baupraxis

gelangt, die ihn in dieser Hinsicht seinen polytechnisch und aka-

demisch erzogenen Berufsgenossen fast ebenbürtig erscheinen läßt.

Er hat, durch die Gunst großgesinnter Bauherren gefördert, von

Auftrag zu Auftrag eine reiche uud fruchtbare künstlerische Ent-

Wicklung durchlebt, die auch heute gewiß nicht schon zur höchsten

und letzten Reife gelangt ist. In ernster Arbeit, die wirksam von

einer natürlichen Begabung unterstützt wurde, hat er um eine

monumentale Form für die Bauaufgaben der Industrie gerungen

und er ist seinem mit klarer Bestimmtheit und gewissenhafter

Selbstkritik verfolgten Ziel in einzelnen Fällen sehr nah gekom-

men. Er hat sich die Frische und Ursprünglichkeit seines archi-

tektonischen Talents zu bewahren gewußt, tritt vor jede neue Bau-

aufgabe mit unverdorbenen Augen hin und braucht nicht, wie es



260 Die Zukunft,  
stets eigentlich der Akademiker müßte, alles Erlernte und, als fertige Form schon Aebernomenne erst zu vergessen, sobald er mit der raumkünstlerischen Bewältigung des Bauprogramms beginnt. Er ist unbefangen und durch seine Begrenzung zugleich mächtig, während der Akademiker in all seinem Reichthum neben ihm beschränkt genannt werden muß. Behrens gelangt zu Lösungen, die unerwartet, neu und entwicklungsfähig sind; sie überzeugen durch ihre Natürlichkeit, nicht durch die scheinbare Reise der Vollendung, wie die Werke der Akademiker. Ihnen gegenüber ist Behrens ungefähr im Fall des naiven Dichters, von dem Schiller einmal sagt, daß die trockene Wahrheit, womit er den Gegenstand behandle, nicht selten als Anempfindlichkeit erscheine. Man vergleiche in diesem Zusammenhang, um für die Anschauung ein Beispiel zu haben, etwa das neue von Behrens erbaute Geschäftshaus der Mannesmann-Gesellschaft in Düsseldorf mit Ludwig Hoffmanns Stadthaus in Berlin. In beiden Fällen handelte es sich um die Errichtung eines den Zwecken geschäftlicher Verwaltung dienenden Bureaubäudes, also um ein Haus mit vielen hellen Arbeitsräumen, das zugleich durch seine äußere Erscheinung für den Bauherrn monumental repräsentiren sollte. Behrens, der Autodidakt, hat den Baugedanken des offenen Pfeilersystems, den er beim Mannesmann-Haus architektonisch durchgeführt hat, restlos aus dem Raumprogramm geschöpft; der Eklektiker Hoffmann dagegen hat das Bauprogramm reflektirend auf eine bereits vorhandene Architekturform bezogen. Was Hoffmann mit seinem Säulen- und Quaderbau erreichen wollte, war die Erzeugung einer bewußt geförderten Stimmung; und die historische Ueberlieferung war für ihn die Quelle, aus der er solche fertigen Stimmungswerthe schöpfen konnte. Das „Lachet“ ist für ihn die Hauptsache; und er wirkt harmonisch und ausgeglichen, während Behrens streng und spröde erscheint. Für Behrens hat die überlieferte Form nur sekundäre Bedeutung, sie ist ihm dienstbar als Mittel zur Befriedigung eines ganz elementaren architektonischen Gestaltungstriebes. Was seinen Bauten fehlt, ist die erprobte Wirkung akademischer Weisheit und Proportionenkunst; doch stets findet man darin die heute werthvollere Wirkung eines Primitiven, die Andeutung einer neuen Bauidee, die Bethätigung eines selbständigen, modern gestimmten Formwillens. Geschmacksreife, Formveredlung, Verhältnißmusik: das Alles kann erst eine fortgeschrittene Kunstentwicklung bringen; und hier handelt es sich doch immer noch um Ansätze, um verheißende Anfänge. Darum gilt es, solche Anfänge mit allen Mitteln zu fördern, die wenigen ganz ursprünglichen



Die Deutsche Votschaft in Petersburg. 261

Bautalente der Zeit vor große Aufträge zu stellen und nicht gleich immer das Fertige zu wollen, sondern in dem Bewußtsein, das werdende wachsen zu lassen und stark zu machen, sich zu bescheiden. Obgleich nach Goethes Wort in keiner Zeichnung die vor« springende Gegenwart der Architektur erreicht wird, so ist es im« merhin möglich, aus den im Konferenzsaal des Auswärtigen Amtes ausgestellten Photographien, Plänen und Materialproben ein so Vollständiges Bild von dem Neubau zu erhalten, daß er in seiner Gesamtwirkung beurtheilt werden kann. Und da zeigt sich denn, daß zwar nicht jede Absicht restlos erreicht worden ist und Daß manche Einzelheit anders und besser gedacht werden könnte, daß aber im Ganzen doch eine sehr gute Arbeit geleistet wurde. Mit großem Geschick hat sich Behrens mit der repräsentativen Seite der Bauaufgabe abgefunden. Er hat das neue Haus, außen wie innen, mit einer würdigen Monumentalität zu erfüllen gewußt und im Ganzen eine Stimmung erzielt, die an die strenge preußische Bautradition des Brandenburger Thores und des Alzen Museums im Lustgarten gemahnt. Es ist eine kühle und herbe Zurückhaltung in diesem Bau, die zuweilen sogar nüchtern genannt werden muß, aber es ist zugleich auch so viel echtes, allem Phrasenhaften abholdes Pathos darin zu spüren, daß man leicht und schnell mit einigen Härten versöhnt wird. Imponirend ist die Haltung des Hauses namentlich auch im Stadtbild. Die wuchtige Hauptfront des Botschaftgebäudes ist sehr fein der einen Längswand des weiträumigen Isaaksplatzes eingegliedert und bildet mit den übrigen Palästen und der schönen Isaaks-Kathedrale eine, würdige und wirksame Einheit. Die Fassaden sind in einem grobkörnigen, finländischen Granit von gedämpft reichlicher Färbung ausgeführt. Die Hauptfront ist mit starker Betonung der Vertikalen durch wuchtige Halbsäulen gegliedert. Dazwischen liegen in rhythmischer Reihung die hohen, schmalen Fenster; die Mauerflächen sind rauh gestockt, um in den Rücklagen das lebhafteste Spiel feiner Schattenwirkungen zu erzielen. Ueber den Säulen lagert ein breiter Architrav und ein in seinen Abmessungen wohl etwas schwächlich gerathenes Kranzgesims. Ueber die Mittelachse ist als krönende Giebelfigur eine monumentale Bronzegruppe gesetzt, zwei Rosselenker oder Schildträger, die ihre Pferde am Zaum führen, in kriegerischer, aber ruhiger Haltung, wie wenn sie, abgesessen, über dem Thor Wache hielten. Die kraftvoll stilisirte, im Maßstab und im Gesamtcharakter vorzüglich auf die Architektur des Hauses abgestimmte Gruppe ist von einem Schüler Tuailons, dem berliner Bildhauer Encks, model«



262  
Die Zukunft.  
lirt worden. Im Uebrigen wurde bei der Fassade auf alles orna»  
mentale Beiwerk und auf jeden plastischen Schmuck verzichtet und  
der Eindruck ganz mit der Wirkung guter Verhältnisse gesucht.  
Dabei ist zu beobachten, wie Behrens, gewohnt, als Maler in der  
Fläche zu denken, auch als Architekt bei der Auftheilung der Fas-  
sade mehr in der Fläche als im Raum komponirt hat. Er theilt  
das langgestreckte Rechteck der Front durch vertikale Linien in,  
schmale Streifen auf und wiederholt dieses Prinzip in der krönen-  
den Giebelfigur, die in ihrer Silhouette wieder in ein geometrisch  
ähnliches Rechteck komponirt ist, indem er den Rhythmus paralleler  
Vertikalen mit den Beinen von Rossen und Reitern aufnimmt  
und fortführt. Als räumliche Form für die Vertikallinie ist bei  
der Auftheilung der Fassade die Säule gewählt worden, ein  
stützendes und tragendes Motiv, ohne daß ihr aber zugleich eine  
ihren Abmessungen äquivalente Last aufgebürdet wäre. In ge-  
wisser Weise versagt hier, in dem Autodidakten, das dem Archi-  
tekten anerzogene statische Gefühl; der Kampf mit der Schwer-  
kraft, das eigentliche Thema der Architektur, ist nicht restlos zum  
Austrag gekommen.  
Der Grundriß des Hauses ist über einer Symmetrieachse  
entwickelt, in der auch der Hauptzugang liegt. Man betritt den  
zur Repräsentation bestimmten Flügel vom Isaaksplatz her durch  
einen Portikus, von dem man in ein niedriges, mit gelb geader-  
tem Marmor verkleidetes Vestibül gelangt, das gegen einen klei-  
nen, mit einem Zierbrunnen (von Renker) und Säulenumgängen  
geschmückten Gartenhof durch drei breite Glastüren abgeschlossen  
ist. Der Ansatz der breiten Haupttreppe, die in geradem Lauf ins  
erste Stockwerk führt, ist in nicht sehr glücklicher Weise mit mehreren  
Stufen in das niedrige Vestibül vorgeschoben, so daß das groß-  
zügig gedachte Motiv nur unzulänglich zur Entwicklung gelangt  
und die einladende Wirkung, die für eine monumentale Treppen-  
anlage stets zu erstreben ist, durch die gedrückten Verhältnisse des  
Zuganges beeinträchtigt wird. (Vielleicht darf aber dieser Am»  
stand, zum Theil wenigstens, auf die Rechnung der beschränkten  
Raumverhältnisse des Bauplatzes gesetzt werden, die die Anlage  
eines besonderen, eine weiträumige Entwicklung gestattenden  
Treppenhauses nicht zuließen.) Das Erdgeschoß enthält noch die  
Diensträume der Kanzlei und das Arbeitszimmer des Botschaft»  
rathes, Stallungen, Auto»Garagen und Personalwohnungen.  
Im Oberstock liegt, unmittelbar der Treppenhalle angegliedert  
und symmetrisch zur Hauptachse, der große Thronsaal. Mit ihm  
ist der auch in der Mittelachse liegende, in Schwarz und Weiß ge»



Die Deutsche Botschaft in Petersburg. 263  
haltens Preußensaal durch eine Säulenstellung verbunden. Dann folgen auf der einen Seite der grüne Salon, der Damensalon, das große Herrenzimmer, ans der anderen das Luisenzimmer und der große Speisesaal mit anstoßendem Theezimmer. Der Grundriß» Disposition fehlt es ein Wenig an Leichtigkeit und beweglicher Eleganz, an Dem, was man etwa die akademische Geschmeidigkeit nennen könnte. Der Grundriß ist, so zu sagen, derb naturalistisch, Raum ist an Raum gereiht, ohne daß ein wechselnder Rythmus der Grundformen und tzauptmaße, ohne daß wesentliche Achsenbeziehungen und interne Gruppenbildungen angestrebt wären. Hier darf rückhaltlos die Neberlegenheit des Akademikers betont werden. Niemals würde ein akademisch gebildeter Architekt, so» fern er über die Elementarbegriffe seiner Kunst schon hinaus gelangt ist, sich mit einer solchen Treppenanlage begnügt, nie würde er eine Folge unter einander so gleichwerthiger Räume, wie die dem Thronsaal vorgelagerten Gesellschaftzimmer sind, zuge» lassen haben. Niemals aber wäre ihm auch bei der Raumgestaltung im Einzelnen und bei der Durchbildung und Ausstattung der Wohn» und Prunkräume ein solches Maß von phrasenloser Aufrichtigkeit, verbunden mit dekorativer Pracht und monumentaler Würde, gelungen, wie es Behrens hier gezeigt hat. Di: In» nenräume sind, jeder für sich, mit so viel lebendigem Architekturgefühl gestaltet und bis ins letzte Detail der Möblirung und der Beleuchtungskörper mit so viel tektonischem Sinn durchgebildet, daß man zu einem freudigen Ja gezwungen wird. Vom monumentalen Festsaal bis zum intimen Plauderzimmer ist die jeweilige Stimmungart der dekorativen Folie mit den eigensten Mitteln des Baukünstlers erzeugt worden. In der Auftheilung der Decken, Wände und Paneele, in der Durchbildung der Thören und des gesammten Mobiliars kommt die reife Kunst der Flächenbehandlung zu vollster Entfaltung; und so weit man aus den wenigen Materialproben, die ausgestellt waren, schließen kann, wird das edle Pathos der Räume durch die bevorzugte Verwendung kräftiger, satter Farbtöne wesentlich gefördert. Der erste Empfangsraum hat eine Wandbespannung aus resedagrünem Seidenstoff und ist mit weißen, leicht vergoldeten Möbeln, die in ihren Formen an Schinkel denken lassen, ausgestattet. Seine Wände schmücken Bilder moderner deutscher Meister (Klinger und Thoma, Kalckreuth und Leistikow). Das dem Thronsaal vorgelagerte Preußenzimmer ist in weißem polirtem Ahornholz mit schwarzen Ebenholzeinlagen ausgeführt und hat eine reich geschnitzte und vergoldete, dunkel» farbig gehaltene Holzdecke. Reich geschnitzte und vergoldete Stühle



264 - ^ Die Zukunft.

in gedrunghenen schweren Formen bilden das sparsame Mobiliar dieses vornehmen Raumes, Die Stucco-Lustro-Wände des lang-gestreckten Thronsaales sind durch Pikasterstellungen architektonisch gegliedert und mit Malereien von Wagner geschmückt, die Decke ist in tiefe Kassetten getheilt und in jedem Feld ist ein kreisrunder Lichterkranz aufgehängt. Der einen Schmalwand ist die Nische für den Thron eingebaut; ihm gegenüber, an der anderen Schmal« wand über dem Kamin, ist eine Musikempore angeordnet. Im Luisenzimmer (so genannt nach einem in diesem Raum aufge-hängten großen Portrait der Königin Luise von Arthur Kampf) sind die Wände mit mattviolettem Seidenstoff bespannt und durch gemusterte Borten in rechteckige Felder aufgetheilt, in denen alte Stiche, deutsche Stadtbilder darstellend, aufgehängt sind. Die schönen Mahagonimöbel sind mit gestickten Stoffen überzogen, deren sorgsame Ausführung der unablässigen Obhut von Frau Lily Behrens zu danken ist. Der große Speisesaal ist in weißem Stuck ausgeführt und durch jonische Pilaster gegliedert. In die eine Längswand ist eine flache Nische eingelassen, die mit einem Marmorbrunnen und einer kleinen Bronzefigur von Renker ge-schmückt ist. Auch das in schlichten Formen gehaltene Mobiliar zeigt, eben so wie die Thüren und das Holzwerk der Fenster, einen weißen Farbenanstrich. Der reizvollste Raum des Hauses aber ist der kleine, ganz in Birkenholz vertäfelte Theesalon. Wie das Bau-werk als Ganzes in feinfühlicher Weise und ohne absichtlich zur Schau getragenen Patriotismus als eine programmatische Kund-gebung deutscher Kunst im Ausland gedacht und auch zu einem würdigen Dokument solcher Denkart geworden ist, so faßt im Klei-nen das Theezimmer noch einmal die besondere berlinische Kunst-überlieferung in einem einheitlichen Rahmen zusammen. In die helle Holzvertäfelung des Raumes sind unter Glas Original-zeichnungen von Chodowiecki und Schadow, von Krüger, Menzel und Liebermann eingelassen, so daß die historische Entwickelung-linie der berliner Malkunst bis in die Gegenwart gezeigt und deutlich bewiesen wird, wie eng das lebendig Neue mit dem ehr-würdig Alten verknüpft ist und wie künstlerische Qualität zu allen Zeiten als modern empfunden wird/

So ist der Neubau der Deutschen Botschaft in Petersburg durch das glückliche Zusammenwirken vieler auf einen Punkt ge-richteter und klar orientirter Kräfte (auch ein Rath des Aus-wärtigen Amtes hat, namentlich bei der Innenausstattung/zum Nutzen des Ganzen mitgearbeitet) ein Werk von einheitlichem Gepräge und echt preußischer Baugesinnung geworden. Es ehrt



Verse.

263

in gleicher Weis« den Bauherrn wie den Baumeister; und uns bleibt nur zu wünschen, daß der schöne Erfolg dieses ersten Versuches zu Wiederholungen locken möge. Behrens hat mit diesem Bau für seinen Theil bewiesen, bis zu welchem Grade die moderne Baukunst bereits den repräsentativen Aufgaben der öffentlichen Monumental»Architektur gewachsen ist. Nnd die staatliche Bau» Verwaltung hat durch ihre wohlwollende Förderung des Künstlers auch in diesem Fall gezeigt, daß es nur einer vorsichtigen und feinfühligten Leitung bedarf, um den modernen, nicht akademisch gebildeten Architekten für ihre Zwecke zu erziehen. In diesem Sinn möchte man den Neubau des Botschafthauses gern als einen Wechsel auf die Zukunft ansehen dürfen, der nun zunächst einmal im Inland einzulösen sein wird.

Charlottenburg. W. C. Behrendt.

Verse.

Gedichte. Im Insel»Verlag in, Leipzig.

Schme rz. ,

Dunkler, der Lust Bruder, Gebietender,  
Thorwächter des Seins, der Äthmenden Schirmherr:

Mit schwarzen Mauern umrundest Du  
Die Stadt des hellen Lebens, umthürmst die Unwillig«,  
Sie mächtig gürtend, daß die Befreite nicht  
In flacher Weite ungestaltig, feindlos,  
Fernwimmelnd sich verliere, die Niedrige —  
Nein, daß, zu Beterthürmen hinaufgedrängt,  
Im Mantel ihrer Dächer feurig sie  
Zur Glorie sich hebe ins Abendroth,  
Zwang in Triumph verwandelnd, die Niesin, herrlich.

Aber in ihren Grüften auch , . ,

Schläfst Du im steinernen Bild,

In ihre Mauern - .

Bist Du wachend vermauert,  
Aus ihren Fenstern blutest Du;

Und schweren Klanges'

Schwingst,Du im Erz Dich!'

Ueber dieHvrchende hin: > ,

Hm Gewölk stngt Dein Sturm. > - ,"



Die Zukunft.  
Läutender Wächter, der schicksalbringendcn  
Wolken Bruder, verlaß Du nicht  
Die heilige Wacht, daß nicht zu sicher  
Das prahlend helle Leben die Burg vergißt  
Und sich ins graue Land verströmt, deß Grund,  
So gräberdurstig, niemals trunken wird ^  
Daß es nicht schmähe den dunklen Kranz Deiner Herrschaft.  
Bildniß eines Meisters.  
Die Augen, schmal und nur im Herrchen weit,  
Waren dahinter wie durchhellt von Kerzen,  
Von irgendeiner alten Grausamkeit  
Vergruben in den Wangen sich die Schmerzen.  
Es fiel steilabwärts von dem düstern Haar  
Das Antlitz wie in fürstlichen Terrassen  
Nieder zum Kinu, das ein Verschweigen war  
Und voll Gewalt, die tötend war im Hassen.  
Um die verschnürten Lippen war der Zug  
Von Malen der zerbrochenen Versuchung;  
Und ernst wie ein erwähltes Kleinod trug  
Die Stirne die erhabene Verfluchung.  
Regenbogen.  
Zärtlich Du von Thau gezogen  
Sonnig über Dunkelheit,  
Pforte, sehnlich hingebogen,  
Brücke der Unendlichkeit.  
Ueber Deine Stege icbweKen  
Geister farbig he' und hin:  
Farbig kann der Geist sich heben,  
And auf Tropfen schwebt der Sinn,  
Siebenfaches Leuchten rundet  
Sich zur Brücke, die verheißt,  
Siebenfache Gnade bindet  
Erd' und Himmel, Raum und Geiff,  
^ Die Ceder.  
Ich wachse langsam. Meine Zeit , ,  
Ist eine lange Geduldigkeit.  
An jedem wuchs ich, was mir ward,  
Kein Reif zu jäh, kein Frost zu hart.  
Ich wachs am Dunkel, daraus ich stieg,  
Ich wachs am Licht, darin ich mich wieg'.



Verse,  
267  
Ich wachs am Wurm, der an mir nagt,  
Ich wachs am Sturm, der durch Mich jagt.  
Verwandelnd zwing' ich jede Kraft,  
Hinauf zu dehnen meinen Schaft.  
Ich dulde Blitz und Gluth und Guß,  
Ich weiß nur. daß ich wachsen muß.  
Und schau ich hoch auf alle Welt  
Und kommt die Stunde, die mich fällt:  
Schmück' Tempel ich und Paradies  
Des Gottes, der mich wachsen hieß.  
Ernst Bertram.  
Das Buch Ahmen. Verlag von A. R. Meyer in Wilmersdorf.  
An meinen Sohn.  
Ist Das Wahrheit, ists ein Wahn:  
Meine Iugend war verthan?  
Eh' ich ihrer froh noch ward!  
Hat ein Trugbild mich genarrt?  
Wo sind jene bunten Nachte,  
die ich taumeltoll durchzechte,  
bis der Morgen, blaß erblaut,  
meine heiße Stirn bethaut?  
Wenn ich Waldeswege ritt,  
sprang die Sonne tanzend mit,  
spiegelte auf Sporn und Bügel, .  
goß ihr Gold ob Hag und Hügel,  
Rechten Trommelrhythmus gab  
meines Pferdes schlanker Trab,  
Meiner Lippen, rot und rund,  
wartete ein Mädchenmund.  
Küsse sind wie Wellenschaum,  
alle Liebe ist ein Traum,  
bis ein Kind aus dunklem Schoß  
ringt zum Lebenslicht sich los,  
Wenn ich in die Augen schau  
meinem Sohn, weiß ich genau:  
Das ist dummer, eitler Wahn,  
meine Iugend war verthan!  
Nein, ich bin Dein großer Bruder,  
richte Dir Dein Lebensrudcr,



Die Zukunft.  
Daß der Jahre manche sind  
zwischen uns, macht nichts, mein Kind.  
Deine Mutter, kleiner Mann,  
ward auch meine, Hör mal an:  
Was Dir heut als Mär begegnen  
will, soll später selbst Dich segnen.  
Die Dreieinigkeit des Weibes,  
Spiel der Seele, Spiel des Leibes:  
Kind, Geliebte, Mutter, — lade  
auf Dich Güte nur und Gnade,  
Alfred Richard Meyer,  
Kolzbock im Sommer und andere aktuelle Lhrik. Verlag von  
A. R. Meyer in Wilmersdorf.  
Dies Mädchen, Anny . . ,  
Dies Mädchen, Anny, ist aus Sachsen  
Und an der Jahresgrenze angelangt,  
Wo man sich sagt: Sie ist zwar gut gewachsen  
Doch sei bedankt!  
Ihr Heimathort heißt Kötzschenbroda  
Und ihrer Seele mangeln Trug und List;  
Sie weiß noch nicht einmal, daß Roda Roda  
Kein Seebad ist.  
Dies Mädchen, Anny (Gott im Himmel!)  
Beträf ich hier in dem Spelunkenloch;  
Ich schrie (und bat sie gleich um einen Kümmel):  
Bist Du es noch?  
Es geht, so fuhr ich fort, ein herber  
Bemerkenswerther Zug durch Dein Gesicht  
Gilt es der Seele? Gilt es gar dem Körper?  
Ich weiß «s nicht!  
Sie lächelte und sah mit stillen,  
Verträumten Augen nach der Zimmerwand,  
Wo auf dem Sims ein Schächtelchcn mit Pillen  
Vereinsamt stand.  
Dies Mädchen, Anny, ist aus Sachsen  
Und was noch schlimmer ist: beim Essen links;  
Und dennoch, dennoch: Bin ich ihr gewachsen?  
Sie ist die Sphinr.  
Peter Scher.



u. S, A.  
26S  
A. S. A.

^W, > er Wilson-Tarif ist vom amerikanischen Repräsentantenhaus mit MW 281 gegen 139 Stimmen angenommen worden. Dieser Erfolg sichert das Schicksal der neuen Bill noch nicht. Das letzte Wort hat der Senat; und da ist im besten Fall auf eine Majorität von 6 Stimmen zu rechnen, wenn nicht die Herabsetzung des Zuckerzolles der demokratischen Mehrheit noch vier Anhänger raubt. Dann blieben nur zwei günstige Stimmen; keine Gewißheit des Sieges. Mit Begeisterung ist der „erste Schritt zum Freihandel“ nicht aufgenommen worden. Die amerikanische Industriewelt lehnt sich gegen die neue Zolltaktik auf; und der ausländische Importeur merkte bald, daß sein werthes Wohlbefinden viel weniger wichtig sei als der Nutzen des Dollarmannes. Das Geschenk wird auf beiden Seiten des Erdballes mit Mißtrauen betrachtet. Deutschland hat keinen Grund, auf einen großen Aufschwung seines Exports nach Amerika zu rechnen. Die Baumwollindustrie hat es für einzelne Artikel (Strumpf- und Wirkwaaren, Handschuhe) leichter und deutsche Rohwolle kommt zollfrei ins Sternbannerland; aber die chemische Industrie wird, zum Beispiel, schlechter gestellt, als sie vorher war. Die deutsche Ausfuhr nach der Union hatte 1912 einen Werth von 1496, die Einfuhr aus den Vereinigten Staaten einen von 2886 Millionen Mark. Die Pankees setzen also in Deutschland nms Doppelte mehr ab, als sie selbst der deutschen Wirthschaft zahlen. Der Vortheil im deutsch-amerikanischen Handel ist so deutlich erkennbar, daß ein Reziprozitätsvertrag möglich sein müßte. Was beide Länder einander gewähren, beruht auf einem losen Pakt. In Deutschland auf einer Verordnung des Bundesraths, der den Vereinigten Staaten das Recht auf die Meistbegünstigung kündigen darf, wenn sie „den gegenwärtigen Zustand zum Nachtheil der deutschen Waaren“ ändern. Das Oomimttss ok Ms^s sng Nssns, das die Tarifbill ausgearbeitet hat, scheint die Befugniß des Bundesrathes leicht genommen zu haben; denn in den Ausführungsbestimmungen sind gefährliche Haken. Dringt der Protest dagegen nicht durch, dann kann, statt des Handelsvertrages, der Zollkrieg kommen. Wahrscheinlich, ist er noch nicht. „Ein Nachlaß von 5 Prozent auf die durch das Gesetz eingeführten Zölle soll allen Maaren und Gütern gewährt sein, die in amerikanischen Schiffen eingeführt werden. Die Schiffe müssen in den Vereinigten Staaten erbaut und das Eigenthum eines oder mehrerer ihrer Bürger sein.“ Diese wichtige neue Bestimmung soll der amerikanischen Handelsflotte eine Staatssubvention schassen. Ob die amerikanischen Rheder nun neue Schiffe bauen werden, ist freilich nicht sicher. Tritt dieser Flaggenzoll in Kraft, so ist der Zollkrieg fast gewiß und dann könnten die amerikanischen Schiffahrtsgesellschaften nicht auf starke Transporte nach Amerika rechnen. Die deutsche Regierung wehrt sich gegen die Flaggenvorschrift, die gegen eine Bestimmung des alten Handelsvertrages zwischen Preußen und den Vereinigten Staaten (von 1828)



Die Zukunft.

verstößt. Die preußischen Schiffe werden da ausdrücklich den amerikanischen gleichgestellt. Einen Vertragsbruch dürfte sich das Deutsche Reich eben so wenig bieten lassen wie andere Nationen. Aber vielleicht ist der Flaggenzoll nicht so ernst gemeint, wie er aussieht. Auch im Vayne»Aldrich»Tarif steht ja die Vorschrift (die niemals angewendet wurde): daß auf Waaren, die nicht in amerikanischen Schiffen hereinkommen, ein Zuschlagzoll von 10 Prozent gelegt werden soll, wenn nicht Verträge dagegen sprechen. Dieser wichtige Nachsatz, der den „Strafzoll" ins Schattenreich weist, fehlt in dem neuen Gesetz. Soll aus Scherz nun Ernst werden? Das Repräsentantenhaus hat auf die Frage noch nicht geantwortet. Schon aber hört man, daß die vielen Proteste, die aus Europa kamen, drüben doch Eindruck gemacht haben. Unmöglich ist deshalb nicht, daß man auf diese Bestimmung, die den amerikanischen Schiffen ein Vorzugsrecht sichern soll, drüben noch verzichtet. Eine Wiederholung der Aergernisse, die das Panamakanalgesetz bewirkt hat, scheint auch den Demokraten nicht wünschenswerth. Die sich in der ersten Zeit nach, ihrem Sieg nicht eine ganze Phalanx von Feinden schassen wollen. Nur soll man sich nicht in die Gewißheit einschläfern lassen, daß die Gefahr schon, weil ein paar Stimmen dagegen sprechen, überwunden sei, sondern zur Abwehr gerüstet bleiben. Mit dem Flaggenzoll wären noch nicht alle Uebel der neuen Zolltechnik beseitigt. Ein Agent des Schatzamtes soll das Recht haben, sich vom Verfrachter oder Verkäufer von Waaren, die zur Einfuhr in Amerika bestimmt sind, alle Geschäftsbücher und Dokumente, die sich auf die zu importirenden Gegenstände beziehen, vorlegen zu lassen. Weigert sich der Betroffene, so dürfen die Waaren nicht eingeführt werden. Dieser lästige Zwang soll den Behörden den Kamps gegen Zolldefraudationen erleichtern. Daß amerikanische Zollbeamte das Recht haben sollen, auf deutschem Boden zu inspizieren, wird man nicht als Freundschaftsgruß empfinden; auch wohl nicht ruhig hinnehmen. Die dritte Gabe an das Ausland besteht in einer die letzte Hoffnung knickenden Preisregulirung, Wenn für Amerika bestimmte Waaren, die auch in den Vereinigten Staaten hergestellt werden, zu niedrigerem Preis als im Ursprungsland geliefert werden, so wird ihnen ein besonderer Zoll (vumpins; vutv) aufgebracht, der den Preisunterschied verwischt. Kein deutscher Strumpfwirker darf sich unterstehen, an den amerikanischen Importeur billiger zu verlaufen als an das Inland; thut ers, so steigt ihm die Zollbehörde aufs Dach. Wer etwa hoffte, den Export nach Amerika forciren zu können (um in Tagen der Bedrängniß ein Ventil gegen die Gefahr hochgespannter Produktion zu haben), sieht seine Wünsche in der Blüthe vernichtet. Die Begleitmusik der neuen amerikanischen Zollaera ist auf Dur gestimmt. Wie sie auszulegen ist, haben die newyorker Importeurs gezeigt; sie nennen die Bestimmungen des neuen Zollgesetzes „unbillig, undurchführbar, willkürlich und tyrannisch". Grobheit kann nicht deutlicher sein.

Von amerikanischem Freihandel soll man fürs Erste lieber nicht



reden. Der Schutzzoll und Alles, was unter ihm blühte und gedieh, Hat keine bessere Huldigung je erlebt, als sie ihm in den Ausführung» bestimmungen der Wilson»Anderwood»Vill dargebracht wird. Die sSchutzzöllner brauchen sich nicht für besiegt zu erklären. Aber sie sind auch nicht bereit, die „mildernden Umstände", die ihnen die Regirung zubilligt, als solche gelten zu lassen. Man will die Demokraten durch passiven Widerstand mürb machen und darf im Senat auf mehr Gr» folg rechnen, als im Repräsentantenhaus zu gewinnen war. Im Staat Massachusetts haben Fabrikanten erklärt, sie müßten den größten Eheil ihrer Arbeiter entlassen, wenn der neue Tarif Gesetz würde, weil sie unter den ermäßigten Zollsätzen die ausländischen Waaren nicht mehr abwehren könnten. Der geschicktesteSchachzug, der bisher gemacht wurde. Die Fabrikanten wissen eben, so gut wie die Regirung, daß nicht viele Arbeiter entlassen werden. Aber das Volk weiß es nicht; und wenn wirklich eine Fabrik für ein paar Tage geschlossen würde, so wäre das neue Regiment sehr bald unpopulär. Die Kongreßmehrheit will die Berechtigung der Fabrikantenklage prüfen lassen; kann die Leute schließlich aber nicht zur Weiterarbeit zwingen. Der Amerikaner, pro» buzirt Massenartikel und bezieht vom Ausland Spezialitäten. So wird es einstweilen bleiben; denn Betriebe, die auf die Masse eingerichtet sind, können nicht einer völlig anderen Methode unterthan gemacht werden. Ernstlich brauchen die amerikanischen Industriemänner nicht zu fürchten, daß eine Sturmfluth fremder Maaren sie überschwemmen werde. Sie haben ihre Domänen, die ihnen nicht leicht streitig zu machen wären. Wenn sie thun, als ob sie von Angst geschüttelt wür» den, so spielen sie für die Galerie. Das giebts auch in Europa. Präsident Wilson hat sich zum Abschluß von Handelsverträgen ermächtigen lassen. Dieses Vorrecht wird auf dem Papier bleiben, wenn die Zollpolitik dem Ausland\*nur die stachelige Seite zukehrt. Der starre Schutzzöllner war der natürliche Feind jedes Reziprozitätvertrages, Für ihn stand die wirthschaftliche Größe der Union so hoch über jeder Vergleichsmöglichkeit, daß er keinem anderen Lande die Gleichberechti» gung zugestehen wollte. Dieser Dünkel erklärt, warum es langfristige Verträge nicht giebt. Der Versuch eines Handelsvertrages mit Frank» reich scheiterte am Senat; und der berühmte Vertrag mit Kanada, der, 1911, als historisches Ereigniß bejubelt wurde, starb am Wechsel des politischen Systems in der Dominion. Die Konservativen kamen ans Ruder und beseitigten rasch die Reste des liberalen Ehrgeizes. (Das amerikanisch,. Zollgericht, die höchste Instanz, entschied übrigens jüngst für einen Protest der deutschen Regirung aus den Tagen des Kanada» rummels. Die amerikanische Regirung hat den Kanadiern die zollfreie Einfuhr von Holzstoff und Druckpapier gewährt. Deutschland forderte, unter Hinweis auf die Meistbegünstigung, das selbe Vorrecht. Amerika lehnte ab, weil die Beziehungen zu Kanada nicht in das sonst geltende System eingefügt werden könnten. Das Zollgericht entschied für Deutsch» land. Amerika muß allen Ländern, denen es die Meistbegünstigung zu»



Die Zukunft.

gestanden hat, die selbe Freiheit gewähren wie den Kanadiern. Das Zollgericht ist also eine Hoffnung.) Wenn es nicht zu Handelsverträge käme, würde das wichtigste Glied in der Kette der neuen Wirthschaft argumente fehlen und die Tarifrevision unterschiede sich in ihrer Wirkung nicht von den berühmten Reformen aus den Tagen der Republikaner. Schlagwörter ersetzen nicht den Befähigungsnachweis. Der Präsident des amerikanischen Stahltrust sagt: „Statt den Trust anzuklagen, solltet Ihr ihm den Dank der Nation aussprechen; denn ohne ihn hätte Amerikas Eisen und Stahlindustrie nicht ihren Weltruf erlangt.“ Das klingt glaubhafter als der pathetische Schwur eines demokratischen Regierungsmannes: das Erbrecht müsse abgeschafft werden wenn die reichen Leute sich der neuen Weltanschauung nicht beugen. Die Steel Corporation muß sich gegen die Anklage wehren, daß sie die Konkurrenten ausgebeutet habe; der Herr Senator aber würde sich nichts daraus machen, die Geldsäcke der Rockefeller, Vanderbilt, Astor, Armour, Guggenheim zu konfiszieren. Der Massenmord der Monisten würde den Staat von der Sorge um die moralische Gesundheit der Fünften befreien. Was thäte er aber mit den Hochöfen, Bergwerken, Schlachthäusern, Bankgeschäften und Werthpapieren, die ihm bei dieser Zwangsherrschaft in den Schoß fielen? Er müßte seine Beamten in Lehrkursen für die Börsenspekulation ausbilden; denn der amerikanische Reichthum kann zum guten Theil nur an der Börse realisiert werden. Und Kurse allein thun es auch noch nicht.

Das neue Regime hat sich auch des Effektempfels in der Wallstreet angenommen. Im Namen der Sittlichkeit. Der Naturgeschichte Mancher Emission wurde nachgeforscht. Man beschäftigt sich, unter Anderem, mit der Taktik der Familie Guggenheim, die den amerikanischen Metallmarkt, Kupfer, Blei, Zink, kontrollirt; ein Reich das zwei Milliarden Mark umfaßt. Die Guggenheims sind vorsichtige Geschäftleute, die jede unsanfte Berührung mit dem Antitrustgesetz zu meiden wußten. Mit zwei Gesellschaften haben sie aber, um ihr Monopol auf dem Bleimarkt zu kräftigen, Verträge geschlossen, die der Regierung gegen die Shermanbill zu verstoßen schienen. Sie will unter suchen, wie sich die größte der Guggenheim-Gesellschaften, die American Smelting and Refining Co., mit dem Antitrustgesetz verträgt. Auch die Börsenbehörde will prüfen, ob die Voraussetzungen zur Kotirung der Aktien gegeben waren. Die Herren Guggenheim werden sich durch das Interesse der Regierung in ihren großen Plänen nicht stören lassen, Sie sind intelligent und tüchtig und können warten. Kein kluger Staatsmann würde die Quellen verstopfen, aus denen die Wirtschaft des Dollarlandes gespeist wird. Mit einem Gesetz, das die besten Juristen für unzulänglich erklärt haben und dem schon die republikanische Gunst nicht mehr beschieden war, läßt sich nicht Geschichte machen. Und die Centralbank? Noch scheinen die Demokraten nicht geneigt, das schlechte System um den Preis einer Stärkung der Bundesmacht zu verbessern. Ladon.

heran««et« und verantwortlicher «edatteur, Mazimilian tzarden in Berlin. — Serlag d» Zukunft in Berlin. — Druck von Pag « Sarleb S m. b S- in Berlin.



Spektakel.  
Des Tigers Zahn.  
HVser letzte Jakobiner von ansehnlichem Wuchs scheint berufen,  
wider den Schatten der Gironde zu kämpfen. In dem Ge-  
tös kaum noch erträglicher Festerei, das, wie die Blättchen und  
«thlichen Blüthen des Anacharis Alsinastrum seichten Wasser-  
lauf, die Quellen deutschen Lebens lähmt, ist die Meldung, der  
Präsident derFranzösischen Republik habe Herrn Clemenceau zu  
sich gebeten, fast überhört worden. Sie war aber des Aufhorchens  
Werth. Clemenceau („le tiZre": nennen ihn die Kammern) wollte  
nicht, daß Herr Poincare Präsident werde; fand, daß der Lothrin-  
ger sich allzu gierig in den Vordergrund dränge, zu fest an den  
Plan der Listenwahl und Proportionalvertretung geknüpft und  
zu lau im Kampf gegen die Priestermacht sei. Noch am Tag vor  
der versailer Wahl heischte er, als Haupt einer Senatorenschaar,  
Poincare solle auf das höchste Amt der Republik verzichten; war  
bereit, im Nothfall sogar für Herrn Delcasse (der ihn vom Platz  
des Ministerpräsidenten gestürzt hatte) zustimmen; trug aber eine  
höflich ablehnende Antwort heim; und sah im Schloß des Son-  
nenkönigs dann des Gegners Triumph. Der Tigersprung war  
mißlungen und Clemenceau galt, wieder einmal, als abgethan.  
«WennPoincare nichtrasch müde wird und, wie Casimir-Perier,  
Die lästige Würde den ihn umschnuppernden Rüden hinwirft,  
2S



Die Zukunft.

kommt der zweiundsiebenzigjährige Mann aus der Vendee nicht mehr heran. "Der schien aber nach der Ruhe des Altmännerhaus noch nicht Sehnsucht zu fühlen. Im Senat erwürgte er das Ministerium Briand. (An diesem Tag war auch der sonst ernsthafte Aristides witzig. Clemenceau, der ihn als den KinZmaKer, den Manager Poincarös, befehdete, sagte zu ihm: »Ich werde gar nicht reden; meine Mehrheit ist sicher." Briand: »Reden Sie doch lieber; vielleicht wird sie dann unsicher.") Im Frühjahr gründete er eine neue Zeitung, l.'t tome l.ibre, und bewies dadurch, daß er noch mitreden, mithandeln wolle. Das Ziel seines Feldzuges war jedem Blick sichtbar: Vernichtung aller Bleibsel römischer Herrschaft und Abwehr der aus dem militärischen Ueberge wicht Deutschlands drohenden Gefahr. Die ausbündige Thorheit der berliner Politik, die von dem Gelübde, jeden irgendwie möglichen Fehler zu machen, getrieben scheint, half ihm schnell vorwärts. Nach dem von keiner Nothwendigkeit, keiner internationalen Pflicht befohlenen doppelten Dank für die Behandlung deutscher Luftschiffe und Flieger kam aus dem selben Haus der Wilhelmstraße ein Zeichen barschen Stimmungwechsels. Herr von Jagow forderte von dem Botschafter der Französischen Republik Aufklärung der Gründe, die einem Unterpräfekten ein höheres Amt eingetragen hatten; dieser Beamte habe sich den Leitern des Militärluftschiffes nicht freundlich gezeigt. Die Sache war durch die Danksagung erledigt und der Staatssekretär mußte die Antwort hinnehmen, der Vertreter der Republik könne über diese Angelegenheit des internen Dienstes mit ihm von Amtes wegen nicht sprechen. In der schwarzen Serie, die für Frankreich seit dem Pulverskandal, dem Rentensturz, dem deutschen Rüstungentschluß begonnen hat, wagte man nicht, den (nicht vereinzelt) Zwist öffentlich zum Ereigniß zu bauschen. Das schwache Ministerium Barths bangt vor jeder Flamme. Doch der Funke glimmt weiter; und hatte Clemenceaus Pfännchen schon angewärmt, als noch vor der Annahme der dreijährigen Wehrpflicht, der Beschluß, verkündet ward, den Jahrgang, der im Herbst entlassen werden sollte, bis in den Oktober 1914 bei der Fahne zu halten. Dieser Beschluß war ein grober Fehler. Der an blinden Gehorsam und straffster Zucht gewöhnte deutsche Soldat selbst würde laut knirschen,, wenn er plötzlich hörte: Du mußt ein ganzes Jahr länger dienen.



Spektakel. 275

Er hat sein Planché,, gemacht, sich Arbeit, Anstellung gesichert; zählt längst die Wochen, die ihn noch von der Stunde trennen, da er singen kann: «Reserve hat Ruhe"; allabendlich streicht er auf dem Kalenderblatt den überstandenen Tag; noch hundert, neunzig noch: dann gehts in die Heimath, in die Freiheit. Wie Blitzschlag trafe auch ihn der Befehl, noch fünfzig Wochen in der Kaserne zu schwitzen. Und der in der Republik erwachsene Franzose fühlt sich, auch im Waffenrock, als den Enkel der Männer von 1789, die Menschenrecht, Freiheit, Gleichheit erstritten und schon von den Generalständen verlangt haben, »be concilier les devoirs ciu service militaire avec les devoirs ciu citoyen, la necessite de la subordination avec les droits de la liberte«. Wo dieses Gefühl fehlt, wird es von der (Entregeneration) der Generäle ciu l'armée dem Ausschuß der sozialistischen Syndikalistinnen, den Geistern eingehämmert. Wer bei uns »einen Aufstand unter Angehörigen der deutschen oder einer verbündeten Kriegsmacht erregt ", kann auf Lebensdauer ins Zuchthaus gesperrt werden; und unser Militärstrafgesetzbuch bedroht schon die Verabredung zu »gemeinschaftlicher Verweigerung des Gehorsams" mit harter Strafe. Die aber scheut sich nicht, die Kasernen mit Aufrufen zu überschwemmen, in denen empfohlen wird, im Oktober die Weiterleistung der Dienstpflicht zu weigern. Noch ist's nicht, wie 1907, während der Winterunruhen im Süden, zu offenem Aufruhr (secession militaire) gekommen; die Berichte einzelner deutschen Zeitungen haben mit häßlichem Behagen übertrieben. In mancher Garnison aber ähnelt der Truppengeist wieder dem aus der ersten Zeit des Girondistenkrieges gegen Oesterreich und Preußen uns wohl bekannten, der erstwich, als Lazare Carnot die Heeresleitung übernommen und im Wohlfahrtausschuß den Entschluß zu grausamster Strenge durchgesetzt hatte. Ihr Strafgesetzbuch, sprach er zu Danton, Robespierre und Genossen, »ist unzulänglich; wenn nicht jeder Soldat, der eine Stecknadel gestohlen hat, auf der Stelle erschossen wird, ist Gedeihliches nicht auszurichten." Hunderte wurden seitdem fusilliert, Stabsoffiziere sogar, und mit blutigem Schwert die Keime des Aufruhrs ausgejätet, der während des Haders der Generale Rochambeau und Dumouriez entstanden war. Carnot hatte nur mit den Jakobinern gestimmt. Clemenceau ist ihr echter Enkel. Der Mann, der alle Gedanken der Großen Revolution, noch heute,

2S»



Die Zukunft.

verfechten will, der sie einen untheilbaren, unzerstörbaren Block genannt hat, kann morgen berufen sein, wider den Schatten der Gironde zu fechten. Weil Herr Poincare in ihm den Einzigen erblickt, der (bis Briand zurückkehrt) das Ansehen, die Härte, als Greis noch die Nervenkraft und tollkühne Verwegenheit hat, die dem Unternehmer so schweren Werkes unentbehrlich sind.' Schwer ist das Werk. Dreijährige Dienstpflicht für alle Männer, ohne irgendwelche Ausnahme noch Erleichterung: das Gesetz kann, auch wenn die Kammern es annehmen, nicht haltbar sein. Ein junger Mann, der die Universität, das Polytechnikum besucht, in Handel oder Industrie die Lehrzeit durchgemacht hat, soll drei Jahre lang die Waffe tragen. Fände er danach eine ihn nährende Stellung? Hätte er nicht fast alles zuvor Erlernte vergessen und müßte sich in neue Lehre ducken? Wärs nicht, mindestens für die Gelehrtenberufe, eben so, wenn er von der Schule in den Wehrdienst überginge? Kann die französische Industrie, deren Blutumlauf trägt geworden ist, kann der Ackerbau so viele Männerarme entbehren? Und wird Frankreich, das sich so gern als das freiste Land der Erde rühmen hört, den Ruf tragen, es zwingt seine Männer in längere Waffenfron als irgendein anderer Staat Westeuropas? Nur, wenn in ihm der Glaube an deutsche Bedrohung so fest wie ein Felsblock wird. An Tagen heftigen Nationalgefühls ist von Frankreich noch immer Alles zu haben. Dieses Gefühl pflegt aber nicht lange zu währen; nicht länger als die Erinnerung an ein unfreundliches Wort, eine Drohgeberde. Nach Agadir prasselte es in Feuergarben auf; nach dem Nachtgerempel von Nancy, dem hastigen Versuch des neuen Staatssekretärs, durch eine (der Untersuchung vorausseilende) Rede den Lorber des starken Mannes zu erlangen, und dem Einspruch in den Präfektenschub wärs zu neuer Brunst gekommen, wenn die anglo-russische Löschmannschaft nicht flink ihre Schläuche benutzt hätte. So blieb bei privatem Groll; dem Gitter, das den Deutschen den Eintritt in die Gesellschaft sperrt, wurden Stacheldrähte aufgestülpt, im Theater und im beuzlant die Spottworte über deutsches Wesen lauter als sonst belacht und unsere Weine, die Rauenthaler, Steinberger, Forster, Grünhäuser und ihre Geschwister, von vielen Tafeln verbannt. Aber Frankreich ist nicht das Land langer Bewegung und die Irancisque tureur hält sich in Pökel noch weniger



Spektakel.

277

als von anderer Sonne gereifte Begeisterung. In Bern waren, ein paar Wochen nach Nancy, hundertfünfundachtzig Mitglieder der pariser Kammern bereit, den vom Frankfurter Frieden geschaffenen Zustand anzuerkennen. Und in den Kasernen wurde ingrimmig raisonnirt. «Sind wir nicht freie Bürger? Hat uns der Waffenrock etwa entrechtet? Wir sind ein Theil des souverainen Volkes und sprechen aus, was uns zu sagen nöthig dünkt." Daraus zu schließen, daß der französische Soldat im Feld rasch zu besiegen sein müsse, wäre gefährlicher Irrthum. Wie vor einem Halbjahrtausend, in den Kämpfen um die Provence und um Neapel, würde, heute noch, die prima turia dieses Heeres dem stärksten Gegner den Sieg sauer machen und ungestüme Kampflust in Raserei steigern. In Fric» denszeit aber Frankreich in noch wuchtigere Rüstung zu zwingen, den Rechten der Demokratie die Pflichten des Militarismus anzuketten, kann nicht leicht werden. Wird um so schwerer, je ruhiger wir uns halten. Der Aera Bethmann haben die Franzosen die Auferstehung des Kriegergeistes zu danken. Clemenceau müßte ihn füttern; Tag vor Tag ihm die Muskeln stählen. Der Abschluß des von Alfonso gewünschten franko-spanischen Bündnißvertrages und der franko»russischen Marinekonvention, die der Botschafter Delcasse und der Admiralstabschef Le Bris jetzt drängend dem Zaren empfehlen, würde nicht lange genügen. Clemenceau könnte bald genöthigt fein, die Stimmung zu nähren, der Herr Leon Daudet das Bannerwort «l.'avänt. Zuerre» gegeben hat, und, wie die Männer der action rareise, in das Volksbewußtsein die Neberzeugung zu rammen, ihm bleibe nur die Wahl zwischen unbeugsamem Widerstand und demüthiger Beugung unter das deutsche Joch. Wäre er am Tag von Agadir Ministerpräsident gewesen, dann hätte Grey den Krieg nicht zu hindern vermocht. Wird ers wieder, dann denkt er vielleicht, wie mancher gute Franzose: «Lieber heute als nach unerschütterlicher Sicherung der deutschen Uebermacht; ehe die Ausführung des Gedankens möglich wird, Italien in Tunis vom Verlust Albaniens zu entschädigen, durch Tunis von Frankreich zu trennen." «Oes inciäents fort Araves" sind, nach Wahdingtons Warnwort, stets nah, wenn Clemenceau regirt.

Krupp S Co.

Denn gefährlich ist es, hinaufzuklimmen

Zu der Wahrheit heiligem Thron, aus dem sie



Die Zukunft.  
Niederschaut aus blitzendem Aug auf alle  
Völker der Menschheit,  
Mo sie harrt des Helden, der, kühn der Lüge  
Schweren Bann zerreifzend, die Bahn ihr freimacht.  
Aufzublitzen, hell wie die Morgensonne,  
Ueber dem Weltall.  
And so laßt denn einigen Herzens uns auch  
Arm in Arm zustreben dem fernen Kampfspiel,  
Schützend Freundesbrust mit dem eigenen Schild im  
Streit für die Wahrheit!  
Der nach Wahrheit Dürstende, dem, in einer gebildeten  
Sprache, dieseVerse gelangen, heißtAlfredHugenberg. In einer  
Anthologie, die (unter dem volltönenden Titel»Moderne Dichter»  
charaktere") 1883 erschien, war über diesenMitarbeiter zu lesen:  
«Nennt Hannover seine Vaterstadt. Lebt zur Zeit in Berlin. Hat  
bisher noch nichts durch den Druck veröffentlicht." Bisher; nun  
bringt der (neunzehnjährige) Student vier, ein lahr danach, den  
Herren Gutheil, Hartleben, Henckell zum »Quartett" verbündet,  
zwanzig Gedichte ans Licht; hübsch geformte Verse von anstän-  
digem Ton. Dann scheint derWeg aufs steile Helikongebirg dem  
Iuristen allzu mühsam geworden zu sein; vielleicht fürchtet er auch,  
der Flirt mit den Musen könne den Vorgesetzten mißfallen und  
die Laufbahn verengen. Deren erste Strecken durchrennt er un-  
gehemmt; kommt, auf dem Ilmweg über die Ostmark, ins preußi»  
sche Finanzministerium, erklettert die Würde des Geheimen Fi»  
nanzrathes und könnte noch höher steigen, wenn ihm der Staats»  
dienst behagte. Nein. Als Schwiegersohn des frankfurter Ober»  
bürgermeisters Adickes tritt er in den Vorstand der Metallbank  
und von dort baldinsDirektorium der Aktiengesellschaft Friedrich  
Krupp. Dem sitzt er nun schon fast vierlahre lang vor. Zu seinen  
Kollegen gehören, außer Iuristen und Technikern, der in Lite»  
ratur und Musik heimische Herr Eccius, der Freund und Ma»  
nager des Pfarrers und Dichters Frenssen, und der höchst kulti»  
virte KunstforscherFreiherr von Bodenhausen, der mit Bierbaum  
und Meier-Graefe die schöne (leider früh entschlafene) Kunstzeit-  
schrift »Pan" schuf und besonders durch seine feinen Velazquez»  
studien bekannt wurde. In der Leitung einer Gußstahl» und Ka-  
nonenfabrik sucht das Auge solche Gestalten nicht. Und diese  
Fabrik, heißts, wird doch so gut geleitet wie irgendeine auf un»



Spektakel,  
273

serer Erde. Zu gut, schmält die Feindschaft; die Leiter sind so gerissene Leute, daß ihre Kniffe das Reich schädigen. Seit Mo-» naten hören wirs; lesen von den «schimpflichen, schändlichen Prak-» tiken der Firma Krupp" und in den größten Zeitungen aller Län-» der von dem enthüllten deutschen Panama. Herr Geheimrath Hu-» genberg mußte sich in eine „Erklärung" herablassen; mußte es, wie der Doktor Faust, dreimal sagen: und wurde Von Bösewichten da- nach den «modernen Dichtercharakteren" zugezählt. Von einem Mann, der so srüh schon Allerlei «durch den Druck veröffentlicht hat", war zu erwarten, daß er die akustischen Gesetze deutscher Oeffentlichkeit besser kenne. Was er sagte, war verständlich, nur nicht gerade schicklich ausgedrückt. Kam auch nicht von der Lippe eines «Helden, der, kühn der Lüge schweren Bann zerreißend, die Bahn ihr freimacht, aufzublitzen, hell wie die Morgensonne, über dem Weltall." Staunt Ihr? Wer für nahe und ferne Kampfspiele die Schilde und theureres Geräth liefert, hat andere Sorge als eines Lyrikers zwanzigjähriger Kopf. Und selbst der ahnte schon, wie «ge- fährlich es ist, hinaufzuklimmen zu der Wahrheitheil'gem Thron". Was fagen die Ankläger? Die Direktoren der Deutschen Waffen- und Munition-Fabriken wollten in eine pariser Zeitung einen Artikel schmuggeln, in dem behauptet wurde, Frankreich werde die Zahl seiner Maschinengewehre rasch verdoppeln. Der Artikel ist nie erschienen, der Plan sechs Jahre alt. Daß die An- geschuldigten einen anderen Zweck hatten als den, die Absicht der Franzosen zu erkunden, kann heute Keiner beweisen; Jeder, daß wir noch jetzt nicht genug Maschinengewehre haben. Ein Artikel- chen pflanzt in die Rue de Lille und in die Leipzigerstraße den Entschluß, je ein Halbhundert Millionen auszugeben: Unmün- dige mögen es glauben. Krupp soll, für Kanonen und Munition, von unferem Kriegsministerium Preise erlangt haben, die um sech- zig bis achtzig Prozent zu hoch waren. Der Minister, der den engen Markt seines Geschäftsbezirkes so wenig kannte, mußte an den Pranger; den höchsten Preis, der erlangbar ist, sich zu holen, ist das Recht (nicht die Pflicht?) des Lieferanten. Die zur Prüfung und Abnahme des Materials berufenen Offiziere sollen in Krupps essener Hotel ganz oder halb umsonst geherbergt und reichlich be- wirthet worden sein. Auch Türken, Japaner, Chinesen; Offiziere aller Völker, die von Krupp kaufen. Deshalb steht der Essener Hof nicht einmal im Reichskursbuch und der Fremde findet da kaum



280  
Die Zukunft.  
Unterstand. Vielleicht wird den von der Amtspflicht Angerufenen nur der Ersatz der Barauslagen abverlangt. Zweierlei ist undenkbar: daß diese AUtagsbräuche nicht nach bindender Vorschrift der Militärbehörde geordnet sind und daß deutsche Offiziere durch, feines Futter und goldig blankes Trinkgeld bestimmt werden, bei der Prüfung von Kriegsgeräth ein Auge zuzudrücken. Hauptpunkt der Anklage: Ein mit kleinem Gehalt auf der Mittelstufe kruppischer Hierarchie Angestellter habe Jahre lang der Firma geschäftlich interessante Nachrichten früher und billiger zu liefern vermocht, als die Konkurrenz sie erforschen konnte. Der tüchtige Mann müßte sofort im Auswärtigen Amt angestellt werden; dann brächten auch die viel zu schmalen Geheimfonds uns endlich wohl Zins. Im Ernst: Scheint all den Herren, die am Ende schon einmal einen Königlich Preußischen Eisenbahnschaffner, Gerichts- oder Parlamentsdiener mit zwei Markstücken «bestochen» haben, um sich im Gedräng noch einen leidlichen Platz zu sichern, wirklich der Weltuntergang nah, weil sie hören, daß auch im Bereich der Militärverwaltung ein Zehn- oder Zwanzigmarkstück in eine offene Hand gleiten kann? Sorgt für minder' elende Löhnung der Unteroffiziere und Kanzleischreiber! Solcher Antrag kam bisher aber aus keiner der empörten Seelen. Die zetern nur wider den scheusäligen Krupp. Doch die Firma kann sich mit ihrer Leistung (besonders der letzten fünfzig Jahre) fürs Reich und für ihr Arbeiterheer sehen lassen. Ohne sie wäre, wie Herr von Tirpitz bestätigen müßte, die schnelle Durchführung des Flottengesetzes unmöglich gewesen. (Ob dieses Gesetz nöthig, ob der rasche Flottenbau nützlich war, ist eine Frage, deren Beantwortung nicht den Werth, der kruppischen Leistung bestimmt.) Eine Gesellschaft von solchem Umfang, die stets, für jeden Fall, in Bereitschaft sein muß, kann weder ihre Arbeit auf Deutschland beschränken (dem, was sie draußen verdient, schließlich auch das Nationalvermögen und dessen Steuerkraft mehrt) noch ihr Handeln überall dem Geist der Bergpredigt anpassen. (Die christliche Moral ist fürs Allerheiligste des Herzensverkehrs und fürs Schaufenster; die tellurische für Politik und anderes Geschäft, das aus dem Krieg Aller gegen Alle Zins preßt. Auch, dünkt mich, fürs Geschäft der Parteien und Fraktionen, deren keine in holder Scham vor der Möglichkeit zaudern wird, das Geheimniß des Gegners, gar einer gehaßten Regierung um erschwinglichen Preis einzuhandeln.) Wozu der Lärm? Für



Spektakel  
die Industrie, die Kriegsmaterial herstellt, gilt kein anderes Sittengesetz als für die Nachbarn, die Kohle und Eisen, Gewebe und Chemikalien, Leucht-, Heiz- und Treibstoff verkaufen. Die lobt jeder Mund, wenn ihre Klugheit Syndikate und Konventionen geschaffen, die Preise gebessert", die Dividende erhöht hat; die Waffenfabrikanten, die das Selbe thaten, sind Räuber und Mordbrenner. Deelen wenigstens, die nicht mitschmausen dürfen. Wenn die Vereinigten Köln «Rottweiler Pulverfabriken (Telegrammadresse, sehr sinnig: sivi spacem; nicht etwa: si tu veux la paye) zwanzig, die Deutschen Waffen» und Munition-Fabriken (Telegrammadresse, noch sinniger: pars bellum, prepare la guerre) zweiunddreißig Prozent vertheilen, jauchzen die Aktionäre. Krupp giebt nicht mehr als zwölf Prozent und seine Aktien sind nirgends käuflich; sind Familienbesitz. Eine uninteressante Gesellschaft, an der nichts zu verdienen ist, die ihr Gußstahl, Geschütz und Geschosß nicht inserirt und deren Leiter man ruhig drum nebenan steinigen mag. Ihre schlimmste Sünde ist ja: daß sie viel Geld einnehmen, lieber das bisher Enthüllte kann, wie über Ungeahntes, nur ein Kindergemüth staunen. Der Erwachsene weiß, daß auf allen Herden mit Wasser gekocht, ringsum eine Hand von der anderen gewaschen wird, und bedauert nur Dreierlei: daß der Firma Krupp die Konkurrenz (Fall Ehrhardt) von Reiches wegen und mit dem Aufgebot der ganzen Diplomatenmannschaft abgewehrt wurde; daß zwischen dem höchsten Repräsentanten und dem Hauptlieferanten des Reiches feit zwanzig Jahren der persönliche Verkehr allzu intim geworden ist (weil dadurch schwache Behörden in Anspruch und Kritik leicht lässig werden); und daß Krupp, weil ihm die Panzerung und Waffnung der Schiffe genug einbringt, auf seiner Germaniawerft den Vulkan, Schichau, Howaldt unterbieten, unser siechendes Schiffbaugeschäft also noch ärger schwächen kann. Eine Kapitalistenverschwörung, die zu Kriegen treibt? Kin-discher Unsinn. Unter hundert Industriellen und Großhändlern ist kaum einer, der nicht bei dem Gedanken an Krieg aufstöhnt. Daß diese Schicht noch schäbigen Frieden dem Kriegswagniße vorzieht: da ist die Gefahr für Staat und Nation. Ein Skandal? Ja: daß der Reichskanzler das Mißtrauen, statt es schnell auszuroden, fortwuchern ließ; daß im Ausland deshalb an eine von Krupp bewirkte Durchseuchung des deutschen Heerkörpers geglaubt wird;



282  
Die Zukunft.  
daß der Ertrag einer imNovember vomMilitärgericht begonnenen  
Untersuchung imMai.noch nicht sicherund sichtbar ist. (Zuousque?  
Drüben die Flugblätter der 0.1-., hüben die Aehtung  
Krupps (und des Kronprinzen, weil er, ein junger Reiteroberst,  
geschrieben hat, Deutschland müsse sich den stolzen Kriegergeist  
wahren): zwei Systeme, die an das selbe Ziel hinstreben. Den  
Völkern soll derWahn eingeträufelt werden, daß sieinunbewaff»  
netem Millennarfrieden leben dürften, wenn die Geldgier eines  
Verbrecherklüngels nicht die ihm einträglicheKriegsgefahr herauf-  
beschwüre. In der Zeit so gefährlicher Verlockung zerstampft der  
gehorsame Kanzler den Grundgedanken allgemeiner Wehrpflicht:  
daß alles zur Wehr Gehörige von allen in Heimathgemeinschaft  
Lebenden geleistet und dadurch das Bewußtsein der Interessen-  
gleichheit und Bedürfnißeinheit gefestigt werde. Nur der Wohl-  
habende scheint dem Genossen Bethmann am Landesschutz inter»  
essirt, nur er drum verpflichtet, die Kosten für Heer und Flotte auf  
sich zu nehmen. Den Tag, der dieser Totsünde wider das Sakra-  
ment des Staates Gesetzeskraft gibt, wird, trotz allem Geflenn,  
die Gottheit der Geschichte dem Schuldigen niemals verzeihen.  
Kalte Hochzeitschüsseln.  
Seit dem November 1903 ist im Deutschen Reich nicht so laut  
gemurrt worden wie in der Woche, die hinter uns liegt. In Salon  
und Werkstatt, Kasino und Bierhaus, Unter den Linden und auf  
der Dorfstraße. Ohne triftigen Grund? Nein. Der Deutsche ist  
geduldig wie ein Erzengel, der die Kapitulantenzulage erstrebt;  
nicht geduldiger. Er hat die schönenReden über das„Opferjahr“  
geschluckt, das dem von Ost und West gefährdetenReich neuen, ins  
Ungeheure wachsenden Wehraufwand aufbürde, und ohne hör-  
baren Unwillen die Kunde hingenommen, statt der verheißenen  
herrlichenTage sei Hagelschlag und Windbruch zu erwarten. Hat  
sich rechtschaffen gefreut, als er imFebruar las, desKaisers Tochter  
habe sich dem Herzog Ernst August verlobt (einem jungen Lieute-  
nant, der jetzt, ehe er in seinem rathenower Regiment auch nur  
eine Stunde lang Dienst gethan hat, zum Rittmeister und Chef  
einer Schwadron befördert worden ist) und der alte Haderzwischen  
Hohenzollern und Weifen werde nun enden. Daß er aber im  
politisch verlustreichsten Jahr der Reichsgeschichte nurFeste sehen,  
hören, schmecken, riechen solle, will ihm nicht in den Sinn. Jahr»



Spektakel, 283

Hundertfeier an Pregel, Oder, Spree. Verlobungsfeste in Berlin, Karlsruhe, Homburg. Römerschanzenmimus auf der Saalburg. Sängervettstreit(Tagelang,mitThron,Pagen,Ehrenjungfrauen), in Frankfurt. Festspiele in Wiesbaden. (Eine bewundernswerthe Leistung, las ich in einemHerliner Blatt, sei, daß der Kaiser täg» lich vom frühen Morgen bis in den Spätnachmittag in der Sänger» Halle saß und dennoch abends pünktlich auf seinem wiesbadener Theaterplatz war.) Hochzeit; eines von sieben Kindern Wilhelms des Zweiten. AchtTage lang: Schmäuse, Gala, gesperrteStraßen. Eine Pracht, neben der alles von Stativs über den Hofprunk Domitians, über Marmorsäulen, Goldgetäfel, Citrustische mit Elphenbeinfüßen Erzählte, alles von der Goldstickerei auf den Speifesofas und Tafeltüchern der Kommodus und Elagabal Ueberlieferte verbleichen mußte. Säle,Bahnhöfe, Theater, Vor» räume, Eztische in Gärten gewandelt. Ein Lakaienheer in Sil» berkleidern und rosenfarbigen Seidenstrümpfen. Ein Schwarm rother, bis an den Oberschenkel inTricot gezwängter Pagen. Der kostbarste Prunk, der zu erdenken war. Aber nicht, wie in al- ter Zeit an solchen Festtagen, eine Speisung armer Menschen; nicht eine. Und Alles „öffentlich". Die Umzüge (britisch, russisch, preutzisch;Fliederfarbe,Himbeerfarbe,Mailaubfarbe);dieRasch- heit des Ordenwechsels; die Zahl der Koffer und neuen Kleider <vierundfünfzig) der jungen Herzogin. AllesAllen,Bettlern,Be» richterstattern und Kinematographen, sichtbar; auch derletzteAb» schied von einem geliebten Kind. (Nach dem vorletzten stand im Lokalanzeiger: „Nichts ist ergreifender zu sehen, als wenn die Großen der Erde einenAugenblick lang zeigen, daß sieMenschen sind, liebende, warmblütige Menschen." Sonst müßten wir sie für Götter, apanagirte, halten. Wird nicht im hintersten Pommern dem steifstenlunkervon solchem erbärmlichen Schwatz zum Speien übel?) Und nun: die Vorbereitung zu einem Iubiläumsfest, wie es nicht Fritz von Preußen nach Mollwitz, Hohenfriedberg, Leu» then, nicht Wilhelm dem Ersten nach Düppel, Königgraetz.Sedan gerüstet ward. Dann Denkmalsenthüllungen,KielerWoche,Nord- landfahrt, Jagden... Wer dem Kaiser vorlügt, des Volkes Herz sei bei diesen ewig währenden Festen, müßte als Hochverräther gerichtet werden. Auch: öffentlich. DasVolk murrte inUngeduld: weil es heute mit der Frucht seiner Arbeit, morgen vielleicht mit seinem Blute die Rechnung des Höflingtruges bezahlen muß.



Die Zukunft.

Die große Liebe. ^

^KHie große Liebe der Frau gilt dem König; oder Dem, den sie dafür hält, den sie aus einer überragenden Empfindung als den Größten zu sehen, nicht vermeiden kann. In ihr lebt die Angst, mit dem stärksten Gefühl isolirt und^im Engen zu bleiben, die Furcht vor dem Abseits; und die Befriedigung, für das Urtheil des Herzens Resonanz und Bestätigung in der allgemeinen Werthung zu finden. Gepflegt werden kann sie nur in entwickelten gesell» schaftlichen Zuständen mit reifem öffentlichen Urtheil; sie gedieh am Reinsten in der aristokratischen Rasse von sehr gegenständ- lichem Verstand, deren urtheilende Empfindung für den Men» schen stärker war als ihr Gefühl, bei der normannischen Ober» schicht des vorrevolutionären Frankreich. Aber auch eine demo- kratische Form der großen Liebe ist denkbar. Egmont ist König im Herzen der Regentin, im Herzen der Jünglinge und Männer, im Herzen des Volkes. „Du dürftest die ganze Welt über Dich rich- ten lassen“, jubelt Märchen fast erschrocken: sie hat das Glück, Den zu lieben, den Alle lieben, in dem sich Alle erhöht wiederfinden. Von der starken Liebe, der Leidenschaft, die fast eine Idio» pathie ist, eng, blind, völlig gleichgiltig gegen das Urtheil der An- deren, räuberisch und ausschließend, ist die große Liebe natürlich verschieden wie die Kunst von der Natur; und eben so mit ihr verwandt. Aber diesen Unterschied hat man vergessen. Seit der Decentralisirung der alten Gesellschaft, seit der Trennung von 'Macht und Geist hat die große Liebe Ziel und Sinn verloren. Das bürgerliche Jahrhundert, das aller Weite ein Ende machte, dem Kosmopolitismus, dem europäischen Geist, dem großen Stil, der Kunst, dem freien Blick auf das Leben, das eine unleibhaftige, unwahre Oeffentlichkeit geschaffen hat, hatte für die große Liebe keinen Raum; es gewöhnte die Frauen daran, sie literarisch zu erleben. Man fand den Helden im Roman, selbst in der Lite- raturgeschichte; dabei war man keiner Enttäuschung ausgesetzt und keinen Komplikationen; in diesen Träumen war die große Liebe auch erwünscht einfach, was sie im Leben nie gewesen. Ist man heute scharfsichtiger geworden? In der Wirklichkeit vielleicht. Um so heftiger verlangt man das Unmögliche im Theater. Wenn ein Schauspiel im Titel „Die große Liebe“ verspricht, so erwarten Alle, daß die Größe und die Stärke und die Einfachheit einen Bund schließen, den sie auf Erden niemals geschlossen ha- ben. Man muß zugeben, daß an Heinrich Manns Schauspiel die Wahrheit der Handlung nicht der einzige Fehler war, der



Die große Liebe. 233

eine so gründliche Ablehnung, wie sie ihm im Lessing«Theater wurde, rechtfertigte. Dem Thema nicht angemessen schien auch das Milieu. Die große Liebe gleicht einer Begegnung auf hoher See, einem odysseyschen Abenteuer auf schwankendem Untergrund und mit offenem Horizont. Welches Medium aber bietet die Gegenwart für ein solches Erlebnis? Nur die mondäne Schicht. Warum gilt deren Darstellung heute nicht mehr als eines ernsthaften Autors würdig?

, Auf einer gewissen Stufe der geistigen Helligkeit giebt nur noch die Schönheit Muth zum Leben; die Schönheit der Form, der Wahrheit und der Empfindung. Aber diese sehnsüchtig gespannte Wachheit verändert auch alles moralische Artheil. Schonung bekommt das Gewicht und die Wirkung der Beleidigung, Krankheit wird etwas Beschämendes, Schwäche wird Schande und Tröstung Schimpf; man schlägt durch partielle Anerkennung und beleidigt durch Güte; der Neid bekommt heilende Kraft, wenn er ehrlich ist; und das Böse wird zur Wohlthat. Es gilt, zu sein, zu können, und Anfähigkeit allein ist Schmach. Zu dieser Welt vereinigen sich das Leben der Leidenschaft, der Kunst und der Macht; und auf ihrem Grund wächst die Stimmung, hart, kalt und üppig, die man mondän nennt. Diese Welt widerspricht nicht der künstlerischen Darstellung; ein Dichter hätte sie erfinden müssen, wenn sie nicht schon wäre. Sie ist der Kriegszustand der Gesellschaft in äußerster Verfeinerung. Sie ist nicht aufrichtig (Das wäre zu viel gesagt), aber sie hält sich an der Grenze irgend möglicher Aufrichtigkeit; sie ist ehrlicher als die Welt der Bravheit, der Arbeit, der Ethik und der Allgemeinheit, weil sie unabhängiger ist, weil sie einen hohen Grad, von Freiheit bei ihren Mitgliedern voraussetzt und sich allzu Abhängigen verschließt; weil in ihr Selbsttäuschung lächerlich macht, fast ehrlos; weil sie das Materielle als Kritiker einsetzt und nicht mit Gefühlen bezahlt. In ihr zeigt sich das animalische Genie des Menschen in seiner Vollkommenheit; sie ist eine abstrakte Thierheit, bereichert um alle Möglichkeiten der Civilisation. Sie zeigt, was aus der Menschheit wird, wenn der Satz, daß der große Geist das Höchste sei, nicht mehr bewiesen werden kann, wenn man kein Blut mehr dafür opfern will (denn einen anderen Beweis wird es kaum geben). Wen Charakter der Thierheit offenbart sie auch in der Sucht nach Gegenwärtigkeit: man will so handeln, so sein, so scheinen, wie es nur gerade in diesem Augenblick der menschlichen Geschichte möglich ist; erst dann glaubt man seine Gegenwart, hat sich in der Gegenwärtigkeit genug gethan; fast genug: weil die vollkom»



Die Zukunft.

mene psychische Frische der Thierheit, die Unschuld gegenüber der Zeit, die der Nerv der Mode ist, sich nie ganz erreichen läßt.

Diese Welt ist durchaus nicht mit der „Gesellschaft“ identisch, die ganz anders geschichtet ist und sich um die Erben historischer Leistungen kristallisiert. Der Landeskönig, und was sich um ihn sammelt, die offizielle Welt, gehört trotz allen Ausnahmen zum Volk und ist im Wesen keinesfalls mondän. Hier herrscht die Kontinuität, der Kompromiß und die ganze zufällige Schwere irdischer Abhängigkeiten. (In Republiken ist die Scheidung weniger scharf 5 auch der dritte Napoleon scheint daran zu Grunde gegangen zu sein, daß er Beides nicht auseinander hielt.) Falsch wäre daher, die mondäne Sphäre für eine Randerscheinung der Gesellschaft zu halten; sie hat ihre Gesetze, ihre Ahnen, ist viel älter als alle historischen Gesellschaften. Ihre psychischen Neigungen haben unendlich tiefe Wurzeln, sie ist Allen verständlich, international und beherrscht die Phantasie der Völker, viel mehr als man wissen will; verkörpert sie doch, was sich an den alten menschlichen Thierträumen vom Paradies und von einem zeitlosen, unbeschwerten» musikalischen Jenseits verwirklichen läßt.

Es wäre verwunderlich, wenn den Künstler diese Welt nicht anzöge. Hier ist Wahrheit, Schein, Freiheit und Intensität, ein Abglanz der von Nektar und Ambrosia lebenden Tafelrunde, um deren Unbedingtheit Goethe und Flaubert die alten Dichter beneideten, und ein Rest der alten KIAN^va^msii und Abenteurer der vorstaatlichen Zeit. Wenn dieses Milieu ein Notbehelf für den Künstler ist, so giebt es doch keinen anderen. Oder soll er die bürgerliche Welt der Kompetenzen darstellen, der Vorgesetzten und Untergebenen, der durch Abhängigkeit verwischten Physiognomien? Wo ist das bürgerliche Drama, von dem immer gesprochen wird? Ibsens Drama war antibürgerlich, zuerst grundsätzlich, dann hoffnungslos. Das Elend, das reine, unbedingte Elend hat freilich künstlerische Qualität; aber es ist auch unbürgerlich. Kunst und Bürgerthum geben eine Dissonanz, die sich als Karikatur offenbart, nie als gültige Kunst.

Natürlich ist es nur der mythische Gehalt des Mondänen, den Heinrich Mann in der Heldin seines Schauspiels verkörpert wissen will, nicht die üblen Beimischungen und Halbheiten, die man auch darunter begreift. In seiner Liane lebt der Nerv dieser Welt, die illusionlose Leidenschaft, die freie, treulose Gegenwärtigkeit, die absolute t^ii-ness; und der Tropfen Skepsis im Hirn, der ehrlich macht. Aber da sie viel zu bewußt ist, um nicht in ihrer Art des Daseins ein Abseits von der großen Entwicklung



Die große Liebe.

287

ZU fürchten, so kann sie sich in ihrer Liebe vergreifen und in einem großen Musiker und in dem Werk seines Menschen einenden Verlangens zugleich die Bestätigung und die Vertiefung ihrer Art zu finden meinen. Zwischen der Freiheit der mondänen und der Freiheit der Rousseau»Welt schlägt die große Liebe wohl Brücken; doch so gebrechlich, daß sie kein Nnwetter überstehen.

Das Thema ist also durchaus der Stimmung der großen Kunst gemäß, scheint aber der Dramatik zu widerstreben, die mit der entschiedenen Schönheit eines engen Flußbettes in eine klare Mündung verläuft. Wenn Mann statt einer geschlossenen Fabel eine mit musikalischer Weisheit angeordnete Situationenfolge giebt, so zwingt ihn nicht nur das Thema, sondern wohl auch sein eigener Kunstwille. Die Kunst opponirt in ihm der Dramatik; und die Elemente einer reinen Theaterkunst werden in seinem Schauspiel sichtbar. In der alten Dramatik werden die rhetorischen Gesetze auf die Handlung angewendet; die alte Folge von Auseinandersetzung, Widerspruch, Widerlegung und erhebendem Abschluß, also etwas der Kunst, wie der Natur, durchaus Widersprechendes, wird da ins Sichtbare übertragen. Gegen diese Unterwerfung unter kunstwidrige Gesetze hat das Gewissen der Künstler stets rebellirt. Zuerst im Abschluß; Kleist schrieb ein Freiheitsdrama und endete es mit einer zweifelnden Wendung, die Alles in Frage stellt, statt mit einer Aufforderung. Ein Musiker findet (denn auch die Musik war an die rhetorische Anlage gefesselt), daß man die Sätze der Neunten Sinfonie nur einzeln spielen sollte, denn der Zusammenhang des Ganzen habe die Logik einer Abhandlung und mit Kunst nichts zu thun. Allenfalls könne man mit dem fünften Satz anfangen und mit dem ersten aufhören; dann verlieren sie als Musik noch gar nichts; man könne ja auch ein Triptychon von links nach rechts oder von rechts nach links ansehen, wie es gefällt. So schwebt auch dem Dichter eine reine Theaterkunst vor, die in jedem Augenblick dramatisch ist: eine Handlung, in der die Schönheit der Witterung herrscht und der Witterungumschlag; keine große Wellenlinie von angeblich unentrinnbarer dramatischer Nothwendigkeit, mit Pathologie und Anfällen, sondern ein ewig bewegtes Spiel des Seelenmeeres, auf dem die menschlichen Schicksale schaukeln. Das Undulatorische an Goethes Dialog, das seinen Zeitgenossen verhaßt war, empfinden wir heute als Wahrheit. Bei ihm wirkte die Freude am Umschlag manchmal schon bis in den einzelnen Satz: „Ich weiß nicht, wie mein Vater abdanken konnte, aber ich will es auch.“ Widersprechen dürfen einander zwei Sätze, meinte er, wenn nur jeder



288  
Die Zukunft,  
stark ist. Lady Macbeth darf in einem Akt bei ihren Kindern schwö-  
ren und im nächsten darf ihre Kinderlosigkeit beklagt werden. Das  
Weltbild des Künstlers, dessen Stärke ist, daß er alle Farben in  
sich hat und absolut hell ist, entsteht durch den stets lebendigen  
Kontrast, den die natürliche Leuchtkraft der Gefühle hervorruft.  
Dabei löst sich nicht die Dramatik auf, sondern ihre Konflikte sind  
in jedem Augenblick vorhanden. Die absolute Theaterkunst geht  
so über die einfache Dramatik hinaus, wie die höhere Analysis  
über die Elementar»Geometrie; oder wie der Kunstroman über die  
Erzählung. Und wie man die analytische Geometrie nicht mit dem  
selben Verstand begreifen kann wie ihre Elemente, sondern eine  
stärkere, freiere Haltung nöthig ist, um sie zu erfassen, so fordert  
auch die Theaterkunst eine stärkere Selbstbehauptung. Dem Schwe-  
benden der Handlung, dem Schwankenden der Charaktere gesellt  
sich eine fahle Stimmung des Ethisch-Anständigen. Diese drei  
Elemente sind dem neuen Theaterdichter willkommen, doch nun  
hat er einen Feind, in der Kälte des Wortes. Die dramatische Fa-  
bel gab dem Dialog eine substantielle Wärme und Bestimmtheit,  
die ersetzt werden müßte durch die lyrische Bestimmtheit. Die aber  
widerstrebt der Akustik des Theaters.  
Der Haß gegen das Brutal»Dialektische des Wortes, gegen  
das Uebertreibende, selbst Karikaturistische des Wortes scheint auch  
Heinrich Mann befallen zu haben. Seit Faust „das Wort so hoch  
-unmöglich schätzen konnte“, hat die Wortmüdigkeit beträchtlich zu-  
genommen. Nicht nur die That, auch Leib, Tanz, Ton und Bild  
und selbst die Zahl hat man höhnisch über die ohnmächtige Sprache  
erhöht. Und es ist verständlich, daß ein Dichter, der kräftig die  
Sinnlichkeit der Sprache befördert, ihre Schmiegsamkeit, ihren Rei-  
gen und ihren Schritt geliebt hat, dem sie so zu beseeltem Körper  
wurde, heftig enttäuscht ist, daß er ihres Scheines nicht gewiß wer-  
ben kann und an ihre Offenbarungskraft nicht mehr glaubt, nach-  
dem er nie ein anderes Echo als das Mißverständniß erfahren.  
Wie oft hat Mann vergeistigte Bewegungen durch das Wort be-  
schworen und war darauf angewiesen, ob der Hörer sie vollziehen  
wollte; auf dem Theater brauchte er nur einen Text zu liefern,  
der Anlaß gab, alle diese erschauten Bewegungen leibhaftig zu  
äußern, sie mit schärfster Genauigkeit und Abgewogenheit den  
Sinnen des Zuschauers zu übertragen. Und welches Glück, eine  
Spielerin zu finden, in deren Natur die ganze Buntheit, die in  
den Schächten seiner Phantasie verborgen war, zu Tage lag; in  
der die musikalische Sprechstimme tönte, die aus den Sätzen seiner  
Romane nur dem empfänglichen, willigen Leser entgegen klingen



Die große Liebe.

289

konnte, aus deren Leib die Geberden wie Farbenblitze schossen, um Qualen und Entschlüsse dicht zu verkörpern, denen das Wort müh«sam nachging.

Dieser Vorgang ist bedeutend: die Dichter zweifeln am Scheinleben des Wortes und zu gleicher Zeit erhebt sich die Schauspiel«kunst, freilich erzogen durch Literatur, zu neuem Selbstbewußtsein. Man hört die Forderung, daß die Bühne dem Schauspieler gehöre, daß dieser Anspruch endlich verwirklicht werden müsse; dem Worte solle die dienende Rolle zugewiesen werden; es sei unmöglich, einen Dialog, den ein geistiger Kopf in seinen stärksten Stun«den ersonnen, in den er da seine ganze Welterfahrung auf die kunstreichste Art zusammengefügt habe, zu sprechen und noch Kraft übrig zu behalten für ein fortreißendes, zwingendes Spiel; alle guten Texte seien überladen mit Detail und nehmen ihre Muster aus einer Zeit, wo das Theater die einzige öffentliche Stätte der Mittheilung war. Wie viele Nuancen müsse man fallen lassen; warum solle der Text nicht voraus darauf verzichten und sich genau den Kräften und Bedürfnissen des Spielers anpassen? Und die Dichter sind bereit, dem Schauspieler zu dienen, und machen nur eine Bedingung: daß es nicht darauf hinausläuft, ihm nach alter Praxis „die Rolle auf den Leib zu schreiben“, sondern daß er die Möglichkeit bietet, sie ihm auf die Seele zu schreiben; uud der höchste Wunsch wäre vielleicht, daß es Etwas gäbe, das man die Seele eines Ensemble nennen könnte.

Manns „Große Liebe“ ist augenscheinlich ein Versuch dieser Art, aus langen Konferenzen mit der Schauspielkunst entstanden. Der Dichter der „Großen Liebe“ hatte all sein Vertrauen auf die Schauspieler gestellt. Der Text war nur der farblose Grund, auf den sie die Charaktere auftragen sollten. Die Deutung der Rollen, ihre Hintergründe, ihre symbolische Resonanz, die Anweisung für ihre Auffassung: Das steht in seinen Romanen; sie mußten mitgespielt werden. Es läßt sich nicht leugnen, daß in der Aufführung des Lessing-Theaters alle Gefahren dieses Versuches sichtbar wurden. Wer aber an die Mission der Kunst glaubt, von ihr einen leichteren Gang des menschlichen Geistes und einen geräumigeren Aufbau seiner Seele erhofft, Der muß trotzdem jeden Versuch, die alte Dramatik durch eine wirkliche Theaterkunst zu ersetzen, begrüßen. Heinrich Mann hat seine hier vermutheten Prinzipien vielleicht zu unbedingt und unbekümmert angewandt. Man braucht deshalb nicht zu bezweifeln, daß er auf dem richtigen Weg ist. Charlottenburg. Lucia Dora Frost.

2«



250  
Die Zukunft.  
Dreißig Jahre deutscher Dichtung.  
ur als Kette ist uns der Zeitbegriff begreiflich. Eine Gegenwart verstehen, heißt: eine Entwicklung verstehen; vielleicht auch: aus der Vergangenheit Schlüsse auf die Zukunft ziehen. In der Regel taugt zum Beurtheiler der Gegenwart nur, wer selbst ein Stück ihrer Vergangenheit erlebt hat. Phantasie, Studium und kritischer Verstand sind Surrogate der Erfahrung; nur da, wo diese Helfer die Erfahrung nicht ersetzen, sondern ergänzen, giebt es einen vollen Werth, Wer die geistige Welt, die in den letzten dreißig Jahren geworden und zum Theil schon wieder gestorben ist, wer den Uebergangszustand unserer Gegenwart aus den Nebengängen, die hinter uns liegen, kennen lernen will, Der lese das Buch von Albert Soergel: „Dichtung und Dichter der Zeit. Eine Schilderung der deutschen Literatur der letzten Jahrzehnte.“ Wer selbst ein Schrittmacher oder Mitläufer dieser Jahrzehnte gewesen, findet in dem Werk eine sehr fördernde Ergänzung seiner Erfahrung durch die Phantasie, das Studium und den kritischen Verstand eines Begabten. Von vielen Seiten des Buches geht ein Hauch aus, so frisch und stark, als käme er unmittelbar von der Pflugschneise, während doch lange Jahre seit Saat und Ernte verflossen sind und manche frühe Frucht jetzt kaum mehr in der Konservenbüchse der Leihbibliothek zu finden ist.  
Albert Soergel wurde erst 1880 geboren; hat demnach als Zeitgenosse nicht durchlebt, was er nacherlebte. Bei der Art seines Werkes ist das merkwürdig. Doch er besitzt die Fähigkeit, sich Vergangenheiten so gegenwärtig zu machen, wie es sonst nur eine treue Erinnerung vermag; und er ist von keiner persönlichen Vergangenheit befangen. Daß uns, fast Allen, zu den Erscheinungen des Tages die für eine ungetrübte Erkenntniß nothwendige Distanz fehlt, merken wir, wenn das Heute zum Gestern oder Ehegestern geworden ist. Doch eben so richtig ist, daß die Literaturhistoriker zu den Dingen, die einmal flüssige Wallung gewesen sind, manchmal zu weite Distanz haben und in ihrer „Abgeklärtheit“ zu den Dunkelheiten, die einst neues Licht im Schoß trugen, eben so wenig zurückfinden wie mancher Graukopf zu den Gefühlen seiner Jugend.  
In mehreren wesentlichen Punkten unterscheidet sich Soergels „Schilderung der deutschen Literatur der letzten Jahrzehnte“ von der älteren Literaturgeschichte. Zuerst und hauptsächlich darin, daß der Verfasser nicht einem ästhetischen Dogma, nicht einem System die Neigung opfert, allen freien, einander etwa gegensätzlichen Dichterpersönlichkeiten und Richtungen empfänglich nachzufolgen. Er klassifiziert nicht mit Gut oder Schlecht, je nachdem die einzelne Erscheinung zu seinem „rothen Faden“ paßt, und skeletirt dennoch sauber die Periode, die er mit



Dreißig Jahre deutscher Dichtung, allen ihren üppigen Wucherungen darstellt. Er wird den Individualitäten der Geister gerecht und weist doch deutlich auf die Zusammenhänge, auf das Siegen und Unterliegen der Ideen.

Ferner: die rein-ästhetische, rein-literarische Literaturgeschichte kam in einer Zeit zu Ehren, in der die Dichtung vielfach sich in ein Wolkenkuckucksheim oder in die schlimmen Verlogenheiten des Komödiantischen und Romanhaften verirrt hatte. Wo immer aber Dichtung der Ausdruck eines „Zeitgeistes“ ist, kann sie ihrem Schilderer nicht anders dargestellt werden als im Zusammenhang mit der Gesamtheit der menschlichen Kultur ihrer Zeit, im Zusammenhang also mit den die Zeit beherrschenden sozialen, wirtschaftlichen, philosophischen und naturwissenschaftlichen Ideen. Wer die heißen Schlachten, die vor dreißig Jahren begannen, nur unter dem Gesichtswinkel des schöngeistigen Geschmackes beurtheilte, wäre dem Geist der Zeit so fremd wie der Bedeutung ihrer Dichtungen.

Noch heute werden Literaturbücher geschrieben, deren Senkloth nur durch die seichte Schicht der Poetik dringt. Das Buch Soergels entstand jedoch aus der selben Tiefe, aus der sich vor dreißig und mehr Jahren der erste stürmische Auftrieb der Unzufriedenheit eines neuen Geschlechtes erhob. Wir erleben den literarisch-politischen Sozialismus wieder und begleiten seine Entwicklung durch die Temperamente der Dichter; seine Entwicklung zum Edelanarchismus, zur Sozialaristokratie, zum Individualitätsglauben. Aus dem Naturalismus (dem Nothstandsroman und dem Elendsdrama) entwickelte sich eine minder einseitige gesellschaftliche Dichtung und eine neue Romantik; aber die Kerntugend des Naturalismus, von Vorurtheil freie Aufrichtigkeit, ging nicht verloren. Daß Soergel diese Wandlungen und Entfaltungen nicht als zufällige Erscheinungen, vielmehr in all ihrer Folge nothwendigkeit abspiegelt und zugleich die vielen Nebenkkräfte nicht vergißt und den Zusammenhang der Literatur mit den übrigen Aeüßerungen der Zeitkultur nicht übersieht: Das macht sein Dichterbuch zu einem Stück Zeitgeschichte.

Und wie behandelt er den Stoff? Nicht mit Lehrsätzen. Sondern: indem er die Dichter und ihre Werke sprechen läßt und sie mit kleinen, aber bedeutsamen Hinweisen einander nahbringt und ihre Gemeinschaften und Gegnerschaften aufweist.

Vorbildlich erscheint mir das Buch auch darin, daß es nur einen kleinen, doch inhaltreichen Zeitabschnitt erledigt. So vielfach auch der große Geist der Wissenschaft durch das Spezialistenthum Schaden leidet (dort nämlich, wo der Blick für das Ganze erblindete): zu verkennen ist nicht, daß nur stoffliche Bescheidung dem einzelnen Kritiker die Möglichkeit gewährt, sich in einen geistigen Zeitkreis völlig einzuleben und mit eigenem Erleben den vollen Gewinn aus den fremden Schöpfungen zu heben. Die deutsche Universal-Literaturgeschichte, die vom Bischof Ulfilas bis zu Herbert Eulenberg reicht, muß auf solchen persönlichen Gewinn verzichten. Denn aller menschlichen Kraft ist eine



Die Zukunft.

Grenze gesetzt. Wir sehen denn auch, daß sich manche wissenschaftliche Literarhistoriker mehr um ihre Axiome und Theorien als um die widerspruchsvollen dichterischen Erscheinungen bemühen oder das; sie sich, wo das Streben nach tabellarischer Vollständigkeit herrscht, vielfach mit den Beiträgen und Urtheilen ihrer Vorarbeiter behelfen.

Zumal für die kritische Darstellung der neusten Literatur ist oberflächliche Vielwisserei, die sich aus fremden Quellen nährt, nur vom Uebel. Hier versagen die festen Stützen der Ueberlieferung. Hier tritt an den Historiker, der fremden Urtheilen folgen möchte, deren eine verwirrende Fülle heran. Will er nur seinem eigenen Kopf und Herzen »ertrauen, so ist er durch die Masse der jüngeren Produktion zu einer Theilung des Arbeitgebietes gezwungen.

„Seinem Titel getreu“, sagt der Verfasser im Vorwort, „möchte dies Buch eine Ueberficht geben über die deutsche Dichtung der Gegenwart, von ihren Anfängen um die Wende der achtziger Jahre an bis zur jüngsten Entwicklung, möchte die Kräfte am Werk zeigen, die die deutsche Dichtung in dieser Zeit wechselnd bestimmten. Aber ich möchte, auch wieder nicht einem herausgefühlten oder -gedeuteten Entwicklungsschema die Dichterpersönlichkeit opfern, deren Bestes nicht das mit anderen Gemeinsame, sondern das sie von anderen Unterscheidende ist. Ich charakterisire deshalb selten einen Dichter durch nur ein Werk, das gerade in der gezogenen Entwicklungslinie liegt, sondern durch möglichst alle seine Werke, auch wenn sie sich der Einordnung widersetzen, ja, freue mich gerade auch an solchen irrationalen Werken.“ Die thematische Eintheilung des Buches ist klar und übersichtlich. Es hat drei Abschnitte. Im ersten wird die Vorgeschichte des deutschen Naturalismus erzählt und von seinen Vertretern berichtet. Mehrere Kapitel sind den frühesten Organisationen der jungen Dichterschaaren gewidmet und beschäftigen sich, immer die persönlichen Erscheinungen lebensvoll gestaltend, mit München, wo Conrad „Die Gesellschaft“ schuf, und mit Berlin, wo im Jahr 1882 die Brüder Hart ihre ersten „Kritischen Waffengänge“ schlugen und 1890 Harden, Brahm, Schlenther, Leo Berg die geistige Führerschaft übernahmen. Diese Zeit der Verkündung schließt ab mit der Gründung der Freien Bühne in Berlin und der Aufführung von Hauptmanns Drama: „Vor Sonnenaufgang“. Nun folgt das Kapitel: „Naturalismus und Sozialismus und ihre Zeit“; eine lange Reihe von Dichtermonographien.

Der zweite Theil des Buches ist in das Zeichen Nietzsches gestellt. Aus dem Wirrsal neuer Forderungen erhebt sich klar und klarer das Persönlichkeitsdogma gegen den intellektuellen Sozialismus. Ein Schlagwort für diese Zeit, wie es der Naturalismus für die vorhergegangene war, läßt sich nicht prägen. Symbolismus, Neu-Romantik: diese Worte decken nur einen Theil der Bestrebungen, die ja ein gemeinsames Ziel auch nur insofern haben, als die Dichter zwar die Gegenwart in ihren Höhen und Tiefen erkennen wollen, Das aber nicht mehr mit Hilfe eines einheitlichen Programms vermögen; ihre Losung



Dreißig Jahre deutscher Dichtung.

293

ist vielmehr Zolas Wort: „Ein Stück Natur, gesehen durch ein Temperament“; wobei die Natur nicht mehr im Sinn des Naturalismus auf das Stoffliche, Körperliche und wissenschaftlich Beglaubigte beschränkt wird. Das letzte Hauptstück des Buches behandelt unter dem Merkwort „Gegenwart“ das Jahrzehnt von 1900 bis 1910.

Soergel zeigt sein! schönste Kraft nicht in theoretischen Gruppierungen und Beweisführungen, sondern im künstlerischen Portrait, Mehrere hundert deutsche Erzähler, Lyriker und Dramatiker macht er mit ihren Werken dem Leser vertraut. Die eigene Ueberzeugung stellt der Verfasser nicht zurück, doch bemüht er sich vor Allem, dem Willen des Dichters gerecht zu werden.

Freilich fordert ein persönliches Urtheil auch Widerspruch heraus. Ich will hier nicht im Einzelnen Meinung gegen Meinung setzen, da doch alle Kunst wie alle Religion am Ende Gefühlssache ist. Nur einige Irrthümer und Unterlassungen möchte ich feststellen. Falsch ist, Peter Rosegger als einen Vorgänger der modernen wiener Dichtung zu nennen. Der Steirer steht im natürlichen und bewußten Gegensatz zur Gruppe Bahr, Schnitzler, Hofmannsthal, in einem Gegensatz, den die Schlagwörter „Großstadt“ und „Provinz“ nur zum Theile decken, der sich besser vielleicht als überreife, nervenfeine Kultur und als junges Bauernblut festhalten läßt. Der Bedeutung Roseggers als des Repräsentanten eines eigenen Stammes und einer eigenen Naturwelt ist Soergel nicht nah gekommen. Hier sei auch vermerkt, daß er den eigenartigsten der österreichischen Dialektdichter, Franz Stelzhamer, fast ganz übersieht. Stelzhamers Leben und Wirken liegt zwar vor den achtziger Jahren, durfte aber bei Besprechung der österreichischen Früh-Realisten eben so wenig übersehen werden wie das Kürnbergers. Ungenaue Informationen enthält die Einleitung zu dem Kapitel „Das Lungs Wien“, so weit sie sich auf den Durchbruch Ibsens in der österreichischen Hauptstadt bezieht. Soergels Darstellung des 1891 in Wien herrschenden literarischen Zustandes entspricht nicht den That-sachen. Ich kann aus persönlicher Erfahrung versichern, daß die Zahl der Ibsen-Anhänger damals in der deutschen Theaterstadt der Franzosen verschwindend klein war und der persönlich anwesende Ibsen zwar auf einem Bankett junger Musensöhne gefeiert, von dieser seltsamen Huldigung jedoch nur recht mäßig „beglückt“ worden ist. Unstatthaft scheint mir auch die flüchtige Erledigung Eduard Stuckens, des Dichters dramatischer Romanzen, der in die Symphonie der Gegenwart einen eigenen (mystischen) Ton mischte. Ferner wundert mich, daß der umsichtige Spektator zwei literarische Erscheinungen völlig übersehen hat, die von Belang sind. Zunächst die Roman- und Novellenschreiberin Mite Kremnitz, deren Erstlinge im Beginn der achtziger Jahre von der Kritik als realistische Erfüllungen bezeichnet wurden. Im Ausland lebend, abseits von Schule und Klüngel, offenbarte diese Dichterin als eine der Ersten die Instinkte des Zeitgeistes und auch in ihren jüngsten Werken (den Romanen „Die Getäuschten“ und



Die Zukunft,

„Ist Das das Leben?“) ist sie die moderne Psychologin. Die zweite Unterlassungsünde trifft den deutsch-finischen Dichter Adolf Paul, auf den Soergels Rechtfertigung der Absenzen („Ein Typus mußte öfters für Verwandtes stehen“) nicht anzuwenden ist. Denn in der großen Familie unserer Dichter hat er schwerlich einen Bruder oder Vetter. Doch der Lücken wegen sei nicht die Schätzung des Ganzen gemindert. Soergels Buch ist eine starke Leistung des Fleißes, des Gewissens, der Liebe und des Talenten. Um die Dichter und ihre Werke thut sich mit Licht und Schatten, mit Iubel und Elend, mit drohendem Groll und gläubiger Sehnsucht ihre Mitwelt auf. Dürfen wir diese Zeitgenossenschaft der Dichter ohne Weiteres die Gegenwart nennen? Won einem Jahrhundert, das lange nicht so raschlebig war wie unseres, sagt Goethe in „Dichtung und Wahrheit“, es reiße den Willigen und den Unwilligen mit sich fort und bestimme und bilde ihn so, „daß man wohl sagen kann, ein Jeder, nur zehn Jahre früher oder später geboren, dürfte, was seine eigene! Bildung und die Wirkung nach außen betrifft, ein ganz Anderer geworden sein.“ Soergels „Dichtung und Dichter“ beschreibt dreißig lange Jahre, die ihre geistigen Kinder „fortgerissen, bestimmt und gebildet“ haben.

Wilmsdorf. Hermann Kienzl.

stattet worden: Wohnungen, Eisenbahnen, Ozeandampfer und Anderes. Nur der Tod hat nichts davon abbekommen, vielleicht, weil der Interessentenkreis ziemlich klein ist und noch Keiner aus ihm seine Stimme erhoben hat. Im Grunde aber handelt es sich wohl bei dem Problem, das ich zur Erörterung stellen möchte, um eine wirkliche Frage der Humanität; dies Wort nicht in dem Sinn verstanden, von dem Goethe abwehrend sagte: „So wird ja Einer des Anderen Krankenwärter“. Sondern im Sinn der Verminderung unnützen Menschenleides und der Steigerung der Lebensfreude in allen Lebensfähigen. Darf unheilbar Kranken, die selbst aus dem Leben zu scheiden wünschen, nicht fortgeholfen werden? Natürlich nur, wenn der Wunsch aus freiem Willen des Kranken kommt und ein beamteter Arzt den Fall geprüft, ein beamteter Jurist festgestellt hat, ob die Beschleunigung des Todes nicht etwa berechnigte Interessen Ueberlebender be-



Das Recht auf den Tod,  
295

einträchtige. Denn die Erde ist das Gefilde der Lebendigen; um deren willen könnte man vielleicht auch vom Kranken ^in längeres Ertragen seiner Leiden verlangen.

Bisher hat die Kulturmenschheit gethan, als wäre sie ein Verein zur Erhaltung aller natürlichen Todesarten und als wären diese Arten Meisterwerke der Schöpfung, deren Bewahrung Pflicht ist. Wie man in Amerika und in anderen Ländern Reservate eingerichtet hat, in denen man die natürliche Beschaffenheit des Landes, der Fauna und Flora als Beispiel zu konserviren strebt. Aber selbst religiöse Gemüther werden nicht behaupten, daß der Weltenlenker die Zahl der Jahre, Monate oder Wochen für jeden leidenden Menschen vorausgewollt und bestimmt hat. Nach der Bibel soll die Frau mit Schmerzen Kinder gebären: und trotzdem ist man bemüht, mit Narkose und „Luxuszange“ in den Augenblicken des höchsten Schmerzes den Gebärakt zu erleichtern. Muß das Sterben durchaus schmerzhafter sein als das Gebären? Bis vor kurzer Zeit stürzten sich die Aerzte mit der Kampherspritze auf jeden Sterbenden, um ihn noch einmal aus der Agonie wach zu, rütteln. Wozu? Das wußte kein Mensch. Um den Aerzten das Machtgefühl zu geben, daß sie ein Mittel besitzen, mit dem sie Sterbende in ein kurzes Bewußtsein zurückrufen können? Oder trieb das Berufsgefühl den Arzt, gegen Krankheit und Tod in jedem Fall zu kämpfen? Diese Zeit ist wohl vorüber; noch aber sind wir nicht so weit, daß der Arzt dem Kranken und Sterbenden in den erwünschten Tod helfen darf. Um den Kulturmenschen ists da am Schlimmsten bestellt. Bei den Naturmenschen wird, wie bei den Thieren, jedes unheilbar kranke Geschöpf schnell beseitigt oder es verreckt; und jeder Thierhalter ist so mitleidig, im Nothfall seinem Thier eine wohlgezielte Kugel zu gönnen. Der Kulturmensch wird, auch wenn er gar kein Subjekt mehr sein kann, sondern nur noch ein Objekt für Aerzte und Pflegepersonal, so lange wie möglich auf der Erde festgehalten.

Nun könnte man einwenden, sich selbst fortzuhelfen, sei Privatsache. Aber es giebt Situationen, aus denen selbst das eifrigste Nachdenken nicht den Weg in den Tod weist.

In den hippokratischen Schriften ward uns der Eid überliefert, in dem die Aerzte geloben mußten, niemals einem Kranken ein tathliches Gift zu geben. Der Grund dieses Gebotes wird nicht angegeben. Wir kennen aber aus der antiken Geschichte manche Fälle, in denen sich ein Mensch (zwar nicht wegen einer Krankheit, aber wegen irgendwelcher Lebenswirren) mit Gift hinweghalf. Und heute besitzen wir viel mehr sicher wirkende Giftstoffe. Die sollte man den Bedürftigen nicht versagen. Dann könnten sie in einer relativ günstigen Stunde leicht und heiter Abschied nehmen und, wie Sokrates, sprechen: „Wir sind dem Asklepios einen Hahn schuldig,“ Dr. Ludwig Kraft,



Die Zukunft.  
Fünfprozentige.  
^W^ie Obligationen amerikanischer Eisenbahnen hatten dem deutschen Kapitalisten bisher keinen Kummer bereitet. Festverzinsliche Werths gerathen-nicht so leicht in den Bereich der Sorge. Nun aber ists geschehen. Die Bonds der Saint Louis and San Francisco-Bahn haben den Anstoß gegeben. Die fünfprozentige Gruppe (in Berlin werden 4« und Sprozentige Serien notirt) hat 15 Prozent vom Einführungs-kurs verloren. Die Bonds wurden im Ianuar 1911 zu 88Vs Prozent angeboten und in Deutschland ziemlich viel gekauft, obwohl aus dem niedrigen Subskriptionpreis zu ersehen war, daß es sich um eine nicht normale Anlage handle. Aber man war 1911 noch nicht durch Fünf-prozentige so verwöhnt wie heute und griff deshalb gern zu. Die Emis-sion hat eine gewisse historische Bedeutung: sie brachte das „letzte Auf-treten" amerikanischer Papiere vor dem berliner Wuthgeschrei über die Chicago-Milwaukee-Bahn, deren Aktien der Handelsminister die Ein-führung in Berlin verweigerte. Schon die Andeutung, die Shares seien am Ende nicht schlechter als die kurz zuvor zugelassene» Bonds, wurde als Begünstigung des Emissionhauses, der Berliner Handels-gesellschaft, gedeutet; und als dann die Dividende der Chicago-Bahn zurückging, schrie man: „Das haben wir schon damals gewußt." An den sünfprozentigenSchuldverschreibungenderSaint-LouisaNdSanFran-cisco-Bahn sind auf je 1000 Dollars ISO verloren worden; aber nir-gends spürten wir Etwas von dem sittlichen Pathos, das gegen Chicago-Milwaukee tobte. Immer wieder ist dieser Anblick lieblich: wie die moralische Empörung sich da einstellt, wo sie in ein Krümchen paßt, und mit ihrer letzten Spur verschwindet, wenn sie den Kram stören könnte. Freilich darf bei der Rückschau nicht vergessen werden, daß die Saint Louis-Bonds von der Deutschen Bank eingeführt worden waren, deren Leiter dem Instrument Öffentlicher Meinung mit besonderer Geschicklichkeit holden Ton zu entlocken wissen. Die Bondsbaisse kam aus New Pork. Das Publikumkürchtet, der Schuldverschreibungdienst könne schwierig werden, weil dieGesellschaft zur Verbesserung ihres Bahnkörpers und des rollenden MaterialsGeld braucht, für das noch keine Quelle gefunden ist. Die Obligationen sind durch den Besitz der Bahn gesichert. Dessen Güte aber hängt von der technischen Leistungsfähigkeit des Betriebes ab. Ist es nicht möglich, neue Wagen und Lokomotiven anzuschaffen, so leidet natürlich der Werth der Anlage; und die Louis-Francisco-Bahn hat für die Erneuerung ihres Besitzes weniger aufgewendet als andere Gesellschaften. Sie ist obendrein mit einer großen Bondsschuld belastet (3l)l) Millionen Dol-lars, bei nur 41 Millionen Aktienkapital); die Bedenken sind also nicht grundlos. Die Schwäche der amerikanischen Bonds ist übrigens eine allgemeine Erscheinung; Eisenbahnen und industrielle Gesellschaften ^ können sich nur noch unter erschwerenden Umständen neues Geld ver-schaffen. Die Baltimore and Ohio-Bahn hat Schuldverschreibungen,



Fünfprozentige.

297

die in Aktien umgewandelt, werden können, zu 4Vs Prozent ausgegeben. Zwei Drittel des Gesamtbetrages blieben dem Finanzkonsortium. Die New Vor? Central hat es mit Bonds überhaupt nicht versucht, sondern sich auf ein Jahr 30 Millionen Dollars in New York, London und Paris gepumpt und zahlt dafür 6 Prozent Zinsen. Das Publikum ist mit Eisenbahn- und Industriepapieren übersättigt. Selbst eine so sichere Chance, wie sie eine ^Vsprozentige Anleihe der Stadt New York bietet, übte keinen starken Reiz. Die reichste Kommune der Vereinigten Staaten mußte sich zur Wahl des 4Vsprozentigen Rententypus entschließen und der Kurs, der ihr geboten wurde, war niedriger als der Preis, den sie vor einem Jahr für Stücke mit 4V4 Prozent Zinsen erlangt hatte. Die Pankees hofen auf das europäische Publikum. Wird es nach dem Schluß des Valkankapitels noch die Kraft haben, amerikanische Effekten zurückzukaufen? Verkauft hat es sie, um die Barnoth zu stillen. Bis zum Ablauf des Jahres sind noch 330 Millionen Dollars amerikanischer Bonds und Notes, zur Rückzahlung oder Prolongation, fällig. Wer kann da an neue Emissionen denken? Und die Bahnen brauchen doch neues Geld. Ihre Ausgaben steigen; das Material ist theurer und die Lohnansprüche werden höher. Das Betriebspersonal ist noch schwerer zu befriedigen als die Aktionäre. Giebt man ihm nicht, was es verlangt, so kommt Strike. Die Interstate Commerce Commission hat mit ihrer Ablehnung aller Tarifierhöhungen die finanzielle Lage der Eisenbahnen nicht gefördert und muß sich entschließen, die geforderte Aufbesserung des Gütertarifs zu bewilligen. Die Nettoeinnahmen der amerikanischen Bahnen sind seit 1910 von 829 auf 7W Millionen Dollars zurückgegangen. Das Mißverhältniß zwischen Einnahmen und Ausgaben ist also sichtbar. Die Eisenbahnleiter hoffen, ihre Lage werde sich bessern, wenn der Einfluß der Einzelstaaten auf die Tarifangelegenheiten beseitigt sei. Beim Obersten Gerichtshof in Washington schwebt ein Prozeß, dessen Entscheidung das Verhältniß der Bahnen zur Bundesaufsicht regeln soll. Gelingt es, die Tarifhoheit als ein Reservat des Bundes auszulegen, so wird -die Behandlung der Eisenbahnen vielleicht etwas gelinder. Der Kongreß hat eine Untersuchung angeordnet, die den wirklichen Werth der amerikanischen Bahnen schätzen lehren soll. Ob diese ungeheure Arbeit je beendet werden wird, ist fraglich; es handelt sich nm einen Riesenbesitz im Werth von 1S bis 16 Milliarden Dollars, dessen Organismus bis in den tiefsten Nervenstrang durchleuchtet werden müßte. Man will endlich einmal feststellen, wie viele Prozent Wasser der Eisenbahnkörper enthält. Was sich in die Akten einfangen läßt, wird vielleicht als dokumentarischer Nachweis für die Chancen und Risiken einer Umwandlung der Privat- in Bundesbahnen dienen. Leichter als den Bonds der amerikanischen Bahnen wird anderen hoch verzinsten Papieren die Gunst des Publikums gewährt. Die Herkunft aus der Ferne ist kein Hinderniß. Die neuen fünfprozentigen Chinesen hatten einen für deutsche Verhältnisse beschämenden Erfolg,



Die Zukunft.

Die 122 Millionen Mark, die in Deutschland zur Zeichnung aufgelegt wurden, sind allein durch Sperrstücke gedeckt worden. Man bedenke: die beiden großen Emissionsiege dieses Jahres von einem brasilianischen und einem chinesischen Outsider erstritten! Seltsame Zeiten. Die Chinesen geben, bei niedrigem Bezugspreis, mehr als 5Vs Prozent Zinsen und gelten als gut, obwohl kein Knopf mehr im Kasten des Finanz» Ministers zu finden war. Das Prestige macht Alles. Die chinesische Republik weiß noch nicht, ob sie eine ist. Vuan»Shih»Kai regirt ohne Parlament. Trotzdem gilt der chinesische Staatscoupon als sicher. Die Anleihe ist vielleicht verfassungswidrig; denn die Vertreter der Nation haben sie nicht genehmigt. Der Vertrag ist von dem Staatsoberhaupt in Peking unterschrieben, vom Parlament aber für nichtig erklärt worden. Das würde in anderen Fällen genügen, um Mißtrauen zu wecken. Daß die Großmächte (auszunehmen sind die Vereinigten Staaten, die den Chinesen die kränkende Bedingung einer neuen internationalen Kontrolle sparen wollten und deshalb die Beteiligung an derEmission ablehnten) dem Publikum als Bürgen wichtiger scheinen als der Schuldner selbst, beweist, wie thöricht die stolze Geste der Gelben war. Ohne das Geld ihrer Beschützer können sie nichts machen. Also hats deinen Zweck, an den Paragraphen zu mäkeln. Der ganze Handel war ja schließlich überhaupt keine chinesische Angelegenheit mehr, sondern drehte sich nur noch darum, ob Rußland oder Deutschland das letzte Wort haben werde. Sie haben sich geeinigt (Frankreich nnd Rußland dürfen je einen Vertreter in den neuen Rechnunghof des chinesischen Reiches senden; England stellt den Inspektor der Salzsteuerverwal» tung, der zuerst ein Deutscher sein sollte, auf Frankreichs Wunsch aber nicht sein durfte; Deutschland liefert den Direktor des Anleihedeparte» fnents) und die Beute getheilt. Als Zahler kommen nur die drei Ur» bankers Chinas in Frage. Iapan ist Konoris esusä im Konsortium geblieben, hat aber keinen Antheil der 500 Millionen»Anleihe übernommen; Rußland hat sich mit einer kleinen Quote begnügt und den Rest an Belgien überwiesen. Auf Deutschland kamen 6 Millionen ^, während England und Frankreich je 7,4 Millionen nahmen. Das neue Geld wird natürlich nicht weit reichen. Für die Reorganisation Chinas waren zunächst ja 1200 Millionen Mark angeboten worden. Darin aber sah China eine dreiste Verletzung seiner Würde. Die Pekinger Offiziösen behaupteten, von den großen„Regulatoren"seisolcherRre"sen» betrag offerirt worden, weil sie China schnell auftheilen wollten. Und nun ? Wenn die Porschüsse zurückgezahlt sind und der rückständigeSold erlegt ist, wird nicht viel übrig bleiben, um die Europäisirung des größten Ostreiches zu bezahlen. Die erste Anleihe sollte mit 200 Millionen Mark die Reform der Währung ermöglichen. Da brachen die Stützen des Mandschuthrones; und alle Ideen, die einer schönen Zukunft dienen sollten, flüchteten sich erschreckt in die dunkelsten Winkel. Die Aenderung des Münzwesens wird also nicht zu den Aufgaben der glücklich losgehakten halben Milliarde gehören. Das Wichtigste ist



Fünfprozentige.

29«  
die Rückzahlung der Vorschüsse. Schon nach dem ersten Scheitern der großen Anleihe war vor den Folgen der Vorschußwirthschaft gewarnt worden, die den Schutzmächten die Arbeit erschweren konnte. Trotzdem blieb es bei kleinen Pumpereien. Der Heißhunger der Chinesen wurde von europäischen Waffenlieferanten und Industriemännern gestillt, die dafür Bestellungen einheimsten. Solche Geschäfte lassen sich nicht einfach aus der Rechnung tilgen. Oesterreich-Ungarn, zum Beispiel, ist nicht im Anleihekonsortium, hat aber, während des Zwischenaktes, den Beutel fleißig geöffnet und Aufträge erhalten. Die sind den Geldmächten verloren; deshalb spähen sie nach Gegenleistungen, ohne die ja kein ausländischer Geldhandel mehr abgeschlossen worden soll. Ein Glück noch, daß die Crisp-Anleihe, die in London für China gegeben wurde, nur halb (5 Millionen L) zum Austrag kam: sonst wäre die Salzsteuer, von der schon die Hälfte verpfändet ist, noch mehr belastet. Sie reicht allerdings über die Zinsen der neuen Anleihe hinaus und könnte (wenn die berechneten Erträge stimmen) ohne Schwierigkeit für noch einmal 500 Millionen aufkommen.  
China ist kein erschöpfter Körper; aus diesem Reich ist noch viel zu holen. Und verborgenes Schätze haben immer den stärksten Reiz. Daß die Amerikaner auf jeglichen Ehrgeiz verzichtet haben, ist nicht anzunehmen. Und die Japs werben in heißer Liebe um die chinesischen Bergwerke und Hütten. So besitzen die chinesischen Anleihen einen starken Sympathiefonds. Die verschiedenen Theile der letzten Anleihe haben freilich nur da einen Marktbereich, wo sie untergebracht worden sind. Die deutschen Stücke werden also nicht in London und Paris, die dort notirten Serien nicht in Deutschland gehandelt. Das kann man einen Fehler nennen, aber auch anderer Ansicht sein: je nach dem Glauben an die Dauer solcher Anlagen; denn die Freizügigkeit hat doch nur den Zweck, den Verkauf der Stücke im Ausland zu erleichtern, wenn sich im Inland keine ausreichende Absatzgelegenheit bietet. Für chinesische Staatsanleihen sind, unter normalen Verhältnissen, die Chancen des Handels überall gleich. Nur unter ungewöhnlichen Umständen hätte die internationale Wandelbahn einen Ausgleich zu ermöglichen. Man denkt an die Tage der Kriegsfurcht. Da sind fremdländische Papiere zu Geld gemacht worden; aber es ging nur, wenn sie ins Heimathland abgeschoben werden konnten. Das wäre bei den Chinesen kaum möglich. So bliebe nur der Austausch unter den Konsortialen; und der wäre, im Zustand des Drucks, erschwert, weil die selben Abwehrrerscheinungen auf allen Effektenmärkten fühlbar würden. Beim Ausbruch einer Bargeldseuche ist kein Werthpapier sicher; also auch mit der Paßfreiheit nicht viel zu bewirken. Die Frage aber, ob bald wieder eine Zeit kommen werde, in der Alles am Golde hängt, Alles nach dem Golde drängt, vermag, heute noch weniger als sonst, kein Diplomat und kein Bankstratege zu beantwortem Ladon.



300

Die Zukunft.

Fritzensgedichte.

Mein Vortragsbuch. Ernste und heitere Balladen. Verlag von  
Georg Müller in München.

Fritzens erster Sieg.

Und als bei Mollwitz um halber Vier

Die Heere sich hielten beim Schopf,

Mains plötzlich ganz anders als auf dem Papier

Und der König verlor den Kopf.

Bald schob er da die Schwadronen, bald dort,

Ganz ohne Ziel und Sinn;

Da wagte Schwerin das wackre Wort:

Majestät, die Bataille ist hin!

So mach Ers besser, wenn Ers kann,

Sonst furcht Er meinen Zorn!

Ich hol inzwischen Verstärkung heran!

Schon gab er dem Schimmel den Sporn.

Der schoß davon, wie ein schimmernder Blitz

Aus wetterwolkendem Dampf,

Auf Löwen zu, über Kreisewitz,

Und hinter ihm dröhnte der Kampf.

Nach Oppeln weiter im sausenden Ritt

Gings über Hecken und Rain,

Nicht einer seiner Begleiter hielt Schritt,

Der König ritt ganz allein;

Und als er in Oppeln pochte ans Thor,

Da ward er des Feinds gewahr:

Paul Werner trat mit der Laterne hervor,

Der kaiserliche Husar.

Der König riß sein Roß herum,

Daß es parirte und sprang.

Paul Werner aber war gar nicht dumm:

Da lockte ein guter Fang!

Denn diesen preußischen Offizier

Entwischen lassen, wär' Schmach!

Schon saß er auf seinem Rappenthier

Und sauste dem Könige nach.

Und flog auch der Schimmel dahin wie der Wind,

Der Rappen kam näher und nah,

Der Rappen war dreimal so geschwind:

Und bald war Paul Werner da.

^



Fritzensgedichte.  
Er faßte den Säbel und das Pistol  
Und reckte die lange Gestalt:  
Kamerad! Ich schieße, hüte Dich wohl!  
Gieb Dich gefangen! Halt!  
Da brachte der König sein Roß zum Stehn,  
Es sprühte sein Blick durch die Nacht.  
Nie hatte Paul Werner blitzen sehn  
Ein Auge von solcher Macht.  
Und wie ein Degenstoß schneidig und grad  
Traf ihn das Wort ins Gesicht:  
Den König von Preußen, Kamerad,  
Den arretirt man nicht!  
Paul Werner Pistol und Säbel entfiel  
Vor dieser Augen Blink.  
Da hatte der König leichtes Spiel  
Und inhaftirte ihn flink.  
Und als er mit seinem Arrestant'  
Zn Löweurvom Pferde stieg,  
Da rauschte vom Schlachtfeld ein Rufen ins Land:  
Victoria und Sieg!  
Dort war an des Fußvolks gestaffeltem Damm  
Des Feindes Woge zerschellt,  
Daß seiner Ohnmacht rückrollender Kamm  
Hinstäubte über das Feld  
Und vor der Schwadronen nachhetzendem Stoß  
Gar manche Fahne sank.  
Da sprach der König kurz und groß:  
Schwerin und Gott sei Dank!  
Paul Werner aber zog mit nach Berlin  
Und wurde Obrist vor Prag,  
Entsetzte Stralsund und hielt Stettin,  
Vor dem der Schwede lags  
Und da bei Leuthen sein Regiment  
Einschlug wie ein Donnerstrahl,  
Perlieh der König das Adelspatent  
Paul Werner, dem General,  
Die Schlacht bei Hohenfriedeberger g.  
Die Kaiserin rüstete wieder mit Macht  
Und hieß die Armeen marschiren,  
Doch Fritz stand mit seinem Häuflein auf Wacht  
Bei Striegau, den Paß zu blockiren;



Die Zukunft.  
Er führte ein hartes Lagerleben,  
Drum hatte er Münchow Vollmacht gegeben;  
Mars drohend den eisernen Becher schwang,  
Drin rasselnd das Glück um das Unglück sprang.  
Die Feinde frohlockten: Wir machen ihn klein!  
Ietzt stürzen wir ihn vom Throne!  
Das fuhr auch Franz Brand in Bolkenhain,  
Dem Töpfer, böß in die Krone;  
Stracks kaufte er Muth sich im Rathhauskeller  
Für dreiunddreißig halbe Heller  
Und schimpfte dann über den Preußenfritz  
Mit sehr viel Galle nnd wenig Witz.  
Laut ließ er seinen guten Verdruß  
Durch alle Gassen stürmen,  
Bis daß der Lustizkommissarius  
Ihn packen ließ und thürmen;  
And weil er sich an dem König verbochen,  
Ward ihm in drei Tagen das Urtheil gesprochen:  
Sein Kopf sollte fallen mit einem Hieb;  
Und Münchow in Breslau unterschrieb.  
Der König hat ja noch gar nicht gesiegt!  
So stöhnten die Bolkenhainer.  
Helf Gott, wenn er diesmal unterliegt,  
Dann kommen die Lichtensteiner  
Dragoner, um uns zu schinden und schröpfen!  
Doch der Kommissarius blieb beim Köpfen.  
Und weil sich kein anderer Aufschub fand,  
So schickte der Rath den Henker aufs Land.  
Drei Rathsherren im gestreckten Galopp  
Nach Breslau zu Münchow ritten.  
Der knurrte sie an und wurde grob,  
Da sie nicht ließen >vom Bitten:  
Wir werdens dem Könige unterbreiten!  
Nun wohl, sprachMünchow, Ihr mögt mich begleiten!  
Ließ satteln, saß auf: und so kamen die Vier  
Am späten Abend ins Hauptquartier.  
Der König saß in seinem Zelt  
Tiefbrütend über den Karten  
Und wälzte in seinem Hirn die Welt,  
Doch ließ er die Vier nicht warten;  
Drei kurze Fragen, da wüßt er genug,



Fritzensgedichtc.

3U3

Sein strahlender Blick nahm Adlerslug  
Und blank und geschliffen wie Stahlreflex  
Trafen die Worte des Fritzen, des Rex:  
Münchoiv! Weil mich ein Narr geschmäht,  
Auch noch die Lustiz beschwerden?  
Merk Er sich, meine Majestät  
Kann niemals beleidigt werden!  
Der Kerl wird über die Grenze geschoben,  
In Böhmen mag er mich weiter loben!  
Schäm Er sich, Münchow, und reit Er nach Haus,  
Und mit der Vollmacht ist es aus!  
Dann würfelte Mars durch die Finsterniß  
Das Glück entgegen dem Wager  
Und hob die gepanzerte Faust und riß  
Den König von seinem Lager;  
Lautlos verschob er die bunten Schwadronen,  
Am Morgen brüllten seine Kanonen,  
Am Mittag war die Schlacht vorbei:  
Und abends war Schlesien frei.  
Karl Knappe, der braune Husar.  
In Glatz stand Fouque, in Nachod der Daun  
Mit seinen schnellen Kroaten,  
Die sprengten nachts über den bergigen Zaun  
Und griffen den Schulzen von Rathen.  
Der hielt mit dem König, es war nach Kolin;  
Schnell schickte der Daun Stafetten nach Wien:  
Er wollte den Schulzen stracks füsilliren,  
Um ein Exemplum zu statuiren.  
Das hörte der König; was hörte Der nicht?  
Und schrieb aus Sangerhausen:  
Mein lieber Fouque, es ist Eure Pflicht,  
Den Braven wieder zu mausen!  
Doch legt Euch nicht mit dem Feinde an!  
Ich brauche jetzt jeden einzelnen Mann:  
Fünf oder sechs von den braunen Husaren,  
Die mögen reiten und mögen sich wahren!  
Wer wagt es, wenn es Karl Knappe nicht thut!  
Er wählte sich fünf Hornisten,  
Gab jedem einen Pandurenhut,  
Die Feinde zu überlisten,  
Auch prüfte er sorgsam den ganzen Beritt



IM  
Die Zukunft.  
Und nahm noch ein lediges Handpferd mit:  
Dann sausten die Sechs mit Trompetengeschmettcr  
Nach Westen hinein wie ein Hagelwetter.  
Drei Stunden hinüber ins böhmische Land  
Gings ohne Rast und Verschnaufen,  
Zur rechten Hand und zur linken Hand  
Kampirten die feindlichen Haufen.  
Da endlich, als es im Osten schon grau,  
Sahn sie den Galgen von Trautenau,  
Noch hat er dem Schulzen den Hals nicht gebrochen:  
Hier haben sie sich ins Buschwerk verkrochen.  
Er wurde am Morgen herausgeführt,  
Bedeckt von zwanzig Musketen,  
Die Hände wurden ihm losgeschnürt,  
Noch einmal hieß man ihn beten.  
Trompetengedröhn, ein Stoß wie der Blitz,  
Als käm er leibhaftig, der große Fritz!  
Der Schulze im Sattel! Nun gings an ein Reiten!  
Es Pfiffen die Kugeln von beiden Seiten.  
Fouque mit Sorgen beim Mahle sitzt  
In seines Stabes Mitte,  
Da meldet sich schlicht, bestaubt und bespritzt,  
Karl Knappe zurück vom Ritte:  
Excellenz, der Schulze ist arrivirt!  
Lebendig? Iawohl, sonst ist nichts Passirt!  
So setz Dich, mein Sohn, wo ich gesessen,  
Du sollst heut von meinem Teller essen!  
Ich schaffe Dir ein Offizierspatent!  
Das lassen Excellenz nur bleiben!  
Was sträubst Du Dich denn, Potz Element?  
Ich kann ja nicht lesen und schreiben!  
So ritt er denn als gemeiner Husar  
Bei Leuthen und Torgau an sieben Iahr,  
Half General Werner Kolberg entsetzen  
Und Rußlands Flotte nach Hause hetzen.  
Und als der Friede die Früchte trug,  
Hat er sich den Abschied erbeten.  
Als glätzischer Bauer hinter dem Pflug  
Ist er durch die Furchen getreten.  
Man wollte bei Hofe was für ihn thun,  
Er aber ließ die Hände nicht ruhn,



Referendarsjammer.  
Und schalt man ihn darob einen Thoren,  
So war er taub auf beiden Ohren.  
Treu blieb er seinem kargen Feld,  
Zwölf Iahre vergeblich sie lockten.  
Da kam Fridericus, der alte Held,  
Selbst zu dem Erzverstockten;  
Mit Krückstock, Dreispitz, geflicktem Rock  
Betrat er den Acker und hob den Stock:  
Ist Er der Knappe? Um Ihn ist es schade!  
Erbitt Er sich schleunigst von mir eins Gnade!  
Herr König, ich dank Euch auch schön für die Ehr!  
Was soll ich mir groß erbitten?  
Wir haben doch Euch! Was brauchen wir mehr?  
Fort ist der König geschritten,  
An seiner greisen Wimper hing  
Ihm lose ein rundes, blitzendes Ding.  
So hat Karl Knappe, er sei gepriesen,  
Dem Könige eine Gnade erwiesen.  
Wedel in Holstein. Ewald Gerhard Seeliger.

Referendarsjammer.  
(Aus einem Brief an den Herausgeber.)  
WMaragraphenlehrling! Wer lacht da nicht, wenn er, behaglich  
^W an seinem Stammtisch sitzend, diesen Titel seinem Opfer ver-  
leihen kann? Alle lachen vergnügt über den höflich mitlächelnden  
Referendar und wissen nicht, daß eine Welt von Qual und ohnmächti-  
gem, zerreibendem Leid sich hinter der lächelnden Maske dieses Scher-  
zes birgt. Und reden zu Zeiten so klug über Weltfremdheit der Richter,  
über geringe Volksthümlichkeit der Rechtsprechung, unverständliche,  
menschenfeindliche Urteile, über Kälte und Verdrossenheit der Juristen.  
Und reformiren, damit es besser werde, sx «kkwi» an der juristischen  
Vorbildung herum, erschweren die Examina, schreiben Klausurarbei-  
ten vor, richten Pflichtfortbildungskurse ein; und so werter. Und  
gehen hilflos an dem Kern des Problems vorbei. Vergessen haben  
sie, die als fertige Juristen ihre anerkannte Stellung im Leben ge-  
funden haben, die seelischen Leiden und Konflikte der Referendarszeit.  
Vergessen haben sie die vier langen, qualvollen Tantalusjahre. Ver-  
gessen, daß diese abstumpfenden Iahre es waren, die alles Lebendig-



Die Zukunft.

Gute in ihnen zermürbten, die ihnen Lebensfreudigkeit und Begeisterungsfähigkeit raubten und sie aus warmen, für das Rechte begeisterten Kämpfern zu Paragraphenmenschen machten, die dann »weltfremd« gescholten werden. Will denn Keiner von ihnen sich dieser Jahre erinnern und den Reformatoren zurufen, daß eine wirklich aussichtsvolle Reform die Einrichtung der Referendarszeit beseitigen muß? Der Eingeweihte kann über die bisherigen, köstlichen „Reformen“ nur lachen. Vier lange Jahre unter einer so strengen bürokratischen Fuchtel, daß auch kein Schrittlchen freier Bewegung möglich ist. Vier Jahre Gerichtsschreiber, höchstens einmal Rechtsanwaltvertreter; mit unwürdigem Schreibwerk, mit stumpfsinnigem Protokolführen geplagt. Nur immer Vorbereiten, nur immer Entwerfen: Das ist unsere Thätigkeit. Nicht der kleinste Kreis bleibt zu selbständigem Wirken. Wir verlieren alles Bewußtsein eigener Verantwortlichkeit; während draußen im Leben die Altersgenossen im selbständigen Schaffenskreis ihren Mann stehen dürfen. Fünfundzwanzigjährige sind schlimmer daran als wirkliche Lehrlinge: die dürfen doch allmählich auch selbständig arbeiten; und ihre Arbeit wird belohnt. Ist es nicht ein furchtbarer Gedanke, Menschen der allerverschiedensten Art durch die selbe Schablone zu pressen? Ob einer klug oder dumm, ob elastisch oder träg, zum Juristen geboren oder gezwungen ist: einerlei; neun Monate Amtsgericht, zwölf Monate Landgericht, vier Monate Staatsanwaltschaft; und so weiter. Ist es nicht Unsinn, einen Ochsen und einen feurigen Renner in den selben Pflug zu spannen? Fühlt man denn nicht das Verbrechen, das man an den fähigeren, intelligenteren Köpfen begeht? Muß es nicht den begabten, vorwärts drängenden, schaffensfreudigen Menschen (deren es noch immer unter den jungen Juristen recht viele giebt) zermürben, zerreiben, zu Tode langweilen, wenn er im selben langsamen Trott mit seinem stumpfen Nachbarn den selben Weg gehen muß? Er, der in zwei Jahren bequem mehr lernen würde als der Andre in viereinhalb? Gebt endlich Jedem das Seine; schafft Prämien den tüchtigen, feurig-jungen Geistern und laßt aus Paragraphenlehrlingen frei und froh sich vorbereitende Länger des Rechts werden! Diese nützliche Reform wäre leicht durchzuführen. Aber der gute Wille steckt tief hinter dem dicken Panzer bequemer Gewohnheit. Der Referendar darf nicht lange als Gerichtsschreiber, als Protokolführer, zu nutzlosen Schreibereien mißbraucht werden. Die Ausbildung muß ihm Gelegenheit geben, das Recht und dessen Wirkung im Leben kennen zu lernen. Sobald er auf jeder Station sich eingearbeitet hat, muß er sich unter eigener Verantwortung in einem kleinen Kreis selbständig bethätigen. Und der Fähige muß die Möglichkeit haben, den Aufenthalt auf den Stationen abzukürzen und schneller ins Assessorexamen zu kommen. Ich selbst habe den Kelch fast schon geleert. Mir wird eine Reform nicht mehr nützen; denn so schnell schießen die Preußen ja nicht. Ich spreche, ich werbe für Alle, die hinter mir im Paraaravhendienst ächzen und vorzeitig altern.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Barden in Berlin. — Verlag der Ziikunst in Berlin, — Druck von Paß « Garlcb G m, b, H, in Berlin,



Trigeminus.  
Londoner Friede.  
AWandlung wird, nicht Rede, von uns verlangt; That, nicht  
Anekdote. Im zwanzigsten Jahrhundert hat jederFeldzug  
(Transvaal, Mandschurei, Hereroland, Libyen) ehrwürdige Pro»  
phetie genarrt. Auch nach KirMlisses Fall weiß Keiner, wie der  
Balkankrieg enden werde. Rußland, das in unfertiger Rüstung  
undmit brandigenGeschwüren amRiesenleib noch nicht selbst schla-  
gen kann, führt ihn gegen Oesterreich, das seinem Kaiser gern das  
Altersleid ersparen möchte, lebend, im Lehnstuhl, vom Heerführer»  
ruhm des Herrn Neffen überstrahlt zu werden. Unter englischem  
Patronat wird er geführt und von zwei Zielen winkt der dem Blick  
verborgenen Schutzmacht der Siegespreis. Wie dieser Krieg ent-  
stand? Nicht in den Hirncentren der vier Balkankönige. Seit 1898  
(Wilhelms Reise ins Heilige Land, seine Werberarbeit für die  
Bagdadbahn,seine Verherrlichung Saladins und Hamids) mußte  
England fürchten, die stärkste Landmacht wolle ihm nicht nur die  
Seeherrschaft, sondern auch den Vorrang im Islam entwenden.  
Die Verständigung über die Flottenrelation blieb, von Banner»  
mann bis zu Haidane, unerlangbar. Die andere Gefahr zu be-  
schwören, schien drum kein Opfer zu schwer. Von 1904 bis 1907  
wird Deutschland, das kein Hilfeversprechen einlöst, in Algesiras,  
Casablanca, Tabah um seinen Orientkredit gebracht. Im Juli 1908  
2S



303  
Die Zukunft,  
Abd ul Hamid, den Wilhelm Freund genannt hat, entmachtet?  
sechs Wochen nach Edurds Besuch in Reval, dessen Frucht dos  
anglo» russische Reformprogramm für Makedonien, dessen (ge»  
wollte) Folge die türkische Militärrebellion ist. Im Oktober 1909»  
läßt Italien den von Frankreich und England schon gewährten  
Besitzanspruch auf Libyen in Racconigi von Rußland accevtirenx  
und erficht ihm Rechtskraft, als die Fabeldummheit von Agadir  
die Inple Untente zum Dreibund gefestet hat. Im Oktober 191T  
nützen die vier Reguli die Verlegenheit der Türkei. (Noch ein»  
mal seis hier betont: Ohne Agadir kein libyscher, ohne den liby»  
schen Krieg keiner im Balkan.) Der Khalis ist in Afrika landlos?  
Italien an Englands Seewehr gekettet. Der Todeskampf des-  
europäischen Türkenstaates hat begonnen. Daß er nicht kürzer  
sei als einst im Reich des Basileus von Byzanz, ist Englands-  
Wunsch: denn es kann sich, bis es seinen eigenen Khalifen hat, anr  
Nil und in Indien nur halten, so lange der Islam die Stoßkraft  
nicht, von Europa weg.ostwärts wendet. Mag der Südostunseres  
Erdtheiles immerhin slavisch werdender Schemel zu Rußlands  
Aufstieg in Nebermacht (der in Ostasien sich unbrechbare Wälleent»  
gegenthürmen). Sputet Euch, schlaftrunkene Staatswächter, in.  
einen neuen Vertrag, der Oesterreich den Weg ins Aigaiermeer  
sichert. An Eurem Willen zur That hängt das Schicksal EuropasK  
und die vielleicht letzte Bürgschaft germanischer Herrenzukunft."  
Das ist hier gesagt worden, als die vier Balkanstaaten widerOs-  
mans erschlaffte Erben den Krieg begonnen hatten. Noch im Sep-  
tember, vor der Kriegserklärung: »Dinnen wird gelogen; und  
draußen gewitterts schon. Habet Acht!" Bald danach, gegen alle  
fürs Oeffentliche gemachte Meinung: »Von den vorn mitwirken»  
den Ministern hat nur einer Haltung und, ohne Riesenmaß, an»  
sehnliches Format: Sir Edward Grey. Der hält keine Reden»  
schreibt keine Artikel, brüstet sich nicht mit Philosophie oder Histo»  
rie, birscht sich nicht an junge oder alte Potentaten heran, tragt  
nicht mit der Veomanry durch die Straßen. Ist gar nicht eitel; nie  
auf Applaus erpicht. Er weiß, was er wollen muß, und ertastet»  
furchtlos, doch stets behutsam, in schwierigem Gelände nicht allzu,  
selten den Weg, der ans Ziel führen kann. Seit er den stuttgarter  
Ikarus („Iammer genug!") nicht nur mit blanker Klinge aus dem  
Feld geschlagen, sondern dann auch, vor allen nichtBefangenen»



Trigeminus.

309

ins Unrecht gefetzt hat, nennt die Zunft ihn Meister. In diesem Herbst hat er leise, gründlich, klug und beinahe unsichtbar gearbeitet. Allerliebste, wie er, der den Gesamtplan langsam mit Reif und Dauben gedichtet hatte, in der ersten Ausführungstunde verschwand (und von pariser und berliner Dummköpfen den faulen Schlingeln gebührenden Tadel ins Quartalszeugniß bekam). Sonst? Das Unzulängliche wurde Ereigniß; in West und Ost. Graf Berchtold ist, wie sein Kollege Sasonow, im Strudel zweier unvereinbaren Hosströmungen. Er ächzt unter der Last »ehren« thalischer Mißgriffe (verfrühte, unentgeltliche Hingabe des Sand« schak, verspätetes Trachten nach Rußlands Versöhnung); unter der launischen Tölpelei der berliner Sozien (die ihm während des tripolitanischen Krieges den Verzicht Italiens auf Albanien er« wirken und damit den aus allen Näthen platzenden Dreibund fürs Nächste festigen konnten); hat aber auch eigene Fehler zu bestöhnen. Er durfte den magyarischen Vettern und Freunden nicht, als Applausvorschuß, die Diktatur in Kroatien gewähren, die das ganze Südslaventhum vordem Hitzkopfstieß und gegen Oesterreich« Ungarn aufstachelte; durfte noch weniger, neben einem wunden, aus zerschnittenen Wurzeln blutenden Türkenreich, Beusts Zu« fallswort von der wünschenswerthen 'Autonomie' osmanischer Provinzen wiederholen, ohne dessen fernste Folgewirkung besonnen zu haben. Trotz schüchterner Deutung und zaghafter Einschränkung: dieses Wort ward zur Lunte, die den lange gespi« cherten Zündstoff in rothes Geflacker auflodern ließ. Italien will die Adria umklammern und sich, zuvor noch, auf den Inseln des Aigaiermeeres haltbare Stützpunkte sichern. Rußland strebt aus dem Käfig des Schwarzen Meeres in eisfreie Weiten; und würde durch einen ihm unterthanen Bund starker Südslavenstaaten zum Herrn Osteuropas. Da droht der Anfang vom Ende Habs« burgischer Großmacht (auch deutsch »österreichischer Handelsex« pansion, die ein von Rußland geschirmter Balkanbund ins Lächer« geschäft einschränken würde); deshalb ist, was jetzt auf dem Spiel steht, für Habsburg hundertmal wichtiger, als der Wechsel der Firmmentafel in Bosnien war. Begreift Ihr, nach allem Geschwätz, noch immer nicht, worum sich der Streit dreht? Um Lebensfragen germanischer und slavischer Zukunft. Das Beste muß jetzt für unser Heer gerade gut genug fein. Noch einmal lächelt dem Deutschen

28'



31»  
Die Zukunft.  
Reich die Gunst der Konjunktur. Im Feld und im Kongreßpalast kann es siegen. Nur nicht: mit Bethmann." Am Kalendertag des 'Heiligen Ferdinand, des Maurenbezwingers, ist der Krieg, dessen Sturm seit dem Fall Adrianopels schwieg, nun auch durch was Geschriebenes geendet worden. Am dreißigsten September 1912 hatte Zar Ferdinand die Mobilisirung des Bulgarenheeres bc« schlossen (neun Tage danach zog Nikola von Montenegro, als Erster, zumAngriffdas Schwert); am dreißigsten Mai 1913 haben die vom Sultan und von den vier Valkankönigen Bevollmächtigten den Präliminarfriedensvertrag unterzeichnet; als im Schlosse Saint-James die Uhr die Mittagsstunde geschlagen hatte. Eine Stunde, die den fernsten Enkel noch wichtig dünken wird: weil sie vom Leib Europas die Schmach tilgt, die ihm angethan wurde, da, vor bald sechshundert Jahren, Urchans, des Osmanensultans, Söhne Suleiman und Murad Gallipoli und Thrakien besetzten. Dürfen wir nicht, nach der Sühnung so lange währenden, so tief wirkenden Frevels, für Minuten mindestens froh aufathmen? Wie eine Räuberbande sind die Türken in Europa eingebrochen; und wie Bluthunde haben sie auf unferes Erdtheiles Boden ge» haust. AufkeineKulturschöpferleistungkönnensieepochen;ihrLand ist verwahrlost, ihr Staatshaushalt fordert den Hohn heraus; we» der sinnliche noch übersinnlicheWerthe haben sie, in einem Halb» jahrtausend europäischen Hordenlebens, geschaffen. Ihr Glau» bensgebot hinderte sie, derRajah ein ihrem gleiches Recht zu ge» wahren, dieTreue zu halten.auch nur zu erlauben, daß derChristen- gott in einem dem von Musulmanen bewohnten an Höhe gleichen Haus throne; ihr Ritus nahm ihnen die Muße zu emsiger Ver» waltungarbeit. Nie hat das schöne, reicheLand, aufdemderTürke als Herrscher die Schenkel kreuzte, dem Ackerbau, dem Gewerbe und Handel gelohnt, wie es unter anderen Gebietern vermocht hätte, in Bosnien, Rumänien, Bulgarien vermag. Wir dürfen aufathmen. Dann aber muß jeder sich fragen: Hast Du, ehe die große Stunde schlug, pünktlich gethan, was Pflicht Dir befahl? Sir Edward Grey, den schon im Herbst 1911, als er bei uns wie ein frecherGassenbengel undWicht gescholten wurde, der alteMor- ley den besten Führern des britischen Reichsgeschäftes zuzählte, könnte sich nun an einem Weltruhm rösten, der den Salisbury und Lansdowne versagt blieb. Er hat einen der nützlichsten Siege er»



stritten, die Englands Geschichte kennt; sicher den billigsten. Fortan braucht der Britenleu nicht mehr zu fürchten, daß ihm die Türken» meute in die Flanke gehetzt werde; die größte mohammedanische Macht hat Mohammeds Europäerreich zerstückt und vertheilt: und wird von dem Erblasser fast so laut dennoch wie von den Erben gepriesen. Niemals, sprach HerrDanew, werden die Balkan» Völker vergessen, was sie Britanien zu danken haben. DieTürken schenken ihm Koweit und das Endstück der Bagdadbahn; weil ihnen sonst weder neues Geld geliehen noch erlaubt würde, für eine Weile am Goldenen Horn weiterzunisten. ?ax IZritannica. Die den Kaiser von Indien weißen und gelben, braunen und schwarzen Menschen im unbestrittenen Weltrichteramt zeigt; und die das wacheAuge seit dem Herbst sacht nahen sah. »Deutschlandistaus» geschaltet. Im April rieth der beim Bundesrath bevollmächtigte Herr von Bismarck»Schönhausen seinem König, sich durch die Aufstellung eines Heeres von zweihunderttausend Mann ,zum Herrn der gesammten europäischen Situation zu machen/ Als Träger der preußischen Politik in Frankfurt konnte er sich .einer Beschämung und Erbitterung nicht erwehren', wenn er sah, ,wiewir jede eigene Politik und jede selbständige Ansicht opferten, von Posten zu Posten zurückwichen und unter dem Druck der Inferiotät, in Furcht vorFrankreich und inDemuth vor England, im SchlepptauOesterreichsDeckung suchten.' 1854.IetztgebenwirfürWehr» zwecke alljährlich anderthalb Milliarden aus: und sind, wo wir arm« Olmütz waren. Weil wir die unfähigsten, an Willen und Schöpfergeoanken ärmsten Geschäftsführer haben. Weil das Bischen Hirnschmalz nur derAbsicht dienstbar gemacht wird, der Nation Tag vor Tag einzureden, Alles sei herrlich bestellt und der Himmel über ihr hell. In London und Paris wird der scmst» müthige Sinn der Berliner gelobt. Preußen fällt, der heule für DeutschlandsSchicksal verantwortliche Staat, in die Fehler FriedrichWilhelms desZweiten, des Dritten zurück; und schon müssen wir fürchten, daß eine Stunde versäumt ward, die uns niemals wiederkehrt. Der Türkentrumpf, für den zwanzig Jahre so viel geopfert wurde, ist der von sorglosen Hirnen gelenkten Hand entsunken. Erstein aufAsienbeschränktes.aufBritengunstnichtmehr angewiesenesOsmanenreich, das amPersergolf, amNil und am Ganges mitsprechen darf, kann uns wieder nützlich werden. Den



Die Zukunft.  
Mächten, die es auf Europas Boden beerben, müssen wir in die Kraft helfen, die sie von dem Zwang löst, russischen Druck zu dulden; zugleich aber jeden Zweifel an unserem Willen zur Wahrung deutscher Vormacht nehmen." Auch diese Sätze sind schon im Herbst des vorigen Jahres hier veröffentlicht worden. Die Gemeinbürgerschaft der Slaven hätte ein breites, Süd und Nord, Zarigrad (Konstantinopel) von Petersburg trennendes Loch und Deutschland, neben dem reichlich zinsenden Ruhm des gerechten Schützers der Bedrückten, die Hoffnung auf den Beistand der Ugro-Finen, Rumänen, Hellenen, wenn es gehandelt, mit tapferem Einsatz seiner ganzen Macht zu wollen gewagt hätte, was es wollen mußte. Vorbei. »Die armen Deutschen sind enttäuscht und begreifen nun, wie lächerlich leicht es ist, ihre Ansprüche auszuschalten." Dieser Satz aus der Fortnightly Review bringt bitter schmeckende Wahrheit. Lächerlich leicht ist's, über die Wünsche eines Staates hinwegzuschreiten, der entschlossen ist, seine Macht nicht anzuwenden, und völlig zufrieden, wenn seine Festsucht mit Worten gefüttert wird. Auch in Asien ist die Türkei nicht mehr ein Faktor, mit dem der Vorsorgende rechnen kann. Kundige berichten, der Zustand sei heute dort, wie er vor einem Jahr in den europäischen Provinzen war. Das klingt glaublich. Fünfzehnter Oktober 1912: Prälimarfriede von Ouchy. Dreißigster Mai 1913: Prälimarfricde von London. Dazwischen liegen sieben Monate und zwei Wochen; liegt aber auch der Verlust von Tripolitanien, der Kyrenaika, Thrakien, Makedonien, Albanien, Kreta, des Sandschak Nowibazar, des Restes von Thessalien, der meisten Inseln im Archipelagus. Nie sah ein heute Lebender ein räumlich so großes Reich in so kurzer Zeit verschwinden. Der durch zwei Amputationen versummelte Leib, über dem die Geier schon gierig kreisen, ist in Brian's Gewalt. Das hat morgen, wenn es nicht länger warten will, Arabien und Mesopotamien; und kann, in einer Stellung, wie keine Macht sie je in der islamischen Welt hatte, den Konsorten Rußland (in Armenien) und Frankreich (in Syrien) ruhig einen Theil der Beute gönnen. Der Traum, der Konia, Adana, Alexandrette, Alepo in deutschem Besitze sah, wäre dann ausgeträumt. Und schon hören wir Stimmen, die, »tticiosissime, künden, aus Kleinasien sei fürs Reich (das sich nicht »politisch» militärisch engagiren" dürse) nichts Rechtes zu holen und nur Centralafrika noch berechtigter



Trigsminus.

313

Wünsche Ziel. Der anglo-deutsche Vertrag über dieportugiefischen Kolonien brauche noch nicht ausgeführt,nur von Portugal beut«schen Kapitalisten erlaubt zu werden,in Angola, imOvamboland und in Mozambique sich neben Briten und Franzosen zu regen. EnglandsZustimmung wäre uns sicher.Wars,wieGrey offen ausgesprochen hat, schon vor zwei Jahren. Und deutschem Geld werden selbst die Belgier ihr Kongogebiet nicht sperren. Könnte eine Großmacht.derenWchrbudgetüber zweitausend MillionenMark verfügt, bescheidener sein? Keine Kohlenstation: also keine Gewißheit, von der Reichsbasis in die ferne Interessensphäre gelangen zu können; nur die Erlaubniß, in den afrikanl schen Bezirken Portugals Und Belgiens deutsches Geld arbeiten zu lassen. Die wäre, ohne den Einsatz der Reichsgewalt, starken Industrieconcerns erlangbar.Dazu waren die vielen Milliarden für die Kriegsflotte, die sechshundert Millionen für die Bagdadbahn nicht nöthig. Solche »Verständigung mit England" war stets zu haben. Der hätte, noch um den Preis eines verlorenen Golfspieltages, der Skeptiker Balfour selbst mit heiterem Lächeln zugestimmt. »Der Reichstag wolle beschließen: den HerrnReichskanzler aufzufordern, er möge, da täglich von ihm nachgeordneten Instanzen behauptet wird, des Deutschen Reiches Beziehungen zu Vritanien und Rußland seien so herzlich wieseitlahrzehnten niemals, denGesetzentwurfbetreffenddieFriedenspräsenzstärkedes Heeres, weil er diese Beziehungen stören könne, zurückziehen und durch einen den so erfreulich geänderten Verhältnissen angepaßten Entwurf ersetzen." Der Antrag wäre längst eingebracht worden, wenn irgendwo noch dem Dienstbotenschwatz geglaubt würde. Auf der Speisekarte: ein aus Gemüse oder aus Früchten bereiteter Salat. Auf der Landkarte: die bergige Heimath eines Völkergemengsels,dievonHellenen,Bulgaren,Serben,Walachen umstritten wird. Wir, sagen die Griechen, haben Makedonien ci-Viltsirt. Seit den Tagen der Terxes, Philipp, Alexander hat der Gedanke des Hellenismus über diesem Boden geleuchtet und die immer nachwachsende Barbarei überwunden, bis der Türke ihr stählerne Stützen gab. Und selbst er hat, seit der zweite Mohammed in Konstantins Stadt saß, nur die Griechen und ihr.enOeku»



Die Zukunft.

manischen Patriarchen als Mittler zwischen den Herren und der Rajah anerkannt. Erst der Zorn über den Kreteraufstand vom Jahr 1869 hat, leider, die Absplitterung eines Exarchates ermöglicht. Ihr hört bulgarisch, walachisch sprechen ? Bauerndialekt, liebe Leute. Bulgaren sind Ackerbauer, Walachen villi«; ob sie slavisch oder romanisch reden: diese Dörfler sind Griechen. Und nur uns Hellenen gebührt das Makedonien, das von Albanien und Alt»serbien gelöst ist, das Land der Trümmerstätten von Amphipolis, Pydna und Pella, woAlexander geboren ward. Der (antworten die Bulgaren) war ja auch nicht einmal einGrieche; kam als Eroberer nach Hellas und war dem AttikerDemosthenes der feind»liche Fremdling. Was wollt Ihr mit dieser uralten Geschichte beweisen?DieWohlthat hellenischerCivilisation leugnen wir nicht. Auf Makedonien giebt sie Euch kein besseres Recht als auf England und Frankreich heute den Enkeln der Römer, die Gesittung und Wirthschaftkunst nach Britanien und Gallien trugen. Während der Türke unsere Ahnen peinigte, ihre Körper, noch im neunzehnten Jahrhundert, foltern und pfählen ließ, habt Ihr, nicht minder grausam, die Seelen dieser frommen Christen gemartert; ihre Liturgie verpönt, ihre Schriften und Weisthümer, den ganzenBücherschatz desPatriarchates vonTirnowoverbrannt.Wenn uns nicht eine Schaar furchtloser Männer, in Klöstern und Felschluchten, die Tradition des Stammes und seiner Glaubensbräuche bewahrt, wenn nicht der Mönch Payssios am Athos die Geschichte des slavo»bulgarischen Volkes geschrieben hätte, wäre unser übersinnliches Gemeinempfinden wurzellos. Durch Eure Schuld; Eurer Priester, die den Türken geschmeichelt, uns aber, in Ochrida, Ipek, Tirnowo, überall, grimmiger als Heiden verfolgt haben. InTürkenheeren habtIhr gegen uns gefochten. Wir haben die Banden gewaffnet, ohne deren wilden Muth die Befreiung des fast schon zertretenen Landes nie gelungen wäre; unser Exarch Iosephus durfte sagen, daß er mit seinen Nägeln dieHöh»lung gegraben habe, deren Born die dürstenden Seelen quickte. Von uns wurden, 1878 und 1912, dieTürken geschlagen und tausendfach gehärtetes, durchblutetes Recht bindet unseren jungen Staat an das alteMakedonien,dasschonimzehnten Jahrhundert unserem Zaren Symeon unterthan war. Im vierzehnten aber(rufendie Serben) von dem größerenStephanDuschan erobert wurde.



Trigeminus.  
Serben kämpften und fielen auf dem Amselfeld. Serben waren die Herren Makedoniens, als die Türken einbrachen: müsfens also wieder werden, wenn der Islam nach Asien zurückgeworfen ist. Nicht nur inAltserbien, sondern in allenmakedonischenWilajets sind die meisten Slaven vom Serbenstamm; weil sie mit Feuer und Schwert albanifirt, islamisirt worden sind und mancher Schwarm sich, im Vertrauen auf Bulgariens Befreierkraft, bulgarisirt hat, springt diese Wahrheit nicht in des Betrachters Auge. Wir Serben sind in Makedonien die Mehrheit und müssen mindestens den Theil fordern, der uns die Freiheit des an die aegaeische Küste führenden Weges sichert. In diesemStimmengeschwirrhörtmanjetzt dieWalachen, die unter türkischerHerrschaft gebliebenenRumänen kaum. Auch sie aber haben oft ihren Rechtsanspruch auf Make-donien betont, das, vonAemiliusPaulus,demUeberwinderdes Perseus, bis aufIustinian, lateinisch sprach und wo noch im dreizehnten Jahrhundert ein rumänischerFürst gebot.DerHader schien bishernichtzuschlichten.AmneunzehntenFebruar1878sagteBismarck imReichstag:«Nach KiepertsKarten, den besten, die ich kenne, geht die Grenze der bulgarischenNationalität, ziemlich unvermischt, im Westen bis dicht überSaloniki herunter und imOsten, mit zunehmender Mischung mit türkischen Elementen, bis gegen das Schwarze Meer hin."FastallewesteuropäischenForscher(dieein» zigen nicht vonnationaler Eigensuchtgeblendeten) haben dieSla» ven Makedoniens den Bulgaren zugezählt. Als HerrPinon vor scchslahren aus dem Wardarthal heimkam, schrieb er: „Slaven, Griechen, Türken, Albaner, Walachen haben sich so oft vermischt, daß die einzelne Nationalität nichtmehr leichtfestzustellenist. Man findet Griechen, dieBulgarides, undBulgaren, dieGrekow heißen. Slaven, deren Väter (oder die selbst noch) Griechisch sprachen, nennen sich jetztBulgaren und lehren ihre Kindernur die bulgarische Sprache. Walachen, die sich, wie ihre Eltern, für Griechen hielten, wollen nun Rumänen sein. Im WilajetMonastir wissen Tausende nicht, ob sie Bulgaren oder Serben sind. Ich sah dort einen Handelsmann, der als Albaner geboren, dann Bulgare, später Grieche geworden war und jetzt Rumäne ist. Wo es Geld zu verdienen gab, war er; und wie dieser Schlaukopf hatsMancher gemacht." Nun hat Griechenland Saloniki besetzt (das es, als Herr über viele gute Häfen, nicht braucht) und fordert noch



3IS Die Zukunft.

andere Hauptorte, sogar das Tabakeden Kawala; und Serbien heischt die Aenderung des Bündnißvertrages (vom Februar 1912), der die Bezirke Köprülü, Monastir, Ochrida, Prilep den Bulgaren zusprach und Dibra, Gostivar, Kumanowo, Tetowo neutralisieren wollte, bis der Schiedsspruch des Kaisers von Rußland das Schicksal dieser Zone bestimmt habe. Mit dem Waffengeklirr sind die Heldenlieder, von Alexander, Symeon, Duschane verhallt und von den Ideologismen ist nicht mehr viel zu sehen. Jeder möchte den Beutetheil des aesopischen Löwen erraffen. Wir müssen (spricht Serbien) das Gleichgewicht wahren und von dem Verlust der albanischen Hoffnung in Makedonien entschädigt werden; Bulgarien kann auch dann noch mit dem Kriegsertrag höchst zufrieden sein: denn es wird um das Doppelte größer als unser neues Serbien und erhält Adrianopel, auf das es nicht hoffen durfte. Wirklich nicht? Die bulgarische Organisation, deren Hauptziel die Befreiung Makedoniens war, hatte schon vor drei Lustren auch für Thrakien, für den Wilajet Adrianopel, einen Sonderausschuß gebildet. Doch nicht nur dieser Behauptung widerspricht Bulgarien, sondern heftiger noch dem serbischen Verlangen. Ues küb und gar Monastir zu behalten. Familienzank oder blutiger Kampf um die Vorherrschaft im werdenden Südslavenreich? Dieses Reich heute schon für tot, für unfähig zu gesundem Leben zu erklären, ist genau so klug, wie der Glaube an die Erhaltung des Status quo und an die Einheit des Europäerwillens war. Vielleicht kommt zunächst nur ein Zollverein und die in Belgrad und Cetinje von den stärksten Parteien ersehnte serbo-»tschernagorische Verwaltungsgemeinschaft. Dann? Auch nach Konstantinopel führen viele Wege. Hat Bulgarien einen bis ans Ende durchschritten, dann darf es freigiebig sein; wird er ihm verrammelt, dann muß es Monastir, Saloniki, Kawala haben: und, früh oder spät, dafür mit-sorgen, daß Serbien, Rumänien, Montenegro auf Oesterreichs und Ungarns Kosten satt werden. Jedes der vier Heere hat müthig gekämpft und des Lorbers sich würdig erwiesen. Die bulgarische Bauernarmee aber hat die Türken zerschmettert. Redl.

Ephialtes, der dem Heer des Perserkönigs Ferres über den Kallidromos geholfen und die Möglichkeit verschafft haben soll,



die Wächter des Thermopylenpasses zu überrumpeln, war uns bis gestern das Schreckbild desgemeinenLandesverräthers.Bon ihm empfing die Schlupfwespe, diedenLegestachel durch einBohrloch in die Larve der Holzwespe schiebt, den Ekelnamen. Ob der Mann aus Malis je gelebt, ob der Amphiktyonenspruch ihn geächtet hat, wissen wir nicht; erlittenes Unrecht mag ihm das Ge»fühl verwirrt, giftigen Haß gegen Spartiaten, Phoker, Thebaner eingeträuft haben. Für den FeldmarschallKarlMack, Freiherrn vonLeiberlch, wären, wenn ihm die verrätherischeUebergabe der Festung Ulm nachgewiesen werden könnte, immerhin noch mildernde Umstände anzuführen. Franke, nicht in Oesterreich geboren; als bstailleur vonRuf in denNiederlandenundimKönigreich Neapel fremden Truppen vorgefetzt; und im Türkenkrieg, während desgroßenpariserMenschheitgewitters.als ein scharfer Haudegen bewöhrt-Draußen achtzigtausendFranzofen gegen seine zwanzigtausend Mann; er war kein Leonidas und brauchte Oesterreichs Schicksal nicht im Herzen zu hegen. Alle Bilder berühmigter Verräther entfärben sich dem Auge, das sie dem neusten vergleicht: dem des österreichischen Obersten Alfred Redl. Der war das Haupt des Generalstabes im Achten Armeecorps, war (in Lemberg geborener) Oesterreicher: und hat, ein von Talent undGunst ungemein rasch auf die Höhe gehobener Offizier, in Zeiten ernster Reichsgefahr die wichtigsten Geheimnisse seines Vaterlandes den Russen verkauft. Deren Spione, wo ers konnte, geschirmt; die Namen, Pläne, Helfer der österreichischen Ausspäher zur Kenntniß der Petersburger Instanz gebracht; und ihr Alles gemeldet, was er über Organisation und Taktik, Mobilisirung, strategischen Aufmarsch, Waffen, Flugwesen, Transportmittel, widerstandsfähige und schwache Stellen des österreichischen Heeres wußte. Ein Schurke,wie unserBlick keinen noch sah. Ein Scheusal, neben dem selbst der Mädchenschlitzer ein argloses Gemüth scheinen müßte. DerPrinz.in dessen seinhäutiges Gewissen die Kunde stürmt, der fromm lächelndeKönig habe ihm die Mutter entehrt und den Vater gemeuchelt; der Greis, der den Kindern das Reich und die Krone hingab und von den Kindern dann aus dem Obdach inUnwetter und Leibesnoth gestoßen wird; der Wucherer und Wortspalter, den Wortspalterlist aus tückisch erwuchertem Rechtsanspruch schleudert; der imMohrenfell alternde Held, den, in einer



Die Zukunft.

luftlosen Bürgerwelt, blind gläubiger Heroswahn aus dem Bezirk  
sittlicher Menschheit treibt: ein Dichter, der wie Naturkraft durch  
die Jahrhunderte wirkt, hat, in jedem dieser Fälle, die Handlung  
gesucht und gefunden, in deren Ablauf das besondere Wesen des  
darzustellenden Menschen Heller, greller als von irgendeinem an»  
deren Geschehen beleuchtet, bis in die tiefste Wurzel und an den  
höchsten Zackenrand durchblitzt werden konnte. Nurein zum Dra-  
matiker Vorbestimmter, heißt's, hat Solches vermocht. Der Bereich  
Dessen, was uns Wirklichkeit dünkt, bedarf, weil wir ihn nicht nur  
drei kurze Abendstunden lang, über Orchestra und Rampenlicht-  
streif hinweg, anschauen, niemals so überkräftig illuminirender  
Kunst. Da Natur den Offizier Redl werden ließ, scheint sie sich, einem  
fürschaugerüst Sinnenden gleich, gefragt zu haben. woher für das  
Gräuelbild eines Landesverräthers die grasseste Farbe zu holen  
sei. Shakespeares Richard Gloster, der durch Verwandtenblut auf  
den Thron gewatet ist, zwischen zween Bischöfen, die Heilige Schrift  
vor dem Auge und auf gesalbter Lippe das Wort Gottes; Rem-  
brandts Saul. dem eines häßlichen Iudenjungen Lied die Wände  
der Herzkammern ins Wanken bringt und der mit dem Vorhang-  
stoff das Auge, eines mächtigen Königs, trocknet: hat Natur ihren  
größten Kindern, die kleinen bis ins Mark der Seele zu erschüttern,  
so grause Kontrastwirkung nachgedichtet? Das wiener Spions»  
drama würde von unseren Brettern gezischt. »Allzu unwahrschein-  
lich; geschmacklos, die Effekte in solche Firnhöhe zu thürmen. Das  
läßt der moderne Geistsich nicht zumuthen." Ein junger, stattlicher  
Offizier. Ohne Fehl im Dienst. «Sehr g'scheit." Die Rede knapp,  
klar, in Ton und Gehalt dem Horcher ein Schmaus. Nicht der  
winzigste Makel in der Konduite. Als Hauptmann ins Evidenz-  
bureau des Großen Generalstabes berufen; als Major Chef des  
Corpsstabes in Prag. Eine Weile das Hirn der »Gegenspionage  
deren Aufgabe ist, fremde Späher mit Irrlichtgcblink in Dickicht  
und Sumpf zu locken und, wenn ihre Schuld erweislich geworden  
ist, mit Henkersgriff zu packen, zu drosseln. Eine Hoffnung des Hce»  
res. Von Conrad, von Schemua geschätzt; vom Kaiser zum Vortrag  
empfangen, mit Handdruck und Orden geehrt. Sachverständiger in  
den wichtigsten Spionenprozessen. Und: seit mindestens sechs Jah-  
ren den Russen verkauft. Denen berichtet er um hohen Lohn, was er  
weiß; und er kann ungefähr Alles wissen (oder von ihm vertrauen-



Trigeminus.

319

dcnKameradenerfahren),was in derArmee heute geschieht,morgen  
geschehen soll. Zweimalsteht, seit er den Petersburgern vermiethet  
ist, sein Vaterland dicht vor der Gefahr eines gegen Rußland zu  
führenden Krieges. Er betreut pünktlich sein Verrätheramt; stei-  
gert vielleicht, da Mars just die Stunde regirt, nur den Preis.  
Abertausende müßten ins Grab taumeln, weil er zum Schurken  
ward; dieHeimathkönntevonFeindeshordenüberschwemmt,zer-  
fetzt, links ein gestern noch strotzendes Glied in Knechtschaft, der  
unterBlutströmen zuckendeRumpf inOhnmacht gezwungen wer»  
den. Das weiß der Oberst. Ißt aber, trinkt, reibt sich an lüng-  
lingen und schläft wie der Gerechteste. Alfred Redl: ein Muster.  
Ein Homofexualer (die amtliche Auskunst sagts): früh also  
in Verstellung und Heuchlerkunst hoher Grade gewöhnt. Wie ein  
Krüppel, der die Kürzung des Ebenmaßes zu verhüllen trachtet,  
eitel den Vollmann und Helden agirt und nie in Wahrhaftigkeit  
zurückfindet. Zweierlei Schleier liegenvor dem jungenStabsoffi-  
zier; »zu gefälligerWahl." Erkann heira>hen,emsig Kinderzeugen,  
derFrau einschärfen, daß jede nicht diefem Zweck dienstbare Ver-  
einung zweier Leiber vor Gott und Menschen Totsünde sei, die  
Monde der Schwangerschaftweidlich nützen undjeden Verdachts-  
keim schon durch die Erwähnung der lieben Brut schnell ausjäten.  
Lxempw ciocent.Redl fändesolchenZwang wohl zu lästig.Deran-  
dere Schleier ist ihm bequemer. Immer mit Weibern verbandct;  
gestern mit einer Soubrette, heute mit cinerBourgeoise. Wo der  
Ferdl an einem Mieder hakt, wird das Gemach transparent. Das  
zieht; und bürdet nicht die Lasten der Ehe auf. »Der und Kerls?  
Welcher Blödian hat den Schmarrn ingerührt?" Wie aus dem  
Kinaeden der Landesverräther wurde, läßt sich nur ahnen. Per»  
versiondesGeschlechtstriebeszerrüttetdasganzeWesensgehäus.  
Der gleich empfindende Fremdling ist dem Vertrauen näher als  
der am Weib hängende Landsmann; ist er, wie sonst eine Geliebte,  
vom Trieb umkost, dann giebts vor ihm kein Geheimniß. Oder:  
der Erpresser reckt die Faust; und das Schweigegeld ist nur aus  
dunklemSchachtzu fördern. ErsteIndiskretion;undBeelzebubow  
krallt sich fest in den kleinen Finger. Oder: der Spürhund dieser  
höllischen Excellenz hat Etwas von «Mißbrauch der Dienstgewalt  
zumZweck derGeschlechtsbefriedigung" erwittert, die Fährte be-  
schnüffelt, denMißbrauchtengerochenzwennBelialDiabolowitsch



32«  
Die Zukunft,  
nun winkt, muß der Herr Stabschef den Mund und den Akten-  
»  
schrank aufthun. Am Ende ist auf den Zinnen des Staates ein  
Klüngel Perverser doch nicht ganz so ungefährlich, wie die stand-  
»  
hafteKinaedenschutztruppebehauptethat?DesGeschlechtstriebcs  
Farbe nicht so gleichgiltig wie dieLaune derZunge, die Burgun»  
der dem Mosel vorzieht? «Die Homosexuellen im Staat": das  
Buch könntenützlichwerden. Auch dem Spion gebührt ein Kapitel.  
Redl ist aus Prag nach Wien gelockt, in einem stillen Hotel  
der altwienerisch vornehmen Herrengasse von drei oder vier Ossi»  
zieren in kurzes Verhör genommen, zum Verzicht auf den Sol-  
»  
datenrock aufgefordert und, nach der Unterzeichnung des Ab»  
schiedsgesuches, mit einem Browning allein gelassen worden. Er  
hat sich erschossen. Sonst hätte des Henkers Strang ihn erwürgt.  
Kes austriaca; in die wir nicht hineinreden wollen. Die Vehmrichter  
müssen durch hohen Auftrag oder Schutz gedeckt sein. Nach unserem  
Recht (und nur albernerDünkelwirdleugnen,datzsolcheSchlupf»  
wespe sich ins beste Heer einbohren könnte) wäre dieses nächtigen  
Kastenurtheils Vollzug denThatbestandsmerkmalen derBegün-  
stigung brenzlich nah. Ein überführter Verbrecher wurde dem zu-  
ständigen Gericht und vorgeschriebener Strafe entzogen. Selbst-  
mord ist keine Sühnung so ruchloser Lumpenthats. Den mag man  
einem vomRausch derLeidenschaft, noch der häßlichsten, Verleite-  
ten gönnen. AlfredRedl mußte auf offenemMarkt amSchandPfahl  
stehen und in der Schlinge verröcheln. Daß er geschont, daß kein  
Bündel seiner Verräthergeheimnisse im Kreuzfeuer des Gerichts»  
saales aufgeschnürt wurde, war gewißnichtvonWillkürbefohlen.  
Auch wer den Grund des schleunigen Nachtverfahrens zu kennen  
glaubt, darf,als ein aufrichtigerFreund derMonarchieOesterreich-  
Ungarn, die sauberen und tüchtigenWächterderuns verbündeten  
Machtvor einem Weg warnen,den derWiderhallschlimmenGe»  
raunes wie mit Schwefeldunst umdräut. Mandritsch, Redl, der  
durch Gerichtsspruch erzwungene Rücktritt des ungarischen Mi-  
nisteriums, das sich von einer am Staatsfinanzgeschäft betheilig»  
ten Bank zur Sicherung»guter" Wahlen fast vier Millionen Kro-  
nen zustecken ließ: für das Jahr derSlavenkrisis ists ein Bischen  
reichlich. Der Eiter mutz schnell aus dem Leib; ehe er das Blur  
vergiftet. Wo Eisen nicht half, hat manchmal Feuer geholfen.  
Staatsmänner Pflegen, wie Chirurgen, nach der Arbeit die^



Trigeminus.

Hände zu waschen, zu desinfizieren. Im März mußte Einer, diplo»  
matisch und strategisch, den Krieg gegen eine Großmacht vorbe-  
reiten, deren Haupt im Mai durchs geputzte Stadtthor einzieht  
und Ehrerbietung heischt. Da genügt kaum wohl Marmorseife.  
Der Versuch, das politische Geschäft zu moralisieren, wäre, unter  
dem Wind, der uns jetzt umweht, im eigentlichen Sinn Nietzsches  
unzeitgemäß. Muß aber das Spähersystem, wie es geworden ist,  
weiter geduldet werden? Dann gleitet Europa in die Sitten des  
Verbrecherkellers, der Dirnenspelunke. Daß ein als Militärbe»  
vollmächtigtereingeführter.indieHofgesellschaftzugelassenerHerr  
mit Adel, Armbanduhr und ins Dämonische funkelnden Finger-  
nägeln, drei Viertel seiner Dienstzeit zur Schädigung des Landes»  
in dem er akkreditirtist,benutzt,istarg;dochvielleichnicht zuändern.  
Kauft er, selbst oder durch Agenten, dem Heer Angehörige, dann  
wirds EhrenpflichtderStaatsgewalt,denErtapptenwegzujagen»  
ohne zärtliche Schonung. Der austro-russische Krieg, in dem auch  
unseres Reiches Söhne mitfechten mußten, schien fast unvermeid»  
lich: weil beide Mächte ihre Truppen dicht an die Grenze vorge»  
schoben hatten. Oesterreich, rief Rußland, hat angefangen; nein»  
gellte die Antwort: wir haben uns erst gerührt, als Ihr, Russen»  
den letzten Jahrgang, ohne von außen erkennbare Ursache, bei der  
Fahne behalten hattet. Heute erst weiß man ringsum, daß hüben  
und drüben in diesem Fall nicht gelogen ward. Was Wien plante,  
erfuhr Petersburg von Redl; und entschloß sich, in einem weit»  
räumigenLand mit noch unzulänglichenTransportmitteln, zurAb-  
wehr des Wollens, das morgen erstThatwerden sollte. HatNatur  
ihren größten Kindern, die kleinen bis ins Mark der Seele zu er»  
schüttern, das Gräuelbild des im Gnadenschimmer stolzirenden  
Schuftes nachgemalt?Schaut es recht anMnd fordert dann,laut  
und fest, die Massenmörderstrafe gegen jeden Spion, dem erwie»  
sen ist, daß er einWehrgeheimniß, ein winziges nur.weitergetra»  
gen habe; gegen jeden, ob ihn Geldgier, ob Patriotendrang trieb:  
die Schadensmöglichkeit, nicht den guten oder bösen Willen des  
Thäters besinne der Richter. Noch Anderes ist zu fordern:Nicht.  
Festunghaft mit Ehrenrecht, nicht Begnadigung als Festbehang,  
wenn der Aufträger des Verrathes uns zu besuchen geruht. Ein  
Spion mag ein Gentleman sein; doch den Gentleman, der ihn heim»  
lich wehrlos machen wollte, darf auch der Milde niederschießen.



Die Zukunft,  
Der Sammler Nemes.  
?A er Amateur geht, wie nächstens die Kunst gehen wird. Der große Freund der Künste, der immer etwas Fürstliches hatte, auch wenn er einmal einen bürgerlichen Namen trug, der den Künstler:! Aufträge sä !ioo gab, sich seine Säle mit Cyklen, feine Gärten mit Göttern und Gethieren aus Marmor schmücken ließ, ist nicht mehr. Der Sammler hat ihn vertrieben: ein kleineres, bescheideneres, dabei weniger einfaches Wesen, das fast immer etwas Gebogenes, Kleines, Verkümmertes hat, selbst wenn er einmal einen nicht bürgerlichen Namen trägt. Der sammelt, was sich An»dere für sich machen ließen, die schönen Ueberbleibsel früherer Zeiten, und zuweilen, was unserer Zeit an Schöнем zu schaffen übrig geblieben ist. Sein Zweck ist weniger bestimmt. Liebt er die Bilder, mit denen er seine schmalen Wände bis zum Plafond hin«auf bedeckt, die Bibelots, die seine paar Zimmer voll machen? Man muß es wohl annehmen, denn er lebt mit ihnen, sie sind seine Existenz. Seine Zeit ist mit der Lecture der Auktionenkataloge, mit Kunstgängen und Kunstreisen, mit Kauf und Verkauf angefüllt wie seine Zimmer. Niemand hat so wenig Muße wie dieser Nichts»thuer. Die Kunst des alten Liebhabers schmückte sein Dasein. In dem Palast, den ihm große Künstler geschaffen hatten, gab er Feste, machte seinen Schönen den Hof, herrschte über seine Leute, empfing mit Gepränge die Genossen seines Standes. Der Sammler sam»melt. Er hat nicht das geringste Interesse an Dem, was anderen Menschen das Heim ist. Sein Haus ist ein schlecht geeigneter Güterschuppen, den die Kunst um alles Künstlerische bringt. Seine Schöne ist das gewählte Gebiet seiner Gourmandise. Er empfängt den Rahmenmacher, und wenn er Feste giebt, giebt er sie nur sich selbst, zusammengekauert in einem morschen Sessel in dem einzigen freien Winkel seines Zimmers. Daumier hat ihn gesehen, über Mappen-gebeugt. an einem Bilde hängend, mehr belauernd als betrachtend, mit Augen, die denen des Nal^äo ImäSinu,iro verwandt sind. Der Palast ist nicht mehr. Der Besitz von Kunst ist etwas Besonderes geworden, eine Spezialität wie alles Andere, ein Beruf wie alles Andere, ein Geschäft wie alles Andere. In erster Linie gehört Geld dazu. Geld, der Welt wirksamstes Propagandamittel, das auf allen Gebieten der Kultur allmählich immer mehr die Idee verdrängt ivird in der Kunst Das, was in anderen Epochen die Kirche, das Vaterland, das Fürstenthum war. Was kann heute einen Künstler,



Der Sammler Nemes.

323

außer der Freude am Eigenen, zur Schöpfung treiben, wenn nicht das Geschäft? And ist nicht der mit der Freude am Eigenen noth» wendig verbundene Egoismus auch schon eine Art Geschäft? So« bald der Künstler sein Werk von sich giebt, sobald er sich irgendwie mit der Außenwelt einläßt, zieht ihn der Merkantilismus in die Schlinge. Die einzig greifbare Form seiner Beziehungen zu den Anderen beruht auf klingender Münze. Der Palast ist nicht mehr. Daher wird das Kunstwerk zu einem beweglichen Werth, ähnlich den Aktien oder Pfandscheinen. Uebrigens ein rech t solides Papier, wenn man zu kaufen versteht. Es giebt kaum.eiü anderes, das in diesem Jahr nicht gefallen ist. Der Familienvater legt heute sein Erbe besser in Cszanne an als in Staatsrenten. Und heute ist so viel Geld in der Welt, daß selbst der Prozentsatz von einemKunst«freund auf eine Million Menschen eine respektable Kaufkraft er» giebt. Im Kunsthandel geht es umgekehrt zu wie in der Kunst. Die Qualität der Käufer ersetzt die Masse. Ein einziger Sammler treibt die Preise. Um zu verhindern, daß sie sinken, genügen die zehn oder zwölf anderen, die von der Hausse profitirt haben oder / zu profitiren hoffen.

Es giebt noch Liebhaber, die nicht verkaufen. Ich habe neu» lich iu einem wenig fashionablen Viertel von Paris eine alte Dame gefunden, die eine Rente von zweitausend Francs und für zwei bis drei Millionen Bilder von Degas ihr Eigen nennt. In Paris giebt es Phänomene jeglicher Art. Ich ging mit einem Be- kannten hin, der Kaufgelüste hatte. Die Bilder sind mir heilig, sagte das alte Fräulein. Mein Freund nickte; er war darauf vor« bereitet und hing eineNull an. WennEinervon,,<Ülio8e8 s^ross" spricht, weiß man schon Bescheid. Es giebt Leute, die es zu Thränen bringen. Aber das alte Mädchen wollte wirklich nicht. DerLouvre bekommt die Bilder. Mein Freund behauptete, ein Händler stecke dahinter. Aber ein Intimus hat das Testament gesehen. Das alte Mädchen, die beiden Rouart, die jetzt tot sind und einige Poten- taten wilder Völkerstämme sind Ausnahmen. Im Allgemeinen der« kauft der Sammler, muß verkaufen, um weiter kaufen zu können. Der Kauf bereitet ihm das Vergnügen, das der alte Amateur der Kunst verdankte. Der Palast ist nicht mehr. Man kann darüber kurz oder lange nachdenken, kann darüber stöhnen und pessimisti- sche Bücher schreiben, wird aber diese Situation nicht ändern, so lange die Bedingungen unserer Welt herrschen, die bis auf Weite- res einigermaßen seßhaft erscheinen.

Heute soll hier von einem Sammler die Rede sein, den Ungarn hervorgebracht hat, Herrn Marcell von Nemes. Auch Einer, der

29



Die Zukunft.

verkauft. Man hat in Deutschland viel Lärm um ihn gemacht, um seine Bilder und um seine nicht leicht durchsichtige Persönlichkeit. Mit viel Begeisterung und auch mit einiger Bosheit. Man konnte bemerken, daß die sachliche Betrachtung von Bildern, die sich seit zehn Jahren in erfreulichem Fortschritt befindet, der deutschen Kritik immer noch nicht ganz geläufig geworden ist. In diesem Fall ist sie zu entschuldigen. Herr von Nemes hat die Eigenthümlichkeit, sich sehr merkbar neben und manchmal vor seine Bilder zu stellen. Man kann ihn schwer übersehen, noch schwerer überhören. Sein Enthusiasmus blüht nicht im Verborgenen. Er ist Ungar. Und wenn ein Ungar enthusiastisch für Bilder eintritt, die seine eigenen sind

Es giebt nicht viele Sammler von Rembrandt und Rubens in Ungarn; Herr von Nemes war vielleicht der erste. Der Erste hat auf jedem Gebiet immer stwas Besonderes, das Begeisterung und Bosheit einflößt. Und Herr von Nemes ist nicht nur in seinem Lande etwas Besonderes. Tschudi sah in ihm einen neuen Sammlertyp. Ich behauptete, man findet in der ganzen Welt der Sammler keinen zweiten. Die Rouarts hqten ihre Hotels, selbst das alte Fräulein, von dem ich vorhin sprach, hat ihre kleine Wohnung für sechshundert Francs jährlich, wo für zwei oder drei Millionen Bil-der hängen. Bei Herrn von Nemes ist es anders. Wohl hat er ein Dach über seinem Haupt, sogar ein recht komfortables in der vornehmsten Straße der ungarischen Hauptstadt. Die geräumige Wohnung würde vielleicht den vierten oder fünften Thsil seiner Sammlungen aufnehmen können. Herr von Nemes hat es nie versucht. Seine Bilder waren im Museum von Budapest, in der münchener Pinakothek, in der düsseldorfer Kunsthalle, überall, nur nicht in seinem Hause. Auch in Ungarn macht man die Erfahrung: der Palast ist nicht mehr.

Was hat er nur vor? So fragte man sich in Budapest und anderswo. Zumal in Budapest war die Neugier groß. Die zuletzt in Düsseldorf ausgestellte Sammlung, die nun nach Paris geschafft wurde, ist, der Zahl nach, nur ein Bruchtheil der Nemes-Sammlung; eine sehr rigorose Auswahl. Ich habe Hunderte von Bildern, die Herrn von Nemes gehören, in Budapest gesehen, in den Lagerräumen des Museums, auf Speichern, überall, nur nicht an seinen Wänden. In seiner Wohnung standen, als ich das letzte Mal da war, nur zwei Staffeleien mit angefangenen Bildern von ihm selbst. Schließlich habe auch ich mich, wie viele Andere, gefragt: Was, Teufel, will er mit all den Bildern? Was hat er vor? Und habe mir, wie viele Andere, geantwortet: Verkaufen, natürlich,



Der Sammler Nemes.

325

spekulieren, „einen großen Coup landen". Ein Coup ist ihm gelungen: Das steht fest.

Wohl möglich, daß die erste Idee des neuen Sammlers, vor zwanzig Jahren, als er anfang, rein geschäftlicher Art war: das Selbe thun wie so manche Andere in Paris und in London, von denen man in den Zeitungen las; für hundert Gulden kaufen, für hunderttausend verkaufen. Sehr leicht möglich. Wer vermag zu sagen, was vor zwanzig Jahren in dem Kopf eines Ungarn vorging? Aber anzunehmen ist, daß er diese spekulativen Wünsche, mindestens geraume Zeit, in den Hintergrund drängte und etwas Anderes an die Stelle setzte. Im Allgemeinen verläuft der Prozeß nicht so: sondern man beginnt mit etwas Anderem und endet bei den Geschäften. In Ungarn war es vor zwanzig Jahren für einen wahren Ungar vielleicht nicht ganz leicht, mit jenem Anderen anzufangen, dennes gab, so scheintwenigstens dem fern Stehenden, nicht viel Anderes in dem schönen Lande als Zigeuner, Paprika und Geschäfte. Der Schein trügt; und gerade Herr von Nemes hat ihn mit seiner Sammlung ungarischer Meister des neunzehnten Jahr»

hunderts widerlegt. Für einen Bilderspekulanten machte der neue Sammler die Dinge recht großartig. Er hat seine SammlungungarischerMeister der Stadt Budapest überwiesen, einige hundert Bilder, un'er denen sich die schönsten Munkacsy und Szinyei befinden? von Munkacsy prachtvolle schwarze Skizzen von bezwingendem Ausdruck, unend« lich werthvoller als alle Gemälde des einst Gefeierten, die die Stellung dieses heute Verrufenen zur Leibl-Schule, zur deutschen und zur europäischen Kunst eines Tages gründlich modifiziren werden; von Szinyei, dem noch heute rüstigen Veteranen, schla« gende Hinweise auf die Vorläuferrolle dieses ungarischen Impres-sionisten. Das war eines der „Geschäfte" vonNemes. Er hat mehrere von der selben Art gemacht, die Terey. der Direktor des budapester Museums, in seiner Vorrede zu der düsseldorfer Ausstellung dank»

bar registriert hat. Viele andere Museen, darunter auch deutsche Galerien, haben stattliche Schenkungen von ihm erhalten. Einer aufblühenden ungarischen, Provinzstadt von unaussprechlichem Na-men hat er hundert Bilder überwiesen, in der Hoffnung, in diesem abgelegenen Gelände ein Kunstleben zu entwickeln. Für einen Spekulanten waren die Generalunkosten beträcht-lich. Es giebt in Budapest keinen jungen Künstler, der nicht dazu beigetragen hat, und wenn heute in der Stadt der Magyaren, die früher für einen Vorort Asiens galt, die Kunst heimisch geworden ist, wenn man, wie es mir neulich passirte, an einem Tage zwei

29»



326  
Die Zukunft.  
oder drei Eröffnungen von wohlarrangirten Ausstellungen bei-  
wohnen kann, hat man es, zum Theil wenigstens, der Initiative  
des Spekulantens zu danken.  
Nein: ganz so einfach liegt der Fall Nemes nicht. Die Speku-  
lation in Bildern ist ein zu summarischer Begriff, um damit be-  
sondere Dinge erklären zu können. Zumal Eins wird nicht erreicht.  
Man erklärt nichts Schöpferisches mit dem bloßen tzangzumGelde.  
Zum Mindesten muß eine gesteigerte Liebe zum Eigenen dazu kom-  
men, fast wie beim Künstler.  
Um Schöpfung handelt es sich. Das schwebte vielleicht dem  
ehrgeizigen Ungarn eines Tages in vagen Umrissen vor und be-  
gann sich langsam zu einer Vorstellung zu verdichten: Etwas schaf-  
fen, in den Geist des Volkes, dem er angehörte, etwas Neues ein-  
führen, seine Landsleute den groben materiellen Interessen ent-  
reißen, den Umkreis der ästhetischen Bedürfnisse, der sich bis dahin  
mehr auf die sensuelleren Künste, Musik und Theater, beschränk-  
ten, um das für die Gesittung wichtigste Gebiet erweitern.  
Seine wesentlichste Schöpfung ist diese heimath lose Sammlung.  
Man erklärt ein solches Werk nicht mit spekulativen Gelüsten. Da-  
zu langt der Athem der Geschäftsleute nicht. Man erklärt es auch  
nicht mit dem patriotischen Ehrgeiz, so groß er in dem noch jung-  
fräulichen Lande sein mag. Dieser Ungar hat an nichts Anderes  
als an sich gedacht, hat aus sich selbst ein künstlerisches Wesen schaf-  
fen wollen. Den Palast, den es in Wirklichkeit für ihn nicht geben  
konnte, dessen materieller Besitz seinen sozialen Instinkten nicht  
entsprach, in dem er nie zu Haus gewesen wäre, den gedachte er im  
Geist in sich selbst zu errichten; und er hat ihn gebaut.  
Der Leser ist mißtrauisch. Warum, fragt er, wenn es ihm nur  
auf geistigen Besitz ankam, warum kaufte er dann und warum ver-  
kauft er heute?  
Für Beides, für den Kauf und für den Berkauf, giebt es aller-  
lei plausible und nicht ohne Weiteres kompromittirende Gründe.  
Der Gründe, die heute einen auch recht vermögenden Mann zum  
Verkauf bewegen können, sind zu viele, um sie alle zu untersuchen,  
und sie sind nicht interessant. Warum kaufte er? Vielleicht aus  
Atavismus. Ein Mensch aus einem weniger jungfräulichen Lande  
hätte vielleicht ein Buch geschrieben, eins der jährlich erscheinen-  
den dreitausend Bücher über Kunst, und hätte vermuthlich weniger  
genützt. Der Kauf war für ihn eine Bekräftigung, eine wesentliche  
Verlängerung des Genusses, ein ihm wichtigesSymbol für die Er-  
oberung, eine optimistische Geberde. Vielleicht hoffte er, das „dank-  
bare Vaterland" werde eines Tages dem Werk den würdigen Rah-



Der Sammler Nemes,  
327

men geben; er kann sich sogar eingebildet haben, irgendwo in dem kunstsinnigen Europa werde sich eines Tages ein vernünftiges Stadtkollegium oder ein Fürst oder ein Vanderbilt finden, um mit dieser einzigartigen Sammlung ein Museum zu begründen. Wer weiß, was Alles in dem Kopf eines Rngarn vorgeht?

Du bleibst skeptisch, lieber Leser; Du lächelst. Tschudi und so viele Andere sind auf ihn hereingefallen, lächelst Du, nun fällt Der auch auf ihn herein. Lieber Leser, Du bist arm an Gedanken, des« halb hältst Du krampfhaft an einer Erklärung fest, die Dir das Nachdenken und noch dazu das Betrachten erspart. Meine EMS» rung ist besser, selbst wenn sie falsch wäre, weil sie mir Genuß ver- heißt, während Dich der ewig öde Gedanke an den Mammon von den Bildern zurückhält. Denn, gestehe es nur, Du fällst auf alle Bilder herein, die in gesichertem Besitz sind, und Du mißtraust diesen, weil sie verkäuflich sind. Ich kenne die Melodie zu gut. Sie hat Tschudi und Anderen genügend unlieblich in die Ohren geklungen. Wie wunderleicht ist es, Dinge, denen man nicht anders beikommen kann, mit dieser lieben Nuance („es geschah des Gel« des wegen“) abzuthun!

Diesen Firniß möchte ich von den Bildern wischen, weniger des Herrn von Nemes als der Bilder wegen, damit man sehen kann, wie sie gemalt sind, nicht, wie sie sich ein die Spekulation wittern- der Jemand ausmalt. Denn es trifft sich, daß diese Bilder just zu denen gehören, die man betrachten müßte, selbst wenn sie in den Klauen des Teufels wären.

Wenn Du aber, lieber Leser, mit Deinem liebenswürdigem Lächeln durchaus ein materielles Zeichen willst, mit dem Du die Gattung dieses Sammlers bestimmen kannst, freilich, ein viel weni- ger schlagendes Zeichen als die Bilder, die am Besten für ihn sprechen, Dir aber vielleicht zugänglicher, so laß Dir sagen, daß dieser Sammler auch praktisch ans Bauen gegangen ist. Er, der früher nie einen Pinsel angerührt hat, der mitersprießlicheren Mit- teln zu Gelde gekommen ist, hat sich unter die Maler begeben. Wenn Das auch heutzutage kein Wunder bedeutet wie die Heilung des Blinden, so ist es immerhin ein Zeichen. Er malt seit einem Jahr; und man zählt schon kaum die Leinwände, die er mit leuch- tenden Farben bedeckt. Wie er früher den Bildern nachreiste, läuft er heute schönen Blumen und allen farbenfrohen Dingen nach, die ihm Modell werden können. Er lebt für nichts Anderes. Neulich traf ich ihn in Paris im Malkittel. Er hatte sein Hotelzimmer zum Atelier umgewandelt, und während draußen die Händler warteten, erklärte er mir, warum er die Pastellmalerei aufgeben und jetzt



328  
Die Zukunft.  
nur noch in Oel malen wolle. Ich theile nicht ohne Reserven den weitgehenden Enthusiasmus der Anhänger des neuen Malers. Der Sammler ist mir bis heute noch lieber. Aber ich sehe einen Anfang und würde mich nicht wundern, wenn der Autodidakt auch auf diesem Feld Ueberraschungen brächte. Eins steht außer Zweifel: sein Wille, nur noch seinem Künstlerberuf leben zu wollen.  
^ Und mir scheint, dieser Wille ist für den Entschluß, sich von seinen Bildern zu trennen, entscheidender gewesen als alles Andere. Ein Wort aus der Erinnerung, was mir die Bilder in Düsseldorf sagten. Die Stadt Heines und der reichen Leute bekam einen Augenblick, so lange die Sammlung in der schlimm beleumundeten Kunsthalle weilte, einen Schimmer ihrer alten, längst vom Rauch der Fabriken zerstörten Noblesse zurück, einen überreich verzinsten Ersatz für die einst entführten Schätze. Man vergaß die Akademie, die lederne Langeweile, die sich mit dem Begriff Düsseldorf als Kunststadt seit Jahrzehnten verbindet, und kam sich vor wie in einem Palast. Ein hohes Vestibul nahm uns auf. Primitive aus dem Norden und dem Süden thronten ernst und schweigend in feierlichen Nischen. Ein Einzug Christi inJerusalem von einem Venezianer des Quattrocento neben der treuherzigen Legendeeines Cranach, eine Beweinung Christi von Mainardi, eine Madonna von Bellini und daneben die von Würde gezügelte Inbrunst des großen Gerard David. Ein einzigartiges deutsches Werk, der Baldung Grien, von großen Linien getragen, die alten Domfenstern entnommen schienen, eine Venus, die sich nicht leicht zu der mythologischen Rolle hergab, die ihr der Titel und der kleine Cupido zur Seite vorschreibt, in Wirklichkeit eine Eva. Die Mitte nahm eine kostbare Tafel des kölnen Meisters Barthel Bruyn ein, eine Art Vermittlung zwischen Nord und Süd. Die vornehme Urbanität der Heiligen und des Stifters verrieth die Nähe Frankreichs. Zwei Flügel öffneten sich von diesem Vestibul nach zwei entgegengesetzten Seiten, bildeten jeder einen Halbkreis und trafen sich dann wieder in einer großen Halle. Der eine Flügel herbergte Flandern und Holland, der andere Italien. Der eine mit den Holländern und Vlaamen war reich garnirt. Da hingen ungefähr alle Großen des siebzehnten Jahrhunderts, die zwischen Amsterdam und Antwerpen gemalt haben, und ein guter Theil der Kleinmeister. Rembrandt hatte eine Kabinetwand für sich, wie es sich gehört, mit drei Bildern; eins aus der Jugend: ein imposanter Greis, der zwischen den „Vater“ der Ermitage und den der kasseler Galerie gehört; zwei reife Bilder, die Studie eines Mannes im Hut,



Der Sammler Nemes. 329  
und einAusschnitt aus der berliner „Susanna“, derAltemitder Faust, prachtvoll. Cuypp und Hals hingen daneben. Von Hals das Hauptwerk der Sammlung Weber, ein Bild, auf das die beliebte Katalogbezeichnung „Männliches Bildniß“ einmal zutraf. Es war männlich, ganz abgesehen davon, das; es einen Mann darstellt, ein Symbol der Würde und Energie des Mannes. In der ph'an» tastischen Landschaft Cuypps mußte man sich zurechtfinden. Die Cou» lisse war fast zu zerbrechlich für die gewaltige Stabilität der beiden Kühe, Verwandte der vierfüßigen Helden in Dulwich und in der National' Gallery, bei uns in der Sammlung Carstanjen. Die Sonne richtete den Reichthum. Man konnte sich bei diesem Licht kaum enthalten, an Poussin zu denken, so fern er sonst dem Genre stehen mag.

Um diesenBlock herrlicher Werke gruppirten sich viele meisterliche Kabinetstücke, die dem Liebhaber des „Leun morOSäu“ theuer sind, die De Keyser, Ostade, Teniers, Brekelenkam, Terborch, die Koninck und Wouverman, die Snyders, Fht und van Beijeren. In einem Kabinet daneben Rubens mit einigen Proben seiner Hand« schrift, begleitet von Van Dyck, den sein englisches Gefolge in der Bildnis;malerei umgab.

Das war der eine Flügel. Den anderen des Lustschlosses bewohnte Italien; richtiger: ein Theil Italiens; und es ist bezeichnend, welcher. Der Erbauer des Schlosses hatte von denzahlreichen Schulen des kunstreichen Landes Venedig gewählt, das Venedig Tizians, der Veronese und Tintoretto. Der Anführer fehlte, aber von den Schülern, von Tintoretto und Veronese, gab es wundervolle Bilder. Zwischen den bewegten Bassanos hingen stille Bildnisse der Cariani und Moroni. Warum diese Schule und keine andere? Weil Venedig allein von allen italie«ischen Schulen seine künstlerische Rolle bis nahe an unsere Zeit heran fortzusetzen gewußt hat, weil das achtzehnte Jahrhundert Venedigs, das Venedig der Tiepolo und Guardi, das auch in dem Lustschloß, zumal durch eins der merkwürdigsten Werke Guardis, seine Stätte fand, eng mit unserer Kunst verbunden ist und weil diese Verbindung hier und dort, in allen Zweigen der Malerei zu dem idealen Sammelobjekt des seltsamen Sammlers wurde.

Noch Eins trieb ihn nach Venedig. Das Atelier Tizians formte den Künstler, der für Herrn von Nemes den stärksten Ausdruck dieser lebendigen Verbindung zwischen den Völkern und Zeiten bedeutet: Greco.

Wir treten in die große centrale Halle des Palastes, wo die beiden Flügel einmünden. Hier hat der Baumeister nicht mit Wir»



Die Zukunft,  
kungen gespart. Kühne Bogen tragen ein weites Gewölbe, die  
Wände sind aus kostbarem Material. Es ist ein Glitzern und Rieseln  
von Perlen und Brokat, von Marmor und Gold. So schmückt man  
einen Thronsaal. Zwischen hohen Pilastern hängen hier zwölf Bil-  
der des Griechen. Jedes ist von dem Nachbarn verschieden und alle  
bilden eine zusammenhängende Geschichte, die heilige Legende vom  
Geist. Wenn Du sie ansiehst, verschwindet plötzlich die Pracht des  
edlen Materials, das Gold wird matt, die prunkenden Stoffe der-  
gilben, der Marmor erblindet. Die Materie beugt sich vor dieser  
Geberde des Geistes, der mit einer Bewegung der Hand den Stahl  
Funken sprühen läßt, mit einem Nichts von Farben unvergäng-  
liche Früchte hervorzaubert, mit dem Druck auf einen Pinsel den  
Heiligenschein um die Madonnen entflammt.  
Schon diese Halle allein macht die phantastische Idee des seit-  
sam Sammlers verständlich. Dieser eine Saal mit den zwölf  
Grecos könnte einen dem Schönen zugethanen Menschen bestim-  
men, ein Leben voll Arbeit und vielerlei Umtrieben zu verbringen,  
ein Vermögen zu opfern, auf andere irdische Freuden zu verzich-  
ten. Und bestände dieser Saal nur einen Tag, sähen wir ihn nur  
ein einziges Mal: es wäre genug, um uns dankbar zu stimmen.  
Nun werden ihn sich die Pariser für drei Tage aufbauen.  
Paris, dieser beste Kenner guter Dinge, ist schon mit Greco ver-  
traut. Es sah ihn, als das große Bildniß des Kardinals Nino de  
Guevara, dessen Kopf in der Nemes-Sammlung wiederholt ist, bei  
Durand-Ruel Station machte, um zu Havemeyer nach New York  
zu gehen; dann, als die beiden Prachtgemälde der Kapelle San  
Jose in Toledo, zum Entsetzen ganz Spaniens, von einem pariser  
Händler wiederum für Amerika entführt wurden; dann, als der  
Laoköon, den Tschudi für Deutschland rettete, der alten Bourbonen-  
Sammlung entfloh. Paris hat die edelsten Werke Grecos gesehen,  
beherbergt noch heute in seinen Mauern manches kostbare Bild;  
und der Louvre ist das einzige Museum im Norden, wo Greco  
einigermaßen würdig repräsentiert ist. Aber Paris sah nie mehr  
als zwei oder drei Bilder auf einmal, gewöhnlich in den Privat-  
zimmern der Händler. Nie wurde der nicht unbeträchtliche Wider-  
stand, den Greco jeder beginnenden Betrachtung entgegenstellt,  
durch die Vorführung mehrerer Werke in einem der Würde des  
Gegenstands genügenden Raum erleichtert. Die schöne Greco-Aus-  
stellung des Prado im Jahr 1902 vollbrachte die Rehabilitierung  
innerhalb Spaniens und regte dort die fruchtbarsten Forschungen  
an, ging aber für das Ausland fast unbemerkt vorüber. Die Greco-  
Ausstellung im pariser Herbstsalon von 1901 entsprang einer, in Sa-



Der Sammler Nemes.  
lichen Absicht, war aber aus so zweifelhaften Elementen zusammen-  
gestellt, daß sie dem Andenken des Meisters mehr geschadet als  
genützt hat.  
Deshalb bedeutet die Ausstellung der Greco des Herrn von  
Nemes eine wichtige Station in dem verspäteten Eroberungszug  
des Meisters. Diese Bedeutung wird nicht durch die Einsicht auf»  
gehoben, daß nicht alle Werke, obwohl sämtlich eigenhändig, zu  
seinen meisterlichsten Schöpfungen gehören; daß Dem, der Greco  
in seiner ganzen Pracht kennen lernen will, nicht die Reise nach  
dem Prado und dem Escorial, vor Allem nach Toledo erspart bleibt.  
Selbst wenn es Herrn von Nemes gelungen wäre, alle die entschei-  
denden Werke, die außerhalb Spaniens in den Museen oder im  
Privatbesitz hängen, zu vereinen, würde man immer noch den Ernst  
des „Begräbniß des Grafen von Orgaz“, das Pathos der „Mau»  
ritiuslegende“, die Mystik der Himmelfahrt Christi vermissen. Von  
einem der Hauptwerke, dem Espolio der Kathedrale in Toledo, hat  
Herr von Nemes eine herrliche Variante zu erwerben gewußt;  
von den beiden Fassungen der Heiligen Familie je eine kostbare  
Variante und von dem oft gemalten „Christus mit dem Kreuz“ ein  
weit über dem Durchschnitt stehendes Exemplar; daneben ein „Oel»  
berg“, auf dem Das, was die Zeit den großen Gestalten geraubt  
hat, durch die köstliche winzige Gruppe im Hintergrund (ein De»  
tail, das mehr erzählt als ganze Bilder anderer Meister) ersetzt  
wird. Aus der Apostelserie ein gut erhaltener Heiliger Andreas;  
von den Marienbildern zwei Darstellungen, von denen die eine  
mindestens eine Ahnung von der glorreichen Himmelfahrt Maria?  
in San Vicente verheißt. Schließlich, außer dem Kardinal, noch ein  
vorzügliches Bildniß. Da nahezu alle Perioden Grecos und die  
meisten Gebiete, auf denen sich seine unerschöpfliche Phantasie er»  
ging, zur Geltung kommen, gelingt es dem Suchenden, den der»  
schlungenen Entwicklungspfad zu finden.  
Denn alle Werke Grecos, auch die Wiederholungen, sind Sta»  
tionen des Rastlosen. Er malte nicht, um zu malen. Keiner hat wie  
er das Unnütze zu vermeiden gewußt. Er malte für sich, vergaß die  
Bestellung, auch wenn sie von einem Fürsten kam, gehorchte nur  
seinem eigenen, von allem Schönen der antiken und christlichen  
Welt geadelten Instinkt. In der Epoche der größten Schulen der  
Kunst lebte er allein im fremden Land und gründete sich für sich  
selbst eine Schule, deren Schüler dreihundert Jahre später kamen.  
Er verstand, zu opfern. Wo zwei Pinselstriche genügten, gab er  
nicht drei. Herr von Nemes hat oft den Zweiflern gerathen: Nehmt  
irgendein Stück in einem Bilde Grecos, schneidet es aus und be»



Die Zukunft.

trachtet. Macht das Selbe mit dem Bild eines anderen Meisters. Der Grecc wird immer, ob das Stück nach Eurer Meinung einen Theil der wesentlichen Handlung enthält oder nicht, handeln, wird ein Stück Leben sein, von Pinselstrichen durchzogen wie die Hand von den Adern. Das Stück des Anderen ist gar oft nur ein wesenloses Stück bemalter Leinwand.

Greco hat keinen besseren Propheten gefunden. Die Unabhängigkeit des Enthusiasten von der Orthodoxie der Gelehrten giebt ihm besondere Kraft. Was er sagt, ist sein Eigenthum. Der einfache Vergleich hat es ihn gelehrt. Er gleicht dem Sultan, der sich eines Tages für die Monogamie entscheidet, weil er die Frau gefunden hat, die ihm alle anderen ersetzt.

Vermutlich hätte Herr von Nemes sein Lustschloß anders gebaut, wenn er Greco früher entdeckt hätte. Immer wären das Vestibul und die Primitiven gewesen, auch der Flügel mit den Italienern, auch Rubens und Rembrandt, und immer hätte es die Folge gegeben, in die wir jetzt eintreten. -

Als weitläufiger Landsmann Grecos ist Goya zur Stelle, der vielgesuchte Bildniszmaler, der geschickte Kartonzeichner, der Humorist Goya mit dem beißenden Lachen; und der große schöpferische Meister, der alle anderen Abarten des Vielseitigen übertrifft; der Goya der Cucana, mit einer dem berliner Bilde ebenbürtigen Szene. Dieser Vorläufer steht am Eingang des großen das Gebäude abschließenden Saales. Es ist eine lange Galerie mit hohen Fenstern, durch die man auf das sonnige Paris schaut. Courbet, von Delacroix begrüßt, nimmt das äußerste Ende ein mit einer Felsenlandschaft, den selben Felsen, die eines Tages das Begräbniß von Ornans umschlossen, mit noch anderen Details dieser bürgerlichen Epopoe, dem Hund, der vorn auf dem Begräbniß steht, und einem der Leidtragenden, Adolphe Marlet, eins der dunklen Bildnisse Courbets, die nur die Meisterlichkeit erhellt. Danben Landschaften, Wasser und Land, ein paar glänzende Figurenbilder, eine ^«mme «ouokes, venezianisch hingelegt, nichts weniger als venezianisch gesehen; dann die beiden Mädchen am Meer. Das Haar der Einen ist mit einem Pinsel gemalt, der die Wogen des Meeres zu treffen wußte. Und schließlich jenes einzige Werk Courbets, die beiden nackten Frauen, die alle möglichen mythologischen und anderen Titel haben und von keinem Titel getroffen werden, ein romantisches Produkt des unerbittlichen äs okair". Dem Realisten sind, als er es malte, Adlerflügel gewachsen. Man kann Courbet kaum vollkommener darstellen als mit diesen Bildern. Corot verschwindet in dem Saal dem Umfang nach neben



Der Sammler Nemes.  
Courbet, nicht nach dem Werth. Nur zwei Bilder, doch beide zum Besten gehörend: eine reizende Kanallandschaft aus der Picaroie und ein Hauptwerk, eins von denen, die auf der Weltausstellung von 190(1 eine neue Werthung des Meisters vollbrachten, die als Corots größte That seine Darstellung des Menschen offenbarten: die „SonAsris äs Naristts“, ein Pendant zu der „?einine s, l.i, perls“, aber bürgerlicher, einfacher, intimer, ich wage, zu sagen: intakter. , !!!! .^|^«^!  
Der Saal wird lichter. Mit Corot und Courbet kommen die großen Schüler der beiden Großen. Zuerst Manet, der Manet der Olympia und der der Bildnisse, der Manet der RUs äs Lerne und der letzte Manet, der sein barbarisches Schicksal unter Blumen und Früchten verbarg. Manets Freund Claude Monet hat neben einem belanglosen Figurenbild kleinen Formats eine Küste aus seiner besten Zeit, als die farbenanalytischen Tendenzen noch nicht das Temperament des Landschafters zersetzt hatten. Fünf glänzende Bil» der zeigen die immenseUeberlegenheitRenoirs; Mädchen.Frauen, Blumen. Die wundervolle Skizze zu dem „^loulin äs 1a (Z^letie" des Luxembourg, gleichsam der Tanz ohne die Tänzer, der Inhalt des Bildes auf den Rhythmus, der die Paare und die Farben treibt, zurückgeführt; ein Frauenbildniß in Pastell, von seltener Größe der Auffassung, das beweist, wie vertraut Renoir auch jene andere, weniger lächelnde Form der Frau war, die Vegas zu der seinen machte und die Renoir weniger absichtlich, natürlicher und mächtiger darzustellen wußte. Von dem großen Blumenstrauß könnte man sagen, Greco hätte so, wenn er Stilleben gemacht hätte,Blu» men gemalt. Und auch in dem Hauptwerk Renoirs in der Samm» lung, der Familie Henriot, steckt Etwas von dem Greco, der auf dem Mauritius den Hintergrund zu einer sommerlichen Landschaft werden ließ. Bei Greco sind es Märtyrer und Fahnen, bei Renoir Frauen und Blumen. Doch was bedeutet auf den Bildern der Meister das sichtbare Detail neben den unendlich verschwiegeneren Dingen ihrer Atmosphäre!  
Neben Renoir Degas mit einem seiner aus Tänzerinnen ge- bildeten Parallelismen. Und mit Degas die beiden Jüngeren, die ihm nahestanden, Gauguin mit einer Tahiti»Szene und Van Gogh mit einem Meisterwerk, einem Stilleben, das bei Cassirer war: der schräge Tisch mit den Lampen, der Pfeife und dem Tabak, dem Buch und dem Teller mit Zwiebeln.  
Nnd nun der Glanzpunkt der modernen Sammlung,dasPan» neau mit den sechsCszanne; eineAuswahl, die das Qualitätgefühl des Sammlers in hellstes Licht setzt. Man muß Cl-zanne gut ken»



Die Zukunft,  
nen, um diesen Jungen in der rothen Jacke zu nehmen; ich glaube freilich, daß, wenn man so weit ist, man solche Dinge über alles Andere stellen wird. Es ist die vollständigste und konsequenteste Realisirung dieser Kunst, die mit Tönen und Flecken Menschen und Begebenheiten schafft, denen Vielerlei fehlt, was anderen ihres» gleichen zukommt, und die Etwas besitzen, das man nirgends findet, eine scheinbar rein dekorative Nuance, die, man weiß nicht, wie, die Menschen zu psychologischen Wesen, die Begebenheiten in Legenden verwandelt. Das Stilleben, mit der Fruchtschale, dem Glas und dem Messer auf der Serviette, ist schon klassisch geworden. Eines Tages wird man solche Bilder so ansehen, wie wir heute gotische Tapisserien betrachten. Das andere Stilleben mit den Aepfeln und dem abgeschnittenen Teller, früher als das zuerst genannte, weniger robust, aber sublimer, zeigt die ungreifbare Komposition des großen Komponisten. Es ist noch viel weniger „gestellt“ als das andere; die Aepfel liegen wirklich, wie der Zufall sie gelegt hat, aber sie sind noch mehr als die Dinge des anderen Bildes unserer an der Wirklichkeit geübten Kontrolle entrückt, können so absichtlos liegen, weil sie das Besondere in ihrer Malerei besitzen und weilDies der gewohntenSachkomposition nicht zugänglich ist. Das dritte Stilleben „Das Büffet“, noch einmal Aepfel, ist eine dritte Vision. Zwischen den dreien sind Unterschiede wie zwischen den Stilen eines Voltaire, eines Balzac, eines Flaubert. Man erhält einen Begriff von unserer Zeit, wenn man bedenkt, daß der selbe Künstler mit dem selben Motiv solche Verschiedenheiten seines Subjektivismus hervorbringt. Früher gehörten Generationen dazu.

Herr von Nemes hat eine glückliche Hand. Er hat diesen Perlen Cozannes noch zwei schöne Bilder zugefügt: eine Landschaft, die etwa dem Knabenbidniß entspricht, und eins jener Rendezvous nackter Menschen im Walde, die uns trotz dem Fragilen ihrer Art oft wie Monumente berühren. Bei einer dieser verzauberten Nacktheiten, dem aufrecht stehenden Mann in der Mitte des Bildes, der dem Betrachter den Rücken zukehrt, einer hohen Gestalt, in deren Formen sich Etwas von reinstem Griechenthum verbirgt, kommt uns eine schwankende Erinnerung. Eine ähnliche Oekonomie in der Vertheilung der Flecke, eine ähnliche Größe des Ausdrucks haben wir unter ganz anderen Formen bei einem Heiligenmaler gefunden, der drei Jahrhunderte vor Cszanne lebte. Wir stehen in der Mitte der Galerie vor der weitgeöffneten Thür, die in die Halle, wo wir vorher waren, führt. Gerade fällt das Licht auf die Grecos. Wir eilen zu ihnen, suchen, ob wir nicht, gewirkt



Ozanam.

835

in ein Priestergewand oder im fernen Hintergrunde eines Oel«  
bergs, die Szene mit den Nackten finden. Wir finden natürlich  
nicht. Dennoch verläßt uns nicht der Gedanke, daß wir hier, nicht  
nur, wie bei Renoir, eine verwandte Malerei, sondern ein ver-  
wandtes Menschenthum vor uns haben, daß Greco und C«zanne,  
durch Rassen und Epochen und Kulturen getrennt, zusammenge-  
hören und an der selben Aufgabe wirkten. Wir eilen weiter zu den  
Tintoretto's und Bassano's. Da begann es; oder vielmehr: da war  
die Vorbereitung; der Beginn muß noch viel weiter zurück liegen.  
Wir eilen durch die ganze Sammlung, möchten sie noch größer  
haben, möchten zu den Griechen und bis zu ihren Vorgängern  
dringen, möchten in die Gräber der Egypter hinabsteigen, um die  
erste Spur jener glücklichen Immaterialisirung zu finden.  
War es etwa diese Finderlust, was den Ungar trieb, sich  
dieses Lustschloß zu bauen? Mich dünkt es wahrscheinlicher, so  
phantastisch es klingt, als die Vermuthung, er habe um Geld ge-  
spielt. Wer in hohen Werken der Menschheit dieses ewige Leben  
findet, verdoppelt das seine. Was wäre Besseres mit Geld zu er-  
reichen?

Du lächelst, freundlicher Leser. Immerhin steht fest, daßNemes  
jetzt in Paris verkauft. Ja, immerhin; und es giebt Leute, die der  
Zerstreuung dieses Ganzen ohne Freude zusehen werden. Immer-  
hin kann der Meistbetheiligte nichts Wesentliches dabei verlieren.  
Seinen Palast wird er behalten.  
Nikolassee. Julius Meier-Graes e.

Ozanam.

ie Kulturwelt bedarf der katholischen Form des Christenthums  
schon deshalb, weil in ihr die Caritas gehegt und gepflegt  
wird. Nächstenliebe ist freilich nicht an das römische Dogmensystem  
und den Papst gebunden; haben doch gerade hochmüthige tzier-  
archen jeden ihrer Herrschaft Widerstrebenden, so weit ihre Macht  
reichte, erbarmunglos zertreten, und der Zank um die Orthodoxie  
hat in Byzanz, mehr noch nach der Kirchenspaltung in Mittel- und  
Westeuropa, die Christen in Teufel verwandelt. Die Verflechtung



Die Zukunft, der Caritas mit der katholischen Orthodoxie und Hierarchie ist nicht kausaler, sondern historisch-geographischer Natur. Die Caritas gehört, wie die bunten Priesterornate, zur weiblichen Seite des religiösen Lebens und hat darum bei den weiblichen Nationen, den Romanen und den Slaven, ihre Heimstätte gefunden; Romanen aber sind es gewesen, denen die, Aufgabe zugefallen war, der Kirche ihre Verfassung zu geben und die christliche Lehre zu einem System auszugestalten. Den nordischen Völkern dagegen eignen (und sie mußten sich darum ihre besondere Kirchenform schaffen) jene männlichen Tugenden, die eine Nation groß, reich und mächtig zu machen vermögen, Tugenden übrigens, die auch von den Moraltheologen der alten Kirche keineswegs gering geschätzt, sondern als Kardinaltugenden, als der Kern der natürlichen Sittlichkeit, empfohlen werden. (Sie heißen: Klugheit, Mäßigkeit, mit welchem Wort das auf Selbstbeherrschung beruhende Maßhalten in allen Dingen gemeint ist, Gerechtigkeit und Stärke oder Starkmuth, Tapferkeit, Willenskraft. Nur soll diese natürliche Sittlichkeit durch die „übernatürlichen“ Tugenden Glaube, Hoffnung und Liebe ergänzt und veredelt werden.) Mit diesen Tugenden im Bunde wirkt die Caritas auch in der evangelischen Christenheit und hat von der katholisirenden Universität Oxford aus die soziale Gesinnung erzeugt, die indeß ihres Urquells, der christlichen Caritas, eingedenk bleibt. So wollen die Webbs zwar alle Unterstützung durch Vorbeugung ersetzen, bekennen jedoch, daß vorläufig die freiwillige Barmherzigkeit, und zwar die religiös, ja, konfessionell inspirirte, als Helferin der von Staat und Kommune zu organisirenden Vorbeugung nicht zu entbehren sei. (Sidney und Beatrice Webb: Das Problem der Armuth. Deutsche Uebersetzung von Helene Simon bei Eugen Diederichs in Jena 1912.)

Im siebenzehnten Jahrhundert hat Vincenz von Paul das Walten der Caritas den Bedürfnissen seiner Zeit angepaßt; daß dabei zwei Klosterorden herausgekommen sind, hat, wie die Ordensgründung des Franz von Assisi, mehr am kirchlichen Milieu als im Sinne des Stifters gelegen. In den dreißiger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts hat Hann der pariser Student Fredsric Ozanam mit einigen Freunden eine Caritasorganisation ohne Ordenszwang gegründet in den Vincenzvereinen. Die paar Holzscheite, Brote und abgelegten Kleidungsstücke, die etliche unbemittelte Studenten in Dachkammern vertheilten, mögen einem heutigen „großzügigen“ Soziologen als kindische Tändelei erscheinen, aber was die Quantität betrifft, so gehen die heutigen Jahresleistungen der "incenzvereine in dieMillionen; und, was wichtiger ist, dieseVer-



Ozanam.

IN

eine haben mit den auf deutschem Boden gewachsenen Gesellen» vereinen zusammen jene reichverzweigte soziale Thätigkeit eingeleitet, die sich, den englischen Grundsatz: Kslp tksin t« Kslp t^sin-selvss adoptirend, im Caritasverband organisirt hat. Im Caritas» Verlag zu Freiburg im Breis^au hat jetzt Heinrich Auer^ünke?dem Titel „Friedrich Ozanam. Ein Leben der Liebes eine Biographie des Stifters herausgegeben.

Ozanam hatte die feurige und innige Nächstenliebe von seinen vortrefflichen Eltern geerbt. Zu ihrer Bethätigung drängte noch ein zweites Motiv: der herrschende Unglaube. Daß dazegen mit wissenschaftlichen Abhandlungen und Disputationen nichtZ aus» zurichten war, davon überzeugte ihn die Erfahrung; durchThate.? wollte ^er die Wahrheit der christlichen Religion erweisen, der römisch.katholischen Religion, denn für den Durchschnittsfranzosen giebt es ja kein Mittleres zwischen Katholizismus und Atheismus, Als Jüngling wie als zärtlicher Gatte, in der Ausübung seiner verschiedenen Berufe: als Rechtsanwalt, als Lehrer des Handelsrechts an der Handelshochschule zu Lyon, als Professor der alt-deutschen Literatur an der pariser Universität (den Dokortitel verdankte er einer literarischen Arbeit, einer Dantestudie), daheim wie auf Reisen: immer und überall ist er seiner ersten großen Liebe, der Liebe zu den Armen, treu geblieben. Den deutschen Katholiken wurde er zuerst nicht als Gründender Mncenzdereine bekannt, sondern durch sein Buch: I^es ?oetss ?ränc:is<zaiii8 su Italis ti-eiöiemo sisols. Melchior von Diepenbrock hat daraus das bat niätsr spelliosa. z'uxtä kosnuin Ss,ucli«ss,, des Jacopone da Todi in seinen Geistlichen Blumenstrauß (zweite Auflage bei I. E. von Seidel in Sulzbach, 1852) aufgenommen; auch ein Kapitel der Noch vor zwanzig Jahren würden deutsche Studenten der herrschenden Couleur die Zumuthung, die Biographie eines katholischen Muckers in die Hand zu nehmen, mit Hohngelächter beantwortet haben. Doch mit der ganzen heutigen Generation sind auch nicht wenige Studenten sozial geworden; und ihnen darf man ein Büchlein empfehlen, das zeigt, wie die christliche Caritas, die Seele des sozialen Geistes, in einem überaus zartsinnigen und reinen lünglingc gewirkt hat. Zart war auch seine Leiblichkeit; nicht lange hat sie die Arbeit, zu welcher der Wille zwang, ausgehalten; nur vierzig Jahre ist Ozanam alt geworden.

Neisse. Dr. Karl Ientsch.



Die Zukunft.  
Geldpolitik.

Der russische Ministerpräsident und Finanzminister Kokowzew hat in der Budgetkommission der Reichsduma erklärt, das Depot der russischen Regierung bei ausländischen Banken habe sich im Lauf der letzten Monate auf 200 Millionen Rubel verringert. Rußland hat also 300 Millionen Rubel nach Haus geholt und wird, wie der Minister betonte, den Rest sofort kündigen, wenn politische Verwickelungen eintreten. In Deutschland ist der Wegzug der russischen Gelder kaum bemerkt worden. Doch das Bankhaus Mendelssohn & Söhne ist der Großbankier des Zarenreiches und zugleich Hauptkäufer für Privatdiskonten an der berliner Börse. Diese Doppelseigenschaft brachte die Kündigung der russischen Guthaben dem deutschen Geldmarkt zum Bewußtsein. Der Zinsfuß für Privatwechsel blieb hoch, obwohl der Satz für tägliches Geld sich gesenkt hatte: weil die angebotenen Wechsel nicht leicht untergebracht werden konnten. Daran war das böse Rußland schuld. Ist auf dem Markt reichlich Geld zur Verfügung, so wird mehr Kredit gesucht als an Tagen, wo die Neigung zur Anlage in sicheren Dokumenten des Warenverkehrs gering ist. Nach einer Hemmung paßt der Bedarf sich nur langsam dem neuen Standard an. Die deutsche Wirtschaft ist nicht auf die Gnade des Auslandes angewiesen; 1912 hat sie sich ohne fremdes Geld ganz gut durchgeholfen. Rußland giebt für Heer und Flotte jetzt besonders viel aus und auch der Balkankrieg hat ihm große Kosten gemacht. Trotzdem konnten Minister und Abgeordnete Hymnen singen. Das vierte defizitlose Budget! Der Voranschlag für 1913, der Ende Oktober 1912 veröffentlicht worden war, hatte eine Unterbilanz von 29 Millionen Rubeln vorgesehen; auch sie ist durch die Erhöhung einzelner Einnahmen beseitigt worden. Der freie Barbestand der Reichsrentei sollte sie decken. Dieser Fonds ist der Stolz jedes russischen Finanzhauptes und der Kronzeuge für die Echtheit der in der Bilanz festgestellten Ueberschüsse. Nach dem Kriege gegen Japan und den ihm folgenden Hungerjahren war der freie Barbestand bis auf einen schäbigen Rest von 1,90 Millionen Rubel verzehrt; heute ist er 70 Millionen Rubel schwer. Kokowzew stellte sein Licht nicht unter den Scheffel. In den letzten vier Jahren seien alle Reichsbedürfnisse aus den Einnahmen befriedigt worden und in den ersten vier Monaten des Jahres 1913 die Erträge um 80 Millionen über die des Vorjahres hinaus gewachsen, obwohl für das ganze Jahr 1913 nur ein Ueberschuß von 118 Millionen erwartet worden war. ?laugiw, smiei!

Die russischen Industriegesellschaften planen allerlei neue Emissionen; sie scheinen also noch nicht an den nahen Rückgang der Konjunktur zu glauben. Das deutsche Kapital soll sich der Chancen mitfreuen. Fünfprozentige Obligationen der Gesellschaft für RSHrenfabrikativn in Iekaterinoslaw und Moskau werden von der Deutschen Bank und der Kommerz- und Diskontobank in Berlin eingeführt. Die Gesellschaft hat in den letzten beiden Jahren je 16 Prozent Dividende gegeben; und



Geldpolitik,  
.39

die Deutsche Bank wird mit dieses Gevatterschaft wohl nicht solches Un-  
hsil erleben wie mit dem Protektorat über die Saint-Louis and San  
Francisco-Bahn, die nun glücklich in die Hände des Receiver gerathen  
ist, nachdem die fünfprozentigen Bonds den dritten Theil ihres Aus-  
gabekurses verloren hoben. Auch neue russische Eisenbahnprioritciten  
kommen (als Unterpfand des Friedens?) wieder nach Deutschland. Die  
Wladikawtas-Bahn hat an ein deutsch-russisches Bankenkonsortium  
sine ^/sprozentige Obligationenanleihe von rund 39 Millionen Mark  
begeben. Bei der vorletzten Emission, im Frühjahr 1912, handelte es  
sich um eine Summe von 80 Millionen Mark, die zu 9S,75 Prozent an-  
geboten wurde. Der Andrang des deutschen Publikums wa« so groß,  
daß nicht ^einmal alle gesperrten Stücke zugetheilt werden konnten. Jetzt  
ist der Kapitalist uicht mehr so bescheiden; er fordert 5 Prozent.

Der Geldmarkt hat noch immer "seine Tücken und hindert denAus-  
gleich zwischen der Tendenz der Darlehnsschuldner und den Wünschen  
der Geldgeber. Daß der Ehrgeiz dieser beiden Faktoren verschiedene  
Ziele hat, ist begreiflich. Der Eine möchte sein Geld so hoch wie mög-  
lich verzinst haben, der Andere billig wegkommen. Aber die Reichs-  
bank bleibt bei ihren 6 Prozent und hemmt jeden Versuch die Zins-  
fesseln zu lockern. Ein amtlicher Wechselzinsfuß von solcher Höhe ward  
vor der Sommersonnenwende noch nie gesehen. Im Juni 1912 hatte  
die Reichsbauk mit einer Diskontermäßigung (um Vs Prozent) über-  
rascht; vor dem Halbjahrstermin ist man sonst nicht so freigiebig. Wie  
es diesmal werden wird, ist uoch dunkel. Eben so die Zukunft der  
Ultimogeldsätze. Die ersten fünf Monate des Jahres haben sich in ihren  
Prolongationbedingungen um wenigstens 1 Prozent von den Geldprei-  
sen des Porjahres unterschieden. Wenn diese Distanz auch für denLuni  
gelten soll, wird sich die Esfektenprolongation im Schatten von 7 Pro-  
zent vollziehen. Der Ertrag des Umsatzstempels war im April, mit 2,97  
Millionen, größer als in allen Vorjahren und viel üppiger als dieEin-  
nahmen der ersten drei Monate des Jahres. Zwischen April und März  
war die Differenz 1 Million (gegen 37S 000 Mark im Vorjahr). Man  
spielt wieder wacker. Nicht überall mit so leichtem Herzen wie die lauen-  
burger Depositenkassenvorsteher der Danziger Privat-Aktienbank, die  
(angeblich für Rechnung ihres Instituts, in der Wirklichkeit für die  
eigene Tasche) Effektenengagements im Kurswerth von zehnMillionen  
Mark laufen hatten und erst „herausgegangen" sind, als der Staats-  
anwalt sie am Kragen packte. Hinter sich ließen sie einen Verlust von  
Wehreren Hunderttausend Mark, für den die danziger Bank den ber-  
liner Banken und Bankiers aufkommen soll. Ob sies thun wird? Sie  
smeint, die Kommissionfirmen in Berlin wären bei der Größe der Auf-  
träge verpflichtet gewesen, in Danzig anzufragen, ob die Lauenburger  
zu den Geschäften autorisirt seien. Diese Pflicht ist mindestens zweifel-  
haft. Interessant aber, daß die Millionengeschäfte, die aus einer Klein-  
stjadt wie Lauenburg an die berliner Börse kamen, nicht als etwas Be-  
sonderes auffielen. So hoch gehts schon w>i:dcr her. Die beiden lauen-



Die Zukunft.  
burger Beamten haben eristens betrogen und zweitens verbotene Speku-  
lationen getrieben: weil Angestellte nur bei der eigenen Bank Effekten»  
geschäfte inachen dürfen. Das Spekuliren den Beamten ganz zu ver-  
bieten, wäre falsch. Das Verbot würde nicht nützen; und den Banken  
rsts auch gar nicht unangenehm, wenn ihr Personal sich der Emissionen  
des Hauses annimmt. Was intrs, nmros geschieht, steht wenigstens unter  
Aufsicht und kann, im schlimmsten Fall, reparirt werden. Die Kon-  
trolle der Wepositenkassen aber und die jeden Zweifel ausschließende Be-  
grenzung ihrer Vollmachten ist nothwendig; in Berlin wie in Danzig.  
Aus dem vorigen Jahr mußten zwei Großbanken über Verluste berich-  
ten, die ihnen durch unevlaubte und strafbare Handlungen verantwort-  
licher Beamten entstanden waren. Ist nicht im System Etwas faul?  
Große Emissionen sind in Sicht. Frankreich steht vor dem Pro-  
blem einer Riesenanleihe für militärische Ausgaben. Die Milliarde ist  
sicher; fraglich nur noch, welchen Zinsthpus die neuen Schuldverschrei-  
bungen haben sollen. Die dreiprozentige Rente ist nicht mehr unan-  
tastbarer Besitz der Nation. Auch der französische Rentner hat am Kurs  
verloren, wie der Besitzer englischer Konsols oder unserer Reichsan-  
leihe. Vierprozentige Obligationen hatten im vorigen Jahr einen Rie-  
senerfolg. Aber was soll aus den Dreiprozentigen werden, wenn man  
ihnen noch mehr Konkurrenz macht? Die Vermehrung der französischen  
Anleiheschuld um eine Milliarde ist an sich schon eine drückende Zu-  
gabe für die alten Anleihen. And der Finanzminister hat demEffekten»  
kapital einen bunten Strauß neuer Steuern zugebracht, um das Defizit  
von 200 Millionen Francs zu decken. Man muß diese EntWicklung  
im Lande der schönen Marianne genau betrachten. Wenn der Rentner  
im Westen Europas zum Steuerobjekt wird, wie ers im östlichenNach»  
barreich geworden ist, so muß sich die Auffassung von den Grenzen der  
Ergiebigkeit des Kapitals ändern. Dann könnte die am Längsten be-  
wahrte Tradition des niedrigen Zinsfußes der besten Anlagepapiere zu  
einer internationalen Dauererhöhung der Geldsätze führen. Mehrmals  
ist in diesem Jahr amerikanisches Gold nach Frankreich gekommen. Ein  
Zeichen der Zeit. Während früher die Bank von Frankreich die ver-  
eidete Substitutin des englischen Centralinstitutes war und mit ihrem  
Gold manche Verlegenheiten des londoner Geldmarktes beseitigte, er-  
bittet sie jetzt selbst fremdes Metall. Der französische Finanzminister  
hat die dreiprozentige Rente eine „wirkliche Banknote" genannt. Er  
konnte mit dem selben Recht die berühmte französische Liquidität eine  
wirkliche Thatsache nennen. Auch in Spanien spricht man von einer  
Milliardenanleihe (die bei dem Besuch des Königs in Paris vorbe-  
reitet worden fein soll). Drei Milliarden sind nöthig, um Spaniens  
Heer und Flotte für die „großen Aufgaben" bereit zu machen. Der  
Rifkrieg hat sehr viel Geld verschlungen; und Marokko wird noch  
'manche Pesete kosten. Auf allen Seiten drohende Gesten für das bare  
Geld. Die Hoffnung, es könne wieder einmal Ueberfluß geben, ver-  
kriecht sich in den hintersten Winkel. Und überall starren die Diskont»  
sähe drohend in die Höhe. Trotzdem endlich Friede ward. Ladon.  
hrrausgeber und verantwortlicher Redalt ur: Maximilian Farven in Berlin. —  
Vcrtag dcr Zukunft in Verlin, — Druck von P.ig 6 «ar^eb G, m. o.g. in Berlin,



Berlin, den 14. Juni 1918.

Dante als Politiker.

Literaturfreund bewundert den großen Dichter, der seinem Volk die Schriftsprache geschaffen und die Gestalten, die Landschaften einer Traumwelt mit solcher Lebensfülle ausgestattet hat, daß man sie als Wirklichkeiten empfindet. Der fromme Katholik verehrt den korrekten Orthodoxen, der von der Lehre des Ootorn nicht einen Finger breit abweicht, und den Führer der Seele auf dem mystischen Wege vom Höllenschrecken über den Lauerungberg hinauf zum Paradies. Der deutsche Kulturkämpfer endlich rühmt den Tapferen, der im Elend der Verbannung die politischen Päpste gebrandmarkt und den Ghibellinen das Kaiserbanner vorangetragen hat. Der erste Theil dieses politischen Lobes ist begründet; man kann mit den schlechten Päpsten nicht strenger ins Gericht gehen, als Dante gethan hat. Die Simonisten unter ihnen (so darf man in seinem Sinn Alle bezeichnen, die ihr heiliges Amt für selbstsüchtige Zwecke gemäßbraucht haben) steckt er Höpflings, Einen über den Anderen, in eine enge cylindrische Erdhöhlung; des obersten Untertheil ragt noch in die Luft, so daß er, von Feuer und Enge gepeinigt, noch „mit den Beinen klagen“ kann, bis ein des selben Verbrechens schuldiger Nachfolger eintrifft, der seine Stelle einnimmt, während er mit sämmtlichen Vordermännern ein Stück weiter hinunter rutscht, so daß nun das schauerliche Grab ihn ganz umschließt. „Bist Du schon angekommen, Bonifatius ?“, läßt Dante den Papst Nikolaus den Dritten

si



N2 Die Zukunft.

fragen, der mit den von Flammen umspielten Füßen zappelt. Zwar würde der humane Richter unserer Zeit keinen noch so abscheulichere Verbrecher, köpfl'ngs in ein Erdloch eingerammt, ewig brennen sehen wollen; aber wenn Einer solche grausame Strafe verdient hat, so war es Bonifaz VIII., dieser bis zum Wahnsinn hochmüthige Despot und freche Epikuräer, der sich nicht scheute, seine Herrschaftsansprüche mit Glaubenswahrheiten zu begründen, die er öffentlich verhöhnte. (Er hat, zum Beispiel, gesagt, die Toten würden so wenig auferstehen wie sein soeben verreckter Gaul; Maria könne, da sie einen Sohn geboren habe, so wenig Jungfrau geblieben sein wie seine eigene Mutter. Leute, die vor dem „Sakrament“ der konsekrirten Hostie, niederknieten, verspottete er, und als einer seiner Kaplans in Beziehung auf einen Verstorbenen den Wunsch aussprach, Christus möge seiner Seele gnädig sein, fuhr er ihn an r „Dummkopf, was kann Christus für ihn thun, der kein Gott war, sondern ein großer Heuchler? Wie soll er Anderen helfen, da er sich selbst nicht zu helfen vermochte?“ Da sei er selbst ein anderer Mann; er könne über Kronen verfügen, Fürsten demüthigen und Arme zu Glanz erheben.) Wenn man das Lebensbild dieses Papstes betrachtet, das der zuverlässige Robert Davidsohn in seinem Werk zeichnet, so erstaunt man aufs Neue über gelehrte Theologen, die den Papst für einen unfehlbaren Lehrer göttlicher Wahrheiten zu halten vermögen. Logisch ist freilich die Möglichkeit, daß Gott durch einen Ungläubigen wie durch Bileams Eselin spreche, wenn sich der Mann auf die Kathedra Petri setzt, durch das Dogma gegeben, wonach die Sakramente nicht, als Symbole, psychologisch, sondern als Zaubermittel magisch wirken, mag auch ein Unwürdiger sie ausspenden; aber eine gesunde Vernunft wird sich immer gegen die Annahme einer solchen Wirkungsweise Gottes sträuben, abgesehen davon, daß, wie ich oft gezeigt habe, ein nizistsriniu inckslilibils, wenn es existirte, vollkommen überflüssig sein würde. kSem katholischen Laien hilft, mit Davidsohn zu reden, entweder robuster Glaube oder religiöse Indifferenz (die mit kirchlichem Fanatismus sehr wohl vereinbar und nicht selten vereinigt ist), heute so gut wie vor sechshundert Jahren über alle Schwierigkeiten hinweg. Der heutige Theologe empfindet sie ja einigermaßen, und wo die Aebung in dialektischen Kunststücken nicht mehr ausreicht, da versucht er, auf dem Weg der historischen Kritik die Zeugnisse für die Verbrechen, Laster und Ketzereien mittelalterlicher Päpste möglichst abzuschwächen. (Von Johann dem Zwölften, dem aus Lahors gebürtigen dritten Nachfolger des Bonifaz, schreibt Davidsohn: „Alle Versuche neuester Zeiten,, auch den Cahorsiner zu einer



Dante als Politiker,  
Lichtgestnlt zurechtzustutzen und zurechtzulegen, scheitern an den Zornesworten des Alighieri, Paradiso XXVII,, Vers 58 ff., und mehr noch an dem Bericht des überzeugten Guelfen und Kirchenanhängers Villani." Ueber Dudidsohns Werk: „Zukunft", Nr. 23.) Also der Ruhm des unbestechlichen Richters schlechter Päpste bleibt dem Schöpfer der Göttlichen Komoedie ungeschmälert; aber daß wir sein Ghibellinenthum als Ruhmestitel nicht anzuerkennen vermögen, geht schon aus Dem hervor, was über diese Partei im vorigen Artikel gesagt wurde. Zwar: was ihm die Verbannung zugezogen hat, war nicht diese politische Verirrung. DieErzählung der Wirren, in deren Verlauf die Verurtheilung des Dichters der» flochten ist, füllt bei Davidsohn über zweihundert Seiten. Die flo» rentiner Guelfen hatten sich in Schwarze und Weiße gespalten. Führer der Schwarzen war der verbrecherische, aber tapfere und geistig bedeutende Corso Donati, den das Volk, als tyrannischen Magnaten, zwar eigentlich verabscheute, aber, von seiner glänzen» den Erscheinung bezaubert, auf der Straße mit „Viva, il Barons" zu begrüßen pflegte. Führer der Weißen waren die Cerchi: Kauf« leute, darum mehr zu vorsichtigem Diplomatisiren als zum Losschlagen aufgelegt. Die Schwarzen unterstützten als Magnaten die Politik des herrschsüchtigen Bonifaz, weil sie mit seiner tzilfe das durch die Ordinamenti emporgekommene Bürgerthum unterdrücken zu können hofften, aber sie unterlagen und mehrere, unter ihnen Corso, gingen nach Rom, um von dort aus ihre Pläne zu fördern. Die Cerchi sahen, den Traditionen des echten Guelfenthums treu, in der Behauptung der Unabhängigkeit der Kommune ihre wichtigste Aufgabe jauch inidiesem Augenblick, wo die Gefahr derUnter» jochung nicht von einem Kaiser, sondern von einem Papst drohte. Dieser verrieth um die Jahrhundertwende seine Absichten. Ein Bündniß Philipps des Schönen von Frankreich mit dem Habsburger, Kaiser Albrecht, erregte den höchsten Zorn des Papstes, der nur bei Uneinigkeit der Großmächte seine angemaaßte Oberhoheit zu behaupten vermochte; und als im Januar 1300 Gesandte der beiden Könige im Lateran erschienen, ihm den Bündnißvertrag ihrer Monarchen zu melden, fuhr er sie, seiner Gewohnheit nach, mit beleidigenden Worten an, ließ aber dann durchblicken, daß ihn der Deutsche König versöhnlich stimmen könne, wenn er ihm Toskana (das nebst anderen Theilen Italiens immer noch als kaiserlicher Besitz galt), bedingunglos abtrete; er gedachte, daraus ein Königreich für einen seiner Nep'oten zu schaffen. Um diese Zeit betheiligte sich Dante lebhaft an der Politik. Er hatte sich zwar, um Gemeindeämter erlangen zu können, schon früher in die Zunft der SI,-



Die Zukunft, Aerzte und Apotheker aufnehmen lassen, machte sich aber erst seit 1295, wo die Cerchi ans Ruder kamen, in Rathsversammlungen bemerkbar und war die Seele des Widerstandes gegen die Pläne des Papstes. Sobald dessen Aeüßerungen in der Audienz der Gesandten bekannt wurden, ergriffen die florentiner Behörden energische Abwehrmaßregeln) so wurden drei Florentiner, die, am tzo des Papstes weilend, mit ihm gegen ihre Vaterstadt konspirirten, zu hohen iGeldstrafen und, falls sie nicht zahlten, zum Ausschneiden der Zunge verurtheilt. Aber da unmittelbar nachher die Schwarzen wieder die Oberhand erlangten, erfuhren die Gegner des Papstes ihre Rache: Dante und zwei andere Männer wurden zu unerschwinglichen Geldstrafen und zum Feuertod verurtheilt. Ein unmittelbar darauf folgender neuer Umschwung verhinderte die Vollstreckung. Solche Verurtheilungen waren nur Ausflüsse des Parteihasses und Maßregeln des Parteiinteresses; aber diese eigentlichen Gründe pflegte man mit Rechtsgründen zu verhüllen. Die Anklage gegen Dante und Genossen lautete auf Bestechung, die bei der letzten Priorenwahl verübt sein sollte. Dante ist über den Verdacht einer gemeinen tzandlungweise erhaben, die Mitverurtheilten jedoch (sagt Davidsohn) mögen nicht schuldlos gewesen sein, weil Korruption als ein unausrodbares Nebel beklagt worden sei, so daß auch gute Priorenwahlen ohneBestechung nicht zu Stande kommen konnten. Von den Prioren, die am fünfzehnten Juni 1300 ihr Amt antraten, war einer der Bürger Dante Alighieri. Einer der ersten Akte dieses Priorenkollegiums war die Bestätigung und Erneuerung des grausamen Nrtheils gegen die drei florentiner Mitverschworenen des Papstes. Grundsätzlich waren alle Prioren und Rathskollegien einig im Widerstande gegen die Absichten des Papstes, aber in der Ansicht über den moäus ^r«-oLäsnäi gingen sie auseinander. Eine Minderheit wollte den offenen Bruch mit dem Papstund Dante war der Führer dieser Minderheit. Er sprach ünd stimmte gegen eine Kriegshilfe, die der Papst für eine seiner Fehden erbeten hatte. Die weniger heldenhaft geartete Mehrheit dagegen entschied sich im Sinn der Cerchi für vorsichtige Zurückhaltung.

Im folgenden Jahre gelangten die Schwarzen wieder ans Ruder und am achtzehnten Januar 1302 begann das übliche Verfahren gegen die Häupter der unterlegenen Parteien: der Weißen und der mit ihnen verbündeten Ghibellinen. Die Ghibellinen, mit denen sich die Cerchi verständigt hatten, waren nicht unruhige Parteifanatiker, sondern nur Angehörige von Ghibellinenfamilien, die sich still verhielten und darum in der Stadt geduldet wurden. Am



Dante als Politiker,  
355

siebenundzwanzigsten Januar wurde das Urtheil gegen Dante und drei Genossen (diese Vier waren nur eine der Gruppen von Verurtheilten) verkündet; der Vollstreckung einer Körperstrafe hatten sich alle Vier, da die Anklage schon Verurtheilung bedeutete, durch rechtzeitige Flucht entzogen. Die Anklage warf ihnen vor, daß sie die Priorenwahl in gesetzwidriger Weise beeinflußt, aus Pistoja die Schwarzen vertrieben, dem Papst und dem von Diesem entsandten Prinzen Karl von Valois offenen Widerstand geleistet haben. Dar Urtheil lautete auf Zahlung von fünftausend Ubrs,o für jeden, zweijährige Verbannung aus Toskana, Zerstörung ihrer Häuser und Konfiskation ihrer sonstigen Besitzthümer; endlich auf Brandmarkung ihres Namens, indem die Verurtheilten im Statut der Kommune (alljährlich wurde ein Statut erlassen, das die im bevorstehenden Verwaltungsjahr zu beobachtende Verfassung formulierte) Fälscher und Betrüger genannt und als solche für alle Zeit von jedem öffentlichen Amt ausgeschlossen sein sollten. Das Urtheil war ungerecht, aber man darf es nicht deshalb eine Ungeheuerlichkeit und einen Frevel schelten, weil der größte Dichter Italiens und einer der größten Dichter aller Nationen davon betroffen wurde. „Der, über den man harte und ungerechte Strafen verhängte, war nicht der Sänger der noch in seiner Seele schlummernden Göttlichen Komoedie, sondern der zur Aerzte» und Apothekerzunft gehörige Bürger, der für die Unabhängigkeit der Vaterstadt und gegen die Intriguen der Schwarzen eingetreten war, der eine offen gegen Bonifaz gerichtete Politik verlangt und freilich auch die Vertreibung der Schwarzen aus Pistoja gebilligt hatte." Dante scheint sich eine Weile an den kriegerischen Unternehmungen der Verbannten betheiligt zu haben, wurde aber bald ihres „tollen" Treibens überdrüssig und blieb von da an „Partei für sich allein". (Paradiso XVII, 6«.) Er schied aus der praktischen Politik aus, bis das Erscheinen Heinrichs des Dritten in Italien ihn zu ihr zurückrief. Er war mit seiner Politik gescheitert, schreibt Davidsohn, „an seiner aufrichtigen und unerschrockenen Liebe zur Unabhängigkeit der tzeimath; die Begeisterung für eine kaiserliche Oberherrschaft erfaßte ihn erst in der Zeit seines Exils und seiner Verbitterung. Er scheiterte ferner daran, daß das Schicksal ihm kleine und zögernde Menschen voll Vorsicht und Händlergesinnung zu Genossen gab, in deren Gemeinschaft er weder frei von Fehl bleiben noch ein großzügiges Handeln durchsetzen konnte, und daß dieses selbe Geschick ihm zu Gegnern rücksichtslose Verbrechernaturen von etwas größerem Schnitt und Stil be» jstimmte. Das besonders Tragische von Dantes Geschick lag darin,



Die Zukunft,  
daß seines Daseins Opfer überflüssig war; denn als er verurtheilt wurde, war in Folge der veränderten Beziehungen der Kurie zu Frankreich die Unabhängigkeit von Florenz nicht mehr gefährdet." lieber die Haltung Dantes beim Römerzug jdes Luxemburgers urtheilt Davidsohn genau so, wie ich, obwohl auf einem im Vergleich mit dem seinen winzig zu nennenden Urkundenmaterial fußend, in den Geschichtphilosophischen Gedanken geurtheilt habe. Dante kämpfte für ein Ideal der Vergangenheit; die Unmöglichkeit seiner Verwirklichung war damals schon tausendfach erwiesen. Der Universalmonarch seiner Schrift De ^louai-ONia,, der den Weltfrieden sichern sollte, hatte, wo immer er in Italien seine Ansprüche geltend machte, nur die Zwietracht vermehrt und neue Kriege entzündet. Und in dem Florenz, das der Dichter als die erbittertste Feindin seines Kaisers bekämpfte, keimte der große Zukunftgedanke des Nationalstaats. „Es machte", schreibt Davidsohn, „seine Sache zur Sache Italiens uud stritt wider ein Phantom der Vergangenheit, das noch einmal Leben und Gestalt zu gewinnen drohte, gegen einen päpstlich bestallten Imperator, der den Anspruch auf Oberherrschaft erhob, ohne die Macht, auf fester Grundlage Frieden und Ordnung zu schaffen; es kämpfte gegen eine romantische Vision für einen Gedanken der Zukunft, für das Selbstbestimmungsrecht der Völker, und unbewußt, ungewollt, gaben diese großen Antriebe seinem Handeln Nachdruck und Schwung. Frei von der Enge munizipaler Kleinlichkeit übte man Politik nach weiten Gesichtspunkten und in großem Stil." Dante dagegen wurde, „vielleicht nicht im Geist seiner theoretischen Auffassung, aber doch im Sinn der praktischen Wirklichkeit, sich selbst untreu, als er, der im Kampfe für die Unabhängigkeit der Vaterstadt gegen Bonifaz in vorderster Reihe gefochten, jetzt dieses hohe Gut an den Deutschen König preisgegeben sehen wollte, und vielleicht lag darin uoch eine tiefere Tragik als in dem vor Jahren ungerecht über ihn verhängten Exil. Die politische Genialität der Masse oder der persönlich nicht viel bedeutenden Männer, von denen sie geleitet wurde, erwies sich als der des gewaltigen Dichters überlegen; wie Dante in Allem über das menschliche Matz hinausragte, so war auch sein politischer Irrthum ein ungeheurer." Ich hatte diese politische Genialität der Masse besonders darum wunderbar gefunden, weil ich mir die Verfassung der Stadt noch etwas demokratischer dachte, als sie im damaligen Stadium toar. Wie ich jetzt von Davidsohn erfahre, saßen in den Priorenkollegien der entscheidenden Zeit keine Kleinbürger, sondern die Stammväter der neuen bürgerlichen Aristokratie und einige tüch»



Dante als Politiker,  
Zige Juristen. Bon der Plebs wird gesagt: „Selbst die Kleinbürger,  
die keinen Einblick in die große Politik hatten, mochten an manchen  
Anzeichen bemerken, daß sich bedeutsame Dinge vorbereiteten,"  
-und nahmen deshalb die Lasten und Mühen des Krieges gegen  
den Kaiser willig auf sich. Von Heinrichs Römerzuge hatte ich ge-  
glaubt, er sei, vom Standpunkt praktischer Politik beurtheilt, ein  
(wenn nicht geradezu verwerfliches, so doch) mindestens ganz über-  
flüssiges Abenteuer gewesen. Davidsohn hingegen findet Motive  
für das Unternehmen, die sich hören lassen: Wollte sich der arme  
<Sruf den Reichsfürsten und der überlegenen Macht des französi-  
schen Königs gegenüber behaupten, so mutzte er sich durch die Er-  
neuerung der Kaiserwürde höheres Ansehen zu verschaffen suchen;  
vor Allem habe ihm das Geld gefehlt, das erforderlich gewesen  
wäre, der Königsgewalt Geltung zu verschaffen, und Das durfte  
er aus Key Goldquellen Italiens zu schöpfen hoffen. Endlich er-  
fährt meine Ansicht eine Korrektur durch den Hinweis darauf, daß  
das neue Nationalgefühl nicht sowohl italienisch als allgemein ro-  
manisch gewesen sei. Zu dem Bündnitz der Florentiner mit dem  
König Robert von Neapel wird bemerkt: „König Robert erschien  
«den Italienern nicht nur als Das, was die Herrscher aus dem  
Haus Anjou nun bereits in der dritten Generation waren, nicht  
inur als Hort des unbedingten Guelfenthums, sondern als noch  
etwas mehr, das sich «allerdings mit der guelfischen Gesinnung  
nahe berührte, als Vertreter des romanischen Gemeingefühls, der  
italienisch-französischen Widersacherschaft gegen die Germanen."  
Wie in der Politik, huldigt Dante auch in seinen Ansichten  
vom Wirthschaftleben, von sozialen und Kulturzuständen Idealen  
einer im Absterben begriffenen Periode. Er hat die Schwarzen be-  
kämpft, die ja Magnaten'waren, und leitet sein Geschlecht nicht von  
Germanen, sondern von Römern ab; aber er ist, wie Philaethes  
hervorhebt, stolz auf seine römische Abstammung, und wie aristo-  
kratisch er fühlt, erkennt man aus der Verachtung, mit der er auf  
den emporkommenden Kaufmannsstand herabblickt, der sich aus der  
einwandernden Landbevölkerung rekrutirt. „Ihm ekelt vor dem  
„Stank des Bauers von Aguglione und von Signa, der schon zum  
Schachern seinen Blick geschärft hat." (Paradiso XVI, 65.) Von  
dem sozialen Programm, das Dante seinem Urgrotzvater Caccia-  
guida in den Mund legt, sagt Davidsohn: „Die wirthschaftlichen  
Zustände und ihre Entwicklung waren ihm gleichgiltig und nach  
seiner Gesinnung ein Gegenstand des Interesses nur für niedere  
Alltagsmenschen. Datz die Geschicke der Völker aufs Stärkste von  
Motiven so unedler Art beeinflußt werden, konnte ihm nicht in



Die Zukunft,  
den Sinn kommen, denn es fehlte seiner Zerr an dem Beobach-  
tung» und Erfahrungmaterial, um sich eine Auffassung anzueig-  
nen, die für spätere Geschlechter zur Binsenweisheit geworden ist.  
Ihm erschien lediglich als Entartung, was in Wahrheit die Wir-  
kung eines raschen Umschwunges aller wirthschaftlichen Verhält-  
nisse seiner Heimath war, worin Florenz den meisten anderen  
Städten Italiens und Italien wiederum den nördlichen Ländern  
voranging. Die enge Welt, die er pries, gehörte mit ihren tüch-  
tigen Eigenschaften, ihrer Genügsamkeit und Dürftigkeit der Ver-  
gangenheit an; Das Zeitalter, das den Heroismus zwar nicht immer  
übte, aber heldisches Wesen über Alles bewunderte, war im Ver-  
lauf weniger Jahrzehnte einem solchen der nüchternen Nützlichkeit  
gewichen und die Arnstadt wurde von begabten Grotzkaufleuten,  
Bottegai und Handwerkern beherrscht; von ihren Interessen und  
ihren Gedankenkreisen nahm das öffentliche wieder das private Wesen  
sein Gepräge an und in dieser Welt des großen und des kleinen  
Vortrags wäre für den Poeten, selbst wenn man ihn mit Ehren zu-  
rückberufen hätte, keine Stätte gewesen." Wozu jedoch bemerkt  
werden muß, daß zwar kein Vernünftiger daran denkt, die Zeit  
zurückschrauben zu wollen, daß aber die Schattenseiten einer vor-  
wiegend oder ausschließlich kaufmännischen Gesellschaft nicht über-  
sehen werden dürfen und daß in Zeiten des Reichthums, der Pro-  
fitgier und des Luxus die Erinnerung an vergangene Tage der an-  
ständigen Dürftigkeit, der Genügsamkeit und heldenhafter Gesin-  
nung, wie in Preußen die vor hundert Jahren gewesen sind, kei-  
neswegs überflüssig ist.  
In seine Vaterstadt zurückzukehren, wurde dem Dichter einmal  
die Möglichkeit geboten. Von der großen, wohl fünfzehnhundert  
Personen umfassenden Amnestie des Jahres 1311 zwar außer Giano  
della Bella und einigen besonders verhaßten Ghibellinen auch er  
ausgeschlossen worden, aber die von 1315 erstreckte sich auch auf  
ihn; doch war sie an erniedrigende Bedingungen geknüpft. Das  
wird die Ursache gewesen sein, daß er sie verschmäht hat.  
Neisse. Dr. II. c Karl Ientsch.



Erscheinung.  
Erscheinung.  
i.  
MMin Gott erschien er Allen, die ihn sahn.  
WW> Ein goldner Mantel schlug die weißen Lenden;  
Der Strahlenreif verkündete sein Nahn  
Im schmalen Gang von ausgestreckten Händen.  
Er schritt hindurch, das Auge meilenfern,  
Am Ziel der fremd sehnsüchtigen Gedanken;  
Don wo er kam, erglomm ein neuer Stern  
Und hinter ihm die Schatten tiefer sanken.  
So schritt auf Silberfüßen er zum Strand,  
Im Meer hob sich ein Funkeln und ein Sluthen.  
wie traumverloren hob er noch die Hand:  
Dann schwand er jauchzend in dem Rausch der Fluthen.  
II.  
Die Menge folgte klagend seiner Spur  
Und sah ihn angstvoll dann im Meer versinken.  
wie grauer Schleier siels auf alle Flur,  
Da letzten Gruß die, goldnen Hände winken.  
Die Palmen rauschen auf. Es geht ein Hauch  
Sehnsüchtig her von Veilchen und Narzissen;  
Den weißen Blust versprüht der Haideftrauch  
Im Traum von nun verlornen Sonnenküssen.  
Die Menge liegt ergriffen rings am Strand,  
Die Bittgebete übers Meer zu tragen.  
Still blaut die Fluth und flimmernd stiebt der Sand...  
Sie haben nichts den Knienden zu sagen.  
III.  
Noch immer starrt die Menge übers Meer  
Und irrt am Ufer dunkles Heimverlangen;  
Am Himmel steigen Wolken schwarz und schwer  
Und tiefe Schleier in die Finthen hängen.  
Und leise öffnet sich die Wolkenwand.  
Es flammt ein Kranz von wundersamen Sternen;  
Und übers Meer da reckt sich eine Hand  
Und Duft kommt her aus selig goldnen Fernen.  
weich schließt die Hand die heißen Augen zu  
Und träufelt Schlaf ins Herz von allen Müden;  
Das Leben geht im Arm der Nacht zur Ruh  
Und wind und Wellen rauschen Frieden, Frieden. . .  
Hamburg. Theodor Sus«



Die Zukunft,  
Wissenschaftliche Luftschiffahrt.  
VMie Fortschritte der lenkbaren Luftschiffe sind leider geeignet,  
ein Wenig der Entfaltung des Freiballons Abbruch zu thun.  
Seit es immer billiger und gefahrloser wird, sich in der bequemen  
Kabine eines Zeppelin Schiffes dem Zauber einer Luftreise hinzu-  
geben, wird Mancher vorziehen, damit zu fahren, statt den schwan-  
kenden Korb des Kugelballons zu besteigen, der vielleicht, statt am  
gewünschten Ziel, in den Baumwipfeln niedergeht und geringe,  
aber immerhin einige Anforderungen an die körperliche Gewandt-  
heit der Mitfahrer stellt. Der Kenner wird freilich dem Freiballon  
immer den Vorzug geben. Das ungewisse Ziel bietet gerade einen  
besonderen Reiz; die majestätische Ruhe in großen Höhen, die  
Kameradschaft, die im engen Korb sich rasch entwickelt, die Kunst  
und Individualität des Führers, der Kampf gegen die Elemente:  
all Das muß erlebt sein, um ganz gewürdigt zu werden. Das  
Wesentlichste aber ist die Mitwirkung jedes Einzelnen. Man ist  
nicht nur Passagier, sondern man hat eine bestimmte Aufgabe. Die  
Orientirung nach der Karte, das Ablesen der Instrumente, die Kon»  
trolle der selbst registirenden Apparate: jedes Einzelne erfordert  
gespannte Aufmerksamkeit. Dann kommt auch wohl eine Pause.  
Der Ballon ist in wohl ausgeglichener Lage, die Fahrtrichtung be-  
kannt, eben so die Geschwindigkeit; ungestört giebt man sich den  
wechselnden Eindrücken hin oder wendet sich zu den Proviant-  
schätzen. Wenn es dem Neuling glückt, den Pfropfen der Sektflasche  
in den Ballon hinein zu schießen, so fühlt er berechtigten Stolz.  
Aber nur zu bald wieder fordert irgendetwas die Obacht. Das  
Bordbuch verlangt fortlaufende Eintragungen, die Instrumente  
eine Nachprüfung. Aus einer Vergnügungsfahrt wird ganz von  
selbst eine wissenschaftliche Fahrt.  
Wer öfter fährt, erkennt gar bald, daß der Ballon ein gerade-  
zu ideales Versuchsfeld bietet. Und die Probleme, die da entstehen,  
sind mannichfach genug. Genaue Kenntniß des Fahrwassers ist  
unerläßlich auch für die Piloten der Luft; erreichen aber läßt sie  
sich nur durch konsequent ausgeführte wissenschaftliche Aufstiege.  
Diese Bedingtheit ist einleuchtend; so kommt es, daß die wissen-  
schaftliche Ballonfahrt fast so alt ist wie die Ballonfahrt selbst. Die  
historische Entwicklung der Forschung im Luftschiff sei hier nur  
kurz gestreift. Die Literatur über Luftfahrt ist in den letzten Jahren  
so angeschwollen, daß es leicht ist, sich in vielen Büchern hierüber  
zu belehren. Von Ieffries bis auf unsere Zeit sind Physiker,  
Meteorologen und Chemiker aller Kulturstaaen bestrebt gewesen,



Wissenschaftliche Luftschiffahrt,  
Material über die Atmosphäre herbeizuschaffen. Das Programm von Glaisher oder Gay-Lussac umfaßt beinahe genau die selben Punkte wie ein heute ausgearbeitetes. Abgesehen von einigen neuen Fragen, die seit der Entdeckung der Radioaktivität oder der drahtlosen Telegraphie auftauchten, sind die Aufgaben gleich geblieben,- doch die Meßtechnik hat große Fortschritte gemacht. Es mag sich lohnen, einen Blick auf die Probleme zu werfen, die den wissenschaftlich arbeitenden Aeronauten beschäftigen, und die Methoden zu besprechen, die eine Lösung der Probleme verheiße». Unsere Atmosphäre ist eine Gashülle von bekanntem Gewicht und von unbekannter Ausdehnung. Ihre Zusammensetzung am Boden ist ziemlich konstant und wohl allbekannt. Steigt man nach oben, so nimmt nach Pascals Gesetz die Dichte ab; in Montblanc-Höhe ist der Luftdruck von 760 Millimeter auf 700 Millimeter gesunken. Diese Abnahme ist aber für die verschiedenen Gase, die die Atmosphäre ausmachen, verschieden. So muß nach oben eine Entmischung eintreten, die bewirkt, daß die schwereren Gase schon in geringerer Höhe verschwinden und, je weiter man nach oben kommt, um so mehr die leichteren dominieren. Am Erdboden sind 78 Prozent Stickstoff, 21 Prozent Sauerstoff, Spuren von Wasserstoff und geringe Mengen von Edelgasen vorhanden. In 80000 Meter Höhe dagegen nur noch 21 Prozent Stickstoff, 1 Prozent Sauerstoff, 55 Prozent Wasserstoff. In 200 Kilometer Höhe müssen 50 Prozent Wasserstoff und 50 Prozent des hypothetischen Gases „Geocoronium" vorhanden sein, in 500 Kilometer 7 Prozent Wasserstoff und 93 Prozent vom anderen. Nun kommt es darauf an, dieses theoretisch abgeleitete Ergebnis zu bestätigen. Dem Freiballon ist aus technischen Gründen eine Höhengrenze gesetzt, die gerade bis zum Ende der „Troposphäre" reicht. Die höchste Höhe haben Berzon und Süring mit 10 800 Meter erreicht. Jenseits davon beginnt die Stratosphäre, ein Gebiet, in dem kein Wasserdampf mehr vorhanden ist, so daß all die Erscheinungen, die man zusammenfassend als Wetter bezeichnet, dort nicht mehr bestehen. Ewige Ruhe und anscheinend auch konstante Temperatur herrschen dort. Die Bestätigung des erwähnten Problems verlangt wesentlich größere Höhen. Der Mensch ist dort auf künstlichen Sauerstoff angewiesen. Die Tragkraft der Luft ist oben natürlich sehr gering. Wie viel höher uns noch mit bemanntem Ballon zu steigen vergönnt sein mag, ist eine Frage der verbesserten Ballontechnik. Doch ist das Problem auch mit unbemannten Ballons zu lösen. Solcher Ballon kann ein luftleer gemachtes Gefäß in viel größere Höhen tragen; durch eine elektromagnetisch ausgelöste Feder wird das Ge-



352  
Die Zukunft.  
fäß in großen Höhen geöffnet und nach dem Einströmen des Gases elektrisch wieder zugeschmolzen. Da solche Ballons bis auf 30 Kilometer Höhe gelangt sind, ist hier ein weites Feld offen.  
Auch die Temperaturfrage ist interessant und wichtig. Der-Meteorologe muß vor Allem die unter dem Namen „Inversion“ bekannten Phänomene untersuchen: Temperaturumkehrungen, Abweichungen von dem Gesetz, daß mit steigender Höhe die Temperatur abnimmt. Schon in der Troposphäre tritt dies Phänomen manchmal auf. Besonders im Winter auf Bergen und am Erdboden. Im Sommer ist am Erdboden selbst die untere Schicht durch die Berührung mit dem Erdboden oft erwärmt; sie ist dann leichtem als die darüber lastende kältere Schicht. Wird dieses gewissermaßen labile Gleichgewicht gestört, so steigt die warme Luft rasch hoch; dabei kondensiert sich das Wasser und Gewitterregen fällt. Das Normale ist eine regelmäßig nach oben abnehmende Temperatur. Wenn man von der Kondensation des Wassers absieht, so entspricht einer Erhebung um 100 Metern eine Abnahme von fast genau 1 Grad Celsius. Ist irgendwo eine Inversion vorhanden, so zeigt auch die Aenderung der Luftdichte eine Unstetigkeit; die obere Schicht ist unmittelbar an der Grenzfläche schon erheblich leichter als die untere; deshalb bietet sie dem Ballon keinen Auftrieb und er schwimmt, ohne daß besondere Aufmerksamkeit auf die Führung, verwendet zu werden braucht. Die Entstehung der Inversionen ist ein noch ungelöstes Problem. Genaue Messungen sind hier erwünscht. Der Eintritt in die Stratosphäre ist meist mit einer schwachen Inversion verknüpft. Als Symptom zeigt sich immer eine Aenderung der relativen Feuchtigkeit.  
In der Stratosphäre herrscht eine anscheinend ziemlich konstante Temperatur von etwa 60 Grad unter Null. Eine obere Grenze läßt sich für ihr Gebiet nicht angeben. Doch kann man aus gewissen Ereignissen schließen, daß eine Schichtgrenze in 70 Kilometer»Höhe ist. Die Nordlichter, die man als gigantische Kathodenstrahlungen solaren Ursprungs ansieht, gelangen in die Erdnähe und werden dort absorbiert. Der Druck von 0,1 Millimeter ist der maximale, bei dem der letzte Rest absorbiert wird. Die entsprechende Höhe ist 60 Kilometer. So weit reichen auch die Polarlichter meistens. Auch Sternschnuppen und Meteore geben Aufschluß über diese Schichten, ferner sehr eigenartige Reflexion»Erscheinungen, die bei einer Dynamitexplosion während des Baues der Lungfrau»bahn beobachtet wurden und durch Totalreflexion an der Wasser»stoffschicht entstanden sein sollen, deren Höhe sich zu 70 Kilometern berechnet. Leider sind diese Gebiete auch dem unbemannten Ballon



-unzugänglich. Doch lassen sich Analogieschlüsse schon aus den Ergebnissen ziehen, die in 30 bis W Kilometer-Höhe gewonnen sind. Wenden wir uns jetzt zu der uns zunächst liegenden Zone ,zurück und betrachten weitere Probleme ihrer Erforschung. Wind und Wetter sind 'die Feinde des Luftschiffers. Wie soll er sich gegen sie rüsten? Nur die vollendete Wettervoraussage schützt vor unliebsamen Ueberraschungen. Keine Wissenschaft ist so auf statistisches Material angewiesen wie die Wetterkunde. Wie von jedem Piloten verlangt wird, daß er seine Befähigung nachweist, Wetter« karten zu lesen und zu interpretiren, so können auch seine Mit« theilungen über Fahrtbeobachtungen werthvoll für die Theorie sein. Man sollte weiteren Kreisen anzeigen, ob die Prognosen, die vor der Fahrt gestellt wurden, sich bestätigt haben. Der Meteorologe entscheidet in erster Linie darüber, ob eine Fahrt stattfinden darf. Giebt er auf Grund seiner Erfahrung in dem bestimmten Fall ein Urtheil ab, so hegt. er auch den begreiflichen Wunsch, zu erfahren, wie weit der Verlauf seine Vermuthungen bestätigt hat. Jede Mittheilung dieser Art hat allgemeines Interesse und wird verwerthet, wenn sie an die zuständige Stelle gelangt. Doch auch speziellere Probleme bieten sich. Mehr und mehr tritt die Frage der Erdelektrizität in den Vordergrund des Interesses; sowohl die normalen Verhältnisse wie besonders die Störungen des elektrischen Zustandes, die gewaltigen Ausgleichs«» scheinungen oder Gewitter harren weiterer Aufklärung. Der erfolgreichste Forscher auf diesem Gebiet, Simpson, schlägt den Ballonfahrern vor, Studien über Gewitter zu machen. Freilich ist es eine Grundregel, bei Gewitterdrohung so rasch wie möglich zu landen. Aber man kann aus dem Studium des normalen elektrischen Feldes schon beträchtlichen Nutzen ziehen. Die Fragen sind noch nicht zur Genüge geklärt und erst die neuere Theorie der Elektrizität, die Elektronentheorie, giebt uns einleuchtende Erklärungen. Die früheren Anschauungen, daß der Wasserdampf Elektrizität in die Luft führe, ist widerlegt. Die zerplatzenden und wieder zusammenfließenden Regentropfen, zumal wenn sie durch die erwähnte Umwälzung der Luftschichten rasch aufwärts getragen werden, sind die Quelle der hohen elektrischen Spannungen. Auch bei wolkenlosem Himmel hat die Luft eine elektrische Ladung. Das Gefälle beträgt bei gutem Wetter an der Erdoberfläche etwa 100 Volt pro Meter. Bei Gewitterdrohung kann dieser Gradient das Hundertfache und mehr erreichen. Wenn ein Zeppelin Schiff eine rasche Neigung in einem so starken Feld machen und dabei die eine Elektrizität etwa durch Spitzenstrahlung austreten würde, so würde das



Die Zukunft.

Schiff eine so hohe Ladung annehmen, daß beim Landen starke-Funken entstehen, die eine Entzündung im Gefolge haben können. Immer wieder liest man von Ballonbränden bei der Landung. Schon aus diesem Grund sollte man nicht auf das Schleppseil verzichten, denn es kann einen Ausgleich der Spannung bewirken. Natürlich ist es schwer, die Elektrizität nachzuweisen, da sich Alles auflädt und nicht ein zur Erde abgeleiteter Körper zum Vergleich zur Verfügung steht. Doch ist das Problem nicht unlösbar. Hier sind Versuche geboten. Der Luftschiffer muß; die Gefahr der Elektrizität rechtzeitig erkennen, sonst sind die Entzündungskatastrophen nicht zu vermeiden.

Der Vorschlag, die Ballons radioaktiv zu machen, liegt hier-nach nah und ist oft gemacht worden. Technisch ist die Bindung der-aktiven Substanz schwierig. Gelingt sie, so kann die Ladung in die leitend gemachte Umgebung abfließen. Der (leider zu früh geworbene) Physiker Ebert hat sich mit dem Problem der Erdelektrizität erfolgreich beschäftigt. Er hat die Verhältnisse in der Art untersucht, daß er Ballons verschiedener Form, Kugelballons und Zepelinschiffe in verkleinertem Maßstab abgebildet und in ein elektrisches Feld gebracht hat. Die Kraft- und Niveaulinien, die sich dann ausbilden, hat er mit Sonden untersucht und, die Verhältnisse im Großen durch Vergrößerung der erhaltenen Bilder abgeleitet. Auch hat er einen Apparat ersonnen, der die Störung, die der Ballon selbst im Feld hervorbringt, wieder ausgleicht. Erst dadurch sind die Messungen einwandfrei geworden. Das ist für die elektrischen Versuche eben so wichtig wie die Einführung des Aspirationsthermometers durch Sigsfeld und Abmann. Temperaturmessungen in der Luft ergeben, zumal bei Sonnenstrahlung, ganz falsche Werte. Das weiß Jeder, der bei hellem Sonnenschein im Winter aus einem hohen Berg war. Dunkle Gegenstände können sich bis auf 10 Grad erwärmen, obwohl die Temperatur der Luft unter dem Gefrierpunkt liegt. Nur angesaugte Luft, die an einem vor Strahlung geschützten Thermometer vorbeistreicht, giebt ein genaues Bild. So datiert eine neue Epoche der Messung von der Einführung dieser Apparate.

Von Interesse ist ferner die Untersuchung hoher Luftschichten auf ihren Gehalt an Radioaktivität. Die Emanation, die aus dem Erdboden austritt, läßt sich noch in großen Höhen nachweisen. Sie trägt dazu bei, die Luft leitend zu machen und so das erdelektrische Feld aufrecht zu erhalten. Auch Staubzählungen sollten im Ballon ausgeführt werden. Aitken hat einen Apparat konstruiert, der die Zählung ermöglicht. Während in einer Großstadt in einem Kubik-



Wissenschaftliche Lustschiffahrt. NT  
centimeter Luft Millionen von festen Partikeln sind, findet man auf hohen Bergen nur etwa 1dl). Die Staubtheilchen sind sehr wiche-  
tig, weil sie das Gerüst zur Kondensation der Nebeltröpfchen bil-  
den. Der Einfluß von Fabriken, von großen Städten und Indu-  
striecentren auf Regen, Nebel und Gewitter ist nachgewiesen. Die  
hamburger und londoner Nebel sollen auf der Beimengung von  
Schwefel beruhen, der in der dort verwendeten Kohle steckt und in  
feinster Vertheilung in die Luft geräth.  
Auch das tzimmerlicht müßte systemathisch untersucht werden.  
Die interessanten Versuche von Weber und Jensen haben gezeigt,  
daß das tzimmerlicht stets zum Theil polarisirt ist. Die neutralen  
Punkte, Babinet und Arago nach ihren Entdeckern genannt, lassen  
sich im Ballon geradezu ideal untersuchen. Anomalien in ihrer  
Lage sind Zeugen kosmischer Vorgänge, die auf die Witterung von  
großem Einfluß sind. Die milchige Farbe des blauen Himmels im  
vergangenen Sommer geht zurück auf eine abnorme optische Stö-  
rung. Damit hängt wohl auch das schlechte Wetter des Sommers  
zusammen. Da die Störung schon im Juni sich zu zeigen begann,  
hätte eine Wetterprognose großen Stiles sich daran anschließen  
können. Die Beobachtung der neutralen Punkte ist, dank den eif-  
rigen Bemühungen Jensens, jetzt systematisch organisirt. Recht viel  
Zahlenmaterial aus den verschiedensten Gebieten ist hier zu wün-  
schen. Besonders bei Sonnenauf- und Untergang wird der Gang  
der Punkte verfolgt mit einem sehr handlichen und einfachen In-  
strument. Ein Sonnenaufgang im Ballon ist aber bekanntlich das  
großartigste Naturschauspiel, das sich erdenken läßt. So kann man  
nur Jedem empfehlen, hier beizusteuern. Der eigentliche Grund  
dieser Störungen und Trübungen sind meist Vulkanausbrüche, bei  
denen ungeheure Staub- und Dampf Wolken in große Höhen ge-  
schleudert werden, wo sie sich lange halten. So gab vor einigen  
Jahren der Ausbruch des Vulkans Krakataua auf den Sunda-In-  
seln Anlaß zu ganz ungewöhnlich prächtigen Dämmererscheinungen.  
Studien über Feuchtigkeitgehalt der Luft, über Luftströmun-  
gen, Wind und Wolken vervollständigen das Programm des Luft-  
schiffers. Der verfeinerten Technik ist gelungen, selbstregistrirende  
Apparate zu bauen, deren Fahrtbericht nach beendeter Fahrt in  
Ruhe entziffert werden kann. Besonders für die „Sondenballons“  
sind diese aus leichtestem Material gefertigten Apparate geeignet.  
Bis auf 36 Kilometer ist solcher unbemannte Ballon schon gedrun-  
gen. Das Prinzip der meist verwendeten Konstruktion ist einfach  
und sinnreich. Man verbindet zwei Ballons, von denen der eine  
so weit gefüllt ist, daß er in einer ungefähre vorauszuberechnenden



Die Zukunft.

Höhe platzen muß. Der zweite Ballon reicht allein nicht aus, die Instrumente zu tragen, er bewirkt aber durch seinen Auftrieb einen langsamen Fall, so das; die Instrumente nicht beschädigt werden. Damit ist die Ausgabe des wissenschaftlichen Luftforschers noch nicht beendet. Sehr interessant ist die Messung der Strahlungintensität der Sonne, besonders der ultravioletten Strahlung. Dazu dient ein besonderes Photometer, das von Elster und Geitel stammt und auf dem photoelektrischen Effekt beruht. Wie Hallwachs gefunden hat, verlieren blanke metallische Oberflächen bei Bestrahlung mit Licht, speziell kurzwelligem Licht, negative Ladungen - negative Elektronen gehen von ihnen aus. Der damit verbundene elektrische Strom gestattet eine objektive Messung der Intensität der ultravioletten Strahlen, auf die das Auge nicht reagiert. Da die Luft diese Strahlen ein Wenig absorbiert (durch Glas gehen sie nicht), so sind in höheren, dünneren Schichten die Verhältnisse natürlich sehr günstig. Im Universum hat das ultraviolette Sonnenlicht eine bedeutende Aufgabe, weil es, gerade wie das Radium, die Luft elektrisch macht. Das Photometer besteht aus einer hoch-evakuirten Glaszelle, in die das lichtempfindliche Alkalimetall eingeschlossen ist. Bei Bestrahlung geht ein elektrischer Strom durch die im Dunklen undurchlässige Zelle. Seine Stärke wird mit einem empfindlichen Galvanometer gemessen. Besonders bei der Beobachtung von Sonnenfinsternissen hat sich das Instrument bewährt. Die Abnahme der Helligkeit kann während des Einsetzens der Finsternis genau kontrolliert werden.

Doch nicht Chemiker und Physiker allein finden im Freiballon ein Bethätigungsfeld, sondern auch die angewandte Wissenschaft in der Hand des Ingenieurs. Hier sei nur an die hertzische Telegraphie erinnert. Seit Marconi die elektrischen Wellen erfolgreich mit den empfindlichen Resonatoren kombiniert und damit die Verwendungsmöglichkeit in großem Stile gesichert hatte, hat die Luftschiffahrt sich mit großer Energie diesem Problem zugewandt. Der Vortheil, den sie selbst daraus ziehen kann, ist ja sofort sichtbar. Die Gefahren, die ursprünglich damit verbunden schienen, sind zum größeren Theil beseitigt worden. Starke elektromagnetische Schwingungen vermögen, ähnlich wie akustische Wellen, in der Nachbarschaft ein Mitschwingen durch Resonanz zu bewirken; dazu genügt, daß eine zufällige Abstimmung eines leitenden Kreises auf den Erregerton vorhanden ist. Wie die Saite eines Klaviers in Schwingung versetzt wird, wenn in der Nähe ihr Eigenton erklingt, so vermag auch die hertzische Welle Resonanz hervorzurufen. Gerade an den dabei entstehenden Funken hat Hertz die Ausbrei-



Wissenschaftliche Luftschiffahrt.

3S7  
tungform entdeckt. Funken sind aber immer recht bedenklich, so lange man ein brennbares Gas als Träger benutzt; Das wird sich wohl kaum je vermeiden lassen, wenn man nicht etwa das seltene Helium, das viermal so schwer wie Wasserstoff, aber leichter als Leuchtgas ist, in großen Mengen findet. Die Funkentelegraphie ist jetzt auf den modernen Luftkreuzern erfolgreich eingeführt. Der Nutzen der Einrichtung spricht für sich selber. Die drahtlose Kraft« Übertragung ist noch ein Zukunftstraum. Hier nähern wir uns dem Gebiet, das indirekt als wissenschaftliche Ballonforschung zu bezeichnen ist, wo also alle Aufgaben zu bewältigen sind, deren Ziel eine gesicherte Luftfahrt ist. Die Verbesserung der Motoren im Lenkballon, die Probleme der Stabilität, die Untersuchungen des Luftwiderstandes und zahlreiche andere Aufgaben sind von der neu sich entwickelnden Kunst gestellt worden. Die militärischen Fra» gen sollen hier nur angedeutet, aber nicht beantwortet werden. Auch hier lehrt ein Blick, daß nicht etwa ein neuer Sport, sondern eine ganz neue Technik sich entfaltet. Noch wenige Worte allgemeiner Art über die Ziele, die sich Vertreter anderer naturwissenschaftlichen Fächer, ferner die Aerzte im Ballon setzen sollten. Dem Geographen muß es, wie dem Geo» logen, einen besonderen Reiz gewähren, von hoher Warte aus die Formationen des Landes zu betrachten; für den Arzt ergeben sich hygienische Probleme; Einwirkung der Höhe auf den Blut» druck, auf das Allgemeinbefinden, Einfluß auf Bakterien, Ein» wirkung der vermehrten Sonnenstrahlung und Aehnliches. Der Einsichtige muß erkennen, daß der Luftsport zu einer Fülle wichtiger Arbeiten anregen kann. Deshalb müßte ihm aber auch eine mildere Beurtheilung werden, als leider bisher oft geschah. Mancher hält den Luftfahrer an sich für flatterhaft und unsolide; mit Unrecht, denn schon die Ausbildung erfordert eine genaue Beschäftigung mit wissenschaftlichen Fragen. Das Gelernte muß dem Piloten in Fleisch und Bluth übergegangen sein; denn in kritischen Momenten kann er nicht lange Berechnungen anstellen. Dadurch, daß jeder kleinste Unfall in die Presse kommt, wird der Luftsport ohne Grund als gefährlich verschrien. Wer bei sicherer Wetterlage mit peinlich genau geprüftem Material und unter bewährter Füh» rung aufsteigt, riskirt weniger als ein Skiläufer oder gar ein Rodler. Anbeschreiblich schön sind die Eindrücke einer Fahrt; ist dabei gar Gelegenheit, werthvolle Beobachtungen zu machen, so ist die Befriedigung noch größer. Die Kosten der Luftschiffahrt sind leider nicht klein. Darum ist wünschenswerth, daß mehr Mittel aus wissen» schaftlichen Fonds für diesen Zweck zur Verfügung gestellt werden. Karlsruhe. Professor Dr. Hermann Sieveking,



35« Die Zukunft,  
Goethes Naturbetrachtung.\*)  
will weder spekulierend philosophiren über Natur noch blos  
Hö^Zk induktiv Natur erforschen, sondern, gleichsam in der Mitte stehend,  
Natur „schauen“: mit einem gleich ruhigen Blick die ganze Welt an-  
sehen und übersehen, dabei die Data der Beurtheilung nicht aus sich,  
sondern aus dem Kreis der Dinge nehmen, die er beobachtet. Goethe  
will nicht spekuliren, denn all sein Denken soll ans Sinnliche sich halten  
und nicht rein subjektiv-konstruktiv werden, sondern empfänglich-objek-  
tiv bleiben. Oder wie es Heinroth mit voller Zustimmung Goethes  
ausgesprochen hat: Alles Denken bei Diesem ist ein gegenständliches  
Denken. Aber so wenig es Goethe mit den uferlosen Spekulationen der  
Metaphysiker halten will, so wenig hält er es mit den Verfährung-  
weisen einer empirischen Naturwissenschaft im hergebrachten Sinn. Ia,  
er hat alle die grundlegenden Methoden und üblichen Mittel der Natur-  
forschung einer scharfen Kritik unterzogen.  
Alle exakte Naturwissenschaft ist analytisch-induktiv und experi-  
mentell oder theoretisch und mathematisch. Das analytische Verfahren  
trat Goethe nicht nur in philosophisch-kritischen Werken entgegen, son-  
dern auch auf naturwissenschaftlichem Boden in Linnss künstlichem  
Pflanzensystem, in Cuviers Arbeiten, die die strenge Geschiedenheit der  
thierischen Arten betonten, endlich in Newtons Zerlegung des weißen  
Sonnenlichtes durch das Prisma. Daß unser Dichter-Denker von der  
irein analytischen Methode nichts wissen will, liegt auf der Hand, denn  
Killes Analysiren, Trennen und Zerlegen ist wider Goethes Natur, zu-  
mal gegen seinen Gleichgewichtssinn, wo wenigstens auf alles Analy-  
\*) Fragmente (nicht: ein Kapitel) aus der „Geschichte der deutschen  
^Naturphilosophie“, die der wiener Dozent Dr. Karl Siegel in der leip-  
ziger Akademischen Verlagsgesellschaft erscheinen läßt und von der er,  
im Vorwort, sagt: „Ein Ziel war, den Zusammenhang der einzelnen  
naturphilosophischen Anschauungen mit der Naturwissenschaft ihrer  
Zeit und mit den allgemeinen philosophischen Positionen der dazu ge-  
hörigen Denker hervortreten zu lassen. Der Verfasser ist sich bewußt,  
wie weit er hinter Dem, was er anstrebte, zurückgeblieben ist. Aber er  
hofft, daß die großen Schwierigkeiten des Unternehmens (eine solche  
Darstellung der neuzeitlichen Naturphilosophie ist, abgesehen von der  
pon Iulius Schaller vor siebenzig Jahren gegebenen, die erste) manche  
Schwächen und Lücken einigermaßen als entschuldbar erscheinen lassen s  
werden.“ Das mit so bescheidener Empfehlung eingeführte Buch ist  
durchaus lesenswerth; von den Zeiten der Paracelsus und Agrippa von  
Nettesheim führt es, über Leibnizens dynamistische, Kants kritische und  
die (nach Siegels Meinung) bis zu Schopenhauer reichende romantische  
Naturphilosophie, auf fein verzweigten Pfaden bis zu dem noch Mo-  
dernsten, zu Mach; «ls Vorläufer der neuen Entwicklung werden Lotze  
nnd Fechner genau betrachtet.



siren wieder ein Verbinden folgen muß, uird entspricht auch nicht (was freilich selbst schon eine Konsequenz dieser persönlichen Eigenart ist) seiner Auffassung von der Natur, die nicht eine bloße Gesamtheit/Von Dingen, sondern einen Organismus oder ein Kunstwerk darstellt, wo das Ganze die einzelnen Theile bestimmt.

Was aber die Induktion betrifft, die er weder sich noch Anderen zugestehen will, so hat er wohl hauptsächlichBacons langathmigeTafeln im Auge, und wenn dieser weitschweifige geistlose Mechanismus Goethe nicht anzusprechen vermochte, so steht er hierin nicht allein. Thatsächlich liegt ja hier, bei diesem „nach der Breite gehenden" Verfahren, die Gefahr nur allzu nah, den Wald vor lauter Bäumen nicht zu sehen. Bei Goethe kamen aber noch andere Momente hinzu. Alle Induktion erscheint ihm, der Überhaupt von der Gleichartigkeit der Natur im Innersten überzeugt war und die Komplikation durch verwirrende Nebenumstände sehr wohl kannte, nämlich eben so überflüssig wie aussichtslos. Tausend Fälle wiegt oft ein Fall, ein glückliches Apery auf. Mit Recht hat Goethe der Induktion die Analogie entgegengehalten und deren Bedeutung in Galileis Forschungsweise mit scharfem Blick erkannt. Treffend hat er auch die Vorzüge der Analogie geschildert, die Anspruchslosigkeit und Vielgestaltigkeit etwa in den Worten: „Mittheilung durch Analogien halte ich für so nützlich wie angemessen: der analoge Fall will sich nicht aufdringen, nichts beweisen; er stellt sich einem anderen entgegen, ohne sich mit ihm zu verbinden. Mehrere analoge Fälle vereinigen sich nicht zu geschlossenen Reihen: sie sind wie gute Gesellschaft, die immer mehr anregt als giebt." Allerdings hat er auch den Gefahren, die in der Anwendung der Analogie liegen, sich durchaus nicht verschlossen. Schon das bisher Erwähnte würde die ablehnende Haltung Goethes gegen die gebräuchlichen Versuche, insbesondere in der Physik, einigermaßen begreiflich machen; doch kommt noch eine Reihe von Motiven hinzu. In der That erklärt sich Goethes Stellung zum Experiment schon aus seiner Abneigung von dem analytischen Verfahren. Darüber hinaus hält er es aber auch für unnötig, weil er überzeugt ist, daß die Natur sich gelegentlich freiwillig offenbart. So sagt er: „Ich raste nicht, bis ich einen prägnantejn Punkt finde, von dem sich Vieles ableiten läßt, oder vielmehr, der Vieles freiwillig aus sich hervorbringt und mir entgegenträgt, da ich dann im Bemühen und Empfangen voMichtig und treu zu Werke gehe." Auch fürchtet er den Einfluß des Subjektiven im Versuchs der dann nicht immer die wahre objektive Natur zeigt. Darum wendet er sich insbesondere gegen alle komplizirten Anordnungen mit Rücksicht auf deren dadurch entstehende Unanschaulichkeit. Uebrigens hat Goethe selbst für seine Farbenlehre sehr viel experimentirt und sich als höchst geschickten Experimentator und trefflichen Beobachter erwiesen. Aber er experimentirt« stets mit den einfachsten Mitteln, und als der ihm befreundete Professor Schweigger einen vollkommenen Polarisation-Apparat zum Geburtstag (1818) übersandt hatte, benutzte er ihn nur ungern, «2»



weil ihm eben die Bedingungen dabei schwieriger übersehbar zu sein schienen. Charakteristisch ist auch, worin Goethe den Werth des Versuches sieht: er liegt ihm vorzüglich in der Wiederholbarkeit, während wir sagen könnten: in der Abänderbarkeit der zu untersuchenden Erscheinung und der Ermöglichung einer Messung. Daß dieses Moment bei Goethe nicht Beachtung findet, zeugt für seine Unterschätzung der Mathematik. Goethe warnt zunächst vor der Ueberschätzung dieser Disziplin und wendet sich gegen den Hochmuth ihrer Vertreter. „Die Mathematiker sind“, sagt er einmal, „eine Art Franzosen: redet man zu ihnen, so übersetzen sie es in ihre Sprache; und dann ist es alsobald ganz etwas Anderes.“ Doch will er die Grenzen der Anwendbarkeit der Mathematik anerkannt wissen und er hat durchaus Recht, wenn er in dieser Richtung auf das Qualitative gegenüber dem Quantitativen als dem Bereich der Mathematik hinweist. Dagegen übersieht er den synthetischen Charakter insbesondere der Geometrie. Sie ist für ihn eine rein analytisch-identische oder also ganz formale Disziplin, so daß es nur auf den ersten Ansatz ankomme, alles Uebrige aber bloße Transformationen seien. Darum kommt endlich für Goethe Alles auf den Menschen an, der sich dieses Organs (also der Mathematik) bedient. Schauen, nicht schwärmen will Goethe; aber (so könnte man hinzufügen) auch nicht tasten. Dem Auge, dem Blick will er also vertrauen, aber freilich giebt es einen Unterschied zwischen Sehen und Sehen. Goethe selbst hat dem gewöhnlichen Anschauen das reine Anschauen des Innern und Aeußern gegenübergestellt und auf das geistige Auge hingewiesen, das mit dem leiblichen zusammenwirken muß. Er selbst verdankt dem geistigen Auge seine naturwissenschaftlichen Aperçus, die Entdeckung des Zwischenkieferknochens und die Erfassung der Metamerie des Schädels, die Gewinnung seiner Urphänomene überhaupt. Im engsten Zusammenhang mit den Urphänomenen steht Goethes Begriff des Urtypus oder der Idee. Die Idee hat für ihn zugleich subjektive und objektive Bedeutung, denn, wie er sagt, auch die Natur sinnt beständig, wenn auch nicht als Mensch, und Dies müsse ja sein, denn der Mensch ist doch nur ein Stück Natur und hat mit seinem Denken Theil an der Vernunft der Natur. Die Idee als solche kommt allerdings nie rein zur Geltung; dennoch meinte Goethe ursprünglich, daß der aufmerksame, treue Beobachter sie unmittelbar erschauen könne, und so lange er an dieser Ansicht festhielt, fiel ihm eigentlich Idee und Urphänomen zusammen. Erst später, als er von dem kantisch denkenden Schiller gelernt hatte, daß Ideen in der Erfahrung nicht gegeben sein könnten, hat er zwischen dem thatsächlich Erschaubaren und Dem, was ihm zu Grunde liegt und in ihm sich manifestirt, unterschieden: so trat dann Dieses als Idee und Jenes als Urphänomen hervor. Nicht die Idee selbst, aber das Urphänomen, die reinste Manifestation der Idee, deren anschauliches Symbol, läßt sich erschauen. Die Natur fällt eben so wenig wie mit dem in der gewöhnlichen Erfahrung Gegebenen 'mit dem Reich der Ideen zusammen, Natur liegt vielmehr in der Mitte



oder ist ein Pendel zwischen Beiden. Goethe hat selbst ausgesprochen, wie diese Anschauung gerade aus dem scheinbar zuerst so schroff sich zeigenden Gegensatz zwischen ihm und Schiller sich ergab. „Wenn er Das für eine Idee hielt, was ich als Erfahrung aussprach, so mußte doch zwischen Beiden irgend etwas Vermittelndes, Bezügliches obwalten!“ Dieses ist eben die Natur. Wenn man will, so kann man auch Goethes Methode, seine Aufsuchung von Nrphänomenen, ein Arbeiten mit Theorien nennen; um so mehr, als er selbst bemerkt, daß wir bei jedem aufmerksamen Blick eigentlich theoretisiren.... Ihm sind die Urphänomen« die Grenzscheide zwischen Naturwissenschaft und Philo»sophie; bei ihnen endet das Geschäft der Forschung und beginnt die Aufgabe der Metaphysik.

Keine Aeüßerung Goethes giebt uns ein so übersichtliches Bild von seiner Naturauffassung wie der im Tiefurter Journal 1782 veröffentlichte Aufsatz „Die Natur“. Und wenn wir auch heute wissen, daß er nicht von Goethe selbst verfaßt wurde, fondern nur auf seine Anregung von Tobler, so hat doch Goethe selbst fast ein halbes Jahrhundert später sich zu den darin ausgesprochenen Anschauungen bekannt. Die Ueberzeugung von der Einheitlichkeit der Natur war für ihn der Rahmen, in den seine naturwissenschaftlichen Bestrebungen sich einfügten. So sucht er innerhalb des Thierreiches nach dem allen scheinbar so mannichfachen Formen zu Grund liegenden gemeinsamen Urtypus und ganz analog nach dem allgemeinen Gesetz des Aufbaues der Pflanze. Als er dieses Gesetz gefunden, ist er überzeugt, ein weit über das Gebiet der Botanik hinausreichendes allgemeinstes, für die ganze Natur giltiges Gesetz gefunden zu haben. Und wie hier, so ist immer der Blick auf das Ganze gerichtet: Goethe stellt allen analytischen, isolirenden Naturbetrachtungen die Forderung entgegen, alles Einzelne im Verhältniß zum Naturganzen zu betrachten.

Aber auch die Verlebendigung, ja, Vergeistigung der Natur, die uns aus Goethes poetische« Werken bekannt ist, kommt in unserem Aufsatz zum Ausdruck, wenn es von der Natur heißt: „Sie lebt in lauter Kindern; es ist ein ewiges Leben in ihr. Leben ist ihre schönste Erfindung und der Tod ist ihr Kunstgriff, viel Leben zu haben.“ Und dann: „Gedacht hat sie und sinnt beständig; aber nicht als ein Mensch, sondern als Natur. Auch die plumpste Philisterei hat Etwas von ihrem Genie. Sie ist listig, aber zu gutem Ziel.“ Hier handelt es sich allerdings noch mehr darum, das Leben in der Natur zu betonen und es als deren Blüthe oder Gipfel zu bezeichnen. Doch mehr und mehr (und hier kann wohl an einen Einfluß Schöllings gedacht werden) wird der Begriff des Lebens erweitert und auf die Erde, die Gestirne überhaupt und endlich auf die ganze Natur angewendet. Und indem auch sonst der periodische Wechsel von gegensätzlichen Prozessen in der Natur als Stoffwechsel und Athmungthätigkeit gefaßt wird, kommt Goethe zu dem Mleben der Natur, von dem er im didaktischen Theil der Farbenlehre spricht: „Das Geeinte zu entzweien, das Entzweite zu einigen, ist das



Leben der Natur; Dies ist die ewige Systole und Diastole, die ewige Synkrisis und Diakrisis, das Ein- und Ausathmen der Welt, in der wir leben, wcben und sind," Und damit stimmt es denn überein, wenn gelegentlich die ganze Welt als ein großes unsterbliches Individuum bezeichnet wird, wenn die Natur eines lebendigen Wesens, die Bestimmtheit seiner Theile durch das Ganze, verglichen wird mit dem Ungeheuern Tanzen, in welchem alle Existenzen begriffen sind: das lebendige Individuum, der Mikrokosmos, ein Abbild des Makrokosmos im Kleinen!

„. Das Ideal des Erkenntnißprozesses ist weder durch die Erkenntniß gegeben, die einseitig vom Subjekt, noch durch jene, die vom Objekt allein ausgeht oder also die ausschließlich aktiv oder passiv wäre, sondern durch ein Entgegenkommen von beiden Seiten. So heißt es in den Aphorismen über Naturwissenschaft: „Alles, was wir Erfinden, Entdecken im höheren Sinne nennen, ist die bedeutende Ausübung und Bethätigung eines originalen Wahrheitgefühles, das, im Stillen längst ausgebildet, unversehens mit Blitzesschnelle zur fruchtbaren Erkenntnis führt. Es ist eine aus dem Inneren am Aeußeren sich entwickelnde Offenbarung, die den Menschen seine Gottähnlichkeit vorahnen läßt. Es ist eine Synthese von Welt und Geist, welche von der ewigen Harmonie des Daseins die seligste Versicherung giebt."

Wird die Natur als lebendiges, ja, vernünftiges Wesen betrachtet, dann ist auch das ewige Geschehen in ihr als ein ideell geordnetes, planvoll ans Ziel strebendes aufzufassen: eine Naturteleologie läßt sich nicht ausschließen. Nun könnte es allerdings scheinen, als ob Goethe von einer solchen nichts wissen wollte, „Natur und Kunst sind zu groß, um auf Zwecke auszugehen, und habens auch nicht nöthig; denn Bezüge giebt's überall und Bezüge sind das Leben." Und Spinozas Kampf gegen die Zwecke in der Natur war gerade einer der Punkte, die, Goethe dessen Lehre besonders gemäß erscheinen ließen; eben so hebt er an der Kritik der Urtheilskraft hervor, daß durch Kant hier seine „Abneigung gegen die Endursachen geregelt und gerechtfertigt" war. Aber bei Alledem hat er, ganz ähnlich wie auch Herder, nur die äußerliche Teleologie im Auge und insbesondere ihre Verwendung als angeblich naturwissenschaftliche Erklärung. Der Zweck, wozu die Hörner dem Stier dienen, kann (so schärft er ein) die Untersuchung nicht überflüssig machen, „wie er Hörner haben könne". Die Teleologie, die Goethe bekämpft, ist „die Vorstellungart, daß ein lebendiges Wesen zu gewissen Zwecken nach außen hervorgebracht und seine Gestalt durch eine absichtliche Umrüstung dazu determinirt werde". Oder noch kürzer (in üblicher Terminologie) ausgesprochen: die anthropocentrische Utilitätsbetrachtung, Uebrigens will er gar nicht so weit gehen, diese „triviale Vorstellungart", die in der Gewohnheit des Menschen wurzelt, die Dinge nur in dem Maße zu schätzen, wie sie ihm nützlich sind, und die der menschlichen Natur im Ganzen bequem und zureichend ist, überhaupt zu bekämpfen; nur vom Naturforscher verlangt er, daß er sich,



selbst wenn er fluch als Mensch jene Auffassung nicht loswerden könnte, wenigstens als Naturforscher, so viel wie möglich, von ihr entfernt halte. Dieser Protest darf aber durchaus nicht als ein solcher gegen alles Zielstreben in der Natur gefaxt werden. Weit davon entfernt, die immanente Teleologie oder vielmehr Teloklisie zu verkennen, betont Goethe gerade, daß jeder Organismus Zweck seiner selbst ist und daß innerhalb dieses Zweckes jedem Organ seine besondere Bestimmung zukomme. Ia, die größte Beständigkeit dieser Bestimmung und im Zusammenhang damit des Platzes jedes Organs gegenüber den anderen will Goethe dazu benützt wissen, es in den verschiedensten Organismen trotz der weitestgehenden gestaltlichen Umbildung als solches wiederzu« erkennen. Allerdings wird eine solche immanente Teloklisie in Verbindung mit dem Gedanken, daß die ganze Welt ein Organismus ist, offenbar leicht die Grenzen der Immanenz im engeren Sinn weit überschreiten. Und so ists thatsächlich bei Goethe, wenigstens, was den Menschen und seine Stellung im Universum betrifft. So sagt er, die „plumpe! Welt" sei nur ins Dasein getreten, „um als Pflanzschule für jeine Welt von Geistern zu dienen". Gelegentlich wird vielleicht sogar der Mensch als „Uebergang" im Sinne Nietzsches gefaßt; so heißt es im Gespräch mit Falk: „Wer weiß, ob nicht auch der Mensch (als Krone der Schöpfung) nur ein Wurf nach einem höheren Ziel ist?" Ist so die ganze Weltentwicklung eine Wirklichwerdung von Ideen, die selbst von den bisher in die Erscheinung getretenen höchststehenden Persönlichkeiten innerhalb der Menschheit nicht erreicht werden mögen, so fühlen wir hier ein Höheres, Reineres, das die Grenzen unserer Erkenntniß übersteigt: ein solches Gefühl hat Goethe selbst als das der Frömmigkeit und Religiosität bezeichnet. „In unsres Busens Reine wogt ein Streben, sich einem Höhern, Reinern, Unbekannten aus Dankbarkeit freiwillig hinzugeben, enträthselnd sich den ewig Un genannten; wir Heißens: fromm sein." Und den Gegenstand unseres religiösen Gefühls nennen wir Gottheit. So fällt also für Goethe der Begriff der Gottheit mit dem der höchsten Vernunft zusammen, wie er es ausdrücklich Eckermann gegenüber ausspricht: „Ich frage nicht, ob dieses höchste Wesen Verstand und Vernunft habe, sondern ich fühle, es ist der Verstand, die Vernunft selber. Alle Wesen sind davon durchdrungen und der Mensch hat davon so viel, daß er Theile des Höchsten erkennen ikann." Gott und Natur in ihrer untrennbaren Einheit stellen so eigentlich gleichsam zwei verschiedene Seiten des Universums dar. Man könnte dabei an eine gewisse Analogie des Universums mit dem Menschen als Mikrokosmos denken; in ähnlichem Verhältniß wie dort Gott und Natur steht hier die sinnliche und geistig-vernünftige Seite am Menschen (Leib-Seele), und damit ließe sich dann die empedoklische jErkenntnißlehre verbinden: Mit seinen Sinnen lernt der Mensch die Natur, mit seiner Vernunft die Gottheit, an der sie Theil hat, erkennen. Das hat Goethe auch gelegentlich ausgesprochen; dabei scheint der Verstand, der zwischen ihnen liegt, zu kurz zu kommen. Ihm will Goethe



365  
Die Zukunft.  
nur die rein praktische Welterkenntniß zuordnen; doch darf man hier wohl an die Natur der mathematisch»mechanischen Naturwissenschaft als deren Objekt denken, eben an jene, die Kant (in seiner Kritik der reinen Vernunft) vor Allem im Auge gehabt hat.  
Und wie Goethe als Naturforscher die Idee nicht von der Erfahrung getrennt wissen, die Teloklisie nicht als eine transszendente, sondern nur als der Welt immanente anerkennen mochte, so wollte er schon von frühster Jugend auf keinen anderen Gott anerkennen als den, „der mit der Natur in unmittelbarer Verbindung steht“. Das ist, was ihn, als er Giordano Bruno, und wieder, als er Spinoza kennen lernte, alsbald zu diesen Denkern hinzog: Pantheismus pflegt man diese Anschauung zu nennen, obgleich sie zunächst durch die Annahme des untrennbaren Zusammenhangs von Gott und Natur charakterisirt wird. Gott nicht vor der Natur und ohne sie, aber auch: Natur nicht ohne Gott. „Was war' ein Gott, der nur von außen stieße, das All im Kreis am Finger laufen ließe? Ihm ziemts, die Welt im Innern zu bewegen, Natur in sich, sich in Natur zu hegen.“ Bei dieser engen Zuordnung von Gott und Natur darf man jedoch nie übersehen, daß dieses Verhältniß nicht nur eine Vernatürlichung der Gottheit, sondern eine Vergöttlichung und Vergeistigung der Natur bedeutet.  
Ie nachdem nun mehr die moralische, ästhetische oder technische Wirksamkeit dieser schaffenden Potenz Berücksichtigung findet, kommt es naturgemäß zu bildlich-symbolischen Personifikationen der Natur, wie etwa als Mutter, als Künstlerin oder als ökonomische Haushälterin. Daß die Auffassung der Natur als Künstlerin dem Künstler nah lag, begreift Jeder; die Zusammenstellung von Natur und Kunst berührte Goethe in der Kritik der Urtheilskraft besonders sympathisch und entspricht der so beliebten Analogisirung der Organismen mit einzelnen Kunstwerken. Als Künstlerin verwerthet die Natur gleiche Motive in unendlich mannichfachen Variationen; daher die Bildung der Organismen aus in der Idee gleichen Theilen (Blatt, Wirbelknochen). Hier ist jedenfalls eine der Wurzeln der Metamorphosenlehre zu suchen. Daneben mag wohl bei Goethe das Bestreben mitgewirkt haben, den Aufbau und das Wachsthum des Individuums zu verstehen durch die Fortpflanzung und den Aufbau der Gattung; denn nur auf diese kommt es in der Natur an, nicht aufs Individuum. Der Aufbau des Individuums wäre danach nur eine Art Vorbereitung des Generationprozesses. Immerhin liegt in der Analogisirung von Organismus und Kunstwerk wohl die tiefere Wurzel der ««ethischen Metamorphosenlehre. Goethe selbst hat allerdings seine Anschauung von der Metamorphose etwas anders begründet: damit, daß die Harmonie des Organismus nur möglich werde durch die ursprüngliche Identität der Theile, Doch auch die Harmonie ist ein ästhetischer Begriff, und nehmen wir noch hinzu, daß nach Goethe jedem Organismus und Organ das Bedürfniß nach Totalität zukommt, woraus er, zum Beispiel, durch Anwendung auf das Auge das Auftreten der geforderten Farbe als Kon»



traftfarbe und die angenehme harmonische Wirkung neben einander auftretender, sich fordernder Farben ableitet, so sehen wir wieder, daß die Anatogisirung von Organismus und Kunstwerk ein bedeutsames Leitmotiv für Goethe gebildet hat. Denn Harmonie und Totalität ist es, was er von jedem richtigen Kunstwerk (wie auch von den vollendeten Persönlichkeiten; Beispiel: Wieland) verlangt.

Die Gegensätzlichkeit oder Polarität hat Goethe eins der zwei großen Triebräder aller Natur (neben der Steigerung) genannt. Die Polarität ist ein Centralbegriff der goethischen Naturphilosophie. Sie beherrscht die Metamorphosenlehre der Pflanzen, die Osteologie, Meteorologie, Farben« und Tonlehre. Goethe hat sich über die Polarität einmal so ausgesprochen, als ob er zu dieser für ihn so charakteristischen Anschauung durch Verallgemeinerung von Kants Konstruktion der Materie aus zwei einander entgegengesetztgerichteten Kräften gelangt wäre. Er sagt nämlich in der „Campagne in Frankreichs: „Ich hatte mir aus KantsNaturwissenschaft nicht entgehen lassen, daß Anziehungskraft und Zurückstoßungskraft zum Wesen der Materie gehören und keine von der anderen im Begriff der Materie getrennt werden könne. Daraus ging mir die Urpolarität aller Wesen hervor, welche die unendliche Mannichfaltigkeit der Erscheinungen durchdringt und belebt.“ Dieser Aeüßerung steht allerdings eine andere, weit abweichende gegenüber, wo es heißt: „Seit unser vortrefflicher Kant mit dürren Worten sagt: es lasse sich keine Materie ohne Anziehen und Abstoßen denken (Das heißt doch wohl, nicht ohne Polarität), bin ich sehr beruhigt, unter dieser Autorität meine Weltanschauung fortsetzen zu können nach meinen -frühsten Ueberzeugungen, an denen ich niemals irr geworden bin.“ Man könnte dieser retrospektiven Darstellung (1814) an sich weniger Gewicht beizumessen geneigt sein, wenn nicht die Thatsachen einen deutlichen Beleg für das vollkommen Zutreffende erbrächten. Goethe hat, ganz abgesehen von der Kompensation (die ja ebenfalls unter den Begriff der Polarität fällt), auch sonst, in den Jahren 1780 und 1791, mit dem Begriff der Entgegensetzung, wenn auch noch nicht mit dem Ausdruck Polarität, schon gearbeitet, also in einer Zeit, da er Kants Naturphilosophie noch gar nicht kannte.

... Die tiefen Wurzeln des Polaritätgedankens dürften in persönlichsten Erlebnissen Goethes zu suchen sein, in der ausgesprochenen Periodizität seiner Natur, namentlich dem regelmäßig wiederkehrenden Stimmungumschlag und abwechselnden Zug zur Sammlung und Zerstreuung, zu Einsamkeit und Geselligkeit; dann und namentlich im Streben, gegenüber der Steigerung, die einen allmählichen Fortschritt bedingen würde, ein Gegengewicht zu schaffen, wodurch trotz dem Fortschreiten Alles sich im Kreis bewegt.

Was den Prozeß der Steigerung betrifft, die Goethe das andere große Triebrad der Natur genannt hat, so müssen wir uns zunächst an die Farbenlehre halten, wo auch dieser Terminus von ihm eingeführt erscheint. Definirt wird hier die Steigerung als „eine in sich



Die Zukunft.

selbst Drängung, Sättigung, Beschattung der Farben"; in solchem Verhältniß stehen die Farben vom Gelb zum Roth auf der einen, vom Blau zum Violett, ja, Roth auf der anderen Seite. Nach Goethe läßt sich nun durch Vermehrung der Trübe des Zwischenmediums an sich farbloses Licht vom leisesten Gelb bis zum höchsten Rubinroth steigern, und „umgekehrt steigert sich das Blau in das schönste Violett, wenn wir eine erleuchtete Trübe vor der Finsterniß verdünnen und vermindern". Diese qualitative Aenderung läßt sich übrigens manchmal durch rein quantitative Verhältnisse thatsächlich hervorbringen; eine rein gelbe Flüssigkeit in einem Gefäß aus weißem Porzellan wird mit wachsender Flüssigkeithöhe immer dunkler, zuletzt orange gefärbt, eine rein blaue schließlich violett erscheinen. Eine ähnliche Rolle wie in der Farbenlehre die Steigerung, spielt in der Metamorphosenlehre die allmähliche Verfeinerung der identischen Organe, die auf eine Läuterung der aufsteigenden Säfte zurückgeführt und, so zu sagen, chemisch erklärt wird. Indem die Metamorphose als ein Prozeß dargestellt wird, der „dergestalt sich veredelnd vorschreitet, daß alles Stoffartige, Geringere, Gemeinere nach und nach zurückbleibt und in größerer Freiheit das Höhere, Geistige, Bessere zur Erscheinung kommen läßt", gewinnt er für Goethe ganz allgemeine Bedeutung. So auch in der Osteologie: „Die Gehirnknochen entstehen aus Wirbelknochen. Durch Steigerung erheben sie sich zu Sinneswerkzeugen." Und in der organischen Formenlehre überhaupt: „Die Pflanze geht von Knoten zu Knoten und schließt zuletzt ab mit der Blüthe und dem Samen. In der Thierwelt ist es nicht anders. Die Raupe, der Bandwurm geht von Knoten zu Knoten und bildet zuletzt einen Kopf; bei den höher stehenden Thieren und Menschen sind es die Wirbelknochen, die sich anfügen und anfügen und mit dem Kopf abschließen, in welchem sich die Kräfte konzentriren." Ja, noch mehr, „was so bei den Einzelnen geschieht, geschieht auch bei ganzen Korporationen"; und nachdem Goethe an die Bienen und ihren Staat mit der Bienenkönigin als dem Kopf des Ganzen erinnert hat, fährt er fort: „So bringt ein Volk seine Helden hervor, die . . .". Daß die Steigerung in engem Zusammenhang mit der Polarität von Goethe gedacht wurde, läßt sich durch mehrfache Aeüßerungen belegen. Hier ein poetisches Zeugniß mit wenigen Worten, wo wenigstens aller Wandel auf stetige Entzweiung bezogen erscheint: „Die endliche Ruhe wird nur verspürt, sobald der Pol den Pol berührt; drum danket Gott, Ihr Söhne der Zeit, daß er die Pole für ewig entzweit." Die Lehre von der Steigerung kann als die Ausdrucksform des goethischen Entwicklungsgedankens betrachtet werden. Darum ist hier der Ort, wo zu der vielverhandelten, vielumstrittenen Frage Stellung genommen werden mag: In welchem Verhältniß stehen Goethes Anschauungen zur modernen Sntwickelunglehre, zur Abstammung- oder Deszendenzlehre? Helmholtz und Haeckel waren es, die hier die engste Berührung sahen und Goethe zum Vorläufer Darwins proklamirten. Andere Forscher äußerten allerdings wieder eine skeptischere oder gar



negative Ansicht. In der Art, wie sich Goethe diese Abweichungen zu Stande kommend denkt, scheint er sich allerdings den modernen, insbesondere Lamarcks deszendenztheoretischen Anschauungen zu nähern. Vorzüglich ist es die Bedeutung des äußeren Mediums (Wasser, Luft), die er immer wieder betont; zunächst in der Metamorphosenlehre für die Pflanzen, dann aber auch für die Thiers in den osteologischen Aufsätzen. So wird von den Pflanzenblättern, die unter dem Wasser wachsen, gesagt, daß sie gröber organisirt seien als die anderen, der freien Luft ausgesetzten; ja, die selbe Pflanzenart entwickelt glattere und weniger ausgebildete Blätter in tieferen, feuchteren Orten und bringt, in höhere Gegenden versetzt, rauhe, mit Haaren versehene, feiner auegearbeitete Blätter hervor. Weiter wirken die verschiedenen ele» Wientaren Naturkräfte auf den allgemeinen Typus ein, der sich ihnen bis zu einem gewissen Grade fügen muß. „Wärme und Feuchtigkeit", sagt Goethe, „schwellt auf und bringt selbst innerhalb der Grenzen des Typus unerklärlich scheinende Ungeheuer hervor" und „die Luft, indem sie das Wasser in sich aufnimmt, trocknet aus"; so entsteht der im Gegensatz zum Fisch „magere Vogel"; „so bildet sich der Adler durch die Luft zur Luft, durch die Berghöhe zur Berghöhe". Dies erklärt auch die adaptive Zweckmäßigkeit: „das Thier wird durch Umstände zu Umständen gebildet, daher seine innere Vollkommenheit und seine Zweckmäßigkeit nach außen". Gerade die Thatsache der Anpassung war es, die dem treuen Naturbeobachter nicht entging und die Lehre vom einheitlichen Typus zeitigte. Das „Wechselhafte der Pflanzengestalten" erweckte immer mehr die Vorstellung: „die uns umgebenden Pflanzenformen seien nicht ursprünglich determinirt und festgestellt, ihnen sei vielmehr, bei der eigensinnigen, generischen und spezifischen Hartnäckigkeit, eine glückliche Mobilität und Biegsamkeit verliehen, um in so viele Bedingungen, die über den Erdkreis auf sie einwirken, sich zu fügen und danach bilden und umbilden zu können". Aber bei Alledem darf man doch die große Differenz von der modernen Anschauung nicht übersehen. Um eine Determination des bis zu einem gewissen Grade unbestimmten Typus handelt es sich; „die entschiedene Gestalt", sagt Goethe ausdrücklich, „ist gleichsam der innere Mern, welcher durch die Determination des äußeren Elementes sich verschieden bildet". Eine Aus» und Durchbildung des Urthpus hat also Goethe im Sinn, nicht eine Umbildung der besonderen Individuen; nicht eine blutsverwandtschaftliche, reale Abstammung, sondern eine Deszendenz im ideellen Sinn. Erst gegen das Lebensende, da Goethe mit den neuen Lehren, wenn auch nur mittelbar, in Berührung kam, schloß er sich ihnen begeistert an, ohne wohl den prinzipiellen Unterschied zu den eigenen früheren Ideen zu merken. So finden wir denn erst nach 1820 Ansätze zur Behauptung einer realen Deszendenz, einer Transformation der Thierformen selbst in einander, und nicht einer bloßen Modifikation oder jeweiligen Determination des allgemeinen Typus. So insbesondere im Anschluß an ein Werk von D'Alton über



die Faulthiere und die Dickhäutigen, wo Goethe von einem walfisch» ähnlichen Thier durch Uebergang auf das sumpfig»kiesige Festland sich sowohl das Riesenfaulthier wie das Ai entstanden denkt (1822). Freilich hielt er immer an engen Grenzen einer solchen Umwandlung fest. Auch 1824, wo er sich eine Mittheilung des Dr. Sturm, das; durch Kreuzung entstandene Rassen bestehen könnten, notirt, fügt er sogleich hinzu: „Freilich muß die Umwandlung eine Grenze haben und nur die Vollkommenheit des Geschöpfes kann sie bestimmen.“ Besonders deutlich hat Goethe diesem Willen zur Beibehaltung des Artbegriffs indirekten Ausdruck verliehen, indem er einige Sätze seines Freundes Meyer nicht nur abgedruckt, sondern auch als Zeugnis; reiner Sinns» und Geistesgemeinschaft bezeichnet hat. „Iedes besondere Naturwesen beschreibt außer dem großen Kreislauf alles Lebens, an dem es theil» hat, noch eine engere, ihm eigenthümliche Bahn; und das Charakteristische dieser Bahn, welches sich aller Abweichungen ungeachtet in einem Umlauf wie in dem anderen durch die fortgesetzte Reche der Geschlechter ausspricht, dies beharrlich Wiederkehrende im Wechsel der Erscheinungen bezeichnet die Art. Aus innigster Ueberzeugung behauptete ich fest: gleicher Art ist, was gleichen Stammes ist. Es ist unmöglich, daß eine Art aus der anderen hervorgehe; denn nichts unterbricht den Zusammenhang des nach einander Folgenden in der Natur; gesondert besteht allein das ursprünglich neben einander Gestellte. Wer aber die Abweichungen, die in einzelnen oder auch mehreren Umläufen des Lebens vorkommen und die man Varietäten, Abarten nennt) für Arten nimmt, darf das Schwankende des ihnen willkürlich zugeschriebenen Charakters nicht der Natur beimessen oder gar daraus auf ein Schwanken der Arten überhaupt schließen. Sollte aber wirklich in irgendeiner formenreichen Gattung durchaus keine Grenze, welche die Natur selbst achtet, zu finden sein: was hindert uns dann, sie als eine einzige Art, alle ihre Formen als eben so viele Abarten zu behandeln? So lange der Beweis fehlt, der schwerlich je zu führen, daß überhaupt in der Natur keine Art bestehe, sondern daß jede, auch die entfernteste Form durch Mittelglieder aus der anderen hervorgehen könne, so lange muß man uns jenes Verfahren schon gelten lassen.“

Bedenkt man, daß die moderne Abstammungslehre vor Allem die Bedeutung hat, von der Anschauung der Arten»Konstanz unabhängig zu machen, ja, die „Art“ als bloßes Scheinding zu eliminiren, so kann man Goethe offenbar nicht als Propheten oder Vertreter dieser Lehre bezeichnen. Goethe schneidet ganz bewußt die Möglichkeit einer immer fortschreitenden Umbildung ab; er denkt ersichtlich an eine Rückkehr, an eine nicht in geradliniger, sondern geschlossener cirkularer Bahn erfolgende Entwicklung, eben so wie auch im allgemeinen Weltgeschehen. Nicht Darwins, sondern Herders entwicklungstheoretischer Anschauung war unser Dichter nah.

Wien. Dr. Karl Siegel.



Krisis?

369

Krisis?

er plötzliche Sturz der Kanada»Aktien hat der Börse einen heftigen Schreck eingejagt. Die Bankmänner zuckten die Achseln und hüllten sich in vornehmes Schweigen. Sie schienen nicht mehr zu wissen, was sie über die amerikanischen Verhältnisse sagen sollten. Ist die Katastrophe der Franziskobahn der erste Akt eines großen Wirthschaftsdramas? Mancher Börsenmann sprach: »Die Vankees sind pleite." Ob damit Gegenwart und Zukunft des Riesenlandes abgethan ist? Die Ernüchterung in der Kanada»Box hat jede Milde aus den Gemüthern entfernt. Seit dem Höchstkurs des vorigen Jahres sind 60 Prozent verloren. Das ist keine Bagatelle. Die Ursache des Rückganges soll eine kanadische Finanzkrisis sein. Die englischen Geldbehälter sind zum Besten der Eisenbahnen, Provinzen und Städte Kanadas geleert worden und von den Milliarden, die Lombardstreet der europäischen Wirthschaft zur Verfügung stellen kann, ist ein guter Theil nach der stolzesten britischen Kolonie ausgewandert. Aber Europa hat selbst gewaltigen Hunger nach Bargeld und gönnt dem entfernteren Knuden den Segen Nicht. Wird der Geldstrom dünner, dann verwandeln die großen Aufwendungen, die zur Förderung der Bodenspekulation gemacht wurden, sich in lästige Verpflichtung. Eine Wirthschaftskrisis entsteht, wenn das angelegte Kapital nicht mehr genügende Nahrung erhält. Kanada besitzt große natürliche Reichthümer, die aber ohne fremdes Geld und fremde Menschen nicht nutzbar gemacht werden können. Diese Kräfte soll eine ungeheure Reklame herbeischaffen, von der ich hier schon sprechen mußte. Die Eanadian Pacific hat an Eifer und Geld nicht gespart; sie muß für das eigene Wohl sorgen. Ihre Einnahmen sind nur noch langsam gestiegen und dann sogar gesunken. Ganz ohne Erfolg ist aber die kanadische Reklame nicht geblieben. Die großen englischen Rhedereien berichten von einer ungewöhnlichen Zunahme der Auswanderung nach der Dominion. Dabei habe sich die Physiognomie der Auswanderer merkbar geändert; sie kommen jetzt mehr aus dem Mittelstand als aus dem Proletariat. Geschäftsleute, Handwerker, Bauern, die in leidlichem Wohlstand leben, verlassen die Heimath, um in der reichen englischen Kolonie Bürgerrecht zu erwerben. Daß Europa sich einer solchen Entwicklung nicht freuen darf, ist klar. Eben so, daß die unsichere politische Lage den Werbern für Kanada die Arbeit erleichtert hat. Man sollte den Einfluß der militärischen Rüstungen, mit ihren Riesenlasten auf Einkommen und Besitz, nicht niedrig einschätzen. Die Verdrossenheit führt leicht in den Entschluß, anderswo das Glück zu versuchen. Der englische Philanthrop Sir Max Waechter hat festgestellt, daß die jährlichen Ausgaben Europas für Armee und Marine ,7320 Millionen Mark betragen. Dazu kommt der Verlust von 5 Millionen leistungsfähigen Arbeitern. Durch die Verstärkung der Rüstungen werden die unproduktiv angelegten Milliarden zunehmen, Arbeitsleistung und Rente noch mehr geschädigt werden. Daß solche Erwägungen dazu beitragen, Hände und Geld aus dem Land zu treiben, ist nicht



Die Zukunft,

zu bestreiten. Man bedenkt heute allzu selten, welche Wirkung die neuen Militärvorlagen, nicht nur die deutschen, auf die Wirthschaft haben. Freilich: Amerika scheint uns auch nicht mehr beneidenswerth, 'Trotzdem verständige Männer sagen, nur der zweiten, von der Deutschen Bank eingeführten Serie der Franziskobahnbonds drohe Gefahr, die erste (Handelsgesellschaft) sei gesund, und trotzdem Andere meinen, auch Kanada werde sich schnell erholen, wenn die Engländer den Aerger über die dem verheißenen Dreadnoughtgeschenk bereiteten Schwierigkeiten verdaut haben, bleibt die nächste Zukunft der amerikanischen Unternehmungen immerhin unsicher. Was wird aus Bahnen, zu deren Auffrischung das Geld fehlt? Unsere Börse war Tage lang bereit, in den Ruf einzustimmen, den der berühmte Menkus, als er an Amerikanern Geld verloren hatte, ausstieß: „Den Kolumbus soll der Schlag treffen!" Von dem Elend der deutschen Staatspapiere hat man bis zum Ueberdruß gehört; aber der Kurszettel zwingt zu neuen Klageliedern. Darf man hoffen, das deutsche Publikum den relativ niedrig verzinslichen Anlagewerthen zurückzugewinnen, so lange ihm die Früchte seines Vermögens immer wieder fiskalisch beschnitten werden? Und die Summe der Anleihen wächst in gefährliche Höhe. Ende Februar 1913 wurden 350 Millionen Mark vierprozentige Reichsanleihe, Konsols und preußische Schatzanweisungen neu begeben und 200 Millionen Mark Schatzscheine zum Umtausch älterer Stücke bestimmt. Der Kurs der Emission war niedrig: für die Anleihen 98,60, für die Schatzanweisungen 99; und der Erfolg war dennoch nicht groß. Die Anleihen wurden gut untergebracht; von den Schatzanweisungen behielt das Konsortium 177 Millionen zurück. Außerdem haben die Banken noch 80 Millionen Mark aus der vorjährigen Emission; sie hatten also keine Lust zu neuen Schuldverschreibungen. Trotzdem mußte das Konsortium abermals 300 Millionen übernehmen. In der heißesten Zeit des ersten Halbjahres; kurz vor dem Semesterwechsel. Die Einzahlungstermine wurden freilich so gelegt, daß im Juni nur 15 Prozent zu leisten sind; die nächsten drei Raten werden in den folgenden drei Monaten fällig. Die Bedingungen, unter denen das Reich und Preußen ihre Anleihen abschließen, sind zwar nicht die schlechtesten, die je bewilligt wurden, aber kümmerlich genug. Die Banken haben die neuen vierprozentigen Anleihen zum Kurs von 97 übernommen (im Februar zu 98) und bekommen dazu noch eine Extravergütung von 0,23 Prozent für die in ihrem Besitz gebliebenen Stücke. Bei der Februaremission wurden, aus dem selben Anlaß, 0,75 Prozent bewilligt. Diese Spenden für die trauernden Hinterbliebenen sind das Armuthzeugniß des Rentenmarktes; nicht das einzige. Zu beachten sind auch die Zinsen, die für Schatzwechsel mit einjähriger Laufzeit gezahlt werden. Die Hohe Finanz übernahm, außer 50 Millionen Reichsanleihe und 175 Millionen Konsols, 75 Millionen Mark Schatzscheine, die nicht für den Markt bestimmt sind. Dafür werden 5½ Prozent Zinsen vergütet; so viel, wie jeder Geschäftsmann zahlen muß, der seine Wechsel bei Privatkreditgebern anbringt. Der



Krisis?

371

Fiskus pflegt sonst solche Zinsen nur für Schatzscheine mit kurzer Frist zu bewilligen. 75 Millionen zu 5%, auf ein Jahr: Das ist neu. Dem Publikum werden die neuen Anleihen zum Kurs von 97,90 Prozent angeboten (die alten Vierer kosten 98,20). Dieser Preis hat Reiz; aber es giebt stärkere Lockungen; die dreiprozentige Reichsanleihe bringt, bei einem Kurs von 75,5t), 4 Prozent und eine Gewinnchance und fremde Papiere bieten noch fetttere Aussicht. Vielleicht wird das Konsortium den ganzen Posten los; die Zahlungsbedingungen sind ja günstig. Aber die entscheidende Frage ist, wie das Publikum über die Entwicklung der Dividendenwerthe denkt. Hält es jede Haussehoffnung für eitel, dann wird es für Staatspapiere zu haben sein. Schwerlich, wenn es an einen neuen Aufschwung glaubt. Die Bantlitzer werden nicht allzu gern ihre Unterschriften unter den neuen Anleihevertrag gesetzt haben. Sie mußten; weil der Fiskus die Macht hat, eine Absage zu rächen. Die neuen Steuervorlagen erstrecken sich in die Lebenssphäre der Finanzwelt und könnten unangenehm zugespitzt werden. Auch das Depositengesetz drängt sich in den Kreis der Gedanken, wenn die Finanzminister Geld fordern. Jedenfalls darf man den Banken, vor so gefüllten Staatspapierlagern, nicht mehr vorwerfen, sie sorgten nicht eifrig genug für Vermögensanlagen in Effekten ersten Ranges. Die Aprilbilanzen zeigten, daß die Summe der deutschen Staatspapiere bei acht berliner Großbanken, seit -Ultimo Februar 1913, (um 51) auf 208 Millionen gestiegen ist. Die Deutsche Bank allein verfügt über einen Posten von 131 Millionen: 54 Millionen mehr, als die anderen Banken, sieben großer Sorte, zusammen hatten. Bequem ist den Banken eine Fesselung ihrer Mittel an deutsche Staatspapiere schon deshalb nicht, weil sie dadurch von einträglicheren Geschäften abgehalten werden. Und das Ausland ist mit seinen Transaktionen noch lange nicht fertig. Der Eifer auf beiden Seiten war ja der Hauptanlaß für die Beschleunigung des zweiten deutschen Anleihehandels. Sonst wäre am Ende kein Geld mehr dagewesen. Das Publikum ist für jede fremdländische Schuldverschreibung, die klug eingeführt wird, zu haben. Und Deutschland darf sich nicht durch Britanien, Frankreich, Amerika von den internationalen Rennplätzen verdrängen lassen. Deshalb werden Chinesen und Mexikaner mit der selben Höflichkeit behandelt wie der Schatzsekretär Kühn und der Finanzminister Dr. Lentze. Mexiko hat, trotz allen inneren Stürmen, eine Anleihe von 20 Millionen L in Europa untergebracht und die Gesellschaft National Railways of Mexico, an deren Aktien auch das deutsche Publikum Geld verlor, begab sechsprozentige Gold-Notes bei einem internationalen Bankenkonsortium. Deutsche Großbanken sind an der Hebernahme dieser Schuldverschreibungen beteiligt, die, bei einem Kurs von 97 und der Parirückzahlung am ersten Juni 1915, in allen erdenklichen Reizen schillern. Das Königreich Bayern aber konnte in diesem Jahr noch keine Anleihe unterbringen („wegen der ungünstigen Geldverhältnisse“) und frettet sich mit Schatzscheinen durch. Die letzten



Die Zukunft.

bayerischen Schatzwechsel wurden vor einigen Wochen in London, mit <sup>^/i</sup>« Prozent, diskontirt. Läge Bayern auf der westlichen Halbkugel, so fände es ergiebige Geldquellen. Durch die deutschen Anleihen kam die Stadt Budapest um einen Abschluß mit der deutschen Hochfinanz. Eine fünfprozentige Anleihe im Betrag von 80 bis 90 Millionen Mark sollte von einer deutschen Finanzgruppe, unter Führung der Dresdener Bank, emittirt werden. Der Plan ist vertagt worden. Die Fülle der fremden Renten erleichtert die Liquidität nicht. Der Status der Großbanken hat sich verschlechtert. Die Kredite, die sie geben, sind, wie die Gestaltung von Debitoren und Accepten zeigt, nicht kleiner geworden und die Summe der leicht greifbaren Mittel hat sich verringert. Die Kreditinstitute müssen auf Geschäfte sehen, die ihnen Gewinn bringen; sonst können sie ihre Dividenden nicht auf der Höhe halten. Die Bankaktie galt bisher als Anlagepapier, Offenbar mißtraut man der Rentabilität der Bankkapitalien schon; denn das 'Geschäft in Bankaktien will nicht mehr recht gehen. Gelder der Bank» welt sind ein Angelpunkt der Konjunkturfrage. Die Börse verliert den Glauben und die Banken interveniren nicht, weil sie ihre Mittel für neue Geschäfte brauchen. Der Bezirk der Kassapapiere ist sich selbst überlassen und wir sahen Kursrückgänge wie in Tagen schlimmer Erschütterung. Sonst durften die Banken um die Zeit der Sonnenwendfeuer daran denken, ihre Außenstände in Effekten umzuwandeln. Da wurden in der Industrie die Bankguthaben getilgt und durch Schuldverschreibungen oder Aktien ersetzt. Die Finanz kam zu ihrem Geld, das Publikum zu neuen Papieren. Beide Theile waren zufrieden. Heute ist auf diesem Weg nichts zu pflücken. Die Industrie muß weiter hohe Bankzinsen zahlen für die Gelder, die ihr die Kreditinstitute nicht kündigen können, weil Niemand da ist, der die Banken guthaben kapi» talisrrt. Was wird der Ultimo bringen, wenn die Banken neue Einschüsse auf schwebende Engagements verlangen? Kommt es zu Exekutionen, so ist die Krisis amtlich beglaubigt. Daß ein großer Theil der Kurse jetzt niedriger ist als vor dem Beginn der Hochkonjunktur, findet kaum noch Beachtung, Man wird die Papiere eben so gedankenlos unter ihren Werth drücken, wie man sie über ihn hinaus getrieben hat. Und dann wird das Schreckwort „Krisis" vor Aller Augen stehen. Früher, als selbst von Pessimisten erwartet wurde, wenn die Banken aus dem Beschluß Ernst machen und mindestens 50 Prozent Einzahlung auf die Engagements fordern. Dann entstünde ein Gemetzel. Die schwachen Männer, die spielwüthigen Damen und die kleinen Wandelmädchen könnten nicht mehr spekuliren. Schon jetzt weiß mancher Vorsteher einer Depositenkasse nicht mehr, wo er sich seiner Sorgen entlasten soll. Er hat die Weisung, ausländische Anleihen unterzubringen, ein paar Industrieobligationen zu empfehlen und für eine den Chefs nah am Herzen liegende Aktienemission Stimmung zu machen. Das ginge allenfalls, wenn mit dem Kredit noch so leichtherzig gewirtb» schaftet werden dürfte wie in der schlechten alten Zeit. Jetzt ist schwer. Und hinter Goldstuck und Marmor wird täglich aus beklommenen Seelen geseufzt: „Wären wir erst über den Sommer hinweg!" Lad on.



HWi er Artikel „Referendarsjammer“ in der „Zukunft“ vom letzten zMA Maitag veranlaßt mich zu einer Erwiderung. Als ich die Ueberschrift las, glaubte ich zunächst, ein Referendar wolle in humoristischer Weise seinen Zustand am Morgen nach einer durchzechten Nacht schildern; aber bald merkte ich, daß es sich um einen bitter ernsten Gegenstand handelt. Der anonyme Verfasser, der sich selbst mit einem „feurigen Renner“ vergleicht, erstrebt in seinem jugendlichen Ungestüm die Abschaffung der Referendarszeit. Er geht also aufs Ganze; ohne uns freilich zu verrathen, wie er sich diese Reform denkt. Er beschränkt sich vielmehr auf die Bemerkung, eine solche Reform sei leicht durchzuführen. Aber er vergißt dabei, daß noch kein Meister vom Himmel gefallen ist, daß vielmehr, wer Meister werden will, erst Lehrling und Geselle sein muß und der rechten Unterweisung bedarf, besonders, wenn es sich um so wichtige Dinge wie Ehre, Freiheit und Vermögen unserer Mitmenschen handelt. Wie der größte Maler oder Bildhauer nichts ohne sein Werkzeug, so kann der genialste Jurist nichts ohne Gesetzeskenntniß ausrichten. Die bei dem Herrn Verfasser so verpönten Paragraphen (wer> hätte nicht unmittelbar vor der großen Staatsprüfung unter dieser Idiosynkrasie gelitten?) lassen sich also nun einmal nicht umgehen und der Referendar kann sich die allerdings nicht gerade gefchmackvolle Bezeichnung „Paragraphenlehrling“ ruhig einstecken, wenn er sich nur bewußt ist, daß er recht viele solcher Paragraphen intus und auch gut verdaut hat. Wenn der Herr Verfasser weiterhin die straffe Disziplin bemängelt, der die Referendare unterliegen, so übersieht er, daß sie nach einer langen, in völliger Ungebundenheit verbrachten Studienzeit für den jungen Beamten unerläßlich ist. Wer Das von vorn herein als Last empfindet, wird besser thun, sich einem anderen Beruf zuzuwenden. Sollte dem Verfasser ferner nicht bekannt sein, daß das Protokoliren eins der wichtigsten, gar nicht zu entbehrenden Ausbildungsmittel ist und daß es nur im Uebermaß und an der unrichtigen Stelle „geisttötend“ wirkt? Ein Körnchen Wahrheit enthält freilich der Brief. Die jetzt übliche Reihenfolge der amtsgerichtlichen Stationen ist verfehlt. Würde man, wie von mir mehrfach empfohlen worden ist, den praktischen Vorbereitungsdienst, statt mit dem kleinen, mit dem großen Amtsgericht beginnen lassen, so könnte der Referendar, nachdem er bei dem großen Amtsgericht in allen dort in Betracht kommenden Zweigen gründlich ausgebildet worden ist, in den einfacheren Sachen des kleineren Amtsgerichtes, so weit es die gesetzlichen Bestimmungen gestatten, selbständig thätig sein. Bei den Kollegialgerichten ist eine andere selbständige Beschäftigung als die der Wahrnehmung von Kommissionsterminen nach unserer Gerichtsorganifation ausgeschlossen. In den Stationen beim Rechtsanwalt und Staatsanwalt aber bietet sich dem Referendar genügende Gelegenheit zu selbständiger Bethätigung. Wenn der Herr Verfasser endlich meint, die begabteren Referendare seien der Ansicht, der Vorbereitungsdienst ließe sich beträchtlich abkürzen, so kann ich ihn auf Grund einer reichen Erfahrung versichern, daß gerade die

Die Zukunft,

tüchtigeren Referendare die jetzige Dauer des Vorbereitungsdienstes, der ja auch für die theoretischen Studien ausgiebigen Raum lassen soll, bei der ungeheuren Ausdehnung des Rechtsgebietes eher zu kurz als zu lang finden. Früher sagte man: „?er sspsrs sä sstrs“; heute: „Alles, was lästig ist, muß fort!“ Von dieser Tendenz wird auch der Brief des Referendars beherrscht. Wer objektiv urtheilt und sich nicht, wie der Herr Verfasser, damit begnügt, auf die Reformen der letzten Jahre mit spöttischem Lachen herabzusehen, muß anerkennen, daß die Lustizverwaltung viel gethan hat, um das juristische Ausbildungswesen zu des-, fern. Man könnte vielleicht von manchen in dieser Hinsicht getroffenen Anordnungen sagen, weniger wäre mehr gewesen. Aber so sehr auch die maßgebenden Instanzen in Zukunft bemüht sein werden, berechtigten Wünschen Rechnung zu tragen: solche Utopien, wie sie der hier besprochene Brief andeutete, haben keine Aussicht auf Verwirklichung. Für die Veröffentlichung dieses Schreibens würde ich dankbar sein. In vorzüglicher Hochschätzung ergebenst

Breslau. Amtsgerichtsath Dr. Neu mann.

Mir scheint, Ihr Briefschreiber ist ein Werther der Jurisprudenz;

und fühlt sich zu schade „zum Protokolführen und zu sonstigen nutzlosen Schreibereien“. Der Jammer liegt in ihm und nicht in den Zuständen, die er anklagt. Daß der Referendar in Preußen während der vier Jahre eine zu lange Vorbereitungszeit oder eine zu wenig selbständige Stellung habe, sollte man nicht behaupten. Ich habe eher das Gegentheil gefunden. Schon auf der ersten Station, dem Amtsgericht, erhält der Referenda? alsbald Gelegenheit, sich im Absetzen von Urtheilen und Beschlüssen, in der Anfertigung von kleinen Referaten über Ähatbe» stände und in Gutachten selbständig zu versuchen. Wenn er dabei wirk» lich etwas Brauchbares leistet, wird der Richter die von dem Referendar angefertigten Arbeiten auch verwenden. In der Grundbuchabtheilunej des Gerichtes ist wiederum Raum für selbständige Arbeit des Referendars: im Absetzen von Eintragungsverfügungen, in der Prüfung oder Aufnahme von Parteianträgen. Innerhalb des ersten Ausbildungsjahres wird ein tüchtiger Referendar vom Untersuchungsrichter zur selbständigen Vernehmung von Angeklagten in kleineren Strafsachen gehalten. Die Beispiele ließen sich ohne weitere Schwierigkeit häufen. Ueber das Protokoliren der Referendare ist stets viel geschimpft worden. Ein gutes Protokoll zu führen, ist aber eine Kunst, die Mancher in einem ganzen Leben nicht lernt. Ich bin überzeugt, daß der Referendar, der Hunderte von Protokollen geführt hat, unter der Anleitung eines tüchtigen, pädagogisch erfahrenen Richters wohl allmählich die im praktischen Gerichtsleben erforderliche Gewandtheit, die Vorgänge knapp und getreu im Protokoll niederzulegen, erlernen wird. Außerdem vermittelt das Protokoll die Aneignung, Befestigung und Wiederauf- frischung der wichtigsten Sätze des Civil» und Strafrechtes.

Dies zur Steuer der Wahrheit. ^ Rechtsanwalt- Dr/ Paechter.

Serausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian tzarden in Berlin. —

Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Pag « Sarleb G. m. b, tz in Berlin.



Berlin, den 21. Juni 1913.

Mummenschanz.

Gossudar aller Slaven.

HMie zweite Iuniwoche des Iahres 1913 hat den Europäern ein Ereigniß gebracht, an das ihre Enkel noch, in Lust oder Grimm, denken werden. NikolaiAlezandrowitsch,Gossudaraller Reussen, hat sich vor demAuge der Menschheit zum Schirmherrn aller Slaven gekrönt. »DieSlavenwelt ist nicht mehr, was sie vor einemIahrnoch war;überNacht,wie dem gestern noch starren,blattlofen Flachland russischer Sommer, ist ihrerSeele derHoffnung« lenz erschienen. Der Sieg der Balkanvölker hat auf und in ihr mystisches Rassebewußtsein, ihren Islam gewirkt wie das Waffen» glück derIapaner auf dieAsiaten, von Südpersienbis überNord» china hinaus. Wenn wir wollen, heißt es jetzt, wenn sichs um un» sereSache handelt, nicht, wie aufKorea und in derMandschurei, um einen befohlenen,ohneGlaubensbrunstunternommenenFeldzug, sind wir unüberwindlich. Horchet nicht auf die Ankundigen, die erzählen, nur das Fähnlein der Panslavisten sei bereit, für den ganzen Umfang slavischen Langens, Verlangens zu fechten. Das war einmal. Wer jetzt noch so unterscheidet, hat sich inIllu» sionen eingelullt. Daß alle Bäche und Ströme des Slaventhums zu einem großen Meer zusammenfließen müssen und werden, ist heute jedem Slaven Glaubenssatzung, dem Minister Sasonow wie Katkows moskauer Epigonen. Alle fühlen sich, wie die unter

Die Zukunft,  
 Heiden zerstreuten Iuden, die zwischen Katholiken eingeklemmten  
 Protestanten, in der Diaspora, doch einer mächtigen Gemeinschaft  
 zugehörig. Das Gerede von Panslavismus als einem Klüngel»  
 bekenntniß fälscht Gewicht und Maß der Gefahr und verleitet in  
 den Irrwahn, daß nur im Engsten der Fanatismus sprieße, den  
 die Wirklichkeit doch als Allen gemeinsam erweist. Mit der Wucht  
 des Allslavengefühls wächst auch seine anziehende Kraft. Neberall  
 strebt, hitziger als jemals, Verwandtes in Einheit." Das wurde  
 im Mai hier gesagt; und klang Manchem vielleicht allzu düster.  
 Jetzt hat der stille, sanfte Nikolai, im Ton des rügenden Gebieters,  
 die Könige von Bulgarien und von Serbien vor dem «Verbrechen  
 eines Bruderkrieges "gewarnt, sich, der für den Fall solchen Krieges  
 den Eingriff vorbehalte, noch einmal als Schiedsrichter angeboten  
 und die Hadernden ermahnt, jede Gefährdung der «slavischen  
 Sache" zu meiden. Ein deutlicheres Bekenntniß zum Panslavis-  
 mus ist nicht denkbar. An die Gemeinschaft der dem griechisch-  
 orthodoxen Glauben verlobten Völker war oft, auch in Athen und  
 Bukarest, erinnert worden. Eines Zaren lauter Appell an die  
 Stammeseinheit, an die Pflicht zu slavischer Gemeinbürgschaft:  
 Das war noch nicht. Slaven Hausen, Millionen, in Oesterreich, Nn-  
 garn, Preußen, Hellas, Rumänien. Alle (so dröhnts aus der De-  
 pesche Nikolais über das Erdrund) schulden, neben der dem engen  
 Vaterland beschworenen Pflicht, noch eine dem Allslaventhum,  
 dessen Haupt der Zar von Moskau aus dem selben Weihrecht ist  
 wieder Bischof von Rom Papst, der Türken Sultan Khalif. Wcnnin  
 einen Streitzwischen Holländern und belgischen Vlamen, zwischen  
 Schweden und Norwegern der Deutsche Kaiser mit dem Anspruch  
 eingriffe, der germanischen Sache höchster Walter zu sein und zu  
 bleiben, ginge ein Wuthschrei durch die Welt; schon die leiseste An-  
 maßung eines Rügerechtes würde aus Ost und West von pro-  
 testirenden Stimmen übergellt, principiis «bsts, sero meäicina pa-  
 ratur: Briten, Russen, Romanen würden uns das ovidische Wort  
 ins Ohr brüllen und die in Bewußtseinseinheit Gerufenen selbst  
 sich gegen Pflegschaft und Pfleger wehren. Kein Mund widersprach,  
 als Nikolai unter der Lunisonne den neuen Thron bestieg. Brita-  
 niens fromme Sehnsucht nach »Gleichgewicht" begünstigt die sla-  
 vische Sache und der alte Dreibund darf keine Kraftprobe wagen.  
 Der Politiker, dessen Blickfeld nicht der nächste Abend bc-



Mummenschanz.

377  
grenzt, empfindet, das; Nikolais Depesche noch wichtiger werden  
jann.als seines GroßvatersBrief anFranzIoseph wurde. Wäh-  
rendOsmanPascha.mitdemletzten Aufgebot verlöschenderKraft,  
«us der belagerten Festung Plewna nach Widdin durchzubrechen  
Versuchte und die Türken, denen ein leichtfertiger Kriegsminister  
-vorgeprahlt hatte, sie seien stark genug, um die Himmelsfeste zu  
stürmen, heimlich schon in Berlin und Wien dieFriedensvermitt»  
lung erflehten, schrieb Alexander Nikolajewitsch an die ihm ver-  
bündeten Kaiser, wie er nach dem Kriegsabschluß den Zustand der  
'Balkanhalbmsel gestalten wolle. Rumänien, Serbien, Montene-  
gro unabhängig; die beiden Serbenstaaten durch Theile Bos-  
niens und der Herzegowina vergrößert;Bulgariengroß,frei, aber  
für zwei Jahre noch von einemRussencorps besetzt. ImNebrigen  
ckönne Franz Joseph auf ihn zählen; denn erleibe allem inReich»  
stadt, Wien, Budapest Vereinbarten treu. Dieses Gelübde, die  
Wiederholung eines von Gortschakow im Dezember 1876 nach  
-Wien gesandten, vermochte nichtüber die Wahrnehmung hinweg-  
zutrösten, daß derZar wieder einmal in das Lager Ignatiews ab»  
schwenkte. Bosnien und die Herzegowina waren in dem reich-  
städter (von Andrassy dem Botschafter Nowikow diktirten) ^icie-  
Memoire dem Habsburgerreich zugesagt: konnten also nicht ohne  
Oesterreichs Zustimmung zerstückt werden. Andrassy hatte den  
^Russen weder die Besetzung serbischenBodens noch dasAmtdes  
Slavenvormundes gewährt, sondern,unzweideutig, geschrieben:  
«NimmtderussischeAktionallcbisherisolirtenslavischen Bestreb-  
ungen in sich auf und gewinnt so den Charakter einer alle ortho-  
doxen Slaven umfassenden Propaganda, so sieht die Oeffentliche  
Meinung der mächtigsten Elemente unserer Bevölkerung, der  
Deutschen und der Ungarn, durch das Vorgehen Rußlands die  
Existenz der Monarchie bedroht und gestattet keiner Regirung,  
ihm unthätig zuzusehen." Die budapesterMilitärkonvention vom  
fünfzehnten Januar 1877 hatte bestimmt, daß Serbien, Monte-  
negro und der zwischen beiden Ländern liegende Sandschak No-  
Nibazar als neutrale Zone zu gelten haben. Zwar schrieb Alex-  
ander an den Rand, er begreife nicht, wie Nowikow solche Be-  
dingungen annehmen könnezdoch der Mächtige war nicht mächtig  
genug, Oesterreichs Neutralität um geringeren Preis zu erkau-  
fen. In der Convention ^ctäitionnelle wurde vereinbart, daß der  
St»

Die Zukunft,  
Sandschak zwischen Serbien und Montenegro getheilt werde>  
Rußland aber beim Abschluß des Friedens mit der Türkei jeder  
dem Interesse Oesterreich »Ungarns schädlichen Aenderung der  
Balkanbesitzstände seine Zustimmung weigere. Neun Monate  
danach schien Alexander alles Besprochene und Unterschriebene  
vergessen zu haben; und klagte über Untreue, da Franz Ioseph,  
ihm, am sechsundzwanzigsten Ianuar 1878, schrieb, eine russische  
Besetzung Bulgariens könne, müsse vielleicht die Konfliktsgefahr  
schaffen, der beide Kaiserreiche ausweichen wollten. Andrassy ließ,  
nicht mit sich spaßen. Kein großer Slavenstaat in dem Bereich un-  
serer Interessen: nur vom sicheren Port dieser Zusage aus hatte  
er mit Rußland verhandelt. Jetzt wollte Ignaliew den Türken»  
krieg durch eine «belle psix» enden, die sich um Reichstadt, Wien  
undBudapestsowenigkümmertewiedervonsechsHengstendurchs  
Land Gezogene um eines Dorfhündchens Gebell. Wir sollen er»  
niedrigt werden, schreibt der Magyar an den Landsmann und  
Botschafter Karolyi nach Berlin. »Insolcher Situationkann weder  
vor dem österreichischen noch vor dem ungarischen Parlament sich  
einMinister halten; ich am Wenigsten. - Weil er nicht»übergangen  
und dupirt" scheinen will, braucht er eine Europäische Konferenz,  
die ihren Willen den Präliminarbestimmungen von San Stefano  
entgegenstemmt. »Sie istnothwendig, um die Schädigung unseres  
Ansehens vor der Offentlichen Meinung zu saniren." Er erlangt  
sie: undAlexander muß dulden,daß dieAkte der belle paix zerfetzt  
und, behutsam, doch schnell, durch denBerlinerVertrag ersetztwird.  
Andrassy durfte sich gegen jede Möglichkeit russischenSinnes-  
wechsels gewaffnet glauben undkonntedenbeidenStaaten, deren  
gemeinsame Angelegenheiten er leitete, sogar die Kosten einer  
Mobilifirung sparen. Wenn ein Habsburgerheer in Rumänien  
einmarschirte und den Russen die Verbindunglinie durchschnitt,  
mußte Alezanders Wille sich weichen; und zauderte er dennoch^  
so umdräute Englands Flotte die Meerengen. Solche Trümpfe  
hat Oesterreich-Ungarn nicht mehr; und die es hat, kann es nicht  
brauchen. Nikolai Alezandrowitsch ist stärker, als AlexanderNi-  
kolajewitsch war. Ihn als Schiedsrichter überBulgaren, Serben»  
Hellenen thronen zu sehen, ist für die Bereiter des neuenDreibun»  
des ein Triumph. Wie er entscheiden wird? Herr Anton von Wer»  
ner erzählt in seinem bunten Buch «Erlebnisse und Eindrücke"»



Mummenschanz.

379

während des Berliner Kongresses habe Oubri<sup>^</sup>, der Botschafter des Zaren, eine Sombe 5 w<sup>^</sup> acectoine dem Geschäftsträger der Griechen, seinem Tischgast, mit den Worten zugeschoben: Macecioine ö ls portee cie ls Q rece!« Das war ein Tafelwitz. Makedonien aber von des Gossudars Gnade den Bulgaren längstzuge« 'sprochen. Nach dem Vertrag von SanStefano sollteBulgarienvon der Donau bis ans Aegaeische Meer, vom Schwarzen Meer bis an den See von Ochridareichen. Und als vor sechs Jahren in Sofia die dreißigste Wiederkehr des Befreiungstages gefeiert, das Stand« bildAlexanders des Zweiten enthüllt.dieWaffenbrüderschaft vom Schipka erneut wurde, jauchzte aus dem Gruß, der den Großfürsten Wladimir empfing, die Hoffnung, endlich das lange verheißene Makedonenland dem Leib Bulgariens einzugliedern. Darf der Weiße Zar wagen, das vom Großvater, vom Vater verpfändete Wortzubrechenund diefleißige, tapfere Bauerndemokratie, deren Schwert in Thrakien die Türkenköpfe gemäht hat, auch nurum beträchtliche Theile Makedoniens zu prellen? Die Minister der vier Balkankönige sind nachPetersburg geladen worden;<sup>^</sup> auciencium verbum. Den Inhalt dieser Rede könnte noch der Ferne ahnen. , Oesterreich ist Euer Feind. Weil Oesterreich es wollte, wurde aus dem glorreichen Slavenfrieden von San Stefano der elende Berliner Vertrag." (Nicht ganz richtig: denn ohne D'Israeli hätte Andrassy nicht viel durchzusetzen vermocht; tönt dem Zornigen ober wie vom Horeb gekündete Wahrheit.) »Weil Oesterreich die Serben nicht, in Durazzo, die Hellenen nicht in den Kanal von Korfu, die Tschernagorzen nicht in Skutari ließ, wollen die Drei von dem Verlust entschädigt sein, schmälern den bulgarischen Brüdern die Siegesbeute und Ihr seid, Alle, unzufrieden. Be» scheidetEuch dennoch ein Weilchen! Nur durch Einheit wird uns die Herrschaft gewiß. Die Abgrenzung, die wir jetzt beschließen, hilft Euch überwintern und welke Aderstränge mit neuem Frühlingsaft füllen. Bald ruft der Enkel des Befreiers alle Slaven zum Kampf, auch die noch vomFremdlinggeknachtetenzdannwird Albanien, Bosnien, die Herzegowina, ist uns das Glück hold.sogar schon dalmato-slavonischesLand getheilt und außer denSla-venstaaten kann auch Rumänien sich sättigen. "Die Antwort wäre leicht zu finden. »Oesterreich wahrt nur den Rest seines Lebens-rechtes; thut nur, was es thun muß, um zu hindern, daß seinen

380 Die Zukunft.

adriatischen Küsten und Häfen, nach dem Warnwort des Erzherzogs Albrecht, „die Kehle zugeschnürt wird/ Wir kämen, trotz, Oesterreich, in Ordnung, wenn Ihr, Russen, je verzichten gelernt hättet. Gebt den Rumänen das Stück Besfarabiens zurück, das Ihr ihnen, den Helfern aus der Klemme von Plewna, abgepreßt habt. Dann können sie dem Nachbar die Dobrudscharäumen gönnt den Bulgaren die Suzerainmacht über Konstantinopel (das die Sonderstellung einer Freien Stadt erhalten mag). Dann können sie Saloniki und Monastir verschmerzen. Jeder bekäme, was er zunächst braucht, und wenn der Saft wieder aus der Wurzel steigt, wäre am Slavenstamm die letzte Wunde vernarbt. Doch Ihr wollt nicht, daß Rumänien sich nach Osten runde, noch, daß ein Bulgarenkönig, der Oesterreichs Husarenrock trug und dem Papst unterthan ist, in die Sophienkirche einziehe. Ihr seht, heute noch wie vor dreiundachtzig Jahren der Nesselrode Eures ersten Nikolai, am Goldenen Horn lieber einen ohnmächtigen Sultan als ein erstarkendes Slavenreich, das Eurem Wink nicht blinden Gehorsam schuldet.“ Keiner spricht laut so. Noch verfügt Rußland über die Stimmen der Westmächte. Der Zar von Moskau krönt sich zum Gossudar aller Slaven. (»Warum nicht? Da Herr von Bcthmann unklug genug war, im Reichstag die Möglichkeit eines Rassenkampfes zu erörtern, durften wir unserem Herrn das Bekenntniß, zur slavischen Sache empfehlen.“ Petersburger Stimmung.) Der wiener Generalstab trachtet, Redls Verrath unschädlich zu machen. Und die Vormacht des Germanenthums? Iubilirt.

Einheit und Fortschritt.

In der Türkei wird weitergemordet. Am elften Junimittag? ist Mahmud Schewket Pascha, der Großwesir des Schattensultans, getötet worden. In den neusten Heften der Monatschrift „^eckeroutiette“, die General Scherls Pascha in Paris herausgiebt, hatte ich über ihn gelesen: „Wo sind die Millionen, die Sie für dunkle Tage versteckt haben? Hat eine Verbrecherbande Sie zum Großwesir gemacht, damit Sie unsere Heimath in solche Schmach, solches Elend schleifen? Oder war Ihre Aufgabe nur^ zu verschleiern, was aus den siebenundvierzig Millionen Türkenpfund und aus der übrigen Habe des Sultans Abd ulHamid geworden sei? Als dervonderDrohungderOffiziere, die ihn hassen,.



Mummenschanz.

381  
eingeschüchterteSchewketsich aus demAmtwegdrückenwollte, raffte der Sultan sich zu der Antwort auf: „Keiner will die Last Ihrer Nachfolge auf sich nehmen. Das ist begreiflich.Finde ich einen tauglichen Großwicsir, dann können Sie gehen; so lange müsfeSie,auch insteterLebensgefahr, aufdem Posten bleiben.'Hören Sie, Hoheit, endlich auf,Verschwörungenzu erfinden,SchurkeninIhren Dienst zu stellen und die Gegner Ihrer Politik in Kerker werfen, foltern, töten zu lassen. Hören Sie auf, zu glauben, Sie könnten jeden Mund.der Sie tadelt, mit Pulver undBlei schließen, jede Hand abhauen oder lähmen, die eine IhrerMißwirthschaft feindliche Feder führt! Nicht, umAdrianopel, dieInseln, die Zukunft des Reiches zu retten, haben Sie sich wieder in die Macht gedrängt, sondern, um sich selbst und Ihren Spießgesellen noch einmal die Tasche zu füllen. Kniend müßten Sie vor dem Grab Nasims, vor den Gräbern derAbertausend, die IhrBefehl gemordet hat, von denSeelen der Opfer Verzeihung erflehen; kniend die Füße der überleben» den Landsleute küssen, die Ihre niederträchtige Verdächtigung um Freiheit, Ehre, Eigenthum gebrachthat... Mahmud Schewket war imApril mitseinemTroß imBeylerbeypalast und zwang den gesangenen Abd ul Hamid, ihm einen Check auf vier Millionen Francs zu geben. Die Häupter des Komitees für Einheit und Fort«schritt fühlen, daß ihrer Herrlichkeit das Ende naht, und klauben zusammen, was irgendwo zu erraffen ist.In der Türkei kann man heute Alles kaufen. Die kräftigsten Sträflinge sind aus dem Gefängniß geholt, bewaffnet und rechts und links von der Hohen Pforte in Häuser einquartirt worden; sie sollen am Tag desAuf»ruhrs die Minister schützen ... Was that die Sippe, die Nasim gemordet und Kiamil zum Rücktritt genöthigt hat, zur Rettung Adrianopels? Nichts. Envers Versuch, auf Gallipoli vorzudringen, mißlang in kläglichster Weise; er mußte in einer Barke fliehen und seine eigenenLeute hättenihmamLiebstendasMesser indenLeibgestoßen."DerpariserIournalisMrbainGohierschreibt an Scherif: „Als die Iungtürken verbannt waren, habe ich ihre Sache mit solchem Eifer verfochten, daß Abd ul Hamid die Behörden der Republik gegen mich zu Hetzen suchte. Üeber denBal»kankrieg habe ich im Journal' Berichte veröffentlicht, die von der Unfähigkeit der Regirenden nicht schweigen durften. Kaum war ich aus Konstantinopel abgereist: da schickte Mahmud Schewket

Die Zukunft,  
 ins Pera-Palace-Hotel, wo ich gewohnt hatte, einen Stabsoffizier,  
 der mich verhaften und erschießen lassen sollte. Auch wir haben  
 schon Rückzugshelden gesehen, die jeden allzu aufrichtigen Zeu-  
 gen ihrer Schande zu drosseln versuchten. Vielleicht ist Ihnen,  
 HerrGeneral, der Beweis derThatsachenichtunwichtig, daß Seine  
 HoheitMahmudSchewketPascha, Großwesir undKriegsminister,  
 sich dieser Heldenschule getrostes Muthes zuzählen darf."  
 Lautere Wahrheit oder gewissenlose Uebertreibung? Mir  
 ist oft.vonTürken und in derTürkei lebendenDeutschen,geschrie-  
 ben worden, der bei uns Verherrlichte sei ein übler Wicht. Ein  
 paar deutsche Offiziere hohenRanges haben ihn als heiligen Hel-  
 den gemalt. Ob er das fromme Kindergemüth war, das er ihnen  
 schien? Aus derFerne läßt sich nicht beurtheilen. SeinHandeln  
 aberzeugt wider ihn. Er war derWali des Wilajets Kossowo: und  
 hat da weder Ruhe gestiftet noch, wenigstens, nützlicher Reform  
 den Weg gebahnt. Er stand, später, an der Spitze des makedoni-  
 schen (Dritten)Armeecorps: und in dessen Hauptgarnison Saloniki  
 kams zur ersten Meuterei. Als Kriegsminister hat er den Offi-  
 zieren verboten, sich einer politischen Partei anzuschließen: weil  
 er die Militärklubs und die Zettelung der Dschawid und Talaat  
 fürchtete, die Mahmud Muktar begünstigten und von Smyrna  
 ins Marineministerium lotsten. Er selbst aber war mit Haut und  
 Haar dem Komitee für Einheit und Fortschritt verschrieben, als  
 dessen Mandatar er am dreizehnten April 1909 seine Truppen  
 von Saloniki nach Konstantinopel führte. Die Truppen, die des  
 Sultans Gnade ihm anvertraut hatte und mit deren Kanonen,  
 Gewehren, Bayonnettes er nun die Abdankung, die Einkerkung  
 dieses Sultans erzwang. Im Frühjahr 1910 hat er die Albaner  
 entwaffnet; schon als Kriegsminister Hakkis. Dreißig Monate  
 lang saß er in diesem Amt; und war, noch ehe ers annahm, seit  
 Hamids Sturz der im Osmanenreich mächtigste Mann. Die Lei-  
 stung? In Tripolitanien nichts Wirksames vorbereitet. Hn den  
 europäischen Provinzen Organisation, Manneszucht, Intendan-  
 tur zum Erbarmen schlecht. AmzehntenJuli1912mußteSchewket  
 aus dem Kriegsministerium weichen; für den Geist und für die  
 Verpflegung des Heeres, das beiKirttilisse undLüleBurgas ge-  
 schlagen wurde, blieb er verantwortlich. Er fochtnichtmit; saß,im  
 asiatischen Skutari, behaglich in seinem Konak. Erst am dreiund»



zwanzigsten Ianuar 1913 sah die Hauptstadt ihn wieder. Er ließ den alten Feind Nasim, den Kriegsminister, dem ein großer Theil des Heeres anhing, im Korridor meucheln, dem greisenKiamil das Abschiedsgesuch erpressen, zwang sich demSultan als Großwesir auf und rief (in der ersten Proklamation): »Das^smanenvolk tonnte Verräther nicht länger noch an der Reichsspitze dulden. Wenn das Vaterland in Gefahr ist, hat derZornderMenge das Recht zu offener Revolution. UnserReich kann aufThrakien niemals verzichten. Unser Volk wird beweisen, daß es die Kraft hat, seine Ehre zu wahren. Das Ministerium, dessen Ernennung das Volk vom Sultan erbeten hat, wird alle nationalen Kräfte zum Schutz des Reiches zusammenballen." Daß Kiamil den Bulgaren Adrianopel räumen, den Großmächten die Veriheilung der Inseln überlassen wollte, sei unverzeihliche, unsühnbare Schmach. Mahmud Schewket hat dann einen Friedensvertrag unterschrieben, der vielungünstigerwaralsdervonKiamildenVerbündeten zugesagte. Inzwischen warIanina, Adrianopel, Skutari gefallen und Türkenblutinneuen Strömengeflossen: hattendieTctrarchenheerc Menschen und Geschütze, Waffen und Munition in ungeheuren Mengen erbeutet. Doch die wackeren Kämpen fürEinheit und Fortschritt noch einmal die Wonne der Herrschaft geschlürft. Während diese Ehrenwerthen die Türkensküche besorgten, verlor OsmansReich Bosnien und die Herzegowina, Tripolitanien und di, Kyrenaika, Albanien, denSerbensandschak, Rumelien, Ma> kedonien, Thrakien, den Epirusrest, Kreta und ein Halbdutzend kleinererInseln; inAfrika die letzteParzelle und in Europa Alles bis auf den schmalen Brückenkopf. Einheit undFortschritt? Lacht Keiner? Das löbliche Komitee hat die Einheit der Balkanvölker ermöglicht und den Fortschritt der Türken nach Asien erwirkt. Ob diese Einheit jetzt haltbar bleibt und ob der anatolische Kraftquell der Türkei Genesungspendet, kann noch derBrachmond uns lehren. Ein Schreckensregiment stützt die Trümmerdes lung» türkenthums; aber die stärkste Säule ist gestürzt und das Heer ersehnt neue Männer, die mindestens sauber scheinen. Stiftet Ni» kolai den Balkanfrieden und thront dann im Glanz des Slavenpatrons? Zerbröckelt auch in Asien der Hordenstaat? Erst wenn diese Fragen beantwortet sind, darf der Chronist das Ende des letzten europäischen Türkenkrieges insBuchderGeschichte eintragen.

334  
Die Zukunft.  
Jahrhunderts« eilern.  
Die Stadt Breslau, in deren Mauern Heinrich Friedrich Karr  
Freiherr vom und zum Stein, während eines gefährlichen Ner-  
venfiebers, die Undankbarkeit eines im Haushalt reinlichen Hohen-  
zollern wie den Nachschmack bitterer Arznei auf der Zunge spürte,  
die Residenz, in der Friedrich Wilhelm seinen Namen unter Hip-  
pels »Aufruf an mein Volk" setzte und, ungern, damit bescheinigte,  
daß ehrlos der Preuße, der Deutsche nicht leben könne, diese neun-  
hundertjährige Herbergerin der Jaroslaw, Boleslaw, Preczislav  
wollte das Schicksalsjahr 13 feiern. Auf neudeutsche Art. Große  
Austellung (mit Bars. Rummelplatz, »unwiderstehlichen Attrak-  
tionen"). Große Festhalle («größte, die je auf der Erde gesehen  
ward": versteht sich). Großes Festspiel von einem großen Dichter.  
Herr Gerhart Hauptmann nahm den Auftrag an (statt seinen zu  
solchem Werk besser gerüsteten Bruder Karl zu empfehlen). Das  
Festspiel wurde von dem Direktor des Deutschen Theaters, Herrn  
Max Reinhardt, eingeübt; am letzten Maitag aufgeführt; vom  
Klüngel der in alle Wege »Zuverlässigen" gelobt, von empörten  
Patriotengescholtenzelfmal dargestellt; dann vom Magistrat aus  
der Riesenhalle verbannt. Kosten der Aufführung: dreihundert-  
tausend Mark (sagt der Holzbock, die liebe alte Zecke, die an allen  
Höfen heimisch, mit allen überlebenden Titanen auf Du und Du  
ist und endlich Professor heißen muß). Zwei Legenden entstehen.  
Die fromme: »Der Kerl höhnt sein Vaterland, verherrlicht den  
bösen Bonaparte, schimpft den Ruhm der Allvorden." Die pro-  
fanc: »Der große Dichter ist über den Hurratriotismus erhaben,  
kann sich, als überzeugter Demokrat, nicht in die Byzantinersitte  
ducken noch, als Kulturmensch, selig den Mordgeruch des Krieges  
einsaugen und wird drum von Junkern, Pfaffen, Kriechern aller  
Sorten mit Koth kartätscht." Beide Legenden sind von Thorheit  
gezeugt, in Thorheit empfangen worden. Herr Hauptmann liebt  
die Heimath, die ihm die Sprache gab, und hat das Recht, sie auf  
seine besondere Weise zu lieben; er gibt dem Kaiser Napoleon  
nicht, was dem Bonaparte gebührt; er hatte sicher nicht das Be-  
wußtsein, alten Preußenruhm zu schmälern; und dürfte, so frank  
wie der Kaincnzer Lessing, sagen, daß er im Patriotismus nur-  
heroische Schwachheit sehe. Dem ruhig prüfenden Blick scheint er  
weder »vaterlandlos" noch »gottlos". (Wäre ers und wirklich  
auch ein großer Poet: Alldeutschland müßte ihn dennoch segnen.)



Mummenschanz. M3,  
Die Rnfroinmcn sind diesmal nicht klüger. Niemand hatte dem  
Festspiieldichter zugemuthet, Friedrich Wilhelm zu kränzen (den  
nicht einmal der Urenkel, sonst bis in Neberschwang ahnenfroh,  
in seinen Saekularreden erwähnt hat.) Niemals konnte ein De-  
mokrat, ein Parteigenosse Posas, Kaempss und anderer steifAuf-  
rechten, die nicht Fürstendiener sein können, sich besseren Stofs  
crwünschen, erfinden als den aus dem Kricgsjahr 1313 überlie-  
ferten. »Das Volk steht auf: und Fritzens Erbe hocktezag imWin-  
kel? Freiheit oder Tod: Weibern wirds, Kindern die Losung.  
Deutschen Volksthumes herrlichstes Iahr. Hier war, über Stand  
undKaste hinweg, ein Rhythmus; war eineFlamme,dieausFin-  
stexniß vorwärts zu leuchten vermag." Am fünfzehnten März ist  
die Preußenstimmung hier sogedeutet worden. DiekönnederDe-  
mokrat nicht dichten? Dummes Zeug. Seid aber gewiß, morgen  
zu lesen (wennIhrs nicht schon gestern gelesen habt), das gewal-  
tige (erste Variante: eigenartig feine, zweite: den Alltagseffekten  
vornehm ausweichende) Werk sei vom Gepfauch derBlauen und  
der Schwarzen, der Heiligen und der Ritter, von den Brettern ge-  
weht und,dadurch,wieder einmal erwiesen worden, daß Preußen  
nicht zu denKulturstaaten zu zählen ist. Denn in keinem anderen  
Lande der westlichen Welt wäre solche Verunglimpfung des Ge»  
nius möglich gewesen. In keinem anderen Land, müßt Ihr den  
Brüllern erwidern,nicht in der freisten Republik, unter solchenNm-  
ständen, auch nur eine zweite Aufführung. Nicht, weil das Werf  
aus »schlechterGesinnung",aus einem demVolksgemüth untreuen  
Hirn, sondern, weil es aus trägerRoutine kam; weil aus verhunz-  
tem Stofs Quark ward; und weil die Nation, die sich nicht selbst  
verachten will, niemals dulden darf, daß die Kronjuwelen ihres  
Mythos und ihrer Geschichte mißbraucht werden, um Gafferaugcn  
mit dem Anblick aufspritzenden Tümpelgerinnsels zu ergötzen.  
»Festspiel in deutschenReimen;zur Erinnerung an den Geist  
der Freiheitkriege." Ein Direktor (Theater-Herrgott). Pallas  
Athene (die zugleich «Deutschland" ist). Die Pythia. Die Furie.  
Philistiades(d er nicht etwa an den Pfahlbürger, sondern an den  
Mimusdichter Philistion erinnern soll). Alles, damit Preußen,  
sechs-oderzehntausend anjedemAbend.die an Einfalt schlichtesten  
gar, empfinden lernen, was anno 13 im Adlerland geschah. Kann  
Ohnmacht sich trauriger offenbaren? Fritz vonPreußen: einprü-  
gelsüchtigerPfaffenfresser,derfremdeWortbrockenausspuckt,aber

Die Zukunft.  
auf »Kinder vom Adlergeblüt" ein »Pergamen für das deutsche  
Gemüth" reimt. Stein: ein Salbader, der, schlimmer als vetus ille  
^icer«, Mars und Romulus bemüht. Gneisenau: ein Witzbold  
und Redeklöppler. Scharnhorst, der ganz von seiner Soldaten-  
Vision, feiner Heercrzicherpflicht umspinnene: ein liberaler Be-  
zirksvereinsredner. Fichte: der entkutteteKapuzinerausWallen-  
stcinsLager; und ein Kathedergeck, dessen ersterSatz ist: »Ich bin  
gewiß, Ihr vernahmet schon von meinen berühmten Reden an  
die undeutscheNation." Aus Keinem klingt einTon des Wesens,  
das uns dieThatodereinbeglaubigtesWort gekündet hat. Kleist:  
«Ich liege in einen; brennendenBette; nachts wecken mich Stim-  
men: Rettel Rette!" Und dieser Heinrich unterschied sich von  
sanfteren doch just dadurch, daß er nie, noch so müde, in einem  
brennenden Bett liegen blieb und schlafen konnte, bis ihn das Tul-  
horn aufscheuchte. Hört seineSelbstanzeige: »Wermich aufTellens  
Armbrust weist, Der hat erkannt mein tiefstes Sinnen, mein heim-  
lich'düstres Gedankenspinnen. Ich bin der Dichter Heinrich von  
Kleist. Mein Tag würde anbrechen, könnt' ich den Korsen nieder-  
stechen." EinlallenderHampelmann. NocheinpaardeutscheRei«  
me? »Du willst bei tragischer HeldenTodesröchelnDein leis sar-  
donisch Kinderlächeln lächeln." »UnsereBühne ist dieses Gerüst,  
nicht mehr! Wir mimen, so zu sagen, plein air. Wir beginnen auf  
deutsche Weise mystisch und enden quusLi klassizistisch." »SehtIhr  
den glühenden Fächer? Mütterchen Rußland ist sein Ursächer."  
«Eher wird ein Franzos zum Herero als ein deutscher Hammel  
zum Torero. Was ist Europa? Ein Ländlein. Ein Gernegroß, so-  
genanntes Kontinentlein."LüderlichkeitringsumDieHinrichtung  
Ludwigs des Sechzehnten wird ins Jahr 1793 »nach Iesu Christi  
Kceuzesnoth" verlegt. Napoleon Bonaparte, der 1794 Brigade-  
general undTotfeind der korsischen Rebellen war.wird, in diesem  
Jahr.als einBengel vorgeführt, der die Franzosen haßt und mit  
einem (die Welt bedeutenden) Kreisel spielt. Von dem Mann des  
achtzehnten Brumaire, dem Geächteten, dem die Verschwörung  
der Generale in die Macht half, wird gesagt, die erspule habe ihn  
aus dem Gewühle gehoben. Und so weiter. Von der »Erinner-  
ung an den Geist der Freiheitkriege", die dem Leser des Buches  
erstes Blatt verheißt, habe ich nirgends ein Düftlcin gerochen.  
Allerlei aber von anderer »Erinnerung". Den feinen Eklek»



Mummenschanz.

3L7  
tiker, der so oft an ihm taugliche Quellen fand, hat diesmal der Tastsinn schmählich genarrt. Er hat sich an Goethe erinnert, wollte aus dem Auge des Mahadöschöpfers auf Preußengewimmel und Franzenwirrnitz niederblicken: und verlief sich in den Dunstkreis von Plundersweilern. »Ist wohlzurecht und wohlzuMuth.zäunt jeder sich ein kleines Gut.beschneidtdie Nägel inRuh undFried und fingt sein Klimpimpimperlied. Nun wird Herr Iupiter ergrimmt, seinen ersten besten Strahler nimmt und schmeißt den Kerl,, die Kreuz und Quer, hurlurliburli ins Thal daher. "Das ists.Gnei» senau: »Und ob das Werkstück noch so köstlich und die Fassade noch so festlich, ohne Grundritz, ohne Statik bleibt das Ganze Tataratatik." Blücher: »Wat soll mich denn demFriedenstirili? Ick bin for Infanterie und Kavallerie." (Sogar die Vorhänge,, die sich, einer nach dem andern, öffnen, sind aus Goethes Schönbartspiel.) Leset die Historie von Ahasverus und Esther und des Marktschreiers Zwischenrede. DasNeuste von Plundersweilern. Das Fastnachtspiel von dem Pater, Brey und dem Hauptmann, in dessen Gewese »gehtAlles durcheinander wieMäusedreck und Koriander. "Das ists. Das Puppenspiel eines Schmächtigen, der von dem vor hundert Jahren Geschehenen kaum mehr als eines Stadtkindes Vorstellung hatte, auch nicht mühsam ins Innere von Menschen und Dingen sich einbohren mochte, dem seines Herzens milde Leuchte, die Lyrik des Mitleids, hier nicht vorwärts half und der drum munter dem großen Muster nachkeuchte, nachpftiemte. Eines, der manchmal im Trieb zarte Menschlichkeit, doch nieGröße gestalten, nie eines ragenden Geistes Burg wölben konnte. Der im Krieg nur das garstigste Uebel, in der Staatsgewalt nur den Büttel und Censorsieht. Der, rechtschaffen, meint, Preußen(»Wahlrechtsschmach! Wahlkreisgeometrie!") lechze nach liberaler Re» girung. Der die Neberwinder des fremden Knechters von »Athens Deutschland" in einen gothischen Dom, zum Pazifizistenfest.füh» ren läßt.Und seine »Erinnerung an den Geist derFreiheitkriege" der alten Frau von Suttner widmet. Puppenspiel. Im engsten Raum dürften Marionetten es flink agiren. Und Pythia tanzt. Die größte Halle der Erde. Der größte lebende Dichter. Jahrhundertfeier. Dreihunderttausend Mark verthan. Fünf Jahre lang konnten zehn deutsche Dichter davon sorgenlos leben; und brauchten nicht nach profitlichen Aufträgen umherzuschnuppern.,

Z88  
Die Zukunft.  
Die Weltanschauung der Halbgebildeten.  
dem Monismus Wilhelm Ostwalds tritt im Lauf eines  
s?M' Jahrhunderts zum zweiten Mal eine Weltanschauung her-  
vor, die sich besonders ihrer Wissenschaftlichkeit rühmt. Die erste  
war der Marzismus. Dieser zog, auf Hegel gestützt, seine Argu-  
mente aus dem abstrakt logischen Denken, dessen Zuverlässigkeit  
Marx eben so wenig anzweifelte wie Ostwald die Unfehlbarkeit  
der naturwissenschaftlichen Erfahrung. Während nun die Gedan-  
kenketten des Marxismus so verwickelt sind, daß wohl kaum Einer  
der Millionen von Arbeitern, die heute" angeblich auf seinem  
Boden stehen, sie entwirrt hat, ist im Gegenteil Ostwalds Gedan-  
kenwelt von einer geradezu verblüffenden Klarheit. Die Wirkung  
auf die Massen ist die selbe. Marx ist zu dunkel, um kontrollirt  
werden zu können. Ostwald ist so hell, daß alle geschickt wegeskamot-  
tirtten Schwierigkeiten vergessen werden. Der Marxismus kam der  
alten deutschen Bersonnenheit entgegen, die gern Alles, was schwer  
verständlich ist, für tief hält; Ostwalds Gedankenwelt entspricht dem  
denkfaulen Amerikanismus, der vor allen Dingen etwas unmittel-  
bar für das tägliche Leben Verwendbares sucht. Das wäre an sich  
kein schlechtes Streben; der Fehler beginnt erst, wenn allzu an-  
spruchlose Geister in der klaren Beschreibung eines Naturvor-  
ganges eine philosophische Erklärung oder gar eine Religion, in  
einer praktisch nützlichen Lebensregel die Grundlage einer Ethik  
Zehen wollen. Während nun Marr durch DMke^it, ^jeLiMe  
verwirrt und Ostwald durch unna^ünrHe'Helle die Augen blendet,  
gelingt es ihnen, für ihre Hypothesen das in unserer Zeit in Folge  
einer oberflächlichen Auffassung des Christenthums freigewordene  
und nach einem neuen Ziel suchende Glaubensbedürfnitz der Mas-  
sen in Bewegung zu setzen. Die Hypothese heizt in beiden Fällen:  
Nicht Glaube, sondern Wissenschaft soll den neuen Menschen lei-  
ten. Aber da immer nur wenige Menschen wirklich wissenschaft-  
lich sind, da obendrein die Resultate der Wissenschaft schwanken,  
verworfen werden, auch oft nicht unmittelbar angewendet werden  
können und das metaphysische Bedürfnitz des Menschen durchaus  
nicht befriedigen, so leitet nicht Wissenschaft den neuen Menschen,  
fondern der Glaube an den Begriff WiUenschaft, wie ihn einst  
Marx für die materiell, heute Ostward sür die geistig Hungernden  
und Dürstenden geprägt hat. Wenn auch die Wissenschaft zweifel-  
los viele Leiden der Menschheit mildert und noch viel mehr mil-  
dern wird, so ist ihr doch das Problem des Glückes, das nicht nur  
von hygienischen Wohnungen und auskömmlichem Arbeitlohn ab»



Die Weltanschauung der Halbgebildeten. LL3  
Hängt, nicht zugänglich. Hier hat der Glaube das Größte geleistet; und selbst das Glücksgefühl, das die Zugehörigkeit zum Monistenbund begleiten soll, beruht auf dem Glauben an die Hypothese einer allein seligmachenden Wissenschaft.'

Der Monist verachtet das Christenthum, das die Seligkeit in das Jenseits lege, während er sie schon im Diesseits sucht. Das richtig aufgefaßte Christenthum aber findet die Seligkeit auch bereits im Diesseits. Sie beginnt mit dem Gefühl der Gotteskindenschaft des Gläubigen, der sich in Gottes Hand weiß und dem deshalb „nichts geschehen kann". Dies ist das Glück, das die Religionen zu geben vermögen, falls auch ihre Dogmen zweifelhaft sind. Der Monismus dagegen verlegt die Seligkeit, wenn auch nicht in das Jenseits, so doch in die Zukunft und giebt dem heute Leidenden den schwachen Trost, daß er, dessen Seele mit dem Körper stirbt, dem Glück einer künftigen Generation vorgearbeitet hat. Das ist asketischer als irgendein Gedanke, der auf dem Boden des Christenthums gewachsen ist. Ostwald gesteht sogar offen, daß künftig die Wissenschaft vielleicht doch einmal irgendetwas wie ein Fortleben nach dem Tod beweisen wird; falls es geschieht, wäre das von ihm eröffnete monistische Jahrhundert das jammervollste von allen. Früher glaubte man aus Religion an das Fortleben der Seelen; später wird es vielleicht die Wissenschaft beweisen. Nur das monistische Zeitalter glaubt es nicht und weiß es nicht. Alle früheren Religionen, wissenschaftlichen Forschungen und künstlerischen Weltanschauungen rühmten sich ihrer Ahnen. Jesus kam nicht, um das Gesetz aufzulösen, sondern, um es zu erfüllen. Die aufstrebende Wissenschaft der Renaissancezeit und besonders des achtzehnten Jahrhunderts in Deutschland fühlte sich in fruchtbarer Verbindung mit den Alten. Wer Goethes Weltanschauung annahm, brauchte nicht, was ihm lieb war, als Ballast über Bord zu werfen. Goethe hebt weder die Evangelien noch Aristoteles auf: Wer aber Ostwald auf den Bahnen seines Monismus folgt, Der muß erst Alles verachten lernen, was er früher geliebt oder geehrt hat. Der Monismus unterfängt sich, als Ersatz für alle Kulturschätze aller Zeiten und aller Zonen zu gelten. Das muß Mißtrauen erwecken und berechtigt, ein sehr strenges Inventar seines Gepäcks aufzustellen und seine Legitimationen zu prüfen. Wir werden bald sehen, daß das wenige Positive, was er mitbringt, aus Beutestücken der geplünderten Vergangenheit besteht. Sogar eine, wenn auch blasse Märtyrergloriole nimmt der streitbare Monismus für sich in Anspruch. Ostwald beginnt seine Monistischen Sonntagspredigten mit folgenden Worten: „Monist

Die Zukunft.

zu sein und zu heißen, bringt heutzutage weder gesellschaftliche Auszeichnung noch wirtschaftliche Vorthelle. Wenn sich also Jemand zu diesem Namen bekennt, so thut er es, weil es sich dabei für ihn um Güter handelt, die ihm höher stehen als, jene Dinge, die doch für die meisten Menschen das Ziel ihres Strebens und den Inhalt ihrer Arbeit bilden." Damit soll wohl der Glaube erweckt werden, die Beschäftigung mit dem Monismus sei dem Erwerb der Schätze, die Motten und Rost fressen, hinderlich. Mit solchen Worten trifft Ostwald gleich eine der empfänglichsten Seiten der modernen Psyche.' Heute, wo, wie Alles, auch das Märtyrerthum billig geworden ist, scheint Einzelnen, die in der obskuren Masse leben, nichts verlockender, als auch für sich Etwas von dem Ruhm in Anspruch zu nehmen, ein erkannter, ja, verfolgter Vorkämpfer neuer Ideale zu sein. Selbst einem Beamten wird aber das Bekenntnis; zum Monismus kaum schädlich sein, so lange er es nicht in einer auffallenden Art ausschreit. Das hat aber unmittelbar nichts mit dem Monismus zu thun. Man würde es ihm eben so verübeln, wenn er sich in einer übertriebenen Weise als Frömmler oder Moralschnüffler geberden wollte. Der Grund liegt nicht darin, daß die Obrigkeit den Geist des Beamten zu knechten wünscht, sondern darin, daß sie ein würdiges Verhalten von ihm verlangt. Im Uebrigen kann auch heute in Preußen jeder Beamte nach seiner Fassung selig werden. Diese einfachen Thaten werden immer und immer wieder verdunkelt und so wird Leuten, die gar nichts thun, was ihnen im Lebenskampf irgendwie abträglich wäre, die Gelegenheit durch aufdringliche und ausfallende Reden die religiösen Empfindungen anderer Menschen verletzen, ermöglicht, sich eine billige Märtyrerkrone vom Sims zu stehlen. Für sie ist der Monismus mit seinem Kampf gegen „alle die verstaubten Lügen“ die eine Priesterkaste zur Knebelung der Geister aus grobem Eigennutz ersonnen hat", die gegebene Weltanschauung.

Abgesehen von dieser Ermuthigung für Jeden, der seinen Beitrag zum Monistenbund zahlt, sich zu den „Fortgeschrittenen" und „Hochentwickelten" zu zählen, besitzt der Monismus vier Hauptmethoden, wodurch wirklich der Bildung bedürftige, aber ungeschulte Geister getäuscht werden müssen.

1. Wilhelm Ostwald verkündet, in seinen Büchern eine Reihe von Lebensregeln, denen nicht widersprochen werden kann, so den Hauptgrundsatz: „Verschwende keine Energie, sondern verwerte sie." Dieser Ausspruch gehört zu den Wahrheiten, die (auf das praktische Leben beschränkt) nur zu wahr, also selbstverständlich, sind. Sie stehen an Werth etwa der Aufforderung gleich, die sich.



Die Weltanschauung der Halbgebildeten. 3UI  
früher manche Leute gedruckt ins -Zimmer hängten: „Mensch, ärgere Dich nicht!“ Nun ist ja richtig, daß gerade solche billigen Wahrheiten in der Praxis immer wieder außer Acht gelassen werden und daß Manchem, der sich irgendwie verrannt hat, ein Dienst damit geschieht, wenn ihn Jemand mit autoritativer Stimme wie» der einmal daran erinnert. Dies geschieht heute in Amerika überall und gewitz mit Nutzen. Bon dort ist uns auch, als Vorläufer oftwaldischer Lehren, ein viel belachtes und doch für Manchen ganz nützliches Büchlein gekommen, das den Titel trägt: „Wie werde ich energisch?“ Begnügte sich nun Ostwald damit, ein Bändchen: „Wie werde ich energetisch?“, vielleicht mit Angabe eines Termins, etwa in vier Wochen, herauszugeben, so wäre nichts gegen ihn zu sagen; aber er erhebt den Anspruch Kant zu entthronen, an die Stelle des kategorischen den energetischen Imperativ zu setzen. Ich halte das von Ostwald herangezogene Beispiel eines Kaufmanns für ganz zutreffend, der ihm für die Belehrung, man solle keine Energie verschwenden, einen Dankbrief schrieb, da er, seit er diesen Satz beherzige, ein viel besserer Geschäftsmann geworden sei. Wenn man heute einen Landbriefträger, den wunde Füße an der Ausübung seines Berufes hindern und brotlos zu machen drohen, endlich dazu bringt, die Mehrausgabe für bequeme Stiefel nicht länger zu scheuen, so kann man wohl einen völligen Umschwung in sein bisher unerträgliches Dasein bringen, indem man ihn lehrt, durch verminderte Reibung Energie zu sparen. Beweist aber der jauchzende Eintritt des Mannes in den Monistenbund Etwas für den Monismus? So erklären sich dessen Erfolge. Das Wesentliche ist, daß diese „goldenen Regeln“ nur im Alltagsleben anzuwenden sind. Alles Geniale und Heroische schwankt zwischen eben so „unvernünftiger“ Trauer wie „unbegründetem“ Jubel hin und her, beruht also aus Energieverschwendung.

2. Dem Monismus noch eigenthümlicher als diese allzu wahren Wahrheiten sind gewisse Irrthümer, die durch eine Ostwald gewiß selbst unbewußte Taschenspielerlei zu Scheinwahrheiten werden. Ostwald sagt: „Da die Menschheit fortschreitet, so sind im Allgemeinen ihre Leistungen um so besser und werthvoller, je näher dem gegenwärtigen Augenblick die Zeit liegt, in der sie geschaffen worden sind.“ Die Prämisse, daß die Menschheit fortschreitet, wird als erwiesen genommen und ist auch zur Hälfte wahr; in technischer Hinsicht schreitet die Menschheit ganz zweifellos fort, eben so in der Naturerkenntniß. Daher ist es ganz richtig, daß eine Lokomotive aus dem Jahr 1913 besser sein mutz als eine aus dem Jahr 1870 und daß bei der rapiden Entwicklung der

392  
Die Zukunft.  
Chemie Lehrbücher dieser Wissenschaft oft schon nach zehn bis fünf-  
zehn Jahren veralten. Dabei wird aber die Thatsache unterschla-  
gen, daß die Menschheit auf anderen Gebieten heute durchaus  
nicht fortschreitet. Wer möchte behaupten, daß wir bessere Dichter  
als Goethe und Shakespeare, „fortgeschrittenere“ Architekten als  
Bramante, „höher entwickelte“ Musiker als Beethoven haben?  
Auf allen Gebieten der Kunst steht unser Z:italter hinter der Ver-  
gangenheit zurück. Auch haben wir keinen Historiker, den man  
mit Ranke vergleichen könnte, keinen Philosophen von der Bedeu-  
tung Schopenhauers oder Nietzsches (welche Einwände man auch  
immer gegen ihre besonderen Systeme erheben mag). Ferner hat  
es, so lange die Welt steht, immer für einen Rückschritt gegolten,  
wenn die Massen, das Geld oder die Frauen zu besonderer Macht  
gelangten. Insoweit nun unsere Zeit ausgesprochene Tendenzen  
zur Massen-, Geld» und Frauenherrschaft hat, ist sie gewiß nicht  
fortschrittlich. Auch das religiöse Leben unserer Zeit kann den Ver-  
gleich mit früheren Jahrhunderten nicht aushalten. Grasser Ma-  
terialismus und verstiegene Sektirerei stehen einander gegenüber.  
Der Grundsatz Ostwalds bedarf also der Einschränkung. Nur auf  
den technischen Gebieten ist das Neue heute besser als das Alte.  
So ist es freilich auch auf den Gebieten der Kunst manchmal ge-  
wesen. Auch hier gab es fortschrittliche Zeiten. So geht Goethes  
Leistung einen großen Schritt über die Leftings hinaus und Rem-  
brandt und Bach erfassen erst, was ihre Vorgänger ertasteten.  
Auf Grund seines willkürlichen Dogmas vom allgemeinen  
Fortschritt kommt Ostwald zu der ungeheuerlichen Behauptung,  
daß die Religion schon darum der Wissenschaft unterlegen sei, weil  
sie das Aeltere, ja, demThierzustand Nähere sei. Auch hierin liegt  
natürlich wieder ein Körnchen Wahrheit, wenn man an die groben  
animtistischen Religionen wilder Völker denkt. Indem aber Ost-  
walds Distanzlosigkeit diese Unterscheidung unterdrückt, kommt er  
zu dem Resultat, daß die Religion überhaupt, also auch der Bud-  
dhismus und die Lehre Jesu, dem Thierzustand näher sei als der  
Monismus. Weil Wissenschaft das Spätere ist, soll sie, schon des-  
halb, Religion und Kunst an Werth übertreffen. Der Verstand soll  
eine Höherentwicklung über das Gefühl hinaus sein. Da ist nun  
die Frage zu stellen, ob denn etwa die Mutterliebe niedriger ist  
als die Fähigkeit, den vythagoräischen Lehrsatz zu beweisen, weil  
sie längst eine Eigenschaft des Weibes war, ehe auch nur derMann  
an Mathematik dachte. Mit seiner falschen Werthung aber kommt  
Ostwald heute weiten Kreisen entgegen, die gern das Natürliche  
und primitiv Menschliche gegen das Civilisirte und Intellektuelle



Die Weltanschauung der Halbgebildeten. 393  
herabsetzen möchten. Ein großer Theil der die „Bewegung“ mitmachenden Frauen sieht heute in der Mutter schon die Frau zweiten Ranges, während das Fräulein, das sich durch Studium in den Stand gesetzt hat, Männerangelegenheiten wenigstens in ihrem Mechanismus zu begreifen, wenn auch nicht selber produktiv zu fördern, die Höherentwicklung darstellt. Jedes gesunde Gefühl aber bäumt sich gegen diese Konsequenz und in der Frauenbewegung selbst ist der Widerspruch dagegen wach. Ostwalds Lehre führt geraden Weges in Sterilität. Sie nennt sich Naturphilosophie und schlägt der Natur ins Gesicht.

3. Seine Verachtung des Alten schränkt Ostwald hier und da selbst ein Wenig ein und giebt zu, daß man sich des Guten bedienen müsse, auch wenn es von Denen geahnt worden sei, die so unglücklich waren, vor dem monistischen Zeitalter auf dieser Erde zu leben. So gelingt es ihm doch einige große Namen (besonders Goethe und Spinoza) als Eideshelfer für den Monismus zu gewinnen, freilich durch Mißdeutung der Aussprüche dieser Autoritäten. Ostwald citirt Goethes Worte: „Wer Wissenschaft und Kunst besitzt, hat auch Religion, wer jene Beiden nicht besitzt, Der habe Religion.“ Das läßt sich auf den Monismus anwenden, aber etwa so: Da der Monismus keine Religion hat, ja, die Religion als etwas der Wissenschaft Unterlegenes, dem Thier näher Stehendes gering achtet, kann er weder Wissenschaft noch Kunst besitzen, die nach Goethe Religion bedingen würden. Und wie vertragen sich gar die letzten beiden Verse, die, in ein modernes Schlagwort übersetzt, so viel heißen wie: „Dem Volk muß die Religion erhalten werden“, mit Ostwalds Tempel- und Bilderstürmerei, zu der er gerade Diejenigen ermuthigt, die ihrer ganzen Bildung nach weder Wissenschaft noch Kunst besitzen können?

Ostwald scheut sich nicht, nach dem Höchsten zu greifen, um das Trivialste damit zu schmücken. So glaubt er allen Ernstes, daß seine Nützlichkeitmoral, die den das äußere Wohlergehen der Menschheit fördernden Erfinder am Höchsten bewerthet, mit dem „aillor intllscwslis“ Spinozas verwandt sei, jener mystischen Erheblng, welche „die Liebe ist zu Dem, was unveränderlich und ewig ist“, also das Gegentheil der Energetik.

4. Die charakteristischste Methode Ostwalds aber ist, daß er scheinbar neue Wahrheiten bringt, die er der Vergangenheit einfach entlehnt. Obwohl er im Gegensatz zu Rousseau das dsllnm omnium conii-u. «miios des Naturzustandes anerkennt, verlangt seine Ethik die Nächstenliebe und das Solidaritätsgefühl der Menschheit. Statt nun zuzugeben, daß diese Begriffe der christlichen Ethik

S9S

Die Zukunft.

entlehnt sind, erklärt er sie für naturgesetzlich. Er beruft sich hier nicht auf das Christenthum, weil er es an anderen Orten aus den verschiedensten Gründen bekämpfen muß. Er setzt an dessen Stelle das Wort, das genau das Gegentheil bedeutet: Naturgesetz; und rechnet darauf, daß nach einer Jahrhundertlangen christlichen Zucht ein Instinkt zur Nächstenliebe eine Art zweiter Natur der Menschheit geworden ist. So gehen OstwaldL^ghIMMLWger, die er „von dem Zwang derMrche^e^M^rlkiklos darüber hinweg, daß erahnen die christliche EtM weiter empfiehlt und sie als daS^ätürlliche'^ezeiHnet. ^Geradezu k^antisch wirkt er äber/wsnn er Sittlichkeit und Freiheit dadurch zu vereinen sucht, daß „der Wille des Gesetzes nichts Anderes sein kann als der eigene Wille". Damit überschreitet Ostwald die geweihte Schwelle der Ethik und gelangt dahin, wo nur Der frei ist, der selbst nichts Anderes mehr will als die überpersönlichen Gewalten, mag man sie nun göttliche oder Naturgesetze nennen. Aber Ostwald betritt diese Gebiete als ein ungeweihter Eindringling, ein Emporkömmling des Geistes. Er eignet sich Alles an, betastet und benutzt es, ohne zu ahnen, daß die Entwicklung von Jahrtausenden auf ihn niederschaut. Die Folge dieser vier Grundunwahrhaftigkeiten des Monismus ist nun ein Vokabular ganz eigener Art. Das Wort Wissen» schaft wird genannt: und alle großen Assoziationen erwachen, die sich damit verknüpfen, alle Verehrung wird aufgerufen, die diesem Begriff insbesondere von Denen entgegengebracht wird, die wenig Wissenschaft besitzen; und in Wirklichkeit ist gar nicht Wissenschaft gemeint, sondern Monismus. Was aber geschähe, wenn die Mis» senschaft denDualismus nachwiese oder wenigstens wahrscheinlicher machte als den Monismus (was neuerdings wieder Henry Berg» son gethan hat)? Ostwald wendet sich mit Vorliebe an die Un» wissenschaftlichen, die nicht nachprüfen und nicht wissen können, daß Darwins Theorie heute in der Wissenschaft nicht mehr so un» erschüttert dasteht, wie er zu glauben scheint. Er lockt auch mit dem Wort „Glück". Was er jedoch meint, ist nichts Anderes als das durch den wissenschaftlich und technisch bedingten Komfort zu ver» mehrende äußere Behagen; aber eben so wenig, wie mit Energie» ersparniß eine Ethik zu begründen ist, können die technischen Er» findungen die Summe des Glücks vermehren, das ja nicht in den Dingen liegt, sondern in unserer Reaktion auf sie. Nach Ostwald wäre Alexander der Große, der in der Blüthe der Jugend auf der Höhe eines reichen Lebens starb, unglücklicher als ein emeritirter Naturwissenschaftler, der zwischen Telephon und W. C. behaglich altert und vergnügt die Spalten der Zeitungen füllt. Was weiß



Die Weltanschauung der Halbgebildeten.

395

der Monist von dem Glück des Helden am Abend der Schlacht, von dem des Frommen, der in sich die Gotteskindschaft erlebt, von dem des wirklich schöpferischen Menschen, wenn er nach einer Epoche sinnloser Energievergeudung mit zitternden Nerven eine Vision hat und festhält? -

Heute, wo die heroischen und religiösen Werths im Schwinden sind, klammert sich der stets nach Erhöhung langende Mensch an das Schöpferische. Er will das Produkt des schöpferischen Menschen mit erleben; als höchste Seligkeit erscheint ihm, selbst schöpferisch zu sein. Auch diese seelische Disposition unserer Zeit weiß Ostwald sehr klug zu verwenden. Er sagt, er bewerthe den schöpferischen Menschen als den höchsten; aber er meint nur den erfinderischen, oft sogar nur den findigen Menschen. Für ihn hat Edison der Menschheit mehr gegeben als Goethe. Auch die Bildung preist Ostwald und möchte sie Jedem zugänglich machen, aber er versteht darunter nur Besserwissen möglichst Vieler auf dem Grund der ihnen gepredigten monistischen Halbwahrheiten. Ostwald liebtaucht das Wort „durchgeistigen“; aber was meint er damit? Er deutet es an bei der Besprechung des „amor intellectus<sup>lis</sup>“ Spinozas. Diesen Begriff, der, wie gesagt, die tiefste intuitive Gotterkenntniß aus der inneren Erfahrung ausdrückt, überfetzt Ostwald leicht hin mit den Worten „denkende Liebe“ und sagt, sie sei die begeisterte Hingabe an Güter, die durch den Verstand, durch die Ueberlegung, durch das Urtheil gewonnen sind. Gerade das Gegentheil meint Spinoza, denn sonst hätte er nicht gesagt „amor intellectus<sup>lis</sup>“, sondern „amor rationalis“. Wir wissen also, was Ostwald unter „durchgeistigen“ versteht, nämlich: rationalisiren. Jeden, der die Welt nicht durch den Verstand, sondern nur der inneren Erfahrung zu begreifen und zu erfüllen sucht (wozu ihm das eigene Schicksal, Geschichte, Kunst und Religion eine über raschende Fülle von Material geben), nennt Ostwald einen Kulturschwärmer? alten Stils, weil er das überreizte Treiben und Hasten des modernen Lebens skeptisch betrachtet und das Glück lieber „in der Versenkung in ruhige, möglichst unveränderliche, stimmungs volle Zustände sucht“. Die Monisten dagegen halten „eine so zurückgezogen kontemplative Existenz für öde und inhaltlos“. Auch hier kommt Ostwald den besten Instinkten der Menge entgegen, die nach Lebensinhalt streben; aber was versteht er unter Lebensinhalt? Er erklärt es, indem er die ihm werthvollen Menschen schildert: „Sie fühlen von ihrem eigentlichen Lebensodem nur innerhalb der Großstadt, wo jede Stunde etwas Neues bringt, wo die Nachrichten von den Ereignissen der ganzen Welt in kürzester Frist zu“

Die Zukunft.  
sammentreffen und mit einander,in Wechselwirkung gerathen". Er vergißt, daß die Großstadt gerade dem selbst Inhaltlosen, wenn auch keinen eigenen Inhalt giebt, so doch eine dauernde Anfüllung seines Hirnes mit Fremdem ermöglicht, wenn auch .ein schöpferisches Gestalten, so doch ein geschäftiges Arbeiten begünstigt. Daß Ostwald auch für das Recht der Ueberzeugung eintritt, versteht sich- aber was meint er mit Ueberzeugung? Genau das Gegentheil Dessen, was eigentlich darunter zu verstehen ist. Seine Gemeinde besteht gerade aus den Halb- und Viertelgebildsten, die aus Mangel an Ueberzeugung blind die monistischen Lehren nachbeten. Das Aeüßerste, was diese nicht Ueberzeugten, sondern nur Ueberredeten an Mißachtung fremder Ueberzeugung geleistet haben, ist der Aus^chluZ, eines Mitglieds aus dem Monistenbund, weil es s^chMgHU di^AmMi^.auM hatte. Die^.Wissenschaft" hat die Impfung für gut erklärt, also darf Einer, der dagegen ist, nicht länger Monist sein. Behauptet Dieser nun etwa, die Madonna von Alt»Oetting oder die Heilige Mutter von Kasan sei ihm im Traum erschienen und habe gesagt, das Impfen stinke vor dem Angesicht des Herrn? Nein; auch der Impfgegner beruft sich auf die Wissenschaft. Welche Wissenschaft aber ist die rechte? Man sieht: es handelt sich so wenig um Wissenschaft wie um Ueberzeugung, sondern, wie bei jeder Sekte, um Dogma und blindes Gehorchen.  
Oskar A. H. Schmitz.  
Die Fragen der Wissenschaft sind sehr oft Fragen der Existenz, Eine einzige Entdeckung kann einen Mann berühmt machen und sein bürgerliches Glück begründen. Die Behandlung ist null und alle Wirkung liegt im Aperyu. Dabei ist wenig Allgemeines und Subjektives, sondern die einzelnen Manifestationen der Naturgesetze liegen alle sphinxartig, starr, fest und stumm außer uns da. Iedes wahrgenommene neue Phänomen ist eine Entdeckung, jede Entdeckung ein Eigenthum. Taste aber nur Einer das Eigenthum an: und der Mensch mit seinen Leidenschaften wird sogleich da sein. Sobald man in der Wissenschaft einer gewissen beschränkten Konfession angehört, ist jede unbefangene, treue Auffassung dahin. Die Weltanschauung aller in einer einzigen, ausschließender Richtung befangener Theoretiker hat ihre Unschuld verloren. Geben diese Gelehrten von ihren Wahrnehmungen Rechenschaft, so erhalten wir, trotz der höchsten persönlichen Wahrheitliebe des Einzelnen, dennoch keineswegs die Wahrheit der Objekte; sondern wir empfangen die Gegenstände immer nur mit dem Geschmack einer sehr starken subjektiven Beimischung, (Goethe.)



Vits vsieliia.  
397  
Vits vecckis/)  
^^ch wußte nicht, daß ich schön bin. Mein erster Ball hat es mir  
gW enthüllt. Wie wären die schweren, langen Stunden von Iedlesee  
erleichtert, verkürzt worden, wenn ich meine Schönheit gekannt hätte!  
Aus dem Kloster bin ich in die Wälder gegangen, Schloßherrin,  
aber Einsiedlerin, Monate lang der Krankheit gegenüber, selbender  
mit dem Tod lebend, neben dem Bett, auf dem mein Vater seufzte.  
Nachdem ich ihn verloren hatte, mußte ich die Zeit der Trauer mannich-  
fachen, verwickelten, ermüdenden Interessen widmen. Als die strengen  
Pflichten erfüllt waren, ist meine Tante gekommen, hat mich dem  
schläfrigen Dämmern, in dem ich lebte, entrissen und mich in die Welt  
eingeführt, wie man ein Kind ins Wasser wirft, um ihm das Schwim-  
men beizubringen. Zwischen meiner Abreise von Iedlesee und meinem  
ersten Ball ist ein Monat vergangen, in dem ich nur Lieferanten.  
Schneider, Näherinnen gesehen habe.  
Als ich am Arm des alten Ministers, der meinem Vater be-  
freundet gewesen, erschien, wurde ich einen Augenblick von dem Glanz  
der Kronleuchter und dem Feuerwerk der Blicke geblendet. Plötzlich  
überkam mich eine sonderbare Sicherheit, als ob ich die Natur wechselte.  
Ich hörte auf, geblendet zu werden; ich blendete. Mein Glanz wurde  
von allen Augen zurückgeworfen.  
Das Leben in frischer Luft, die Gewohnheit, zu reiten und zu  
jagen, das frühe Aufstehen und Schlafengehen: das Alles hat die rosige  
Weiße meiner Haut und die geschmeidige Bestimmtheit meiner Be-  
wegungen geschaffen. Ich habe die Gewohnheit, mit Anmuth zu be-  
fehlen, und man gehorcht mir: die Grazie des jungen Mädchens ver-  
eint sich in mir dem Charakter der Frau. Ich bin schön, sehr schön:  
und tief glücklich!  
Jugend und Schönheit verachten, weil sie vorübergehen, scheint  
mir ein tranriger und falscher Gedanke. Verachtet man die Blumen,  
die doch so vergänglich sind? Warum beim Menschen nicht den Zu-  
stand der Blüthe und dann den Zustand der Frucht bewundern?  
Meine Tante macht dieser Triumph bang um mich. Sie hat alle  
Predigten, die sie in ihrem Leben gehört hat, wiederholt, um mir vor-  
zureden, was durchaus nicht angebracht ist: „Ich würde nicht immer  
zwanzig Jahre alt sein noch einen so frischen Teint haben noch . .  
Das weiß ia> Aber dann wird es süß sein, mich an meine schöne Zeit  
zu erinnern; daß ich schön war, mir zu sagen, wenn ich es nicht mehr  
bin. Noch bin ich schön; und ich freue mich darüber.  
) Ein in sich^ aus sichverständliches Stück aus dem „Unbekannten  
Schicksal“, das Herr Emil Schering, als zweiten Band der „Romane  
Peladans“, bei Georg Müller herausgiebt. Dieser deutschen Ausgabe  
ist der selbe Erfolg zu erhoffen, der Scherings deutschem „Strindberg“  
beschert ward. Denn hier ist wieder ein starker Dichter für Europäer.

Die Zukunft.

Ich freute mich so naiv, daß ich solche Strahlen warf! Man ließ einen ehrwürdigen Geistlichen kommen, damit er mich vor den Hinterhalten der Welt warne. Er hat besser gesprochen als meine Tante: und ich habe ihn eben so wenig begriffen. Ich bin schön und bin glücklich darüber: alle Auseinandersetzungen werden Das nicht ändern. Man behauptet, daß dieses Glück nicht unschuldig sei. Ich lächle Allen zu und sage nur lebenswürdige Dinge. Die alten Leute sind sehr empfänglich für meine Artigkeiten. Ich gebe Freude, ich empfangen Freude; ist Das nicht köstlich?

Eine Freundin hat mich gefragt, ob ich noch keinen Kavalier bemerkt habe. Ich habe gelacht. Es wird einige Zeit vergehen, bevor ich im Auge des Anderen Anderes als mich sehe. Ich liebe mich zu sehr, um mich mit irgendeinem Anderen zu beschäftigen.

Der in Einsamkeit Erwachsene unterscheidet sich von den Nächsten.

Ich begreife die Empfindungen meiner Freundinnen nicht und sie staunen, wenn ich meine ausspreche. Als ich gefragt wurde, welchen von meinen Tänzern ich vorziehe, habe ich geantwortet: Den besten.

Die alten Herren gefallen mir besser als die glänzenden Offiziere.

Iene sind dankbar für die geringste Kleinigkeit. Diese sehen wie Menschenfresser aus, die mit einer Brotkrume fürliebnehmen und sich zu guter Laune zwingen. Die Geckenhaftigkeit des Mannes ist häßlich und dumm oder tückisch und beunruhigend. >

Ich habe mir die Koketterie erklären lassen und frage mich, ob ich kokett sei. Ich will gefallen, Allen, aber ich thue nichts dazu, sondern bleibe, wie ich selbst bin: ich bin die Selbe wie in leAesse, nur mit etwas mehr Toilette.

Erster Dorn an der Rose: die jungen Mädchen, die jungenFrauch, selbst andere, die nicht mehr jung sind, verabscheuen mich, verabscheuen meine Erfolge. Sie leiden so sehr darunter, daß sie boshaft werden.

Man hat mir unglaubliche Aeüßerungen, unanständige Aeüßerungen, wirkliche Verleumdungen hinterbracht. Ich entdecke bei meinen besten

Freundinnen einen Neid, der sich nicht immer verbergen kann. Das

Glück eines Weibes ist ein wirkliches Unglück für alle Frauen, d.«

dessen Zeugen sind. Sicher wünschen mir manche die Blattern oder einen Unfall, der mich entstellt. Man kann also kein Vergnügen haben,

das nicht eine Pein für eine Andere wäre, selbst wenn man sich nur über sich freut. Die Koketterie kommt viel weniger aus dem Wunsch,

einem Manne zu gefallen, als aus der immer wachen Lust, ihn den

Anderen fortzunehmen. Ich habe gesehen, wie X einem jungen Mann

ihren Handschuh gab, ohne ihn ausgezeichnet zu haben, zu dem einzigen Zweck, ihn von einer Freundin zu befreien. Die Frauen wollen

den Mann noch lieber einer Anderen fort- als sür sich nehmen.

Ich habe einen sehr begehrten ungarischen Edelmann, der viele

!Siege errungen haben soll und für einen Don Iuan gilt, gefragt, wie

er mit seinem Schnurrbart, den ich sehr lächerlich finde, so vieleFrauen

zu entzücken vermocht habe. Er hat mir geantwortet: „Ein Mann ge»



Vits vsockis.

399

fällt Allen, sobald es sich darum handelt, ihn der Freundin zu entführen." Niemals werde ich so empfinden.

Ich möchte gefallen unter dem Beifall der Anderen: deren Verdruß verdirbt mir meine Freude. Empfinden, daß man für Alle, die uns sehen, der kostbarste Gegenstand dieser Welt ist: herrliches Gefühl! Erster Heirathantrag, der mir wie ein abscheulicher Scherz vorgekommen ist! Ein Mann, sehr reich, von großem Einfluß, aber ein Mann, der nicht zu gut wäre für die Geschäfte eines Verwalters von Iedlesee. Ich habe ihn abfahren lassen wie einen schmutzigen Hund, der an ein neues Kleid springt.

Unter vier Augen sind die jungen Leute langweilig. Sie sehen aus wie Verschwörer, die bei jedem Wort ihr Geheimniß verschlucken: ihre gerührten Augen werden dumm und sie sprechen nur von sich, von Dem, was sie fühlen, von Dem, was sie denken, von Dem, was sie träumen. Und sie streichen sich heraus, sie stellen sich selber ein Zeugniß aus mit einer Ueberzeugung, die im Handel werthvoll sein würde: kein Käufer könnte ihr widerstehen.

In Iedlesee habe ich in alten Büchern geblättert, da ich Niemand hatte, mit dem ich sprechen konnte. Ich habe meinem Vater die französischen Autoren, die er leidenschaftlich liebte, vorgelesen; und ich glaube, eine bessere Bildung zu besitzen als die Mädchen, die in Wien erzogen sind und die tausend Romane verschlungen haben. Diesem Umstand schreibe ich zu, daß ich an den Duos der Salons wenig Geschmack finden kann. Neulich hatte ich abends den Vorhang eines Fensters weggeschoben und sah den Schnee in Flocken auf die verlassene Allee fallen. Während das Brausen des Festes mein Ohr liebte, hielt ein schöner Dummkopf den Augenblick für günstig, mir zu sagen, was er leide, was er wünsche. Wahrhaftig: die Männer sind unverschämt, sich für interessant zu halten und immer vom Zustand ihres Herzens zu erzählen! Was bedeutet es für mich, daß ein Herrchen etwas später als gewöhnlich eingeschlafen ist, weil es an mich gedacht hat, oder daß es durch diesen selben Gedanken eine Gewohnheit oder ein Geschäft versäumt hat? Was bedeutet Das für mich?

Die Künstler wissen zu schmeicheln. Ein Maler hat mir meine ganze „plastische Familie“, wie er sich ausdrückte, angegeben: ich habe eine Schwester in Amiens, Cousinen in Chartres, eine Tante in Basel; und meine Verwandten sind heilige Personen, in Stein gehauen und Portale bewohnend. Er nennt mich „Trecenta“, um zu sagen, daß meine Schönheit den Charakter des vierzehnten Jahrhunderts hat; daß sie priesterlich, engelhaft, architektonisch und besonders magisch ist. Der Polizeipräsident, der meiner Tante verpflichtet ist, hat uns als Zerstreuung vorgeschlagen, zu einer Zigeunerin zu gehen, die eben wegen Diebstahls ein Jahr abgesessen hat. Diese Frau, die herrliche Augen hat, mager ist und schmutzig aussieht, hat mich mit tiefer Aufmerksamkeit betrachtet. Sie hat mir geweissagt, ich werde unglücklich in der Ehe sein, Jemand werde meinethwegen sterben und ich ein Leben

Die Zukunft.  
des Umherirrens führen. Ich habe über ihre Weissagung gelacht und Alle haben mit mir gelacht.  
Meine Tante hat sich in den Kopf gesetzt, mich mit einem jungen Offizier von großem Namen und einer schönen Zukunft zu verheirathen; ich habe die Dinge eine Weile gehen lassen, dann aber erklärt, ich wünsche nicht, daß man für mich wählt, noch, daß man mir eine Partie vorschlägt; die Rolle der Familie beginne nach meiner Ansicht erst, wenn das junge Mädchen eine Neigung gestanden hat. Für mich ist dieser Tag noch sehr fern; ich will mich an meiner Schönheit freuen, ohne mich gegen Heirathanträge vertheidigen zu müssen.  
... Jetzt ist der zweite Winter, in dem ich in den wiener Salons tanze; und wenn ich auch eben so schön bin (oder noch schöner, wie die Leute sagen), so bin ich doch weniger glücklich. Sehr tief empfinde ich die Bosheit der Frauen und die Albernheit der Männer; zwischen Denen, die mich beneiden, und Denen, die mich langweilen, finde ich oft die Nacht lang und die Rückkehr düster. Meine Jugendlichkeit, die durch meine Aufgabe als Krankenpflegerin zurückgehalten war, hat sich zuerst frei getummelt. Jetzt glaube ich, ins Theater zu gehen, um das selbe Stück zu sehen. Trotzdem ich immer, wie man sagt, die Königin des Balles bin, sehe ich an jedem Abend den Augenblick voraus, wo ich mich langweilen werde, falls ich nicht, wie meine guten Freundinnen, Intriguen anzetteln und Bosheiten aushecken will.  
Ein Triumpfeminat ist von mir und zwei Freundinnen gebildet worden. Wir sind beinahe vom selben Alter, vom selben Vermögen, ich möchte fast sagen: von der selben Schönheit, wenn ich mich nicht vorzöge — und wenn man mich nicht vorzöge. Ohne etwas Anderes darin zu suchen als ein Vergnügen, fühle ich, bei meinen Freundinnen einen Wettstreit, der wahrhaft erstaunlich ist, weil er keinen Grund hat. Wenn unversehens ein Mann dazwischen käme: ich weiß nicht, wessen jede, aus Neid, fähig wäre. Warum bildet fremdes Glück das Unglück für die Meisten? Ohne diese Vergleiche würden sich, Alle bescheiden.  
Graf Wilhelm ist der schönste Offizier von Wien, ein Herzensbrecher, ein Verschwender. Er kommt von einer kleinen Garnison zurück, wohin man ihn zur Strafe geschickt hatte, weil er etwas zu tolle Streiche machte. Man erzählt von ihm abscheuliche Dinge; doch stellt er die anderen Männer so in Schatten, daß die Geschichten vielleicht zum Theil Verleumdungen sind. Nachdem er uns einige Minuten betrachtet und beurtheilt hat, ist er gekommen, um sich vorzustellen, und hat mir die schmeichelhafteste Huldigung gewidmet. Meine beiden Freundinnen bissen sich die Lippen vor Aerger und ihre Blicke hatten einen so bösen Glanz, daß ich, traurig wurde,  
Graf Wilhelm findet sich überall ein, wo ich bin, und legt sich mir zu Füßen, wie man sagt, indem er eine Demuth vorgiebt, die von der ungezwungenen Haltung absticht, wie er sie anderen Damen zeigt. Er ist der Erste, der mir zu schmeicheln und mich für die Wahl eines Einzigen empfänglich zu machen weiß. Meine beiden Freundinnen wer-



Vits vsseKIs,  
den die Gelbsucht haben, bevor ein Monat vergeht, wenn sie sich nicht dem Grafen an den Hals werfen, um mir ihn abspänstig zu machen. Meine Tante hat mir sehr häßliche Dinge über Wilhelm erzählt. Wenn Das wahr ist, so ist er ein Wüstling, ein Spieler, ein Trinker ,... Wilhelm hat mit mir gesprochen, in den kurzen Pausen zwischen zwei Tänzen.. Er ist nicht gebildet, aber er hat einen reizenden Takt und findet angenehme Worte. Er macht sich schüchtern, fast kindlich und spricht niemals von sich oder von dem Leid seiner Liebe; er beklagt sich nicht über meine Kälte, staunt nicht über meine Zurückhaltung wie die Anderen. Er ist der vollendetste Kavalier, den ich noch getroffen habe. Dabei: ganz ungebildet. Er versteht nur die Kunst, gut zu sagen, was für Ieden paßt. Das muß die Kunst von Versailles sein. Welch vollkommener Schmeichler! Aber er ist nicht fad. In seinen Bewegungen, in seinen klaren Augen, auf seinen, dünnen und gebieterischen Lippen ist etwas Wildes und fast Beunruhigendes: er ist eine große Katze, Ich habe ihm gesagt, in welchem abscheulichen Ruf er stehe. Er hat mir nur geantwortet: „Ich gehöre zu Denen, die nichts taugen und die, sich selbst überlassen, zum Teufel gehen; wenn aber ein Engel geruhte, mir ein Zeichen zu geben, würde ich zu Gott gehen." Ich habe nichts^ gefunden, was ich ihm antworten könnte, und unsere Unterhaltung über diesen Punkt ist dabei stehen geblieben. Wilhelm weist die KoketterieK meiner beiden Freundinnen, die wirkliche Feindinnen geworden sind, mit Verachtung zurück. Die Eine hat mich gefragt, ob ich Wilhelm heirathen wolle; als ich lebhaft verneinte, sagte sie: „Nun, ich werde mich nicht bedenken, in Deine Fußstapfen zu treten, denn ich bin bereit, ihm meine Hand zu geben." Ihre Familie würde sich dagegen auflehnen; aber ich muß ihr dankbar sein für ihre Absicht, die gut ist wie Frauenfreundschaft, Man hat auf meine Tante eingewirkt. Sie grollt mir, weil ich ihren Freier trocken und entschieden abgelehnt habe, und sie hat mir eben so trocken gesagt, die häufigen Besuche des Grafen Wilhelm komproMittirten mich; ich müsse ihm ein so saures Gesicht machen, daß er nicht wiederkomme. Um ihr Gebot zu unterstützen, hat sie einen glaubwürdigen Verwandten zu Hilfe gerufen; und wahrhastig: ich müßte närrisch sein, wenn ich solche Enthüllungen übersehen wollte. Närrisch ober verliebt? Und wenn ich mich selber auch nicht mehr so wie früher liebe: ich liebe Keinen. Wilhelm nicht mehr als einen Anderen. Wa:um fühlt sich eine schamhafte Seele gegen ihren Willen zu einer ganz anders gearteten Seele hingezogen? Kann ein jungesMädchen, das wirklich rein ist, von einem lasterhaften Mann träumen? Allerdings ist die Liebe so mächtig, daß sie reinigt, was sie berührt, wie die Heiligen Frauen den Drachen Halfter aus ihrem Gürtel machen und sie so am Zügel führen. Ich bin sehr würdevoll gewesen, glaube ich. Ich habe ungefähr so gesprochen: „Ihr Ruf ist von der Art, daß ein junges Mädchen Ihre Freundlichkeiten nicht annehmen kann, ohne sich zu schaden: aus un-

«2

Die Zukunft.

zweifelhaften Zeugnissen geht hervor, daß keine Familie Sie aufnehmen würde. Man sagt sogar, daß Ihre Seufzer um mich davon veranlaßt werden, daß ich Waise bin, daß ich Vermögen besitze, daß Sie mich zu einem unüberlegten Streich verleiten wollen." Er ist bleich geworden und hat die Augen niedergeschlagen. „Fräulein, wenn Sie mich angeklagt haben, so habe ich mich nie vertheidigt. Was bedeutet es, ob meine Unwürdigkeit^ etwas größer oder geringer ist? Ich bin Ihrer unwürdig, Das weiß ich. Aber der größte Ungläubige hat das Recht, von Besserung, von Bekehrung zu träumen. Ich habe den Traum gehabt, mich durch Sie, für Sie umzuschaffen; der Teufel oder der Verdammte hat gewagt, das Auge zu dem Engel zu erheben, und der Engel hat seinem reinen Wesen gehorcht und den Verwünschten in die alte Sünde zurückgestoßen."

Er hat mich verlassen. Ich dachte, er würde sich über sein Mißgeschick trösten bei meinen Freundinnen, die bereit sind, ihn aufzunehmen. Er ist fortgegangen; und ich habe bald meinen Wagen verlangt.

Ein Freund von Wilhelm ist gekommen, um mir mit traurigem Gesicht über gleichgiltige Dinge zu sprechen, ohne auf Wilhelm anzuspielen. Ich habe gesagt: „Ich bin wirklich beleidigt, ein Vorioand für schlechten Wandel zu sein. Graf Wilhelm sagt Allen, daß er ein abscheuliches Leben führe, um mich zu vergessen, und ich werde von der OeffentlichenMeinung für seineVe^fehlungen verantwortlich gemacht."

Ist Das ein Anschlag? Sollte er aufrichtig sein? Was soll ich glauben? Wen soll ich um Rath fragen? Und dann: zu welchem Zweck?

Mein Herz sagt Eins, meine Vernunft Anderes.

Ich komme ganz verwirrt aus einer Vorstellung des „Tannhäuser": ich habe mich unter den Zügen der Elisabeth wiedererkannt, ich habe Wilhelm unter denen des Helden gesehen. Als der Minnesänger ausruft: „Ich such den Weg zum Venusberg", hat mir das Herz in der Brust geschlagen. Hätte ich Wilhelm am Ausgang getroffen, ich hätte ihm die Hand gereicht.

In der That rettet Elisabeth nicht Tannhäuser, sondern seine Seele: und ich sollte mich für die Rettung Wilhelms opfern? Elisabeth ist eine Heilige und ich bin eine Frau, Ein Weib! Ich will mir Das unaufhörlich wiederholen, um nicht mehr zu versuchen, als ich kann.

Ich treffe den Grafen Wilhelm nicht mehr. Manche behaupten.

ich habe ihn zur Verzweiflung gebracht; Andererer verbringe seine Zeit in den Abgründen von Wien. Wer sagt die Wahrheit?

Seine Abwesenheit wirkt anders auf mich als seine Gegenwart:

er beschäftigt meine Gedanken mehr, als ich wünsche, und macht mir Gewissensbisse. Für diesen Mann, der jung, schön und tapfer ist, war ich vielleicht wirklich der leuchtende Stern, der leitet und rettet.

Ein Wort, im Augenblick seiner größten Bedeutung gesagt, wirft wie eine tolle Handlung: ein Wort rettet oder tötet, ein Wort entscheidet über ein Leben, ein Wort kettet oder löst zwei Schicksale.

Wilhelm verbringt seine Zeit in den schlimmsten Spelunken

Wiens mit den schlechtesten Offizieren. Iemand hat mir gesagt: „Einst



Vits vsookis,.

W3

führte unglückliche Liebe ins Kloster, jetzt führt sie in die Kneipe/ Ich wäre also verhängnißvoll für diesen Unglücklichen gewesen. Er hat den Engel getroffen: und der Engel hat ihn zurückgestoßen. Was hätte ein wirklicher Engel gethan? Der Engel ist ein Wesen, das rettet, und nicht eins, das sich rettet. Doch der Engel kann durch den Sünder nicht verdorben werden, wohl aber das Weib . . .

Der, den ich Wolfram nenne, obwohl er nichts von der Milde des Minnesängers befitzt, hat mir gesagt: „Wilhelm ist in Verzweiflung, wenn er denkt, daß er durch sein Betragen Ihre gute Meinung ein» büßt. Geben Sie ihm den Befehl, sich zu bessern, und die Erlaubnis;, wieder in der Gesellschaft zu erscheinen, und er wird Ihnen gehorchen.“ Ich habe nicht geantwortet. Dadurch hätte ich mich gebunden; und ich fühle, daß künftig Alles von Bedeutung sein wird zwischen diesem Tannhäuser und mir.

Man müßte sich von Seinesgleichen angezogen fühlen. Das wäre logisch. Wie kommt es, daß die frömmsten Frauen, im guten Sinn gemeint, Wilhelm ein besonderes Wohlwollen zeigen? Sie haben eine Art, zu sagen: „Er ist ein schrecklicher Mensch“, die das gerade Gegentheil bedeutet. Während ich erschrecke, empfinde ich Sympathie mit diesem abscheulichen Menschen; und ich muß mir immer wieder sagen, daß er abscheulich ist, um mir nicht zu gestehen, daß er sehr liebenswürdig sein kann.

Von Allen, die ich gesehen habe, den berühmten Komponisten nicht ausgenommen, hat mir Niemand so gefallen wie dieser abscheuliche Lebemann; und wenn ich mich genau prüfe, muß ich mir gestehen: ohne seinen schlechten IRuf, den er leider nur zu sehr verdient, hätte ich ihn gewählt. Aber wie mir schmeicheln, daß ich seine Natur ändern, einen so lasterhaften Menschen in einen treuen Gatten verwandeln kann? Es hieße Gott versuchen, mir eine solche Macht zuzutrauen! Ich möchte in der Geschichte Beispiele aufsuchen, wie Wüstlinge durch ihre Frauen bekehrt worden sind. In welchem Buch würde ich sie finden? Man hat die Bekehrungen des Glaubens erzählt, aber nicht die der Liebe. Gegeben hat es doch solche.

Bin ich schön genug, so schön, wie nöthig ist, um einen Mann, der die verkörperte Untreue und das Muster des Lasters ist, treu und musterhaft zu machen? Trotz der guten Meinung, die ich von mir habe, zögere ich, Ja zu antworten.

... Ich habe ihn wiedergesehen. Seine Blässe bewegte mich sehr. Wilhelm schien eine Verzeihung zu erbitten, die meine zu aufrichtigen Augen ihm nicht versagten. Wir haben nur einige kurze Worte gewechselt, die an sich gewöhnlich waren und doch von Erregung zitterten. Bin ich verwirrt gewesen? Ich glaube, in seinen Augen mehr Hoffnung leuchten gesehen zu haben, als ihm zukam. Da ich mich nicht mehr an meine Haltung erinnere, kann ich seine nicht beurtheilen. O wie furchtbar ist das Gefühl, sobald es sich belebt! Man kann nichts mehr unterscheiden, weil in der Seele zu viel vorgeht, das Alles für sich in Anspruch nimmt.

Die Zukunft.

Ich will diesen Handel ohne Ende, in dem mein Wille von Tag zu Tag schwächer wird, abbrechen. Ich werde nach Iedlesee gehen. Auch ist's fast zwei Jahre her, daß ich nicht dort gewesen bin, und ich muß hin, um nach meinen Gütern zu sehen. Dort werde ich den Frieden wiedersinden und aufhören, an diesen unverbesserlichen Don Iuan zu denken, der nicht das Herz eines jungen Mädchens verdient. ... Wie konnte ich bis zum zwanzigsten Jahr in Iedlesee leben? Jetzt, wo ich die Welt kenne, würde ich mich für eine Verbannte, Verdammte halten. Und doch würde diese Einsamkeit mit einem lieben Menschen das Paradies sein.

Mit verhängten Zügeln durch den Wald reiten, ist meine große Lust: aber mir folgt ein Gespenst . . . Ach, die Hexe von Wien war vielleicht im Recht: ich werde unglücklich in der Liebe sein.

Ed ist eine furchtbare Bestürmung, die zugleich unsere Schwäche wie unsere Tugenden belagert.

Wilhelm gefällt mir, Wilhelm verdient, daß man ihn rette. Ich muß sowohl meiner Neigung wie der Stimme der Barmherzigkeit widerstehen: ich werde zu gleicher Zeit durch den Teufel wie durch die Engel versucht. Denn schließlich würde es ein schönes Schicksal sein: zu reinigen, zu retten,; aber wenn ich in meinem Wunsch scheitere, wenn ich meinen Eifer vergebens verschwende: in welchen Abgrund von Leiden werde ich fallen? Niemand habe ich, dem ich mich anvertrauen könnte.

Diese unfruchtbare, niederdrückende Träumerei werde ich nur durch ein entscheidende Handlung loswerden. Ich muß mich verhei» rathen. Aber jedesmal, wenn ich an Einen denke, der jede wünschens» werthe Würde besitzt, die Wilhelm fehlt, entdecke ich, daß ihm Alles fehlt, was Wilhelm besitzt; ich möchte es „Liebenswürdigkeit" nennen, indem ich das Wort erhöhe; es ist die unbestimmte Eigenschaft, die zwischen den Tugenden und den Lastern liegt und sich aus gewissen Tugenden und gewissen Fehlern zusammensetzt.

Tannhäuser ist weder tapferer noch mehr Dichter als die anderen ritterlichen Sänger; warum vermag nur er Elisabeth zu entzücken? Warum? Scheint nicht Wolfram, der milde, weise Wolfram, der ideale Gatte zu sein, besonders für eine heilige Seele? Wie kann ich von Wilhelm angezogen werden, wenn nicht durch ein dunkles Bewußt» sein, daß meine Reinheit der Erlösung eines Sünders dienen muß? Sollte es die Vorsehung sein, die will, daß das Mitleid des reinen Wesens mit dem unreinen erwacht und daß die Liebe Erlösung wird? Während ich gegen meinen Willen an ihn denke, die Frage meines Schicksals hin und her wende, ohne sie beantworten zu können: was macht er, mein Tannhäuser? Dieser dreiste Galan, von dem ich Züge der Keckheit kenne, versucht nicht einmal, mir zu schreiben. Er muß wissen, daß ich allein in Iedlesee bin. Ist Das Respekt oder hat er vergessen? Was soll man von einem Mann erwarten, dem es in den Spelunken gefällt? Und gegen welche niedrigen Gewohnheiten müßte seine Gattin ankämpfen!



Vits vsoekis.

405

Nein, eine thörichte Hoffnung, diesen Teufel aus seiner Hölle befreien zu können! Möge er darin lästern und darin untergehen! Ich würde mich verderben, ohne ihn zu retten. Eine Illusion des Stolzes hat mir das Urtheil gefälscht: ich bin nur ein liebendes Mädchen und keine Heldin, keine Heilige! Ich werde nicht mehr an Wilhelm denken: und ich werde mich umsehen, den weisen und milden Wolfram zu entdecken, meinen wahren Gatten.

„... Mär« eine Kugel mir am Ohr vorbeigepfiffen, hätte sich, eine Viper unter meinem Schritt erhoben, ich hätte nicht den Schauer empfunden, den mir dieser kurze Brief verursacht hat: „Meine liebe Margarethe, ich schreibe Dir nur wenige Worte, so wichtig ist dieNeuigkeit: das Mitglied unseres Triumpfeminats, die sanfte Iosepha, wird Wilhelm heirathen, den berühmigten Wilhelm, Deinen Wilhelm. Sie hat (ich kann mir nicht erklären, wie) die Einwilligung ihr« Familie erhalten. Ich weiß, nicht, was Du in der Einöde machen kannst, während dieses unbestimmten Frühlings, der das gesellschaftliche Leben noch fluthen läßt. Komm lieber zurück. Deine Freundin und Kameradin.“ Warum kann ich diesen Brief kaum für mein Tagebuch abschreiben? Leider sehe ich klarer, als mir lieb ist, in meinem Herzen. Der Gedanke, daß eine Andere Wilhelms Frau werden soll, bereitet mir einen so unerträglichen Schmerz, daß er körperlich wird. Warum mich mit Worten, Redensarten, Fragen, Ausrufen abspeisen! Ich liebe den Grafen Wilhelm. Mein Leben als junges Mädchen ist mit diesem Augenblick zu Ende, Kann eine Frau sagen, daß sie ihre Adler fliegen läßt, oder müßte man schreiben: ihre Tauben?

Meine Jugend, meine Schönheit, meine Freiheit, mein Vermögen will ich in unreine Hände legen, in lüderliche Hände, in schuldige Hände; und wenn diese Hände sich nicht durch meine Jugend, meine Schönheit, meine Freiheit, mein Vermögen reinigen lassen, werde ich auf einmal alt, häßlich, Sklavin, arm sein.

Mein Entschluß erstarrt: ich glaube, mich in ein spitzes Messer zu stürzen, in einen Abgrund zu werfen, einer Woge auszuliefern, die mich ins Unbekannte und in die Gefahr zieht. Ich habe Furcht vor meiner Entscheidung und gebe einer unwiderstehlichen Bezauberung nach. Ich berausche mich an meiner Unvernunft; und dieses Wagniß scheint mir der einzige Weg, auf dem ich mich selbst finden muß. Ich habe gut überlegt: der Gedanke, daß er der Gatte einer Anderen geworden, würde mich vor Schmerz aufschreien lassen. Ich bin nicht mehr Herrin meines Schicksals. Wenn ich nur an ihn denke, habe ich ihn in meinen Adern.

Meine Ahnungen sind düster: ich sehe einen Abgrund und gehe darauf zu; am Rand werde ich nicht zurückweichen. Gott wirdMitleid mit mir haben. Ich Unglückliche, ich werde den Trost bewahren, eine Heldin gewesen zu sein, Alles für meinen Traum hingegeben zu haben. Gott sei mir gnädig: ich werde Wilhelm heirathen. Es stand geschrieben. Peladan.

Die Zukunft.  
Bankenkartell.  
WM och in der ersten Lunihälfte folgte auf den Niederbruch einer Ion»  
K«UV don^r Börsenfirma, die sich in Steels und Canadashares über»  
nommen hatte, der Einsturz des alten Eisenhauses James Watson «  
Co. in Glasgow. Ging im britischen Eisengewerbe die Konjunktur ab-  
wärts? Der Corner, den die Spekulanten aufgebaut hatten, schien zu-  
sammengefallen und der Beginn der mageren Jahre in der Eisenindu»  
strie amtlich beglaubigt. Die englischen Banken sind in der Unter-  
stützung der Börsenspekulation vorsichtig; sie wissen, daß die City stark  
in Pankeewerthen engagirt ist und viele amerikanische Finanzwechsel  
liegen hat, und halten, bis die Schwierigkeiten im Dollarland kleiner  
werden, ihr Geld zurück, Ihr Publikum ist viel tiefer in Börsenspeku-  
lationen verstrickt als das deutsche. Im ersten Quartal dieses Jahres  
hat der englische Geldmarkt Effekten im Werth einer Milliarde aufge-  
nommen; im zweiten mißlungen wichtige Emissionen und die brasilia-  
nische Anleihe von 11 Millionen L wurde nur zu einem beschämend  
kleinen Theil gezeichnet, obwohl ihre Bedingungen lockend waren.  
Wenn das Haus N. M. Rothschild and Sons ein Papier emittirt, ist  
sonst der Erfolg sicher. Diesmal kams anders. Da die Sao Paulo»An-  
leihe, die wenige Wochen vor den Brasilianern aufgelegt worden war,  
einen großen Erfolg hatte, kann die Sicherheit der brasilianischen  
Finanzen kaum bezweifelt worden sein. Wie schwach aber der Effekten-  
markt schon geworden war, mußte der berühmteste Bankier der City ge-  
merkt haben. Nun bleibt er auf den Brasilianern sitzen. Die Under»  
writer, die Helfer des Emissionshauses (Bankiers, Makler, Börsen-  
agenten), hatten sich bemüht, die Brasilianer unter dem Zeichnungspreis  
loszuschlagen; aber auch diese Vorgefachte waren nicht siegreich. Im  
Allgemeinen gelten die Underwriter als nützliche Leute; nur wenige  
Emissionen brauchen ja keinen Vorspann. Oft hört man freilich, die  
Helfer handelten zu gewaltsam beim Verkauf der ihnen übertragenen  
Quoten; wenn sie die ihnen zugetheilten Papiere der Emissionsfirma  
nicht bezahlen können, bleibt die Firma, trotz den Unterbetheiligungen,  
im Engagement, bis alle Stücke nntergebracht sind. Einen Rothschild  
genirt Das im Allgemeinen nicht; da es bei den Brasilianern aber iün  
22« Millionen Mark geht, wird die Fesselung liquider Mittel au y ihm  
fühlbar. Das wirksamste Argument, das für die Underwrite" darzu-  
bringen ist, bieten die Ziffern der englischen Emissionen. Kein Börsen»  
centrum hat jahraus, jahrein solche Riesenmahlzeit neu? Werth-  
papiere zu verdauen wie London. Meist gehts ohne zu arge - cschwerde.  
Und die Underwriter fühlen sich unabhängig, kümmern ;! > nicht um  
Sonderwünsche und empfehlen das Papier, das ihnen ^' : scheint.  
In deutschenDepositenkassen sieht es anders aus. ^ vt «onsilis, yuot  
nsMtis. Oder: «uzus rs^io, SMS religio. In jedem Bankenbezirk herrscht  
ein anderer Glaube. Wer sich mit guten RathschlSgen bis an den Rand  
füllen lassen will, Der braucht nur vier verschiedene Wechselstuben auf»



Bankenkartell.

«07

zusuchen (sie liegen ja dicht bei einander) und sich in jeder nach den Papieren zu erkundigen, von denen Etwas zu hoffen sei. Welche Fülle der Gesichte! Nun soll das Publikum zur Enthaltbarkeit erzogen werden. Banken und Bankiers haben sich auf bindende, Geschäftsbedingungen geeinigt. Provisionen, Depositen- und andere Zinsen sollen nach einem gemeinsamen Schema berechnet werden. Zweck: die Schmutzk Konkurrenz zu beseitigen und den Bankiers zulänglichen Lohn für ihre Arbeit zu schaffen. Der Eifer soll abgekühlt, dem Accept- und Effektenkredit Seltenheitswerth verliehen werden. Da nun der Ertrag aus Zinsen und Provisionen mit dem Umfang der Geschäfte wächst: wollen die Banken gegen ihr eigenes Glück wüthen? Soll jeder Armuth, Keuschheit und Gehorsam geloben, der zu einer Bank in Beziehungen treten will? Man hätte über das Pendant zu den Zweimonatbilanzen vielleicht nicht viel geredet, wenn nicht der empfindlichste Theil der Oeffentlichen Meinung, die Börse, getroffen worden wäre. Was soll aus dem beliebten und gern gewährten Spekulationskredit werden, wenn sich die Bankleiter als Gouvernanten fühlen? Die Angst wurde lauter, als im Reichstag eine „Kleine Anfrage“ auftauchte, die von dem Herrn Reichskanzler wissen wollte, wie er sich zu den „Einschüssen“ bei Spekulationsgeschäften stelle. Der Herr Reichskanzler hatte wohl andere Sorgen als die, ob bei Spekulationen in Phoenix oder Kanada St), 40 oder 50 Prozent zu hinterlegen seien. Aber er durfte nicht, wie der kleine Cohn aus die Frage nach Karls Sachsensieg, antworten: „Ihre Sorgen, Herr Lehrer!“ Die Antwort kam; schriftlich und tröstlich. Der Reichsbankpräsident hat nicht, wie die Interpellanten meinten, den Banken zu einem Mindesteinschuß von 50 Prozent gerathen, sondern diesen Prozentsatz als das Maximum bezeichnet. Und hinterdrein vernahm man, daß die Reichsbankleiter nicht nur freundliche Gefühle für Privatbanken und Börse hegen, sondern auch die Anregung zu dem „Konditionenkartell“ gegeben haben. Aus den beiden Meldungen sich einen nett reimenden Vers zu machen, überließ man den werthen Zeitgenossen. Die Vereinbarung der Banken gilt für Vorschüsse im gewöhnlichen Kreditgeschäft, für die Beleihung vorhandener Werthpapiere bei Börsenengagements und für die Beleihung neuer Effekten. Bei Dividendenpapieren mit einem Kurswerth unter 300 Prozent werden sieben Zehntel des Werthes, bis 400 Prozent sechs, über 400 Prozent fünf Zehntel als Beleihungsgrenze festgesetzt. Wenn Einer 10 000 Mark Aueraktien kaufen will und von seiner Bank Kredit fordert, so hat er, da die Aktie über 400 steht, die Hälfte, des Kurswerthes (459) von 45 900 Mark, also 22 950, als Deckung zu hinterlegen. Dann ist die Bank gegen jeden denkbaren Verlust gesichert (der Einschuß reicht aus, um die Einbuße des halben Börsenwerthes zu decken) und der Käufer braucht nicht zu fürchten, daß er zum Verkauf gezwungen wird. Für die Phoenixaktie, die unter 300 steht, hat der Erwerber 30 Prozent des Betrages zu zahlen. 15 000 Mark Phoenix kosten 36 300 Mark. Der zu hinterlegende Sicherheitfonds hätte 10 890 Mark zu betragen. Diese Be-

se

Die Zukunft.  
dingungen sind nicht allzu hart; aber bisher wurden viel kleinere Edn-  
schösse verlangt. Die Banken müssen wissen, was sie sich und ihrer  
Kundschaft zumuthen dürfen. Ihre Häupter haben gesagt, daß das Ge-  
schäft ruinirt würde, wenn man in jedem Durchschnittsfall 50 Prozent  
als Einschußgeld verlangte. Provisionen und Zinsen sind der wichtigste  
Bestandtheil des Gewinnes; den setzt man nicht aufs Spiel, wenn man  
den Ehrgeiz hat, nur von „legitimem" Nutzen zu leben. Das Jahr 1913  
hat noch keinen Glanz. Das EmissionengeschZft ist schwach und die  
Effektenbestände weisen jeden Gewinn in die Abschreibungsparthe.  
Wer die neuenGeschäftsbedingungen durchsieht, muß glauben, daß  
die Banken bisher eine schlechte Hausordnung hatten. Die unlautere  
Konkurrenz soll beseitigt, der Kredit gereinigt, die Finanztratte ausge-  
stoßen werden. Bis gestern wars ohne solche Ginschränkungen recht gut  
gegangen. Entweder ist das Konditionenkartell unnöthig oder es war  
längst nöthig. Schlimm ist, daß es die Unterschiede zwischen Großbanken  
und Provinzbankiers unterstreicht. Der Bankier in der Provinz muß  
sich von den Aktienbanken Geld holen. Wird nun der Entgelt für sol»  
chen Kredit erhöht, so ist der Bankier gezwungen, im Ausland sein  
Glück zu versuchen oder den Geldmarkt in Anspruch zu nehmen und  
dadurch die allgemeine Bedrängniß gerade an den schlimmsten Ter-  
minen zu vergrößern. Wichtig ist aber auch, daß die neue Verfassung  
nur von einem Theil der Berufsgenossen beschworen worden ist; der  
andere Theil ist frei und kann sich als Außenseiter bethätigen. Noch  
bleiben also Bankhäuser, die für Depositengelder die „höchsten" Zinsen  
zahlen; und Jeden kann weiter mit billigem Kredit an derBörse spielen.  
Die sittliche Hebung bleibt auf die Auserwählten beschränkt; und die  
Ungefesselten werden nun erst recht ins Geschirr gehen und so billig  
wie möglich arbeiten, um den Anderen die enttäuschte Kundschaft weg-  
zufangen. Ob die ersehnte Reinigung des Effektengeschäftes erreicht  
wird, ist schon deshalb fraglich. Wer Verluste erlitten hat, wünscht sich  
leinen Ausgleich Und der Verführer kann den Weg zur Hölle mit der  
Erlaubniß zu niedrigen Einschüssen in eine Rutschbahn umwandeln.  
Das Ausland freut sich; für die fremden Börsen ist der deutsche  
Spekulant ein fetter Bissen. London, Paris, Brüssel, New Por? kön-  
nen deutsches Futter brauchen. Die Geschäfte gehen überall schlecht und  
die heimische Kundschaft ist nach übler Erfahrung nicht stets wiederum  
nächsten Tag zu ködern. Die Aufträge, die das Ausland sendet, müssen  
die Brücke zwischen zwei Haussen herstellen. Daß das Konditionenkar-  
tell den Mörtel zu diesem Bauwerk liefern wird, scheint mir gewiß.  
Die Franzosen haben natürlich allerlei boshafte Glossen über den Be-  
schluß der deutschen Banken gemacht. Aber auch sie wissen, wie gut  
sich an den Essektenkäufen der Deutschen verdienen läßt. Und sie könn-  
ten zuletzt lachen, wenn dieser Verdienst durch das Kartell noch gemehrt  
würde. Darüber dürfte kein Nüchterner sich wundern. Ein Wunder  
wärs nur, wenn der Versuch gelänge: die Kundschaft zu keuscher Bür-  
gertugend zu erziehen und aus dieser Kundschaft doch mindestens den  
selben Gewinn zu ziehen wie in der Zeit ihres Leichtsinns. Ladon.  
Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harder, in Berlin, —  
Vcrlag der Zuiunft in Berlin, — Druck von Paß S Garleb G m, b, ß in Berlin,



Berlin, den 28. Juni 1871.  
Siebenschläfer.  
Inhalt vernichtet.  
berliner Professor hat, auf der Katheder, neulich eine seltsame Geschichte erzählt. Wilhelm dem Zweiten fei, als er König und Kaiser geworden war, ein »Politisches Testament" seines Großvaters vorgelegt worden, das die Nachfolger Friedrich Wilhelms des Dritten mahnte, Preußen von dem Zwang der Verfassung zu befreien. Wilhelm habe selbst zwar nicht eine Minute lang die Möglichkeit, dieser Mahnung zu gehorchen, bedacht, doch ihre verleitliche Einwirkung auf einen nach ihm ins Regentenamt Erhöhten gefürchtet: und deshalb das Testament verbrannt und den leeren Umschlag, mit der Aufschrift »Inhalt vernichtet, Wilhelm« ins Hausarchiv zurückgeschickt. So »unheimlich" sei ihm der Rath des Großvaters gewesen; so treu er am ersten Königstag schon dem Bekenntniß zur Verfassung. Eine seltsame Geschichte. Friedrich Wilhelm der Vierte, dem in der Potsdamer Friedenskirche die Gruftplatte eine »glorreiche Regierung" bescheinigt, hat in der Verfassung nie Anderes sehen gelernt als eine von den Höllenkräften der Revolution ihm aufgezwungene Last, die den Träger der Krone an freier Bewegung hindert und ihn nöthigt, auf den Willen einer zuchtlosen Menge zu lauschen. Schon des Kronprinzen Wunsch war, den Berner Professor Karl Ludwig von Haller nach Berlin zu rufen, den von Metternich begünstigten Nestor.

37

Die Zukunft.

rator der Staatswissenschaft, der die Könige Europas gemahnt hatte: «Fliehet das Wort Konstitution; es ist Gift in Monarchien» weil es eine demokratische Grundlage voraussetzt, den inneren Krieg organisirt und zwei auf Leben und Tod gegen einander-kämpfende Elemente schafft. Krieg, heiligen Krieg gegen die Sophisten, die sich durch ihre Grundsätze und ihre Verbindung selbst von Eurem Volk gesondert haben! "Dennoch durfte Treitschke sagen, Friedrich Wilhelm habe »den gestrengen alten Absolutismus immer nur als einen Nothbehelf betrachtet und die Zusage der landständischen Verfassung mit froher Hoffnung begrüßt." Der König» der stets auf der Suche nach«Erinnerungstagen" war, ließ den Ver«einigten Landtag für den elften April, den Tag des »Aufrufes an mein Volk", nach BeMn laden und dem Erlaß die Sätze folgenr »Wiedamals die vereinigte Kraft des mit feinem Königinnigstver»Kündeten Volkes den gemeinsamen Feind besiegte, so möge durch die ständischen Gesetze der Anfangspunkt einer neuen glänzenden Epoche gebildet werden, in welcher das herzlichste Vertrauen zwi»schen König und Volk die geschäftigen Feinde besiege, welche sich zwischen den König und sein Volk einzudrängen suchen, um ans der Zwietracht die Schwäche, aus der Schwäche den Umsturz zu bereiten und ein Reich der Willkür, Gottlosigkeit und Unordnung aufzurichten." Der Landtag war ihm die »zweckgemäß eingerich-tetste Repräsentation für das Ganze", diesein Vater in dem Edikt vom siebenundzwanzigsten Oktober 1810 verheißen hatte. Durch die Einlösung des Versprechens war jedem Bedürfniß auf abseh«bare Frist nun genügt. Verfassungparagraphen brächten das Gift aus dem Westen ins Adlerland. »Nun und nimmermehr werde ich zugeben, daß sich zwischen unseren Herrgott im Himmel und dieses Land ein beschriebenes Blatt, gleich a l als eine zweite Vorsehung, eindränge, um uns mit seinen Paragraphen zu regi-ren und durch sie die alte, heilige Treue zu ersetzen. Zwischen uns sei Wahrheit! Von einer Schwäche weiß ich mich gänzlich frein, ich strebe nicht nach eitler Volksgunst. Ich strebe allein danach, meine Pflicht nach bestem Wissen und nach meinem Gewissen zu erfüllen und den Dank meines Volkes zu verdienen, sollte er mir auch nimmer zu Theil werden." Diese Sätze empfingen den Vereinigten Landtag. Nach Tschechs Attentat hatte der König gesagt: »Nichts, kann mein Vertrauen zu meinem Volk erschüttern. Ich lege ruhig



Siebenschläfer.  
mein yaup in den Schoß jedes Einzelnen. Ich will mich der Gnade Gottes dadurch würdig zeigen, daß ich, wie und wo es nur immer angeht, nach allen meinen Kräften gnädig gegen meine Nnterthanen verfahre." UndBunsen hatte aus feinem Munde das Wort gehört: «Ihr Alle meint es gut mit mir und seid auch gut zur Ausführung; aber es giebt Dinge, die man nur als König weiß, die ich selbst als Kronprinz nicht gewußt und nun erst, als König, erfahren habe." (Noch 1850 schrieb der Generaladjutant Leopold von Gerlach: «Der König hält seine Minister und auch mich für Rindvieh/) Das beschriebene Blatt wurde dann doch nöthigzdiezweiteVorsehung zwang sich demKönig auf.Amsechsten Februar 1850 sprach er: Nicht, weil also mein Wohlgefallen ist, regire ich (Gott weiß es!), sondern, weil es Gottes Ordnung ist; darum aber will ich auch regiren! Ein freies Volk unter einem freien König: Das war meine Losung'feit zehn Jahren. Das ist sie heute und soll es bleiben, so lange ich athme. Jetzt aber, indem ich die Verfassungsurkunde, kraft königlicher Machtvolllommenheit, hiermit bestätige, gelobe ich feierlich, wahrhaftig und ausdrücklich vorGott und Menschen, die Verfassung meinesLandes und Reiches fest und unverbrüchlich zu halten und in Uebereinstimmung mit ihr und den Gesetzen zu regiren. Ja! Ja! Das will ich! So Gott mir helfe!" Feierlich, wahrhaftig, ausdrücklich vor Gott und Menschen. Zwei Jahre danach schrieb er aus Charlottenburg an den Abgeordneten für Zauch«Belzig«Westhavel» land: «Ich erinnere Sie daran, theuerster Bismarck, daß ich auf Sie undIhreHilfe zähle bey der nahen Verhandlung inIhr Kammer über die Gestaltung der Ersten. Ich thue Dies um so mehr, als ich leider aus allersicherster Quelle Kenntnißvondenschmutzigen Intriguen habe, die in bewußtem (?) oder unbewußtem (?) Verein räudiger Schafe ausderRechten undstänkrigerBöckeaus der Linken angestellt werden, um meine Absichten zu zerstöhren. Es ist Dies ein trauriger Anblick unter allen Verhältnissen, einer ,zum Haarausraufen'aber aufdemFelde dertheuer angeschafften Lügenmaschine des französischen Constituzionalismus. Gottbess'es! Amen. Friedrich Wilhelm." Mit dieser Lügenmaschine zu arbeiten, die Verfassung unverbrüchlich zu halten, hatte er geschworen; und als Eideszeugen Gott angerufen, dem er sich näher währte als den Troß Sterblicher. Wollte er den Eid brechen?  
37»

512 Die Zukunft.

Der war ihm nicht leicht geworden. Ungefähr dachte er wie seine Elise, die seufzte: «Wenn er den Eid leistet, hörte auf, König zu sein, und ist nun noch ein Präsident." Graf Brandenburg, der sich der «Treue eines fortgestoßenen Hundes" rühmte, hatte, im Namen des Staatsministeriums, den Herrn» fußfällig angefleht", nur die Thronrede abzulesen oder mindestens den Ministern genau zu sagen, welche Worte er sprechen wolle. „Nein! Nein! Nein! Dreierlei will ich beschwören: das bei der Huldigung Versprochene; ich und mein Haus wollen dem Herrn dienen; die Verfassung. Aber Schriftliches gebe ich nicht von mir. Hersagen will ichs meinen» wegen; Brandenburg und Manteuffel mögen nachschreiben." General Joseph Maria von Radowicz, den Friedrich Wilhelm ein» 'mal zwar einen Kettenhund schalt, doch allen anderen Rathgebern, immer wieder, vorzog, hatte gesagt: »Es giebt Zeiten, in denen die Staatsverfassung eines Volkes weder bestehen kann, wie sie ist, noch auch so umgestaltet werden könnte, daß sie zu bestehen ver» mag. Weh dem Fürsten, dem Staatsmann, dessen Leben in solche Zeiten fällt! Was er auch thue, er thut es entweder zu spät oder zu früh; ersieht vielleicht das Ziel, aber er kann es nicht erreichen. Wer ist reaktionär? Doch wohl nur einer, der einen untergegangenen Zustand wieder hervorrufen will. Gäbe es eine solche Partei in Deutschland: in unserer Nationalversammlung ist Niemand reaktionär. Auch die Personen, die der alten Monarchie treu und aufrichtig gedient haben, sind gegen deren Mängel nicht blind gewesen. Auch sie haben sehr gut gewußt, daß nur der Rechtsstaat der wahren politischen Ordnung entspricht. Sie wünschten, daß der Uebergang auf gesetzlichem Wege geschehe; sie wünschten Evolution, nicht Revolution. Leider ist dieser Weg nicht zu rechter Zeit betreten worden; daher ist die Revolution erfolgt. Aber Niemand hier in Saal (der Frankfurter Paulskirche) wünscht, die fallenen Zustände wieder hervorzurufen; erstens, weil sie faktisch untergegangen sind, zweitens, weil sie wirklich mangelhaft waren. Nicht nur das Gesetz der Nothwendigkeit, sondern eine höhere sittliche Verpflichtung hütet uns vor reaktionären Gelüsten." Und Bismarck, der diesen General den »geschickten Garderobier der mittelalterlichen Phantasie des Königs" nannte, hatte früh erkannt, daß Preußens Ansehen in Deutschland und Gewicht gegen Oesterreich nur durch den Konstitutionalismus verbürgt wurde. Friedrich Wilhelm hat den



Siebenschläfer. , 41J

Getreuen oft erzählt, er habe den Ministern, die ihm Verfassung und Eidespflicht aufdrängten, zugerufen, »dieser Wisch werde Preußens Unglück fein und, so lange er gelte, alles Gute hindern." Den Gedanken an Eidbruch aber wies er schroff ab. »Ich werde meinen Eid halten und nichts thun, um den Wisch zu verbessern. Wenn man mich darum bittet, werde ich Verbesserungen genehmigen und, wenn die Kammern es beantragen, die ganze Verfassung beseitigen. Dann werde ich meinem Volk einen Freibrief geben, einen Ausfluß der königlichen Macht, der mehr Freiheiten enthalten wird.als diese Verfassung, und so Das, was ich immer gewollt habe, ‚freie Fürsten und freie Völker', in Wahrheit realisiren." Im Winter 1852 notirt Gerlach, wohl nicht nur als seine Meinung:»Wir stehen jetzt einer beschworenen Konstitution gegenüber. Sie ist offenbar ein Uebel; aber wir haben genug gelernt, um sie nicht mehr als ein unvermeidliches anzuerkennen: denn sie hat im Land alle Sympathien verloren und ist erstens schwach, so daß die Regirung mit ihr kann, wo sie will, zweitens so dürr und trocken, daß Jeder sieht, mit ihr sei nichts zu machen. Wenn man die revolutionären Gesetze beseitigt, kann auch die Konstitution, so weit sie revolutionärist.beseitigtwerden." Fünf Jahre danach hatte der König den letzten Rückfall in sein »antikonstitutionelles Fieber". Die Minister sollten Preußen von der Schande befreien, unter der es schmachte, seit die Gesetzgebung nicht mehr dem König allein vorbehalten, sondern unter die »dreiFaktoren" vertheilt sei. Eine Kabinettsordre forderte den Entwurf einer neuen Verfassungsurkunde, die alle ständische Freiheit wahre, den Staat aber von »Lüge und falschem Konstitutionalismus" säubere. Im Juni1857. ImOktoberistdieKrankheitdesKönigsnichtlSngerzu verheimlichen. Prinz Wilhelm von Preußen muß sich zur Uebernahme derRegentschaft bereit halten. In den Konferenzen (schreibte Gerlach) hatte der Flügeladjutant Edwin Manteuffel »stets die arriepensee.demPrinzenüberdenVerfassungeid hinwegzuhelfen und somit derunpreußischenundverderblichenKonstitutionabzufahren. Ich halte aber den Prinzen nicht für geneigt, einen solchen Staatsstreich durchzuführen und sich damit in Gegensatz zu dem Zeitgeist zu setzen. Auch kann der Konstitutionalismus uns noch gute Dienste leisten. Die Spitze ist ihm abgebrochen nach verworfenem VerantwortlichkeitgesetzundnachManteuffelslößlicherEr-

Die Zukunft.  
klärung, daß die Minister nicht daran dächten, sich vor einer Kam-  
mermehrheit zurückzuziehen; was sie auch praktisch bewiesen ha-  
ben." Die Nebel des Zweifels sinken. Der König wollte den Eid  
nicht brechen, dem feierlich, wahrhaftig, ausdrücklich vor Gott und  
Menschen Gelobten nicht entbunden sein, Preußen aber, das er  
auf seine besondere Weise innig liebte, von «dem Unglück, der  
Schmach des Konstitutionalismus", ohne Eidbruch, ohne Kam-  
merlärm, erlösen. Leise seufzten die Treusten: »Unklare Ideen!"  
Eines längst Kranken. Hat die Psychose ihn früh oder spät um-  
nachtet? Treitschke hält für »unzweifelhaft erwiesen, daß spätestens  
seit dem Jahr 1848 im Leben Friedrich Wilhelms Wendungen  
eintraten, welche sich kaum anders als aus augenblicklicher Geistes-  
abwesenheit erklären lassen; die ersten Spuren dieser schrecklichen  
Heimsuchung werden wohl immer in Dunkel gehüllt bleiben." Viel-  
leicht; wenn wichtige Dokumente vernichtet, wesentliche Sym-  
ptome dem Blick entrückt werden. Doch höret den Kronprinzen den  
greisen Hardenberg, den er im Herzensgrund widrig fand, an-  
himmeln. Leset des Königs ersten Brief an Metternich: »Ach,  
wer Ihr warmes Herz mit Ihrem kalten Kopf vereinigte! Das ist  
das gewisse Mittel, immer Recht zu behalten und richtig zu steu-  
ern. Ich fühle nur zu deutlich, daß dieser Verein mir abgeht; denn  
ich vermag mich nicht von dem Schlag zu erholen, der uns nieder-  
geschmettert hat, und meine Lage erscheint mir wie ein Traum, aus  
welchem ich sehnlich das Erwachen wünsche." Ein König, dem der  
siebenzigjährige Vater gestorben ist. Leset, was er vier Jahre später,  
nach Tschechs Attentat und Verurtheilung zum Tod, an den langen,  
Kleist, den Kammergerichtspräsidenten, schrieb: »Theuerster Kleist!  
Mir ist unendlich dar um zu thun, daß der Unglückliche wisse, daß ich  
«Is Mensch und als Christ ihm von ganzem Herzen verzeihe und  
aus der Tiefe der Seele Gott um sein Heil anflehe. Er muß wissen,  
daß ich, wie es einem christlichen Bruder gegen den anderen ziemt,  
für ihn, für sein Heil, bete; und die Königin wie ich. Verbrennen  
Sie dann dieses Blatt, damit der Zeitgeist es nie mißdeute. "Den-  
ket der Häufung von Interjektionen und Ausrufszeichen; der im-  
mer wiederkehrenden Klage: »Niemand versteht mich! Niemand  
begreift mich!" (Neben die selbst der ergebene Bunsen aus rath-  
loser Verzweiflung einmal schrieb: »Wenn man ihn versteht, wie  
könnte man ihn begreifen!") Der Gedankenflucht und Aphasie, die



Siebenschläfer.

415

sich früh einstellten und mit Zeiten unwiderstehlichen Rededran-  
ges abwechselten. „Die Umsetzung von Wortvorstellungen in  
Sprachbewegungen ist krankhaft erleichtert. In den höheren Gra-  
den der Ideenflucht treten, ganz wie unter dem Einfluß des Al-  
kohols, andieStelledessachlichenBandesderVorstellungenmehr  
und mehr sprachlich eingelernte Redensarten. Jede auftauchende  
Vorstellungsetzt sich sofort in Worte um; der Kranke fagt Alles, was  
«r dcnkt. Da aber beim ziellosen Denken die Vorstellungen stets  
-rascher aufeinanderfolgen, als man sie in Worte kleiden und aus-  
sp. rechnen kann, überhastet sich das Reden des Kranken, obgleich sein  
Denken eher verlangsamt als beschleunigt ist. Auch in den Schrift-  
stücken zeigt sich die Neigung, Fremdwörter zu gebrauchen, verschie-  
dene Sprachen durcheinanderzuwerfen; die Unterstreichungen,  
Ausrufszeichen, kühnen Schnörkeleien nehmen zu.“ Diese (von  
Kraepelin im Lehrbuch der Psychiatrie genannten) Zeichen des  
manisch»depressiven Irrseins sind schon an dem vierzigjährigen  
Friedrich Wilhelm sichtbar. Ueber die Anfälle des Sechzigers  
berichtet Prinz Kraft zu Hohenlohe»Ingelfingen, der 1856 sein  
Flügeladjutant wurde. Eines Abends erwähnt die Königin die  
Insel Bornholm. Den Namen, sagt Friedrich Wilhelm, habe er  
nie gehört. „Wo liegt diese Insel?“ Dann: „Mein Kopf!“ Der  
nachts ans Bett gerufene Kammerdiener muß errathen, was des  
Königs schwere Zunge stammeln möchte. Nach dem Schlaganfall  
(in Pillnitz) erkennt er die zur Meldung befohlenen Offiziere nicht  
mehr; schreit, nach jedem Namen: »Wie heißt er? Wo hat er ge-  
standen? Was ist er geworden? Ich kenne den Menschen ja gar  
nicht!“ Nimmt die Meldungen, die er selbst befohlen hat, stumm  
entgegen; und stöhnt danach: »So gehts mir! Ich werde von einer  
Menge Menschen belagert, von denen ich gar nicht ahne, wer sie  
sind.“ Als der Kaiser von Rußland aus Sanssouci abgereist ist,  
bricht Friedrich Wilhelm, der ihn bis nach Sommerfeld begleiten  
wollte, in Berlin völlig zusammen; er wird in Fritzens Schloßchen  
zurückgebracht und Schönlein, der Leibarzt, sagt, daß Hilfenicht mehr  
möglich sei. Der Körper erholt sich; doch der Geist bleibt wirr. Der  
König, schreibt Gerlach, »spricht eine selbst gemachte Sprache und  
oft ganz widersinnige Dinge. Die Königin hat zu mir gesagt, sie könne  
den Königin dem Zustand, in dem er ist, keinem Menschen zeigen.«  
Me Stimmung schwankt; die Sprachstörung schwindet nie wieder.

Die Zukunft.

Aus dieser Zeit erwiesener Geisteskrankheit stammt das?

«Politische Testament-, das der Großneffe vernichtet hat. Weil er meinte, nur in seinem Hause sei es bekannt? Dann hätte er ge-  
irrt. Wers nicht schon früher wußte, hat vor einundzwanzig lah»  
ren aus Gerlachs »Denkwürdigkeiten" alles zum Verständnis  
Nothwendige erfahren. »Fünfzehnter Oktober 1837. Der gestrige  
Tag verlief bei S.M. still, aber, wie unbefangene Zeugen sagen,  
in fortwährendem Dusel. Also wieder keine Besserung. Heute frül>  
Manteuffel bei mir wegen des Verfassungeides. Der König hat  
zwei versiegelte scripta auf feinem Tisch: das eine über seine Be-  
erdigung, das andere an seine Brüder, worin er ihnen die Aen»  
derung der Verfassung empfiehlt und von dem Verfassungeid ab»  
rath. Das zweite haben der lange Kleist und Groeben gesehen;  
ich nicht, weil S. M. wußten, daß ich darüber anderer Meinung  
war. Kleist hält es, mit Eberhard Stolberg und Edwin Man-  
teuffel, für ein großes Glück, den Verfassungeid loszuwerden.  
Ein schlechtes Gesetz zu beschwören, sagt Kleist, ist gegen Gottes  
Gebot. Witzleben: Patriot sei nur. wer dem König riethe, mit der  
Verfassung zu enden. Mir wird immer klarer, daß die radikale Par»  
tei, wenn sie ihr Handwerk versteht, dem Prinzen zum Umsturz der  
Verfassung rathen muß. Sie wird, mit Recht, sagen: Was kann  
uns diese durchlöchernte Verfassung mit dem feudalen Herrenhaus  
helfen? Die Erfahrung hat gezeigt, wie sie unseren Feinden zur  
Macht hilft. Fort damit! Der Prinz soll uns eine ganz andere  
konzediren müssen, die wir, wie Napoleon, durch sieben Millionen  
Urwähler sanktioniren lassen und bei der gleichgiltig ist, ob er sie  
beschwört oder nicht. Der König soll heute vernehmlicher sein; zum  
ersten Mal hat er ordentlich die Zunge herausgestreckt." »Neun»  
zehnter Oktober. Der Prinz wird sich, wie ich immer glaubte, zu  
dem Eid herbeilassen. Er hat auch vor Bismarck anerkannt, daß  
die Verfassung aus sich selbst gebessert und nicht wieder Alles in  
Frage gestellt werden könne. Diese Verbesserungsabsicht will der  
Prinz auch bei dem Eid erwähnen. Bismarck war daher ganz mir  
ihm einig. Die quasi testamentarische Abmahnung des Königs vor  
dem Verfassungeid kommt in Betracht. Ließe der Prinz sich gegen  
den Eid einnehmen, so hätte die radikale Partei in feiner Um»  
gcbung eine treffliche Handhabe." Der kranke König (der sich selbst  
immer »dämelig" hieß) hatte den Folgern empfohlen: Schwöret



Siebenschläfer.

«1?  
nicht; dann könnt Ihr Euer Land von der Tyrannei des Papier»  
Wisches befreien. Sein BruderWilhelm und sein Neffe Friedrich  
Wilhelm haben die Mahnung gelesen und sie anderen betrüb-  
samen Zeichen der Hirnkrankheitzugezählt. DieVersuchung, diesen  
letzten Willen des Paranoikers auszuführen, ist beiden Königen  
niemals genaht. Bismarck hatwederinGesprächennochinseinem  
Buch das Testament erwähnt. Das war verschollen, vergessen.  
Warum wurde es jetzt ans Licht gezerrt? Wem zu Nutzen?  
Wilhelm der Zweite, Kaiser und König, hat die Veröffent»  
lichung gewünscht; hat sie dem Professor Hintze aufgetragen. Dem  
selben Historiker, der neulich den Satz Seeleys wiederholte, «daß  
in den Staaten das Maß von Freiheit normaler Weise umgekehrt  
proportional dem militärisch-politischen Druck sein muß, der auf  
ihren Grenzen lastet"; und den Parlamentarische Reginung im  
DeutschenReich und in Preußen unmöglich dünkt, weil» ein enor»  
mer militärisch-politischer Druck von außen aus unseren langen,  
von Naturungeschützten Grenzen lastet und diesem Druck kein allzu  
hohes Maß von politischer Freiheit entsprechen darf." Der Pro-  
fessor hat geglaubt, mit der Erzählung seinem König zu nützen.  
Sah er wirklich ein Verdienst darin, daß Wilhelm demseitdreißig  
Jahren im Archiv gilbenden, von Großvater und Vater, von dem  
Retter Zollerns, dem Schöpfer des Reiches unbeachteten Rath  
eines siechen Hirnes nicht blind folgte? Nicht, in gewandelter Zeit,  
ohne den winzigsten zwingenden Anlaß, auszuführen versuchte,  
was schon 1857 jedem gesunden Kopf UnVerstand schien? Auch  
ein König, der, vielleicht in stolzer Kasinostimmung, mit dem Ge-  
danken an neue Mehrung der Kronmacht tändelte und, etwa in  
einem Trinkspruch auf den selbstherrlichen Negimentschef, an  
die Möglichkeit erinnerte, die Schranken der Königsgewalt  
wieder wegzuräumen, könnte nicht im Ernst die Hoffnung hegen,  
er werde, er allein im Erdwesten, in den Zustand des offenbaren  
Absolutismus zurückfinden. (Höchstens in den »durch gefügige  
ParlamenteunterstütztenKryptoabsolutisinus.derkeiner anderen  
Rechtfertigung als der Verweisung auf die Zustimmung der Ma-  
jorität bedarfwie Bismarck murrte.) Nur ein von Eitelkeit Toller  
konnte 1888, nach Düppel, Königgraetz.Sedan, dem deutschenVolk  
das Mitbestimmungsrecht zu nehmen trachten; die Ruhe Preu-  
ßens und den Bestand desReiches auf einSpiel zusetzen, in dem

Me Zukunft,  
nichts Unentbehrliches zu gewinnen, doch, an Frankreich, Habs»  
burg,Welf, Unwiederbringliches zu verlieren war. Ein Verdienst?  
Studenten sind nicht so kindisch, da eins zu sehen, wo Pflicht sich  
in den Vortheil verknotet hat. Dem regirenden König hat die Red»  
nerei nicht genützt; Vergeßlichen aber den Großohm, als einen  
Unredlichen oder Irren, wieder ins Gedächtniß gerückt, dui bono?  
Ein Politiker hätte vor solchem Fehler gewarnt; ein der Verant-  
wortlichkeit bewußter Minister die Warnung im Nothfall auf das  
Angebot seines Rücktrittes gestützt. Dem Volk zu künden, daß  
aus denArchivenSchriftstücke, dieMenschenund Dinge des Staa-  
tes richtig wägen lehren könnten, insgeheim beseitigt werden, ist  
schädlich (und die Bewahrung des leeren Umschlages mitderAuf»  
schrift »Inhalt vernichtet" mahnt unfreundlich an alte Bretter»  
Historien und Intriguenstücke). Schädlicher, durch solche Kunde  
den Blick der in unumschränkte Demokratie langenden Masse auf  
die Thatsache hinzulenken, daß die Willkür eines Einzelnen die  
Verfassung gefährden, den Staat in Wirrniß reißen kann. Muß  
im Sinn dieser Masse nicht der Wunsch keimen, die mühsam er-  
kämpften konstitutionellen Rechte fester zu verankern, als durch  
einen (zu gewährenden oder zu weigernden) Eid möglich ist, und  
noch lauter zu fordern, daßdesMonarchenwirksamsteWaffeund  
letztes Mittel, das Heer, der Verfassung, nicht mehr dem König,  
durch Treuschwur verpflichtetwerde?Wer an dieses Ziel hinstrebte  
und den just Regirenden in eine Sterblichen sonst nicht erlangbare  
Glorie höhen wollte, Der nur konnte, aus politisch hellstichtigem  
Geist, denWunsch schöpfen, Preußens Volk möge hören: »Frie-  
drich Wilhelm der Vierte war, trotz seinem feierlichen und wahr-  
haftigen Gelübde, der Totfeind Eurer Rechte und versuchte, die  
Erben in den Entschluß zu Staatsstreich und Absolutismus zu  
Hetzen. Drei Könige haben ihr Ohr dem Lockruf gesperrt; erst der  
dritte aber hat die Denkschrift vernichtet: weil er fürchtete, sie könne  
einen Sohn oder Enkel in Frevel verleiten. Hoch lebe der Impe-  
rator und Rex!" Er lebe; freue sich des rosigen Lichtes, das ihn  
Papierblumen und anderen läppisch häßlichenStraßenputz für den  
Ausdruck überschwingenden Volksempfindens und einen kuria»  
lisch gewandtenBürgermeisterfür einensieghaftenGermanenkönig  
nehmen läßt. Nur darf er nicht staunen noch grollen, wenn die Na-  
tion, die ihr Schicksalnichtan Glückszufall hängenwill, mitderGe»



Siebenschläfer.

«19  
fahr, die ihn schreckte, rechnen lernt und nach einer Machtmehrung trachtet, die ihr Haus, auch gegen des Gewaltigsten Eingriff, fortan vergittert. Aus der seltsamen Geschichte kann Unheilssaat sprießen. Martyrologium.  
»Nach Dem, was ich jetzt erfahren habe und täglich erfahre, beglückwünsche ich mich zu der ungewolltenMission, die dasFatum mirzutheilte. Niemand zuLeide habe ich meiner aufrichtigenUeberzeugung von dem Wesen der großenZeit als fünfzigjährigerMann undDeutscherAusdruck geben müssen. Und ich werde auch ferner zu meinem Wahlspruch halten: ‚Gehe Deines Weges gerade, schenken wird sich Dir die Gnade.‘ Womit ich aber nicht die Gnade von irgend Jemand außer Gott meine, der allein sie zu vergeben hat. Welche Gefahr beschwört die herrschende Partei der Kon»servativen durch ihre allzu enge Fusion mit der ultramontanen Macht über den Preußenstaat herauf! Hetzern und Wühlern ist Heilungen, die immer vergeblich geleugnete Kamarilla zu gewinnen und mit ihrer Hilfe die maßgebenden Stellen zu verwirren! Der deutsche Geist ist gemäßregelt worden. Im Herzen meiner engsten Heimath wollte der mörderische Stich feiger, schleichender und scheinheiliger Denunzianten mich moralisch vernichten. Doch der Versuch findet elementare Zurückweisung und ich erfahre täglich dankbar, daß die aufrechten, geradfinnigen, Achtung gebietenden Geister noch immer die Mehrheit bilden.“ Wer ists, dessen Gram 1o voll Emphase tönt, daß die sieben eingemauerten Trabanten des Kaisers Decius ihn, mit vereinter Stimmenkraft, nicht über»brüllen könnten? Einer, der für Ehre und Freiheit, Weib und Kind, Haupt und Heim ficht? Nein: Einer, dessen (gegen festen Sold geliefertes) Theaterstückchen nicht an fünfzehn, sondern nur an elfAbenden aufgeführt worden ist; Herr Gerhart Hauptmann. Weshalb ward der Puppenkram nur an elf Abenden gezeigt? Weil derMagistrat der Stadt Breslau also wollte. Eralleinträgt die Verantwortung. Kein Junker noch Pfaffe, kein Kronprinz noch Kardinal konnte ihn hindern, die Biermimik bis ins letzte Viertel des Brachmondes fortzusetzen. Keiner hat ihn gehindert (mir ist geschrieben worden, der Protektor der Ausstellung habe mit dem Theaterspiel gar nichts zu thun); warseine Dummheit, den Fokus vor dem Fristthor zu enden, dann kam sie uns, nicht als die erste,

Die Zukunft.  
aus der Schlachtreihe der »aufrecht gesinnten Herren", über deren  
Häuptern das Sturmpanier der Fortschrittlichen Volkspartei  
weht. Und wer hat den Schaden? Geldverlust die breslauerGe»  
meindekasse. Sonst? Niemand. Ungemeinen Nutzen aber der  
Verfasser des «Festspieles", von dem kein Menschenkind sprach  
und das nun vonderNeugierverschlungen wird. DieseThatsache  
müßte Herrn Hauptmann, wenn er an den Werth seines Werkes  
glaubt, bis in den tiefsten Gemüthsschacht beglücken. Wozu also  
der Lärm? Wozu von Mission und Fatum, von Gottes Gnade-  
und Preußens Fährniß gefaselt, von Denunziantenthum, Ver»  
richtungdrang und hinterlistigen Mörderstichen gewinselt?  
»Seid gewiß, morgen zu lesen, das gewaltige Werk sei vom  
Gepfauch der Blauen und der Schwarzen, der Heiligen und der  
Ritter, von den Brettern geweht und, dadurch, wieder einmal er»  
wiesen worden, daß Preußen nicht zu denKulturstaaten zuzählen  
ist." Ehe der Rummel begann, wurde er hier vorausgesagt. Daß  
er so lustig werden könne, hat Keiner geahnt. Weil Du in einem:  
dem »Geist der Freiheitkriege" geweihten Spiel den Krieg nicht  
als »Missethat" und »nackten Mord", die Krieger nicht, Deine  
für des Vaterlandes Befreiung gefallenen Ahnen, .als von»blin»  
dem Haß "Umnachtete an den Schaupranger gestelltsehenwolltest»  
bistDu ein roher Lummel;weil Du, als Katholik, im Festspielhaus  
nicht vonRomsKäfig,vonPaffenwänsten und der Erlöserlüge zn  
hören erwartetest, bist Du ein Kulturfeind; und Pöbelinstinkt heult  
aus Dir, weil Dich die Gaukelei ekelt, die große Menschen und>  
großesGeschehenindiestümperndeNachäffereieineslahrmarkts-  
schwankes erniedert. So sind die Friedlichen, die im Irrthum den  
Quell alles Hasses erkennen und der»Fleisch gewordenen, im Geist  
sich auswirkenden Liebe" Feste bereiten. Wer nicht mit ihnen ist»  
heißtRüpel, Feigling, Schleicher, Wühler, Heuchler,Meuchler;  
wird, wenns glimpflich abgeht, in den Pöbelkehricht geworfen.  
Denn derKulturträger hat gehorsamzu jauchzen,wennScharnhorst  
und Blücher, Stein und Hegel an Drähten zappeln und aus Goe»  
thes Schönbartspaß und Reinhardts Arenaschmaus ein Schle»  
sisches Himmelreich bereitet ward. Wir dürfen sanfter sein; und,  
in Gelassenheit, wiederholen, daß ein lüderlich hingesudeltes  
Puppenspiel, in dem nicht die winzigste Spur kühnen Geistes zu  
schauen war, vom Wustseiner Absurditäten erstickt worden ist.



Eine Gefahr für die Geisteswissenschaften

421

Eine Gefahr für die Geisteswissenschaften.

(Antwort an Herrn Professor Dr. Georg Timmel.)

i^ ^ochverehrter Herr Kollege, mit bestem Dank bestätige ich Ihnen den Empfang des Offenen Briefes, den Sie in der „Zukunft“ (1913, Nr. 33) meinen Ausführungen über „Eine Gefahr für die Geisteswissenschaften“ („Zukunft“ 1913, Nr. 27) gegenübergestellt haben. Ich erinnere mich, daß wir vor Jahren einmal eine Stunde der Diskussion über Philosophie und Psychologie im Eisenbahnwagen mit einander verbracht haben; seitdem haben wir uns kaum gesehen; aber der Gesamteindruck ritterlicher Waffenführung auf Ihrer Seite, der mir aus dieser Stunde blieb, hat sich mir bei der Lecture Ihrer Entgegnung lebendig erneuert. Trete ich dieser nochmals mit einigen Worten gegenüber, so wird deren Inhalt dies hoffentlich rechtfertigen.

In der Frage des Schicksals der akademischen Lehrstühle für die empirische Psychologie, in der es sich an erster Stelle um die experimentelle Psychologie handelt, gehen Sie als Philosoph naturgemäß von dem Verhältnis dieser Psychologie zur Philosophie aus; eben so naturgemäß betrachte ich das Verhältnis dieser Psychologie zu den geisteswissenschaftlichen Einzeldisziplinen, denen ich nach meinem Beruf angehöre als fundamental; außerdem kann ich noch versuchen, gegenüber der Entwicklung der modernen Psychologie einen möglichst allseitigen und damit objektiven Standpunkt als Kulturhistoriker zu gewinnen. Je nach dieser verschiedenen Stellungnahme werden wir natürlich auch in der Auffassung dessen, was empirische Psychologie von heute ist und was ihr nothut, zu verschiedenen Anschauungen gelangen. Eine volle Einigung wird sich da schwerlich erreichen lassen, ist ja auch nicht nöthig. Ich will aber Ihrem Standpunkt entgegenkommen, indem ich, abweichend von meiner früheren Darstellung, meinen Ausgangspunkt mit Ihnen von der Philosophie nehme.

Hier treffen wir uns in der Werthschätzung auch der reinen Philosophie; ich stimme völlig zu, wenn Sie von sich selbst den Satz citiren, daß die Philosophie mit all ihrer Unzulänglichkeit, mit aller Vergänglichkeit ihrer die Ewigkeit postulirenden Lehren der geistigen Entwicklung einen noch durch nichts Anderes ersetzten Werth biete. Aber auf dem gemeinsamen Grunde einer solchen Gesamtanschauung (vielleicht besser: gemeinsamer Erfahrungen und Stimmungen in dieser Hinsicht) gehen wir in unseren Meinungen über die Bedeutung, die eine reine Philosophie in der Gegenwart haben und gewinnen könne, völlig auseinander.

«22  
Die Zukunft,  
Sie glauben nicht an die Möglichkeit, geschweige denn Wahr-  
scheinlichkeit einer neuen und beherrschenden Metaphysik in abseh-  
barer Zukunft. Sie meinen, die Philosophie gravitiere durchaus  
nicht auf die Herrschaft eines einzigen Systems hin, sondern auf  
die Ausbildung einer immer wachsenden Anzahl durchaus diver-  
genter philosophischer Gesamtanschauungen. Und Sie führen  
Ihre Erfahrung und die Gunst Ihres Berufes für die Meinung,  
ins Feld, daß die deutsche Philosophie der Gegenwart durch einen  
„ungeheuren Differenzierungsprozeß" beherrscht sei.  
Für mich, als Laien, ist es schwer, gegen die so entschieden  
ausgesprochene Meinung eines Meisters der Philosophie anzu-  
gehen. Ich habe aber in diesem Augenblick ein Buch unter der  
Hand, in dem sich Fachgenossen der Philosophie zu der strittigen  
Frage äußern; es ist der erste Jahrgang der bei Mittler in Berlin  
erscheinenden Jahrbücher der Philosophie. Und aus dessen Spal-  
ten ertönt ein ganz anderes Lied. Da meint Frischeisen-Köhler  
von der Philosophie der Gegenwart: „Es will scheinen, als ob  
die Fortbildung der Grundgedanken des achtzehnten Jahrhunderts  
in einer eigenthümlichen Weise die Entwicklung der nachkan-  
tischen Zeit, der großen deutschen Spekulation, unter allerdings  
veränderten Bedingungen des Wissens und, so zu sagen, auf einer  
höheren Stufe zu wiederholen sich anschickt; wie denn auch ver-  
schiedenentlich schon ein bewußter Anschluß an jene deutsche Spe-  
kulation verfolgt wird. So unabgeschlossen all Dies ist, so scheint  
es doch, als ob unsere Zeit einer neuen philosophischen Epoche ent-  
gegengeht, als ob gerade in der Gegenwart eine lange vorbereitete  
Entwicklung zur Reife gelangt. Freilich streben die einzelnen  
Richtungen innerhalb der Philosophie der Gegenwart im Einzel-  
nen noch weit auseinander; aber für die ganze Bewegung,  
zu überblicken sucht, scheint sie doch im Großen eine viel einheit-  
lichere Tendenz aufzuweisen, als der erste Anschein vermuthen läßt."  
Um nur noch einen der Autoren des Buches, den ersten in der  
Reihe, Ernst Cassirer, auch einen Berliner, zu Wort kommen zu  
lassen, so läuft sein Bericht über die jüngste Entwicklung der Er-  
kenntnistheorie darauf hinaus, daß wir uns rasch einer (wenn auch  
nicht Koinzidenz, so doch) engsten Begegnung von „kritischem Re-  
alismus" und „objektivem Idealismus" nähern. Eine solche engste  
Begegnung würde aber nicht nur einen ungewöhnlich weitgehen-  
den Ausgleich des bisher in so starken Differenzen verlaufenen er-  
kenntnistheoretischen Denkens bedeuten. Es würde vielmehr, bei  
den bekannten Beziehungen zwischen Erkenntnistheorie und meta-  
phischem Systembau, zumal bei stärkerem Ueberwiegen der Ele-



Eine Gefahr für die Geisteswissenschaften.  
mente des objektiven Idealismus, zugleich die unbedingt nöthige und denkbar beste Grundlage für eine neue Begriffsdichtung bieten. Wer von den philosophischen Beobachtern hat nun Recht? wer Fall ist lehrreich. Gs zeigt sich, wie schwer es ist, aus der Beobachtung des bloßen Verlaufes eines noch so hoch stehenden Kulturzweiges allein schon dessen Gegenwartverlauf, geschweige denn Zukunfrichtung abzuschätzen. Und ist es nicht in der That ein Wenig die Situation Münchhausens, der sich an seinem Zopf aufhängen wollte? Für dergleichen Beobachtungen mutz ein viel allgemeinerer Standpunkt außerhalb der zu beurtheilenden Bewegung, wenn auch natürlich in einer gewissen Vertrautheit mit dieser, gewählt werden. Es ist das durch keinerlei andere Manipulationen zu erfetzende Privileg des Kulturhistorikers, diesen Standpunkt einzunehmen. Von dessen Betrachtungsweise aus aber kann kein Zweifel sein, daß wir einer Kultur des Idealismus entgegengehen (was ja auch schwerlich noch Jemand leugnet); daß eine Kultur des Idealismus aber auch Begriffsdichtungen bringen wird, ja, in Zeitaltern einer hohen Civilisation bringen mutz, gehört zu dem eisernen Bestand geschichtlicher und psychologischer Erfahrungen, dem nicht so leicht zu widersprechen ist. Also wird wohl doch nicht so ganz feststehen, daß, uns in absehbarer Zeit ein Drang zur metaphysischen Systembildung erspart bleiben werde. Datz aber dann unter diesen Systemen eins beherrschend hervortreten wird, entspricht auch geschichtlicher Ersah-- rung. Und stehen wir etwa so weit von dieser Entwicklung? Schon drängen sich Namen auf die Zunge und die Füße Derer, die den, neuen Reigen eröffnen werden, stehen vor der Thür. Unter diesen Umständen scheinen mir denn doch die Bemerkungen durchaus zulässig, die ich für diese Situation früher über die Rolle der empirischen Psychologie gemacht habe. Aber ich komme darauf im Einzelnen nicht zurück; ich will mich nicht wiederholen. Wohl aber wird es nöthig sein, ehe ich zu einigen mehr aktuellen Bemerkungen aus diesem Zusammenhang her übergehe, noch das VerhSltnitz der empirischen Psychologie zu dem Betrieb der geisteswissenschaftlichen Einzeldisziplinen ins Auge zu fassen. Der ältere Betrieb aller Geisteswissenschaften war getragen durch die Philologie als Kunst und Methode der Deutung von Schriften: noch vor einem Menschenalter galt, Dem entsprechend,, als Geschichte nur, was in schriftlicher Ueberlieferung vorlag; Prähistorie war verpönt, Spatenforschung war höchst verdächtig; junge Leute, die anderer Ansicht waren, geriethen in den Verdacht inangelnder Akribie. Heute ist Das gewiß anders geworden und

Die Zukunft.

Vor Allem auf dem Gebiete des klassischen Alterthums sind wieder einmal die Fortschritte vorbildlich. Doch immer noch beherrschen Analogievorstellungen, die dem älteren philologischen Betrieb entnommen sind, weithin die Geisteswissenschaften. Ein Beispiel mag Das anschaulich machen. Noch heute gilt, wenn auch in abnehmendem Grade, in Literatur» und Kunstgeschichte, überhaupt in den Disziplinen der höchsten geistigen Bewegungen eine Ableitungsmethode, deren einfachstes generalisirte Schema sein würde: der Gichter oder Künstler a geht auf die Dichter oder Künstler ^ und L zurück, wie der Nachweis gewisser Ähnlichkeiten oder gar Entlehnungen aus ihren Werken ergibt: folglich ist sein Wesen durch die Formel —^— ausgedrückt. Es ist selbstverständlich, daß ein solcher Schluß das Wesentliche der Erscheinung, um deren Beschreibung es sich handelt, übersieht und daß eine auf ein solches Verfahren aufgebaute Geschichte ein Zerrbild des wirklichen Verlaufes ergibt: denn eben das Personen und Dingen jeweils spezifisch Eigene ist unterdrückt. Einem wissenschaftlichen Betrieb aber, der, von der Philologie herkommend, sich der Geschichte nahte, lag die gewohnheitmäßige Uebernahme einer solchen Schlußweise allerdings nah. In der Erklärung des Zusammenhanges von Schriften hatte sich die Methode bewährt; Buch ließ sich allenfalls von Buch her ableiten. Warum sollte also nicht auch die Ableitung von Menschen möglich sein? ,Man sieht an diesem Beispiel deutlich, kwas der alten Methode, wie sie einst so gut wie ausschließlich zur Interpretation der schwer verständlichen Schriften des griechischen und römischen Alterthums ausgebildet worden war, in dem Augenblick, da sie zum Verständniß , des Zusammenhanges von Menschen benutzt (und Das heißt: auf die Geschichte übertragen) wurde, fehlte; es fehlte das Verständniß des Eigenartigen, Wesentlichen des einzelnen Menschen, es fehlte die Psychologie. Und da die 'Geschichte in diesen früheren Zeiten, vor jetzt ein bis zwei Menschenaltern, schon in den Mittelpunkt der geisteswissenschaftlichen Bewegung zu treten begann, so,fehlte nur zu sehr der psychologische Gesichtspunkt den Geisteswissenschaften überhaupt. Nun ist Das mittlerweile anders geworden. Neben die philologische Methode sind in den Geisteswissenschaften andere Methoden getreten; und eben sie, wie die inzwischen in alle Geschichtswissenschaft sieghaft eingezogene kulturgeschichtliche Auffassung, haben die Philologie, da sie eine viel eingehendere Interpretation der Quellen erfordern, als solche zur Entwicklung neuer schärferer Methoden gezwungen und zwingen sie dazu von Tag zu Tag.



Eine Gefahr für die Geisteswissenschaften.

S2S

Unverkennbar aber bleibt dabei, daß hinter dieser ganzen jüngsten Fortentwicklung als treibendes Mittel die psychologische ^Anschauung steht. Und zwar keine metaphysische, sondern eine rein der Erfahrung gemäße psychologische Anschauung. Aus der Kenntniß, dieses Zusammenhanges her versteht man alsbald, wie die Durchbildung einer empirischen Psychologie heutzutage geradezu das dringende Bedürfniß aller Geisteswissenschaften ist; sie muß und wird unbedingt erfolgen: nicht nur auf dem Gebiete der experimentell festzulegenden Thatsachen, sondern eben so aus dem Wege der Selbstbeobachtung, nicht nur für die ^Materien der Individualpsychologie, sondern auch für die der Sozial» und Völkerpsychologie und nicht minder auch in den reichen Gebieten der Lebensalterspsychologie, insbesondere der Kinderpsychologie, und der Psychologie des Charakters. Und klar ist, daß all Dies schon die volle Ausbildung her empirischen Psychologie als eigene große Universitätsdisziplin erfordert, auch ganz abgesehen davon, ob eine solche Ausbildung die Geisteswissenschaften vor der Uebermacht einer andrängenden neuen Metaphysik bewahren möchte: was allerdings meiner Ansicht nach der Fall sein würde.

Nun aber kam die Erklärung der Hundertundsechs, wendete sich „gegen die Besetzung der Philosophischen Lehrstühle mit Vertretern der Experimentellen Psychologie" und wies „die Philosophischen Fakultäten sowie die Unterrichtsverwaltungen aus die daraus erwachsenden Nachtheile für das Studium der Philosophie und Psychologie hin": die „Experimentelle Psychologie solle in Zukunft nur durch die Errichtung eigener Lehrstühle gepflegt werden". Und unwidersprochen hat daraus Mundt und mit unwiderleglichen Gründen gezeigt, daß, die Folge des hier vorgeschlagenen Verfahrens die Abschiebung der Experimentellen Psychologie in den Betrieb der Naturwissenschaften, speziell in den Thätigkeitbereich der Medizinischen Wissenschaften sein würde.

Was hieß nun dies Alles? Glaubte man wirklich in den Kreisen der Philosophen, daß, ein kräftiger Betrieb der Empirischen Psychologie ohne Experimentelle Psychologie möglich sei? Selbst in den Geisteswissenschaften läßt sich spüren, daß Dies unmöglich ist; ich habe davon in meiner früheren Erklärung gesprochen. Wenn aber die Experimentelle Psychologie „abgeschoben" werden sollte: was sollte dann aus den übrigen, eben jetzt in bester Entwicklung begriffenen Theildisziplinen der Empirischen Psychologie werden? Wäre es da nicht eine ganz unumgängliche Pflicht der „Erklärung" gewesen, sich über die der Empirischen Psychologie als Ganzem

zugeschaltete Rolle, besser gesagt: über das ihr zugeschaltete, Schicksal klar und deutlich auszudrücken? Man darf nicht denken, daß Dies auch nur mit der Klarheit minderen Grades geschehen sei, die, in dem hier soeben gegebenen Citat, in den Worten von dem „Studium der Philosophie und Psychologie“ zu liegen scheint; in der „Erklärung“ stehen diese Worte so weit von der Erörterung der Lage der Experimentellen Psychologie entfernt, daß, die gegenseitige Beziehung und die daraus resultirenden Ergebnisse nur von Dem überblickt werden konnten, der ganz genau zuschaute, während stch der Durchschnittsleser des allenfalls noch vorhandenen Zusammenhanges kaum bewußt wurde. Da war es denn begreiflich, daß, wie ich aus zahlreichen Mittheilungen weiß, dieses Fehlen einer klaren Stellungnahme zur Empirischen Psychologie als einem iZanzen, mit Einschluß, der experimentellen Theildisziplin, sehr überraschte und daß man in dieser Hinsicht eine Aussprache „ohne hörner und Klauen“ zu hören wünschte: daß die Empirische Psychologie als Ganzes willkommen heißen werde. Aus einem solchen Verfahren mußte dann die Zulassung und Entwicklung besonderer Geisteswissenschaftlicher Lehrstühle für Empirische Psychologie und damit auch für Experimentelle Psychologie ohne Weiteres und, so zu sagen,, von selbst erfolgen.

Da war es denn gewiß, ein trefflicher Schritt, daß eine Ergänzung der „Erklärung“ in dem gewünschten Sinn (in einem Artikel der Frankfurter Zeitung) von Rickert, dem Geschäftsführer der Erklärungaktion, in dem hier soeben gewünschten Sinn erfolgte. Sie zeigt gegenüber der Psychologie immer noch Spuren von Zurückhaltung, die in diesem Grade bei vielen Unterzeichnern der Erklärung vielleicht nicht vorhanden sein dürften. Im Ganzen aber beseitigt sie die Bedenken, zu denen die Erklärung vom Standpunkt der Geisteswissenschaften Anlaß, gab, und wird hoffentlich dazu beitragen, der Psychologie in ihren verschiedenen Denominationen in ausreichendem Maß, Lehrstühle an den deutschen Universitäten zu verschaffen.

Liegt aber eine solche Lösung nicht zugleich im Interesse, aller reinen Philosophie? Wie will man denn sonst die praktischen Disziplinen der Ethik, Pädagogik und Politik, wie noch mehr Aesthetik und Erkenntnißtheorie pflegen? Die Reibungen in dem Verhältniß von Philosophie und Psychologie, wie sie nun lange genug gewährt haben, müssen auch auf diesem begrenzten Gebiet einem Zustande gegenseitiger inniger Förderung weichen. Sie selbst, sehr verehrter Herr Kollege, sprechen von der „verächtlichen Gleichgiltigkeit, ja, der Abneigung, die manche entscheidenden, individuellen



Eine Gefahr für die Geisteswissenschaften. 427  
und überindividuellen Instanzen bei uns gegen die Philosophie empfinden". Diese Empfindungen werden gewiß beträchtlich abgeschwächt werden, wenn sich ein gleichmäßig friedlicher Fortschritt auf den doch immer noch von Alters her verschwisterten Gebieten der Philosophie und der Empirischen Psychologie bemerken läßt. Ich könnte meine Bemerkungen hier abbrechen oder, richtiger, 'schließen, wenn Sie, verehrter Herr Kollege, nicht ein Motiv mehr perfönlicher Art aufgegriffen hätten, das aber noch, so will mir scheinen, lehrreiche sachliche Beobachtungen gestattet. Sie beklagen sich, daß ich das Verhalten der tzundertundsechs einer unerfreulichen sittlichen „Werthung" unterworfen habe. Sie habe Nothwehr getrieben, ich aber habe ihnen das Recht hierzu aberkannt. jDavon kann nun aber nach deiU klaren Wortlaut meiner Ausführungen in alle Wege nicht die Rede sein. Wie sollte ich, insbesondere bei meiner Ihnen wohlbekannten wissenschaftlichen Stellung, dazu kommen, Ihnen dieses „erste Ethos des Gelehrten" abzustreiten und (um Sie selbst weiter zu citiren) „diesen Glauben an das eigene, unersetzbare Ziel"? Nicht dieses Ethos habe ich der Erklärung, also auch Ihnen, wie Sie sich ausdrücken, „als sittlichen Makel angeheftet", sondern etwas gänzlich Anderes: nämlich die Form, in der Sie die Nothwehr geübt haben. Sie wissen so gut wie ich und wie alle Welt, die sich für dergleichen Fragen erwärmt, daß die Berufung auf die Lehrstühle der deutschen Universitäten keine einfache Sache ist. Wir sind nicht in der stolzen Lage englischer Universitäten, etwa Cambridges, das seine Professoren einfach proprio motu beruft. Die Berufung erfolgt durch den Staat; den Fakultäten steht nur die fachliche Berathung in Form eines Vorschlagsrechtes zu. Bei dieser Regelung potenzieller Art, die, an sich gewiß nicht ohne manche Vortheile, zu einem ständigen Auf und Ab der Kräftewirkungen von Regirung und Fakultäten führt, ist bekanntlich nicht ausgeschlossen, daß das Ausschlagen der auf beiden Seiten thätigen Kräfte bis zu Konflikten führt. In diesem Zustand werden die Fakultäten ihren Antheil an dem Berufungsgleschäft nur dann wahren können, wenn sie einen Faktor, in welchem sie unbedingt überlegen sind, ständig rein und unbeeinflußt zu ihrer eigensten Disposition halten. Dieser Faktor ist der ihrer besonderen Sachverständigkeit. Und nun fühhtt hier die Erklärung der Hundertundsechs dazwischen und empfiehlt ihre besondere fachmännische Erfahrung den „Philosophischen Fakultäten sowie den Unterrichtsverwaltungen" zu maßgebender Berücksichtigung. 'Nennen Sie Das, verehrter Herr Kollege, Einstehen für kor-

3S"

42«  
Die Zukunft.  
porative Rechte? Ich habe dies Vorgehen, in einer dem Kultur-  
historiker naheliegenden Weise, mit dem unbewußten Wirken jener  
für unsere Zeit charakteristischen Motive zu erklären gesucht, die ich  
unter dem Ausdruck „Machtpolitik" zusammenfasse: „Zur Ent-  
schuldigung oder vielmehr zur Erklärung läßt sich anführen, daß  
in einer Zeit ganz überwiegender Förderung materieller Interessen  
die Willensäußerungen der Nation so sehr auf grobe Mittel und  
rücksichtlose Geltendmachung dieser Mittel geschult worden sind,  
daß sich selbst die höchsten geistigen Interessen diesem Einfluß nicht  
mehr ganz entziehen können." Was haben Sie nun darauf er-  
widert? Sie fassen den Inhalt des eben citirten Satzes in die (noch  
dazu durch Gänsefüßchen als wörtliches Citat charakterisirten)  
Worte „rücksichtlose Geltendmachung grober Mittel zur Förderung  
materieller Interessen" zusammen und behaupten, ich habe Ihre  
Nothwehr als eine solche Geltendmachung „denunziert".  
Denunziert! Ich würde mich an Ihrer Stelle nicht dreimal,  
sondern mindestens zwölfmal besonnen haben, ehe ich dies Wort  
niedergeschrieben hätte. Wem denunziert ? Wer denunziert, hat einen  
Adressaten im Kopf. Ich habe meinen Artikel in der breitesten  
Öffentlichkeit geschrieben; auf Grund des besten Gewissens von der  
Welt lehne ich ab, auf irgend Jemand Absichten, für irgend Jemand  
Ansichten gehabt zu haben. Aber unwillkürlich frage ich mich in  
Her Situation, in die Ihr Wort mich gebracht hat, wie es denn mit  
dem Gegner, wie mit der Erklärung stehe? Ausdrücklich hat sie sich,  
in einem Schritt, der meines Missens keinen irgend auch nur an-  
nähernd ähnlichen Präzedenzfall in der Geschichte der deutschen  
Universitäten aufweist, an ganz bestimmte Adressaten, die Philo-  
sophischen Fakultäten und die Unterrichtsverwalwngen, gewendet.  
Ich verfolge die in diesem Moment nächststiegende Schlußreihe  
nicht. Ich bin weit davon entfernt, rekriminiren zu wollen. Ich  
nehme Ihnen auch die „Denunziation" nicht übel. Ich habe mich  
aufrichtig gefreut über die volle Würdigung meines Charakters,  
siie Ihr Artikel im Uebrigen an mehr als einer Stelle enthält; es  
Wird Ihnen nicht unbekannt sein, daß ich in akademischen Kreisen  
zu der Klasse der Gutverleumdeten gehöre.  
Aber mehr noch. Ich habe seit dem Erscheinen Ihres Artikels  
>das Urtheil jüngerer und älterer Freunde über den eigenartigen  
Schritt, die Erklärung Fakultäten und Regirungen znzusenden,  
aufgesucht. Und ich habe zu meinem Erstaunen gefunden, daß, es  
keineswegs immer mit dem meinen zusammengeht. Es giebt eine  
Meinung, wonach in dieser Zusendung eher eine Demonstration  
gegen die Regirungen, insbesondere das Preußische Kultusmini»



Briefe.  
sterium wegen der Behandlung der nmrburger Sache, zu sehen wäre. Viel interessanter ist aber eine ebenfalls vertretene Meinung, wonach es gänzlich veraltet sei, für die unversehrte, Bewahrung des Worschlagsrechtes der Fakultäten einzutreten: dabei komme doch nichts heraus; es sei viel besser, die Regirungen besorgten die Ernennungen nur von sich aus; und so weiter. Ich bin gezwungen, in meiner Auseinandersetzung mit Ihnen, sehr verehrter Herr Kollege, diese Anschauung zu registriren. Aber ich thue es mit Schmerz. Sie scheint mir ein Verfallszeichen unseres älteren Universitätswesens zu sein, und soll ich sie von diesem Standpunkt aus charakterisiren, so kann es nur mit dem Motto „Rnimns in 8si-vitinni" geschehen.  
Können aber so radikale Meinungen, wenn sie etwa im Kreis der Jüngerer nicht vereinzelt, sondern sozial auftreten, nicht auch als ein Symptom und als ein Gegenstück gleichsam Dessen angesehen werden, was ich als „Wachtpolitik" bezeichnete?  
Ich empfehle mich Ihnen in aufrichtiger Hochachtung als Ihr  
ergebener

Leipzig. Karl Lamp recht.

<H5  
Briefe.  
I. «hochverehrter Herr Hürden, als Leser Ihrer „Zukunft" weiß ich seit vielen Jahren, daß Sie Rede und Gegenrede den breitesten Raum gewähren. Deshalb darf ich hoffen, daß einer nothwendigen Aeüßerung gegenüber dem Artikel: „Die Deutsche Botschaft in Petersburg" zum Ausdruck verholfen wird.  
Die allseitige Möglichkeit, mit dem Instrument des Logik Alles zu beweisen, war früher mehr beschränkt durch Moralität, Vorurtheil und natürliche Scham, durch einen Konservatismus, der nicht das schlechteste Gut unserer Voreltern und Eltern war. Man ließ eine Sache reifen; blieb mit einer Umwerthung des Urtheiles zurückhaltend, bis endgiltig Neues sich bewährt hatte. Darunter litt wohl dieser oder jener Künstler; aber wenn ihm um mehr zu thun war als um den täglichen Erfolg, konnte ers verschmerzen. Ueber das unseren heutigen Verhältnissen Typische brauchte kaum noch ein Wort verloren zu werden. Das Problem der Form reift, wenn es den Boden der mensch?

Die Zukunft.

lichen Lustempfindungen verlassen hat, in der Technik. Die neue Form (sie ist schon unterwegs, über Bahnhöfe, Waarenhäuser und Fabriken hin) gebärt sich selbst. Wie wenig im Verhältnis^ zum Kraftaufwand auch bei dem größten Massenaufgebot an Intelligenz bewußt erreicht werden konnte, zeigt die verebbte Bewegung des Jugendstiles. Nach einer kurzen Verlegenheitspause umgürtete man den früh gealterten Leib mit scheinbar dem selben Fach entnommenen Reklameplatten, ohne die Tendenzverschiebung merklich werden zu lassen, und operiert schon einige Zeit mit dem öffentlichen Erfolg, die Situation wieder und stets gerettet zu haben, die Entwicklung auf dem Weg des Experimentes bewußt dahin geleitet zu haben, wo sie heute steht. Uebersaus ergötztlich für den Fachmann war, daß alle produktiven Künstler, dem Grade ihrer gewachsenen Erkenntnis entsprechend, mehr oder weniger schnell, doch alle früher als die unproduktiven „Sachverständigen“, den Anknüpfungspunkt der Tradition wieder aufsuchten. Man sah eben ein, daß mit einer wilden „Individualität“, mit der sich ja malen und gar schreiben läßt, nicht Architektur getrieben werden kann. Ich erwarte mit Ungeduld die Geschichte dieser Bewegung. Aber wohl alle dazu Befähigten waren in der vordersten Reihe, als Führer, Propheten, und wollen, denke ich, noch eine Weile verstreichen lassen, damit die Vergesslichkeit der Zeitgenossen sie nicht mehr mit den so laut rufenden Männern von Einst identifizieren kann. Einige schreiben übrigens schon: „Uebergangsstadium.“ Das ist der Hindergrund. Auf ihm stehen, noch immer grell beleuchtet, die Männer des einstigen phänomenalen Irrthums; nur sind sie, dem Geschmacke der Zeit und ihrer inneren Kultur entsprechend, jetzt anders bekleidet. Daneben steht der verprügelte Hausherr, der Zunftarchitekt, Der leider immer noch akademisch erzogen wird, weil wir Alle dem mit Logik jonglirenden Juristen gleichermaßen unterthan sind und diese Leute ja Alles besser wissen müssen. Der die vielen Mängel des Hochschulstudiums empfindende Architekt mußte sich manche neue Möglichkeit der Ausformung der Architekturelemente von talentvollen Autodidakten vorwegnehmen lassen. Er merkte, der Brunnen unmittelbarer, menschlicher Empfindung sei noch nicht so ausgeschöpft, daß die Architekturstilkunst ganz auf das Laienelement verzichten kann. Von welcher Wissenschaft überhaupt ließe sich Das behaupten, geschweige denn von Kunst? Darum verwundert mich die Anerkennung, die der Baumeister Behrend dem Baumeister Behrens zollt, nicht sonderlich. Aber er geht zu weit; insbesondere in seiner Gegenüberstellung: Behrens und Hoffmann. Behrens als der den Ur-elementen Nähere, Hoffmann als der mit Bewußtsein und Tradition konstruierende Aesthet. Behrend nennt bei Behrens Das Pathos, was er bei Hoffmann Phrase nennt. Behrens ist, wie Alle, die sich gegen die schließlich doch siegenden Zunftarchitekten behaupten wollten, heute Eklektiker. Es geht nicht mehr an, daß man Behrens, der eben so fern wie nah der Antike steht, als prachtvolle Monstrosität feiert und ganz außerordentliche Künstler wie Hoffmann dazu in einen sie herabsetzen»



Briefe.

YZ1

den Gegensatz bringt. Das Neue, das den „führenden“ Autodidakten noch anhaftet oder noch angedichtet wird, ist mehr neu als gut. Meist. so weit es wirklich neu ist, mit geringen Ausnahmen von untergeordneter Bedeutung, nur Gährungrückstand. Ia, wenn Behrens als Architekt nur die zwingende Logik eines Pfahlhüttenbauers hätte! Aber da selbst er, der freiresignierte Stilführer, nur an den „äußerlichen“ Bauelementen der Antike, der durchgereiftesten Baukultur, im zwingenden Kreislauf seines selbstbegrenzten Stoffgebietes herumdozt und mit diesen Dreiviertelswahrheiten weniger überzeugend noch wirkt als die Antike Altberlins, lasse man ihn da, wo er hingehört: bei den Eklektikern mit Gährungrückstand. Wenn man schon Hoffmann als Eklektiker „feiert“, sollte man sich doch reinlich darüber klar werden. inwieweit heute überhaupt der revolutionäre Gedanke in der Architekturkunst (abgesehen von Eisen» und Betonbauten) Raum gefunden hat, mit welchem zeitlichen Erfolg und welchen berechtigten Aussichten. In riesigen Fabrikbauten, reinen Zweckgebilden, nur auf Rente gebaut, das Material ehrlich und ungeschminkt seinen Dienst thun zu lassen, ist gewiß ein Verdienst; aber wirklich im besten Fall nur der Verzicht eines anständigen Charakters, ist der Erbauer ein Künstler, Thut ein Ingenieur, so ist selbstverständlich. Solche Arbeit geschähe aber besser von Dem, der nicht auf Etwas in sich erst, zu verzichten brauchte. Die Schönheit aus dem Eisenbeton herauszuholen ist noch Keinem bisher gelungen. Der Autodidakt dürfte dem Problem aber ganz hoffnungslos gegenüberstehen. So sind die Arbeiten von Behrens für die Industrie ehrliche „Arbeit“ und deshalb hoch zu schätzen. Wenn man von ihm Das als Kunst nimmt, was er als reine Vernunft bietet, kann man sich der Hoffnung hingeben, daß auf diesen Wegen der Vernunft und Einsicht, über die Industrie hinweg, auch dem heftig schwankenden Handwerk ein gutes Theil Vernunft zufließt. Wer aber Behrens als einen Führenden der Architektur sieht, übersieht, daß sein Maßhalten wahrscheinlich nicht die Zurückhaltung einer reichen Natur ist. Behrens ist entweder wirklich so primitiv geometrisch innerlich, was nicht gerade sehr für hohe Künstlerschaft spräche, oder er zwingt sich nur dazu, damit sich schließlich an die gerade Linie dauernd sein Name knüpft und dieser Name vielleicht endlich konjugiert wird.

Ohne einige Bitterkeit läßt sich über solche Dinge nicht schreiben.

Mas getroffen werden soll, ist die suggestive Hysterie der Kunstausbübung und der Kunstbetrachtung. Immer weniger sind es, die davon frei bleiben. Aus ihrem Sinn wurden diese Zeilen geschrieben. In ausgezeichneter Hochachtung bin ich Ihnen ganz ergeben

München. Julius MS sel,

II. Zwei Referendare über ihren Beruf. Der Erste:

Ein Richter und ein Rechtsanwalt haben über das Thema „Referendarsjammer“ gesprochen; vielleicht sind auch einem Referendar, als Nächstbetheiligten, noch ein paar Worte gestattet. Ich habe inzwischen mit manchem Berufsgenossen über den Brief im Heft 35 gesprochen;

Die Zukunft.

unter ihnen waren praktische Köpfe und junge Leute, die der Kollegs vielleicht als „feurige Renner“ bezeichnen würde; aber Zustimmung hat er bei Keinem gefunden. Gewiß: die Ausbildungszeit ist lang und unter einem Vorgesetzten, der im Referendar in erster Linie eine Schreibkraft sieht und ihn lediglich als Protokolführer benutzt (übrigens im Gegensatz zu Verordnungen des Justizministers), mag Einen wohl Zorn oder Ungeduld packen. Diese Vorgesetzten aber find sicherlich vereinzelt; und der häufige Wechsel der Stationen und Abtheilungen macht äußerst unwahrscheinlich daß man jedesmal oder auch nur meistens Pech hat. Daß der immer wachsende Stoffkreis, den der Assessor beherrschen soll, eine lange Ausbildungszeit für den Referendar nothwendig macht, ist schon von anderer Seite gesagt worden; eben so, daß der Referendar einen ganz erheblichen Theil dieser Zeit, und zwar in den verschiedensten Materien, ziemlich selbständig arbeitet; als Anwaltsvertreter wie als „Richter kraft Auftrags“ am großen Amtsgericht. Nicht zu vergessen ist weiter, daß der Referendar während seiner Ausbildungszeit nicht nur Referendar, „Paragraphenlehrling“, sein soll, sondern daß er auch dem weiteren Leben zu dienen hat; denn er soll ja nicht „weltfremd“ werden. Die Weite des vom Referendar zu durchwandernden Stoffgebietes verbürgt, daß von abwechslungsloser Gleichförmigkeit bei seiner Ausbildung nicht die Rede sein kann; er ist jung und nicht so überlastet, daß er nicht den Reizen des schönen Lebens manche Stunde opfern könnte. Kann man da wirklich behaupten, der Referendar, und gar der begabte, müsse während seiner vierjährigen Ausbildungszeit eine stumpfsinnige Paragraphenmaschine werdend Nein. Wenn es einen Referendarsjammer giebt, so beruht er nur zum geringsten Theil auf den von dem Kollegen gegeißelten Mißständen; seine Gründe sind nicht geistiger, sondern wirtschaftlicher Art. Aber hier erhebt sich ein neues Problem, das nur angedeutet werden soll. Vielleicht erinnert sich Mancher der bitter-heiteren Worte eines berühmten Referendars in seiner Einleitung zum „Gastfreien Pastor“; der unbezahlte und darum unbezahlbare Referendar! Wäre eine Umfrage unter allen preußischen Gerichtsreferendaren möglich, der Verfasser des Briefes im Seft 3S der „Zukunft“ bliebe sicher in der Minderheit. Auch durch die Referendarsjahre weht schon, wenn auch nur gelinde, ein Hauch jener Freiheit, auf die sich die Vornehmheit des Richterbüros gründet. . ,

Der Zweite schreibt: Die Referendarszeit wird von den meisten Referendaren als angenehm empfunden. Der Referendar wird von Anfang an mit dem Entwerfen richterlicher Verfügungen und Urtheile beschäftigt, die von dem zuständigen Richter ohne erhebliche Korrekturen unterzeichnet werden, wenn sie gut abgefaßt sind und der Richter nicht gerade ein Nörgler ist. Bei schneller arbeitenden Richtern wird ein tüchtiger Referendar oft die Befriedigung haben, daß seine Verfügungen ziemlich blind unterzeichnet werden. In Strafsachen wird der Referendar, so weit er nach seinem persönlichen Auftreten hierzu befähigt



Briefe.

433

ist, mit der Vernehmung von Beschuldigten, Zeugen, Strafgefangenen beschäftigt. In Civilsachen trägt er dem Richter und der Kammer den Akteninhalt vor und schlägt die zu treffende Entscheidung vor. Im Dezernat der Staatsanwaltschaft entwirft er die Anklagen, die Sinstellungsbeschlüsse und andere Verfügungen. Im dritten und vierten Jahr kann er „kraft Auftrags“ richterliche Funktionen (Erlaß von Urtheilen und Beschlüssen ausgenommen) selbständig und ohne Mitwirkung eines Richters wahrnehmen. Ich wüßte nicht, welcher andere Beruf Zwanzigjährigen mehr bietet. Was der Kollege meint, wenn er sagt, daß Gleichalterige in anderen Berufen „im Leben ihren Mann stehen“, kann ich nicht verstehen. Die Thätigkeit in kaufmännischen oder industriellen Berufen bietet Männern dieses Alters doch weder in der Art der Thätigkeit noch an Selbständigkeit mehr. Und die Thätigkeit des Referendars ist allgemeinmenschlich höchst bildsam und überlastet die Zeit weniger als die meisten anderen Berufe. Wenn der Jurist ein dreijähriges Studium beendet hat, von dem er manchmal zwei Jahre ohne nennenswerthe Arbeit verbrachte, wird er auch als Referendar während der ersten drei Jahre täglich nur drei bis vier Stunden im Durchschnitt beruflich festgehalten und kann die übrige Zeit nach seinem Belieben ausnützen. Ich erinnere mich, einmal den Ausdruck „Referendarsherrlichkeit“ gehört zu haben. Er ist immerhin begreiflicher als das Wort „Referendarsjammer“; zumal in kleineren Land- und Amtsgerichtsstädten, in denen das Verhältniß zwischen Richtern und Referendaren vertrauter ist und die Referendare gesellschaftlich die konkurrenzlose Krone der Jugend bilden^ Freilich hat die Thätigkeit des Referendars, wie jede Berufsthätigkeit, auch weniger angenehme Seiten, die jedoch nicht als besonders schlimm gelten. Das Protokoliren will mit einiger Langmuth ertragen sein; sein Zweck ist weniger in der Ausbildung der Referendare zu suchen als in der Entlastung der Gerichtsschreiber, die an den größeren Gerichten nicht in genügender Zahl angestellt sind, ist also auf finanzielle Gründe zurückzuführen. Der für zwei Jahre obligatorische Rnterrichtskursus, von, dem die Iustizverwaltung sich besonders viel versprach ist auch ein Stein des Anstoßes und allgemein unbeliebt. Aber hierüber setzen sich leidlich gute Temperamente leicht hinweg. Von „seelischen Leiden und Konflikten“ der „vier langen, qualvollen Tantalusjahre“, von einer „so strengen bureaukratischen Fuchtel, daß auch kein Schrittchen, keine freie Bewegung möglich ist“: davon war wohl den allermeisten Referendaren, die diesen Brief lasen, nichts bekannt. Solche Anschauungen kommen meist wohl nur bei dm Referendaren zur Entstehung, die sich entweder dienstlich wenig bewährt haben oder die so unglücklichen Temperamentes sind, daß sie sich in jedem anderen Beruf mindestens eben so unwohl fühlen würden. Andere aber, sogar hitzige junge Männer, deren Neigung mehr nach dem Angenehmen als nach dem Nothwendigen geht, finden, daß die Beschäftigung des Referendars einem Zwanzig- bis Fünfundzwanzigjährigen nicht nur förderlich sein, sondern auch seinem berechtigten

Die Zukunft.

Drang nach Selbständigkeit durchaus genügen kann. Die Zufriedenen haben, ganz sicher, die Mehrheit.

III. Ein Israelit schreibt mir aus Süddeutschland:

In den letzten Apriltagen haben sie den verunglückten jüdischen Flieger Elia Dunetz zu Grabe getragen. Draußen in der Haide, im Osten der Weltstadt, wo noch der Kriegszustand in Permanenz herrscht, es heute Diesen, morgen Ienen trifft. Preußische Offiziere gaben ihm das Geleit, sprachen neben dem Rabbi an seiner Gruft. Und wer Ohren hatte, zu hören, vernahm ihre Rede also: »Mag es auch verfassungswidrig sein: wir wollen keine Juden unter uns. Und so ist der preußische Kriegsminister in recht kläglichem Lage, wenn er alljährlich vom Abgeordneten Gothein interpellirt wird. Wir nehmen Euch nicht auf, weil Ihr uns nicht die erwünschten Garantien bietet. Das ist ja nicht die einzige Zurücksetzung, die Ihr bei uns erleidet., Man läßt Euch auch nicht regiren. Taucht in unserer mit politischen Köpfen wahrlich nicht übermäßig gesegneten Heimath ein D'Israeli auf, so zwingt man ihn, ein Lafsalle zu werden. Seit unser großer Staatsmann die Geschäfte abgeben mußte, müssen wir büßen und werden es noch ganz anders zu spüren bekommen, wenns noch eine Weile so weiter geht wie bisher. Ihr verschmerzt Das leicht; trifft doch die Zurücksetzung nicht nur Euch. Schwerer bedrückt Euch der Ausschluß aus der sonst allen Qualifizirten offenen Offizierslaufbahn. Ihr fühlt Euch darob als Parias, jammert und greint über .Ungerechtigkeit>. Spottet Eurer selbst und wißt nicht wie. Denn Hand aufs Herz: Werdet Ihr auf anderen Gebieten ,gerecht> behandelt? Wird Euch sonstwo mit gleichem Maß gemessen? Wo habt Ihr es so bequem wie die Anderen? Wird von Euch nicht bei jeder Anstellung, bei jedem Examen, oft ganz unbewußt, das Doppelte verlangt? Ist nicht immer noch! das Vorurtheil mächtig wider Euch? Aber Ihr seid gar nicht so wehleidig und viel zu klug, um nicht zu wissen, daß auch im zwanzigsten Jahrhundert die Gerechtigkeit nur eine regulative Idee ist. Seid reif für den Sinn der Erde und wißt Euch in Zeit und Umstände zu schicken. Werdet überall reich, obwohl das Geldverdiensteneu in Handel und Gewerbe nicht überall so leicht ist wie bei der amorphen Masse der Weltstadt. Liefert dem Staat, so weit er Euch zuläßt, scharfsinnige Richter; und iu den freien Berufen, wo der Mann noch Etwas gilt, habt Ihr beinahe die Führung. Selbst in der Wissenschaft steht Ihr neben den Ersten. Ueberall seid Ihr obenauf, weil Ihr fühlt und handelt wie der Dr. Sammet in Manns Roman „Königliche Hoheit“, dem sein Iudenthum stets nur ein Ansporn zu doppelter Leistung war und der den Zwang dazu als Ehre, nicht als Demüthigung empfindet. Nach vornehmster preußischer Heerestradition wird der Mann dadurch ausgezeichnet, daß an ihn höhere Anforderungen gestellt werde» als an den Durchschnitt. Wo aber habt Ihr im Militärdienst je Besonderes geleistet? Gewiß: Ihr thatet Eure Pflicht, dientet Euer Jahr ab, habt vor hundert Jahren für des Vaterlandes Befreiung, vor vierzig für seine Einheit gekämpft. Wie Alle. Wo aber ist



Briefe,  
hier je das Außerordentliche gethan worden? Bis vor wenigen Jahren konntet Ihr einwenden, daß die uniforme Dienstordnung dem Einzelnen keine Gelegenheit zu besonderer Auszeichnung biete. Da öffnete Euch die Entwicklung der Aviatik eine Möglichkeit. Ihr habt sie nicht benutzt. Bergebens suchte das Auge die jüdischen Flieger. Sg weit es solche giebt, sind sie ausländischer Abstammung. Aber noch ist es nicht zu spät. Denn man könnte Euch dringend gebrauchen. So groß die in den letzten Jahren erzielten Fortschritte sind: den Vorsprung unserer Nachbarn einzuholen, gelingt uns nicht so schnell, wie zu wünschen wäre. Bielleicht, weil hier der Elan des Einzelnen Alles ausmacht, unsere stärksten Künste, Organisation, exaktes Zusammenarbeiten, nicht den Ausschlag geben. Doch werden wir auch hier nicht rasten, bis^wir die Führung haben. Jeder ist uns willkommen, der bereit ist, dazu beizusteuern. Warum kommt Ihr nicht? Es ist ein hartes, heroisches Handwerk; verlangt Keuschheit und täglichen Einsatz des Lebens. Mehr hat Keiner Herzugeben. Hier hättet Ihr Gelegenheit, Euren Muth zu beweisen, wie nirgends sonst. Bitte, keine Entrüstung! Ihr wißt Euch auch sonst unbilliger Forderung zu fügen, Euch dem Borurtheil anzupassen. Und man verlangt nun einmal von Euch diesen Beweis. Eure Borfahren waren eben nicht bei den Kreuzzügen; und es ist lange her seit den Tagen der Makkabäer. Bismarck, dessen stärkste Seite wirklich nicht war, dem Gegner gerecht zu werden, hat für Lassalle öffentlich warme Worte gefunden; aber Lassalle war im Duell gefallen. Von Denen, die sich aus der! Hetze gegen Euch einen (seien wir artig neutral) ‚Beruf‘ machten, ist nach unrühmlicher Geschichte nur noch ein trauriger Ueberrest vorhanden. Den Athem würde es dem verschlagen, drängtet Ihr Euch zu dem gefährdetsten, exponirtesten Theil der Armee. Euch würde Das sogar leichter als manchjem Anderen; denn Ihr verfügt oft über die zur Erlernung des Handwerks nöthigen Mittel an Zeit und Geld und seid von Jugend auf mit dem Explosionenmotor des väterlichen Automobils vertraut. Bequemer ist es freilich, den ‚Betrieb‘ in der Behrenstraße zu studiren. Aber damit werbt Ihr keine Achtung, stärkt Ihr nur altes Vorurtheil, Doch Das braucht man Euch nicht erst zu sagen. Freilich werdet Ihr wohl dereinst einmal, nach der unaufhaltsamen Demokratisirung, auch ohne weitere Bemühungen die Aufnahme ins Offiziercorps erlangen. Aber nobler, sauberer ist es, sie sich durch eigenes Verdienst zu erstreiten, als, getragen von günstigen Zeitumständen, einen nothgedrungenen, unter Naserümpfen gewährten Empfang zu erreichen. Wenn Ihr mit einem Fliegerdiplom in die Armee tretet, werdet Ihr den größten Theil der Dienstzeit hindurch Offiziersdienste leisten, in stetem Konnex mit uns leben, Ruhm und Gefahr mit uns theilen. Und nichts kittet fester als Blut. Nach solcher Dienstzeit würden wir gar nicht mehr daran denken, Euch die Aufnahme zu verweigern; wäret Ihr eins init uns geworden. Denn so ist nun einmal unsere Art: wir vermögen nur Den zu achten, der jeden Augenblick bereit ist, sein Leben in die Schanze zu schlagen. Diesen achten wir aber

Die Zukunft.

wie ,Unseresgleichen. Sogar, wenn er ein Fremder ist, wie Der, den wir heute begraben haben, ja, selbst als Feind. Denkt stets daran! . .

IV. Die Budgetkommission des Reichstages will die nicht aufKapi»talsbesitz fundirten Einkommen schon von S000 Mark an zu dem einmaligen Wehrbeitrage heranziehen; der Bundesrath scheint die untere Grenze schon bei 1« 000 Mark ziehen zu wollen. Beide gesetzgebenden Faktoren unterscheiden aber nicht Einkommen aus gewerblicher Arbeit 'und ans einer stets kündbaren, nicht pensionfähigen Stellung von dem Einkommen der Beamten, deren Existenz gesichert ist und deren Alter nach eingetretener Arbeitsunfähigkeit vor Sorgen durch die Pension geschützt ist und deren Hinterbliebene eine (wenn auch kleine) Versorgung erhalten. Wird ein höherer preußischer Beamter nach dreißigjähriger Dienstzeit, also etwa im Anfang seiner fünfziger Jahre, arbeitsunfähig, so erhält er ungefähr 5000 Mark Pension. Jeder Andere muß in der selben Zeit 125 000 Mark etwa von seinem Gehalt erspart haben, um die selbe Rente zu genießen. Wird der Beamte krank, so erhält er sein Gehalt weiter; der Andere kann nichts erwarten und riskirt, seine Stellung zu verlieren. Der Beamte ist für Lebenszeit versorgt; jeder Andere muß mit ungleichem Verdienst, ja, mit Zeiten von Arbeitslosigkeit rechnen. Das Einkommen des Beamten steigt mit dem Alter; bei der Mehrzahl der Anderen besteht die Gefahr, daß es sinken wird. Alle diese Gründe rechtfertigen eine Differenzirung der Untergrenzen zu Ungunsten der Beamten. Gerade wir Beamten sollten dafür eintreten, daß uns das Recht gegeben wird, schon von Einkommen von 5000 Mark an zum Wehrbeitrag zu steuern. Wir müssen Das um so mehr, als gerade in unseren Kreisen stets eine große Begeisterung für die Stärkung unserer Wehrmacht geherrscht hat. Ich bin Optimist genug, um zu glauben, daß es nur dieser- Anregung bedarf, um alle Beamten, namentlich auch ihre Organisationen, in erster Linie den Deutschen Richterverein und den Bund der Festbesoldeten, zu veranlassen, diese Forderung aufzunehmen. Bei einem Einkommen von S000 Mark etwa 100 Mark in drei Jahresraten abgeben: Keinem von uns wird Das schwer fallen. Es scheint mir geradezu ein nobile «Licum der Beamtenschaft, dies Verlangen zu stellen; es wäre ein gutesBeispiel für dieSteuerscheuen, deren es leider nur zu viele in unserem lieben Deutschland giebt. Und dieser Beweis von (ich sage nicht: Opferwilligkeit, sondern) Pflichtbewußtsein würde dazu beitragen, die Kluft ein Wenig auszufüllen, die sich Gott seis geklagt, tief zwischen Beamtenthum und Bürgerthum aufgsthon hat, und ein Aequivalent bieten füjr die aus den Geldern der Steuerzahler zu entnehmenden Gehaltserhöhungen, die durch die allgemeine Theuerung leider unvermeidlich geworden waren. Amtsgerichtsath Dr. H e r z.



Rentenkapital.

«37

Rentenkapital.

er Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande." Er gilt auch draußen nichts. Man hat zu oft schon schlechte Erfahrungen mit den Propheten gemacht. Vor etwa zehn Jahren wurde in NewPork, auf einem Kongreß von Vertretern der Lebensversicherunganstalten, über die Bewegung des Zinsfußes gesprochen und behauptet, sie habe sinkende Tendenz. Wie denken die Propheten von 1903 heute über ihren Spruch? Der Zinsfuß scheint sie zu höhnen; er hat noch nie eine weniger sinkende Tendenz gehabt als in den letzten sechs Jahren. Der Schatzsekretör Kühn und der Finanzminister Dr. Lentze können ein Lied davon singen. Den Text liefert der jüngste Anleihehandel. „DerMenfch versuche die Götter nicht!" Ein „Erfolg" wie der vom zwölften Juni war noch nicht da. Von 225 Millionen Reichsanleihe und Konsols wurde knapp die Hälfte gezeichnet; und den größten Theil übernahmen die öffentlichen Kassen. Da wars sogar im Februar noch besser: auf 150 Millionen Reichsanleihe wurden 223 angeboten und fast die ganze Summe fand sicheren Unterstand. Was soll nun werden? Glaubt wirklich Iemand, das Verbot, ausländische Papiere an die Börse zu lassen, könne den deutschen Renten helfen? Als ob das Publikum nicht unter den Effekten, die ihm fünf Prozent bringen, die Auswahl hätte! Zwar ist gejubelt worden, als es hieß, der preußische Handelsminister habe die Einführung neuer Auslandsanleihen an die berliner Börse verboten. Wenn wirklich ein allgemeines Verbot dieser Art erfolgt wäre, so käme es post festum. Aber der Minister wird den Banken unverbindlich gesagt haben, sie möchten sich in ihren Auslandgeschäften einschränken. Das thun sie längst. Sie verzichteten auf die Bethell<sup>^</sup>ung an der budapester Stadtanleihe, um sich für die große deutsche Emission frei zu halten. Und man wünscht ja, daß die Finanzinstitute an internationalen Geschäften theilnehmen, die für den deutschen Kredit und das Relief vorm Ausland Bedeutung haben. Ob Das auf die neuen sechsprozentigen Mexikaner zutrifft, ist fraglich. Diese Emission kommt nicht zu uns. Die Begebung erfolgt nur in Paris, London, New York, Holland, Belgien und der Schweiz. Die deutsche Gruppe hat aber von den 6 Millionen <sup>^</sup> der neuen Mexikaner 20 Prozent fest übernommen. Deutsches Geld ich auch da also festgelegt. Trotz allen Abschreckungsversuchen. Die Macht der Regierung endet vor dem Chefkabinet der Banken. In ihren Zimmern können die Direktoren machen, was sie wollen. Sie können sich ganze Ladungen lästiger Ausländer ins Haus fahren lassen und sie unter der Hand an die Kundschaft weiterverkaufen. Sie dürfen sogar durch Prospekte auf die „günstige Gelegenheit" hinweisen oder durch Cirkulare die Kauflust reizen. Gegen solchen Vertrieb ist die Staatsgewalt machtlos, Sie kann sich nur mit flammendem Schwert vor die Pforte der Börse stellen und den fremden Eindringlingen den Zutritt wehren. Und dieser Schutz gilt auch nur für den Landesbezirk. Was die preußischen Minister beschließen, braucht den hamburgischen

Die Zukunft.

Senat nicht zu kümmern. Eine bulgarische Staatsanleihe, deren Zulassung in Berlin nicht genehmigt worden war, hat schließlich, nach zweijährigem Antichambriren, einen Platz an der hamburger Börse gefunden. Mas Bankhaus M. M. Warburg S Co. hat sich an der Uebernahme einer 4Vüprozentigen schwedischen Anleihe von 10 0 Millionen Kronen betheilt (die einstweilen nicht in Deutschland placirt wird, sondern im Portefeuille des Emissionhauses bleibt, als „kein sehr angenehmes Engagement“), Da Warburg schon seit Jahren dem Schwedenkonsortium angehört, das aus vier französischen und zwei schwedischen Instituten besteht, so war die Mitwirkung an der jüngsten Anleihe von selbst gegeben. Hätte sich das einzige deutsche Mitglied der Finanzgruppe zurückgezogen, so wäre in Paris wahrscheinlich wieder gesagt worden, die deutsche Finanz stehe vor der Erklärung ihrer Insolvenz, Herr Max Warburg hatte auf dem letzten Bankiertag in München das Referat über das Thema „Geeignete und ungeeignete Mittel zur Hebung des Kurses der deutschen Staatspapiere“. Er lehnte eine grundsätzliche Behinderung ausländischer Emissionen ab und sagte: „Meine Ueberzeugung ist, daß die Frage, wann und welche Werthpapiere in Deutschland zuzulassen sind, dem Pflichtgefühl der einführenden Banken und Bankiers überlassen bleiben muß, wobei die nöthige Korrektur eventuell durch die Zulassungstellen erfolgen kann. Eine Absperrung aber ist unmöglich.“ Mit ähnlichen Sätzen hatte Staatssekretär Dr. Delbrück die konservative Interpellation im Reichstag beantwortet. Kurpfuscherei ist immer gefährlich. Wenn das Gesetz bestimmt, daß Emissionen nicht zuzulassen sind, durch die „erhebliche allgemeine Interessen“ geschädigt werden, so ist damit nicht gesagt, daß solche Schädigung vorliegt, wenn man dem Publikum Anlagewerthe mit besseren Bedingungen, als die deutschen Staatspapiere gewähren, anbietet. Das allgemeine Interesse ist: das Volksvermögen möglichst sicher zu möglichst gutem Ertrag anzulegen. Trifft diese Voraussetzung auf die dreiprozentigen deutschen Reichsanleihen und preußischen Konsols zu? Mündelgelder, die vor achtzehn Jahren in dreiprozentiger Reichsanleihe angelegt wurden, haben 25 Prozent vom Kapital verloren. Zwischen Besitz und Verkehr fremder Werthpapiere ist ein Unterschied, In Deutschland ;und Großbritannien ist der Transit der ausländischen Effekten wichtig, weil der internationale Handel riesige Waaren- und Kapitalmengen wälzt. Da giebt's keine Vereisung. Alles fließt. Die großen Auslandemissionen sind mit dem Kennzeichen der Weltwirtschaft versehen, das sie über den Werth bloßer Finanzgeschäfte hinaus hebt. Man vergißt diesen Zusammenhang und glaubt, das Problem mit nationalen Gefühlsregungen lösen zu können. In Frankreich ist's anders. Das französische Kapital erwirbt fremde Werthe, um sie zu besitzen. Die Weltanschauung des Rentners regiert. Die ist Tradition; und der kommerzielle Geist wird ihr nicht gefährlich. Die dreiprozentige französische Rente kostet 83,90, hat sich also um fast 5 Prozent unter den niedrigsten Kurs der vorigen Jahres! gesenkt. Seit einem Vierteljahrhundert war sie nicht mehr so wohlfeil wie heute. Das Selbst.



Rentenkapital. bewußtseie der grsriSs nstion sonnte sich an den unübertroffenen Eigenschaften ihres Staatspapiers. Neben den Siegen des großen Kaisers bildeten die Triumphe der Rente den stolzesten Besitz, ?smvi ps8«s,ti. Man muß schon daran denken, das nationale Anlagepapier gegen die Konkurrenz ausländischer Anleihen zu schützen. Belgien hatte wegen einer Anleihe in Paris verhandelt, mußte sich aber auf „bessere Zeiten“ vertrösten lassen. Für die Aufnahme neuer russischer Eisenbahnobligationen fehlt es an der Begeisterung, die das Freundschaftverhältnis zwischen Marianne und dem Zaren zur Pflicht macht. Die Portugiesen, die Seinostrangi «suss ihren fünf Jahre alten Bankdiskont von 6 Prozent um ein Prozent ermäßigten, rechnen für eine neue Anleihe auf die republikanischen Brudergefühle an der «seine. Und die Balkanvölker wollen aus der französischen Brunnenröhre ihren Durst löschen. Weil sich bei Alledem für Frankreich mehr um politische Probleme als um Geschäfte handelt, hat sich in die Berathungen der pariser Finanzkonferenz eine nicht gerade erfreuliche Tendenz eingeschlichen. Die Franzosen wollen offenbar ihr Monopol, das ihnen die jungtürkischen Anleihegeschäfte ramponirt hatten, wieder zu vollem Glanz bringen. Natürlich auf Kosten Deutschlands, das sich mit Frankreich in den Hauptbestand der türkischen Staatsschuld theilt. (Die deutsche Quote nmfaßt rund 660 Millionen, die französische 1830 Millionen Francs; ß>er Rest von 738 Millionen kommt auf alle anderen Länder.) Von der liebenswürdigen Gesinnung des französischen Partners zeugt ein sonderbares Perlangen. Für die, Anleihen der Bagdadbahn haftet die türkische Regirung. Die letzte Serie der Anleihe ist von der deutschen Finanz bereits übernommen, aber noch nicht auf den Markt gebracht worden. Nie hat ein Staat, der sin Darlehen aufnahm, den Abschluß des Geschäfts erst vom Emissionstage an datirt. Der geht den Schuldner nicht an. Wenn er sein Geld von den Banken hat, ist er vergnügt und fragt nicht, was sie mrt seinen Schuldtiteln anfangen. Die Franzosen scheinen für die Regelung der türkischen Schulden eine neue Auffassung vorzuschreiben. Sie haben sich gegen die Einfügung des erwähnten Abschnittes der Bagdadbahnanleihe in die türkische Gesamtschuld gewehrt, weil die Titres noch nicht auf den Markt gebracht seien, man also nicht von erledigten Geschäften reden dürfe. Den drei „Verbündeten“, die mit ihrem Kredit an die Stelle des türkischen Schuldners treten sollen, ist die französische Interpretation willkommen. Je kleiner die Summe der Gesamtschuld ist, desto leichter wird die Last, die Serbien, Bulgarien und Griechenland auf ihre Schultern zu nehmen haben. Die deutschen Agenten werden sich der gallischen Rechenkunst nicht anschließen. Die Franzosen glauben vielleicht an den viel gepriesenen Erfolg des deutsch-britischen Abkommens über die letzte Strecke der Bagdadbahn und suchen sich in ihrer Weise an diesem vermeintlichen Succss zu freuen. Die Finanzkonferenz hat auch zu entscheiden, wer für die Porschüsse eintreten muß, die der Türkei seit dem Beginn des Krieges gegeben wurden; 23 Millionen Türkenpfund. Serbien und Bulgarien sind auf das französische Portemonnaie

Die Zukunft.  
angewiesen. Ob es sich heimlich öffnet, wenn sie Krieg gegen einander führen? Die französische Finanz hatte sich im vorigen Jahr schon zur „Veredelung“ der bulgarischen Staatsschuld gerüstet; 180 Millionen Francs waren für den Zweck bestimmt. Aber es kam anders. Statt der Hebung des Kredits war die Hebung von Vorschüssen nöthig. Wenn nun die Franzmänner den Laden zumachen, bringen sie sich am Ende um ihr eigenes Geld. Treibt man Bulgarien ins wirtschaftliche Elend zurück, so haben die Gläubiger den Schaden. Ists ein Wunder, daß die gallische Grazie sich in galligen Zorn wandelt? Gute Rechner haben festgestellt, daß die Summen, die Frankreich in nächster Zeit ans Ausland geben wird, 3 bis 4 Milliarden Francs betragen. Und dabei sind die eigenen Geldgeschäfte der Regierung noch in der Schwebe. Die Nervosität steigert sich, wenn aus dem Lager des Dreibundes mit Pfeilen geschossen wird. Das thaten die Italiener mit der Wiedereinführung ihres „Affidavit“. Bis 1904 mußten die Besitzer italienischer Rente, die die Coupons im Ausland zur Einlösung vorlegten, die eidesstattliche Versicherung abgeben, daß sie Ausländer und Inhaber der Schuld-titres seien, deren Zinsscheine sie präsentirten. D<r die! Coupons im In-land nur in Papier ausgezahlt wurden, sollte verhindert werden, daß sie von Italienern ins Ausland geschickt wurden, um dort das Gold-agio zu gewinnen. Auf diese Weise wurde eine für den Schuldnerstaat sehr unangenehme Spekulation möglich. Der berliner Unternehmer kaufte die Coupons in Italien, zahlte dort den Papierpreis und löste j ie dann in Deutschland gegen Gold ein. Ein Affidavit lassen sich natür-lich nur solche Staaten geben, die nicht im vollen Besitz der wirthschaft-lichen Leistungsfähigkeit sind und kein vollwerthiges Papiergeld haben, Italien konnte die Schutzmaßregel aufheben, nachdem seine Valuta regu-lirt worden war. Das Königreich hat die Konvertirung seiner hochver-zinslichen Anleihen in 3Vs prozentige Titres durchgeführt und, während Deutschland 4prozentige Renten ausgeben mußte, den neuen Typ bei-behalten. Nun scheint, durch den Krieg und die „Pazifizirung“ der neuen nordafrikanischen Provinz, die Reserve des Staatsschatzes lang-sam wegzutröpfeln. Vor Jahr und Tag hieß es, die italienisch« Regi-rung habe mit dem Haus Rothschild eine Anleihe von 300 Millionen Francs abgeschlossen. Dem Gerücht wurde schroff widersprochen. Viel-leicht war das Geschäft nu« aufgeschoben. Dann könnte man. zweifelhaft sein, ob es noch heute unter den Bedingungen von 1912 vereinbart würde. Die Konvertirung der italienischen Rente hatte die fürDeutsch-land nützliche Folge, daß der größte Theil der in deutschen Besitz ge-langten Italiener in die Hsimath zurückwanderte. Nicht so glücklich ver-lief die Sache für Frankreich. Dort blieben die italienischen Papiere seßhaft; denn der französische Rentner war nicht durch die Industrie verwöhnt und hatte mit 3Vs Prozent Zinsen noch immer genug. Des-halb träse die Erneuerung des Affidavit zunächst die Franzosen.

L a d o n.

Serausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian garden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck »on Paß S Sarleb G, m. b. B. in Berlin.